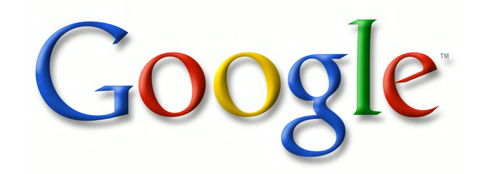
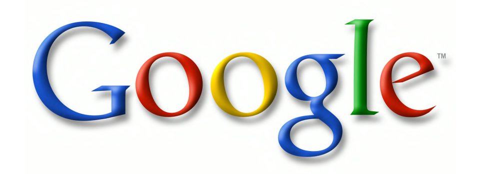
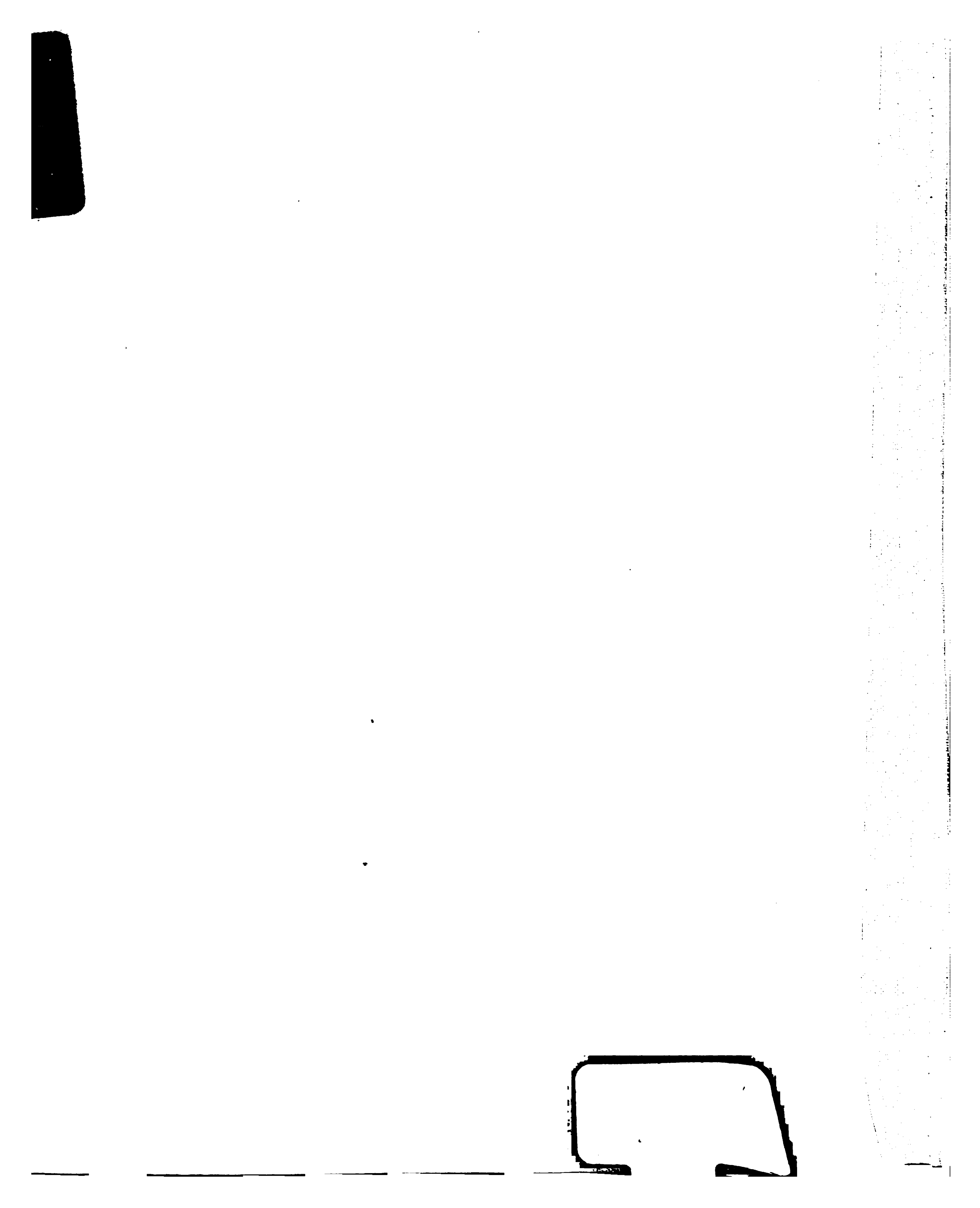
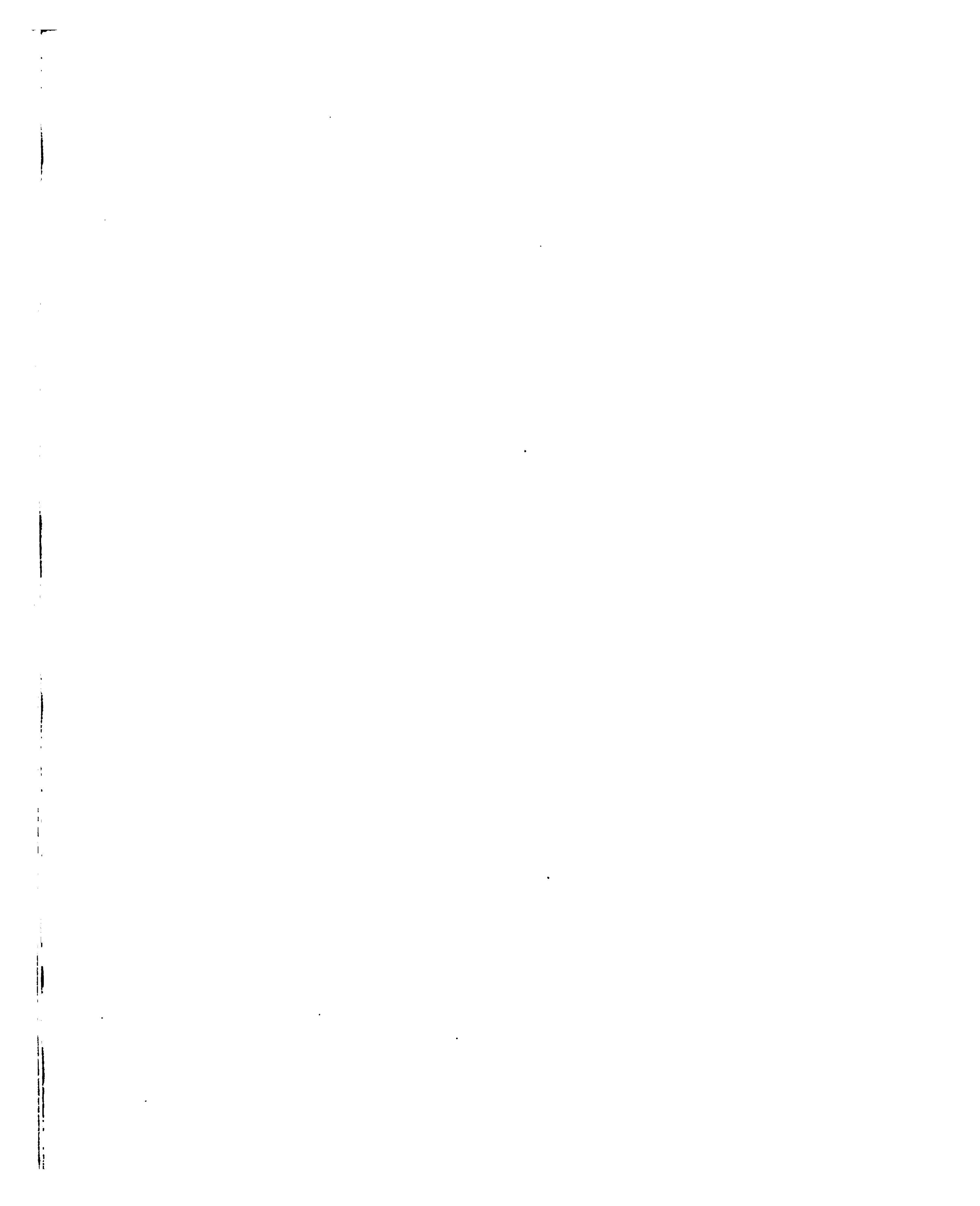
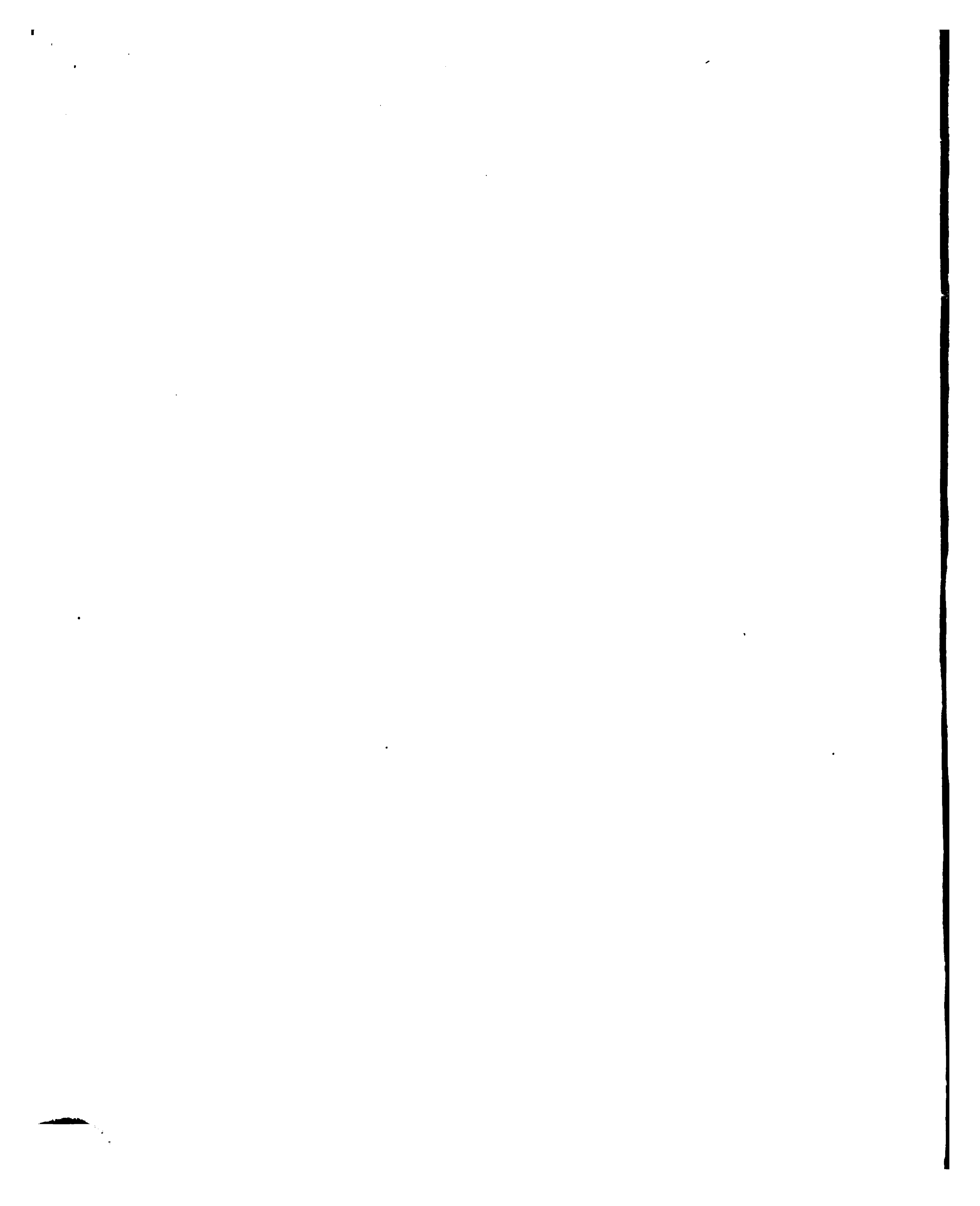


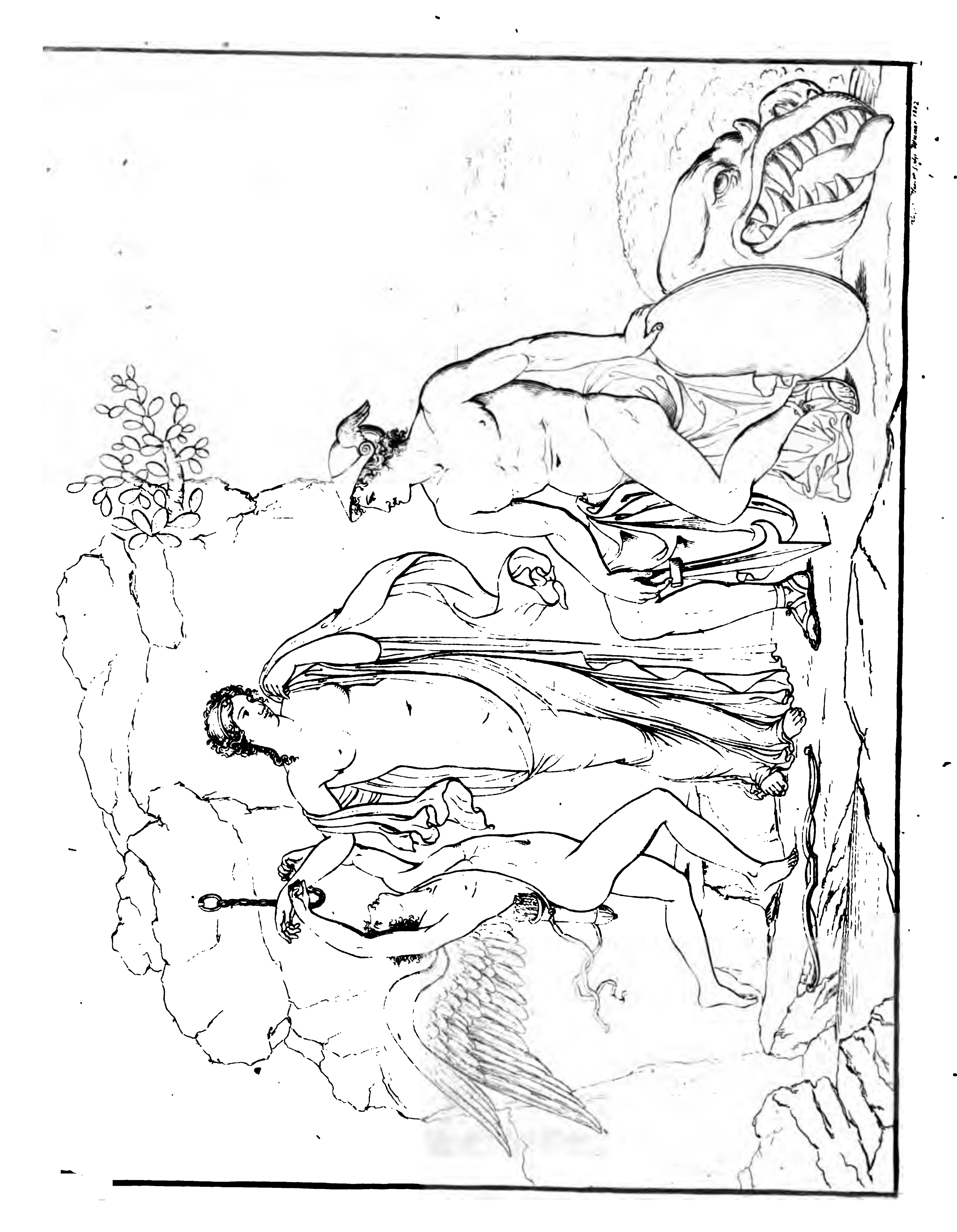








NAA



ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

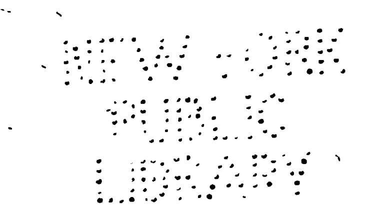
VOM JAHRE

1803.

ERSTER BAND.

(MIT EINER KUPFERTAFEL.)

JANUAR, FEBRUAR, MÄRZ.



JENA,
in der Expedition diefer Zeitung,

und LEIPZIG,
in der kurfürftl. fächfifchen Zeitungs-Expedition.

1803.

WEIMARISCHE KUNSTAUSSTELLUNG
VOM JAHRE 1802
UND
PREISAUFGABEN
FÜR DAS JAHR 1803.

I.
Kunstausstellung von 1802.

I. Vorerinnerung.

Durch die Theilnahme des Publicums, an unserer Kunstausstellung, fanden wir uns in den Stand gesetzt, den Preis fürs vergangene Jahr aufs doppelte zu erhöhen, und dadurch den Künstlern, für ihre Bemühungen, eine etwas anständigere Summe anzubieten. Wir schlugen nur einen Gegenstand, Perseus und Andromeda, vor; erwarteten, daſs denkende Künstler selbst gewählte Sujets ausführen würden, und ersuchten die Landschaftsmaler, sich gleichfalls anzuschlieſsen; deren Arbeiten auch jedem Freunde der Kunst willkommen gewesen sind.

Wenn Künstler vom besten Willen, durch zufällige Hindernisse, abgehalten worden, dieſsmal zu concurriren, und also die Ausstellung überhaupt minder zahlreich ausgefallen, als man erwartet haben möchte: so ist doch der Gehalt der eingesendeten Stücke befriedigend genug gewesen, wie wir, durch ausführliche Anzeige und Beurtheilung, vor dem gröſsern Publicum, auszuführen gedenken.

II. Verzeichniſs der sämmtlichen ausgestellten Kunstwerke.

A.

Perseus und Andromeda.

A. Weiſs Papier, Federzeichnung, Bistre. Cassel.
B. Weiſs Papier, schwarze Kreide, Schatten gewischt. Paris.
C. Grau Papier, schwarze Kreide, weiſs gehöht. Cassel.
D. Weiſs Papier, Federzeichnung, Bistre. Frankfurt.
E. Wasserdeckfarben. Oehringen.
F. Oelgemälde. Hamburg.
G. Oelgemälde. Hueth.
H. Oelgemälde. Schloſs N. N.
I. Oelgemälde. Detmold.
K. Basrelief in Gips. Gotha.
L. Desgleichen.
M. Basrelief, gebrannter Thon. Weimar.

B.

Landschaften.

1) Reiche Composition, weite Aussicht auf Land und Meer. Ulysses und Nausika a. Eutin.
2) Weiſs Papier, Federzeichnung, Bistre, Composition. Aussicht über Land und Wasser.
3) Weiſs Papier, Federzeichnung, Bistre. Die Ruinen der Burg Hanstein, bey Göttingen. Cassel.
4) Oelgemälde, groſse Composition. Aussicht, von einer mannigfaltigen Gebirgshöhe, auf einen Meerbusen. Morgen. Cassel.
5) Weiſs Papier, Federzeichnung, Bistre. Burg Hanstein, bey Göttingen. Cassel.
6) Weiſs Papier, Federzeichnung, Bistre, Ruinen von Girgent.
7) Aquarell. Meeraussicht, bey Capri.
8) Oelgemälde, beschrankte Composition, Grab des Mykons nach Geſsner. Eutin.
9) Aquarell. Tempel zu Delphi. Berlin.
10) Wasserdeckfarben. Eruption eines Vulkans. Oehringen.
11 u. 12) Oelgemälde. Nacht und Brand. Dresden.
13 14 15 16) Oelgemälde, verschiedene landschaftliche Gegenstände. Hamburg.

C.

Auſserordentlich eingeschickte Stücke.

N. Weiſs Papier, Federzeichnung, getuscht. Cicero, der Nachricht von der Verschwörung des Catilina erhält.
O. Weiſs Papier, Federzeichnung, getuscht. Antigone, welche ihren Vater dem Theseus vorstellt.
P. Grau Papier, Federzeichnung, getuscht und weiſs gehöht. Virginius, dem man seine Tochter entreiſsen will.
Q. Weiſs Papier, Federzeichnung, getuscht. Cato, auf Selbstmord sinnend.
(Sämmtlich von Langer, d. j. in Düsseldorf.)
R. Weiſs Papier, schwarze Kreide, Schatten gewischt. Heilige Familie, nach Rafael. Hose, in Eisenach.
S. Aquarell. Oedipus, das Räthsel der Sphinx auflösend. Meyer in Weimar.
T. Oelgemälde. Jupiter und Thetis.
U. Oelgemälde. Hebe.
V. Oelgemälde. Achill schreckt den Hector von der Leiche des Patroklus zurück.
Y. Z. Grau Papier, schwarze Kreide, weiſs gehöht. Alter Kopf, nach der Natur von Langer, d. j. in Düsseldorf.

D.

Aeltere Werke.

Zwey Portrait-Büsten, von Tiek.
Victoria, von einer alten Bronze geformt.
Ein Gemälde und zwey Zeichnungen.

E.

Kupferstiche.

Abendmahl, nach Leonard da Vinci, von Morghen.
Zwey Landschaften, nach Claude Lorrain, von Gmelin.
Achilles, den Patroklus beweinend, nach Füger.
Madonna, nach Saſſoferrata.

F.

Verſchiedenes,

Von alten und neuern Meiſtern und einiges techniſch Merkwürdige.

III. Beurtheilung der eingeſendeten Arbeiten, im Einzelnen.

A.

Perſeus und Andromeda.

Litt. C. *Groſse Zeichnung, mit ſchwarz und weiſſer Kreide*, auf grau Papier, von Hn. *Ludwig Hummel*, aus Neapel, gegenwärtig in Caſſel. Der dem Titel zum erſten Bande der A. L. Z. v. d. Jahre vorgeſetzte, in Kupfer geſtochene, Umriſs zeigt den Liebhabern der Kunſt die Compoſition dieſes Werks, welchem der eine Preis zuerkannt worden, hinlänglich deutlich, und überhebt uns daher der weitern Beſchreibung des Inhalts deſſelben.

Beſcheiden erklärte der Künſtler: er habe eine von den Beſchreibungen des Philoſtratus benutzt. Wir möchten hinzuſetzen, er habe zugleich ein Muſter gegeben, wie jene Beſchreibungen genutzt werden ſollten. Wenn dort alles zerſtreut erſcheint, der epiſodiſche Ueberfluſs vorwaltet: ſo hat er hingegen alles einfach behandelt, zuſammengefaſst, und aus der Nachricht des Sophiſten nur im allgemeinen Anlaſs zu ſeinem Werk genommen, deſſen Erfindung ihm darum nicht weniger angehört, als wenn er den Stoff aus einem Dichter oder Geſchichtſchreiber geſchöpft hätte.

Unſer Künſtler hat durchaus das Stille, Sanfte und Wohlgefällige zum Zweck, wobey indeſſen der Bedeutung nichts entzogen worden. Er wuſste, was viel geſagt iſt, und ihm zum beſondern Verdienſt angerechnet werden muſs, einen *Zuſtand* anſchaulich darzuſtellen. Mit weiſe gezügelter Phantaſie iſt alles bedacht, überlegt, zweckmäſsig, zum Ganzen übereinſtimmend.

Wir ſehen eine, von Wellen des offenen Meeres umbrauſte einſame Klippe, auf derſelben die verlaſſene Schöne, welcher der Held und der Genius zu Hülfe gekommen; im getödteten Ungeheuer vorübergegangene Gefahr. Perſeus zärtlicher Blick läſst ſeine Liebe ahnden.

Der geflügelte Knabe, welcher die Andromeda ſo zart und zierlich löſet, hebt das Ganze in eine höhere Region, führt in jene Urzeiten zurück, wo die Menſchheit mit den Göttern verwandt war, und Umgang pflog. Selbſt der von der nahen Küſte abſtoſsende Kahn, iſt ein glücklich gedachter Zug, welcher zur Rundung des Ganzen beyträgt, er deutet auf eben vollendete Rettung der Andromeda, ihr Verhältniſs zu den Uferbewohnern, auf die Freude derſelben, auf wiederkehrenden Muth etc. Alles iſt durch einfache Mittel bezweckt, nichts in der Darſtellung überflüſſig, nichts bedeutungslos.

Die Figuren ſind, mit vieler Einſicht, zart gezeichnet, beſonders nimmt ſich der Leib der Andromeda, ſowohl durch edle Form, als durch weibliche, ſüſse Weichheit des Contours, ſehr vortheilhaft aus.

Perſeus hat die rüſtige Geſtalt, die ihm als Helden zukommt, derb und athletiſch, im edlern Sinne, Amor das Gewandte, ſchlankgegliederte eines Genius, im zarten Knabenalter.

Ueber die wohlgelungene Anordnung wären alle weitere Anmerkungen überflüſsig, weil Kunſtverſtändige den Werth, welchen das Werk von dieſer Seite hat, am beſten aus dem Umriſs beurtheilen können.

Die Beleuchtung iſt, wie es ſich für eine Scene, die im Freyen vorgeht, ſchickt, zwar kräftig, aber nicht von übertriebener pikanter Wirkung. Die Maſſen ſind breit gehalten, wenig unterbrochen, daher alles deutlich und ruhig in die Augen fällt.

Wenn die Kritik, den beſſern Geſchmack *zu fördern*, in gegenwärtiger Zeit, nur zu oft gegen Carikatur, Ueppigkeit in der Darſtellung, Mangel an Gemüth und Empfindung kämpfen muſs, ſo empfiehlt ſich deſtomehr ein Werk, worin durchaus ein ſo reiner, einfacher Sinn, ein friſches und zartfühlendes Gemüth wahrgenommen wird. Uns, wir verbergen es nicht, war die Zeichnung des Hn. *Hummels*, um deſswillen hauptſächlich, eine der angenehmſten Erſcheinungen, und wir glauben ihn nicht dringend genug ermahnen zu können, ja nicht von dieſem rechten Wege zu weichen, je weniger er auch dem gegenwärtig ſtark betretenen zunächſt begegnen mag.

Litt. K. *Basrelief.* Figuren halb Lebensgröſse. Die befreyte Andromeda, noch erſchrocken, ſcheint ihrem Retter, in dankbarer Hingebung, an die Bruſt ſinken zu wollen, er unterſtützt und umfaſst ſie, mit Theilnahme. Zu ſeinen Füſsen liegt das getödtete Ungeheuer, Pegaſus halb hinter dem Fels verborgen, endet das Bild auf der andern Seite.

Aus der edeln Form beider Figuren erkennt man des Künſtlers genaue Bekanntſchaft mit den Werken des Alterthums. Am Perſeus iſt die kräftige Fülle und Schönheit der Geſtalt beſonders lobenswerth, auch der Andromeda mangelt es überhaupt an ſanfter weiblicher Geſchmeidigkeit nicht. Unterdeſſen hätte ſie wohl etwas jugendlicher dargeſtellt werden können. Sollte das Werk je in Marmor ausgeführt werden, ſo würde vielleicht, in Hinſicht auf beſſere Anordnung, noch einige Abänderung zu treffen ſeyn. Der linke, hinter dem Schilf verſteckte Fuſs des Helden ſollte ſich,

sich, wie uns dünkt, lieber frey zeigen, und weil beide Figuren jede das Ende ihres Gewandes gefasst hält: so entsteht dadurch etwas monotones, welches in einem ausgeführten Werk tadelhaft wäre, und also im gegebenen Fall ebenfalls Beseitigung fodente; ferner wäre es wohl gethan, entweder den Perseus etwas niedriger, oder die Andromeda höher zu stellen, damit sie mehr auf ihn hinsinkend, er hingegen mehr gegen sie hinantretend und unterstützend schiene, welches der Bedeutung sowohl als der Mannigfaltigkeit zum Vortheil gereichen würde.

Litt. A. *Zeichnung auf weiss Papier, mit der Feder und braun getuscht.* Die Nereiden haben Andromeda auf einem Felsen angeschlossen, und entfliehen bey Annäherung des Ungeheuers, welches ziemlich in der Gestalt eines Delphins erscheint. Perseus kommt eben auf dem Pegasus herbey, um es zu bekämpfen. Die Nereiden, welche dieses Unglück über sie gerufen, und sie an den Felsen gekettet, entfernen sich und scheinen vor dem Ungeheuer zu fliehen, indem sie sich an der andern Seite des Felsens ins Wasser stürzen.

Der wackere Künstler, der noch nie unterlassen, mit seinen jährlichen Beyträgen unsere Ausstellung zu bereichern, legte auch in diesem Werk wieder seine gewohnten Vorzüge zu Tage. Leichte, zierliche Gestalten und geschickte Anordnung zum gefälligen Ganzen. Die Form der Figuren ist diessmal mit reinerem Contour als sonst angegeben. Auch wurde mit verständiger Kunst die Andromeda bekleidet dargestellt, wodurch sie sich von den unbekleideten Nereiden destomehr auszeichnet, hingegen gerieth sie, als die Hauptfigur des Stücks, wohl etwas zu klein; auch sitzt sie zu hoch auf dem Felsen, und scheint dadurch vor dem Ungeheuer völlig sicher.

Litt. B. *Zeichnung auf weiss Papier, mit schwarzer Kreide ausgeführt.* Mit Vergnügen betrachteten wir dieses Werk, welches von einem jungen hoffnungsvollen Künstler herrührt, der jetzt, in Paris, die gallische Beute an Kunstschätzen benutzt. Er hat den Augenblick gewählt, wo Perseus, nach eben vollbrachter That, siegreich den Aeltern der Andromeda zuzurufen scheint. Dankbar und zärtlich sinkt das Mädchen ihrem Erretter an die Brust. Das Ungeheuer von einer Lanze durchstossen liegt zur Seite. Perseus sowohl als Andromeda sind beide nackend dargestellt, der Held schlank, hat den Charakter rüstiger Behendigkeit, die Schöne ist zart, angenehm, zierlich gestaltet und bewegt. Man bemerkt im ganzen Werk, vorzüglich aber in dieser Figur, des Künstlers entschiedenes Talent für Rundung und zerfliessende Weichheit, die Wirkung von Licht und Schatten ist nicht weniger kräftig als angenehm.

Wenn unser Künstler seine Fähigkeiten von dieser Seite ferner auszubilden, und das gerundete weiche noch in blühendem Colorit darzustellen geübt seyn wird: so darf er sich für die Zukunft lebhaften Beyfall des Publicums fast als gewiss versprechen.

In Hinsicht auf Gehalt der Erfindung sind die höhern Kunstfoderungen in diesem Werk nicht hinlänglich befriedigt. Es fällt nicht in die Augen, dass Andromeda, gebunden, auf meerumgebener Klippe, dem Ungeheuer ausgesetzt war. Sie schmiegt sich dem Perseus so zärtlich und bekannt an, als ob ein langes Verhältniss zwischen ihnen bestanden hätte, und der Beschauer kann vermuthen, sie freue sich bloss, dass der Geliebte der Gefahr entgangen sey. Eben so wenig möchten wir die Gebärde gut heissen, mit welcher Perseus aus dem Bilde hinausdeutet; dadurch wird die Aufmerksamkeit des Beschauers, von der eigentlichen Darstellung ab, auf etwas geleitet, was er vergeblich sucht, und bleibt unbefriedigt. Auch könnte die Gebärde des Helden eher für eine trotzige Herausfoderung genommen werden, als für ein freundliches Herbeywinken bekümmerter Aeltern.

Litt. D. *Federzeichnung auf weiss Papier, mit Bistre.* Aus Frankfurt eingesandt. Andromeda sitzt, am Felsen geschlossen, von der Mutter umfasst, der Vater steht neben ihr, zu den Göttern flehend, indessen schwingt sich Perseus aus der Luft herab, zum Kampf mit dem nahenden Ungeheuer. Am entfernten Ufer ist eine Menge Volks versammelt.

Die strenge, bedeutende Manier, der kräftige geistreiche Ausdruck, welchen der Verfasser vornehmlich in die Gesichter zu legen wusste, sind Zeugen seiner guten Anlagen, und wenn wir die Fortschritte in der Kunst betrachten, die er seit zwey Jahren gethan, als der Abschied Hectors von der Andromache zu bearbeiten aufgegeben war: so lässt sich mit Grund für die Zukunft viel Gutes von ihm erwarten.

Noch fehlen aber die genaueren, tiefern Kenntnisse der Anatomie und Proportionen. Seine Zeichnung braucht, vorerst, eben nicht fester, doch sie braucht richtiger und von besserm Geschmack, in den Formen, so wie in den Falten zu werden.

Litt. E. *In Wasserdeckfarben mit keckem Pinsel und einem etwas graulichen Tone gemalt.* Die aufgegebene Fabel von Perseus und der Andromeda ist hier, zwar ohne poetischen Glanz der Gedanken, aber man möchte wohl sagen nach der Wahrheit, so wie ein dergleichen Vorfall sich im gemeinen Leben wirklich darstellen müsste, behandelt; das technische der Anordnung scheint uns viel Lob zu verdienen. Andromeda, Perseus und das Ungeheuer, bilden einen Kreis, in dessen Mitte man entfernt die Aeltern erblickt. Die Wirkung des Ganzen ist gut, der Ausdruck überhaupt kräftig und lebhaft; schade dass der Künstler so mancher guten Eigenschaft, die wir an seinem Werk wahrgenommen, nicht auch noch das Verdienst richtiger Zeichnung und edler Formen beygefügt hat.

Litt. F. *Oelgemälde*, aus Hamburg. Perseus auf das von ihm erlegte Ungeheuer weisend, hebt die Andromeda vom Felsen herunter, an dem noch die Fesseln hängen, und von der Seite her eilen Vater und Mutter, nebst verschiedenen andern Figuren, freu-

freudig herbey. Dafs der Künstler den Stoff von dieser Seite behandelte, ist lobenswürdig; auch sind einige Gewänder gut angelegt; aber die Zeichnung ist überhaupt etwas schwach, es fehlt an lebendigem Ausdruck, an Haltung, Uebereinstimmung, und mehr andern einem Kunstwerk unerläfslichen Eigenschaften.

Litt. G. *Oelgemälde.* Andromeda, in einer nicht gut gewählten Stellung, sitzt an den Felsen geschlossen. Perseus, vom Flügelpferd gestiegen, welches ein kleiner Amor hält, nahet sich ihr, das Ungeheuer liegt sterbend mit einer abgehauenen Pfote im Wasser.

Am ganzen Werk läfst sich wenig mehr als der gute Wille des Verfassers loben, Perseus ist ein steifer Held, Andromeda unhold, eine reizlose Gestalt. Ueberdem sind kunstmäfsige Vertheilung von Licht und Schatten, frischer blühender Ton des Colorits, Haltung, Anordnung, u. dgl. wie es scheint, dem Verfasser gegenwärtig noch unbekannte Dinge.

Litt. H. *Oelgemälde.* Ein Amor löst der Andromeda die Fessel vom Fuss, Perseus vom Arm ab, sie sinkt dem Helden an die Brust, ein anderer Amor zügelt den Pegasus, ein dritter, unter welchem sich der Verfasser vielleicht Hymen gedacht haben mag, schwebt mit Fackel und Myrtenkranz über den beiden Hauptfiguren, das Meerungeheuer liegt blutend an der Klippe, auf welcher die Scene vorgeht. Durch das ganze Stück zeigen sich vernehmliche Spuren von des Künstlers Zartgefühl, und eine Innigkeit des Gemüths, wegen welcher wir ihn auch ehemals schon gelobt haben, in allem übrigen ist sein Werk schwach.

Litt. I. *Oelgemälde.* Andromeda, mit weifsem Gewand bekleidet, steht, an den Fels geschlossen, ängstlich und klagend, das Ungeheuer nahet sich ihr, Perseus kommt auf dem Pegasus durch die Luft geritten, und der Kampf beginnt. Am entfernten Ufer ist ein Haufe Volks versammelt, unter welchem die königlichen Aeltern der Andromeda gesehen werden.

Dieses Bildchen war für uns eine überraschende Erscheinung, indem es uns, unerwartet, in manchem wieder an die ältern deutschen und niederländischen Meister, die Schwarz, Spranger, Golzius, Floris, u. a. erinnerte. Behandlung und Farbe sind, an den entferntern Gegenständen, durchgängig manierirt, vorzüglich aber ist dieses am Wasser der Fall. Wäre indessen nur die Andromeda fester gezeichnet, von gewähltern Formen, nach Erfodernifs kräftiger und mit dem übrigen in Harmonie: so würde das Werk im Ganzen noch immer einen sehr erfreulichen Eindruck gewähren, und der Künstler vorzügliches Lob verdienen. Perseus auf dem Flügelpferd, das Seeungeheuer und alle die entfernteren, ganz kleinen Figürchen des Volks am Ufer, sind so geistreich, so nett ausgeführt, dafs uns seit langem her nichts besseres in dieser Art zu Gesichte gekommen ist.

Litt. L. *Kleines Basrelief, blofs skizzenhaft behandelt.* Perseus, das Medusenhaupt in der Rechten, mit einem Mantel bekleidet, wird vom Rücken gesehen, er reicht der Andromeda die linke und leitet sie vom Felsen herab, unten liegt das erlegte Ungeheuer. Die Anordnung ist artig; aber nicht so bedeutend, auch der Situation, in welcher sich die handelnden Figuren befinden, minder gemäfs als im oben angezeigten gröfsern Basrelief. Gleichwohl ist es dankenswerth, dafs der wackere Künstler, gefällig, nebst seiner gröfsern Arbeit, auch noch diesen flüchtigen Entwurf hat einsenden wollen. Es mufs für alle Kunstliebhaber, die nicht nur schauen sondern auch denken und forschen mögen, lehrreich und angenehm seyn zu sehen, wie derselbe Gegenstand, von demselben Künstler, in mehrern Entwürfen, stufenweise, zum mehr oder minder vollendeten Kunstwerk gesteigert wird.

Litt. M. *Basrelief in gebranntem Thon*, aus Weimar. Liebreich umfafst Perseus die befreyte Andromeda, deren Vater und Mutter ihm die Krone aufs Haupt setzen. Hinter ihnen schwebt der fackeltragende Hymen, das Ungeheuer liegt todt am Felsen. Der junge Künstler, der diese Arbeit verfertigt hat, zeigt freylich noch keine grofse Uebung; er beging, in der Zeichnung sowohl als in der Anordnung, mancherley Fehler, auch sind die Falten der Gewänder noch zu häufig etc. demungeachtet sind wir dem Werk, um einer in demselben herrschenden Unschuld willen, nicht abgeneigt, und wenn selbst der ganze Gedanke, wie wir ihn hier dargestellt sehen, nicht zu billigen seyn möchte, weil nicht das reine Factum der Befreyung zur Anschauung gebracht ist, sondern die späte Folge desselben, die Heyrath, mit Anspielung auf eine noch fernere Folge: so ist darin doch ein Bemühen zu denken unverkennbar, und dieses Bemühen ist allerdings zu schätzen.

B.

Landschaften.

No. 1. Ein *Oelgemälde* 3'. 3". Höhe 4' 4" Breite von *v. Rohden* aus Cassel, dem in diesem Fach der Preis zuerkannt worden, stellt eine reiche Aussicht, zwischen Hügeln, auf einen Meerbusen dar, um welchen her sich Gebirge ziehen; den felsigen Hügel, im Mittelgrunde rechts, krönt ein Städtchen, gegenüber auf dem andern Hügel entragt lieblichem Gebüsch ein Tempel; ein Aquaeduct setzt über die Tiefe, in welcher, zwischen nickenden Büschen, ein kleiner Flufs über Steine rollt; Morgensonne beleuchtet die Scene und bewirkt grofse Schlagschatten.

Anmuth der Gedanken und der Anordnung, zart nüancirte Töne des Colorits, welches, vornehmlich im Mittelgrund, von hervorstechendem Reiz, Mannichfaltigkeit, Natur und Uebereinstimmung ist, fleifsige Behandlung ohne Aengstlichkeit, treue Darstellung, wodurch jeder Baum, jedes Gesträuch sich charakteristisch unterscheidet, zeichnen dieses treffliche Kunstwerk sehr vortheilhaft aus.

Als

Als Freunde des Vfs. müssen wir ihm über den glücklichen Erfolg seiner Bemühungen Glück wünschen, als Kunstliebhaber uns der vorzüglichen, ja man kann sagen, bereits meisterhaft ausgebildeten Kunstfertigkeit eines noch jungen Mannes freuen, der bey fortgesetztem Eifer und Studium, gewiss bald in der ersten Reihe der Künstler seines Fachs glänzen wird; als Kunstrichter aber möchten wir denselben, zum Zeugniss der Achtung, die wir durch eine strenge Untersuchung gegen sein Werk bewiesen haben, auf ein paar der minderen Stellen aufmerksam machen. Es sind nämlich die Bäume auf dem nächsten Hügel, links im Bilde, etwas zu schwach gehalten und den Gebirgen, welche sich um den Meerbusen herziehen, wäre mehr Farbe nöthig.

Die ganze Ferne ist wohl zu eintönig mattblau, und thut daher keine so angenehme Wirkung, als sich von der übrigens zierlichen Anlage derselben erwarten lässt.

No. 2 und 3 *Landschaften in Oel gemalt*, mittlerer Grösse, von Hn. *Strack* aus Cassel, gegenwärtig in Eutin. No. 2. zeigt eine sehr reiche, weite Aussicht, wo man einen grossen Busen des Meers, von Inseln und Landzungen durchschnitten, überschaut; auf einer der näheren Zungen liegt ein Städtchen oder Schloss, mit Tempeln, im antiken Stil gebaut, den Vordergrund füllen Gebüsch, Bäume und zur Seite eine ragende hohe Felswand. Die staffirenden Figuren stellen den Ulysses dar, welcher sich der Nausikaa und ihren Gespielen zeigt. Alle Stimmen waren einig: das Ganze dieser Composition mache ein reizend, fröhliches Bild, dem man überdem noch das Verdienst meisterhafter Leichtigkeit der Behandlung einräumen müsse. Einzelne Theile sind dem Künstler vorzüglich gelungen, vor andern aber der Fels im Vordergrunde mit Büschen, die aus seinen Spalten nicken. In der Ferne herrscht ruhige Uebereinstimmung und ein warmer, luftiger Ton, die Figuren sind überhaupt niedlich, besser als sie sonst gewöhnlich in Landschaften vorzukommen pflegen. Die Gruppe der Mädchen, welche vor dem Ulysses erschrocken, zusammenfahren, ist gut gedacht, alle sind reizende Wesen, und Nausikaa hebt sich, gefasster an Muth, so wie edler an Gestalt, aus den übrigen hervor. Etwas manierirte Farbentöne wird man in einigen Stellen der Bäume gewahr. Zu No. 3. hat dem Künstler Gessners Idylle *Mykon* Anlass gegeben. Unter einer Gruppe dicht verwachsener, überhangender Bäume, steht Mykons Grabmal, eine Quelle rauscht unter demselben hervor, die Durchsicht zeigt in der Ferne auf sanft steigendem Hügel, einen Tempel; ein Mädchen kömmt an der Quelle zu schöpfen und spricht mit zwey sitzenden Hirten. Der Baumschlag gelang in diesem Gemälde besser als in dem vorigen. Vielleicht ist das Colorit überhaupt wahrhafter, obgleich weniger lieblich und abwechselnd. In Rücksicht der Composition finden wir das erste Bild vorzüglicher.

No. 4. 5. 6. *Drey Zeichnungen in Sepia*, von Kobold aus Cassel. Die erste No. 4. bietet eine reiche, reizende Aussicht auf einen See, im Mittelgrunde liegt auf felsiger Höhe eine Stadt, im antiken Geschmack gebaut, in der Ferne ziehen sich Gebirge hin, den nächsten Grund schmücken grosse Bäume und fleissig ausgeführte Kräuter. No. 5. hat die Ruinen der Burg Hanstein unweit Göttingen zum Gegenstand, nahe von der Westseite her gezeichnet. In No. 6. sind eben diese Ruinen von der Südseite aus einem etwas entferntern Standpunkt dargestellt.

Hr. Kobold besitzt allerdings ein Talent für Erfindung, welches, mit Sorgfalt ausgebildet, schöne Früchte erwarten lässt. Solches erhellet nicht weniger aus der lieblich gedachten, zwar reichen, doch keineswegs überfüllten Landschaft, No. 4., als auch aus den beiden Ansichten vom Hanstein No. 5 und 6., in welchen der Standpunkt, von dem sie gezeichnet wurden, verständige Wahl eines malerisch gebildeteten Auges und Gefühles zu erkennen giebt.

Nicht minder bemerken wir mit Wohlgefallen, dass unser Künstler auf charakteristische Darstellung des Einzelnen eifrig bedacht war. Die Bäume verschiedener Art sind, besonders in der Zeichnung No. 4. deutlich von einander zu unterscheiden, auch verdienen die trefflich ausgeführten Kräuter im Vordergrund lobende Erwähnung. Nebenbey darf man mit Grund hoffen, Hr. Kobold werde sich einer gewissen Steifigkeit, welche in seinen Werken noch hier und da zum Vorschein kömmt, und von einem lobenswürdigen Fleiss der Ausführung, einem Streben nach möglichster Genauigkeit, herrührt, bald entledigen. Die Figuren, mit denen Hr. Kobold staffirt, sind nicht übel gezeichnet, allein der heroische Stil der Landschaft No. 4. foderte Figuren im antiken Geschmack, nicht nach der Mode gekleidet.

No. 7. *Die Eruption eines Vulkans*, mit Wasserdeckfarben gemalt. Man sieht einen grossen, vom Meer umgebenen Hügel, aus dessen Seite das Feuer gewaltig emporsteigt. Lava fliesst bis in's Wasser, glühende Steine werden ausgeworfen, Blitze entfahren der dicken Rauchwolke, welche die Feuersäule umgiebt.

Diese Angabe zeigt, dass der Künstler von den bedeutendsten Motiven, welche ein solches Phänomen ihm bieten konnte, verständigen Gebrauch machte, sein Werk hat auch überdem noch das Verdienst schöner Wirkung, und ist mit sehr geübter Hand ausgeführt. Nicht ganz ohne Grund wollten einige der Beschauer verlangen: dass die glühend ins Meer fliessende Lava mehr Dampf und Brausen erregen sollte.

No. 8 und 9. *Zwey Brandstücke*, Bilder mittlerer Grösse, in Oel gemalt von *Oldendorp*. In allen beiden zerstört das Feuer ländliche Wohnungen, welche in einem Thalgrund am Wasser liegen, in dem einen und unserer Meynung nach vorzüglichern dieser Gemälde steigt der volle Mond hinter den Bergen herauf und erheitert die Scene. Offenbar hat der Künstler auf die Effecte der Beleuchtung, welche ein Brand bewirkt, fleissig acht gegeben, daher ist ihm einzelnes

so

so wahr und glücklich gerathen; auch zweifeln wir nicht, er werde bey fortgesetztem Studium die Kunst lernen, zarter nüancirte Farbentöne anzubringen und dadurch, ohne Verlust an Kraft, gefälligere Wirkung des Ganzen erzielen. In dem Bilde, wo der Mond aufgeht, scheint es, er habe dieses Bedürfniss gefühlt und zu befriedigen getrachtet.

Sollte übrigens, wie es scheint, die Einbildungskraft dieses Künstlers von solchen Effecten dergestalt getroffen seyn, dass er sie ferner nachzubilden geneigt wäre: so würden wir ihm rathen, dieses Kunstfach mehr zu überdenken und bedeutende Gegenstände auszuwählen, an denen das Element des Feuers seine ungeheure Gewalt ausübt. Wenn bey einem Brande dasjenige zu Grunde geht, was Menschen mit grosser Mühe und Sorgfalt veranstaltet haben und was sie mit stiller Sicherheit besitzen; dann erscheint erst jene Naturkraft höchst fürchterlich, die alles plan- und zweckmässige für nichts achtet.

Wir würden dem Vf. rathen, den Brand eines Nonnenklosters vorzustellen, wo ein gut eingerichteter und bestandener Garten den Vordergrund ausmachte. Die aufgeschreckte Ruhe, der in Flammen aufgehende Besitz, die durch die Noth gesprengte Clausur, die durch Rettende zerstörte Ordnung würde bey zweckmässiger Composition der Gebäude, ein interessantes Bild geben. Es hängt von dem Künstler ab, das Ganze an einen Abhang zu legen, dem Garten Teiche und Quellen zu geben, und was er sonst zu seinem Zwecke erfoderlich glaubt.

Ein anderer Gegenstand, der nicht weniger Interesse gewährt, ist der Brand einer Mühle, wo das eine Element in der Nähe seines entgegengesetzten ungehindert alle Wuth ausübt.

Da übrigens der Künstler, wie wir zu bemerken glauben, in Figuren nicht geübt und gewandt genug ist: so würden wir ihm rathen, sich mit einem anderen Künstler zu associiren, der diese Parthie in seiner Gewalt hat. Sollten wir bey der nächsten Ausstellung einige Stücke erhalten, worin auf diese Bemerkungen Rücksicht genommen wäre: so liesse sich vielleicht noch manches über die Motive, die aus diesem schrecklichen Phänomen abgeleitet werden könnten, weiter ausführen. Wobey man nicht verbergen darf, dass Freunde der Kunst sich immer weniger mit einer kahlen Erscheinung befriedigen, sondern immer mehr eine, aus den Tiefen des Zustandes entwickelte, bedeutende Vollständigkeit zu fodern sich berechtigt halten werden.

No. 10. 11. 12. und 13. *Vier Landschaften*, in Oel gemalt, aus Hamburg. Unter diesen Stücken gefiel dasjenige, wo ein einsames Haus an der gewölbten Brücke steht, unter welcher ein Fluss daher rauscht. Es ist in Ruysdaels Geschmack gedacht. Ein zweytes, mehr im heroischen Sinne, erinnert, was die Anlage betrifft, an Claude, man vermisst aber in allem ohne Unterschied, die charakteristische Bezeichnung der Gegenstände, Klarheit des Colorits und kunstmässigen Gebrauch von Licht und Schatten.

Auch dürfen wir nicht vergessen der Aquarellzeichnung No. 9. zu erwähnen, Apollo's Tempel zu Delphi darstellend.

Sie ist überhaupt gut gedacht, mit malerischer Freyheit behandelt; im Ganzen herrscht ein angenehmer weicher Luftton, auch sind die im Vorgrund an der Seite stehenden Cypressen meisterhaft gemacht. Wem vielleicht der Tempel selbst gegen den übrigen Raum des Bildes zu gross gehalten schien, muss bedenken, dass diese Zeichnung zum Muster für eine Theaterdecoration entworfen worden, der Künstler also sich in diesem Fall nach dem vorgeschriebenen Maass zu richten hatte.

Als die Ausstellung dem Publicum bereits geöffnet war, bereicherte Hr. *Catel* aus Berlin solche, doch ohne um den Preis concurriren zu wollen, noch mit drey schönen Zeichnungen landschaftlichen Inhalts. Zwey derselben sind, mit Aquarellfarben ausgemalte Schweizerprospecte, einer vom sogenannten Wildkirchlein im Canton Appenzell, der andere von einem Theil des Luzerner Sees, zwischen Stanzstad und Küsnacht. Die dritte Zeichnung ist eine bloss getuschte Skizze, lieblich poetisch erfunden, eine einsame, baumreiche Gegend mit stillem Wasser im Mondschein.

Diese Zeichnungen haben uns, was gewiss zum Ruhm des Vfs. nicht wenig sagen will, an Gessners Geist und Gaben lebhaft erinnert. Hr. Catel arbeitet aber schon jetzt mit geübterer Hand und bedeutendern Zügen.

C.

Ausserordentlich eingeschickte Stücke.

Oelgemälde.

Jupiter und Thetis. Des Verfassers Fähigkeiten reichten zur Behandlung dieses erhabenen Gegenstandes nicht hin. Jupiter ist nicht königlich, nicht majestätisch, Thetis nicht schön, nicht lieblich genug dargestellt, die Anordnung der Gruppe und einige Theile des Purpurgewandes, welche Jupiters Schenkel und Beine deckt, sind am wenigsten missrathen.

Hebe. Der Kopf scheint Porträt und ist in dieser Rücksicht leidlich, ziemlich reinlich colorirt. Figur und Stellung derselben sind missrathen, einige Falten des Gewandes sind wohlgelegt und fleissig, aber etwas steif ausgeführt.

Achill schreckt den *Hector* von der Leiche des *Patroclus* zurück. — Aus Ratzeburg.

Man muss es dem Vf. allerdings zum Verdienst rechnen, dass er die handelnden Figuren, welche der Dichter weit auseinander gehalten, nach dem Bedürfniss der bildenden Kunst, einander näher gerückt. Wir haben schon im vorigen Jahr zu bemerken Gelegenheit gehabt, dass seine Erfindungen wohl motivirt sind, ein treffliches Talent und ernstes Nachdenken verrathen; nun kann man das gleiche auch von dem gegenwärtigen Stücke sagen. Nur beklagen wir, dass

sie

so entschiedene Fähigkeiten, als dieser Freund schon in mehrern seiner Arbeiten zu Tage gelegt, gehöriger Ausbildung ermangeln müssen.

Wir wollen uns weiter auf die Kritik des Details in der Zeichnung, Anordnung, Ausführung nicht einlassen, sondern nur das vorzüglichste, nämlich den Kopf eines Mannes, im blauen Mantel, rechts ganz am Ende des Bildes anzeigen, der wohl ein Porträt seyn kann, mit Lebendigkeit und Seele dargestellt ist, und einen Farbenton hat, der, seiner Wärme und Wahrheit wegen, selbst ein Bild aus der ältern venetianischen Schule nicht verunzieren würde.

Zeichnungen.

Virginius, dem man seine Tochter entreissen will. Federzeichnung auf grau Papier getuscht und weiss aufgehöht. Viel Bewegung in den Figuren, Geschmack in Formen, Falten, dem einfach angegebenen Hintergrund, Anordnung nach Regeln, viel Effect, durch breite Massen von Licht und Schatten bewirkt, machen dieses Stück schätzbar und fodern die Achtung aller Kunstfreunde für des Künstlers Anlage und Geschicklichkeit. *N. Poussin* scheint sein vornehmstes Muster zu seyn, und er hat dessen Geschmack und Stil in der That ziemlich ergriffen. Was, ausser einer gewissen Steifigkeit, welche in verschiedenen Theilen des Umrisses zum Vorschein kommt, an diesem Werk etwa noch zu tadeln seyn möchte, scheint uns aus dem, seiner Natur nach, der Deutlichkeit in der Darstellung ungünstigen Gegenstand entsprungen.

Antigone welche ihren Vater dem Theseus vorstellt. Federumriss, auf weiss Papier und getuscht. Ebenfalls ein schöner, einfacher Grund, nebst edlen, zierlich drappirten Figuren. Man sieht, dass der alte Mann und das Mädchen vielleicht unglückliche Fremde sind, welche den ehrwürdigen Herrscher, der mit dem Stab und langem Gewand erscheint, anflehen. Mehr eigentlich anschaulich darzustellen, wird dem bildenden Künstler, der einmal sich zur Bearbeitung dieses Gegenstandes entschlossen, wohl schwerlich gelingen, weil das eigentlich Tragische der Situation des Oedipus ausser der Sphäre unserer Kunst liegt.

Cicero, der Nachricht von der Verschwörung des Catilina erhält; getuschte Federzeichnung auf weiss Papier. Etwas wichtiges geht vor! Die Figur, welche sich als Hauptfigur ankündet, liest, mit gespannter Aufmerksamkeit, alle andern sind äusserst bewegt. Es ist überhaupt viel Contrast in den Stellungen, die Nebenwerke vom besten Geschmack, und ein wenig von der schon oben erwähnten Steifigkeit abgerechnet, sind auch die Falten gut und die Beleuchtung so angelegt, dass ein trefflicher Effect des Ganzen entstehen müsste, wenn das Werk ausgeführt werden sollte.

Cato, auf Selbstmord sinnend, kleine Federzeichnung auf weiss Papier und fleissig getuscht. Das Schwerdt in der Hand, halb nackt, sitzt der Römer, einsam, bey nächtlicher Lampe. Auf seinem Bett vor ihm auf dem Tisch steht das Scrinium, mit Schriftrollen, ein aufgeschlagen Buch liegt unter seiner Rechten, der Mann ist in leidenschaftlich bewegter Betrachtung. Waffen hängen an der Wand. Die Scene ist düster, die Wirkung gewaltig, das Licht geschickt vertheilt. Cato ist eine hagere, etwas ältliche Figur, ungefähr von der Art, wie Spagnoletto zu zeichnen pflegt; doch mit besserer Wahl in den Formen. Das Gewand bedeckt, zierlich gefaltet, der untere Theil der Figur, die Nebenwerke sind ebenfalls zierlich, sie füllen und schmücken das Ganze auf eine gefällige Weise.

Ausgeführt ist dieses Werk vorzüglich sauber und kräftig.

Das Brustbild eines hagern abgelebten alten Mannes, zweymal, von verschiedenen Seiten, nach der Natur, mit schwarz und weisser Kreide, auf grau Papier gezeichnet. Wahrhaft treu und lebendig dargestellt. Vermuthlich hätte der Künstler den Werth dieser, in vieler Rücksicht sehr schätzbaren Zeichnungen noch vermehrt, wenn er sich die Freyheit nahm, die gar zu offenen und starrblickenden Augen etwas zu mässigen, weil sie dem Charakter des einfältigen schwachen Alters, welcher im übrigen Ganzen sehr wohl ausgedrückt ist, widersprechen. Wiewohl wir vermuthen, dass die Augen, so wie sie die Zeichnungen angeben, individuelle Züge des Modells gewesen seyn können.

D.

Auch diessmal wurden, wie voriges Jahr, einige ältere Kunstwerke von entschiedenem Verdienst aufgestellt, damit die Besuchenden einen Maassstab ihres Urtheils, oder gleichsam einen Probirstein hätten, um den Gehalt der um den Preis streitenden Bilder sicherer zu prüfen. Manchem Leser ist es vielleicht nicht unangenehm, wenn wir auch von solchen Tongebenden Kunstwerken nähern Bericht erstatten.

Ein schöner Abguss einer noch wenig gekannten, überaus vortrefflichen Victoria von Bronze, ungefähr 16 Zoll hoch, ohne die Flügel, aus dem Museum zu Cassel. Gewiss eins der herrlichsten kleinen antiken Werke, welche Zeit und Zufall verschonten. Leicht schwebend, wunderbar zierlich, in Gestalt und Bewegung.

Eine wohl erhaltene Landschaft von Dominichino, in Oel gemalt. Sie scheint eine freye Nachahmung der Gegend hinter Bologna zu seyn, wo das appenninische Gebirge sich, in sanften Hügeln, gegen die lombardische Ebene verläuft. Die Figuren sind Cephalus und Prokris. Dieses Bild konnte, gegen die übrigen hier vorhandenen Landschaften gehalten, zu bedeutenden, tief in den Gang und die Geschichte der Kunst eingreifenden Betrachtungen Stoff geben. Die Arbeit des grossen ältern Meisters war freylich allen andern an liebenswürdiger Einfalt der Empfindung, Zartgefühl, kluger Wahl und ge-

schick-

schickter Anordnung der Gegenstände überlegen; unsere Zeitgenossen übertrafen ihn dagegen in abwechselnden Manieren der Behandlung, besonders im Baumschlag, in Haltung, Luftton und daraus entspringender Heiterkeit, sanfter Abwechslung und wahrem Charakter des Colorits.

Die heilige Margaretha vor einem Crucifix betend. Federzeichnung auf Papier, leicht mit Bistre getuscht, vom *Peter Berettini*, *von Cortona*. Musterhaft, als ein vollendetes malerisches Ganze dargestellt, mit wenig leichten, aber geistreichen Zügen, der Feder und des Pinsels.

Endlich noch eine andere Zeichnung, Scene aus Göthe's Iphigenie, mit schwarzer Kreide auf grau Papier, weiss gehöht, von *Angelica Kaufmann*. Verdienstlich durch die schönen Eigenschaften, welche diese Künstlerin fast allen ihren Werken reichlich zu ertheilen pflegt; gefällige, zarte Gestalten; Leichtigkeit mit Geschmack in der Ausführung verbunden.

E.

Der Ausstellung waren auch einige der neuesten bedeutenden Producte der Kupferstecherkunst beygefügt, deren wir hier mit wenigem denken wollen.

Zwey Blätter Landschaften, von Hn. *Gmelin*, nach Gemälden des Claude Lorrain, in der Dresdner Gallerie, sind, rücksichtlich auf Kunst und Sicherheit, mit welcher der Künstler die Nadel und den Grabstichel führte, sehr lobenswerth und von Seiten des Gehalts der Urbilder, in schöner Erfindung, Anordnung, Beleuchtung etc. mögen sie beide, besonders aber das eine mit Acis und Galathea, den besten zur Seite stehen.

Wir ergreifen diese Gelegenheit, um abermals dringend zu erinnern, dass bey Werken, die man in Kupfer zu stechen gedenkt, allemal vorzüglich auf den Werth, den sie als Gedanke und Erfindung haben mögen, Rücksicht genommen werde. Denn die geistreiche, leichte Ausführung, das Zarte, Grosse, oder Schöne der Formen, selbst die gefällige Wirkung von Licht und Schatten, lassen sich nur mit halbem Erfolg aufs Kupfer übertragen, weil dazu der Originalgeist und die Wissenschaft des Meisters, so wie die Mitwirkung der Farben erfoderlich ist.

Allem Vermuthen nach hat das Nichtachten dieser Regel der chalkographischen Gesellschaft zu Dessau Schaden zugefügt, und Schaden wird, wie voraus zu sehen ist, ebenfalls auch das neuerrichtete Kunst- und Industrie-Comptoir zu Wien empfinden, wenn es fortfahren sollte, Bilder, welche die oben gefoderten Eigenschaften, um für Kupferstiche zu taugen, nicht im gehörigen Maass besitzen, stechen zu lassen. Unsere Ausstellung hatte ein paar der neuesten Blätter aus dem erwähnten Verlag aufzuweisen, Achilles über den Tod des Patroclus trauernd, nach Füger, und ein Brustbild der Madonna nach Sassoferrata.

In beiden Blättern, jenes geschabt, dieses in punktirter Manier, hatten die Kupferstecher sich allerdings als Meister ihrer Kunst bewiesen. Aber Fügers Achill hat einen falschen Ausdruck, gemeine Formen und fehlerhafte Verhältnisse. Ferner sind die Madonnen von Sassoferrata zwar niedliche, bescheidene Gesichtchen, doch ohne die himmlische Huld und Reinheit, welche ihr wesentlicher Charakter seyn sollte, und allein in den Werken Rafaels und Guidos zu finden ist.

Noch ein paar andere Blätter sind uns zu Gesichte gekommen nach Gemälden des Ruthard und Horatio Gentileschi, Meister, welche ebenfalls die erfoderlichen Eigenschaften für Kupferstiche nicht besitzen.

Wie viel besser, zweckmässiger, nützlicher für sich und das Publicum der Kunstfreunde hat dagegen der Kupferstecher R. *Morghen* gewählt, als er das bekannte Abendmahl des *Leonardo da Vinci* zu stechen unternommen, welches Blatt ebenfalls bey uns aufgestellt, und den verständigsten Beschauern gewiss eine der willkommensten Erscheinungen war. Ist gleich das alte Originalgemälde zu Mayland sehr beschädigt, für den Kupferstecher blieb immer noch die herrliche tiefgedachte Erfindung des Ganzen, die kunstreiche Anordnung der Gruppen, das allgemeine Leben, Bewegung, Wahrheit, Mannichfaltigkeit in den Gebärden, den Charakteren und also wo nicht alles, doch das Meiste und Beste von dem übrig, was ihm die Bedingungen seiner Kunst auf die Platte überzutragen, verstatteten.

Um aber dem Original mit möglichster Treue nachzuarbeiten, ist, wie wir wissen, die Zeichnung, nach welcher die Platte ausgeführt worden, nach alten Copien berichtigt, deren sich in Italien noch verschiedene vorfinden. Dieser aufgewendeten Sorgfalt hat denn auch der Erfolg der Arbeit glücklich entsprochen, und der entschiedene Beyfall, welcher Hn. *Morghen* dafür zu Theil geworden, seine Wahl vollkommen gerechtfertigt. Selten ist wohl gleich bey seiner Erscheinung ein Kupferstich so theuer verkauft worden, und gleichwohl haben sich zahlreiche Abnehmer gefunden; ja es soll sogar von einer unserer angesehensten Kunsthandlungen ein Nachstich veranstaltet werden, und überdem enthalten die französischen Kunstannalen die leider etwas hochtönende Ankündigung einer Platte, welche der Enkel des bekannten trefflichen Kupferstechers, *Jacob Frey*, nach einer alten, vorzüglich guten Copie, die sonsten in der Carthause zu Pavia war, stechen will, welchen beiden Unternehmungen wir, in jedem Betracht, glücklichen Erfolg wünschen. Hoffentlich ist die Zeit nah, wo man endlich der gehaltlosen Darstellungen des grössten Theils der Kupferstiche, mit denen die Liebhaber ihre Zimmer und Portefeuillen füllten, anfängt müde zu werden, und sich allmälig mit dem Sinn und Verstand höherer Kunstproducte mehr befreundet. Zu diesem Zweck dürfen wir nun wohl Künstler und Kunstliebhaber auf den Kupferstich von dem genannten Abendmahl, sey es Morghens Blatt, oder dessen Nachstich, oder auch Frey's Arbeit, vorzüglich aufmerksam machen. Sie finden nicht leicht eine mehr vollendet gedach-

dachte, aus der Tiefe des Gegenstandes, mit reinem Verstand, entwickelte Erfindung, nicht leicht ein Werk, wo die Regeln kunstgerechter Anordnung, in den Theilen so genau beobachtet sind etc. Wir schliessen mit der Erinnerung, dass nur Blätter mit Vorzügen dieser Art zu Ausbildung des Kunstsinnes, zur bessern Bildung beytragen, und diejenigen, welche bloss sich durch technisches Verdienst des Grabstichels, der Nadel oder des Schabeeisens empfehlen, von dieser Seite vollkommen unnütz sind.

Der berühmte *Philipp Hackert* hat allen Freunden der Landschaftsmalerey, besonders aber den Anfängern in derselben, mit acht von ihm selbst eigenhändig radirten Blättern, die er unter dem Titel: *Principes pour apprendre à dessiner le paysage, d'après nature*, herausgegeben, ein jenen eben so erfreuliches, als nützliches Geschenk gemacht. Er hat darin mit der von ihm bekannten Kunst, einige der vornehmsten Baumarten, charakteristisch dargestellt. Die vier ersten Blätter, deren jedes zwey Stücke, bloss Umrisse enthält, sind in ihrer Art vollendete Meisterwerke. Wir möchten sie in allen Zeichenschulen aufgestellt, und von den Schülern recht fleissig benutzt wissen.

Wir freuen uns bey dieser Gelegenheit der Bemerkung, dass es scheint, als fange man an das Bedürfniss *charakteristischer Darstellung* in jeder Kunstgattung, besonders aber in dem, was zur Landschaft gehört, allgemeiner zu empfinden; denn in gleicher Absicht, wie Hackert, hat auch der Landschaftmaler *Jean Koch*, im Thal Ehrenbreitstein, auf radirten Blättern, Gebüsch, Zweige, Bäume verschiedener Arten, ganz und theilweise, recht deutlich unterschieden, mit zierlicher, geübter Nadel ausgeführt. Er verdient alle Aufmunterung; denn auch sein Werk wird ohne Zweifel, ein brauchbares und nützliches werden.

Noch kennen wir einen Künstler der, schon früher, in eben dieser Gattung, ein vorzügliches Talent bewiesen. Es ist Hr. *Kolbe* in Dessau, der in manchem seiner radirten Blätter, besonders Eichen und Weiden, nebst allerley Kräutern in den Vordergründen, mit unübertroffener Wahrheit gebildet hat.

II.

Preisaufgabe auf 1803.

Ulyss, der den Cyclopen hinterlistig durch Wein besänftigt, sey die erste Aufgabe für den Künstler, der sich mit menschlichen Gestalten beschäftigt; die Küste der Cyclopen, nach homerischen Anlässen, die andere für den Landschaftsmaler.

Da wir uns wieder zu homerischen Gegenständen gewendet, finden wir nöthig hierüber einiges zu äussern.

Ohne Zweifel waren die ältesten plastischen Künstler in einer vortheilhaften Lage, da sie, näher an den ältern Sagen, zugleich mit den Dichtern aus einer Quelle schöpfen konnten. In einer Zeit, wo Sagen entstehen, wirken grosse Naturkräfte, und der frische menschliche Geist arbeitet sie gewaltig aus. Steigt nach und nach die Cultur, und der Künstler ergreift unmittelbar diesen Schatz: so kann er ihn, nach den Erfodernissen seiner Kunst, am eigenthümlichsten ausbilden. Der plastische Künstler hält sich zunächst an die physische Erscheinung, der Dichter lässt in seinen Werken auch das Unsichtbare, Geist, Gefühl, Sitten und Phantasie, doch immer auch nach seiner Weise gestaltet, auftreten.

Empfängt nun späterhin der bildende Künstler seinen Stoff vom Dichter oder vom Geschichtschreiber: so findet er sich in beiden Fällen verkürzt; denn in jenem Falle ist es schwer die reine Sage aus der poetischen Bearbeitung wiederherzustellen und in diesem schwer zu beurtheilen, ob man, statt einer einfachen plastischen That, eine zusammengesetzte Begebenheit wähle, welche eigentlich nicht gebildet werden kann.

Wollte hierüber uns ein gründlicher Alterthumsforscher historisch belehren und zeigen, wie die Künste in frühern Jahrhunderten von einander unabhängig gewirkt, wie jede sich, sowohl in Geist als Technik, besonders gegründet und ausgebildet: so würde aus einer solchen allgemeinen Ueberzeugung viel Gutes für den Erklärer und den Nacheifrer des alten Kunstwerks jeder Art, entspringen.

Wenn nun aber auch diese Behauptung von jenen Zeiten gelten mag: so finden sich doch unsere Künstler, die sich über das gemeine Wirkliche erheben wollen, in einem andern Falle; sie bedürfen des Dichters, um sich in die Zeiten der reinen, hochkräftigen Natur hinzuempfinden, sie kehren erst an seiner Hand zu der Einfalt zurück, ohne welche die wahre Kunst nicht bestehen kann. Er versetzt sie erst durch seine magische Gewalt in den Zustand, der zugleich natürlich und künstlich, zugleich sinnlich und geistig ist.

Kann nun also der neuere bildende Künstler des Dichters, als Mittelmannes, nicht wohl entbehren: so wird doch immer am räthlichsten bleiben, sich an den ältesten zu halten, der wahrscheinlich unmittelbar aus der Sage geschöpft, bey dem sie zwar schon dichterisch ausgebildet, aber noch nicht durch spätere Denkweisen umgebildet, oder gar mit fremden Zierrathen entstellt worden.

In diesem Sinne wünschen wir, dass die Künstler, die zu unserer Anstalt einiges Zutrauen hegen, sich dem Homer aufs neue ergeben! welches wir mit so mehr Zuversicht thun dürfen, als sich die Deutschen einer, durch die so ernste, anhaltende und glückliche Arbeit unsers vortrefflichen Voss, immer höher gesteigerten Uebersetzung, vor andern Nationen rühmen können.

Uebrigens wird der Künstler, der sich mannichfaltig auszubilden gedenkt, sehr wohl thun, die prägnanten Momente der griechischen Tragödie und der Mythologie, wie sie uns auch überliefert wird, bezüglich auf bildende Kunst aufzusuchen, und alles was von diesem Bestreben zeugt, wird uns willkommen seyn.

Was die Einrichtung überhaupt betrifft, bleibt alles, wie es am Schlusse des vorjährigen Programmes weitläuftig angezeigt worden. Wie denn auch für dieses Jahr abermals sechszig Ducaten ausgesetzt sind.

Wir wünschen lebhafte Bewerbung und gedenken indess, bey Freunden der Kunst, durch die Lebensbeschreibung des Benvenuto Cellini, von ihm selbst verfasst, nunmehr vollständig übersetzt und mit einem Anhange begleitet, nicht weniger durch manches, bezüglich auf Kunstgeschichte des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, unser Andenken zu unterhalten.

Weimar, d. 1. Jan. 1803.

Im Namen der vereinigten
Kunstfreunde

J. W. v. Göthe.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 1. Januar 1803.

GOTTESGELAHRTHEIT.

ZERBST, b. Füchsel: *Was ist Religion und was kann sie nur seyn? eine genaue Bestimmung der einzigen, höchsten Religion, in Briefen zweyer Freunde.* 1803. 286 S. kl. 8.

Die Aufschrift verspricht viel; der Stil der Vff. ist belebt und anziehend; frägt man aber nach dem wesentlichen Gehalt, so muss Rec. bekennen, nicht eine *genaue Bestimmung* des Hauptgegenstandes, vielmehr eine sehr unbestimmte, von jeder eigentlichen Begründung sich selbst lossagende, Hinweisung auf etwas an sich Unbestimmbares, das Unendliche und Absolute, in dieser Schrift gefunden zu haben. Talente und Kenntnisse sind vornehmlich an dem Antwortenden, einem nach Verdeutlichung seiner Begriffe anstrebenden, und mit dem schönen Alterthum der Griechen vertrauten Jüngling, unverkennbar. Jener von beiden Freunden, welcher die Correspondenz beginnt, verräth dagegen durchgängig noch mehr Eifer als Einsicht. Sein Gemüth erhebt sich (S. 15.) gegen „alle „die grofsen Freunde der Verbesserung der Religion, „welche Gott und Unsterblichkeit als die beiden Ele„mente, worauf das Religionsgebäude ruhen soll, un„bedingt angenommen haben." Sollte *unbedingt* hier mit *unerwiesen* verwechselt seyn? Die Gottheit hätte doch wohl nicht *bedingt* angenommen werden sollen. Doch, der rasche Declamator glaubt überhaupt, diese Grundpfeiler erschüttern zu müssen, bis die guten „Menschen einsehen, dafs nur das Unendliche, das „Universum ihre *Gottheit*, und nur das Hinübertreten „in das Unendliche ihre *Unsterblichkeit*, dafs nur das „Anschauen dieses Unendlichen, in den zahllosesten „Gestalten und Modificationen, kurz in allen mögli„chen Erscheinungen, mit dem seligsten Gefühl be„gleitet, *Religion* seyn kann!!" Nach ihm hat (S. 17.) „selbst unsere neuere Philosophie den Knoten, wo„durch die Menschheit verhindert wurde, das Unend„liche zu finden, im Grunde nur zerschnitten. Sie „gieng über das Sinnliche hinaus ins Uebersinnliche, „aber im Grunde blofs um dem Sinnlichen zuzusehen, „und nicht (um) in dem Uebersinnlichen oder Unend„lichen das zu finden, was in allen eine völlige Har„monie hervorbringt. Sie begründete das Wissen und „das Handeln, und fand in beidem den Weg zur Woh„nung der Gottheit, aber *ohne sie selbst in ihrer Woh„nung zu schauen und bey ihren heiligen Wirkungen zu „belauschen.* Religion war ihren Stiftern der Glaube „an eine übersinnliche Weltregierung, und diese ihr „Gott, und ihr Gottesdienst ihr Glaube." Religion als Gesinnung (Religiosität) mufs Glaube an (festes Zutrauen auf) eine moralische Weltordnung, d. h. auf eine solche Beschaffenheit des Weltganzen seyn, vermöge welcher die moralische Güte (Streben nach Einsicht und treues Handeln nach derselben) nicht blofs im menschlichen Wollen vernünftig-nothwendig, sondern auch durch dieses Wollen ausführbar, und dem Höchsten, was die Natur producirt, gemäfs sey. Das vollkommenste, was die Natur producirt, ist derjenige Organismus, vermittelst dessen Einsicht möglich wird. Wer alsdann über Religion als Gesinnung weiter philosophirt, sucht und erhält eine Theorie (eine Einsicht der Möglichkeit) der zuvor schon praktisch, (als eine für das vernünftige Handeln nothwendige Voraussetzung) angenommenen moralischen (mit der moralischen Güte harmonirenden Weltordnung;) und so entsteht eine systematische, für Wissen und Handeln vollständige Religionsphilosophie. Hr. *N. N.* dagegen will den Menschen (S. 21.) „statt der Puppe, die man oft bis zur Zärtlichkeit liebe, das hohe Geschenk der Christusreligion, die Gottheit, in ihr Herz geben, *das Universum, von dem sie ein Theil sind, in ihren Busen drücken*, und sie in den göttlichen Empfindungen hierüber ihren vermeyntlichen Verlust vergessen lassen." Man sieht hieraus den Zweck, und zugleich einige Proben von der schlimmen Methode des ersten dieser Correspondenten, gerade da, wo man am meisten das Genaue und Bestimmte seiner Religionseinsichten erwartet, nur Worte zu geben; der Antwortende hilft diesem Uebel bisweilen ab; er weifs uns eher zu sagen, was es für sie beide sey, andern „das Universum ins Herz drücken;" er hat nicht blofs die Gottheit „bey ihren heiligen Wirkungen belauscht," er versucht auch das, was bey seinem Freunde fast immer blofs ein Wiederhall unaussprechlicher Worte bleibt, bestimmter auszusprechen. Beider Ueberzeugungen sind, wie sie einander mehrmals versichern, eben dieselben. Wir können daher aus einigen sparsam ertheilten Erklärungen des Antwortenden, den Inbegriff dieser Universumsreligion in beider Freunde Namen vorlegen. Zwey Fragen wären für ihre ganze Sache die wesentlichen. Die erste: wie erhebt sich der Mensch dahin, dafs ihm das, was die Vff. das Unendliche nennen, als Gegenstand der Religiosität bekannt wird? Und dann: wie verhält sich in religiöser Beziehung zu diesem Unendlichen das Endliche? Auf die erste Frage finden wir nichts besseres, als S. 149. angiebt: „Wo du nur deinen Blick hinrichtest, *du magst „etwas aus der Sinnen- oder Geistes-Welt auffassen*, „überall wirst du, wenn du es potenzirst, zum Unend„lichen, *wenn es deine Phantasie hinaufsteigert!* is ins

„*Unermeſsliche* — und dieſs wird ſie, ſobald du vom „Endlichen und Beſtimmten abſtrahirſt — das Gött„liche erhalten.“ Offenbar wäre dieſer Weg zum Unendlichen nicht neu, noch weniger aber führt er zum Ziel. Nicht neu; denn was betritt dieſe *jeden* ſinnlichen oder geiſtigen Gegenſtand *bis ins Unermeſsliche hinaufſteigernde Phantaſie* für einen andern Weg, als die allbekannte *via eminentiae*, auf welcher man ſo lange gelehrt worden iſt, von den Eigenſchaften des menſchlichen Geiſtes alles beſchränkte wegzudenken, und jede Kraft bis ins Unbeſtimmbare hinaus ſich erhöhen zu laſſen, um dadurch (wenn es möglich wäre) das Abſolute, das Göttliche, zu erreichen. Schon eine gute Zeit lang aber hat die Religionsphiloſophie eingeſehen, daſs alles Endliche der Sinnen- oder der Geiſteswelt, auch wenn man in Gedanken die Beſchränkung aufhebt, nur ins Unbeſtimmbare, ins Unermeſsliche hinausläuft, nie aber unendlich, noch weniger unbedingt oder abſolut, vielmehr immer nur minder endlich iſt. Was wahrhaft unendlich iſt, wird nicht durch eine gröſsere und immere gröſsere Summe von Theilen denkbar; eine immer ſich vermehrende Gröſse wird zwar etwas unbeſtimmbar groſses, iſt aber dennoch in jedem Augenblick vom Unendlichen unendlich weit entfernt. (Vgl. auch: Neue Zeitſchrift f. ſpecul. Phyſik 1. St. S. 63. 64.) Nur ein unrichtiger, allerdings bloſs aus der Phantaſie entſtehender, Begriff vom dynamiſchen Unendlichen liegt demnach den Hauptſätzen der Vff. zum Grunde. Und nur aus eben dieſem unrichtigen Verwechſeln des Unermeſslichen (*indefinitum*) und des Unendlichen wird es erklärbar, wie ſie weiterhin das Räthſel vom Verhältniſs des Endlichen zum Unendlichen, durch eine Trennung oder Theilung des Unendlichen in ſich ſelbſt, entſcheidend aufgelöſt zu haben meynen können. Setzt man erſt voraus, daſs das Unendliche ſich durch Hinaufſteigern ins Unermeſsliche, d. h. durch Addiren von Gröſsen zu Gröſsen, der Anſchauung gebe: ſo iſt alsdann freylich ein ſolches, aber auch nur ein ſolches Unendliches wieder in einen Dualismus zu zerlegen. Es wäre in der Welt nichts leichteres, als vermittelſt einer regen Phantaſie, wenn ſie nicht durch die Vernunft geregelt iſt, dieſe Auflöſung recht lebhaft anzuſchauen. Das Unendliche, — ſo beginnt S. 151. den geheimniſsreichen Uebergang zu dieſem zweyten Hauptmoment, — „das Unendliche ſoll un„endlich und doch auch endlich ſeyn. Wie iſt dieſer „Widerſpruch zu heben?... Zwey Kräfte, Thätig„keiten oder Factoren ſind es, aus deren Streite und „gegenſeitiger Beſchränkung alles Endliche ſich er„zeugt, und aus deren abſoluter Verbindung zu Har„monie das Unendliche, Göttliche, hervorblüht. Die „*eine* Kraft, die ihrer Natur nach poſitiv iſt, iſt *gött„lich*, *unendlich*, das Beſtimmbare, die Andere nega„tig, das Beſtimmende. Beide ſind ihrer Natur nach „identiſch, aber *das Eine, Identiſche, hat ſich zum Be„hufe der endlichen Erſcheinung, des Bewuſstſeyns, ge„trennt*, und ſo entſpringt der Dualismus, der auf „dem Widerſtreite der entgegengeſetzten Thätigkeit „beruht. Dieſe beſtreben ſich beide, in einander zu „fallen, überzugehen, und ſich ganz zu durchdrin„gen. Aber dieſes können ſie in der Endlichkeit, in „der Erſcheinung, nicht, weil eben die Endlichkeit „auf der Fortdauer ihres Streites beruht. Nur in der „Kunſt und in der abſtracten Anſchauung der Philo„ſophen fallen ſie beide abſolut zuſammen, und da, „wo ſie abſolut zuſammenfallen, erzeugt ſich das Schö„ne, das Göttliche, das Unendlichharmoniſche.“ Zur Vervollſtändigung dieſer Einheits- und Widerſpruchs-Theorie, in welcher erſt nur der eine Factor „Göttlich, unendlich“ ſeyn, und alsdann doch das ganze Unendliche, Göttliche hervorblühen ſoll, ja, durch welche in die Einheit oder abſolute Identität ein poſitives und negatives, eine Duplicität, erſt hineingeſetzt wird, um ſie alsdann wieder ſehr begreiflich aus ihr heraus zu entwickeln, (vgl. dagegen ebenfalls die angef. Neue Zeitſchr. 1. St. S. 3. 4.) — gehören noch einige andere, ſonderbare Aufſchlüſſe. „Haſt du, fragt „S. 201. nachgedacht über die Bildung des Menſchen, „über ſeine wahre Cultur? *Die Menſchen waren, ehe „ſie Menſchen wurden, Götter. Erſt mit dem Erwachen „des Bewuſstſeyns durch die Vernunft wurden ſie end„liche Weſen*... Es iſt Zweck der Bildung, die Men„ſchen durch Kunſt wieder zu dem zu bilden, was ſie „vorher ohne Kunſt, von Natur waren.“ Die Menſchwerdung möchte alſo wohl gar unter dem Mythos des Sündenfalls zu denken ſeyn, durch welchen geweſene Götter, und ſogar die meiſten bis zum völligen Vergeſſen alles Göttlichen, herabgeſunken oder *herabgeſtürzt* wären, um durch einen kümmerlichen, aber endlichen Umweg wieder ins Unendliche hinaufzuklimmen? Und wozu dieſs?? S. 267. antwortet: „Das höchſte Ziel der Menſchheit iſt — zum Unendlichen zurückzukehren, [wo man doch wirklich ſchon geweſen wäre], *ſich in unendlichen Abänderungen und Geſtaltungen als Eins, als das harmoniſche Univerſum darzuſtellen*.“ Und ſo wird (S. 263.) „der Menſch.. in „immer reineren Formen ſich anſchauen; die Gottheit „wird ſich in ihm und durch ihn immer neu verjün„gen.. und wie ein Genius über ihm ſchweben; und „*der Menſch auf der oberſten Stufe der Bildung und „Verklärung wird ſich in dieſem Genius ſelbſt auflöſen*. „Das Räthſel (ruft der Vf. aus) iſt gelöſt, der Schleyer „fällt herab; der Geiſt verſenkt das Andenken an die „durchlaufenen Prüfungen und Reinigungen in dem „Zaubertrank der berauſchenden Lethe“ u. ſ. w.

Dieſs, denkende Leſer, ſollte Philoſophie, ſollte die ächte Grundlage einer Religionsphiloſophie ſeyn? Nur noch, um das Maaſs des Sonderbaren, welches in dieſen Miſsdeutungen des idealiſtiſchen Realismus die Stelle des genau überdachten einnimmt, voll zu machen, eine einzige, ungefähr die am leichteſten hier zu beurtheilende Stelle. „*Für ſich ſelbſt zwar iſt Gott von Ewigkeit „her gleichſam* — [warum nur: gleichſam?] — *fertig „und vollendet* (S. 263.) denn er iſt unendlich, über die „Gränzen des Raums und der Zeit erhaben. Aber für „uns, die wir jedes nur unter der Form der Zeit und „des Raums anſchauen können, *wird er erſt*“ [ſoll al„ſo wohl auch unter der Form der Zeit und des Raums „angeſchaut werden?] oder, *wir* werden *Gott*. An„ſich

„sich sind wir es schon von Ewigkeit her, aber *für uns* „*werden wir es erst in der Zeit*. Denn Gott ist das sich „ewig bildende Universum, welches wir, ob es gleich „unendlich ist, folglich auch nie entstanden seyn kann, „doch nur in der Zeit und im Raume anschauen und „auffassen können. Gott ist das Universum, das Ewi„ge sich selbst producirende; er ist nichts ausser sei„nen Werken, *sein Werk ist bloss die Anschauung sei„ner selbst*; die Natur ist der Leib Gottes, wie der „Gotterleuchtete Böhme sagt, und in jedem Indi„viduum lebt sein Wort, sein Geist, der Geist der ge„sammten Menschheit, des Universums, das ewig nur sich „selbst darstellt in tausendfachen Formen und Gestalten. „Diese höchste Wahrheit, die Wurzel aller Wahrheit, ha„ben schon die Indier erkannt. Denn sie sagen, Achan, „ihr Gott, habe nicht allein die Seelen, sondern auch „alles Körperliche in der ganzen Welt aus seiner eige„nen Substanz, und zwar nicht bloss als wirkende Ur„sache, sondern *wie die Spinne ihr Gewebe* hervorge„bracht. Die Schöpfung ist also nach dieser Meynung „nichts anders als die Ausdehnung seines eigenen We„sens, und ihre Zerstörung wird nichts anders seyn, „als wenn die Gottheit sich gleichsam in sich selbst „wieder zusammenzieht."

So soll demnach auch der zweyte Hauptpunkt, das Werden und Seyn des Endlichen, und sein inneres Verhältniss zum Unendlichen, gelöst seyn. Das Räthsel ist gross. Worte lösen es nicht, weder dialectische, noch mystische. Leider ist in der Lösung der Vff. nichts anderes, als ein willkürliches Phantasiespiel zu entdecken. Geben wir einmal jenes Selbstanschauen des Unendlichen zu, wie könnte dadurch sich etwas trennen, entgegensetzen, als endlich hervorgehen? Schaut sich ein Absolut-Eines an: so kann diese Selbstanschauung ihm nichts zurück geben, als absolute Einheit. Hier ist nichts als Identität in ihm. Wie könnte es zu einer Trennung seiner selbst kommen? Möge sich auch das Unendliche ewig selbstanschauen, immer ist es selbst, immer das Unendliche, der Gegenstand all dieser Selbstanschauung. Durch einen solchen ewig-ewigen Act wird in alle Ewigkeit nichts Endliches weder in noch aus dem Unendlichen. Was sich selbst, als das Unendliche, anschaut, kann sich selbst nicht theilweise, nicht endlich anschauen. Das, was einmal theilweise, und folglich als endlich angeschaut würde, müsste schon vor dieser Anschauung, vermittelst welcher es endlich würde, als etwas, das theilweise angeschaut werden kann, folglich als endlich, in dem Unendlichen gewesen seyn; und nicht erst die Selbstanschauung des Unendlichen wäre alsdann das, wodurch das Endliche im Unendlichen würde. Wäre aber das Endliche schon in jeder Selbstanschauung des Unendlichen: so wäre dieses Selbstanschauende ewig und immer Zwey, nie Eines. Das Selbst, welches sich anschaut, wäre ewig aus dem Endlichen und Unendlichen zugleich bestehend, folglich nie eine absolute Einheit, noch weniger eine Identität. Wird auch die *Spinne* gesetzt, nie ergiebt sich dadurch ein Gewebe! Und eben so gewiss sind *Ausdehnung und Zusammenziehung des Wesens*, vom Unendlichen ausgesprochen, Bilder die in jedem Sinn undenkbar, und sich selbstzerstörend erfunden werden müssen, wenn man, was denn dem Bilde in Wahrheit zum Grunde liege, anzugeben versuchen will. Wohl wollen die Vff. hier und da zur Erklärung des Endlichen sich dadurch verhelfen, dass sie andeuten, *wir, die Menschengeister*, müssten nun einmal das Unendliche nur endlich anschauen und auffassen. Allerdings; aber woher denn zuerst das Endliche der Menschengeister? Auch dieses Endliche entspinnt sich nie aus der ewigen Selbstanschauung des Unendlichen, welche ewig das Unendliche sich selbst als Unendlich geben, in einer ewigen und untrennbaren Subject-Objectivität und Object-Subjectivität (*sit venia verbo!*) beruhen muss. Diese Bemerkung zeigt zugleich den Ungrund einer andern Voraussetzung der Vff., welche dem Unendlichen Bewusstlosigkeit zuschreiben zu müssen annimmt. Jedes Bewusstseyn, setzt man bey dieser Behauptung voraus, ist eine Beschränkung, und daher etwas vom Unendlichen undenkbares. Allein nur von jedem endlichen Bewusstseyn ist es wahr, dass es in einer Beschränkung bestehe. Setzt man das Unendliche, als sich selbst anschauend, so ist das Subject und das Object, so wie der Act selbst, gleich unbeschränkt, immer das Unendliche. Man hat also keinen Grund, ihm Bewusstlosigkeit anzudichten, und daher alles Bewusstseyn als ein Hervorgehen aus der Bewusstlosigkeit zu beschreiben; noch weniger aber hat man Grund, den letzten Grad der Seligkeit in das (abentheuerliche) Zurücksinken in das Unendliche zu setzen. Denn wäre je das Endliche aus einer Selbsttrennung im Unendlichen zu erklären: so müsste unstreitig diese Selbstanschauung des Unendlichen eine ewige, folglich ein ewiges Produciren des Endlichen seyn. Wäre sie nicht ewig: so hätte sie angefangen, und es wäre also im Unendlichen abermals, noch ehe es das Endliche producirte, ein Endliches, die Begränzbarkeit oder die Veränderlichkeit zum Uebergang von einer reinen Selbstanschauung zu einer sich in sich selbst trennenden.

(*Der Beschluss folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

Breslau u. Leipzig, b. Schall: *Aurora, oder dunkel sind der Rache Wege. Schauspiel in vier Aufzügen, als zweyter Theil des Schauspiels: Aurora das Kind der Hölle vom Grafen v. Soden.* 1801. 134 S. 8. (10 gr.)

Cazotte's lieblicher *diable amoureux* zeugte *das Kind der Hölle*, dieses aber zeugte gegenwärtige *Aurora* — eine schnelle und arge Degeneration! Der Vf. hat zwar *Schillers Geisterseher* geplündert, um durch auffallende Ausgänge von Acten sein Glück auf der Bühne zu machen; aber die Zuhörer und Zuschauer, bey denen so etwas vielleicht noch angebracht wäre, möchten so wenig, wie die Leser den langweiligen Bombast, in welchem die Hauptpersonen ununterbrochen daher schwatzen, oder die platten Abscheulichkeiten der

der neben ihnen auftretenden Bösewichter, aushalten können. Das ganze Stück gehört zu einer Gattung von Schlechtern, wovor niemand gewarnt zu werden braucht, und wir werden unsere Pflicht hinlänglich Genüge gethan haben, wenn wir ein paar Stellen ausheben, welche die Manier des Vfs. charakterisiren. S. 27. sagt ein philosophirender Bandit, der sich's angelegen seyn läfst, alle seine Vorgänger, und namentlich den *Mohren* im *Fiesko*, zu überbieten: „Für sich, selbstständig und allein, schuf jedes Wesen isolirt die Natur, uns zu lehren, dafs für uns wir da seyen, hätte sie das Gegentheil gewollt, so wären wir zusammengewachsen." — Von den Inversionen, die in der angeführten Stelle zu bemerken sind, ist der Vf. durchgängig ein grofser Liebhaber; so sagt S. 13. eine seiner Personen: „O wär' ich er, o könnt' ich er zu seyn mich wähnen nur!" — In einem Monolog, mit welchem *Aurora* das Schauspiel eröffnet, sagt sie: „Die Hand, bey deren sanften Drucke ich einst all das Glück empfand, das der Himmel Sterblichen zu Theil werden läfst, herabgefault zum Knochen!" — Da ihr, wie *der Knochen* hier beweist, ihre eigene Begeisterung nicht immer zu Gebot steht, so hilft sie sich mehr als einmal mit ganzen Versen aus *Schillerschen* Gedichten die sie in ihre Prosa einmischt. Diefs begegnet ihr z. B. S. 68. „Ihn, ihn finde ich überall, Bannen sie mich Vater, in öde Felsenklippen, ich finde ihn. Leben haucht er in die Felsensteine, *und ich huldige der süssen Sympathie.*"

Leipzig, b. Barth: *Materialien für alle Theile der Amtsführung eines Predigers*, nebst praktischer Anweisung, dieselben dem Bedürfnisse unserer Zeiten gemäfs zu gebrauchen. Herausgegeben von einigen Freunden der praktischen Theologie, 7ter Band. 2tes Heft. von S. 131 — 256. 3tes Heft von S. 260—380. 1802. 8. (jedes Heft 8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1802. Nr. 259.)

Berlin, b. Unger: *Bibliothek der praktischen Heilkunde.* Herausgegeben von *C. W. Hufeland.* 7ter Band. Nr. II. 1802. 66 S. Nr. III. 84 S. Nr. IV. 125 S. 8. (jedes Stück 5 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1802. Nr. 277.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Berlin*, b. Nauck: *Allgemeine Nachricht an das Publicum, über die aus den Königl. Preussischen Staaten nach Sibirien geschickten gefährlichen Bösewichter, nebst kurzer Schilderung ihres Lebens und ihrer Vergehungen.* 1802. 32 S. 8. (3 gr.) Es ist bekannt, dafs man seit kurzem in den Preufsischen Staaten die Deportation eingeführt, und im Jahr 1802, acht und funfzig der, nach Aussage der Untersuchungsacten, und den Zeugnissen der Auffeher an ihren bisherigen Verwahrungsorten, gefährlichsten Bösewichter, aus den verschiedenen Festungen und Zuchthäusern nach Nertschinsk in Sibirien zur Bergwerksarbeit abgeführt hat. In der vorliegenden *allgemeinen Nachricht* findet man zuerst eine kurze Uebersicht der Beweggründe, welche den Preufsischen Staat zu dieser Operation bestimmten. Sie lagen insonderheit darin, dafs Zuchthäuser und Festungen überfüllt waren, und das Publicum nicht hinlänglich gegen die Besorgnifs des Entkommens der Bösewichter sicherten, wie denn wirklich nach andern zuverläffigen Nachrichten in dem Jahre 1800, 346 Verbrecher aus den Gefangenanstalten im Preufsischen entflohen waren! — Dann findet man die Namen der Deportirten, nebst einer kurzen aus den Acten genommenen Angabe ihrer Verbrechen. Diese gewährt eine traurige Ansicht; — denn die Menschlichkeit war in den Unglücklichen tief gesunken — und giebt dem Denkenden zu mancherley Bemerkungen Gelegenheit. Auffallend ist's z. B. dafs unter diesen Deportirten mehrere sind, die bey dem Regierungsantritt des jetzigen Königs von Preussen begnadigt worden waren, und ihre Freyheit wieder erhalten hatten. Gewifs waren sie zur zweckmäfsigen Anwendung derselben in den bisherigen Strafanstalten zu wenig vorbereitet worden, der Uebergang war zu schnell, und der Erfolg bey vielen leicht vorherzusehen. Auch erhellt aus dem kurzen Verzeichnifs der Verbrechen der deportirten Bösewichter die Milde der Preufsischen Strafgesetze. Denn die meisten würden in andern Staaten auf dem Schaffot haben sterben oder ihr Leben am Galgen haben endigen müssen. Nur an dem Schicksal eines von diesen tief gesunkenen, der Banco-Obligationen und andere Geld gleiche Papiere öfters nachgemacht hatte, nahm Rec. einigen Antheil, nicht als wenn er ihn nicht für einen sehr gefährlichen Menschen gehalten hätte, sondern weil vorzüglich aus ihm, seinen Fähigkeiten und Geschicklichkeiten nach, unter andern Umständen, sehr viel hätte werden, er auch vielleicht dem Staat, selbst als Gefangener, noch nützlich gemacht werden können, wenn man ihn in genauen Verwahrsam gebracht, seine Geschicklichkeiten benutzt, ihn zur Verfolgung nützlicher Erfindungen oder Entdeckungen gebraucht, oder zu mühsamen oder ähnlichen Beschäftigungen, wie Dobson etc. angestellt hätte. Aber freylich hätte sein Verwahrsam enger seyn müssen, als er auf der Festung zu Spandau war, wo er noch als Gefangener eine beträchtliche Menge falscher schwedischer Staatspapiere verfertigte [illegible] wodurch ein sehr ansehnlicher Betrug im Auslande verübt [illegible]. Allein es fehlt dort, so wie fast überall, bey der grofsen Menge der Gefangenen, an Officianten, an Aufsicht und Beschäftigung! Liefsen sich aber — möchte man fragen — die Festungsgefängnisse nicht zweckmäfsiger einrichten, und wenn wird endlich das, was *Howard, Wagnitz* u. a. gewünscht und geschrieben haben, realisirt werden? — Doch man wird in den Preufsischen Staaten hoffentlich immer mehr auf die Vollendung jener Wünsche und Plane bedacht seyn müssen, da wie es heifst, wohl nicht so bald wieder ein Verbrecher-Transport nach Sibirien abgeschickt werden möchte, und diese Strafart, die immer von der Einwilligung einer fremden Macht abhängt, eben defswegen nicht gut in den projectirten Criminalcodex aufgenommen werden kann.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 1. Januar 1803.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Zerbst, b. Füchsel: *Was ist Religion und was kann sie nur seyn? eine genaue Bestimmung der einzigen, höchsten Religion, in Briefen zweyer Freunde.* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Rec. weiss nicht, ob den Vff. diese, sobald man nur das Absolut-Unendliche in der That denkt, leicht begreifliche Nachweisungen, innerer Widersprüche in ihren Philosophemen, wenigstens noch für eine Zeit lang eben so ein Greuel seyn mögen, als es dem Einem von ihnen (denn dem zweyten Correspondenten wäre wohl diese Parenthese nicht entfallen!) „ein Greuel" ist, dass die neue Naturphilosophie nothwendige Naturgesetze *a priori* festzusetzen sich bemühe. (S. 260.) Diess aber weiss Rec. und verhehlt es keinesweges, dass er zu den bisherigen Bemerkungen nicht sowohl durch die Besorgniss, als ob diese Schrift für Denker einen blendenden Schein haben möchte, noch weniger um zu dem (ihm äusserst verhassten) Polemisiren unsers Decenniums Beytrag oder Stoff zu geben, sondern vornehmlich dadurch veranlasst wurde, weil der Weg, auf welchem die Vff. auf diese ihnen eigene Weise des Philosophirens gerathen sind, und den sie Andern als die einzig richtige Strasse empfehlen, so höchst irrig und gleichwohl, weil er so breit und auf ihm so leicht zu wandeln wäre, nur allzu einladend ist. Nach ihnen nämlich ist — die Vernunft an allem Unheil in der Philosophie schuldig. „Durch das Bewusstseyn, meynen sie S. 39. wird der „Mensch aus jenem Zustande — dem Reiche der Göt„ter d. h. des absoluten, indifferenten Zustandes, wo „der Geist sich noch nicht in die Schranken der End„lichkeit gefügt hatte, sondern absolut-frey noch im „*bewusstlosen* Anschauen des Universums versunken „war — herausgerissen; *es erwacht seine Vernunft, „die so recht eigentlich im Reiche der Endlichkeit und „der Beschränktheit ihr Wesen treibt*.„ Da nun alles „im Menschenleben nach *Gründen* und Verhältnissen „bestimmt und berechnet wird, was Wunder, dass „man auch im Göttlichen, Unendlichen . . *die Kraft „der Vernunft gebrauchen will*, wenn man damit um„geht, das Absolute und Unendliche *begründen* zu „wollen" etc. Dieser seltsame Widerwille gegen das Begründen und Vernunftgebrauchen begleitet nun die Vff. überall; wie man seit Kant öfters seine Protestation gegen Anwendung des Begriffs Ursache (Grund des Daseyns) ausser dem Gebiete der Erfahrung (d. h. des Daseyns) als eine Protestation gegen das Forschen nach Gründen ausgelegt hat, gleich als ob das *nil sine ratione sufficiente (recte cogitatur)* nicht ein viel höherer Satz wäre als der: *nil sine causa sufficiente (existit)*. Die Vff. klagen über unser Zeitalter, „wo man alles [wollte Gott, es wäre so!] auf das *Verstehen* hinleite." S. 73. Dagegen „kann die wahre Philosophie (S. 238.) von einer Erleuchtung von oben, (die sie an andern Stellen einzig der Phantasie zuschreiben) „nicht getrennt werden." „Wehe dem, der nicht die Wahr„heit Gottentzückt mit ahndenden Sinn angeschaut „hat; ihn leitet die Vernunft, die doch unendlich con„sequent ist, in unübersehbare Irrthümer" u. s. w. Rec. ist zu nichts weniger geneigt, als dergleichen Stellen ins Lächerliche zu ziehen. Es ist etwas sehr Wahres darin; das unwahre, welches zugleich zum Belächeln reizen könnte, liegt in der Einseitigkeit der Ansicht. Phantasie und Vernunft sind und bleiben gleich unentbehrliche Thätigkeiten endlicher (nur allmälich sich selbst beschauender) Geister. Wird die Aufmerksamk. auf irgend ein Problem gerichtet, es sey in der Speculation, in der Kunst, oder im thätigen Leben: so hat der Geist die Fähigkeit, sich alle Möglichkeiten zur Lösung des Problems hervorzurufen, wie er sich sogar, z. B. in den Vff., zum Absoluten und Unendlichen so erhebt, dass er sich die Frage macht, ob nicht etwa das Endliche in einer ursprünglichen Identität, und in irgend einem Herabsinken und Getrenntwerden aus der Identität in eine Duplicität bestehen möchte. Diese Geistesfähigkeit arbeitet alsdann gut und vollständig, wenn sie alle ersinnliche Lösungen einer Aufgabe zum Bewusstseyn bringt. Arbeitet sie alle hervor: so muss auch die wahre, wenn irgend der Gegenstand eine Auflösung von Menschen zulässt, darunter seyn. Die Unentbehrlichkeit dieser Fähigkeit — und sie gerade ist die Phantasie — ist also unverkennbar, und es hängt zu Ausfindung des Wahren äusserst viel davon ab, dass die Phantasie thätig d. h. erfinderisch genug sey, damit nicht etwa gerade diejenige Möglichkeit der Auflösung unbeachtet bleibe, welche die wahre und treffende wäre. Nun aber tritt auch die Vernunft eben so unentbehrlich in ihr Geschäft ein. Denn ohne eine eben so volle Thätigkeit zum Verstehen und Beurtheilen, zum (verhassten) Beweisen und Begründen bliebe, leider, nichts übrig, als aus den von der Phantasie producirten Möglichkeiten auf Gerathewohl, oder, wenn es noch erträglich ausfallen soll, nach einem unentwickelten Gebrauch der Vernunft, halb in der beliebten Bewusstlosigkeit, diese oder jene, die nach Umständen den Fragenden jetzt am meisten anlächelt, zu wählen und als Wahrheit — nicht zu beweisen, wohl aber — zu be-

behaupten! Unläugbar ist es freylich auch nach den Beyspielen des letzten Decenniums der so schnell wechselnden Philosophieen, dass diese Vernunft, wenn sie einmal von einer unrichtigen Prämisse aus fortschliesst, nach ihrer, von Rechtswegen eisernen, Consequenz auf gar seltsame Folgerungen kommen kann. Aus diesem, leider, nur allzu oft entstehenden Effect eines zu einseitigen, die erste Prämisse zu wenig begründenden, die Gründe anderer Möglichkeiten vernachlässigenden Gebrauchs der Vernunft kommen nun aber die Vff. auf den allergefährlichsten Versuch, die Vernunft, besonders wenn vom Göttlichen die Frage sey, kurz und gut zu überspringen, um bey der mehr als reichen, aber nichts auswählenden, Erfinderin, Phantasie, sich gütlich zu thun. Hier befinden sie sich auf alle Fälle nur scheinbar wohl. Erhaschen sie auch etwa gerade das, was das Wahre ist: so können sie diess doch immer nur ahnden, nie wissen. Wären sie aber mit der Vernunft selbst in die verworrenste Verirrung hineingegangen: so müsste doch gerade die Consequenz, durch welche die absurdesten Folgerungen entdeckt werden, endlich auch die Frage, ob denn aber die Prämisse, um welcher willen man am Ende alles diess Empörende annehmen müsste, die wahre sey, zurückführen, dadurch die Vernunft selbst wieder rechtfertigen, und sie in ihrem Geschäft bestätigen. Wozu demnach, da diese Verhältnisse der Phantasie und Vernunft längst bekannte Dinge sind, wozu das ausschliessende Entgegensetzen der ersteren gegen die letztere? Wozu diese fatale Verwandlung des Philosophirens in ein Phantasiren? Verstehen, Begründen, Beweisen, — diess sind freylich mühsamere Anstrengungen des Geistes. Dennoch entschliessen sich auch die Vff. bisweilen dazu. Und wäre diess nur nicht so selten von ihnen versucht worden, dass da, wo sie es nun versuchen zu müssen glauben, der Versuch selbst, gelind zu sagen, als ein Beweis der Ungeübtheit auffällt! So „überlässt der Correspondent Nr. 1. dem Andern, um ihn in seine Untersuchung hineinzuziehen" [oder, etwa als ein schwereres Stückchen Arbeit?] „den *Beweis*, dass es keine Lehre von Gott geben kann." (S. 24.) Der in der That gründlichere und kenntnissreichere Beantworter übernimmt das überlassene Geschäft mit vieler Zuversichtlichkeit: „Wer an einen Beweis für das Daseyn Gottes glaubt, „oder nur von der Möglichkeit überzeugt ist, dass man „*das Göttliche beweisen* könne, den würde ich laut „und öffentlich für absolut unfähig erklären, das Gött„liche [etwa denken? intellectuell anschauen? Nein!] „*anschauen und empfinden* zu können. Was heisst „denn beweisen? Was gehört zum Beweise? Doch „wohl ein bekannter [und zwar unläugbar-gewisser] „Satz, an den ich die Wahrheit und Gewissheit eines „andern knüpfe? So wird immer ein Satz vorausge„setzt, welcher der höhere in Bezug auf den, dessen „Wahrheit und Gültigkeit daraus gefolgert werden „soll! Wie willst du diess auf das Unendliche anwen„den? *Soll das Unendliche seine Realität und Gültig„keit aus dem Endlichen erlangen? Soll das Endliche „das Höhere, erstere seyn, aus dem die Realität des „Unendlichen folgt.* Beweis, *oder Aufzeigung des „Grundes* findet nur bey vermittelten Kenntnissen statt, „die man nur unter Voraussetzung eines Andern an„nimmt. Also wäre das Unendliche etwas durch das „Endliche vermitteltes, bedingtes? Wie kann diess „seyn, da doch wohl das Endliche nur ein *Theil* des „Unendlichen, Absoluten, des Ganzen ist?" etc. So sehr sich hier der Vf. einmal zu der Vernunft, um einen recht strengen Beweis zu führen, herabgelassen zu haben scheint, so wenig war sie ihm in der That zur Hülfe. Man mag diess ihrer Sprödigkeit wegen der sonstigen verächtlichen Seitenblicke zuschreiben. Sonst würde sie wohl dem Vf. ins Ohr gelispelt haben: dass, so oft davon die Rede ist, Menschen das Seyn des Göttlichen, Unendlichen etc. zu beweisen, kein Vernunftfreund sich einbildet „das Unendliche *erlange* jetzt durch das Endliche seine Realität und Gültigkeit," oder: das Endliche sey (an sich) höher und das erstere in Vergleichung mit dem Unendlichen. Wohl aber ist das Beweisführen eine durch Gründe nöthigende Hinleitung der Vernunft von dem (als gewiss) bekannten zu dem, was diesem oder jenem noch nicht als gewiss bekannt ist, wenn es gleich an sich und ohne alles Beweisen volle Realität und Gültigkeit hat. Nur in Ansehung des gegründeten Anerkennens wird daher das niedere, weil es das bekanntere und früher als gewiss anerkannte seyn kann, der Grund, die Realität von etwas an sich höherem als gewiss anzunehmen. Nicht im Seyn, wohl aber im Denken, kann das Unendliche auf das Endliche folgen. *Die* Anerkennung, nicht die Idee, ist etwas vermitteltes, bedingtes; und was ist alles Lehren anderes, als eine solche Vermittlung des Anerkennens?

Dieses eine Beyspiel sagt nur allzulaut, dass der Vernunftverächter einer gewissen Nemesis nicht entgehe. Wollen die Vff., so vermögen sie es ohne Zweifel, künftig das Sprüchwort, dass eine Kunst keinen leichter zum Feinde habe, als den, der sie nicht gut genug auszuüben wisse, von sich abzuhalten. Alsdann werden sie gewiss auch jene Sünde wider den heiligen Geist bereuen, die Aufklärung, als ein Bestreben *„alles durchsichtig zu machen"* (S. 111.) zu bewitzeln, und den Protestantismus nicht als Wirkung der Religion [Religiösität] sondern einer blossen moralischen Beziehung, (S. 105.) einer Religion, bey welcher meist nur die Phantasie beschäfftigt ist, gerade deswegen nachzusetzen, weil sie oft im Gegensatz der Vernunft der blossen Sinnlichkeit dienstbar ist. Als Nebensache betrachtet es Rec. dass besonders der Correspondent Nr. 1. seine Universumsreligion auch historisch als die wirkliche *Christusreligion* aufstellen will. „Nur das Anschauen des *Alles in Allem*, wie *Christus* von der Gottheit rede:.. ist, nach S. 26. Religion." Wenigstens hätte sich der Vf. erinnern sollen, dass der Ausdruck: Gott ist Alles in Allem, nie von Christus, sondern von Paulus gebraucht ist. Ephes. 4, 6. Vgl. Apgsch. 17, 25. Denn mit einem andern Einwurf, dass diese Ausdrucke nach dem Zusammenhang einen ganz andern als den pantheistischen Sinn haben möchten, darf man sich wohl gegen einen Historiker gar nicht

nicht hören lassen; welcher nach folgender Methode (S. 210.) argumentirt: „Wenn das Evangelium Johannis, das am meisten im religiösen Geiste geschrieben war, das Schicksal hatte, missgedeutet zu werden, wie viel mehr musste der Sinn in den übrigen Schriften der Apostel entstellt werden. Und dass diess geschehen ist, und bis jetzt noch geschicht, ist *durch unsere einzig wahre Ansicht der Religion* streng bewiesen. [Wieder ein Beweis! ein strenger sogar! und doch, wie man sogleich einsehen wird, nichts als ein Zirkelschluss!] *„Denn entweder hatte Christus die einzig wahre Religion, oder er hatte sie nicht. Nun aber „behaupten sie, dass er sie hatte; ihre Erklärungen und „Lehren hingegen beweisen das Gegentheil. Er muss sie „also entweder nicht gehabt haben, oder sie haben seine „Reden falsch erklärt.*" Wer die Historie nach solchen Schlüssen formen kann, dem muss man es ohnehin übersehen, wenn er den *Mose* S. 216. *Tausende* der kleinen Völker besiegen läst; wenn er S. 253. will, dass πιςευειν in vielen Stellen durch *anschauen* übersetzt werden müsse; oder wenn er S. 209. den „heiligen Geist, der den Aposteln [allein? Man vgl. Joh. 16, 13. mit 1. Joh. 2, 27.] verheissen war, *mit dem Geiste der Apostel* verschwinden, und dadurch *jede religiöse Ansicht verloren gehen* lässt." Rec. wenigstens muss gestehen, dass er nicht leicht etwas unbefriedigenderes gelesen habe, als die zwey Briefe dieses Correspondenten, welche den Esprit einer Geschichte der Verderbniss der Christusreligion zu geben die Mine haben.

Nur noch eine Sonderbarkeit aber muss Rec. beleuchten. Sie ist von einer besseren Art, als das eben geschilderte Pseudo-Historisiren, und gehört nur dem Correspondenten Nr. 2. an. Wir stimmen nämlich diesem Vf. zwar im Wesentlichen bey, wenn er „Religion und Schönheitsgefühl als unzertrennliche [?] Töchter einer Mutter, des Unendlichen" (S. 91. und sonst) mit Begeisterung beschreibt. Dass er aber dagegen das Moralische oder Gute, selbst das Absolutmoralische S. 69. und an mehreren Stellen (S. 79. 85.) herabsetzt, darin geht er von Missverständnissen aus, und könnte zu Missverständnissen von grossem praktischen Einfluss hinführen. Die Entstehung jener Herabwürdigung wunderte uns nicht mehr, da wir S. 145. sein Selbstbekenntniss lasen: „Wie durch die Werke der „Kunst der Mensch zur Religion gelangt, *kann ich „nach meiner individuellen Lage nicht nachweisen. Die „Entstehung ist plötzlich und unmittelbar,* und das, was „ich über ihre Entstehung vermuthe, ist, dass die Anschauung der innigsten Vereinigung des Endlichen „mit dem Unendlichen den Menschen sogleich zur Bewunderung fortreisst, dass er *unbewusst* hierbey handelt, und durch das innigste Gefühl der Gottlichkeit, wie mit einer Allmacht, zur Religion eingeweiht wird, die sodann auf sein ganzes Wesen übergeht, dass er alles, was er sonst anschaut, mit diesen Tönen, die sich in seiner Seele in eine heilige „Musik auflösten, begleitete." Sobald man sich mit Erfahrungen und Erscheinungen, die als solche erklärt werden sollen, so ins stockdunkle Gebiet des unbewussten Handelns hineinflüchtet, kann es an Verwechslungen und Missgriffen nicht fehlen. Die Frage selbst, wie reges Schönheitsgefühl für Religiosität empfänglicher machen *kann*, ist ohne jenes Versenken in den Abyssus der Bewusstlosigkeit, aus dessen ewiger Nacht nie ein Lichtstrahl von Sacherklärung zu uns herauf kommen kann, noch wohl ins Klare zu bringen. Das Schönheitsgefühl bezieht sich auf Harmonie, wie Moralität und Religiosität. Wie Moralität in dem Gemüth erzeugt wird, wenn man sich zur Harmonie der Gesinnung mit der Vernunft entschliesst, so entsteht die religiöse Gemüthsstimmung alsdann, wenn man sich lebendig überzeugt, dass durch Harmonie der individuellen Gesinnung mit dem, was die Vernunft allgemeinhin als innere Handlungsweise den Menschen vorschreibt, der Mensch zugleich in die einzig wahre und sichere Harmonie mit seinem und aller Menschen Empfindungsvermögen, und mit allem, was ist und seyn kann, eintrete. Wie sich der Moralische zur Einheit im Denken erhebt, so kommt der religiöse Mensch zur Einheit in seinem Denken und Empfinden. Denn er hat die hoffnungsvolle Gewissheit, dass die Befolgung des moralischen Vernunftgebots zugleich mit den Gesetzen der Natur selbst, also mit allem dem, wovon sein Handeln und sein Wohlbefinden, soweit dieses beides nicht durch ihn allein bewirkt werden kann, unabändersich abhängt, nie im Widerspruch stehen könne, wenn sie gleich mit dem, was Menschen, als auch zum Bösen frey, auf eine Zeit lang aus einzelnen Theilen der Natur machen können, hart, nicht aber unabänderlich, collidirt. Nun aber bezieht sich das Schönheitsgefühl ebenfalls auf Harmonie, und zwar zwischen Empfindungen und Vernunftideen, welche entweder bildlich gedacht und ausgesprochen (Poësie) oder auch für die Sinne bildlich (in den darstellenden Künsten) oder symbolisch (in der Musik) ausgedrückt werden können. Da nun die Anlagen und Kräfte des Geistes im Geiste selbst nicht so getheilt und zerstückelt sind, wie wir sie, um davon bestimmt zu reden, sondern müssen: so wird leicht begreiflich, wie ein Gemüth, in welchem die Harmonie zwischen gewissen (bildlich erregbaren) Vernunftideen und Empfindungen sehr wirksam ist, auch leichter zum Streben nach Harmonie aller seiner Empfindungen mit der moralischen Vernunftidee erregt werden, und sich selbst erregen, d. h. der Religiosität empfänglich seyn könne. Zugleich aber erhellt auch, in wie fern Religiosität, die Vereinigerin des Empfindungsvermögens mit der Vernunft und allem, was ist, eine höhere und edlere Gemüthsstimmung sey, als die des Schönheitsgefühls, so wie auch schon die Harmonie des Wollens und der Vernunft (ächte Moralität) eine höhere und edlere Ausbildung des Menschencharakters seyn muss, als die blosse Harmonie gewisser bildlich erregbarer Vernunftideen und Empfindungen. Zugleich ist klar, warum das Schönheitsgefühl nicht unzertrennliche Schwester der Religiosität sey, vielmehr das Schönheitsgefühl gar oft nicht zur Religiosität und noch weniger zur blossen Moralität führe. Gar wohl kann ein Mensch für Harmonie gewisser Empfindungen mit denen der Versinnlichung

fichung fähigen Vernunftideen gestimmt, und dadurch veredelt seyn, ohne dass dadurch für eine Harmonie aller Empfindungen mit dem einzig heiligen, moralischen Vernunftgebot, (zumal da er diese Harmonie mit Anstrengung selbst bewirken müsste) der edlen Kräfte genug in ihm bewegt und geweckt werden. Man sieht aber auch noch aus dieser Verwandschaft des Schönen und des Religiösen, wie wenig genau gesprochen es wäre, die Andacht dessen, welcher Schönheit fühlt, mit der Andacht des Religiösen zu identificiren und Religion zur allgemeinen Bezeichnung aller edlen Empfindungen im Menschen machen zu wollen.

TECHNOLOGIE.

Leipzig, in der Baumgärtner. Buchh.: *Magazin aller neuen Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen für Fabrikanten, Manufakturisten, Künstler, Handwerker und Oekonomen, nebst Abbildung und Beschreibung der nützlichsten Maschinen, Geräthschaften, Werkzeuge und Verfahrungsarten, für Fabriken, Haushaltungen, Landwirthschaft, Viezucht, Feld- Garten- Wein- und Wiesenbau, Brauerey, Branteweinbrennerey etc.* nach den neuesten- und ausländischen Werken nebst Originalaufsätzen. Herausgegeben von einem Sachverständigen. I—VI. Lieferung. 372 S. 4. m. K. (Jede Lief. 1 Rthlr.)

Der Titel giebt hinlänglich den Inhalt dieses Magazins an, und eben so bunt wie es auf dem Titel aussieht, geht es auch in der Schrift selbst durcheinander. An Plan und Ordnung ist nicht zu denken. Auf Unbekantes und Neues ist Rec. nicht gestossen, indem das Meiste was hier vorkommt, schon in dem Journal für Fabrik, Manufaktur, Handlung und Mode, Leonhardis ökonomischen Heften, einigen unserer chemischen Journale, Busch Almanach der Fortschritte, neuesten Erfindungen und Entdeckungen in Wissenschaften, Künsten, Manufakturen und Handwerken, hier und da zerstreuten Uebersetzungen der Abhandlungen einiger ausländischer Journale u. s. w. enthalten ist. In Ansehung der Originalaufsätze herrscht, wenigstens bey den vor uns liegenden sechs Lieferungen, grosse Dürftigkeit. Warum man gleich der ersten Abhandlung der ersten Lieferung über das Bleichen, die Ueberschrift: *Neue Theorie des Bleichens, verglichen mit der bisher gewöhnlichen* gegeben hat, ist keinesweges zu begreifen, indem nicht eine einzige neue Idee über diesen Gegenstand darin zu finden ist; auch sind nicht einmal Westrumbs zweckmässigere Ansichten dieses Geschäfts benutzt worden. Den kurzen Anzeigen neuer Erfindungen, kann Rec. seinen Beyfall nicht versagen.

* * *

Leipzig, b. Crusius: *Italiänische Chrestomathie* aus den Werken der besten Prosaisten und Dichter gesammelt und mit kurzen Anmerkungen begleitet von *C. J. Jagemann.* 1ster B. 2te verbesserte Auflage. 1802. 512 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1794. Nr. 401.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Giessen.* b. Tasché u. Müller: *Ueber philosophischen Kriticismus in Vergleichung mit Dogmatismus und Skepticismus*, von *Friedr. Wilh. Dan. Snell*, Prof. der Philosophie in Giessen. 1802. 84 S. 8. (8 gr.) Bemerkungen über das Eigenthümliche des Kriticismus und Vergleichung desselben mit dem Dogmatismus und Skepticismus. Der Vf. hat die Absicht durch diese kleine Schrift *den wohlthätigen Einfluss der kritischen Philosophie hier und da befördern und verbreiten zu helfen.* Nach Rec. Urtheil entspricht auch dieses Büchelchen seiner Absicht: denn es ist im ächten Geist des Kriticismus, und ausserdem sehr fasslich geschrieben. Es fängt mit der Untersuchung der Frage über die Objectivität unserer Erkenntniss an; zeigt dann, was es hierüber für verschiedene Meynungen gebe, und geht die Antworten einiger dogmatischen Systeme z. B. des empirischen Realismus, Hylozoismus, der Theorie des Vorstellungsvermögens u. s. w. auf diese Frage durch. Alle *dogmatische* Systeme haben, wie gezeigt wird, den Fehler, dass sie etwas an sich unbeantwortliches zu beantworten streben. Bey den sinnlichen Eindrücken auf uns werden wir auf zweyfache Art zu gewissen Vorstellungen genöthigt, einiges können wir uns bey der Erfahrung nicht wegdenken, anderes können wir nicht aus der Wahrnehmung wegschaffen. Wir müssen z. B. alles in Raum und Zeit empfinden, alles seiner Quantität und Qualität nach mit andern Dingen vergleichen, alles in einer bestimmten Gestalt wahrnehmen. Der Charakter der Allgemeinheit und Nothwendigkeit unterscheidet diesen zweyfachen Zwang von einander, denn dieser Charakter ist nur für den ersten Zwang anzutreffen, weil die ihm unterworfenen Vorstellungen der dem Menschen eigenen Art des Vorstellens angehören. Der Vf. stellt hierauf den Kriticismus im Gegensatz des Dogmatismus, mit seinen Resultaten, auf, und schliesst mit einigen Bemerkungen über das Eigenthümliche des Kriticismus, Idealismus und Realismus, wie auch über das Interesse an der Untersuchung über die Gründe der Erfahrung. Rec. würde mit dem Vf. ganz zufrieden seyn, wenn es nicht hier und da an der Genauigkeit im Ausdrucke fehlte, wodurch so leicht falsche Vorstellungen veranlasst werden können. So redet der Vf. von den Eindrücken der Aussenwelt, als wäre die letztere schon *vor* den erstern, und nicht *mit* ihnen und *durch* sie vorhanden: so sagt er immer *Geist* statt *Gemüth*: so spricht er von einem *Glauben* an die Realität der Sinnenwelt, die doch auf einem *Wissen* beruhet. Auch scheint der Vf. in Ansehung des *praktischen Interesse* noch nicht aufs Reine gekommen zu seyn, und Fichtischen Vorstellungen anzuhängen, so dass er auch diesen Gegenstand weniger befriedigend vorträgt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 3. Januar 1803.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Celle, b. Schulze: *Vermischte juristische Abhandlungen*, von *F. A. Freyherrn von Ende*, königl. Grosbritt. u. Kurf. Braunschweig-Lüneburg. Oberappellationsrath. *Erster* Theil. 1802. VI. und 189 S. 4. (1 Rthlr. 8 gr.)

Feste Anhänglichkeit an die ächten Quellen des Rechts, unterstützt von gründlicher Kenntniss der Hülfsmittel ihrer Erklärung; ruhige Prüfung der Gründe, ohne sklavische Unterwerfung unter Meynungen der Schriftsteller und Aussprüche der Gerichtshöfe; Deutlichkeit in der Darstellung mit zweckmäsiger Kürze, und reine Schreibart sind die empfehlenden Eigenschaften dieser Abhandlungen, die ihnen gegründeten Anspruch geben, in die Classe der geschätztesten Arbeiten dieser Art gesetzt zu werden. Sie betreffen theils das deutsche, und besondere Lüneburgische Territorial- Staats- und Kirchenrecht, theils das deutsche Privat- theils das römische Recht; und, obgleich durch Rechtsfälle, die an dem Oberappellationsgerichte zu Celle vorkamen, veranlasst, enthalten sie doch mehr die Entwicklung allgemeiner Begriffe und Sätze, als eigene factische Umstände einzelner rechtlichen Vorgänge; nur hie und da sind Entscheidungen des Oberappellationsgerichtes beygefügt. So wenig wir aber die Vorzüge dieser Bemerkungen misskennen, so wenig können wir allen Behauptungen des Hn. *v. E.* beystimmen, besonders da nicht, wo derselbe auf Kosten der für die Sache der Landeshoheit sprechenden Vermuthung und Regel, der frühern Staats- und Gerichtsverfassung zu viel einräumt. So behauptet der Vf. Nr. IV., wo der Ursprung der *Deichverfassung* entwickelt wird, dass die landesherrliche Oberdeichaufsicht kein unzertrennlicher und unmittelbarer Ausfluss der Landeshoheit sey, weil dieses Recht, gleich dem freyen Collegialrecht der Kirche, durch ausdrückliche oder stillschweigende Uebertragung der Deichgenossen in die Hände des Landsherrn gekommen sey. Sind aber nicht durch die vollkommen begründete Landshoheit alle Privatanstalten, die auf Sicherheit oder gemeinschaftliches Wohl abzwecken, der Landeshoheit unterworfen worden? Man bedarf gewiss hiezu so wenig der Hypothese der Uebertragung, als die Einwilligung städtischer Genossenschaften nöthig ist, um dem Landesherrn die Oberaufsicht über ihre Verwaltung beyzulegen. Eben deswegen lässt sich auch nicht mit hinlänglichem Grunde sagen, dass, nach S. 31. eine blosse Observanz zur Erwerbung einzelner Befugnisse, die gewöhnlich mit der Oberdeichaufsicht verbunden sind, hinreiche. — Wir geben gerne zu, dass nach Abhandlung V. die *Holzgerichte* alles, was nach der ältern Verfassung Deutschlands zur völligen Ausübung der Gerichtsbarkeit gehörte, Gebot und Verbot, Vollstreckung ihrer Erkenntnisse durch Pfändung und Ausschluss von der Mark u. dgl. in sich begreift; aber zu weit ist diese Gerichtsbarkeit ausgedehnt, wenn ihr auch eine Wirksamkeit über die zwar im Umfang der gemeinen Mark liegenden, aber einzelnen Genossen eigen zustehenden Zuschläge, Wiesen u. s. w. beygelegt wird. Denn immer bleibt sie nur eine *ausserordentliche* Jurisdiction, und nicht einmal in ihrem ursprünglichen Zwecke liegt der vom Vf. so weit gesteckte Umfang derselben. Nr. VIII. wird das *freye Collegialrecht der Kirche* und die Ableitung der kirchlichen Gewalt aus demselben vertheidigt. Wenn es hier heisst, dass der Besitz einzelner mit der Kirchengewalt verknüpfter Vorrechte auf Seiten des Landsherrn die Vermuthung der übrigen noch nicht nach sich ziehe, sondern die Uebertragung der einzelnen Rechte vom Landsherrn erwiesen werden müsse: so wird auf den Grund, dass Entsagungen strenge zu erklären sind, hier zu viel gebaut. Die Uebertragung der Kirchengewalt an den Landsherrn geschieht wohl deswegen, weil sie durch diesen zweckmäsiger und wirksamer ausgeübt werden kann; sollte, bey dieser Voraussetzung, aus der Hingabe einiger, zumal wesentlicher Rechte der Kirchengewalt in die Hände des Landesherrn, im Zweifel nicht auf eine allgemeine Uebertragung geschlossen werden können? Nr. IX. sucht der Vf. den Satz auszuführen, dass der blosse Besitz eines Guts in dem Umkreis eines Kirchensprengels, ohne Theilnahme an dem Gottesdienste und den Sacramenten, zu *Kirchenanlagen* verpflichte, bey deren Verweigerung sogleich Zwangsmittel angewendet werden dürften. Diess letzte setzt den Charakter einer *öffentlichen* Abgabe voraus; ob dieser aber den Kirchenanlagen zukomme, möchte der am meisten bezweifeln, der dem kirchlichen Territorialsystem nicht günstig ist. Sehr richtig leitet der Vf. Nr. XVII. die Gerichtsbarkeit des Adels von der alten Advocatie ab, und legt daher dem Gutsherrn auch den Gerichtszwang über seine *Häuslinge* in der Regel bey, die aber nach einer fast allgemeinen Observanz im Fürstenthum Lüneburg, gleichsam als des Gutsherrn Gesinde, den höhern Landesgerichten unmittelbar unterworfen sind. — Ein gegründetes Beyspiel einer extensiven Interpretation eines Privilegiums aus der Absicht desselben, kommt Nr. III. vor, wo die *Einquartirungsfreyheit* der *Postbedienten* im Kurbraunschweigischen, ob-

obgleich die Landesgesetze nur der Postbeamten in den Städten erwähnen, auch auf die auf dem platten Lande ausgedehnt, und zur Verjährung dieser Freyheit nur eine unvordenkliche Observanz angenommen wird. — Unter den Erörterungen der bürgerlichen Rechte zeichnen sich verschiedene durch richtige Gesetzauslegung und neue Bemerkungen aus; nur vermisst man öfter die Benutzung der neusten Literatur, und bey bekannteren Streitfragen eine skizzirte Uebersicht der Meynungen anderer, wovon Hr. *Hufeland* in f. *Beyträgen* H. 4. ein nachahmungswerthes Muster geliefert hat. Nr. I. wird die Rescission eines *Vergleichs* nicht wegen *jedes Irrthums*, sondern nur wegen *einer betrüglichen Ueberlistung* zugelassen, ausser wenn der Irrthum die streitige Sache selbst betrifft, oder wenn er aus einem Rechnungsfehler entspringt. *M. G. Götz's* gründliche Abhandlung hätte hier vor allem zu Rathe gezogen zu werden verdient. Nr. XI. von der *Ungültigkeit einer vom Erben eigenhändig geschriebenen Erbeinsetzung*, enthält eine gründliche Geschichte der römischen Gesetzgebung hierüber, und am Ende wird behauptet, dass L. 4. *C. de his, qui sibi adscrib.* als ein allgemeines Gesetz auch in wechselseitigen Testamenten der Eheleute Anwendung finde. Nr. XIII. *Ist das ganze Vermögen, was die Frau beym Anfange der Ehe dem Manne zubringt, für Brautschatz zu halten?* wird, mit Prüfung der Gründe *Leyser's* verneinet. Sonderbar ist es aber, dass Hr. *v. E.* gar keine stillschweigende Constitution des Brautschatzes gelten lässt, und die *dationem dotis* für eine *Acceptilatio* annimmt. Die *dos konnte* durch Acceptilation bestellt werden, und mehr beweisen l. 41. u. 43. *D. de jur. dot.* nicht, aber nicht jede *datio dotis* geschah auf diesem Wege. Nr. XV. wird zwar mit gut ausgeführten Gründen gezeigt, dass *Amtsunterbediente* gerichtliche Testamente gültig *aufnehmen können*; Rec. scheint aber nicht genug Rücksicht auf die besondere Modificationen der Fälle genommen zu seyn. Wenn der Amtsunterbediente geradezu ein Testament vor Gericht bringt: so ist eine solche Oblation wohl noch weniger gültig, als von einem speciell bevollmächtigten Procurator. Wird hingegen der Richter zur Aufnahme eines Testaments aufgefodert, dann kann er allerdings einen verpflichteten Unterbeamten zur Abholung desselben beordern. Die *freymüthigen Betrachtungen über das Ermessen des Richters* Nr. XII. verdienen von jedem praktischen Rechtsgelehrten beherziget zu werden; sie enthalten manches Wort zu seiner Zeit gesprochen. — Wir begnügen uns, auf einige Beobachtungen des Vfs. aufmerksam zu machen, und wollen nur noch den Wunsch beyfügen, dass Hr. *v. E.* durch kein Hindernifs abgehalten werden möge, bald noch mehrere Resultate seiner praktischen Thätigkeit in der Fortsetzung dieser Abhandlungen folgen zu lassen.

STOCKHOLM, b. Zetterberg: *Anmärkningar til Sweriges Rikes Sjö-Lag*, af *J. A. Flintberg*, Lagman. Ny och förbättrad Uplage. (Anmerkungen zum Schwedischen Seerecht, von *J. A. Flintberg*, Provinzialrichter. Neue und verbesserte Auflage). 1802. 3 Alph. 22 Bogen. m. 4 Kupfern. (4 Rthlr.)

Das schwedische Seerecht, welches mit dem Lübeckschen und Hanseatischen aus einerley Quellen, nämlich dem alten Wisbyschen Seerecht, geflossen ist, ward erst 1667 in seiner jetzigen Gestalt bekannt gemacht, und es erschien bald davon unter dem Titel: Der Reiche Schweden Seerecht, Wismar 1670. auf 15 Bogen 4. eine deutsche Uebersetzung, die aber ausser manchen ganz unverständlichen Stellen, mehrere Mängel und Fehler hatte. Diese ist auch im 3ten Theile der Dähnertschen Sammlung der Landesconstitutionen u. s. w. unverändert eingerückt. Indessen erschienen in Schweden, besonders seit der Mitte des verflossenen Jahrhunderts, bey der vermehrten Aufmerksamkeit auf den schwedischen Seehandel, eine Menge königl. Verordnungen, wodurch mehrere Stellen des schwedischen Seerechts erläutert, dem Zweck bey veränderten Umständen mehr angepasst, vollständiger ausgeführt oder ergänzt wurden, deren Kenntniss bey der jetzigen Lage des Seehandels nothwendig ward. Diess bewog 1794 den damaligen Fiscal des Cammercollegiums Hn. *Flintberg* eine Ausgabe des schwedischen Seerechts unter dem oben angeführten Titel, auf 2 Alph. 13 Bog. in 4. zu besorgen, worin unter einem jeden Artikel des schwedischen Seerechts, alle seit dessen ersten Bekanntmachung ergangenen Verordnungen, in einem Auszuge gehörig geordnet und ihrem Inhalt nach angeführt wurden, so dass man alles, was zu einer Materie gehört, auch bey derselben gesammelt fand. Hiervon erschien zu Greifswald 1796 bey der schlechten Beschaffenheit der ältern Uebersetzung des schwedischen Seerechts eine neue Uebersetzung unter dem Titel: *Schwedisches Seerecht mit Anmerkungen, welche die neuern dahin einschlagenden Verordnungen enthalten* — mit einer Vorrede des damaligen Prof., jetzigen Ober-Appellationsraths *Hagemeister*, auf 2 Alph. 8 Bog. in kl. 4., worin nur bloss bey dem 8. und letzten Kapitel, welches von dem processualischen Verfahren in Seesachen handelt, der *Flintbergsche* Commentar um so mehr weggelassen worden, da ausserhalb Schweden die Kenntniss davon nicht sonderlich nöthig noch beträchtlich war. Jetzt hat Hr. *Flintberg* in dieser neuen Auflage, die bey gleichem Druck acht Bogen stärker ist, noch eine Menge nie sonst vorher im Druck bekannt gemachter Verordnungen und mehrere neue Erörterungen hinzugefügt. Auch in dem schon der vorigen Ausgabe beygefügten Anhang von den Pflichten und Rechten in allen Handel und Seefahrt angehenden Dingen der im Auslande verordneten Consuls, oder wie sie jetzt heissen, Handelsagenten, nach ihrer Instruction, sind nicht nur die nöthigen Veränderungen in Ansehung der Personen, und dessen was ihnen vorgeschrieben ist, bemerkt; sondern es sind auch in dem alphabetischen Verzeichniss der Oerter, wo sie angestellt sind (in allen 61), hier auch Kronstadt, New-York, Rotterdam, Stettin und St. Ybes neu hinzugekommen. Auch sind am Ende noch auf 48 Seiten meh-

mehrere Verbesserungen und Zusätze mitgetheilt worden, worunter S. 529. die Verordnung von 1799 wegen der in Schweden einzuführen verbotenen Waaren, S. 599. der eilfte Artikel des Friedenstractat zwischen Schweden und England von 1661 die Contrabande betreffend, S. 609. der zwölfte Art. eben dieses Tractats wegen der auszustellenden Certificate, während eines Krieges u. dgl. m. die ausführlichsten sind. Das beygefügte 13 Bogen starke Register war zum Gebrauch dieses Buchs schlechterdings nothwendig.

Stockholm, in d. königl. Druckerey: *Udtrag utur alla ifrån år 1780 utnomna Publique Handlingar, Placater, Förordningar, Resolutioner och Publicationer, som Riksens Styrsel samt invärtes Hushallning och Förfallningar i gemen, jämväl och Stockholms Stad i synnerhet angå. Tolfte* Deelen til 1783 års slut. (Auszug aus allen seit 1780 herausgekommenen öffentlichen Landesurkunden, Edicten, Verordnungen, Resolutionen und Patenten, welche die Landesregierung und Staatsökonomie, so wie die gemachten Verfassungen sowohl überhaupt, als besonders auch die Stadt Stockholm betreffen. *Zwölfter* Theil, bis zum Schlusse des J. 1783) 1799—1802. 4 Alph. 5 Bog. 4.

Hr. R. G. *Modée* fing im Jahr 1742 an, von allen seit dem Dec. 1718 in Schweden herausgekommenen öffentlichen Verordnungen in chronologischer Ordnung einen Auszug zu geben, und dadurch mit dem Inhalt derselben bekannt zu machen. Er fing absichtlich mit der grossen Regierungsveränderung an. Von dieser Arbeit, woraus man zugleich kennen lernt, was dort in öffentlichen Sachen von Zeit zu Zeit für Veränderungen gemacht sind, und die man in Schweden gewöhnlich *Modée's Werk* nennt, sind bisher XI Bände in 4. erschienen, welche die Verordnungen bis Ende des Jahrs 1799 enthielten. Jetzt erscheint nach einiger Zeit, dieser XII. Bd., der bloss die vier Jahre von 1780 bis 1783 enthält; so dass also das Ende des Werks so bald nicht, oder vielmehr seiner Natur nach, wohl nie erscheinen dürfte, da mit jedem Jahr immer wieder neue Verordnungen gegeben werden. Die Nützlichkeit eines solchen Werks für diejenigen, welche die schwedische Verfassungen kennen lernen wollen, ist freylich unleugbar. Vielleicht aber könnte in Ansehung der Wichtigkeit der Publicationen doch wohl eine Auswahl getroffen werden. Dieser Band enthält allein an 330 in 4 Jahren erschienenen Verordnungen. Doch gehören dazu nicht allein die von dem Könige und der Landesregierung, sondern weit mehrere von allen königl. Collegien, den Universalen, den Hofgerichten, die Verordnungen des Justizkanzlers, Oberstatthalters und Bürgermeister und Rath der Stadt Stockholm, und mehrere anderen Behörden, Taxen, sogar Bettagsplacate und öffentliche Kirchengebete u. d. m. sind mit aufgenommen. S. 560. finden wir doch auch die Freundschaft und Handelstractate zwischen Schweden und den vereinigten nordamerikanischen Staaten vom 3. Apr. 1783 eingerückt. Ein gutes Register war auch hier ganz nothwendig.

Leipzig, b. Leupold: *Anleitung zu Führung des Injurien-Processes nach sächsischen Rechten*, von D. *Gottfr. Ludw. Winkler*, ausserord. Prof. der Rechte zu Leipzig und der kurmainzischen Gesellsch. nützlicher Wissenschaften zu Erfurt Mitgliede. 1801. VI. u. 222 S. 8. (16 gr.)

Der kursächsische Injurien-Process weicht bekanntlich sehr vom gemeinen ab, und der Vf. hat daher eine ganz nützliche Arbeit unternommen, die darüber in Kursachsen vorhandnen Gesetze zusammen zu stellen, um die Geschichte der Gesetzgebung über diesen Gegenstand besser zu übersehen, und den Gang des ganzen darnach zu leitenden Verfahrens in Injurien-Sachen zu beurtheilen. Die Gesetzgeber haben denselben so sehr als möglich zu verkürzen gesucht. Die neuern Epochen der gesetzlichen Verfügungen über die Verhandlung der Injurien-Sachen hebt mit dem Duell-Mandate von 1706 und vom 2. Jul. 1712 an, nach welchen dieselben wie Rüge- und Denunciations-Sachen anzusehen sind und ganz summarisch betrieben werden sollen. Der Vf. bestimmt zuförderst den Begriff von Injurien nach den neuesten Abhandlungen über diesen Gegenstand, zeigt sodann, wie sich der Denunciant bey Anbringung seiner Rüge zu verhalten habe, was dem Richter dabey obliege, und was dem Denunciaten für Einreden zustehen; wie im Leugnungsfalle die angebrachte Rüge oder die derselben entgegengesetzte Einrede zu erweisen sey, wie es mit Einholung der Decisorum zu halten stehe; wobey besonders bemerkt wird (S. 160.), dass bey den Aemtern mehrere geringe Injurien-Sachen von einem Quartal zum andern gesammelt werden, um, zu Ersparung der Kosten, darüber gemeinschaftlich ein Decisum einzuholen. Zum Beschlusse werden noch die in Kursachsen bey wörtlichen und thätlichen, geringen und schweren Injurien stattfindenden öffentlichen Strafen und Privat-Genugthuungen mitgetheilt.

PÄDAGOGIK.

Leipzig, b. Kummer (in Commiss.): *Von der Erziehung der Kinder.* Aus den besten Schriftstellern zusammengetragen. 1802. 229 S. gr. 8. (12 gr.)

Wir vermutheten hinter diesem Titel eine bunte Excerpten-Sammlung aus allerley pädagogischen Schriften unsrer Tage, fanden aber ein zusammenhängendes, in Einem Geist und in Einerley Sprache abgefasstes und in Kapitel und Paragraphen eingetheiltes Werkchen, dessen veralteter und altväterischer Ton und Inhalt uns fast glauben macht, dass das Buch nur dem Titel nach eine literarische Neuigkeit ist. Der Vf. macht das Erziehungsgeschäft zu einer um so viel wichtigern Angelegenheit, je früher man bey Kindern das Elend und Verderben des jämmerlichen Sündenfalles am Herzen, am Verstand und *am Leibe* wahrneh-

nehme. Ihre Fehler rührten nicht aus Unverstand her, sondern, je mehr sie ihren Verstand und ihre übrigen Kräfte brauchen lernten, desto mehr verrathe sich das in ihnen wohnende Verderben. Diess sey Auffoderung genug, ihnen durch Erziehung zu Hülfe zu kommen, und sie zur Gemeinschaft mit Gott und Jesu, der sie durch sein theures Blut erlöst, zurückzuführen. Diess ist denn auch die Tendenz des ganzen Buches, das, wie es hier ist, nur einem kleinen Häuflein geniessbar seyn dürfte, aber, so mancher Eigenheiten ungeachtet, manche nicht bloss wohlgemeynte, sondern auch brauchbare Rathschläge enthält. Es handelt in fünf Kapiteln: 1) von der Sorgfalt der Aeltern für ihre Kinder, ehe sie das Tageslicht erblicken, 2) bis ins zweyte, 3) von der Erziehung bis ins siebente, 4) bis ins vierzehnte, und 5) bis ins ein und zwanzigste Jahr. Wir geben eine Probe vom Vortrag aus S. 229. Das Irrige in den Kinderbegriffen muss berichtigt werden: „Darunter rechne ich besonders die bey den meisten Kindern, ungeachtet aller gebrauchten Vorsicht, dennoch gar zu leicht *eingeschlichene* und hernach gar tief *eingesessene Furcht* vor allerley *Phantasien*, Gespenstern, *finstern Stuben und Gängen* und *andern abergläubischen* Dingen. Allerley aufgeklaubte Histörchen und Märchen machen in den jungen Gemüthern oft so ein verworrenes System, dass ein jedes Geräusch sie erschrecken und in Furcht bringen kann. Ein solches *Denkwerk lasset* sich nun nicht sowohl durch gesunde Lehren, als vielmehr durch wirklsche Erfahrungen *auseinander nehmen und in Ordnung bringen*." Obgleich manches in diesem Werklein auseinander zu nehmen und in Ordnung zu bringen seyn möchte: so mag es doch füglich mit dem schon Gesagten sein Bewenden haben.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. 1) *Pirna* u. *Dresden*, b. Arnold: *Ist die sächsische Wollenmanufactur ihrem Verderben nahe?* Beantwortet in Hinsicht auf die seit dem Jahre 1583 erschienenen Landesgesetze und die im Sörgelschen Memorial an Sr. kurfürstl. Durchlaucht zu Sachsen enthaltenen Behauptungen. 78 S. 8. (8 gr.)

2) Ohne Druckort, a. K. der Vff.: *Etwas zur Würdigung der Schrift: Ist die sächsische Wollenmanufactur ihrem Verderben nahe?* nebst einigen Gedanken, wie durch gemeinschaftliche Maassregeln diesem Verderben, so schleunig und wirksam, als noth thut, gesteuert werden könnte. 58 S. 8. (4 gr.)

Der Vf. von Nr. 1. sucht zuförderst aus der Geschichte der seit 1583 wegen der Ausfuhr der Wolle ergangenen kursächsischen Gesetze zu zeigen: dass der zu erwartende Vortheil von dergleichen Verboten und Einschränkungen nie gross seyn werde, indem sie immer die eine Classe der Staatsbürger gedrückt, und der andern nur scheinbar geholfen hätten. Hierauf entwickelt er die Ursachen von den hohen Wollpreisen der letzten Jahre. Sie dürften nicht allein in der durch die Zeitumstände vergrösserten Ausfuhr der Wolle gesucht werden, sondern auch in dem Mangel der Einfuhr; in übertriebenen Speculationen einiger Wollhändler, welche wegen der starken Bestellungen vom Auslande ihre Magazine mit beträchtlichen Quantitäten von Wolle zu füllen eilten; in dem Wunsche der Fabrikanten, ihre Hoffnungen auf bessere Zeiten sogleich nach geschlossenen Frieden erfüllt zu sehen, wodurch ein grosser Theil derselben bewogen wurde, wieder für eigne Rechnung zu arbeiten; so wie auch endlich in der Abnahme der Schäfereyen in und ausser Sachsen durch die harten Winter von 1798 und 1799. Auf keinen Fall also würde der Preis der Wolle noch lange so hoch bleiben, als er die Michaelismesse (1801) war. Während dieser Zeit aber würde es am rathsamsten seyn, den armen Fabrikanten von Seiten des Staats Vorschüsse aus einem Unterstützungsfond zu 20 p. C. oder nach einem ähnlichen Verhältnisse zu helfen. —

Nr. 2. soll zwar eine Widerlegung der vorigen Schrift seyn, doch wird auf die daselbst angeführten Gründe nur wenig Rücksicht genommen, sondern der Vf. geht vielmehr seinen eignen Gang, wie man aus folgender Anzeige des Inhalts beurtheilen kann. — Die sächsischen Staaten mit Einschluss der Reussischen hätten bisher durch die Ausfuhr der Wolle und Garne einen unersetzlichen Schaden erlitten, der allein im Jahre 1801 entweder 1 Mill. 32000 Thaler oder nach einer andern Berechnung 2 Mill. 451,720 Thaler betrage. (Schon nach dieser ungeheuern Verschiedenheit der Angabe des Schadens, kann man begreifen, wie schwer es ist, über diesen Gegenstand bestimmt abzusprechen). Zur Abwendung des bemerkten Uebels wären folgende Vorschläge zu empfehlen: 1) Sey vor *allem* andern Vereinigung sämmtlicher, oder doch der *meisten* im obersächsischen Kreise gelegnen Staaten zu einem Zweck nothwendig. 2) In den vereinigten Staaten müsse die vollkommenste wechselseitige Freyheit zum Erkauf aller und jeder Wolle verstattet werden, und ohne dass davon eine Abgabe entrichtet werden müsste. Selbst Ausländern könnte der freye Einkauf erlaubt seyn, doch so, dass von aller ausgehenden Wolle an der Gränze eine Abgabe von etwa 20 p. C. auch nach Verhältniss der Umstände (besonders nach Verschiedenheit der Sorte) noch mehr zu entrichten wäre. 3) Möchten drey zweckmässige Garnmärkte zu Penig, Altenburg und Gera errichtet werden. Alles was ausser denselben gekauft oder verkauft würde, wäre unausbleiblich der Confiscation unterworfen, so dass der Angeber die Hälfte des Betrags erhielte. Auf jedem Marktplatze wäre ein Garnmagazin anzulegen, wohin zu einem jährlich festzusetzenden Mittelpreise, alle diejenigen Garne abgeliefert würden, welche nicht zu freyem Preise hätten verkauft werden können. Zeigte sich auf den Märkten Mangel an Garne: so stände es den Wollenwebern frey, ihren Bedarf aus diesen Magazinen in der Maasse zu beziehen, dass sie eine Kleinigkeit, wodurch die Interessen des Capitals und die Unkosten gedeckt wären, auf das Bund mehr bezahlten, als zuvor der Einkauf betragen hätte. Wäre hiernächst der Garnvorrath in den Magazinen zu einer hinreichenden Menge für das Bedürfniss eines Jahres angewachsen: so möchte man nun daraus auch auswärtige Aufträge mit 20 p. C. Preiserhöhung besorgen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 4. Januar 1803.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Halle, b. Gebauer: *Kurt Sprengels kritische Uebersicht des Zustandes der Arzneykunde in dem letzten Jahrzehend.* 1801. X. u. 547 S. gr. 8. (1 Rthlr. 21 gr.)

Ueber die Absicht dieses Werks erklärt sich der Vf. in der Vorrede dahin, dass er keine pragmatische Geschichte, sondern nur Revision der Literatur, nur Vorarbeit zu einer künftigen Geschichte des Zustandes der Arzneywissenschaft in dem letzten Jahrzehende des achtzehenten Jahrhunderts seyn solle, weswegen er auch die chronologische Ordnung strenge befolgt habe. Dieser Zeitpunkt ist gerade auch einer der interessantesten, und reichhaltigsten in Rücksicht auf neue Entdeckungen, Erfindungen, und Ansichten auf dem Gebiete der Arzneywissenschaft, um eine solche Vorarbeit zu verdienen. Rec. muss auch Hn. *Sprengel* die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, dass er seinen Gegenstand mit Interesse zu behandeln wusste; mit Vergnügen hat er die unbestechliche Wahrheitsliebe des Vfs., die sich durch keinen berühmten Namen verführen liess, in den über die mancherley Schriften gefällten Urtheilen bemerkt; die kritische Beleuchtung mehrerer von den neuen Ansichten und Reformen, die von berühmten Männern in der Theorie der Arzneywissenschaft versucht worden sind, ist reich an treffenden Bemerkungen und richtig gedachten Einwendungen, und die kurzen Auszüge aus den Schriften selbst sind oft sehr lehrreich, und machen mit dem wesentlichen Inhalte derselben bekannt. So gerne nun Rec. alle diese Vorzüge der Schrift anerkennt und schätzt: so kann er doch nicht umhin, eben so freymüthig einzelne Mängel und Unvollkommenheiten derselben zu rügen. Der Vf. hätte sich ein weit grösseres Verdienst erwerben können, wenn er statt der chronologischen eine systematische Ordnung befolgt, und überall mehr auf *den Zusammenhang* der neuen Entdeckungen und Ansichten *mit einander* und *ihrer Entwicklung aus einander* aufmerksam gemacht hätte. Wie viel lehrreicher wäre alsdann z. B. die nunmehr abgerissene und unzusammenhägende Geschichte des Brownianismus, des Galvanismus, der speculativen Tendenz in der Medecin, der chemisch-materialistischen Neuerungen und Ansichten geworden! Man wende nicht ein, dass der Zeitpunkt zu kurz war, um eine solche pragmatische Bearbeitung zu erlauben. Er gleicht einem Jahrhundert, so schnell entwickelten sich manche wichtige Entdeckungen und Reformen, deren Keim in den Anfang desselben, und die Reife schon in sein Ende fällt. Eine grössere Unvollkommenheit als die erwähnte, und welche die Kritik dem Vf. mit voller Befugniss als Schuld anrechnen kann, ist die theils unrichtige, theils nicht genaue Angabe des Inhalts mehrerer wichtiger Schriften, die Uebereilung in einzelnen Urtheilen und die Unvollständigkeit in der medicinischen Literatur dieses Jahrzehends. Was die zwey ersten Punkte betrifft: so will Rec. nur Einiges, was ihm bey der Lectüre aufgestossen ist, bemerken. In allen Auszügen aus den vom Galvanismus handelnden Schriften glaubt Rec. einen Mangel an eindringender Kenntniss in diese Sache bemerkt zu haben. Schon das Urtheil, womit die Anzeige dieser Schriften beginnt, dass die von Galvani gemachte Entdeckung die grösste physiologische dieses Jahrzehends sey, erregt Misstrauen in seine Kenntniss des Gegenstands. So konnte man nicht mehr im Jahre 1801 urtheilen, wo diese Entdeckung längst nach ihren wichtigsten Resultaten der allgemeinen Physik anheimgefallen war. *Valli* soll gefunden haben, dass betäubende Dinge auf das Gehirn angebracht, keineswegs den Galvanismus zu schwächen im Stande seyen; der Vf. hätte sagen sollen, dass sie die Empfänglichkeit für den Galvanismus nicht zu schwächen im Stande seyen. Ganz unrichtig behauptet der Vf. in dem Auszuge aus *Volta's* Schriften vom Jahre 1793, dass dieser damals noch Galvani's Theorie nur etwas verändert vorgetragen habe. Die Vorrede, aus welcher der Vf. den neuen Lichtversuch Volta's nahm, enthält auch die neue physische Erklärung Volta's, die sich seitdem so glänzend bestätigt hat. *Pfaff* soll in seiner Schrift über thierische Electricität und Reizbarkeit die Erscheinungen des Galvanismus aus einer Electricität, die sich im Gehirne absondert, und die er durch die Nerven in die Muskeln einfliesen läst, haben erklären wollen. Gerade diese Galvani zugehörige Hypothese bestreitet er, und erklärt sich überhaupt gegen eine eigenthümliche thierische Electricität. Der Auszug aus *Humboldts* wichtiger Schrift berührt nur einige der unbedeutendsten Punkte. Der Vf. läst *Humboldt* behaupten, dass der Kohlenstoff immer der stärkste Excitator bleibe, und dass alsdann Flüssigkeiten und thierische Theile folgen. Hätte er nur die Tafel S. 183 im 1. Bande von Humboldts Werke angesehen: so würde er die regulinischen und vererzten Metalle über der Kohle stehen gefunden haben. In der Anführung der Crevischen Erklärung der Galvanischen Erscheinungen legt der Vf. Hn. *Creve* die sonderbare Behauptung bey, dass in den Galvanischen Processen der Sauerstoff sich mit den Metallen desoxydire! Liegt hier der den Sinn entstellende Schreibfehler in der Verwechslung das

des Worts Sauerstoff mit Wasser oder des desoxydiren mit oxydiren? Im letzteren Falle würde der Ausdruck doch immer noch sehr unpassend seyn. *Ritter* soll eine sonderbare Uebereinstimmung des positiven Lichtzustandes im Auge mit einem alkalischen und des negativen mit einem säuerlichen Geschmacke auf der Zunge finden. Gerade die umgekehrte Analogie behauptet *Ritter*. Noch einige Unrichtigkeiten und Irrthümer in anderen Materien wollen wir kurz berühren. *Gren* soll mit trefflichen Gründen bewiesen haben, dass reine Luft sich nie in kohlensaures Gas verwandle. Eine solche Behauptung lässt sich kaum noch im Jahre 1790 entschuldigen. — Durch *Austins* Arbeit über den Blasenstein soll erwiesen worden seyn, dass er sich nicht aus dem Urin selbst erzeuge, sondern ein salzigter Niederschlag des Eyweisstoffes aus dem Schleime der Harnwerkzeuge sey. Wie stimmt diess mit *Fourcroy's* und *Vauquelin's* neueren Untersuchungen über diesen Gegenstand, gegen die der Vf. doch keine Einwendung macht! Bey Gelegenheit eines in drey Zeilen abgefertigten Auszuges aus *Carmychael Smyths* wichtiger Schrift: *On the Jail distemper* etc. ist von dem wichtigsten Theile dieser Schrift, nämlich von den von diesem Arzte erfundenen sauren Räucherungen gar keine Erwähnung geschehen, und erst hinten nach diese wichtige Entdeckung Smyths aus dem Journale der Erfindungen angeführet. Die salzsaure Schwererde wird wohl nur durch einen Schreibfehler ein metallisches Mittel genannt. *Böckh* soll zuerst im Jahre 1791 bewiesen haben, dass auch die negative Electricität eine reizende Wirkung auf den Körper ausübe; *Cavallo* hat aber bekanntlich diess schon im Jahre 1782 gelehret. Nach *Abernethy* soll durch die Ausdünstung Salpetergas ausgeschieden werden. Der Vf. wollte wohl sagen Salpeterstoffgas oder Stickgas. Nicht das oxydirte Stickgas, sondern den Stickstoff selbst nannte *Saltonstall Septon*. Was die Vollständigkeit der Literatur betrift: so macht, nach der Aeusserung des Vfs. in der Vorrede, das Werk zwar keine Ansprüche darauf, doch werde man wenig bedeutende Produkte der medicinischen Literatur übergangen finden. Dass Hr. *S.* unbedeutende akademische Dissertationen übergieng, wollen wir auf keine Weise missbilligen, indessen ist er sich hierin nicht ganz gleich geblieben, indem er einige ganz armselige, wie z. B. die von *Herzig* und *Seemann* anführte, dagegen andere, deren Inhalt in der That wichtig ist, und einen reellen Erfahrungsbeytrag liefert z. B. *Bolley's Dissertatio sistens Experimenta circa vim bilis chyliferam*, Tübingen 1792. *Himly's Dissertatio observationes quasdam circa epidemiam hujus anni dysentericam*, Göttingen 1794 übergieng. Unter den Schriftstellern über die gerichtliche Arzneywissenschaft verdiente *Elvert* wegen seiner Fälle aus der gerichtlichen Arzneykunde (1792) und seiner Schrift über den Selbstmord (1794) angeführt zu werden. *Elsner's* Namen, von dem doch einige kleinere Werke in dieses Jahrzehend fallen, haben wir vergebens gesucht. Zur Vollständigkeit der Geschichte der salzsauren Schwererde als Arzneymittel gehörte allerdings eine Anzeige der nicht unwichtigen Schrift von *Buchholz:* Chemische Untersuchungen über die vorgeblich giftigen Eigenschaften des Witherits, der Schwererde, und der salzsauren Schwererde 1792. Für die Entdeckung der französischen Aerzte über die Verwandlung des Fleisches in eine dem Wallrath ähnliche Substanz hätte statt *Brugnatellis Bibliotheca fisica* billig die Quelle, nämlich *Annales de Chimie* Tom. V. S. 154 und Tom. VIII. S. 17 angeführt werden sollen. Uebrigens bemerkt Rec. noch, dass sich Hr. *S.* in diesem Abrisse der medicinischen Literatur bloss auf die Anatomie und Physiologie, Pathologie, Materia medica und Therapie, Chirurgie und Geburtshülfe, und öffentliche und populäre Medicin eingeschränkt, die Literatur der Vorbereitungs- und Hülfswissenschaften, wie der Botanik, Chemie auch der Apothekerkunst und Vieharzneykunst ausgeschlossen hat. Nach obigen Fächern ist die Literatur nach vorausgeschickter Einleitung, und einer kurzen Schilderung des Zustandes der Arzneykunde bey dem Anfange dieses Zeitraums, im I. Abschnitte; vom Jahre 1790—1800 im IIten bis XIIten Abschnitte, wovon jeder für ein Jahr bestimmt ist, abgehandelt. Das Jahr 1792 hat ausserdem noch den Artikel: Geschichte der Medicin und Propaedevtik, und das Jahr 1793 den Artikel: Literatur. Ein Namen- und Sachregister erhöhen die Brauchbarkeit des Werks.

Breslau u. Leipzig, b. W. G. Korn: *System der medicinischen Electricitäts-Lehre, mit Rücksicht auf den Galvanismus*, von D. *Christian August Struve*, Arzt zu Görlitz. *Zwey Theile.* 1802. XXIV u. 540 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Einleitung zufolge ist diese Schrift zunächst dem praktischen Arzte gewidmet. Der Vf. will praktische Grundsätze aus der Erfahrung hergeleitet darin aufstellen, welche das Verfahren des Arztes bey Anwendung der Electricität leiten, und ihn vor einem gefährlichen Empirismus verwahren können. Besonders soll sie die Grundsätze der Erregungstheorie für den Gebrauch der Electricität in Krankheiten anwendbar machen. Der Vf. hat auch überall, wo es sich nur irgend thun liess, die Grundsätze dieser Theorie, ihre neuen Lehren und noch mehr ihre neue Terminologie angebracht, jedoch ohne dass dadurch die Lehre von der medicinischen Anwendung der Electricität im Wesentlichen irgend eine Verbesserung oder Erweiterung erhalten hätte. Was längst in andern Schriften mit zweckmässiger Kürze und Bestimmtheit abgehandelt worden ist, wird hier mit einer ermüdenden Weitschweifigkeit auf 540 enggedruckten Seiten wiederholt. Diese Durchwässerung längst bekannter Materien ist aber nicht die einzige Unvollkommenheit dieser Schrift, sondern Unvollständigkeit bey aller Ausführlichkeit, Irrthümer, Widersprüche, grundlose Behauptungen aller Art, und wahre Unwissenheit über Hauptpunkte stempeln dieselbe zu einem höchst mittelmässigen Produkte eines mit den Fingern zwar industriösen, aber von aller eindringenden Kenntniss in seinen Gegenstand entblössten, und mit einer unverzeihlichen Flüchtigkeit arbeitenden, Schriftstellers.

lers. Die Belege zu diesem Urtheile finden sich allenthalben, Rec. muss sich begnügen nur einige hier anzuführen. Die Schrift zerfällt in zwey Theile, wovon der erste in XI Abschnitten *allgemeine Untersuchungen über die Electricität und ihre Anwendung in der Heilkunst* enthält, der zweyte *von Anwendung der Electricität in einigen Krankheiten* handelt. Im 1sten Abschnitte, welcher Untersuchungen über die Eigenschaften und Wirkungen der Electricität im Allgemeinen enthält, kommen unter andern folgende Behauptungen vor. Wir können annehmen, dass durch die Verbindung von Oxygen, Azote und Wärmestoff, vielleicht auch durch gewisse, in den Metallen befindliche, uns noch unbekannte Stoffe, die Electricität entwickelt und durch den Zutritt von Hydrogen fortgeleitet wird! Eine Art von Electricität soll leichter als die andere erregt werden. (weiss der Vf. nicht, dass die Erregung beider Electricitäten, der positiven und negativen, immer gleichzeitig statt findet). Die Electricität sey ein weit subtilerer Stoff als Wärme, und weit durchdringender; (sie ist ohne Zweifel subtiler, weil sie aus einem halben Dutzend von Stoffen dem Vf. zufolge zusammengesetzt ist, wovon die Wärme selbst einer ist, und durchdringender, weil sie sich nur an der Oberfläche der Leiter anhäufet, und die Masse der Nichtleiter eben so wenig durchdringet). Die Electricität soll in den brennbaren Körpern verhaltenen Sauerstoff durch schnelles Durchdringen und Erregen der Grundbestandtheile frey machen, und davon soll das Verbrennen derselben, das Schmelzen der Metalle abhängen; (wir bitten den Vf. um genauere Nachricht von seinen chemischen Entdeckungen vom Sauerstoffgehalte der brennbaren Körper, des Schwefels, Phosphors, der Metalle). Es soll eine Eigenschaft der Electricität seyn, dass sie sich in den Körpern, welche idioelectrische (Selbstleiter) benannt werden, auf gleiche Weise vertheilt. (Wir glaubten bisher, dass die sogenannten idioelectrischen Körper Nichtleiter seyen, und dass sich die Electricität vielmehr in den anelectrischen Körpern oder Leitern gleichförmig vertheile. Der Vf. muss das aber wohl aus neueren Versuchen besser wissen, die ihn ohne Zweifel auch belehrt haben, dass die Halbleiter, wie es an einem andern Orte heisst, negativ electrisch, die Nichtleiter positiv electrisch seyen). Durch grosse Thätigkeit des Seelenorgans werde die Electricität im Gehirne angehäuft und frey gemacht, z. B. durch lebhaftes Denken! (Hätte es doch dem Vf. beliebt, uns ausführliche Nachrichten von seinen electrometrischen Versuchen im Gehirne zu geben). Bey der Betrachtung des Einflusses der Electricität auf Vegetabilien werden *Köstlins* ältere Versuche zum Erweise eines günstigen Einflusses auf Wachsthum und Entwicklung angeführt, dagegen *Ingenhouss* neuere sehr genaue Versuche, welche diesen Einfluss ungegründet fanden, nicht erwähnt. Durch Berührung der Nerven mit dem Metallreize sollen die Zusammenziehungen der Muskelfibern bey kaltblütigen Thieren wohl zwey Stunden nach dem Tode, bey warmblütigen Thieren aber kaum eine Viertelstunde dauern. (Bey jenen erscheinen sie bekanntlich 24 Stunden und länger, bey diesen doch wenigstens eine Stunde noch nach dem Tode). Im II. Abschnitte beschreibt der Vf. ganz kurz den electrischen Apparat zum medicinischen Gebrauche. Ganz unverständlich und unrichtig wird hier die Einrichtung der Electrisirmaschine beschrieben, die Beschreibung der Cylinder- und Scheibenmaschine untereinander gemengt, eine Vorrichtung, welche *van Marum* erst angegeben, aber dann wieder als untauglich zurückgenommen hatte, aus einem Briefe, den Hr. *Struve* in der Handschrift besitzt, das Publikum aber seit Jahren gedruckt gelesen hat, empfohlen u. dgl. Der III. Abschnitt handelt von den verschiedenen Methoden des Electrisirens, die hier ohne Ordnung, ohne genaue Angabe ihrer Abstufung, mit Wiederholung einer und derselben Methode unter verschiedenen Namen abgehandelt werden. Der IV. Abschnitt, welcher allgemeine Bemerkungen über die Anwendungsart der Electricität enthält, gehörte seinem Inhalt nach in den dritten Abschnitt. Der V. Abschnitt betrachtet das Verhalten in nächster Beziehung auf die electrische Kur in wenigen Worten, und im VI. Abschnitte werden dann wieder allgemeine Grundsätze der electrischen Methode aufgestellt, die schon im dritten vorkamen. *Franklin* soll als ein zweyter Prometheus dieses göttliche Feuer vom Himmel gestolen haben, und seitdem könne es auch bey einem gehörigen Gebrauch mächtig zur Umänderung des kranken Zustandes in den gesunden wirken! Im VII. Abschnitte handelt der Vf. von der Electricität in asthenischen Krankheiten. Hier findet der Leser zu seiner Erbauung und Ergötzung sehr ausführlich, was *Brown* und sein Commentator *Röschlaub* über directe und indirecte Asthenie, gemischte Schwäche etc. uns gelehrt haben, mit neuen und feinen Bemerkungen des Vfs. selbst bereichert und vermehrt, als z. B. §. 250. Noch ein anderer Fall ist, wenn zwar ein stärkendes Regimen beobachtet wird, aber nicht hinreichend, um die *Erregbarkeit gehörig* emporzuhalten, so dass der Kranke immer noch *dadurch zu sehr erregbar bleibet*. S. 217. Wenn auch die Erregbarkeit durch Schwächungsmittel *vermehret* wird, so wird sie doch zugleich *auch erschöpfet*, d. i. der eigenthümliche Fond von Erregbarkeit wird entleeret. §. 236. Die Electricität wirkt als ein Mittel *zur Vermehrung* der Erregbarkeit. §. 260. So wie die Electricität überhaupt die Erregbarkeit des ganzen Organismus *vermindert*, so *vermindert* sie noch mehr die Erregbarkeit in demjenigen Theile, auf welchen sie zunächst wirkt. In diesem Abschnitte erfahren wir dann auch, dass die Electricität der Voltaischen Säule, die Nerven-Electricität im objectiven sowohl als im subjectiven Verstande genannt werden könne, dass die Phosphorsäure ein eindringenderes Reizmittel als der Weingeist sey; es ist von einer aufgehobenen Torpidität des sogenannten gebundenen Zustandes der Lebenskraft beym neugebornen Kinde die Rede etc. Doch wir fürchten die Geduld des Lesers bereits gemissbraucht zu haben. Wir bemerken nur noch, dass der II. Theil, welcher von der Anwendung der Electricität in einzelnen Krankheiten handelt,

eher noch einiges Verdienst hat, indem theils einige neue interessante Fälle vom Nutzen der Electricität in einigen Krankheiten erzählt, theils auch in einigen Artikeln, wie von der Lähmung, vom Scheintode, die Regeln der Anwendung genau und mit einzelnen guten praktischen Winken angegeben sind.

Diese wenigen probehaltigen Körner sind indessen in so vielen Schlacken versteckt, dass wir darum unser obiges Urtheil nicht zurücknehmen können, und den Vf. recht dringend bitten, in seinen künftigen Schreibereyen das wahre Bedürfniss der Wissenschaft und des Publicums mehr vor Augen zu haben.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

1) Tübingen, b. Cotta: *Moreau und sein letzter Feldzug;* eine historische Skizze, von einem Officier seines Generalstaabes. 1801. 132 S. 8. (10 gr.)

2) Paris, b. Barba: *Histoire du General Moreau, jusqu' à la paix de Luneville.* An. X. (1801.) 240 S. 8. (14 gr.)

Der Gegenstand beider vorliegender Werke ist beynahe derselbe. No. 1. giebt einen allgemeinen Ueberblick von Moreaus Leben, ohne sich in ein genaues Detail einzulassen, bis zu den auf den Titel erwähnten Ereignissen, über die sich mehrere sehr gute und treffende Bemerkungen finden. Vorzüglich hat Rec. die Darstellung des Treffens bey Hohenlinden und der darauf folgenden Begebenheiten bis zum Frieden, so wie die Schilderung einiger der vornehmsten Personen des Generalstaabes gefallen. Unrichtig aber ist die durch die Geschichte hinreichend wiederlegte Behauptung S. 73: „Die Kaiserlichen, die Russischen, die „Preussischen Armeen können sich eben so brav und „tapfer schlagen, wie sie; *aber so leicht sind sie auf „keinen Fall von einem Orte zum andern zu bewegen, „und nicht im Stande, nach langen, forcirten Märschen, „und ohne auszuruhen, ins Treffen zu gehen, wie dieses bey französischen Armeen alle Tage geschiehet.*" — Schon im siebenjährigen Kriege haben die Preussen wiederholte Beweise gegeben, dass sie dasselbe zu thun im Stande waren; und als die Oesterreicher neuerdings unter dem Gen. Hotze den Luciensteig eroberten, umgiengen 3 Bataillons diesen Pass durch einen 36 stündigen Marsch über Felsen und Abgründe ohne anzuhalten, und griffen dann sogleich die Franzosen an.

No. 2. enthält die wichtigen und merkwürdigen Begebenheiten Moreaus von dem Zeitpunkte an, wo er den Oberbefehl der Rheinarmee an Pichegrü's Stelle erhielt. In Morlaix 1763 geboren, hatte M. zu Rennes die Rechte studiert, als die Revolution ausbrach, und er auf des jetzigen Staatsraths Petiet Veranlassung — der damals Procureur general des Departements war — zum Anführer des Bataillons Nationalgarde von Ille et Vilaine ernannt ward. Sein Muth und seine Talente zeichneten ihn bald vor seinen Kameraden aus, und der Gen. *Souham* nahm ihn in seinen Generalstab, wo er in kurzer Zeit die höchste Stelle erstieg, und zuletzt das Commando der Rheinarmee erhielt. Bey dieser stellte er die Ordnung und Mannszucht wieder her, die dort, wie überall bey den französischen Heeren, beynahe gänzlich verschwunden war; und so ward es ihm möglich, den berühmten Rückzug von den Ufern der Iser bis an den Rhein auszuführen. Als Pichegrü's Freund, war M. auch mit in desselben Sturz verwickelt, obwohl man ihn nicht, gleich jenem, deportirte. Die Dienste, die er der Republik geleistet hatte, indem er die Rhein- und Moselarmee mitten durch tausend Gefahren zurückführte, nachher aber das Fort Kehl so gut vertheidigte, dass er alles Geschütz und die vielen noch darin befindlichen Vorräthe rettete, sprachen zu laut für ihn; die herrschende Parthey musste sich begnügen, ihm das Commando zu nehmen, und ihn als Privatmann der Vergessenheit zu übergeben. Der von neuem mit Oesterreich ausgebrochene Krieg führte M. wieder auf den Schauplatz zurück, wo er zwar anfangs bloss eine untergeordnete Rolle spielte, bis Scherers auffallende Untauglichkeit zum Oberbefehl M's. Verdienste in ein helleres Licht setzten. Als Bonaparte bald darauf die Zügel der Regierung allein in die Hände nahm, übertrug er M. wieder das Commando der Rheinarmee, bey der ein Sieg auf den andern folgte, und wo die Ereignisse bis zum Frieden bekannt genug sind. Der Vf. erzählt alle diese Vorfälle in einem bündigen, der Sache angemessenem Stil, und erlaubt sich nur selten einige Ausschweifungen zum Lobe seines Helden.

* * *

Jena u. Leipzig, b. Frommann: *Neues Magazin für Prediger.* Herausgegeben von D. *Wilh. Abrah. Teller* 9 B. 1 St. mit dem Porträt des Hn. O. C. R. u. Probst *Zöllner.* 1800. 292 S. 9 B. 2 St. 1800. 312 S. 10 B. 1 St. mit dem Porträt des Hn. O. C. R. u. O. H. P. *Friedr. Sam. Gottfr. Sack* zu Berlin. 1801. 305 S. 10 B. 2 St. Nebst einem alphabetischen Verzeichnisse des Inhalts des 5ten bis 10ten Bandes. 1802. 280 S. 8. (jedes Stück 18 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1800. No. 97.)

Tübingen, b. Cotta: *Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre* und Grundriss des Eigenthümlichen der Wissenschaftslehre in Rücksicht auf das theoretische Vermögen, von *Joh. Gottlieb Fichte.* Neue unveränderte Aufl. 1802. XII u. 448 S. 8. (1 Rthl. 12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. No. 5.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 5. Januar 1803.

PHILOSOPHIE.

Jena, im Verlag d. Cröker. Buchh.: *Versuch einer Moralphilosophie*, von *Karl Christian Erhard Schmid*, Profess. d. Theologie u. Philos. zu Jena. *Erster* Band. *Einleitung. Kritik der praktischen Vernunft. Zweyter* Band. *Metaphysik der Sitten und angewandte Moral.* Vierte, verbesserte und vermehrte Ausgabe. 1802. 2 Alph. 18 Bog. gr. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Dieses Werk hat das nicht zu bezweifelnde Verdienst, dass durch dasselbe seit seiner ersten Erscheinung im Jahre 1790 eine Masse reiner moralischer Erkenntnisse in grössern Umlauf gekommen ist; und dass es von vielen gebraucht und gern gelesen worden, davon sind die wiederholten Auflagen, deren Absatz die gegenwärtige *vierte* nothwendig machte, ein sprechender Beweis. Um so mehr verdiente es auch die sorgsame Pflege, die sein Vf. bey jeder Auflage auf die innere Vervollkommnung desselben verwandt hat. Auch in der gegenwärtigen ist diese Pflege allenthalben sichtbar. Vieles ist übergangen und dagegen manches neue hinzugesetzt worden; um Raum zu sparen, sind die Abtheilungen des Inhalts in §§. und die untergeordneten Rubriken der ehemaligen §§. weggeblieben; manches ist enger und systematischer verbunden, besser modificirt und näher bestimmt; besonders ist die Exposition der einzelnen Pflichten mehr vereinfacht und consequenter durchgeführt worden. In den Hauptlehren haben wir keine wesentlichen Abweichungen von der vorigen Ausgabe gefunden, die ohnehin schon mit dem Kantischen Lehrbegriffe, besonders in Ansehung der Lehre von der Freyheit des Willens in Uebereinstimmung gebracht worden war. Die Einleitung und die Kritik der praktischen Vernunft hätte vielleicht mehr simplicifirt werden können; in der Lehre von den materialen und formalen Grundsätzen der praktischen Vernunft ist weiter ausgeholt und in ein grösseres Detail gegangen, als nöthig ist. In einer Anmerkung S. 32 wird hier gesagt, es sey unpsychologisch, wenn *Kant* behaupte, dass bey den sinnlichen Willensbestimmungen die Lust vorhergehe und das Wollen selbst hervorbringe, bey dem reinen Wollen hingegen nur auf die Willensbestimmung folge; denn der eigentliche ursprüngliche Bestimmungsgrund selbst des sinnlichen Begehrens und Wollens, sey von dem Gefühl der Lust verschieden, und nach gemachter Erfahrung von den Folgen dieser Handlungen gehe das Gefühl der Lust eben sowohl vor den reinen als vor den sinnlichen Willensacten voraus. Es ist aber nicht richtig, dass der eigentliche Bestimmungsgrund des sinnlichen Begehrens von dem Gefühl der Lust verschieden sey; in dem sinnlich afficirten Willen ist es ja eben die Vorstellung der Lust oder Unlust unmittelbar selbst, die den Willen bestimmt, oder ein Gefühl der Lust oder Unlust, die mit dem Vorsatz, den Gegenstand der Vorstellung, der Lust oder Unlust erweckt, wirklich zu machen oder zu entfernen, unmittelbar verknüpft ist. Die Lust und Unlust selbst und die sie begleitende Vorstellung ist also die unmittelbare Ursache der Willensbestimmung, und geht als solche dieser vorher. Das ist aber bey den reinen Willensbestimmungen der Fall nicht. Hier ist kein Gefühl der Lust, das als Ursache ihnen vorausginge. Zwar kann der Zeit nach einer reinen Willensbestimmung ein Gefühl der Lust vorausgehn; meine moralische Gesinnung kann z. B. mit einer ihr widerstreitenden Neigung in Kampf gerathen, das Gefühl der Lust, das mit der Vorstellung der Befriedigung der letztern verbunden ist, kann für mich sehr lockend und verführerisch seyn, es ist also das Gefühl dieser Lust schon da, bevor ich mich entschliesse, jener Gesinnung getreu zu bleiben oder dem Reize der Lust zu folgen; das leugnet Kant nicht, und kann es nicht leugnen; aber dem Entschlusse, meine Pflicht dem Genuss der Lust vorzuziehen, und dem Acte meines Willens, dem Gebote der Pflicht mit Verzichtleistung auf jenen Genuss zu folgen, geht doch keine Lust *als Ursache* vorher, keine Lust, die in und mit der Vorstellung des Gesetzes, die meinen Willen bestimmt, schon vorhanden wäre. Erst aus dieser sittlichen Handlungsweise kann eine Lust entspringen, welche die moralische heisst. Dass dieses Kant's Meynung auch in der That sey, erhellt aus folgender Stelle in der Vorrede S. IX. seiner *metaph. Anfangsgr. der Tugendlehre*: „Die Lust nämlich, *welche vor* der Befolgung des Gesetzes hergehen *muss*, *damit* diesem gemäss gehandelt werde, ist pathologisch, und das Verhalten folgt der *Naturordnung*; diejenige aber, *vor welcher* das Gesetz hergehen muss, *damit* sie empfunden werde, ist in der *sittlichen* Ordnung." Die Behauptung Kant's ist also nicht unpsychologisch. — S. 43 ist in dem Begriffe der philosophischen Rechtslehre oder des Naturrechts, als derjenigen Wissenschaft, wodurch die vernunftmässige Anwendung praktischer Begriffe auf Errichtung eines bürgerlichen Vereins durch äussere Gesetzgebung bestimmt wird, auf das *Privatrecht*, welches doch auch einen wesentlichen Theil des Naturrechts ausmacht, keine Rücksicht genommen worden; wahrscheinlich wollte aber der Vf. jenen Begriff nur auf das *öffentliche* und besonders das *Staatsrecht* einschrän-

schränken, weil er desselben nur in dieser Einschränkung an der Stelle, wo er Gebrauch davon macht, bedurfte. Denn S. 54 Th. II. giebt er die allgemeine Definition richtig. S. 50 des I. Th. würde der Ausdruck in folgender Periode bestimmter zu fassen seyn: „Sie (die Moralphilosophie) kann und *darf* freylich nicht *den Begriff* der Moralität *in den Menschen hineinlegen* oder *das erste Gefühl der Achtung für das Gute ihm einpflanzen, und überhaupt den Menschen zu einem moralischen Menschen machen;* aber sie kann und soll allerdings den Menschen auf das eigene Gesetz des Geistes aufmerksam und ihm die Stimme seines Herzens deutlicher und verständlicher machen.“ Durch das letzte bewirkt aber die Moral das erste wirklich mit; denn das Gefühl der Achtung für das Gute kann nicht anders als durch Lehre, Beyspiel und Warnung in den Menschen geweckt werden; da Tugend dem Menschen nicht angeboren ist, so muss sie gelehrt werden, aber die Lehren und das Wissen derselben machen ihn noch nicht tugendhaft, er muss sie in seine Gesinnung aufnehmen, und selbst darnach handeln. Ohne Lehre wird er nicht tugendhaft werden, und ohne seine eigene Thätigkeit und Mitwirkung werden ihm jene Lehren vergeblich ertheilt seyn; diess ist eigentlich der Gedanke, den der Vf. ausdrücken wollte. — Wenn S. 124 von der reinen Vernunft als Quelle praktischer Gesetze, um sie in dieser Hinsicht näher zu charakterisiren, gesagt wird, „sie erhebe sich in ihrem reinen, höchsten, absoluten Gebrauche über alle Bedingungen der Erfahrung, *überschreite* die Schranken möglicher Anschauung und bilde Begriffe von der vollkommensten systematischen Einheit, für welche sie keine vollkommen anpassende Materie finde“: so können diese Ausdrücke, die ohnehin die praktische Vernunft, als Quelle praktischer Gesetze, nicht bestimmt genug charakterisiren, denjenigen, der sich auf die Sache noch nicht recht versteht, zur Meynung verleiten, dass, so wie ihre Begriffe, Grundsätze und Gesetze anderswo hergeholt wären, als aus der Welt der Erfahrungen, und sich nirgend in dieser eine Materie fände, mit welcher sie in irgend ein Verhältniss treten könnten, auch das Begehrungsvermögen und die Begehrungen, von deren Daseyn den Menschen sein eigenes Bewusstseyn überzeuge, mit jener reinen alle Schranken der Erfahrung überschreitenden Vernunft und ihren Gesetzen in gar keinem Verhältnisse und in keinem Falle einer Unterwerfung unter diese stehen könne.

Jena u. Leipzig, b. Frommann: *Encyclopädisches Wörterbuch der kritischen Philosophie, oder Versuch einer fasslichen und vollständigen Erklärung der in Kants kritischen und dogmatischen Schriften enthaltenen Begriffe und Sätze, mit Nachrichten, Erläuterungen und Vergleichungen aus der Geschichte der Philosophie begleitet und alphabetisch geordnet,* von G. S. A. Mellin etc. *Dritten Bandes zweyte Abtheilung*, von S. 445 bis 890. 1801. (1 Rthlr. 8 gr.) *Vierten Bandes erste und zweyte Abtheilung.* Mit Kpf. 1801 u. 1802. 888 S. gr. 8. (2 Rthl. 16 gr.)

Mit gleicher Ausführlichkeit und Gründlichkeit im Einzelnen und Vollständigkeit im Ganzen, ist nun dieses nützliche Werk seiner Vollendung merklich entgegen gerückt und wird wahrscheinlich mit dem 5ten Bande beschlossen werden. Die *zweyte Abth.* des *dritten Bandes* geht von *Imperativ* bis *Lernen* und der *vierte Band* von *Liberalität* bis *Receptivität.* Unter die ausführlichsten Artikel gehören: Imperativ, Interesse, Kategorie, Kirche, Kirchenglaube, Kraft, Kriegskunst, Leibnitz, Leidenschaft; — Logik, Materialismus, Materie, Mathematik, Mechanik, Mein, Mensch, Menschengeschichte, Menschenschlag, Merkmal, Metaphysik, Methode, Modalität, Möglichkeit, Moraltheologie, Natur, Nothwendigkeit, Opposition, Pflicht, Philosophie, Physik, Physicotheologie, Plato, Politik, Postulat, Praxis, Princip, Prosyllogismus, Qualität, Race, Rationalismus, Raum und Realität. — Die Brauchbarkeit eines solchen Werks bewährt sich durch öftern Gebrauch bey vorkommenden Anlässen besser, als durch blosses, ohne weitern Zweck, als nur um der Kritik willen, unternommenes Lesen einzelner Artikel. Wir haben diese Probe absichtlich oft gemacht und sind sehr selten unbefriediget geblieben. In den gegenwärtigen Theilen finden wir keinen Gegenstand, der übergangen, und wenig oder gar nichts, was in Ansehung der Ausführung im Einzelnen zu erinnern wäre. Im *dritten* Bande wurde bey *gebotener* und *gehorchender Glaube* auf *Offenbarungs-Glaube* verwiesen, in diesem Artikel kommt aber davon nichts vor, und wir werden wieder zum *Kirchenglauben* im vorigen Bande verwiesen, aber es wird auch da nicht erklärt, inwiefern der Kirchen- oder Offenbarungs-Glaube ein *gebotener* oder *gehorchender* Glaube heisst. Eben so wird im *dritten* Bande bey *moralischer Grundsatz,* auf *moralisch* in dem *vierten* Bande verwiesen, aber hier nichts davon erklärt, sondern dieses geschieht in dem Artikel *Maxime* No. 3. der nicht allegirt ist. Im Art. *Monarch, absoluter,* ist die Definition, dass er derjenige sey, auf dessen Befehl, wenn er sagt, es soll Krieg seyn, sofort Krieg ist, nicht allgemein genug, und erstreckt sich nur auf einen einzelnen Zweig der Rechte des höchsten Befehlshabers im Staate. Im Art. *Naturrecht* wird No. 3. der zweyte递 Haupttheil desselben neben dem *öffentlichen* Rechte, nämlich das *Privatrecht* übergangen, und dagegen im Art. *Naturzustand* No. 2. noch angeführt, wohin es mit wenigerm Rechte gehört.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Hadamar, in Comm. d. n. Gelehrten-Buchh.: *Geschichte und topographische Beschreibung der kaiserlichen freyen Reichsstadt Wetzlar. Erster Theil,* welcher die älteste und die mittlere Geschichte der Stadt begreift. Verfasset und herausgegeben von *Friedrich Wilhelm Frhrn v. Ulmenstein,* fürstl. Nass. Weilburg. Regierungsr. 1802. 682 S. 8. m. K.

Die einzige bisher bekannte historische Beschreibung von Wetzlar, die zuerst zu Giessen 1664 erschien

schien, hat der ehemalige Syndicus und Stadtschreiber daselbst *Johann Philipp Helius* geliefert. Sie wurde von dem berühmten Reichskammergerichtsassessor *von Ludolf* mit Anmerkungen versehn und unter dem Titel *Sicilimenta ad Historiam Civitatis Imp. Wetzlariensis* mit dem zweyten Bande seiner Observationen herausgegeben. Diesen Vorgänger hat der Vf. der gegenwärtigen Schrift durch eine sorgfältigere Kritik und durch einen geläutertern Geschmack weit übertroffen; nur scheint er uns hin und wieder in ein zu groses Detail einzugehen; auch vermisst man ungern allgemeine historische Blicke, wodurch die Specialgeschichte ein weit höheres Interesse gewinnt.

In dem *ersten Abschnitt*, welcher *die älteste Geschichte der Stadt Wetzlar, bis gegen den Ausgang des zwölften Jahrhunderts* enthält, werden zuförderst einige historische Sagen geprüft, unter welchen die wahrscheinlichsten diese sind: dass der Bau der Stiftskirche in der Stadt gegen das Ende des 8ten Jahrhunderts oder vielmehr, wie in der Folge nach den von *Schöpf* in *Wettereiba illustrata* angestellten Untersuchungen behauptet wird, gegen Ende des 9ten von zwey Herzogen aus dem Elsass Herrmann und Udo angefangen wurde, und dass das alte noch in seinen Ruinen bey Wetzlar vorhandene Bergschloss Kalsmunt seinen Ursprung Karl dem Grosen verdanke. Die allerälteste, bis jetzt bekannte, historische gewisse Nachricht, in welcher des Namens der Stadt Wetzlar, jedoch nur gelegentlich Erwähnung geschieht, befindet sich in einer daselbst ausgefertigten Urkunde Otto I. vom 18 Febr. 943. aus welcher sich ergiebt, dass die Stadt schon damals kein ganz unbedeutender Ort gewesen ist. Seit dieser Zeit erscheint sie zuerst wieder gelegentlich in zwey Urkunden von 1145 und 1150. *Zweyter Abschnitt. Mittlere Geschichte der Stadt, vom Ausgang des 12ten bis zum Ausgang des 15ten Jahrhunderts.* Im Jahr 1180 erhielt die Stadt ein Privilegium von Kaiser Friedrich I. worin unter andern den dasigen Bürgern die nehmlichen Handelsfreyheiten wie den Frankfurtern zugestanden wurden. (Wenn es daselbst zugleich heisst, dass dem Eigenthumsherrn von jedem Hofe vier Denarii als Zins bezahlt werden sollten, so kann unter erstern schwerlich jemand anders als der Kaiser selbst verstanden werden, dem über alle *civitates* oder *villas regales* die Grundherrschaft ausschliesend gebührte.) — Der Geschichte dieses Privilegiums folgt eine Excursion über das Geschlecht der Schenke von Schweinsberg, die mit einiger Wahrscheinlichkeit von dem thüringischen Geschlechte von Vargela abgeleitet werden; wobey hätte bemerkt werden sollen, dass sich dasselbe in viele Zweige theilte, die insgesammt verschiedne Geschlechtsnamen von ihren Burgen führten. (Man vergleiche die genealogische Nachricht von den Schenken zu Saleck. Naumburg 1800. 8.) Mit gleichem Rechte wird nach dieser Ausschweifung von der Stiftung des Klosters Altenberg gehandelt, die gegen Ende des 12ten Jahrhunderts erfolgt seyn soll. — In der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts finden sich zu Wetzlar die meisten Spuren eines Schöffen-Gerichts und in demselben ein Schultheiss und Vogt; demungeachtet übte noch damals und geraume Zeit nachher auch der Landvogt in der Wetterau verschiedne Rechte über die Reichsstadt im Namen des Kaisers aus. Die Stadtvogtey wurde 1246 den Dynasten, Conrad und Widekind von Merenberg mit der Bemerkung bestätigt: dass schon ihre Voraltern dieselbe seit langer Zeit ausgeübt hatten; auch werden die nehmlichen Dynasten in einer Urkunde von 1292 als Burggrafen der Reichsfeste Kalsmunt erwähnt. Gegen Ende des 13ten Jahrhunderts unter der Regierung Rudolphs von Habsburg trat zu Wetzlar der bekannte Betrüger Tylo Kolup auf, der sich für den längst verstorbenen Kaiser Friedrich II. ausgab. (Die Wahrheit dieser Geschichte, die von einigen Gelehrten bezweifelt worden ist, wird durch unverwerfliche Zeugnisse erwiesen; auch haben, welches dem Vf. nicht bekannt gewesen zu seyn scheint, noch in spätern Zeiten einige andre Betrüger die nämliche Rolle gespielt und im Jahre 1546 wurde ein wahnwitziger Schneider auf dem Kifhäuser Schlosse bey Frankenhausen von dem Pöbel für Kaiser Friedrich II. gehalten und hierauf von dem Grafen Günther von Schwarzburg gefangen genommen. Man vergleiche die historische Nachricht von Kaiser Friedrich II. Tod und von dem Wahnkaiser auf dem Kifhäuser Schlosse in *Struv's* hist. polit. Archiv Th. I. N. 1.) Schon zu Anfange des 14ten Jahrhunderts war eine ansehnliche Zahl von Wollenwebern in der Stadt vorhanden, welche die Erzeugnisse ihres Fleisses theils auf der neuen Wetzlarischen von Ludwig dem Bayer 1318 gestifteten Gallus-Messe, theils auf der schon damals blühenden Frankfurter Messen absetzten. Zu eben dieser Zeit war die Zahl der Schmiede so beträchtlich, dass die Meister dieses Handwerks für nöthig fanden, sich in eine Zunft zusammen zu schliessen und über gewisse Gesetze zu vereinigen. Auch zeugen Urkunden von 1233, 1286 und 1305, dass schon damals Wetzlar eine öffentliche Apotheke hatte, wornach *Beckmann* zu berichtigen ist, der in seinen Beyträgen zur Geschichte der Erfindungen B. 2 S. 504 die Errichtung öffentlicher Apotheken in Deutschland erst in das 15te Jahrhundert setzt. Den 10ten August 1333 erhielt die Stadt das wichtige Vorrecht, dass sie vor kein auswärtiges Gericht, selbst nicht *vors kaiserliche Hofgericht* und vor keine andere Gerichtsstelle als vor den dasigen kaiserlichen Amtmann (den Vogt) geladen werden solle. Die Geschichte des Stadtadels in Wetzlar (den man schon seit dem 15ten Jahrhundert findet) bestätigt die schon ehedem gemachte Bemerkung: dass die in den Reichsstädten befindlichen Geschlechter Münzer genannt wurden, weil ihnen die deutschen Könige das Münzrecht als ein kaiserliches Lehn verliehen hatten. — In einer Urkunde vom 23sten Oct. 1365 ertheilte Kaiser Karl IV. dem Grafen Johann von Nassau-Weilburg die Erlaubniss, dass er die Reichsfeste Kalsmunt, die durch das ungefähr 50 Jahr vorher erfolgte Erlöschen des Mehrenbergischen Geschlechts dem Reiche anheim gefallen, und

und nachher an die Dynasten von Falkenstein verpfändet worden war, von Philippen von Falkenstein einlösen durfte, deren er sich jedoch nicht bediente. Dagegen hatte aller Wahrscheinlichkeit nach das Nassauische Haus die Vogtey in Wetzlar schon nach dem Ableben Hartrods von Mehrenberg erhalten. — In die letzte Hälfte des 14ten Jahrhunderts fallen innerliche Unruhen, welche zwischen dem Stadtrathe und den übrigen Einwohnern der Stadt entstanden und einige Jahre lang fortdauerten, wobey der alte Magistrat auf sieben Jahre vertrieben und ein neuer eingesetzt wurde. Wiederholte Streitigkeiten dieser Art veranlassten endlich den 1sten März 1390 und den 27sten Sept. 1393 zwey Verträge, auf welchen die Verfassung der Stadt in Ansehung verschiedner Gegenstände noch bis auf den heutigen Tag beruht. — Zum Schlusse dieser Anzeige bemerken wir noch, dass diesem Werke ein Codex Diplomaticus beygefügt ist, der verschiedne noch ungedruckte Urkunden enthält, welche die Geschichte der Stadt Wetzlar erläutern.

Königsberg, b. Göbbels u. Unzer: *Biographien merkwürdiger Räuber und Mörder.* 1802. VIII u. 152 S. 8. (14 gr.)

Durch diese Räuber- und Mörder-*Biographieen* will der Vf. dem schädlichen Einflusse der seit Rinaldo Rinaldini so häufigen Räuber- und Mörder-*Romane* entgegen arbeiten, in welchen diese Verbrecher gewöhnlich als edle Menschen dargestellt werden. Vorläufig erzählt er hier die Thaten dreyer englischen Verbrecher dieser Art, des Sawney Beane, der zur Zeit der Königin Elisabeth mit seiner Familie von seiner Höle aus, in der Gegend von Glasgow, 25 Jahre hindurch, alle Vorüberreisende ermordete; eines sogenannten Obersten Jack, (nach der eigenen Erzählung dieses gebesserten Verbrechers, deren Wahrheit wohl etwas mehr hätte beurkundet werden sollen) und des aus Shakespeare hinlänglich bekannten John Fallstaff. Diese letztere sogenannte Biographie ist bey weitem die ausführlichste, weil der Vf. für gut fand, sich nicht bloss an die von Historikern erzählte Thatsachen zu halten, sondern auch aus den Shakspearschen Theaterstücken ganze Scenen mitzutheilen. Diess stimmt aber nicht zu der simpeln historischen Erzählung, die der Vf. sich zum Gesetz machte. Ausserdem ist er diesem Gesetze ziemlich treu gefolgt; und es fragt sich nur, ob das Publicum, auf welches er wirken will, Geschmack an diesen Biographien finden, und ihn dadurch zu einer Fortsetzung auffodern werde. Die, dem Vf. unbekannt gebliebenen in ihrer Art vorzüglichen *Thaten und Feinheiten renommirter Kraft- und Kniffgenies* (Berlin, b. Himburg 1790 — 91) wurden, unsers Wissens, nur bis zum zweyten Bande fortgesetzt, vielleicht weil damals die Räubergeschichten noch nicht so beliebt waren, als gegenwärtig.

Leipzig, b. Heinr. Gräff: *Chemische Farbenlehre*, oder ausführlicher Unterricht von Bereitung der Farben zu allen Arten der Malerey. Von *Karl Friedrich August Hochheimer.* Erster Theil. Dritte vermehrte Auflage, herausgegeben von *J. C. Hoffmann.* 1803. 344 S. 8. (1 Rthl.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1793. No. 124.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig: Die Postgeheimnisse,* oder *die hauptsächlichsten Regeln, welche man beym Reisen und bey Versendungen mit der Post beobachten muss, um Verdruss und Verlust zu vermeiden.* 1803. 84 S. 8. — Es ist eine im bürgerlichen Leben noch nicht genug gewürdigte und dennoch tägliche Erfahrung, wie linkisch sich selbst gescheute Leute bey dem Verkehr mit der Post zu benehmen pflegen, und wie oft Verlust und Verdruss, lediglich aus Unkunde des Post-Mechanismus, entstehen. Die Klagen und Beschwerden über Postwesen und Postbediente, und die Verdrusslichkeiten, Zänkereyen und Streitigkeiten zwischen den Post-Officianten, den Reisenden und denen, welche mit der Post etwas versenden oder empfangen, wiederholen sich bis zum Ekel. Es war daher ein nützliches Unternehmen, das Publicum über die Verfahrungsweise zu belehren, so wie es in der vorliegenden Schrift unter dem angeblichen Druckorte, höchstwahrscheinlich selbst aus der Feder eines gründlich unterrichteten Post-Officianten, jedoch mit Unpartheylichkeit, ausgeführt worden. Unter acht Abschnitten werden hier das Reisen mit der Ordinären und Extrapost, die Versendungen der Briefe, Gelder und Pakete, der Gang der Estaffetten und Couriere, so wie auch die Bewandnisse des Poststations-Geldes höchst lehrreich erörtert. Man ersieht sogar daraus, wie man sich beym Einpacken und Zeichnen, bey verlornen und beschädigten Sachen und Briefen zu verhalten habe. Auch die vier täglich vorkommenden Punkte, vom Cito und vom Recommandiren, vom Zurückfodern aufgegebener Briefe und von den Poste restante-Briefen und Sachen, sind darin praktisch abgehandelt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 5. Januar 1803.

ERDBESCHREIBUNG.

Ohne Druckort: *Atlas Suisse* — levé et dessiné par *J. H. Weiss*, aux fraix de *J. R. Meyer* à Aarau dans les annécs 1786 à 1802. Gravée (gravé) par *Guerin, Eichler* et *Scheurmann*. — 16 Blatt.

Dieser schön gezeichnete und gestochene Atlas von Helvetien ist zwar nicht durchaus von gleichem, im Ganzen aber von vorzüglichem Werth. Der aufmerksame Anblick der einzelnen Blätter scheint Rec. die Geschichte seiner Entstehung, und die Ursachen seiner Vorzüge und Fehler zu enthüllen. Ein Blatt, welches das Berner Oberland, nebst der Nordhälfte des Walliserlandes enthält, gieng der Ausfertigung des ganzen Atlasses voraus. Die meisten Reisenden besuchen diese Gegenden, welche ihnen das Leukerbad, das Schreckhorn, die Jungfrau, und die zum Theil schaudervollen Schönheiten der erhabenen Natur vorstellen, ohne dass sie erst die entfernte Reise zum Montblanc, oder in die hohen Alpen von Süd-Wallis zu machen nöthig haben. Für Reisende war also dieses Blatt bestimmt, hatte auch den eignen Reisen des Hn. *Weiss* seinen Ursprung zu verdanken, der die Hauptgegenden trigonometrisch aufnahm, und wirklich diese Striche in ungleich richtigerer Verkettung und genauerer Deutlichkeit lieferte, als jede frühere Zeichnung es hatte bewerkstelligen können. Die glückliche Ausführung machte wahrscheinlich Muth zur Unternehmung des Ganzen. Ueberall, vorzüglich in allen bergichten Südostgegenden Helvetiens, erkennt man unwidersprechlich nicht bloss die eigene Ansicht der Gegenden, sondern auch ihre trigonometrischen Bestimmungen, aus der gegen ältere Karten gerechnet oft sehr veränderten Ansicht der Gebirgsreihen und der Richtung der Thäler. Ohne Zweifel nahm Hr. *W.* auch die Hauptorte, welche von seinen Standpunkten aus, sichtbar waren, mit in das trigonometrische Netz auf. Aber diese Uebersicht erstreckte sich nicht auf alle Orte, er ergänzte diese aus andern Karten, wodurch einige Schreibfehler entstanden; er liess auch mehrere ganz weg. So wird auch bey den Bergen wohl zwar gegen den Entwurf der allgemeinen Richtung nur selten etwas zu erinnern seyn, aber die einzelnen Vorsprünge und Einbeugungen verrathen an manchen Orten nicht die nämliche Genauigkeit. Astronomische Bestimmungen scheinen auch wohl gleich anfangs, aber nicht in der nöthigen Anzahl und mit der gehörigen Schärfe gemacht worden zu seyn. Daher manche Ungleichheiten. So wie aber die Arbeit des Vfs. fortschritt, gewannen auch seine Kenntnisse durch häufig wiederholte Erfahrungen und Bemerkungen mehrere Ausdehnung und Bestimmtheit; jedes der spätern Blätter übertrifft die frühern an treffender Darstellung. Endlich hatte seine Uebersicht des Ganzen so viele Festigkeit gewonnen, dass er im J. 1799 ein sehr theures ganz Helvetien umfassendes Blatt unter dem Titel *Carte Hydrographique et Itineraire* herausgeben konnte, welche aber eigentlich die Resultate aller seiner Beobachtungen enthält, und eine Hauptquelle zur Beurtheilung seiner eignen grössern Arbeit wird. Sie liefert ein langes Verzeichniss astronomisch bestimmter Orte, von welchen einige wenige aus der *Connaissance des Temps*, und auch diese mit kleinen Abänderungen, entlehnt sind, alle übrigen aber auf eigene Rechnung des Hn. *W.* kommen, da er auf die von den Hn. *Feer* und *Amman* über einzelne Punkte gegebenen Aufklärungen keine Rücksicht nahm, oder zum Theil auch keine nehmen konnte. Auf die hinlängliche Genauigkeit mancher Längenbestimmungen setzt Rec. noch einiges Misstrauen, ohne jedoch ihre Unrichtigkeit beweisen zu können, da wir keine anderweitigen Beobachtungen haben. Aber auf alle Fälle liefert dieses Verzeichniss einen sprechenden Beweis von der Sorgfalt, mit welcher Hr. *W.* sogar seine schon gemachten Arbeiten revidirte. Denn die *Carte Itineraire* stimmt zwar mit diesen angegebenen Beobachtungen genau überein, und manches Einzelne gewinnt dadurch eine abgeänderte Gestalt; aber in den Blättern der grossen Karte finden sich durchaus Abweichungen von den eigenen Angaben des Vfs., welche immer stärker werden, so wie das Land gegen die Ostgränze hinrückt. Seine Karte schliesst sich auf dieser Seite an die in jeder anderen als in astronomischer Rücksicht sehr vorzügliche Pfaundlerische Karte von Vorarlberg, welche diesen Gegenden eine zu östliche Lage anweist. Alle Abweichungen in dem Atlas des Hn. *W.* beschränken sich aber auf wenige Minuten, und können den nützlichen Gebrauch des Einwohners und der Reisenden nicht stören. Der Fleiss eines einzelnen Mannes, der so viele Theile des Landes zu vermessen nicht nur unternahm, sondern auch ausführte, verdient den Dank des Publicums, wenn gleich der Bewohner des Landes in kleinen Parthien, in einzelnen Namen noch Unrichtigkeiten auffinden wird. Er liefert bey weitem die vorzüglichsten Karten, welche wir bis jetzt von Helvetien besitzen. — Nun noch Bemerkungen über die einzelnen Blätter. Jedes derselben hat 25½ Pariser Zoll Länge, und 18½ Zoll Höhe. Vier Minuten des grössten Kreises, oder eine geographische Meile sind zu einem rheinländischen Zoll angenommen; die Blätter haben also hinläng-

länglichen Raum zu dem nöthigen Detail, welches auch von Seiten des Zeichners und Kupferstechers sehr gut ausgeführt ist. Die Zeichnung der Berge ist *à vue d'oiseau*, die grössere und mindere Höhe, das schroffere Abfallen oder das sanftere Verflächen derselben meist sehr gut ausgedrückt, und das Daseyn der Gletscher durch blaue Farbe angegeben. Die Gränzen sind noch die der alten Cantons, und finden sich bloss bey den der Helvetischen Revolution vorher gehenden Blättern; bey den neuern fehlen alle Gränzen zur Bezeichnung der einzelnen Cantone. Nr. 1. ist die *Carte d'assemblage*, an welche der westlichste Theil von Tyrol als Zugabe gefügt ist. Nr. 2. begreift den Canton und das ehemalige Hochstift Basel nebst dem Frickthale, und etwas von Aarau und Solothurn. Die Länge von Basel ist hier wie in der *Connoissance des tems* 5° 15', 12" angesetzt, ob sie gleich Hr. *W.* in seinem Verzeichnisse auf 5, 14, 53" angiebt. Die Ausfertigung ist übrigens mit Sorgfalt gemacht, doch fehlen einige Orte, z. B. das Schloss und die ehemalige Landvogtey Birseck bey Arlesheim. Nr. 3. enthält Aargau, Schafhausen, Thurgau, nebst dem grössten Theil von Zürch, ist eines von den ältern Blättern, hat auch mehrere Fehler. Die Hauptorte stehen fast alle um eine Minute östlicher als das Verzeichniss sie angiebt; nur Schafhausen trifft richtig mit seiner Angabe 6, 17, 6' Länge, und 47, 42, 52" Breite zusammen. Diese Angabe ist wohl gewiss der Wahrheit näher als Hn. *Feers* Bestimmung, welche die Stadt viel zu weit gegen Süden rückt. *Zollikon* oder Zolliken an der Ostseite des Zürchersees findet sich hier *Zoliken*. An der Westseite dieses Sees steht zwar der Albisberg in richtiger Zeichnug, aber als Name setzt Hr. *W. Utliberg*, da doch der *Uetliberg* nur den nördlichsten Theil der gestreckten Kette ausmacht. In Nr. 7. erblickt man zwar den Namen *Albis*, aber ohne weitern Beysatz und nicht so hingestellt, dass man ihn für den Namen der Bergkette halten könnte. Oestlich von Mellingen wird zwar der Weiler *Heitersberg* nicht übergangen, aber vergebens sucht man den Namen des langgedehnten *Heitersbergs* etc. Nr. 4. welches die Gegenden um den Bodensee und die östlichern Striche begreift, trägt zwar die Jahrzahl 1800 an der Seite, aber das Blatt muss ungleich älter seyn. Diess beweisen die gezogenen Cantonsgränzen, und die Lage der Hauptorte, welche nicht mit seinen eigenen Angaben übereinstimmen. Ueberhaupt stehen hier alle Orte im Durchschnitt um 2', 30' zu östlich, einzelne etwas mehr, andere weniger. Die Ursache wurde oben angeführt. Dem angegebenen Jahre nach hätte Hr. *W.* Hn. *Ammans* Bestimmungen kennen sollen; er trifft aber nur in der Breite grösstentheils, nie in der Länge, mit ihnen zusammen. Und das nördliche Rheinthal, vor dem Einfluss in den Bodensee, leidet recht sehr dadurch, dass Hn. *Feers* Bestimmungen und Zeichnung nicht benützt wurden, die er doch durch die geographischen Ephemeriden, so wie den ganzen Complexus von Ortsbestimmungen in Helvetien so leicht aus der monatlichen Correspondenz 1800 Februar hätte haben können. Nr. 5. und 9. begreifen ausser dem angränzenden Frankreich das Fürstenthum Neufchatel, das Païs de Vaud nebst dem Genfersee und den grössten Theil von Freyburg, und gehören zu den schönsten Theilen dieses helvetischen Atlasses, welches aber auch sehr begreiflich ist, da Hr. *W.* die gute auf genaue einzelne Vermessungen gegründete Karte von *Mallet* (*charte de la Suisse Romande* 1781, 4 Bl.) vor Augen hatte. So sichtbar es aber ist, dass Hr. *W.* ihr genau folgte, so unverkennbar ist es auch, dass er selbst an Ort und Stelle war, und die Richtigkeit der niedergelegten Angaben untersuchte. Einzelne Weiler und Gebäude sind hier angegeben, welche bey Mallet fehlen, andere haben eine etwas veränderte Stellung erhalten, und die Berge, welche bey Mallet in langer Strecke ohne Einschnitt fortlaufen, erhalten hier sehr häufig ihre Einbeugungen. Hr. *W.* hat noch überdiess den ganzen astronomischen Theil der ältern Karte verrückt; in der Nordhälfte stehen alle Hauptorte ungefähr um 5' östlicher als bey Mallet; in den Gegenden am Genfersee beträgt der Unterschied nur 2' im Durchschnitte. Da er in seiner *charte hydrog. Pontarlier, Neufchatel, Yverdun*, als astronomisch bestimmte Orte angiebt: so lässt sich kaum bezweifeln, dass die Wahrheit sich auf seine Seite neige. Auffallend bleibts bey allem dem, dass er auch Besançon um 2' östlicher stellt, als es die *Connoiss. des tems* angiebt; vielleicht geschah es aber auch nur, weil ihn das Nebenland weniger kümmerte. Nr. 6. enthält den Canton Bern, nebst dem grössten Theil von Freyburg und Solothurn. Die Stadt Bern steht nicht unter dem Verzeichnisse der astronomisch bestimmten Orte, sie ist nach den Angaben der *Connoiss. des temps* eingetragen 5, 6, —" Länge 46, 56, 55" Breite. Freyburg und Solothurn stehen um eine Minute östlicher, als sie nach den Bestimmungen des Hn. *W.* stehen sollten. Das Blatt wurde aber auch 1798 ausgefertigt, obgleich nicht ausgegeben. Es hat keine andern als die allgemeinen Landesgränzen, und bey diesen ist schon Biel (Bienne) zu Frankreich gerechnet. Ueber den Canton Bern ist noch keine erträglich gute Karte vorhanden; die Arbeit des Vfs. hat also immer vieles Verdienst, wenn gleich einige Orte vermisst und andere unrichtig angesetzt gefunden werden. Auch manche Vorberge sind zu scharf als Hochgebirg gezeichnet. Sehr schön finden wir aber im Canton Solothurn die ihn auf der Westseite begleitenden Gebirgsreihen, Auswüchse des Jura, hingestellt: so wie die östlich an Bern gränzenden Theile von Lucern, z. B. das Entlibuch. Nr. 7. ist eins der ältesten Blätter. In astronomischer Hinsicht stehen auch hier die meisten Orte etwas zu östlich. Desto sorgfältiger ist der trigonometrische Theil, die verhältnissmässige Höhe und die Richtung der Berge, folglich auch der Thäler ausgefallen. Die Ringelchen, welche zugleich die hervorstechendsten Spitzen und die bey den Dreyecken beobachteten Punkte bezeichnen, sind hier sehr häufig. Dem ungeachtet zeigen sich Unrichtigkeiten in dem Detail einzelner Berge, und noch mehr in den topographischen Angaben. Der Pilatusberg ist zu weit gegen Norden gerückt, und viele einzelne Orte fehlen. In unserm Exemplar

emplar sind mehrere, aber nicht alle, mit der Feder eingezeichnet. Nr. 8. In diesem Blatte stehen im Durchschnitte alle Orte um etwas mehr als zwey Minuten zu östlich. Aber in geometrischer und topographischer Hinsicht hat die Zeichnung grossen Werth. Wir verbinden die Anzeige von Nr. 12. damit, weil beide Graubündten, Engaddin etc. vorstellen. Die nördlichen zu Vorarlberg gehörigen Theile sind meist nach Pfaundler, doch mit kleinen Abänderungen, das eigentliche Graubündten aber erhält durch die Vermessungen eine sehr veränderte natürlichere Gestalt, als wir sie auf allen bisherigen Karten erblickten. Die Richtung der Hauptgebirge und Nebenketten entwickelt sich äusserst deutlich, und so viel wir beurtheilen können, sehr richtig. Rec. hat Nr. 7. von Bacler d'Albe's Karte verglichen und gefunden, dass er zwar Chur nach der *Connoiss. des temps* richtig eingetragen hat, bey dem Bilde des Landes aber Hn. *W*. bey weitem nachsteht. Bacler d'Albe folgt in den meisten Theilen Walsers Karte von Graubündten, setzt also wie dieser den Flecken Thusis am Rhein, Fürstenau beynahe gerade gegenüber, da beide Orte doch in ziemlicher Entfernung liegen; beugt den Fluss Albula, mit den daran liegenden Orten, von der Mündung rückwärts beträchtlich gegen Norden, da die Beugung südlich seyn sollte, wie es Hr. *W*. richtig hat. Er setzt mit Walser den Bach Avers mit geradem Lauf von Osten nach Westen zum Rhein an; Mayer lässt ihn von Süden nach Norden fliesen und bemerkt, dass der Hauptname Madris Bach und der Avers nur ein ganz kleiner östlicher Nebenbach ist. Dadurch gewinnt das Hochgebirg eine ganz andere Richtung. Aber einen bedeutenden Fehler begeht Hr. *W*. dass er bey hinlänglichem Raume die Namen der einzelnen Berge zu selten angiebt. Nr. 10. und 14. umfassen das Berner Oberland oder den jetzigen Canton Oberland, nebst Wallis bis nach Piemont. Zwey sehr vorzügliche Blätter, welche der Vf. schon im J. 1796 zum Behuf der Reisenden besonders auf einem Blatte bearbeitet hatte. Das Gebirg, welches Bern von Wallis trennt, ist mit einer Präcision vorgetragen, welche Rec. bis jetzt vergeblich suchte. So auch die übrigen Theile; hier scheint Hr. *W*. seine ursprünglichen und vielfältigsten eigenen Beobachtungen gemacht zu haben. Es sind die Erhebungen einzelner Berge über den Thuner See bemerkt, das Schreckhorn 10,[illegible] Fuss, die Jungfrau 11,085 Fuss, das Finsterahorn 11,447 Fuss. Diese Angaben fehlen bey dem Hochgebirge gegen Italien, in der Charte hydrographique aber wird der Berg Rosa mit 14,380 Fuss, wahrscheinlich über die Meeresfläche erhaben angesetzt, also nur wenig niedriger als der Mont Blanc, dessen Erhebung auf 14,556 Fuss angegeben ist. Mit dem astronomischen Punkte mancher Berge mag sich Hr. *W*. wohl etwas irren, wenn er z. B. das Schreckhorn unter 46, 35' — der Breite setzt, da Orianis Beobachtungen gewiss richtiger 46, 32, 42" geben. Aber der Mont Rosa, welchem Oriani 45, 55, 56" zur Breite anweisst, steht hier, und wie Rec. glaubt, richtiger unter 46, 6'. — Die ganze Lage des Landes widerspricht der so südlichen Beugung, und so sehr sich Bacler d'Albe bemüht, den Berg nach Möglichkeit gegen Süden zu ziehen, selbst den Lauf der Bäche auf seiner Karte verändert: so konnte er ihn doch nicht weiter als 45, 59' herunter bringen. Oriani bezeichnet vielleicht einen andern Mont Rosa östlich vom See Lugano. In Detail hat Hr. *W*. auch hier den Fehler, dass er nicht alle Orte angiebt, Bacler, der ihn in Nr. 6. und 7. ganz copirt, ergänzt das Fehlende aus Walser. Wo ihn aber dieser stecken lässt, hält er sich sogar an die Fehler des Hn. *W*., welcher z. B. westlich von Brigg an der Rhone das Kirchdorf Mund und gegenüber ein Dorfzeichen ohne Namen ansetzt; diess mahlt ihm Bacler getreulich nach. Nr. 11. liefert ausser dem südwestlichen Theil von Graubündten die italiänischen Landvogtheyen, wo alles eine neue Gestalt erhält. Das Livinerthal krümmt sich mit starkem Bogen von Nordwesten nach Südosten; die Passagen über die Alpen sind mit Deutlichkeit angegeben; alles trägt das Gepräg wirklicher an Ort und Stelle gemachter Beobachtungen. Die übrigen Nr. 13, 15, 16. gränzen zunächst an Italien und sind bey Bacler besser als hier vorgestellt; doch zeichnet sich die Gegend um den Lugano See vortheilhaft aus.

Paris, b. d. W. Pankoucke: *Mémoire sur la Colonie du Senegal* par *Pelletan*. 1801. 118 S. 8. nebst einer Karte. (12 gr.)

Hr. *Pelletan* ist eigentlich der Avantcoureur der vielen französischen Reisenden, die uns als Directoren, oder Officianten der ehemaligen Senegalcompagnie mit Beschreibungen der Länder am Senegal und anderer westlichen Negerstaaten beynahe zu überschwemmen drohen; denn nach ihm sind *Degrandpré*, *de la Jaille*, *Golberry* und *Durand* mit bald ausführlichern bald zusammengedrängtern Schilderungen der Länder vom weissen Vorgebirge bis zum Sierra Leonefluss aufgetreten, und haben theils eigene, theils von andern entlehnte Bemerkungen drucken lassen. Hn. *P*. Arbeit ist eine bloss aus dem Gedächtniss geschriebene Skizze. Er hatte zwar während seines Aufenthalts längst der Afrikanischen Küste sehr viele Nachrichten zu einer vollständigen Beschreibung gesammelt, allein während der Schreckensperiode ward er in St. Lazare verhaftet, seine Papiere wurden versiegelt, und er schrieb dieses Memoire wirklich in Todesängsten. Warum er dasselbe aber nach wieder erlangter Freyheit nicht umarbeitete, und aus seinen Papieren vervollständigte, darüber ertheilt er keine hinlängliche Auskunft, verspricht aber in einem zweyten Theil Zusätze zu liefern, der jedoch so viel wir wissen, noch nicht erschienen ist. — Zuerst giebt er eine kurze Nachricht von den französischen Niederlassungen auf der ganzen Küste vom 8 bis zum 21° N. Breite, und da er seine Arbeit zu einer Zeit revidirte, als Frankreich noch im Besitz von Aegypten war: und das Verbot des Negerhandels noch fortdauerte, so gründet er darauf mancherley Vorschläge. Die Engländer will er aus Portendic vertrieben haben, um seiner Nation den Gum-

Gummihandel ganz zu verschaffen, aber noch ist der Artikel des Friedens von 1783, worin ihnen der Handel dorthin freygegeben ward, nicht aufgehoben. Den Ertrag der Goldbergwerke von Bambuck schlägt er nicht höher als 300,000 Liv. an; dieser Angabe wird jedoch von Golberry und andern widersprochen. Was er über den Negerhandel und dessen Alter gelegentlich beybringt, erschöpft den Gegenstand keinesweges, und erfoderte tiefere Untersuchungen, als dem Vf. in seiner Lage möglich waren. Der gröfste Theil der kleinen Schrift beschäftigt sich mit Vorschlägen, jene französischen Besitzungen in Afrika vorzüglich die Länder am Senegal künftig vortheilhafter zu benutzen, und selbst durch Freyneger den Feldbau treiben zu lassen. Der Vf. war bis 1790 Generaldirector der Senegalgesellschaft, und der vorhergenannte *Durand* sein Vorgänger. Seine Karte, welche das westliche Afrika vom weissen Vorgebirge bis Cap Tagrin vorstellt, ist dem Inhalt des Ganzen angemessen, und ertheilt blofs eine allgemeine Uebersicht, ohne sich in ein genaues Detail einzulassen. Cap Tagrin nebst der Mündung des Sierra-Leoneflusses, sind zu weit südlich angegeben. Denn jenes Vorgebirge liegt nach de la Jaille 8° 30′ N. Breite, hier aber etwa 7′ 35°.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, in Comm. b. G. Fleischer d. j.: *F. C. Lauckhard's*, Mag. d. Philos. und Sprachmeisters zu Halle — *Leben und Schicksale von ihm selbst beschrieben. — Fünfter Theil*, welcher dessen Begebenheiten und Erfahrungen bis gegen das Ende des Jahres 1802 enthält. 1802. VIII. u. 318 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die nächst vorhergehenden Theile dieser sehr weitschweifigen Biographie (s. A. L. Z. 1799. Nr. 394.) entschädigten den Leser für so manche Mängel derselben durch die Bemerkungen, die der Vf. auf dem Feldzuge gegen die Franzosen und während seines Aufenthaltes in Frankreich selbst über die damaligen Umstände machte, und waren in dieser Rücksicht weit vorzüglicher, als die frühern Theile (A. L. Z. 1793. Nr. 94.) die gröfstentheils mit Studentenstreichen und andern dergleichen niedrigen Scenen angefüllt, und mit derben Ausfällen auf Gelehrte u. s. w. durchmischt waren. Dieser neueste Theil, in welchem wir den Vf., (zwey Reisen, die eine nach Berlin, wo er beym Könige um eine Versorgung anhielt, und eine nach Nordhausen abgerechnet,) immer in Halle finden, ist jenen frühern wiederum vollkommen ähnlich; Unterhaltungen mit Studenten und Bemerkungen über sie und sogenannte Philister, u. dgl. m. in seinem gewöhnlichen Tone vorgetragen, machen einen bedeutenden Theil desselben aus; die Begebenheiten des Vfs. selbst, der sich, trotz seiner fleifsigen Schriftstellerey, immer in einer misslichen Lage befindet, und sich in den elendesten Wohnungen und Schenken umhertreibt, würden nicht hingereicht haben, einen Band zu füllen. Für die Leser wird diefs allgemeine Urtheil hinreichend seyn; mit dem Vf. haben wir hier nichts zu thun; denn dieser perhorrescirt alle Recensenten und kritische Journale, und überhäuft sie mit Schmähungen, wie alle Corpora und Individuen, die sich unter gewissen Umständen nicht zu seinem Vortheile erklärten, oder ihm aus irgend einer andern Ursache nicht behagen wollen.

Ohne Druckort: *Leben und Schicksale Paters Guido Schulz*, Franciskaners in Westphalen; nebst dessen Wanderung nach Rom. Mit Bemerkungen über Katholicismus, Mönchthum und Christenthum, auch über die zuträglichste Verfahrungsart mit den Klöstern und deren Bewohnern in den Gegenden zur Entschädigung. 1802. 454 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Eine Reihe von Verfolgungen in mehrern Klöstern Westphalens bewegen den Vf. endlich zur Flucht und zu einer Wanderung nach Rom, um dort Dispensation zu suchen. Indessen wird ihm diese so erschwert, dafs er, nach seiner damaligen Denkungsart, ins Kloster zurückzugehen beschliefst. Neue Verfolgungen und die nahe Aussicht, ins Gefängniss gesperrt zu werden, veranlassen ihn jedoch, von neuem zu entfliehen, und nun ohne Dispensation, sich zu säcularisiren. Durch die grofsmüthige Verwendung *Bispinks* in Halle findet er dort sein Unterkommen, scheint aber nicht gar lange ausgehalten zu haben, und nach einem Winke des Herausgebers, der die weitern Schicksale des Abentheurers in einem Romane erzählen will, in das Gefängnifs seiner Ordensbrüder zu Münster gerathen zu seyn. Diefs ist die Quintessenz des erzählenden Theils dieses Buchs, wozu der Held der Geschichte nur rohe Materialien lieferte; den gröfsern Theil nehmen die auf dem Titel erwähnten, nicht selten weitschweifigen Bemerkungen über Katholicismus, u. s. w. und eine Menge von Stellen aus unsern Dichtern ein, die bey jeder Gelegenheit angeführt werden, ohne eben viel zu der Haupttendenz des Buches beyzutragen, die Greuel des Mönchthums in ihrer ganzen Nacktheit zu schildern, und den Katholicismus mit dem Protestantismus in einen für den letztern sehr günstigen Contrast zu stellen. Ob dazu der von dem Herausgeber beliebte Vortrag gerade der zweckmäfsigste war, und ob nicht viele der darauf sich beziehenden Bemerkungen, so wie so manche andere, entweder unterdrückt, oder wenigstens in einem mildern Tone vorgetragen werden konnten, mag hier unentschieden bleiben.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 6. Januar 1803.

GESCHICHTE.

Leipzig, in d. Weidman. Buchh.: *Geschichte Griechenlands.* Eine freye Uebersetzung des englischen Werks, von *William Mitford*, Esq.. durch *Heinrich Karl Abr. Eichstädt*, Hofrath u. Prof. in Jena. *Dritter* Band. 1802. 504 S. 8.

Von dem durch Hn. Hofr. Eichstädts meisterhafte Uebersetzung erhöheten Werthe dieses classischen Werks werden sich unsere Leser aus der Beurtheilung der beiden ersten Bände, und wir dürfen glauben, auch aus eigener Lectüre der anziehenden Geschichte, hinlänglich überzeugt haben. In der That wüsste Rec. für den Mann, welcher das einmal ergriffene Buch ohne warme Theilnahme aus den Händen legen könnte, schlechterdings kein Mittel ihm Zuneigung für die hier so lockend einladende Muse der Geschichte beyzubringen. Der gegenwärtige Theil enthält die Entwicklung der Ursachen zur nothwendigen Entstehung des peloponnesischen Kriegs, und einen wichtigen Theil von den Vorfallenheiten dieses Kriegs selbst, der die Nation auf dem höchsten Gipfel ihrer Blüthe, auf einer Stufe von Vollkommenheit in Rücksicht auf Geschmack, Künste, Wissenschaften zeigt, welche wir in mehrern einzelnen Fächern, und man darf wohl sagen, im Ganzen noch nicht erreicht haben; eine Vaterlandsliebe, von der wir uns kaum den vollen Begriff bilden können, die aber eben deswegen sehr häufig ungerecht, gegen jeden andern ebenfalls griechischen Staat unbillig denkend wurde, und öfters in Grausamkeiten ausartete, von denen unsere Zeiten wenig Beyspiele, zu seinem Ruhme sey es gesagt, aufzuweisen haben. Jeder Bürger liebte vorzugsweise nur den kleinen Staat, in welchem er geboren und erzogen, bey dem er selbst mitwirkendes Glied war; dadurch wurden häufige Collisionen, gegenseitige Spannungen benachbarter Staaten unvermeidlich, welche das brüderliche wohlwollende Gefühl der gemeinschaftlichen Abstammung selten zur Sprache kommen liessen. In jedem einzelnen Staate fühlte die beträchtliche Zahl aufgeklärter Männer, dass das allgemeine Wohl, wenigstens in die Länge, unter den lärmenden Auspicien des grossen Haufens nicht gedeihen könne, und begünstigte Aristokratie; in jedem einzelnen Staate war aber auch der niedrigste Bürger unmittelbarer Theilnehmer an den öffentlichen Geschäften. Jeder Mensch, so auch er, wünscht zu herrschen, zweifelt keinen Augenblick an seiner Fähigkeit zu dem wichtigen Geschäfte, wird von einzelnen Rednern angefacht, und sucht durch die Menge durchzusetzen, was die Parthey der Aristokraten durch mehrere Einsichten und Kenntnisse als Eigenthum in Anspruch zu nehmen trachtet. Daher ewiger innerer Streit in jedem Staate, daher wunderliche Verknüpfungen unter den mehrern und Gegenkämpfe; daher nicht bloss Unterhaltung, sondern tiefe Belehrungen für den denkenden Leser, der vielleicht das Spiel menschlicher Leidenschaften nirgends so entwickelt, nie die Geschichte so sehr als Lehrerin der Menschheit wie hier findet, weil alle Gegenstände öffentlich verhandelt wurden, und Thucydides, die vorzüglichste Quelle für diesen Theil der Geschichte, ausser seinem reifen Verstande und seiner Unbefangenheit im Erzählen und im Urtheile, nicht nur gleichzeitig, sondern auch in einer Lage war, die ihm den Blick in die tiefern Gänge der Politik erlaubte. Liest man (L. III, 82.) seine Entwicklungen über die damälige Lage der Republiken Griechenlands: so findet man gewiss mehrere auffallende hässliche Ereignisse unserer Tage sehr natürlich, ganz in den gewöhnlichen Gang der menschlichen Denkungs- und Handlungsweise verwebt. — Wenn heut zu Tag ein Schriftsteller sich zu sehr an einzelne Kriegsvorfälle hält, uns jedes Gefecht mit Umständlichkeit vorerzählt, so erhält er Tadel, und mit Recht; er weiss nicht das Wichtige von dem Minderwichtigen zu sondern, wir folgen ihm mit Widerwillen, weil seine Nebenerzählungen nichts oder wenig zur Entscheidung des Ganzen beytragen. Thucydides wird ebenfalls ausführlich bey Gefechten, in welchen gewöhnlich nur wenige tausend Mann wirkten, und wir hören den Erzähler gerne sprechen; die Ursache liegt im Gegentheil der eben getadelten Manier; der Alte erzählt nichts mit Ausführlichkeit, was nicht zur Entwicklung oder richtigern Einsicht des Ganzen diente; ob 10,000 oder 100,000 wirken, bringt keine Umänderung in die Ansicht der Dinge. Diese kleinern Gefechte musste nun auch Mitford und sein Uebersetzer in ihre Erzählung aufnehmen; sie werden niemand ermüden, der sich in den Geist jener Zeiten hineingedacht hat. Einzelne Auseinandersetzungen, z. B. die Züge des *Brasidas*, des grössten Generals, welchen Sparta in diesem Kriege hatte, müssen die Theilnahme auch des Unkundigen erregen; Rec. fand ihn nach der Entwicklung seiner Vorzüge in diesem Bande in einem noch grössern Lichte, als er ihn vorher zu kennen geglaubt hatte. Ueberhaupt erhielten wir durch diese Uebersetzung über manche Parthien ein vollständigeres und richtigeres Bild, als uns das eigene frühere Studium der Alten verschafft hatte, nicht bloss in politischer Hinsicht, sondern auch bey der häuslichen Verfassung der Griechen. Als Beyspiel aus vielen heben wir die Lage der Damen

men in den meisten griechischen, vorzüglich in dem athenienssischen Staate aus. „Bey den Unruhen, in welche die Kämpfe der Partheyen alle Staaten verwickelten, war es für sie weder räthlich oder wenigstens nicht angenehm, auszugehen. Zu der allgemeinen Volksversammlung wurden nothwendig alle Bürger berufen, und da die Stimme des Geringsten eben so viel galt als die Stimme des Vornehmsten: so war die zahlreiche Menge der Armen immer für die wenigen Reichen furchtbar. Sie mussten nachgiebig, öfters mehr als nachgiebig gegen die versammelte Menge; nicht allein gegen die Bessergesinnten, sondern auch gegen die unruhigsten, ungesittetesten und unwürdigsten Köpfe derselben seyn. Wer eine Ehrenstelle, ja nur Sicherheit gegen den Pöbel wünschte, musste in den öffentlichen Versammlungen diese Leute als seines Gleichen behandeln, sich an sie schliessen, ihnen schmeicheln, und zuweilen in den Uebungsplätzen und in den Hallen ihnen den Hof machen. Um sich nun von einem Umgange zu entfernen, welchen die Väter und Männer nicht vermeiden konnten, lebten die Damen mit ihren Sklavinnen in einem abgesonderten Theile ihres Hauses; hatten wenig Umgang mit einander und fast gar nicht mit Männern, selbst nicht mit ihren nächsten Anverwandten. Daher erhob sich die Erziehung der griechischen Damen selten über die der Sklavinnen. — Diesen Mängeln, zu welchen die griechischen Frauen durch die neuen politischen Verhältnisse des Landes, im Gegensatze der bessern Sitten der Heldenzeit, gewöhnlich verurtheilt waren, verdankten die *Hetären* ihre Ueberlegenheit und ihren grossen Ruf etc." Die weitere Entwicklung mag der Leser im Buche selbst suchen.

Leipzig, b. Fritsch: *Geschichte von Frankreich,* ein Handbuch von *Christoph Gottlob Heinrich*, Herzogl. Sachsen-Weimar. Hofrath, ordentl. Prof. der Geschichte zu Jena etc. *Erster* Theil. 1802. 510 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Ein Handbuch für die mittlere und neuere Geschichte der europäischen Staaten, in welchem kein wichtiges Ereigniss, kein durch auffallende Vorzüge oder Gebrechen merkwürdiger Mann, keine im Innern des Staats vorgegangene Veränderung fehlte, aber auch die strengste Oekonomie in Schonung des Raums unbeschadet der Vollständigkeit beobachtet und keine Nebensache in das passende Ganze aufgenommen würde, welche nicht zur vollständigern Aufklärung des zweckmässigen Fortschreitens der Hauptbegebenheiten schlechterdings unentbehrlich wäre — ein solches Handbuch wünschte längst der Liebhaber der Geschichte, dessen Lage oder Laune das mühsame, zuweilen vergeblich angestellte Aussuchen aus grössern Werken nicht erlaubt; der Studierende, dem es beym Vortrage des Lehrers um gründliche Wiederholung zu thun ist; der eigentliche Gelehrte, dem bey tausend Fällen ein Hülfsmittel für den ersten Anlauf zum Bedürfniss wird: kurz die kultivirte Welt wünschte es; und hat hier einen Anfang dazu erhalten. Der Vf. wählt die ethnographische Art des Vortrags, und wir erhalten in diesem Bande die Geschichte Frankreichs von den ältesten Zeiten bis zum Tode Ludwigs XII. oder bis zum Anfange des 16ten Jahrhundert. Der Vf. erzählt mit einsichtsvoller Unbefangenheit jedes wichtige Factum mit seinen veranlassenden Ursachen, wo sie sich entdecken lassen, und mit den Folgen, die aus ihm fliessen mussten, benützt dabey auch neuere grössere Werke der Franzosen und Deutschen, vorzüglich Hn. Meusels, hält sich aber an sie eigentlich nur als Leitfaden, und vergisst nie die wahren Quellen so passend anzuführen, dass man mit Ueberzeugung schliessen kann, er habe sie selbst studiert. Dadurch hat er sich vor manchem Irrwege bewahrt. Wenn z. B. andere dem Zeugnisse des schöner raisonnirenden als gründlich untersuchenden Mably trauten, und nach seiner Autorität getrost vom König Gunthram die Erblichkeit der Lehen etc. ableiteten: so lässt sich Hr. H. durch das Irrlicht nicht verführen, und zeigt, dass in dem Vertrage dieses Königs mit seinem Neffen nur von der Wiedereinsetzung einiger vertriebner Hofleute in ihre vorher genossenen Beneficia die Rede war. Hr. H. vermeidet ferner glücklich die doppelte Klippe des zu Ausführlichen und des zu Gedrängten. Durch das erstere würde der Anwachs der Bände manchen Käufer zurückschrecken müssen; das letztere würde entweder in ein Compendium ausarten, und ein neues Handbuch zur nöthigen Einsicht des vorgetragenen erfodern; oder statt des fortlaufenden Ganges der Begebenheiten nichts als die Resultate derselben in einem allgemeinen Raisonnement liefern, zu dessen gehöriger Fassung und Würdigung vorausgesetzt wird, dass der Leser selbst ein Kenner der Geschichte sey. Nur selten vermissten wir die näher in das Einzelne gehende Entwicklung einiger zur deutlichen Einsicht der Hauptsache gehöriger Nebenumstände. — Obgleich Rec. sich überzeugt hält, dass die ganze Kettenreihe der Begebenheiten bündig vorgetragen ist: so sucht er doch den vorzüglichsten Werth des gegenwärtigen Bands in der lichtvollen und wahren Darlegung des Zustandes der Nation in jeder einzelnen Periode. Kraftlos standen durch ihre eigne Schuld Karls des Grossen Nachfolger auf dem Thron von Frankreich, eingeschränkt durch eine Anzahl mächtiger Vasallen, welche die Einfälle der Normänner, die Uneinigkeiten in der königlichen Familie, wo jeder Theil ihre Hülfe durch Aufopferung mannichfaltiger Vorzüge zu erkaufen suchte, und eigne Schwäche der Könige, so hoch neben sich erhoben, dass der Abstand zwischen dem Herrscher und Untergebenen kaum mehr fühlbar war. Erblich besass der Vasall den grössern oder kleinern Strich Landes, dessen Gouverneur seine Vorfahren gewesen waren, er empfing sein Urtheil und Recht nicht aus der Hand des Königs, sondern von seinen Mitgenossen; er gehorchte dem Regenten nur, wenn es sein eigner Vortheil zu fodern schien; als mit Hugo Capet eine neue Familie die Krone auf das Haupt setzte, und sie anfangs unmerklich aber mit jedem Tage dadurch mehr befestigte, dass man Sorge trug, den Sohn bey Lebzeiten des Vaters als Nachfolger ernennen

nen zu lassen, dafs die Familie ihr eignes Gut nicht von den geringen königlichen Besitzungen trennte, noch weniger sie an andere hingab, wie diefs in Deutschland noch Jahrhunderte hindurch der Fall blieb; dafs man heimgefallene Lehen, wo es nur einigermafsen möglich war, bey der Krone behielt; und dafs man durch die schon verstärkte Macht es endlich wagen durfte, den längst vorhandenen aber bisher sehr gedrückten Bürgerstand gegen die Gewaltthätigkeiten der mächtigen Vasallen zu schützen und der Krone dadurch selbst eine mit jedem Tage kräftigere Stütze gegen den seine Gröfse eiferfüchtig bewachenden hohen Adel zu verschaffen. Die Kreuzzüge, welche doch gewifs einen vorzüglichen Grund zur persönlichen Befreyung des leibeignen Landmanns legten, fingen an mit allem bisherigen gemeinschaftlich zu wirken; und Rec. kann der Versicherung des Vfs. nur halb beystimmen, wenn er S. 180. glaubt, „dafs die königl. Macht durch die Kreuzzüge wenig gewonnen habe, da bis auf Ludwig VIII. der Krone keine grofsen Lehen heimgefallen seyen." Aber er liefert als treuer Erzähler der Thatsachen den Beweis selbst wider sich, und giebt die beträchtlichen Ländereyen an, welche die Könige noch vor Ludwig VIII. einzogen und behielten. Und schwerlich hätten ohne die Kreuzzüge die Freyheit des Volks und die Communen der Städte so leicht gebildet werden können, als es jetzt mit unverkennbaren Zuwachs der königl. Gewalt möglich wurde. Die bald erfolgte Erhebung des Bürgers zum dritten Stand des Reichs, die immer mehr verminderte Anzahl der grofsen Landesbesitzer nebst der Einführung der hohen Gerichts- und Appellationshöfe, gaben nun schon jedem tüchtigen Regenten hinlängliche Kraft, dafs kein Vasall, auch mehrere in Vereinigung nicht, es ungestraft wagen durften, gegen das königliche Ansehen sich zu erheben, dafs die Angriffe der Päpste auf Frankreich eine ganz andere Wendung nahmen als in dem getrennten Deutschlande. Durch Ludwigs XI. niedrige Kniffe gränzte das königliche Ansehen schon nahe an Unbeschränktheit, da es in der Willkür des Regenten stand, die bey ihren Versammlungen noch immer wichtigen Reichsstände zusammen zu fodern oder nicht. Schon früher würde die Macht der Krone einzig hervorragend geworden seyn, wenn nicht das jüngere Haus Burgund, ein wichtiger Zweig der königlichen Familie, und England als fürchterliche Kronvasallen ihr so lange im Wege gestanden hätten. Ludwig XII. der letzte unter den Königen, dessen Geschichte in diesem Theile vorgetragen wird, steht mit der ganzen in sich vereinigten Macht der Nation vor den Augen des Lesers, und ist mit seinen stehenden Truppen und den beträchtlichen Einkünften, über welche er frey zu verfügen hat, jedem andern einzelnen Monarchen seiner Zeit überlegen. Der folgende Theil soll nun den Verfolg der französischen Geschichte bis auf die neuesten Zeiten liefern. Jeder Kenner der Geschichte wird aber mit Rec. die Unmöglichkeit der zweckmäfsigen Ausführung fühlen, wird dem Vf. rathen, die das ganze füdliche Europa in das Spiel ziehenden Kriege Franz I, die das Land verheerenden innern Unruhen unter seinen Nachfolgern, Heinrichs IV. Thaten und Plane, Richelieu's und Mazarins Erhebung der königlichen Macht zur Despotie und Ludwigs XIV. glänzende Regierung in den nächsten Band zu fassen, und die wichtigen Ereignisse des vergangenen Jahrhunderts einem dritten vorzubehalten. Frankreich ist nächst Deutschland das Hauptland für die europäische Geschichte; bey den übrigen Ländern, etwa England ausgenommen, darf dann immer strengere Oekonomie eintreten, um dem Absatze des für den Liebhaber der Geschichte so wichtigen Buchs durch zu grofsen Umfang nicht Schaden zu thun. — Gerne möchte Rec. noch einige auffallende und wahre Bemerkungen ausheben z. B. 270. dafs nach Ludwigs X. Tod nicht das vorgebliche salische Gesetz seine Tochter von der Nachfolge ausschlofs, sondern blofs die durch so lange ununterbrochen fortlaufenden Männer-Regierungen entstandene Gewohnheit, und der Einflufs Philipps V, der sich gleich nach seines Bruders Tod als Regenten hatte anerkennen lassen. Aber wir empfehlen diefe nebst vielen ähnlichen Stellen, und vorzüglich S. 301. die Scenen zur Zeit der Gefangenschaft Johanns des Guten, wo *Stephan Marcel*, der Robespierre jener Zeiten, fast alle die Erscheinungen, sogar das Jakobinerkäppchen, hervorbrachte, welche wir in unsern Tagen mit Abscheu gesehen haben, zum eigenen Nachlesen im Werke selbst. — Der Druckfehler *Reims* statt Rheims kommt S. 382. und sonst noch öfterer vor.

Amsterdam, b. Allart: *Byvoegsels en Aanmerkingen, bestaande in nodige Naleezingen voor de Vaderlandsche Historie* van *Jan Wagenaar*. Door Mr. *H. van Wyn*. Tweede en laatste Deel. 1801. (1802) VIII. u. 511 S. gr. 8. (4 Fl. 10 st.)

Von der Fortsetzung der niederländischen Geschichte des schon vor 50 Jahren gestorbenen *Wagenaars*, und den lehrreichen Zusätzen zu derselben, die verschiedene Gelehrte, besonders unsern Hn. *v. Wyn* zum Hauptverfasser haben, ist in den Erg. Blättern 2ten J. Nr. 140. Nachricht gegeben worden.

Der vorliegende *zweyte Band* der *Nachlese zur Wagenaarschen Geschichte* etc., wovon der *erste* bereits a. a. O. angezeigt worden, ist zwar eine Fortsetzung der historisch-kritischen Bemerkungen zur Ergänzung des Hauptwerks; im Grunde aber eine weitere und gründliche Ausführung der geschichtlichen Gegenstände, die sich seit dem Jahre 1625 bis 1751 in den vereinigten Niederlanden zugetragen haben. Man findet hier eine Menge Notizen mit Genauigkeit und historischer Kritik vorgetragen. Auf einige derselben wollen wir unsere Leser aufmerksam machen: S. 8. fg. wird aus dem *Aitzema* (f. *Hist. van Staat en Oorl. Deel* II. p. 167.) bewiesen, dafs das Admiralitäts-Collegium zu Dünkirchen, zur Zeit der spanischen Herrschaft in den Niederlanden, *Consulat* (Consulschap), und der Versammlungsort desselben, das *Consulathaus* wäre genannt worden (vgl. *Aitzema* l. c. p. 82. sq.). Man habe sogar in Frankreichs ansehnlich-

den Commerz-Städten, wie z. B. in Nimes u. m. a. O. den Gliedern des Magistrats, sogar den Namen *Consuls* gegeben, welchen die Oberaufsicht über alle Angelegenheiten des Handels anvertrauet worden sey. (Hiemit stimmen auch die Nachrichten von den Commerz-Collegiis in Antwerpen und Gent, woselbst man im 15ten und bis zur Mitte des 16ten Jahrhunderts die Magistratspersonen Consuls nannte, wenn sie zugleich Börsen-Directoren und Admiralitätsglieder des Seehandels waren). S. 71—75. wird dargethan, dass zur Zeit der westphälischen Friedensunterhandlung, durch den spanischen Ambassadeur Cardinal *Mazarin*, die gesammten spanischen Niederlande Frankreich wären angeboten worden, um bey dem allgemeinen Frieden von Münster, sich desto freundlicher mit den Franzosen auszusöhnen, ein Umstand, den *Wagenaar*, auf das Ansehn des damaligen Rathpensionärs *de Witt* nicht zugeben will. Wichtige Beyträge zur Geschichte der Dienstverhältnisse und Missverständnisse der Admirale *de Witt* und *Tromp*, die man nirgend so vollständig und ächthistorisch vorgetragen findet, trifft man S. 101—123. — Die grosen Ueberschwemmungen im Frühjahr 1651, welche theils der Rhein, theils die Springfluth den 5. März ged. J. in der Nord- und Südsee veranlassten, werden hier richtiger und besser als von *Wagenaar* und *Outhof* beschrieben, und dabey wird ein bisheriger chronologischer Irrthum berichtigt. — Was *Wagenaar* in seinem Werke, 17. Th. S. 180. über die Vermehrung der Landtruppen zum Vortheile der Königin *Anna* von England nur beyläufig anmerkt, wird durch Hn. *v. W.* S. 324—27, durch genaue historische Data und durch einen dabey gelieferten Kriegs-Etat über Mannschaften und Kosten weiter und mit Berichtigungen ausgeführt.

Die Ursachen und die Beweggründe der Generalstaaten in Verbindung mit der brittischen Königin *Anna* im J. 1714 den Seehandel nach dem Norden, besonders den im baltischen Meere gegen die Capereyen der Schweden und Russen mit gewaffneter Hand zu beschützen, werden hier S. 347. fg. gründlich gezeigt, und der Vf. giebt die Mittel an, welche die Republik der vereinigten Niederlande damals ergriff, den Handel nach Russland zum Vortheil der Generalstaaten zu lenken; ein Umstand, der, ungeachtet er mit Schwierigkeiten verbunden war, dennoch endlich die Erwartungen der Niederländer befriedigte. — S. 399. wird die architectonische Geschichte der Abtey-Gebäude zu Egmond bis zum J. 1800 berichtigt. (Wir hoffen, der Vf. werde in der Fortsetzung seines *häuslichen Lebens*, die historischen Antiquitäten des Mittelalters, Egmond betreffend, weiter ausführen). Die S. 448. fg. gelieferte biographische Skizze von dem verstorbenen Raadpensionär *Gerhard Meermann*, wird dem Fortsetzer von *Jöchers allg. gel. Lexicon* willkommen seyn. Der richtige Blick des Vfs. auf den gelehrten *Joh. Meermann* (Gerhards einzigen Sohn), kann mit unserer Anzeige von *Hugonis Grotii* Parallelon etc. (s. A. L. Z. 1802. Nr. 280.) verglichen werden. Der Finanz-Zustand der Provinz Holland, der schon S. 151. fg. in Ansehung der jährlich zu bezahlenden Renten und Zinsen, für das Jahr 1655 auf 140 Millionen Gulden geschätzt wurde, erhält S. 457. bis zum Jahr 1730 einen Zusatz von reichlich 70 Millionen. Wie gross werden nicht diese Schulden am Ende des Jahrs 1802 seyn? — Die *Beylage* S. 463—495. sind schätzbare Extracte aus den Notulen der ehemaligen Staaten von Holland und Westfriesland; auch ist das angehängte Register sehr bequem. Eine baldige Fortsetzung von *Wagenaars* vaderl. Hist. von den Jahren 1774—1800 wäre von dem Vf. sehr zu wünschen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Franke: *Taschenbuch für gute Menschen.* (1801.) 192 S. kl. 8. (18 gr.)

Der *einfache* Titel soll, wie der Vorbericht sagt, Leser alles Standes und Alters einladen, welche fähig sind, sittliches Schönes zu fühlen. Sie werden *diese* Sammlung, die aus leichten und gefällig gefassten Erzählungen, Dialogen und Denksprüchen besteht, gewiss nicht unbefriedigt aus der Hand legen, und aus Dank für die angenehme Unterhaltung dem Vf. die kleine *Duplicität* verzeihen, dass er, was der Titel nicht verräth, auch schon bekannte Stücke hier aufgenommen hat.

KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. *Leipzig*, b. Fleischer d. J.: *Abbildung und Beschreibung eines sehr vortheilhaften Streichtisches zu Braunkohlenziegeln, auf welchem zwey Druck- und Streichmaschinen angebracht sind; wo vermittelst dieser Maschinen in einem Tage so viel Braunkohlenziegeln gestrichen werden, als man jetzt mit drey gewöhnlichen Streichtischen verfertigen kann,* von *H. Ernst*, der Mechanik und Mühlenbaukunst Praktiker in Merseburg. 1801. 16 S. 4. m. 1 K. (10 gr.) In Gegenden, wo die Braunkohlen als Feuermaterial der Holzfeurung zu statten kommen müssen, wird die Beschreibung des in diesen Bogen beschriebenen Streichtisches und das Verfahren in kürzerer Zeit eine beträchtlich grössere Menge Braunkohlenziegeln streichen zu können, sehr willkommen seyn. Wenn dieses Verfahren Beyfall finden sollte: so verspricht der Vf. auch eine mechanische Einrichtung zum geschwinden Einsümpfen der Braunkohle, und eine sehr vortheilhafte Pumpmaschine zum Kohlen- und Grundwerksbaue.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 7. Januar 1803.

KIRCHENGESCHICHTE.

Halle, b. Gebauer: M. *Phil. Heinr. Schuler's*, Superint. und Stadt-Pfarrers zu Freudenstadt im Herzogthum Wirtemberg, *Geschichte des katechetischen Religionsunterrichts unter den Protestanten, von der Reformation bis auf die Berliner Preisaufgabe vom Jahr* 1762. 1802. 252 S. 8. (1 Rthlr. 9 gr.)

Eine ausführliche und gründliche Geschichte des katechetischen Religionsunterrichts zu schreiben, ist vornehmlich wegen der Schwierigkeiten, die dazu erfoderlichen Quellen und Hülfsmittel, was die ältern Zeiten betrifft, aufzutreiben, keine leichte Sache, und daher will der würdige Vf., der sich bereits durch seine Geschichte der populären Schrifterklärung und des Predigtwesens unter den Protestanten rühmlich bekannt gemacht hat, diese Arbeit nur als einen Versuch, oder vielmehr als einen brauchbaren Beytrag zu der Geschichte des katechetischen Religionsunterrichts angesehen wissen. Indessen hat er doch die meisten Schwierigkeiten glücklich überwunden, und von manchen Lehrbüchern scheint er fast mehr gesagt zu haben, als ihr Gehalt verdient. — Das meiste Brauchbare sammelte er aus Kirchen-Bibliotheken, Privat-Bibliotheken, deren Besitzer die Katechetik studierten, und auch hier und da aus Büchersammlungen geschickter Schullehrer, die solche Bücher aufbewahrten. Insonderheit hat ihm *Langemack* durch seine *Historia catechetica* etc. wo mehrere katechetische Actenstücke mit vielem Fleiss in diesem schätzbaren Archiv gesammelt sind, treffliche Dienste geleistet; ausserdem hat er aber auch die Vorarbeiten neuerer Schriftsteller benützt. Dass sich der Vf. nur auf die Geschichte des öffentlichen katechetischen Unterrichts *in der protestantischen Kirche* einzuschränken gedenkt, ist bereits auf dem Titel bemerkt.

Dieser Theil besteht aus zwey Abschnitten. Der erste enthält die Geschichte des katechetischen Religionsunterrichts von *Luthern* bis auf *Spenern*, und der zweyte die Geschichte von Spener bis auf die Berliner Preisaufgabe, im J. 1762. Man sieht aus dieser ganzen lehrreichen Geschichte, dass man nicht erst in unsern Zeiten angefangen hat, den Nutzen der Katechisationen, und ihren Vorzug vor den Predigten zu erkennen, dass es in allen protestantischen Ländern immer Männer gab, welche die Nützlichkeit und Nothwendigkeit des katechetischen Unterrichts in der Religion erkannt, und von Zeit zu Zeit Vorschläge gethan haben, wie derselbe in bessere Aufnahme gebracht, und zweckmässig getrieben werden könnte: aber man bemerkt auch mit Bedauern, dass der grosse Haufe der Prediger dieses so nöthige und wichtige Geschäft immer nur als eine Nebensache betrieben, und sich den heilsamsten Verordnungen widersetzt, oder sie äusserst schlecht befolgt hat. So musste z. B. *Spener*, der auch in dieser Hinsicht Epoche machte, und alle damaligen Theologen an katechetischen Einsichten übertraf, allerhand hämische Urtheile über sich ergehen lassen, da er als Oberhofprediger in Dresden, nicht nur selbst katechetische Uebungen, Anfangs in seinem Hause, und nachher wegen der Menge derer, welche Antheil daran nahmen, in der Kurfürstl. Kapelle anstellte, sondern auch die allgemeine Einführung öffentlicher Katechisationen in den Kurfürstl. Staaten veranlasste. Ein gewisser Theolog sagte spöttisch: „*Der Kurfürst habe einen Oberhofprediger haben wollen: habe aber einen Schulmeister bekommen.*“ Aber Spener war doch ein vortrefflicher Schulmeister, und es wäre zu wünschen, dass es alle Prediger in dem Verstande seyn möchten, wie er es war. Er kannte die Mängel des katechetischen Religionsunterrichts, wie er damals fast durchgängig beschaffen war, recht gut, zeigte, dass er von keinem Nutzen sey, wenn er bloss als *Gedächtnisswerk* getrieben werde, und foderte mit Recht, dass *hauptsächlich* für Bildung des *Verstandes und Herzens* der Jugend gesorgt werden müsse. Er that bey weiterm Nachdenken über diesen Gegenstand, besonders in seinen *theologischen Bedenken* mehrere wohlgeprüfte Vorschläge zur Verbesserung des Katechisationswesens, und zeigte durch sein eigenes Beyspiel, *wie und auf welche Art* zweckmässig katechisirt werden müsse. Sein Beyspiel erweckte zwar mehrere rechtschaffene Prediger zur Nachahmung; aber die Fortschritte in der Katechisirkunst waren dennoch nicht so beschaffen, wie man hätte erwarten können. Die Schuld lag meistens an der unverzeihlichen Trägheit der Prediger. „Das alte traurige Vorurtheil (schreibt der Vf. S. 204.) dass das Katechisiren nur ein Geschäft für Schullehrer sey, war fast unaustilgbar. — Viele Lehrer zogen sich, ungeachtet der geschärftesten Verordnungen, die hierin von Zeit zu Zeit, zur nöthigen Beförderung dieses heilsamen Unterrichts gemacht wurden, bey den meisten Gelegenheiten so viel möglich zurück, thaten mit einer fast unverzeihlichen Art von Eigensinn nicht, was ihnen die neue, mit Nachdruck eingeschärfte Pflicht ihres wichtigen Lehramtes zur weitern Beförderung der Nutzbarkeit desselben gebot, und wenn sie auch mit Drohungen dazu gezwungen wurden, so sahen sie die-

dieses Geschäfte nur als Nebensache an, meditirten nicht darauf, katechisirten öfters schlecht und verkehrt, plagten die Jugend ohne Nutzen mit Auswendiglernen der Fragen und Antworten in dem Katechismus, und straften sie unbarmherzig, wenn sie die aufgebenen Lectionen nicht fertig hersagen konnten." Jedoch wir hoffen, dass alle Freunde der Katechisirkunst diese lehrreiche und mit vielem Fleiss ausgearbeitete Geschichte, welche ohnehin keinen Auszug verstattet, selbst lesen, und sie nicht ohne Nutzen und Vergnügen aus der Hand legen werden. Wenn der zweyte Theil dieser Geschichte herauskommen werde, hat der Vf. nicht bestimmt. Er hat zwar die meisten Materialien dazu gesammelt, will aber die gegenwärtige Gährung im katechetischen Fache abwarten, um das Ganze in der Folge desto richtiger, gründlicher und unpartheyischer darstellen zu können. — Wir sehen der Erfüllung dieses Versprechens mit Verlangen entgegen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

London, b. Cadel u. Davies: *Essays on miscellaneous Subjects* by Sir *John Sinclair*. 1802. 467 S. 8. (4 Rthlr. 16 gr.)

Der Vf. ist bereits durch mehrere statistische Schriften vortheilhaft bekannt, wovon wir hier nur seine Geschichte der englischen Finanzen bis zum Ausbruch des letzten Revolutionskrieges, und seine statistischen Nachrichten von Schottland in 21 Octavbänden bemerken. In diesen Versuchen behandelt er vorzüglich ökonomische oder landwirthschaftliche Gegenstände, die freylich bloss England oder Schottland betreffen, und sehr speciellen Inhalts sind, doch aber von deutschen über ihr Fach nachdenkenden Landwirthen gelesen und geprüft zu werden verdienen. Die ganze Sammlung besteht aus zwölf verschiedenen Auffätzen.

Der *erste* zeigt den Nutzen statistischer Untersuchungen, und entwirft zugleich einen Plan zu einer genauen vollständigen Beschreibung von Schottland. Da der Vf. einer der ersten Britten war, der in seinen Schriften das Wort Statistik brauchte, so ertheilt er seinem Leser eine kurze Uebersicht dieser Wissenschaft, thut aber den deutschen Statistikern Unrecht durch den Vorwurf, dass sie die politische Stärke eines beschriebenen Staats, den Wohlstand der Einwohner, überhaupt, die glückliche oder traurige Lage der niedern Volksclassen, und die Verbesserungen übersahen, deren ein Land fähig ist. Beynahe in jedem unserer Handbücher ist auf diese vermeyntlich fehlenden Gegenstände Rücksicht genommen; nur waren sie bisher wenig bearbeitet, oder die darüber vorhandenen Quellen ihnen unzugänglich, um daraus fruchtbare Resultate zu ziehen. Er untersucht hierauf die Quellen der menschlichen Glückseligkeit, und theilt diese in thierische, gesellschaftliche und rationelle Genüsse, welche sämmtlich näher detaillirt werden, und schliesst mit dem oben angeführten Entwurf einer vollständigen Beschreibung von Schottland, die er, wenn es ihm Zeit und Umstände verstatten, einmal dem Publicum vorzulegen gedenkt. Der ganze Plan ist lichtvoll angeordnet, auch darin schwerlich ein Gegenstand übersehen. Das Ganze bringt er unter sechs Abtheilungen. 1) Land oder die Geographie. 2) Die Einwohner nach ihrer Anzahl, ihren Wohnorten, Abstufungen, ihrer Beschäftigung und Religion. 3) Nahrungsquellen der producirenden Classen. Hier werden auch beym Handel das Geld und die Banken eingeschaltet. 4) Gesetze und öffentliche Anstalten. In dieser Abtheilung ist vieles zusammengeschichtet: Verfassung, Finanzen, Kriegsmacht, Religion, Armenpflege, Polizey, Gesetze, Unterricht, sogar Wege und Landstrasen, die beym Handel eher konnten mitgenommen werden. 5) Vermischte Gegenstände: Sprache, Künste, Wissenschaften, Alterthümer, berühmte Leute, und endlich 6) Mittel Landesverbesserungen zu bewirken. Wir dürfen uns hier nicht in eine Prüfung dieser Eintheilung und der gewählten Ordnung einlassen, aber man sieht schon aus der hier mitgetheilten Skizze, dass Wiederholungen nicht vermieden sind, und einzelne Abschnitte wohl anders gestellt werden konnten. — 2) Bemerkungen über die Möglichkeit für einen Kossaten, eine Kuh von einem kleinen Fleck Ackerlandes zu erhalten. Er verlangt für eine solche Familie 3½ englische Morgen Landes, jeden zu 43,560 Quadratfuss. Die Einnahme derselben von ihrem Lande, und dem Verdienst des Tagelohns berechnet er zu 46 L. 9 Sh. 6 d., und von den Ausgaben die Pacht für das Land und die Hütte jährlich 7 L. 15. an Landesabgaben 1 L. 5., so dass dem Kossaten nach diesem Abzuge 37 L. 9 Sh. 6 d. übrig bleiben. Das Collegium des Ackerbaues hat einen Preis auf die beste Beantwortung dieser Frage gesetzt, welche im Anfange 1803 ertheilt werden soll. — 3) Erörterung der Vortheile, alte Viehweiden in Ackerland zu verwandeln. 4) Bemerkungen über die Rindviehzucht. 5) Ueber die Verbesserung der brittischen Wolle, vorzüglich in Schottland. Er räth dorthin Schafe aus Herefordshire und den Süddowns von Sussex zu verpflanzen. Er glaubt auch, dass, da die Schottländischen Schafe so feine Wolle liefern, würde man in Schottland bey genauerer Aufsicht und Pflege ohne Mühe feinwolligte Schafe ziehen können, und dadurch der Einfuhr der spanischen Wolle überhoben seyn. Davon erhält England nach einem 19 jährigen Durchschnitt jährlich etwas über zwey Mill. Pfund. Diese würden 679,050 Schafe erzeugen können, auf jedes drey Pfund Wolle gerechnet. Zugleich zeigt er die Vortheile, welche Schottland von der Erweiterung der Schafzucht einärnten könnte, wenn es dagegen die Zucht des Rindviehs einschränkte, von denen grosse Heerden nach England getrieben, und auf den dortigen fetten Weiden gemästet werden. Schottland überlässt davon seinen Nachbaren jährlich 300,000 Stück, jedes 3 L. an Werth, dagegen es an seiner Wolle dorthin für 1800,000 L. ausführen, und die Schafe selber behalten, oder davon noch besondern Nutzen ziehen könnte. Dieser Auffatz enthält noch mancherley Bemerkungen über die verschiedenen Arten der

der englischen Schafe, und die Methode, eine besondere Art von Bergschafen zu behandeln. — 6) Vorschlag, dem Collegium des Ackerbaues übergeben, die Cultur wüster Felder zu befördern. Voll mannigfaltiger ausführbar scheinender Verbesserungen, von denen sich hier kein Auszug geben läſst. Eine Bemerkung wollen wir doch über das jetzt gegen vorige Zeiten so sehr vermehrte Gewicht des englischen Schlachtviehs in London mittheilen. Auf dem Viehmarkt in Smithfield wog 1710 unter der Regierung der Königin Anna ein Rind im Durchschnitt 370 Pfund, gegenwärtig 800, ein Kalb damals 50, jetzt 148 Pfund, ein Hammel 28, jetzt 80 Pfund, und ein Lamm vormals 18, jetzt 50 Pfund. — 7) Rede vor einer Committee des Unterhauses gehalten, über die Einzäunungen, (*Inclosures*) und die damit verbundenen Kosten, welche Theilungen der Gemeintriften so sehr verhindern. — 8) Ueber die Mittel, ein ansehnliches Landgut im nördlichen Theile von Schottland zu verbessern. Dasselbe ist des Vfs. Eigenthum, es besteht aus 100,000 Morgen, wovon 40,000 Ackerfeld sind, oder dazu veredelt werden können, und liegt in der äuſsersten Grafschaft Caithnes. Hier werden eine Menge Verbesserungen angeführt, die theils schon angefangen sind, theils unternommen werden sollen, Anlegung von Wiesen, Austrocknung sumpfigter Gegenden, Anpflanzungen von Bäumen; etc. und weil die Küsten fischreich sind: so hat er bey der alten Stadt Thurso eine neue von 300 Häusern anlegen lassen, wovon hier der Plan mitgetheilt ist, und wovon der fünfte Theil zu Ende dieses Jahres fertig seyn wird. Diesen und andern Entwürfen ist eine Vergleichung der holländischen und schottischen Art des Heringseinsalzens, und aus des Grafen von Herzbergs Vorlesungen, eine Berechnung der Summen angehängt, die im preuſsischen Staat von 1782 bis 1789 zu Landesverbesserungen verwandt worden. — 9) Geschichte des brittischen Collegiums des Ackerbaues, (*Board of Agriculture*). Dieſs ward 1793 auf des Vfs. Anregung errichtet, und das Parlament bewilligte dazu jährlich 3000 L. die hernach bis auf 6000 L. vermehrt wurden. Der Präsident und die Glieder desselben dienen unentgeldlich; bloſs die Officianten werden besoldet. Der Zweck dieses Collegiums war, den bisherigen Zustand der brittischen Landwirthschaft zu erfahren, diese in allen ihren Theilen zu verbessern, und überhaupt allgemeinen Wohlstand zu verbreiten. Der Vf. trägt zuerst darauf an, statistische Beschreibungen von jedem Kirchspiele, so wie von Schottland, zu erlangen, und entwarf daher eine Menge Tabellen und Fragen, die gründlich beantwortet werden sollten, und alles enthielten, was zu einer detaillirten Schilderung nöthig war, auch hier unter den zahlreichen Anhängen wieder abgedruckt sind. Da aber das Collegium die Portofreyheit nicht erlangen konnte: so muſste dasselbe sich auf specielle Berichte einzelner Grafschaften einschränken, von denen schon viele gedruckt sind, und vorzüglich die Landwirthschaft einer jeden darstellen. Es sind auch zur genauern Uebersicht des angebauten und unangebauten Landes in einer jeden Grafschaft, Vermessungen angestellt, und die Namen derer, die sich mit diesem Auftrage beschäftigt haben, sind hier gedruckt zu finden. Der Vf., der bis 1797 Präsident dieses Collegiums war, hat die Bemühungen desselben nur bis dahin bekannt gemacht, oder vielmehr seine jährlichen Berichte abdrucken lassen, worin er den versammelten Gliedern anzeigte, was von Zeit zu Zeit durch das neue Collegium bewirkt worden, und welche Vortheile der brittische Ackerbau im Ganzen und Einzelnen durch dasselbe erlangt habe. Weil es aber diesen Berichtserstattungen häufig an Bestimmtheit fehlt: so können Ausländer nicht alle Belehrung daraus ziehen, welche den Mitgliedern des Collegiums nicht entgehen konnten, da sie alle Papiere, worauf sich der Präsident bezieht, entweder gedruckt oder geschrieben vor sich hatten. — 10) Vorschläge zu einer neuen Anstalt zur Beförderung des Ackerbaues, der Pflug genannt. Der Vf. verlangt, um ökonomische Versuche zu machen, zehn Meyereyen jede von 500 englischen Morgen, die theils in der Nachbarschaft von London, theils in andern Gegenden des Königreichs liegen sollen, um den Landwirthen selber Versuche zu ersparen, und von dem Erfolg derselben die genaueste Belehrung zu erhalten. Nach seiner Berechnung sind dazu 80,000 L. nöthig, die durch Actien von 50 L. zusammengebracht werden sollten. Es waren wirklich schon zu diesem Zweck 30,000 L. unterschrieben. Auch ist hier die Einrichtung eines solchen bloſs zu landwirthlichen Experimenten bestimmten Landgutes in Kupfer dargestellt; allein der ganze Plan ward vom Parlamente verworfen. Er sucht daher die Einwürfe, die gegen denselben gemacht wurden, zu widerlegen. — 11) Ueber die Mittel, die Lage der niedrigen Volksclassen zu verbessern, oder ihnen gehörige Nahrung, Kleidung, Wohnung, Beschäftigung und Unterricht zu verschaffen. Alle dazu nöthigen Erfodernisse werden hier bloſs skizzirt, dabey aber manches wiederholt, was er in andern Aufsätzen über diese Gegenstände gesagt hatte. Der letzte Aufsatz beschäftigt sich mit mancherley Beobachtungen über die gewöhnliche Lebensdauer, und Beurtheilung der von andern bereits gemachten Vorschriften, ein hohes Alter zu erreichen. Aus mehreren Schriftstellern auch unter andern aus Hufelands Kunst das menschliche Leben zu verlängern, werden die Verhältnisse der Gebornen, zu denen, welche ein hohes Alter erreichen, und Beyspiele von sehr alten Leuten entlehnt. Aber besonders interessant sind die Bemerkungen, die ihm ein Arzt über die ältesten Invaliden im See-Hospitale zu Greenwich mittheilte. Ihrer waren 96 sämmtlich zwischen 80 und 102 Jahren alt. Einer von ihnen hatte nur das letzte Alter erreicht, aber 13 waren über 90 Jahre alt. Von einem jedem wird sein Geburtsort, Zeit der Dienste, ob sie in kalten oder heissen Himmelsstrichen gelebt hatten, ob ihre Vorfahren ein hohes Alter erreichten, und ferner bemerkt, ob sie verheyrathet waren, Toback brauchten, viel starke Getränke genossen hatten, und welchen Leibesbeschwerden sie unterworfen waren. Aus ihren Antworten ergab sich, daſs die meisten Schottlän-

länder und Irrländer waren; nur einer 83 Jahr alt, war aus Norwegen gebürtig, und hatte 32 Jahre gedient. Die Hälfte von ihnen stammte von sehr alt gewordenen Aeltern, fast alle waren sehr starke Tobacksraucher oder Schnupfer, und grosse Liebhaber von geistigen Getränken, welche sie nach ihrem Ausdruck *very freely* genossen. Auch die meisten hatten ihre Zähne, und ein Fünftel das Gehör verloren. Etwa die Hälfte war blind oder hatte ein schwaches Gesicht. Von 2350 See-Invaliden, die in diesem Hospital bis 1798 unterhalten wurden, starben in 17 Jahren im Durchschnitt 201 1/7. Alle hier in der Tabelle aufgeführten Personen hatten in ihrer Jugend einige Erziehung genossen, nur der oben erwähnte Normann nicht.

Erfurt, b. Rudolphi: *Witziges und nützliches Allerley.* — *Erstes Bändchen.* 1802. 218 S. 8. (15 gr.)

In der That ein wahres *Allerley*, in welchem sogenannte Anekdoten aus der politischen und Literaturgeschichte alter und neuer Zeiten, mit Naturmerkwürdigkeiten u. dgl. abwechseln, so dass verwandte Anekdoten, die der Sammler wahrscheinlich an einer Stelle fand, gewaltsam getrennt zu seyn scheinen, um ja nicht der Mannigfaltigkeit zu schaden. Dass man hier vieles wieder findet, was man sonst schon, besonders in ähnlichen Sammlungen gelesen hat, versteht sich bey Büchern dieser Art beynahe von selbst; auch lässt sich das *decies repetita placebit* nicht überall anwenden; indessen gehört doch die Sammlung nicht zu denen, die man vor jungen Leuten verbergen müsste, denn fast nirgends wird man unbedeutende Fehler des Stiles abgerechnet, auf etwas stossen, wodurch der gute Geschmack oder das Gefühl des Lesers beleidigt würde.

* * *

Freyberg, b. Gerlach, u. in Comm. der Crazischen Buchh. daselbst: *Freyberger gemeinnützige Nachrichten für das Kursächsische Erzgebirge*, zum Besten des Nahrungsstandes, Bergbaues und der vaterländischen Geschichte. 2ter Jahrg. 1. Quart. Nr. 1—13. 2. Quart. Nr. 14—26. 3. Quart. Nr. 27—39. 4. Quart. Nr. 40—53. 1801. 480 S. 3ter Jahrg. 1. Quart. Nr. 1—13. 2. Quart. Nr. 14—26. 3. Quart. Nr. 27 39. 1802. 356 S. 4. (Jeder Jahrgang 2 Rthlr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1801. Nr. 17

Ulm, in d. Wohlerschen Buchh.: *Reden am Grabe gehalten.* Von M. *Joh. Christoph Schmid.* 2. Auflage. 1802. 179 S. 8. (8 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. Ohne Druckort: *Antwort an den wegen der Beschneidung seines Sohnes bekümmerten jüdischen Hausvater*, von einem humanen Theologen. 1801. 16 S. 8. (1 gr.) Der Vf. meynt, ein jüdischer Vater dürfe die Beschneidung seines Kindes Gewissens halber nicht unterlassen: 1) weil sie von Gott als ein Bundeszeichen zwischen Gott und den Nachkommen Abrahams, als dem Geschlechte, aus welchem Christus geboren werden sollte, befohlen war, (ist das *jetzt noch* ein Argument? Billigt der Vf. dadurch nicht der Juden Unglauben, dass der Messias noch nicht geboren sey?) 2) weil sie eine Auszeichnung des Volkes Gottes von andern Völkern seyn sollte, (ist sie es auch bey den Abyssiniern und Muhamedanern?) 3) weil sie zur Fruchtbarkeit der Ehen viel beytragen soll, (ist wider die Erfahrung.) Der Vf. sagt, wenn der jüdische Vater sein Kind lieber taufen, aber erst in reifern Jahren taufen lassen wollte: so müsse er sich an die Mennonitenkirche wenden, werde aber dadurch von der jüdischen Kirche ausgehen. Wenn er die Beschneidung als eine chirurgische Operation ohne öffentliche Aufsicht und ohne die jüdischen Gebete von einem Chirurgus verrichten lassen wollte: so wäre er ein Naturalist, der weder Taufe, noch Beschneidung, für ein *Gnadenmittel* (?) halte. Ihm sucht er nun zu beweisen, dass Christus gekommen seyn müsse, oder gar nicht kommen könne: 1) Aus dem Ablauf der 70 Wochen, 2) weil der Tempel nicht mehr ist, 3) weil Herodes die Geschlechtsregister habe verbrennen lassen, 4) weil die Juden schon so viele Jahrhunderte um der Verwerfung Jesu willen in der *Gefangenschaft* (?) leben — die alten bekannten Argumente in ehemaligen Streitigkeiten mit den Juden. — Viele tausend Juden hofften auf eine baldige Endigung ihrer langen Gefangenschaft, wo sie öffentlich hervortreten, und ihren Glauben an Jesum bekennen *dürften* (warum dürften?) wovon er als Vorbote ansieht, dass Aegypten und Palästina bald in andere Hände kommen werde (?? im Jahre 1801!!) wobey er aber, nach Stellen aus Jesaias und Daniel, viel Betrug vom Antichrist, er komme aus Rom, Paris, oder Jerusalem, weissagt und räth „die Juden möchten sich lieber bey Zeiten an die Mutterkirche oder das Sonnenweib, Offenb. Joh. 12. anschliessen, dann würden sie, nach Röm. XI. ihr Land wieder bekommen, und das heilige Volk Gottes seyn, auf welches aller Welt Augen sich lenken würden." Der Vf. muss, wenn er glaubt, dass alle jetzt auf Erden lebenden Juden in dem kleinen Palästina zu wohnen Raum haben würden, von ihrer Volksmenge, und wenn er glaubt, dass alle reiche Juden in Deutschland, Holland, Britannien, Frankreich u. s. w. aus ihren Pallästen, Comptoiren, Fabriken und schönen Landsitzen dort hinzuziehen begehrten, von ihrem Wohlstande gar keine Notiz haben. Ob seine Behauptungen zu dem Beywort „*humaner* Theologe" auf dem Titel passen, mögen die Leser beurtheilen. Dass seine Auffoderungen bey reichen — oder auch den ärmsten Juden in Süd-West- und Ostpreussen Gehör finden möchten? — das kann wohl nur der Vf. allein hoffen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 8. Januar 1803.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Stockholm, b. Lindh: *Konigl. Vetenskaps Academiens nya Handlingar.* T. XXII. *för Månaderne Oct. Nov. Dec.* År 1801. T. XXIII—XXIV. *för Mån. Jan. — Jun.* 1802. (Neue Abhandl. der Königl. Akad. d. Wissenschaften. 1801. *Viertes Quartal.* 1802. *Erstes* und *zweytes Quartal.* gr. 8. m. Kpf. u. Tabellen.)

Das *letzte* Quartal des J. 1801, enthält folgende Artikel: 1) *Die Salzburgische Methode Baumwolle zu bleichen, und sowohl Baumwollen als Leinengarn ächt roth zu färben,* von *C. Schörbing.* Das Baumwollengarn muss, ehe es zu Zeugen veredelt werden kann, von dem anhängenden Saamen, der Unreinigkeit, und damit zugleich von den mit allen Vegetabilien vereinigten harzigten Theilen, durch eine Art Wäsche gereiniget werden, welche man gemeiniglich die Salzburgische nennt, und die am besten in Regensburg geschieht, und zwar von vier Familien, die solche sehr geheim halten, so dass sie nicht weiter allgemein bekannt geworden ist. Der Vf., der sich lange als schwedischer Legationssecretär in Regensburg aufhielt, hat Gelegenheit gehabt, mit der ganzen Verfahrungsart bekannt zu werden. Die Wäsche geschieht durch Seifenwasser und eine starke Lauge. Zum ersten bedient man sich der Regensburger Seife, deren Bereitung der Vf. schon vorher in den Abh. der Akad. der Wissenschaften vom Jahr 1798 beschrieben hat, die in Wasser aufgelöst und gekocht, heiss auf das in ein Gefäss zwischen zwey leinenen Tüchern gelegte Baumwollengarn, oder die daraus verfertigte Zeuge, Mützen und Strümpfe, gegossen wird, womit es 24 Stunden stehen bleibt. Die Lauge aber wird aus ⅔ Büchenasche und ⅓ ungelöschten Kalk, und so stark gemacht, dass ein frisches Ey darin schwimmt; wozu man etwas Wasser giesst, bis es etwas zu sinken anfängt. Auch diese Lauge wird wiederholt nach Abzapfung derselben heiss auf das Garn gegossen, und dann wird wieder, so wie vorher, in heissem Wasser zerlassene Regensburgische Seife darauf gegossen, darauf wird die Waare ausgeklopft, in fliessendes Wasser ausgespühlt und zum trocknen aufgehangen. Auch Leinengarn und Zeug kann auf die Art halb gebleicht werden, doch muss die Lauge nur halb so stark seyn, und das Leinengarn nicht so lange darin liegen, dem Baumwollengarn aber schadet keine Lauge. Um zu wissen, ob das Garn dadurch ganz rein sey, darf man nur ein paar Fäden davon in ein volles Glas mit Wasser hängen, so, dass ein Theil derselben trocken ausserhalb dem Glase hängt. Sind die Fäden von allen harzigten Theilen befreyet: so sinken die im Wasser liegenden Enden zu Grunde, und die ausser dem Glase hängenden saugen das Wasser in sich, und lassen es tropfenweise fallen. Das ganz reine Garn muss nun noch wieder in drey Materien gebeitzt werden, und zwar in einer Galläpfel-Solution, wozu die schwarzen, nicht die grünen Galläpfel genommen werden müssen, (zur Beize des Leinengarns gehören doppelt so viel Galläpfel als zum Baumwollengarn,) in einer Auflösung von Zinn, und endlich einer von gebrannten Alaun. Nach dieser hier ausführlich beschriebenen Verfahrungsart lässt sich das Baumwollengarn besser handhaben, das Baumwollenzeug wird dadurch fester und ebener, es bedarf keiner weitern Bleiche, und ein so zubereitetes Garn nimmt eine schönere, stärkere und allenthalben gleichere Farbe an, als sonst. Auch das Färben desselben ist neu beschrieben. Der Krapp aus Smyrna ist dazu der beste, besonders die feinen Wurzeln desselben, die auswendig weiss und inwendig rothgelb aussehen. Der holländische Krapp ist nicht allein theuer, sondern giebt auch eine etwas bräunere Farbe, weil er im Ofen und nicht an der Luft getrocknet ist. 2) *Versuche durch astronomische und chronometrische Beobachtungen, die Breite der Ostsee, die rechte Lage der Insel Gottland, und mehrerer Oerter geographische Lage zu bestimmen,* von *N. G. Schulten.* Sie wurden auf Königl. Befehl zu Wasser und zu Lande angestellt, und dienen theils zur Ergänzung, theils zur Berichtigung der Nordeankarschen Seekarten, besonders was die Ost- und Südküste der Ostsee betrifft, wo die Triangelmessungen nicht so wie bey jenen statt fanden. Einige von den russischen Astronomen Grischow und Krasilnikow angestellte Observationen, und die von Wargentin in Anleitung derselben gemachte Bemerkungen über die Lage von Rewal, Dagerort, Arensburg sind nicht zureichend, und die Methode, durch Segeln und die Logg die Entfernung zu messen, nicht sicher. Mit der Insel Gottland ist es in Ansehung der östlichen und westlichen geographischen Lage eben so beschaffen. Hr. *Schulten* hat sich bey seinen Beobachtungen des Arnoldschen Chronometers, und eines von Ramsden verfertigten Spiegel Sextanten bedient, und sie im May und Junius täglich an verschiedenen Orten angestellt. Die Breite derselben ist dadurch zuverlässig bestimmt, die Länge aber freylich nur nach mehr und minder wahrscheinlichen Muthmassungen, die Veränderung des Chronometers betreffend, welche besonders auf dem Lande wegen des Stossens des Wagens merklich waren. Eine Tabelle zeigt den Unterschied zwischen den Breiten und Längen auf der Seekarte.

karte, und nach den Resultaten der Beobachtungen des Vfs. So ist z. B. nach der Seekarte die Breite von Wisby 57, 39, 0, die Länge 36, 0, 30, aber nach des Vfs. Beobachtungen erstere 57, 33, 30, und die andere 35, 57, 43. u. dgl. m. 3) *Vom Zustande des Tabellwerks von* 1772 *bis* 1795. *Achte* Fortsetzung, von der durch Krankheiten hingerissenen Menschenzahl, von *H. Nicander.* Von den beygefügten Tabellen zeigt die eine, wie viele vom J. 1775 bis 1795 an jeder Krankheit im Reiche gestorben sind; die zweyte die Mittelzahl der in jedem Stift in 20 Jahren verstorbenen, und die dritte wie viel von 10,000 Lebenden an jeder Krankheit verstorben sind. Im Allgemeinen sieht man, dass die Sterblichkeit in jener Zeit vermindert ist. Man sieht auch z. B. daraus, dass die Blattern alle 5 Jahre wiederkommen, und drey Jahre nach einander grassiren, die Masern aber alle 7 Jahr, und 2 Jahre nach einander grassiren; dass Schonen jetzt das gesundeste Land ist. Unter der Zahl derer, die durch Unglücksfälle umgekommen sind, ist die der Ertrunkenen und der durch Ammen erdrückten Kinder die stärkste. Im J. 1795 war die Zahl der ersten 752, und die andere 480; durch andere Unglücksfälle kamen jährlich ums Leben 600, durch Selbstmord 80, durch Ermordung 32 alte Personen und 14 Kinder, u. dgl. m. 4) *Neue und weniger bekannte schwedische Flechtenarten*, beschrieben von *E. Acharius*, *achte* Fortsetzung. Es sind folgende: 1) *Lichen Bellidiflorus; cartilagineus foliis minutis subimbricatis lobato-crenatis, bacillis pallido-virentibus scabris elongatis, cylindreaceis subramosis, scyphis terminalibus clavatis, tuberculis minutissimis confertis coccineis.* 2) *L. parechus; cartilagineus foliis erectis laciniato-incisis dilute virescentibus, scyphis obsoletis, bacillis turgidis ramosis, ramis sterilibus porrectis subulatis, fertilium tuberculis terminalibus badiis.* 3) *L. Cervicornis; cartilagineus foliis erectis laciniato-incisis, caesio-virentibus, scyphis supra foliaceis turbinatis concoloribus demum proliferis, tuberculis marginalibus sessilibus fusco nigris.* 4) *L. variosus; cartilagineus, foliis minutis subimbricatis bacillis albo-virescentibus subperviis carinoso-cancellatis scabris superne divisis, tuberculis atropurpureis.* 5) *L. muricatus; caulescens subsolidus erectus rigidus, teretiusculus flexuosus nigricans vage-ramosus, scutellis terminalibus radiatis demum convexis amplis inaequalibus badiis.* 6) *L. bicolor; caulescens solidiusculus erectus, rigidus teres niger subdichotomus, ramis longioribus ramuloso-fibrillosis, summitatibus capillaceis nutantibus cinereo fuscis.* Alle sechs sind mit ihren Theilen genau abgezeichnet. Aus dem angehängten Verzeichniss der im Jahr 1801 erhaltenen Geschenke sieht man, dass der König der Akademie die bisher zu Drottningholm befindliche Naturaliensammlung, worunter mehrere Stücke von Hasselquist, und unter andern auch eine vom Rec. dort gesehene grosse ägyptische Mumie waren, und die grösstentheils in dem *Museo Ludov. Ulricae* und *Adolph. Friderici* in Kupfer gestochen sind, verehrt habe. Ein herrlicher Schatz von seltenen Naturalien.

Das *erste* Quartal des J. 1802 liefert nur drey Abhandlungen: 1) *Theoretische auf Versuche gegründete Abhandlung über die den Kanonen zu gebende äussere Form, damit sie an allen Stellen gleich stark sind, der zersprengenden Kraft des Pulvers zu widerstehen, von Friedrich H. Chapman.* Ein beym Probeschiessen der Kanonen sich ereignendes Unglück veranlasste den berühmten schwedischen Viceadmiral *v. Chapman*, der auch schon in diesen Abhandlungen neulich eine Abhandlung von den Kanonen mit spitzigen Pulverkammern einrücken lassen, zu diesem mit vieler mathematischer Einsicht geschriebenem Aufsatz, der zugleich mehrere für die Artillerie wichtige Bemerkungen enthält. Die äussere Form und die Proportion des Kanonenguts, welche die Kanonen in allen Ländern seit mehr als 150 Jahr gehabt haben, und noch haben, nämlich die Gestalt einer an dem Ende, wo die Zündung geschieht, etwas dickere Säule könnte, ihrer Einfachheit wegen, immer bleiben, wenn die Kanonen stets blos aus gutem Eisenerz gegossen würden. Da diess aber nicht immer der Fall ist, und daher die Kanonen springen: so muss ihre Form so eingerichtet werden, dass die Stärke der Kanone an allen Stellen der zersprengenden Kraft des Pulvers gleich ist, so dass wenn sie auch aus schlechterm Erz gegossen werden, sie dennoch nicht zerspringen. Man hat gefunden, dass eine Kanone mit einer spitzigen Kammer der sprengenden Kraft des Pulvers weit stärker widerstehe, als mit einer gleich gebohrten Kammer. Diese springen immer an der Stelle zuerst, wo sie angezündet werden, und weil da das Stückmetall am stärksten ist: so beweiset das, dass dort die zersprengende Kraft des Pulvers und also auch die Hitze am stärksten sey. Springt die Kanone da nicht: so ist fast eine unglaubliche Kraft nöthig, um sie nach vorn zu sprengen. Man hat gefunden, dass, so wie die Parabel beym Bombenwerfen anwendbar ist, so die Hyperbel, recht angewandt, anwendbar ist, um die auswendige Form der Kanone zu finden, die im Stande sey, der zersprengenden Kraft des Pulvers zu widerstehen. Hr. C. bestimmt, durch mathematische Berechnungen, die Dicke des Kanonenguts beym Zündloch für Kanonen von verschiedenen Calibern, damit sie dort nicht springen, und findet daher, dass Kanonen von kleinern Caliber auch weniger Gut oder Erz nöthig haben, als von grösserm Caliber. Doch wir können dem Vf. in seinen Beweisen und Berechnungen hier nicht weiter folgen, und bemerken nur noch, dass er zeigt, wie falsch die Behauptung sey, dass, wenn eine Kanone stärkere Ladung als ungefähr ⅓ des Gewichts der Kugel erhält, die Schussweite derselben immer kürzer werde; dass er zeigt, wie je weniger Raum das Pulver in Verhältniss seiner Quantität einnimmt, und je näher die Kugel an das Zündloch zu liegen kommt, die Schussweite desto grösser wird; dass die Wirkung des Pulvers auf die Kugel nur durch einen einzigen Stoss geschieht, u. dgl. m. 2) *Wahrnehmungen in einer Hüftgelenkskrankheit (morbus coxarius) von Munk von Rosenschöld.* D. *Ford* hat diese Krankheit in seinen *Observations on the Desease of the Hipjoint*, Lond. 1794. am besten beschrieben; er irrt aber, wenn er sie immer von einer

Ca-

Caries herleitet, da solche doch von einer *Luxatio lenta consecutiva spontanea* herkommen könne. Dass sie sowohl als ein Abscess am Hüftgelenk ohne vorhergehende *Caries* entstehen könne, hat Hr. D. *Munk* in einer 1799 zu Lund gehaltenen *Disp. de morbo art. coxae* zu erweisen gesucht. Indessen hat Ford die Symptome und den Fortgang so wie die wirksamsten Heilmethoden derselben angegeben, die von neuern Auctoren aus der Acht gelassen, von den ältesten aber gekannt und vorgeschlagen werden. Unter letztern hat sie niemand besser als Hippocrates beschrieben, und unter den neuern hat der Gen. Dir. *von Akrel* in seinen *Chirurgiska Handelser* solche nach genau angestellten Zergliederungen verzeichnet. Man hat diese Krankheit für unheilbar gehalten, und Hr. *Akrel* selbst hält die Amputation für das einzige Rettungsmittel; allein dem Vf. ist es geglückt, solche nach Fords Anleitung geheilt zu sehen. Er bestätiget diess durch zwey Krankengeschichten, die eine von einem Fräulein B. C. M. die andere von einer Tochter des Bürgermeister Sellander in Landscrona von dem Vater derselben selbst genau beschrieben. Beide waren zwischen 3 und 4 Jahr alt. Die erste fing, nachdem sie 3 Jahr völlig gesund gewesen, an, ausserordentlich langsam zu gehen, und im Gehen zu wackeln, ward immer schwächer auf den Füssen, stark hinkend und bekam ein hecktisches Fieber. Man entdeckte am untern Theil des Gesässes eine Geschwulst, die eine Eitersammlung verrieth. Man besorgte eine starke gefährliche äusserliche Suppuration, aber statt deren half sich die Natur auf eine bewundernswürdige Weise, durch eine kritische Diarrhoe. Nun konnte sie bald auf seyn, und auf einer Krücke gehen, welche sie auch einige Jahre gebrauchte. Ihre gute Natur und die beständige Bewegung in freyer Luft, verschaffte dem kranken Fuss mit der Zeit sein natürliches Ansehen wieder, doch blieb er 3 Zoll kürzer als der andere. Das zweyte Mädchen fing zuerst an über Schmerzen im linken Knie zu klagen und auch zu hinken, das Knie krümmte sich, sie empfand heftige Schmerzen, nahm ab, bekam ein kleines Geschwür an der linken Lende, 3 bis 4 Zoll vom *Trochanter major*, das doch bald wieder zuheilte, worauf alle Zufälle ärger wurden. Hr. D. *Munk* legte nun auf die Stelle des Geschwürs, das schon noch einmal wieder aufgebrochen und zugeheilt war, ein Spanischfliegenpflaster, und vergrösserte allmälig die Fontanelle, so dass 9 bis 10 Erbsen darin liegen konnten. Nachdem solche einige Monate gezogen, fing die Patientin an sich zu bessern, kann jetzt nach Verlauf von 6 Jahren gehen und springen, nur dass sie noch ein klein wenig hinkt, ist auch übrigens ganz frisch, gesund und munter. 3) *Nähere Bemerkungen über die Eigenschaften der (zu Ytterby gefundenen und daher sogenannten) Yttererde,* besonders in Vergleichung mit der Beryllerde; von den Fossilien worin sich jene Erde findet, so wie von einem neu entdeckten Körper von metallischer Natur von *A. G. Ekeberg.* Hr. E. hat hier nur hauptsächlich bey Vergleichung jener beiden Erden auf dasjenige sein Auge gerichtet, was die Hn. Klaproth und Vauquelin, die darüber vorher eine Untersuchung angestellt, nicht angeführt haben, und noch andere Verschiedenheiten zwischen beiden Erden bemerkt. Die Yttererde wird nicht so wie die Beryllerde in Pottasche und caustischer Soda aufgelöst; sie wird in Blutlauge eben so wie metallische Erde präcipitirt, diese Präcipitation aber wird nicht in Essig aufgelöst. Die Auflösungen der Beryllerde werden von bernsteinsauren Neutralsalze niedergeschlagen. Die mit reinem Ammoniak präcipitirte und geglühete Yttererde, hatte eine specifische Schwere von 4, 842, die Beryllerde auf gleiche Art behandelt von 2, 967. Bisher fand man die Yttererde nur in einer schwarzen Steinart, Gadolinit genannt, die der Obristl. *Arrhenius* zu Ytterby fand. Der Vf. hat einen andern mineralischen Körper von einer neuen Art gefunden, worin solche auch enthalten ist. Diese neue Erde ist weder Thonerde noch Yttererde, sondern Beryllerde, so dass also diese beiden neuen Erdarten in einer Steinart befindlich sind. Dieses neue Metall unterscheidet sich durch seine Unauflöslichkeit in allen und jeden Säuren, wie es auch damit behandelt wird. Das einzige darauf wirkende *Menstruum* ist caustisches *Alkali fixum.* Der Vf. nennt diess neue Metall *Tantalum*, weil es mitten im Ueberfluss von Säuren davon nichts an sich nimmt, und das Erz, welches aus diesem *Tantalum*, Eisen und Braunstein besteht, *Tantalit.* Es ist hart, wird nicht vom Magneten angezogen, seine specifische Schwere ist 7, 953. Es enthält auch Yttererde, und dann nennt es der Vf. *Yttrotantalum.* Dessen *Matrix* ist nicht eigentlich Granit, sondern ein reiner Feldspat. Die grösten Drüsen, die der Vf. davon erhielt, waren nicht grösser als eine Haselnuss. Die specifische Schwere des Yttertantals war 5, 130. u. dgl. m.

(*Der Beschluss folgt.*)

ERBAUUNGSSCRIFTEN.

Bremen, b. Wilmans: *Christliches Communionbuch mit einer Vorrede, die durchaus vorher gelesen werden muss.* Von *Johann Ludwig Ewald.* 1801. 383 S. und VIII S. Vorr. 8. (20 gr.)

In der Vorrede zeigt der Vf. den rechten Gesichtspunkt eines solchen Buches, dessen Lesung allein noch keine Vorbereitung zur Abendmahlsfeyer ist, sondern nur Anleitung geben soll, die gehörige Gemüthsstimmung in sich zu erwecken. Bey Selbstprüfungen sind die Fragen an sein Gewissen nicht die Hauptsache, sondern dessen Antworten. Die Gebete sind nicht in des Communikanten Seele zum Nachbeten vorgeschriebene Formeln, sondern sind Gedanken und Empfindungen, die ihn zum eigenen Gebet stimmen und treiben sollen; denn was ein Christ zu Gott betet, muss kein anderer Mensch ihm vorschreiben, gesetzt dass ihm auch alles Vorgeschriebene nöthig war, sonst, wenn er nicht selbst fühlt, dass es ihm nöthig ist, wird er nicht im Geist und in der Wahrheit beten. Die Schrift selbst enthält: 1) zwölf wohl durchdachte lehrreiche Betrachtungen über den Geist des heiligen Abendmahls; 2) in 25 Abschnitten Selbstgespräche, Selbstprüfun-

prüfungen, Empfindungen, Ueberlegungen, Vorträge und Vorsätze; alle erbaulich; 3) Andachtserweckungen für Kranke; 4) Väterlichen Rath an die, die zum erstenmal an Jesus Abendmahl Theil nehmen. Man findet durchaus in dieser Schrift den empfindsamen frommen, aber auch den reifdenkenden Religionslehrer. Das Kapitel S. 199. ff. über Jesu Seelenleiden hat Rec. vorzüglich Genüge gethan. Hin und wieder sind Verse eingerückt, die Empfindung zu heben. Man kann diese Schrift partheylosen, und solcher Hülfsmittel verständiger christlicher Andacht, bedürftigen Christen sehr empfehlen.

Nürnberg, b. Bauer u. Mann: *Gebete am Morgen und Abend. Ein Beytrag zur Beförderung der Familienandacht*, von *Valentin Karl Veillodter*, Mittagsprediger an der Kirche zum heil. Kreuz bey Nürnberg. 1801. 130 S. 8. (8 gr.)

Es sind Morgen- und Abendgebete auf jeden Wochentag, am Morgen eines Festtages, des Neujahrstages, und am Abend des letzten Tages im Jahr. Die Grundsätze, die der Vf. in der Vorrede äussert, zeigen einen richtig denkenden Kopf. Die Gebete sind für eine gebildetere Classe von Christen erbauend.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelährtheit. *Berlin*, gedr. b. Wegener: *Museum anatomicum* — offert venale *Joh. Gottl. Walter*, (sen.) Physices et Anatomiae Professor primarius Collegii Regii medico-chirurgici Berolinensis etc. 1802. 68 S. 8. Das anatomische Cabinet, welches hier käuflich ausgeboten wird, verdient, wenn es auf Vollständigkeit, Zweckmässigkeit zum Unterricht, Schönheit bey der Präparation, und Sorgfalt bey der Aufbewahrung ankommt, das *einzige* in seiner Art genannt zu werden. Rec., welcher es vor kurzem durch die Gefälligkeit des Besitzers etliche Tage hinter einander genau durchzusehen Gelegenheit gehabt, und der sich rühmen kann, die vorzüglichsten Sammlungen in und ausser Deutschland zu kennen, und selbst eins der beträchtlichsten anatomischen Cabinete eigenthümlich zu besitzen, glaubt, hierüber urtheilen zu können. Zwar muss dieses Museum, so bald *nur von den Numern der Stücke* die Rede ist, dem ehemaligen von *Ruysch*, dem von *William* und *John Hunter* und vielleicht noch einigen andern nachstehen; wenn aber jene oben erwähnten Vorzüge in dieser Sache entscheiden können, und wenn dasjenige gegründet ist, was Hr. *W.* in einer, der gegenwärtigen Schrift vorangesetzten, französischen Ankündigung versichert — und die Wahrheit dieser Versicherung muss Rec. als competenter Augenzeuge bestätigen — dass nämlich jedes Stück zu einem besonderen Zwecke gearbeitet worden, und dass keins dem andern ähnlich ist: so ist dem *Walterschen* der Rang vor allen andern nicht abzusprechen. Um eine so bewundernswürdige Sammlung zu Stande zu bringen, war der unermüdete Fleiss und die grosse Kunst eines *Walter* erfoderlich; auch musste *die* glückliche Concurrenz der günstigen Umstände hinzukommen, deren sich *nur dieser* Zergliederer rühmen kann, und wovon die Geschichte der Anatomie noch kein ähnliches Beyspiel aufzuweisen hat. Hr. *W.* sagt in der oben gedachten Ankündigung, dass er *vier und funfzig Jahre* hindurch mit ununterbrochenem Fleiss an seinem Museum gearbeitet, und theils selbst, theils durch seine Schüler über *acht tausend* menschliche Leichname zergliedert habe. Die letzte Zahl ist in der That unerhört; niemand aber wird sie übertrieben finden, dem es bekannt ist, dass Hr. *W.* schon über 50 Jahr bey dem grossen anatomischen Theater zu Berlin angestellt ist, auf welches, wie er in der Vorrede zu seinen *Observatt. anat.* (Berol. 1775) angiebt, jährlich 200 Leichen gebracht werden.

Auch die Ordnung ist empfehlenswerth, und zeugt von dem Geist und der Einsicht des Vfs. Die Schrift, und also auch die Sammlung, ist in drey Hauptheile, und jeder derselben ist in Abschnitte getheilt. I. Präparate in Flüssigkeiten: 1) von Menschen; a) natürliche, 622 Stück, b) widernatürliche, 219 St. 2) von Thieren: a) natürliche, 195 St. b) widernatürliche, 28 St. II. Trockene Präparate: 1) von Menschen; a) natürliche, 371 St. widernatürliche, 188 St. 2) von Thieren: a) natürliche, 160 St. b) widernatürliche, 19 St. c) Steine und andere Concremente, 273 St. III. Knochen: 1) Knochenkrankheiten, a) von Menschen, 306 St. b) von Thieren, 43 St. 2) gesunde Knochen: a) Skelete und einzelne Knochen von Menschen, 404 St. b) dergl. von Thieren, 46 St. Eine ausführliche Beschreibung der Merkwürdigkeiten dieser Sammlung verspricht Hr. *W.* in einem Werke von 50 bis 60 Bogen zu geben. Zu dem Wunsche der baldigen Ausführung dieses Vorhabens ist noch der hinzuzufügen, dass es ihm gefallen möge, von den seltensten Stücken so schöne Abbildungen zu geben, als er es bisher zu thun gewohnt war.

Nach einer glaubwürdigen Privatnachricht, verlangt Hr. *W.* für sein Museum, nebst einer Menge von Materialien (*une foule de matériaux*), welche zu wichtigen Entdeckungen in Absicht des gesunden und kranken Zustandes führen können, und die er dem Käufer mit abliefern will, die Summe von 100,000 Rthlrn. So gross diese Summe auch zu seyn scheint, so hält Rec. sie nicht für unverhältnissmässig. Ein Drittel davon kann dieses herrliche Museum Hn. *W.* selbst gekostet haben: sollte die unübertreffbare Kunst des grossen Anatomikers, welche noch die späteste Nachwelt in seinen Nerven- und Venen-Tafeln, wie in seinen übrigen Meisterwerken, bewundern wird; sollte der unermüdete und nicht ohne Gefahr des Lebens und der Gesundheit fortgesetzte Fleiss von mehr, als einem halben Jahrhundert; sollte die beyspiellose glückliche Zusammenkunft der günstigsten Umstände; sollte endlich die scrupulöse Sorgfalt in der Aufbewahrung von so vielen Seltenheiten nicht die zwey andern Drittel werth seyn? — Es ist zu wünschen und zu hoffen, dass die Königl. Preussische Regierung, welche sich unter mehreren ruhmwürdigen Regenten durch die Liberalität ihrer Gesinnungen, und durch die grossmüthigste Beförderung des Studiums einer der Menschheit höchstwichtigen und nützlichen Wissenschaft ausgezeichnet hat, einen Schatz, dessen gleichen kein anderes Land aufweisen kann, nicht in fremde Hände kommen lassen, sondern jene Summe, welche derjenigen noch nicht gleich kommt, die von dem brittischen Parlemente für John Hunter's Museum bewilligt worden ist, dafür aufwenden, und so das unverkennbare Verdienst des verdientesten aller jetzt lebenden Anatomiker mit Königlicher Freygebigkeit belohnen werde.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 8. Januar 1803.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STOCKHOLM, b. Lindh.: *Konigl. Vetenskaps Academiens nya Handlingar.* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

In dem *zweyten* Quartal finden wir folgende Abhandlungen: 1) *Botanische Bemerkungen über die Targionia Hypophylla Linn.*, von Hn. Prof. *K. Sprengel* zu Halle. Diese Pflanze ist in Deutschland selten; *Fabius Columna*, der sie um Neapel häufig fand, hat sie zuerst beschrieben, und nach ihm *Ray*, *Morison*, *Parkinson*, *Buxbaum* und *Micheli*, der ihr nach *C. Targioni* in Florenz, den Namen gegeben: so auch *Dillenius*, *Linné*, der aber nur ein trocknes Exemplar vor sich gehabt, und besonders *Schreber*. In Deutschland hat man sie bloss in der Gegend um Dresden gefunden, allein seit 1800, ist es dem Vf. geglückt, sie auch nicht weit von Halle zu entdecken; und diess hat ihn in den Stand gesetzt, sie genauer zu untersuchen, und besonders ihre Befruchtungstheile näher zu beschreiben, und hier abzeichnen zu lassen. Er hat in einigen Stücken *Dillenius* und selbst *Schrebern* berichtiget, und gefunden, dass sich auch bey ihr die Hauben (*calyptrae*) finden, dass Griffel und Narben (*Stili* und *Stigmata*) bey ihr und andern Lebermoosen viele Aehnlichkeit haben, und dass sie wirkliche männliche Geschlechtstheile habe, die mit den Staubbeuteln (*Anthera*) von Pflanzen gleicher Gattung übereinkommen. 2) *Versuche brennbaren Alaunschiefer statt des Holzes zum ökonomischen Gebrauch bey der Feuerung anzuwenden*, von P. B. *Berndes*. Man findet in Schweden auf Oeland in Småland, in Ostgothland bey Wreta, in Westgothland bey Kinnekulla, Nerike u. s. w. grosse Strecken von sehr brennbaren Alaunschiefer. Vor etwa 30 Jahren fing man zuerst an, ihn zu Garphytta beym Alaunsieden zur Feuerung unter den Pfannen zu gebrauchen, und erst seit ein paar Jahren auch bey dem Alaunwerke zu Hönsätter auf Kinnekulla. Und doch war die Brennbarkeit des Alaunschiefers, wie man aus Linné's Oelandischer Reise von 1741 sieht, schon lange bekannt, ward aber wenig oder gar nicht benutzt. Der Vf. zieht den Gebrauch desselben aus ökonomischen Grunde dem des Torfes, der besser zur Ackerwirthschaft und zum Dung gebraucht werden könne, vor, und räth an, sich dessen um so mehr zu bedienen, da auch in Schweden das Holz an mehreren Orten abnimmt. Versuche müssten aber erst die Ueberzeugung von der zur Feuerung nützlichen Anwendung des Alaunschiefers geben. Eine Gesellschaft in Nerike machte auf Vorstellung des Schleusenbaumeisters, Norberg, den Anfang damit. Diese Versuche sind hier angeführt, und bestätigen es, dass der Alaunschiefer zur Ersparung des Holzes beym Kochen, Sieden und Brennen nützlich angewandt werden könne, und eine fast eben so gute Feuerung gebe, als Holz. Nur kommt es dabey auf die Einrichtung der Feuerstätte an, um eine immer gleiche, geschwinde und starke Hitze zu erhalten, und dabey den unangenehmen Gestank zu verhindern. Dazu ist hier eine ähnliche Einrichtung vorgeschlagen, als der Engländer, D. Watt zu Birmingham im IV. Band der Monatsschrift: *Repertory of Arts and Manufactures* beym Steinkohlenbrennen, angegeben hat; jedoch mit einigen Veränderungen. Man kann es dadurch zu einer solchen starken Hitze bringen, dass das Eisen sich nicht nur schmieden lässt, sondern beynahe zum Schmelzen gebracht wird. Der Alaunschiefer kann auch zum Kalk- und Ziegelbrennen genutzt werden, und es ist hier der Riss eines dazu eingerichteten Ziegelofens beygefügt. Auch ist Hn. *Norbergs* Bericht über die angestellten Schieferversuche angehängt. Man sieht daraus, wie wenig bedeutender Unterschied zwischen Holz und Schiefer in Ansehung der Feuerung ist, wenn solche nur vorgeschriebener Maassen eingerichtet wird. Schiefer brennt, wenn gleich ganz frisch, eben so stark als Holz, und hält länger Hitze, und der Geruch des Rauchs verliert sich in dem angelegten langen conischen Rauchfange. 3) *Empyema* oder eine ganz in Eiter aufgelöste Lunge, von *J. G. Wahlbom.* Eine schwächliche Frau von 40 Jahren, die schon oft Gicht, und hypochondrische Beschwerden, und nach Verkältungen einen trockenen Husten gehabt hatte, bekam im Sommer nach einer Reise im starken Regen und Wind, Schaudern, Fieber und Stiche in der rechten Seite unter den falschen Rippen. Bey zunehmender Krankheit fühlte die Patientin unter und um das rechte Schulterblatt am Rücken eine Art von Unebenheit und ein Knarren, und wenn man darauf strich, hörte und fühlte man ein gewisses Geräusch. Sie starb nach etwas über 18 Wochen ganz sanft. Bey der Section fand man das Netz ganz gelb, und bis auf kleine Lappen an den Seiten fast ganz verzehrt. Die Leber war gross, der rechte Lobus derselben braunröthlich, und durch und durch voller blutigen Flecken. In der Brust war die rechte Lunge ganz verzehrt und aufgelöst, so dass man nur ein kleines eiterndes Stück davon unter der Clavicula fand. Die ganze Brusthöhle war ganz mit dünnen unausstehlich stinkendem Eiter angefüllt. Die Rippen waren ganz uneben und angefressen anzufühlen, und die Rippen-

penmuskeln auf der Brust waren ganz mürbe, und an einigen Stellen gleichsam durchgefressen. Die Lunge in der linken Brusthöle unter dem Schlüsselbein war auch ein wenig angegangen, übrigens frisch. Nie war dem Vf. in seiner Praxis eine solche gänzliche Zerstörung, und eine solche Wirkung auf den Schlund, der entzündet und angefressen war, vorgekommen; letztere ist jedoch wohl so selten nicht. Dass die Krankheit mit einer Inflammation den Anfang genommen, hält der Vf. für unzweifelhaft, ob solche aber ihren ersten Sitz in der Leber oder der Pleura gehabt, sey nicht so leicht zu bestimmen. Doch scheint er der erstern Meynung zu seyn, da eine Entzündung der Leber oft eine Eitersammlung in der Brust zur Folge hat, wobey er sich auf eine Disputation, welche unter des ersten Leibmed. D. *Murray* Praesid. *de Empyemate* 1800 zu Upsala gehalten worden, beruft. Der Arzt wird also besonders in einem solchen Fall, wie dieser, wo die Krankheit nicht so schwer, der Stich weniger heftig, das Fieber gelinde, und der Puls nicht so voll ist, als er sonst bey andern Entzündungsfiebern zu seyn pflegt, darauf aufmerksam seyn müssen, gleich zu Anfang die Inflammation zu heben, und die Sammlung des Eiters zu hindern. Wenn jeder Gebrauch des Mercurius in Fällen, wo die Leber entzündet und angegriffen ist, dienlich seyn kann: so dürfte er hier, zu rechter Zeit angewandt, nach dem Vf., nützliche Dienste thun. 4) *Auszug aus dem in der Stadt Umeå im J. 1800 gehaltenen meteorologischen Journal*, von D. E. *Näzen*. Die Mittelhöhe des Barometers in diesem Jahr war 25°, 60, der grösste Unterschied 2°, 13; die Mittelhöhe des Thermometers war = + 1°, 85; die grösste Kälte den 6. März = — 31°, 3; die grösste Hitze den 22. Jul. = + 28°, 0. — 5) *Eine Art Krankheit, die vom Staube vertrockneter Larven und Puppen der Bombyx Processionea verursacht ward*, von S. J. *Ljungh*. Schon Linné erzählt in seinen *Amoenit. Acad.*, dass, als *Lister* einige kleine Kästchen, worin sich einige Larven von Nachtfaltern verpuppt hatten, reinigte, und den darin befindlichen Staub wegblasen wollte, ihm solcher ins Gesicht flog, und es ganz mit Blasen bedeckte. Eben diess Schicksal begegnete dem Vf., als er einige Schachteln, worin einige Larven und Puppen aus Frankreich einige Jahre in Baumwolle eingepackt lagen, und die Baumwolle genau durchsuchte, da ihm ein Staub daraus entgegen kam, der ihm im Gesicht und an den Händen ein Jucken verursachte. Er wusch zwar sogleich Gesicht und Hände mit Wasser, allein als er in der Nacht im Bette warm ward, verwandelte sich das Jucken in einen brennenden Schmerz, und liess ihm keine Ruhe. Der Schmerz nahm so zu, dass er sich den Tag darauf im Bett halten musste. Nachdem er das Gesicht mit *Eau d'Arquebusade* befeuchtet hatte, ward der Schmerz und das Fieber noch heftiger, es entstanden kleine mit dünnem Eiter angefüllte Blasen, und das Gesicht schwoll sehr auf. Nur allmälich ward er völlig hergestellt; die Kleider, die er damals angehabt, verursachten ihm ein halb Jahr hernach, ob sie gleich gut ausgebürstet waren, aufs neue Jucken und Ausschlag. Die mehresten jener vertrockneten Larven, Puppen und Cocons waren von *Bombyx processionea*. Schon *Fabricius*, *Bomare* und *Panzer* haben dasselbe bemerkt, und *Reaumur* führt an, dass er durch Reiben mit Petersilje den Schmerz gelindert habe. Es rührt vermuthlich von den feinen Haaren dieses Insekts her, deren Spitzen sich in den Cocons verhärten, abfallen, und wenn man sie öffnet, in einer Wolle von feinem Staub auffliegen.

WEIMAR, b. d. Gebr. Gädicke: *Die Miethwohnungen* oder das Verhältniss der Miethleute und Hausbesitzer gegen einander, in ökonomischer, billiger und rechtlicher Hinsicht. — Ein Buch für alle Miethleute und Vermiether. 1801. 130 S. 8. (10 gr.)

Von einer Schrift, die zur Belehrung des grossen Publicums über die bey einem Rechtsgeschäfte eintretenden Vorsichts-Regeln und gesetzlichen Verordnungen bestimmt ist, verlangt man bekanntlich, 1) dass sie ihren Gegenstand erschöpfe, d. i. mit möglichster Vollständigkeit alle die Fälle erörtere, welche im gemeinen Leben oft vorkommen; 2) die aufgeworfenen Fragen richtig entscheide, damit der Laye nicht zu seinem Schaden irre geführt werde; 3) dass der Vortrag deutlich, kurz und genau bestimmt sey; 4) endlich der Leser angewiesen werde, zur gehörigen Zeit einen Rechtsfreund zu Rathe zu ziehen. Der vorliegenden Abhandlung fehlt es nun an allen diesen Erfodernissen, daher Rec. ihr das Lob der Zweckmässigkeit nicht ertheilen kann.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

GLOGAU, im Verl. d. neuen Günther. Buchh.: *Sammlung christlicher Gebete in den wichtigsten Angelegenheiten und Vorfällen des menschlichen Lebens. Erster Theil*, welcher Morgen-, Abend- und Festgebete enthält. 1801. 182 S. *Zweyter Theil*. 232 S. 8. (12 gr.)

Der erste Theil auch unter dem Titel:

Unterhaltungen des Herzens mit Gott am Morgen und Abend, und an den vornehmsten Festen des Jahres.

Der zweyte Theil unter dem doppelten Titel:

Communion-Buch, und Uebungen der Andacht und des Nachdenkens am Morgen und Abend, an Communion-Tagen und bey andern Gelegenheiten und Vorfällen des Lebens.

Wenn auch der Verleger dieses Erbauungsbuches jedem Theile deswegen einen besondern Titel beylegte, damit er die Theile einzeln verkaufen könnte: so sieht man doch nicht ein, warum er den zweyten Theil unter zwey ganz verschiedenen Titeln herausgab. Eben so wenig erfährt man, was den Vf. des Buches zu der Zugabe einer harmonischen Erzählung der Leidesgeschichte Jesu im zweyten Theile bewog. Wir erfahren bloss in der kurzen Vorrede, das diesen beiden Thei-

Theilen noch ein dritter folgen soll, der *Gebete bey frohen und traurigen Vorfällen des Lebens* enthalten wird. — Die Absicht des Vfs. bey der Abfassung dieses Erbauungsbuches geht nicht nur überhaupt dahin, dem grossen Haufen der Christen, der nicht aus dem Herzen zu beten vermag, ein Andachtsbuch in die Hände zu geben, das den Geist des wahren Christenthums athmet, die Lehren der Religion auf eine verständliche Art darstellt, und zur Erhebung des Herzens erwecket; sondern er wollte auch insbesondere in seiner Gegend das Gebetbuch von *Benjamin Schmolke* verdrängen helfen, das in Schlesien noch häufig von Bürgern und Landleuten gekauft, und daher immer von neuem aufgelegt wird. Wir wünschen, dass er diese Absicht erreichen möge, um so mehr, weil er seinerseits wirklich alles geleistet hat, was man von einem guten Erbauungsbuche für die ungebildeten Stände erwarten kann. In einer correcten, fasslichen, kräftigen Sprache leitet der ungenannte Vf. seine Leser auf Betrachtung ihrer Pflichten und ihres sittlichen Zustandes und auf Anwendung reiner Christenthumslehren auf ihr Herz und Leben. Der zweyte Theil insbesondere verdient wegen der geläuterten Begriffe von der Religions- und Sittenlehre, verbunden mit einer grossen Behutsamkeit im Vortrage derselben, die grösste Empfehlung. Rec. entsinnt sich kaum, dass ihm ein besseres Communion-Buch für den gemeinen Mann in die Hände gekommen sey. Sollten indessen doch die Erwachsenen diese kräftige Nahrung nicht gegen die süssliche Kost von *Benjamin Schmolke* eintauschen wollen: so wünschen wir wenigstens durch unsere Empfehlung dazu mitzuwirken, dass Prediger und Schulleute den Ankauf dieses Buches für Confirmanden befördern helfen. Der Verleger hat ihnen dieses durch einen sehr niedrigen Preis, (denn wahrscheinlich kommt der zweyte Theil allein nur 6 gr.) um ein grosses erleichtert.

1) **Biberach**, im Verl. b. Nüsslin, Buchbind.: *Christliche Religionsgesänge für die öffentliche und häusliche Gottesverehrung der evangelischen Gemeine in Biberach* in der Stadt und auf dem Lande. 1802. 788 S. ohne Vorr. Inhaltsanz. u. Reg. 8.

2) Ebendas.: *Sammlung auserlesener Gebete*, vorzüglich bey der Beichte und Abendmahlsfeyer, als Anhang zum neuen Biberachischen Gesangbuche. 1802. 48 S. 8.

In jeder Rücksicht verdient diese religiöse Liedersammlung den besten neuen Gesangbüchern, welche Rec. grösstentheils aus eigener Ansicht kennet, an die Seite gesetzt zu werden. Sie enthält 993 Lieder, unter welchen 130 ältere, mit einigen nöthigen Abänderungen, beybehalten sind. Ausser mehreren bekannten Gesängen eines *Gellert, Cramer, Münter, Neander, Dietrich, Niemeyer* etc. findet sich auch hier nicht nur der grösste Theil von den *neuen* Liedern, welche in dem Mühlhäusischen, Schneebergischen, Bergischen und Erfurter Gesangbuche, so wie in den christlichen Religionsgesängen für Bürgerschulen zum erstenmale gedruckt erschienen, sondern dieses Liederbuch ist auch mit 20 ganz neuen Liedern vermehrt worden, welche einen der Herausgeber zum Vf. haben. Obgleich eine Sammlung religiöser Erbauungslieder kein Compendium der Dogmatik und Moral, am wenigsten der Symbolik, seyn darf: so bleibt eine gewisse Vollständigkeit und gehörige Rücksicht auf specielle Wahrheiten der Religions- und Tugendlehre immer eine wünschenswerthe Eigenschaft guter Gesangbücher, ohne welche wenigstens nicht die Harmonie und Einheit, welche in den religiösen Vorträgen und der ganzen Liturgie herrschen sollte, zu bewirken möglich seyn würde. In dieser Rücksicht lässt die vor uns liegende Sammlung wenig, oder nichts zu wünschen übrig. Sowohl in dem dogmatischen, als moralischen Theile derselben kommen mehrere Lieder vor, welche sich auf specielle Materien beziehen. So findet man hier, die nicht in allen neuen Gesangbüchern besetzten Rubriken: Erinnerungskraft und Gedächtniss, Freyheit des Willens, Nachahmungstrieb, Grade der Verschuldung; wider den Aberglauben, Gespensterfurcht, Traum- und Zeichendeuterey; Aufmerksamkeit auf die äussere Welt; wider Spielsucht; Pflichten gegen alte und erfahrene Personen, etc. Was den innern und äussern Gehalt der hier aufgenommenen Gesänge betrifft: so ist es nicht zu erwarten, dass alle einzelne Lieder von gleichem Werthe seyn sollten. Bey allen Vorarbeiten im Fache des religiösen Erbauungsgesanges fehlt es uns immer noch an solchen Liedern, welche alle Eigenschaften eines guten Religionsgesanges, Licht und Wärme, Würde, Erhabenheit, Schönheit, Anmuth und Fasslichkeit in sich vereinigten und durchgängig dem Charakter eines religiösen Erbauungsgesanges getreu blieben. Ueberdiess werden nicht selten die Herausgeber eines Kirchengesangbuchs, wie Rec., welcher selbst dieses Geschäft zu verrichten hatte, aus Erfahrung weiss, durch mancherley locale, temporelle und personelle Rücksichten zu sehr beschränkt, als dass sie bey dem besten Willen alle Wünsche der Kritik befriedigen könnten. Dem grössten Theile der in diesem Gesangbuche befindlichen Lieder gebühret indessen das Lob, dass sie in Rücksicht auf Inhalt, den geläuterten Religionseinsichten unsers Zeitalters angemessen, und in Hinsicht auf Diction ebenfalls in einer reinen, fasslichen und nicht selten eindringenden Sprache abgefasst, und dadurch zur Erweckung und Belebung einer religiösen Andacht geeignet sind. Nur in einigen Gesängen scheint nach unserm Gefühle der rechte Ton verfehlt zu seyn, den der Charakter des Religionsgesanges fodert. Wir rechnen dahin diejenigen Lieder, in welchen nicht dem Singenden selbst, sondern andern Personen in einem Lehrtone ihre Pflichten vorgehalten werden, oder in welchen kalte Schilderungen ohne hinlängliche Beziehungen auf religiöse Gedanken und Gefühle vorkommen. So ist z. B. das 73ste Lied, über den Werth der Sprache, welches aus dem sonst sehr guten Schneeberger Gesangbuch entlehnt ist, ingleichen das 739, wider die Spielsucht,

sucht, welches zu den, dem Biberach'schen Liederbuche eigenthümlichen Liedern gehört, in manchen Versen etwas zu matt ausgefallen. Nachdem im 1sten Verse der Gedanke, dass unsere Freuden rein und eines Christen würdig seyn müssen, im nicht verfehlten Tone eines Gesanges ausgedrückt worden ist, heisst es nun im 2ten V.:

> *Das ist die Spielsucht nicht!* Wer schildert
> Wohl treu genug die Schändlichkeit
> Von diesem Laster? Es verwildert
> Den Menschen ganz, der sich ihm weiht etc.

Uebrigens enthält dieser Gesang sehr treffende und wahre Gedanken, und verdient allerdings so lange in jedem Gesangbuche einen Platz, bis seine Stelle durch ein Lied, dessen Ton dem Charakter eines religiösen Gesanges mehr angemessen seyn dürfte, ersetzt ist. Einige Lieder scheinen uns auch etwas zu lang zu seyn, wie Nr. 173, welches aus 20 nicht eben kurzen Versen bestehet. Nr. 392. *Nach Tugend und nach Heiligkeit* etc. und Nr. 684. *Nach meiner Seele Seligkeit* etc. sind nur zwey verschiedene Recensionen eines und ebendesselben Liedes. Doch der grösste Theil der hier aufgenommenen Gesänge zeugt von dem rühmlichsten Fleisse, von geläuterter Einsicht, richtigem Gefühl und gutem Geschmacke der Herausgeber, unter welchen nicht nur einige Religionslehrer, sondern auch Mitglieder des Raths waren. Besonders verdient die Thätigkeit, mit welcher der verdienstvolle und aufgeklärte Bürgermeister, D. *Stecher*, sich diesem Geschäfte unterzogen hat, auch in diesen Blättern eine ehrenvolle Erwähnung. Einen grosen Vorzug behauptet aber dieses Gesangbuch vor *allen* neuen Sammlungen durch die Sorgfalt, welche dem musicalischen Theile dessen gewidmet worden ist. Der rühmlich bekannte Musikdirector *Knecht* sorgte nämlich nicht nur dafür, dass jedes aufgenommene Lied eine seinem Charakter angemessene Melodie erhielt, zu welchem Zwecke er theils ältere Melodieen aufsuchte, theils neue verfertigte, sondern er bezeichnete auch den Hauptcharakter jedes Liedes, und die Modulation der Stimme, mit welcher es gesungen werden soll, mit wenig Worten. Viele treffliche alte Melodieen, wie: Es ist genug; Mein Jesu dem die Seraphinen; Der lieben Sonne Licht und Pracht; Gott lebet noch u. m. a. sind daher in bessern Texten durch dieses Gesangbuch erhalten worden. Den Musikfreunden werden die vorausgeschickten literarischen Notizen über die Quellen der Melodieen und ihre Vff. ein angenehmes Geschenk seyn.

In Nr. 2. zeichnet sich nach unserm Gefühle die letzte religiöse Betrachtung, welche die Empfindungen der Aeltern bey der ersten Abendmahlsfeyer eines ihrer Kinder ausdrückt, am vortheilhaftesten aus. Wir wünschen diesem Gesangbuche die gute Aufnahme, die es verdient.

Hamburg, b. d. Gebr. Wörmer jun.: *Herzerhebende Betrachtungen bey der Feyer des heiligen Abendmahls* von *Johann John*, Pastor an der heiligen Dreyeinigkeitskirche zu St. Georg. 1800. 152 S. 8. (8 gr.)

In der Vorrede klagt der Vf., dass jetzt viele von einer unseligen Neuerungssucht getrieben, an den geheimnissvollen Lehren des Evangeliums Anstoss nehmen, welcher verderblichen Stimmung der Gemüther in neuern Communionbüchern, wo nicht geradezu, doch dadurch gehuldigt wird, dass die Vff. sich hinter zweydeutige Ausdrücke und Wendungen verstecken, und die Leser zweifelhaft lassen, was sie von Christi Gottheit und Genugthuung halten sollen, welche Nachgiebigkeit ihm, dem Vf., eben so verhasst ist, als der offenbare Krieg des Unglaubens: daher er, so lange er reden und schreiben kann, diesem Unfug aus allen Kräften entgegenarbeiten will, wenn er auch darüber verspottet und bemitleidet würde. Diese Erklärung ist hinreichend, den Gehalt dieser Betrachtungen zu überschauen, deren in der ersten Abtheilung 10 vor dem Genuss des heiligen Abendmahls, in der zweyten 5 nach demselben, und in der dritten Gebete und Lieder sind.

KINDERSCHRIFTEN.

Leipzig, in d. Junius. Buchh.: *Sphinx. Eine Sammlung von Charaden und Räthseln für Kinder*, zu Erweckung und Uebung ihres Scharfsinns. Mit 128 *colorirten Bildern*, welche die Auflösungen der Räthsel enthalten. 1802. 218 S. in Taschenformat.

Bey Büchern dieser Art setzt man schon in der Regel voraus, dass Gutes mit Mittelgut gemischt ist. So findet man es auch hier; indessen ist das Gute bey weitem überwiegend. Wir können daher diese Sammlung, welche aus Räthseln, Charaden und Trilogogryphen besteht, mit Ueberzeugung als ein angenehmes und lehrreiches Geschenk für Kinder empfehlen. Der grösste Theil der Räthsel wird ihren Scharfsinn wecken, die besonders beygelegten, und mit Nettigkeit ausgeführten Bilder, werden ihre Phantasie angenehm beschäftigen; zugleich aber werden die am Schlusse des Textes angehängten Auflösungen, worin viel gute Beschreibungen von einzelnen physikalischen und technischen Gegenständen vorkommen, und vorzüglich interessante Notizen über die Erfindung der letzten, z. B. der Uhr, des Luftballons, des Telegraphs u. s. w. beygebracht sind, ihnen auf eine sehr unterhaltende Weise mancherley nützliche Kenntnisse gewähren.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 10. Januar 1803.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Oxford, in d. Clarendonschen Druckerey: *Vetus Testamentum graecum cum variis lectionibus.* Edidit *Robertus Holmes*, S. T. P. R. S. S. Aedis Christi Canonicus. *Tomus primus.* fol.

Die erste Lieferung oder Genesis dieser mit verwundernswürdigen Fleifse zusammengetragenen Varianten-Sammlung haben wir in A. L. Z. 1800. 3 B. S. 1. angezeigt. Neulich sind uns die zweyte und dritte Lieferung oder Εξοδος 3A bis 4R und Λευιτικον von 4S bis 6A zu Händen gekommen, die keine andere Titelbogen, als mit der Inschrift der Bücher bezeichnete, haben. Es sind also jetzt schon 5 Alphabete gedruckt, obgleich man noch nicht weiter als bis an das Ende des 3 B. Mos. gekommen ist, woraus die, welche Lust haben nachzurechnen, die ungeheure Gröfse dieses Werkes mit Wahrscheinlichkeit bestimmen mögen, falls auch über die übrigen Bücher eben so viele Codices conferirt sind, und die Geduld des Herausgebers bey der Mittheilung der unbedeutendsten Varianten, wie bisher geschehen ist, beharret. Voran stehet sowohl bey Exod. als Leuit. ein Verzeichniss der gebrauchten Hülfsmittel, das aber den Kritiker so wenig befriediget, als das vor Genes. gegebene. Er mufs sich bis zur Vollendung des Werkes, oder wenigstens des ersten Tomus, wenn es dem Herausg. gefallen wird, seine römischen und arabischen Zahlen zu entziffern, gedulden. Ueber Exod. sind 5 Codices mit Uncialschrift verglichen. Von diesen ist V in Genes. nicht angeführt. Aus der mit Grabe's Worten gegebenen Beschreibung des Inhalts des Mscpt. ersiehet man, dafs es der Cod. Colbertin. jetzt auf der Nationalbibliothek in Paris befindlich, ist, von welchem Grabe in den Prolegomen. C. III. §. 4. und im Texte selbst nach Exod. cap. 39. handelt. Der übrigen Manuscripte, die das ganze 2 B. Mos. enthalten, zählen wir 31, die nur Stücke davon haben, 17. In Levitic. sind zu den mit Uncialschrift geschriebenen Codd. die mit römischen Zahlen bezeichnet werden, noch hinzugekommen IV. oder Cod. Vossianus, wie aus Grabe's Prolegom. a. O. erhellet, in Leyden, vielleicht jetzt in Paris und XI, den wir nicht genauer anzugeben im Stande sind. Von den nicht mit Uncialbuchstaben geschriebenen Codd., die mit arabischen Ziffern bezeichnet sind, enthalten 32 das ganze dritte B. Mos. Allein vier von diesen sind nicht citirt, weil ihr Text mit andern Codd. einerley ist. Eilf Mscpt. enthalten Fragmente von Levit., von welchen 2, die Lectionaria sind, am Ende angeführt werden. Die Ausgaben, Kirchenväter, griechischen Schriftsteller und Versionen sind die nämlichen, die bey dem ersten Buche benutzt sind, ausgenommen, dafs zu den Ausgaben noch die zu Leipzig von Fischer 1767 besorgte, so wie bey 2 Mos. 20. noch andere Codd. hinzugekommen sind. Am Fleifse im Sammeln, und an Treue und Genauigkeit im Mittheilen der Varianten hat Hr. H. alle Foderungen, die man an ihn machen könnte, auf das vollständigste erfüllet. Was unserer Meynung nach an dem zum Grunde gelegten Plane fehlerhaft war, ist in der Recension der 1. Lieferung angezeigt. Dafs Hr. H. ihn ändern würde, haben wir nicht erwartet. Wir wollten auch nur dem, welcher den unermefslichen Vorrath von Varianten sichten, ausheben, und zu einer kritischen Ausgabe der LXX. bearbeiten wollte, einige Winke geben, wornach er zu verfahren hätte. Wenn wir die verglichenen Manuscripte mustern: so finden wir aufser dem Colbertin, der erst gegen Ende Exod. zum Vorschein kommt, gar wenige, die mit den Origenianischen Zeichen versehen sind. Cod. 64. hat zuweilen den Asteriskus, aber, so viel wir gefunden haben, mehr am Rande als im Texte, z. E. bey πορευσωμεθα, nach θυγατρασι 2 Mos. 10, 9. bey καὶ λεγουσιν nach Φαραω v. 11. bey ἀυτης nach πλησιον 11, 2. Armenische und Arabische, nach dem Syrischen verfertigte Versionen haben diese Zeichen öfter, als griechische Mscrpte. Mit Obelus bezeichnete Wörter finden wir fast nirgends (mit Ausnahme des Colbertinschen Mscpt.) als in den merkwürdigen arabischen Mscpten auf der Bodlejanschen Bibliothek. Wenn man die Mscpte, aus denen Hr. H. am Ende beide Bücher eine Nachlese zu den Uebersetzungen des Aquila, Symmachus und Theodotion gegeben hat, zu den Origenianischen zählen mufs, obgleich die von ihm beliebten Zeichen im Texte dieser Mscpte nicht zu sehen sind: so gehören hieher 57. 78. 85. 108. 127. 130. Letzteres Mscpt., das in der Nachlese oft citirt wird, hat 3 Mos. 16, 27. bey και τα δερματα am Rande mit hebräischen Buchstaben Quorotham. Schade, dafs das Wort nicht mit den hebräischen Buchstaben gedruckt ist, die in dem Mscpt. zu lesen sind. Stehet daselbst קורתם für ערתם die Lesart des hebräischen Textes: so hat die unrichtige Aussprache des hebräischen zu jenem Worte Gelegenheit gegeben. Hn. H. Meynung, dafs in den Hexaplis jenes Wort hebräisch zu lesen war, und daraus an den Rand des griechischen Mscpts. gekommen war, können wir nicht beypflichten.

Wenn man von uns verlangen wollte, einige, wichtige, den Text verbessernde, und neues Licht entweder auf die Version oder den Grundtext wer-

fende Varianten auszuheben: so würden wir in Verlegenheit kommen, nicht, dass wir uns nicht bemühet hätten, sie zu finden, sondern dass unsre Mühe nicht mit dem Erfolg gekrönt worden ist, den mancher von einer solchen Masse von Varianten erwarten wird. Der kritische Gebrauch, den man zunächst von dieser Sammlung machen kann, wird wohl der seyn, dass man durch sie die Grabesche Ausgabe, welche bisher die einzige kritische war, zu prüfen, und die Gründe, die diesen Gelehrten bey der Feststellung seines Textes leiteten, zu entdecken im Stande seyn wird. Man wird nun manchmal mit Hülfe des Holmesschen Apparats ein anderes Resultat herausbringen, als er gefunden hat, zuerst aber kann man sich doch den Commentar daraus zusammensetzen, den er über seinen Text zu schreiben durch den Tod verhindert wurde. Wir wollen nur einige Proben davon geben. 2 Mos. 1, 11. 12. die Obeli in der Grabeschen Ausgabe beruhen auf dem Zeugniss der beiden arabischen Mscpte — v. 15. ἦν das Gr. statt ἦ drucken liess, ist bloss in der Complut. Ausgabe; ein seltener Fall, dass sie keine Gewährsmänner auf ihrer Seite hatte. Die Aenderung war ohne Grund; denn ἦ ist die Lesart vieler Mscpte — v. 25. der Obelus wieder in den beiden arabischen Mscpten. So auch 2, 6. 4, 1. — 2, 7. θηλαση nur allein Mscpt. Alex. Grabe that also wohl recht, dass er θηλασαι vorzog — 3, 5. wollte Grabe nach υποδημα noch σȣ einrücken; das Wörtlein ist auch in einem griechischen Mscpt., woraus es aber vielleicht Gr. nicht einschaltete. Viele von seinen Verbesserungen beruheten auf dem Ansehen des hebräischen Textes, das zu seiner Zeit noch viel grösser war als es jetzt ist. Hätte er τα υποδηματα, das H. aus Justinus M. und Epiphan. anführt, gekannt, vielleicht hätte er es, weil es dem hebräischen נעליך noch genauer entspricht, vorgezogen — 4, 6. dass μωυσεως in ἀυτȣ geändert wurde, war ganz recht. Denn so liest kein Mscpt. — Vor ὡσει wird λεπρωσα eingerückt mit diesem Zeichen X, das Grabe's Muthmasung, es sey das Wort von Origenes mit einem Asterisk aus dem hebräischen eingerückt, zu erkennen giebt. Man findet nun zwar das Zeichen nirgends ausdrücklich. Allein mehrere Mscpte, worunter Origenianische, Origenes selbst nebst andern Kirchenvätern lesen λεπρωσα ὡσει, oder λεπρος ὡ· oder λευκη ὡ· woraus eine Uebersetzung *leprosa et alba* — 4, 9. σοι nach πισευσωσι, wird von Gr. in Klammern eingeschlossen. Es fehlt in vielen griechischen Mscpten, kann füglich fehlen, ist auch nicht im hebräischen; Gründe genug es wegzulassen — 5, 7. dass nach ἡμεραν in so vielen Mscpt. και το της σημερον hat eingerückt werden können, ist befremdend. Grabe warf sie heraus, und er hatte den hebräischen Text und den Vatik. Cod. auf seiner Seite. — 6, 5. Wundern muss man sich, dass nur wenige Mscpte διαθηκης μȣ lesen für δι ὑμων. Grabe folgte hier vielleicht Complut. und hebr. — 8, 5. nach βατραχȣς inserirt Gr. ἐπι την γην ἀιγυπτȣ. Zwar lesen so wenig griechische Mscpte, allein Gr. richtete sich wohl nach dem hebräischen. — v. 8, ἐυξασθε lesen alle Mscpte ἐυξ. ist ein Schreibfehler des Alex. Mscpt., den Gr. an den Rand verwiess und nicht in den Text aufnahm — 12, 10. και ὀςȣν ȣ συντριψετε ἀυτȣ hat Gr. auf das Ansehen der beiden arabischen Mscpte obelisirt. Abermals ein Beweis der grossen Wichtigkeit dieser Mscpte der uns aufs neue den Wunsch abzwingt, dass Syrische mit Origenis Zeichen versehene Mscpte aufgesucht werden. Kein griechisches Mscpt. lässt diese Worte aus, die im hebräischen fehlen. — v. 40. Woher Gr. den Obelus vor ἐν γῃ χαναan ἀυτοι και ὁι πατερες ἀυτων gesetzt habe, wird durch diese Ausgabe nicht entschieden. In den arabischen Mscpten steht er nicht, wenigstens werden sie hier nicht angeführt. Aus den griechischen Mscpten wird auch keine Variante über diesen Spruch angegeben, die man nicht schon kannte. Dass Theophilus και ἐν γῃ χανααν auslasse, wird bemerkt. Bey einer so wichtigen Stelle verlohnte es sich der Mühe, die eigenen Worte dieses Kirchenvaters und des Hieronymus anzuführen, welches nicht geschehen ist. Wer indessen das hieher gehörige Citat aus Theophilus einsehen will, findet es in Koppe's Program, das Pott in seiner gut angelegten *Sylloge comment.* wieder hat abdrucken lassen, Vol. II. p. 262. — 16, 4. Verwundern muss man sich, dass nur ein Mscpt. ἐν τῳ νομῳ μȣ liesst. Gr. unstreitig auf Veranlassung des hebräischen, setzt aber zweifelhaft, einen Asterisk vor ἐν. — 17, 6. In προ τȣ σε ἐλθειν schliesst Gr. das letzte Wort in Klammern ein. Das Hebräische und der vatikanische Codex veranlassten ihn, einer so ungriechischen Lesart den Vorzug zu geben. — Viel besser würde er gethan haben, wenn er 18, 21. και γραμμα το εισαγωγεις als eine verwerfliche Lesart bezeichnet hätte. Doch wir brechen ab, und begnügen uns einen Wink gegeben zu haben, wie der Holmessche Apparat zur Beurtheilung und Vervollkommnung der Grabeschen Ausgabe angewandt werden kann. Aus unsern Excerpten wird man ersehen, dass wir das vorliegende Buch nicht flüchtig angesehen haben, und da wir nur 2 Mos. 2, 2. wo ἐσπεπασαι für ἐσκεπασαν im Texte gedruckt ist, und 3 Mos. 11, 11. Druckfehler bemerkt haben: so glauben wir ihm das Lob einer grossen, und in den deutschen Pressen sehr selten erreichten Genauigkeit schuldig zu seyn.

Sprachgelehrte werden bedauern, dass die Varianten aus den Versionen immer in der lateinischen Uebersetzung gegeben werden. Könnte dieses nicht wenigstens bey der Syrischen, Arabischen und Coptischen abgeändert werden, wenn man sich denn auch bey der Armenischen, Slavonischen und Georgianischen auf die lateinische Dollmetschung verlassen wollte? Dem Rec. würden dadurch vielleicht die Zweifel, die ihm bisweilen aufgestossen sind, wenn er Syr. d. i. *Syr. ex graeco*, wie er von Barhebräus angeführt wird, citirt gefunden hat, z. E. 2 Mos. 2, 22. 21; 20. 27. benommen seyn.

Auf die Grabeschen Prolegomena, worin manches Citatum aus Kirchenvätern u. a. zur Begründung seines Textes auch Verbesserungen seiner Ausgabe vorkommen, scheint nicht immer Rücksicht genommen

zu seyn, Grabe C. III. §. 7. beruft sich auf den Origenes, warum er ἐκ τȣ γένȣς ἀυτȣ 3 Mos. 21. 13. mit einem Obelus versehen habe. Holmes hat weder auf Origenes noch Grabe nachgewiesen. Alle solche Stellen, wie die citirte des Origenes, wo er ausdrücklich sagt, was er im hebräischen Text gelesen oder nicht gelesen hat, sollten in dieser Ausgabe sorgfältig aufbewahrt werden. Auch würde es dem Leser angenehm seyn, wenn, so oft Grabe von den von ihm beliebten Lesarten in den Prolegom. Rechenschaft giebt, welches oft geschiehet, darauf nachgewiesen wären. Man würde dann sehen, dass Grabe der Vorliebe für den hebräischen Text zu viel eingeräumt, und welches noch schlimmer ist, dass er diesen zuweilen unrecht verstanden hat. Der aus den Prolegom. angeführte §. 7. C. III. giebt dazu einen Beleg. Er will 2 Mos. 25. 39. statt τυπον τον δεδειγμενον lesen τ. των δεδειγμενων, und beruft sich dabey auf Iren. und den hebräischen Text. Allein dieser erfodert die griechische Lesart nicht nothwendig, und Gr. hätte die fast in allen Mscptn. befindliche Lesart unangerührt lassen, und ihr nicht eine unterschieben sollen, die in keinem griechischen Mscpt. zu finden ist.

Die Fragmente der übrigen Interpreten, welche am Ende angehängt sind, betragen im 2 Mos. zwey und eine halbe, und im 3 Mos. zwey Seiten. Sie sind als so viele Ergänzungen von Montfaucons Hexapla anzusehen. Wenn aber aus den Varianten wenig zur Verbesserung des schon gedruckten Textes der LXX zu nehmen ist, und sie ein freylich mit Dank anzunehmendes, aber dem Kritiker nicht viel frommendes Hülfsmittel sind: so müssen wir auch von den Fragmenten bekennen, dass der Gewinn, den sie der Interpretation bringen, von keiner grossen Erheblichkeit sey. Ueber 3 Mos. XI. finden wir nichts angemerkt, welches uns bey den Fragmenten noch mehr befremdete, als dass durch die Varianten dieses Kapitels keine Ausbeute gewonnen worden ist.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

STOCKHOLM, b. Nordström: *Vetenskaps-Journal for Läkare och Fältskarere*, utgifven af *S. Hedin*, M. D. Konungens forsta Lifmedicus, Assess. i kongl. Coll. Medic. etc. Andra Tomen I. och II. Afdeln. (Wissenschaftliches Journal für Aerzte und Wundärzte, herausgegeben von *S. Hedin*. *Zweyter* Band, I. u. II. Abth.) 1801. 165 u. 151 S. 8.

Ebendas. b. Ebendems.: *Kopporna kunna utrotas, eller Vaccinationen til sina lyckligaste följder; korrt Afhandling* af *S. Hedin*. (Die Pocken können ausgerottet werden, oder die Vaccination in ihren glücklichsten Folgen, eine kurze Abhandlung von *S. Hedin*) 1802. 34 S. 8. m. 2 ill. Kupf.

Schon seit 10 Jahren hat der Vf. mehrere medicinische Journale unter verschiedenen Titeln herausgegeben; das gegenwärtige Journal (Nr. 1.) ist an die Stelle seiner *Vetenskaps Handlingar för Läkare* getreten. Die Hauptabsicht davon ist, dortige Aerzte mit den neuesten Entdeckungen und den medicinischen und chirurgischen Schriften, besonders der Ausländer bekannt zu machen; doch sind auch bisweilen eigene Abhandlungen und Bemerkungen von schwedischen Aerzten mit eingerückt. Mit Vorbeygehung der Recensionen, besonders von französischen, englischen, deutschen und dänischen medicinischen Büchern, wollen wir hier nur besonders der Aufsätze gedenken. Dahin gehört z. E. Hn. *Hedins* Sammlung aller Untersuchungen, die bisher über den sogenannten Fothergilschen Gesichtsschmerz angestellt worden, und ihrer Resultate. Der Vf. hält ein Krebsgift für die wahrscheinlichste Ursache dieser Krankheit, daher auch Schierling und China für das beste Gegenmittel, und scheint desfalls auch Haightons Operation, der sie für nervös hielt, und die Nerven, um sie zu heilen, durchschnitt, wenig zuzutrauen. *Cruickshank's* mit dem Urin angestellte Versuche sind auszugsweise mitgetheilt; so auch *Abilgaards* Versuche, um die Menge des Kohlenstoffs im Blute zu bestimmen. Hr. *H.* giebt ein chronologisches Verzeichniss der bis dahin erschienenen Schriften und Beobachtungen über die Kuhpocken, das jedoch nicht vollständig ist. Aus *Schregers* Theorie von dem Mutterkuchen und der Ernährung des Foetus, so wie aus *Eckartshausens* physikalischen Schriften werden Auszüge geliefert, letztere mit ziemlich scharfen Anmerkungen von D. *Collner* zu Gothenburg. Unter die der ersten Abhandlung angehängten literarischen Neuigkeiten ist besonders ein Brief von Emmonot, Secretair der Commission de Vaccine vom 29. Jul. 1801. an den Vf., und dessen ausführliche Antwort vom 1. Oct. merkwürdig, worin er, als ein bekannter besonderer Freund und Beförderer der gewöhnlichen Blatterninoculation in Schweden, annoch nichts weniger als für die Einimpfung der Kuhpocken eingenommen scheint.

In der 2ten Abtheilung liest man eine Untersuchung von Hn. Prof. *Florman* in Lund, ob man durch einige äusserliche Merkmale oder durch die Obduction, mit Gewissheit bestimmen könne, dass ein im Wasser gefundener Mensch oder ein Thier wirklich im Wasser ertrunken oder auf andere Art umgekommen sey? Nach ihm giebt die Obduction darüber keine völlige Gewissheit, sondern nur eine Wahrscheinlichkeit, die desto grösser wird, wenn die Zeichen, die von dem Zustand und der Beschaffenheit der Luftröhre, der Lungen, der Adern und des Blutes hergenommen werden, bey einer solchen Person völlig eintreffen. Findet man nämlich an einem aus dem Wasser herausgezogenen Cadaver, dass daran nicht die geringsten Zeichen von angethaner Gewalt vorhanden sind, dass die Luftröhre voll von Schaum, die Lungen aufgeblasen sind und Wasser enthalten, dass das Blut schwarz oder sehr dunkel ist, die Adern Luftblasen enthalten, und die Venen ausgespannt sind: so hat man die grösste Ursache zu glauben, dass die Person wirklich ertrunken sey. Ferner liest man eine Nachricht von der pestartigen Krankheit, die im Jahr 1800 in Cadix, Sevilla und andern Orten in Spanien mehr

mehr wüthete. Der Hr. Kanzleypräfident und Commandeur *v. Ehrenheim* hat dem Vf. durch den fchwedifchen *Chargé d'Affaires* in Madrid, den Hn. Major und Ritter Ankerberg die Nachrichten davon verfchafft. Eine praktifche Abhandlung des Chirurgus *Herholdt* aus Kopenhagen über eine tödtliche Darmverdrehung (*introfufceptio*) bey einem zarten Kinde ift ganz eingerückt. Prof. *Viborgs* bey der Veterinarfchule zu Kopenhagen angeftellte Verfuche zum Beweife, dafs auch Hausthieren die Kuhpocken mitgetheilt werden können, und Lector *Neergard's* Beobachtung einer der Kuhpocken ähnlichen Krankheit, die im J. 1801 zu Chriftiansdal auf der Infel Fuhner unter den Kühen und Milchmädchen graffirte, find aus den *Nyt. bibl. for Medecin* überfetzt.

Die zweyte Schrift enthält zwar für uns eben nicht viel Neues; ift aber desfalls merkwürdig, weil der Vf. in Anfehung der Kuhpocken fo bald zu einer feiner vorigen fo entgegengefetzten Ueberzeugung gekommen ift, dafs er mit einmal in Hn. Prof. Heckers Triumpflied wegen Ausrottung der Kinderblattern einftimmt. Es ift bekannt, dafs der König von Schweden dem dortigen *Colleg. Medic.* darüber ein Bedenken abgefodert hat, welches im Oct. diefes Jahrs ausgeftellt und ganz zu Gunften der Kuhpocken ausgefallen ift, nur dafs das Colleg. fich vorbehalten hat, darüber, ob die Kuhpocken völlig vor einer künftigen Anfteckung fichern, noch nähere und weitere Unterfuchungen anzuftellen. Der König hat diefs Bedenken völlig genehmigt, und die Vaccination in feinem Reiche in Schutz genommen. Hr. *Hedin* verfichert, dafs, ob er gleich über 500 Kindern die gewöhnlichen Blattern eingeimpft habe, wovon nur ein einziges geftorben fey, fo feyn doch mehrere diefer Kinder in grofser Gefahr gewefen, und er habe manche Angft dabey ausgeftanden; diefs habe man bey den Kuhpocken gar nicht zu beforgen. Er rechnet vielmehr die bekannten Vortheile, die fie vor den Kinderpocken voraus haben, auf, und fucht die dagegen von einigen gemachte Einwürfen aus dem Wege zu räumen. Das befte in diefer Abhandlung ift das, was er nach eigenen Beobachtungen über die ächten und unächten Kuhpocken, die Einige bey der Vaccination oft in Ungewifsheit fetzen, bemerkt, (Der Vf. folgt dabey befonders *Chreftien* zu Montpellier, in deffen *opufcule fur l'inoculation de la petite verole avec quelques réflexions fur la vaccine*). Auf zwey fchönen Kupfertafeln find fowohl die ächten als unächten Kuhpocken abgebildet.

Erfurt, in d. Henningfchen Buchh.: *Ausführliche anatomifche Befchreibung des menfchlichen Körpers.* Zum Gebrauch beym Selbftftudium der Anatomie für Aerzte und Wundärzte. *Erfter* Theil. Knochenlehre. *Zweyter* und letzter Theil. Muskellehre. 1803. mit fortlaufender Seitenzahl. 239 S. 8. (3 Rthlr.)

Diefs ganze Machwerk fcheint eine Buchhändlerfpeculation, wo zu einem Vorrathe alter Kupfertafeln in Quart, nach Vefal, Albin und andern eine fogenannte *ausführliche Befchreibung* gemacht ift, welche doch nur, wie der *zweyte und letzte* Theil beweift, bis auf die Muskeln geht. Die Befchreibung hat vermuthlich ein Ungeübter zufammengeftoppelt, und Rec. hält es für feine Pflicht, einen jeden vor dem Ankaufe diefes unnützen und unvollftändigen Buchs zu warnen, worin blofs die Erklärung der jetzt gröfstentheils unbrauchbaren Abbildungen 81 Seiten einnimmt. Die Kupfertafeln zu der Mufskellehre find wahrfcheinlich defect gewefen und daher durch aufgeklebte Zettelchen numerirt. Einige derfelben find unter aller Kritik.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Dresden*, b. Meinhold u. Werner: *De defcenfu ad inferos, 1 Petr. III, 19. 20. ad provinciam Meffiae demandatam referendo*; differtatio exegetico-historica, quam obtinendis fummis in theologia honoribus fcripfit *Joan. Georg. Augufi. Hacker*, A. M. et Concion. aul. Sax. prior. 1802. 38 S. 4. Der fchätzbarfte Theil diefer Abhandlung fcheint uns der hiftorifche zu feyn, worin der Vf. mit einer vollftändigen und ausgefuchten Belefenheit die Meynungen und Schriften über diefe fo berühmt gewordene Stelle nachweifet, auch über die Denkart der damaligen Juden manche gute Bemerkung einftreut. Uebrigens bleibt er der gewöhnlichen Meynung von dem *defcenfus Chrifti ad inferos* treu, bringt dafür die gewöhnlichen Beweife vor, und ftellt nach der Erinnerung, dafs man diefs Dogma auf den Stand der Erlöfung beziehen müffe, folgendes Refultat feiner Unterfuchungen auf: *Tantum abeft, ut hoc dogmate quisquam offendi poffit, ut illud in fyftemate ecclefiae noftrae fuum certum definitumque locum obtineat. Etenim tum argumentis exegeticis, e doctrina N. T. repetitis, tum illuftrationibus hiftoricis ex iis, quae illo tempore omnes Jefu aequales de munere Meffiae expectabant, defumtis hoc dogma fatis ftabilivimus. Illis rationibus exegeticis probatur, hoc placitum effe praecipuam et nequaquam contemnendam vel fuperfluam difciplinae chriftianae partem; his autem illuftrationibus fimul varia illa et plerumque vana ftudia, hoc dogma aliter et faepe perverfiffime explicandi vel potius vexandi, arguuntur et corriguntur.* Diefe Stelle fcheint hinreichend, den Charakter fowohl als die Manier der ganzen Schrift kenntlich zu machen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 11. Januar 1803.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Oekonomisch-juristische Abhandlung über die Rittergüter*, deren Eigenschaften, Rechte, Freyheiten uud Befugnisse in Deutschland und besonders in Kursachsen, von *Friedrich Benedict Weber*, ordentl. Professor der Oekonomie und Cameralwissenschaften auf der Universität zu Frankfurt an d. Oder u. s. w. 1802. 334 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Nach der Einleitung ist diese Schrift vorzüglich für diejenigen Rittergutsbesitzer bestimmt, welche zu eigner Kenntnifs der Jurisprudenz zu gelangen, keine Gelegenheit hatten, und sich aus der Oekonomie und Jurisprudenz über die Natur, das Wesen und den ersten Ursprung ihrer Besitzungen, so wie auch über die Rechte und Pflichten derselben näher unterrichten wollen. Ob sie nun gleich im Allgemeinen zu diesem Zweck empfohlen zu werden verdient: so wäre doch hin und wieder eine grösre Vollständigkeit, genauere Bestimmung der Begriffe, und sorgfältigere Trennung des gemeinen von dem sächsischen Recht nöthig gewesen.

In dem *ersten* Kapitel, wo *von dem Begriff und dem Wesen eines Rittergutes* gehandelt wird, werden zugleich auch einige historische Bemerkungen über den Ursprung seiner Freyheiten mitgetheilt, wobey aber von dem grossen Einflusse, welchen die Landschaft der Rittergutsbesitzer auf die Entwicklung und Erhaltung ihrer Vorrechte äusserte, gar nichts gesagt wird. *Zweytes* Kapitel. *Von den verschiednen Arten der Rittergüter.* Bey den beschlosnen Rittergütern hätte zuförderst bemerkt werden sollen, dass sie blos in einzelnen deutschen Staaten vorkommen, und dass auch unter ihren Rechten eine grosse Verschiedenheit nach der partikulären Landesverfassung Statt findet. Ferner ist es nicht ganz richtig, wenn der Vf. sagt, ein *geschlossenes Gericht* sey beynahe dasselbige, was man in Sachsen *Schriftsässigkeit* nenne, indem das Wesen der erstern, in der Ausschliessung des landesherrlichen Beamten von einer concurrenten Gerichtsbarkeit, die Natur der letztern aber in der unmittelbaren Unterwerfung unter die höchsten Landes-Instanzen besteht. — Bey den *Lehngütern* wird auch für den beabsichtigten Zweck zu oberflächlich von den aus der Lehnsverbindung entspringenden Verbindlichkeiten gehandelt. So wird bey der Veräusserung des Lehns nicht angeführt, dass man den lehnsherrlichen Consens dazu in Sachsen jederzeit erhält, so lange das Lehn nicht auf vier Augen steht; so wird ferner ohne nähere Bestimmung und Einschränkung behauptet, dass der Vasall wegen unterlassener Renovation das Lehn verliere, da doch dieser so wie andre Lehnsfehler besonders in Sachsen sehr häufig durch blosse Lehnsemenden gebüfst wird; auch hätte bey der Präsentation der Mitbelehnten bemerkt werden sollen, dass sie binnen 6 Jahren von Zeit der Erwerbung an gerechnet, geschehen muss. Endlich ist das Successionsrecht der Mitbelehnten in Sachsen gar nicht bestimmt entwickelt, aber der Vf. scheint selbst von letzterm keine klaren Begriffe zu haben, indem er S. 47. in den alten Stammlehnen den Agnaten oder Verwandten des letzten Vasallen ein Erbrecht zueignet, ohne dabey der nach sächsischen Rechten ihnen gleichfalls nöthigen Mitbelehnschaft im Geringsten zu denken. — Erst S. 66. kommt der Vf. auf die unmittelbaren Reichsrittergüter, die er gleich anfangs von den landsässigen mit der Bemerkung hätte absondern sollen, dass man sie innerhalb der sächsischen Gränzen gar nicht finde. *Drittes* Kapitel. *Enthaltend die Beantwortung der Frage: Von wem ein Rittergut besessen werden könne? Erster Abschn. Von dem Unterschiede des Standes, in soferne davon das Recht abhängt, Ritter- und Lehngüter zu acquiriren und zu besitzen.* Die hierher gehörigen Grundsätze sind gröfstentheils richtig vorgetragen; nur davon kann sich Rec. nicht überzeugen, dass (wie S. 76. behauptet wird) *feuda majora* und reichsritterschaftliche Güter blos von Adlichen besessen werden können, indem hierüber keine allgemeine Vorschrift der Reichsgesetze vorhanden ist. *Zweyter Abschn. Von dem Unterschied des Geburtsorts, in sofern er verbietet oder erlaubt, dass man in deutschen Landen ein Rittergut acquirire und besitze.* Die Nothwendigkeit des Indigenats zu der Erwerbung von Rittergütern wird gleichfalls *nach der gemeinen deutschen Gesetzgebung* ohne hinlänglichen Grund vertheidigt. *Dritter Abschn. Von dem Unterschied der Religionsparthey* (von der Religionseigenschaft), *in soferne sie* (?) *fähig oder unfähig macht, ein Rittergut oder andres Grundstück im Lande zu erwerben.* Dieser Abschnitt hätte manche nähere Bestimmungen und Berichtigungen schon aus *Zachariä's* Handbuch des kursächsischen Lehnrechts S. 53. erhalten können. *Viertes* Kapitel. *Von den Eigenschaften, Rechten und Freyheiten der Rittergüter.* Die Classification derselben ist die gewöhnliche, daher wir uns hier blos auf einzelne Bemerkungen einschränken. In der Lehre von der Steuerfreyheit vermisst man die Benutzung der neuen Literatur; unter andern von den über diesen Gegenstand in *Haussmanns* Beyträgen zur Kenntnifs der kursächsischen Landes-

versammlungen Th. 1. S. 14. Th. 2. S. 17. und in *Weissens* Museo für die sächsische Geschichte B. 2, St. 2. S. 195. befindlichen Abhandlungen. Bey der Wirthshausgerechtigkeit (S. 145.) hätte bemerkt werden sollen, dass in Kursachsen die Anlegung neuer Schenken und Gasthäuser auf dem Lande in der Landesordnung von 1538 bey Strafe von 100 Gulden verboten ist. Wenn ferner S. 151. die Regalisirung der Jagd daraus erklärt wird, „dass man das Wildpret „den *rebus nullius* zugezählt habe, welche nach dem „römischen Rechte ausschliessend *dem Landesherrn* „(dem Regenten) gehörten": so ist dieses deswegen nicht ganz richtig, weil der zweyte Satz eine Hypothese des im 16ten Jahrhundert gangbaren deutschen Rechts war; dagegen man aber den ersten: dass nämlich das Wild zu den *rebus nullius* gehöre, aus den römischen Gesetzen entlehnte. In Ansehung der Patrimonialgerichtsbarkeit wird S. 239. behauptet: dass von dem Gerichtsherrn selbst noch alle *Actus voluntariae jurisdictionis* vorgenommen werden könnten, allein in Kursachsen ist hiervon nach der 39sten Decision die Aufrichtung gerichtlicher Donationen oder Testamente ausdrücklich auszunehmen. S. 260. wird das Recht Windmühlen anzulegen, in Kursachsen irrig zu den Regalien gerechnet, da man es eben so wie das Recht Wassermühlen anzulegen als einen Ausfluss der Gerichtsbarkeit betrachtet. — Unter den S. 321. not. 27. angeführten Schriften über die Landstandschaft der Rittergutsbesitzer in Kursachsen vermissten wir *Zachariä's* Abhandlung über das ausschliessende Sitz- und Stimmrecht des alten kursächsischen Adels auf Landtagen in dem schon angeführten Museo B. 2. St. 1. S. 15. Auch ist der von dem Vf. begangene Irrthum: dass 10 Ahnen zur Ausübung der Landstandschaft von den kursächsischen Rittergutsbesitzern verlangt würden, schon in *Römers* Staatsrecht von Sachsen Th. 3. S. 14. not. a. gründlich widerlegt worden.

LEIPZIG, b. Martini: *Promtuarium Juris Feudalis Specimen II.* Doctrinam de Felonia ejusque Speciebus, Observationibus, Rebus judicatis et Documentis passim collustratam continens, Auctore *Carolo Traugott Fischero*, Regim. et Consist. Wurcenensis Secretario. 1802. 336 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die Einrichtung dieses Werkes ist bey der Anzeige des ersten Bandes (1801. Nr. 301.) hinlänglich beschrieben worden. Auch der Haupttheil des gegenwärtigen ist aus vielen andern Schriften, besonders akademischen, zusammengetragen, und enthält nur wenig Spuren von eignen Untersuchungen des Vfs. Wir wollen daher bloss die beygefügten aus einzelnen Rechtsfällen geschöpften Observationen ausheben, die insgesammt in der Angabe des Inhalts p. X. unrichtig rubricirt sind. Die erste unter Nr. III. enthält eine Ausführung verschiedner Rechtssätze, von welchen der wichtigste dieser ist: dass der Vasall wegen vorsätzlicher, nach vorhergegangener Befragung des Lehnherrn erfolgter, Verschweigung der Lehnspertinenzen bestraft werden kann. Die zweyte unter Nr. IV. beschäftigt sich mit der Frage: ob nach kursächsischen Rechten der Käufer eines Erblehns (worunter hier gegen den gewöhnlichen Sprachgebrauch in Kursachsen, nach welchem dieser Ausdruck ein Weiberlehn bedeutet, ein solches verstanden wird, worüber dem Vasallen ein freyes Dispositionsrecht zusteht) eine Felonie begehe, wenn er dasselbe vor der lehnsherrlichen Bestätigung eigenmächtig in Besitz nimmt? Zuförderst hätte bey der Beantwortung dieser Frage bemerkt werden sollen, dass von einer wahren Felonie deswegen nicht die Rede seyn konnte, weil der Käufer des Gutes in dem bemerkten Falle noch nicht in der Lehnsverbindung steht. Dass aber sein Verfahren unrechtmäsig ist, läst sich nicht leugnen; daher auch die Lehns-Curie in dem angeführten Process den Käufer wieder exmittirte, mit Erlassung der von den Unterthanen ihm geleisteten Pflicht. In der dritten Observation unter Nr. V. werden wieder verschiedne Rechtsätze erläutert. Unter andern wird in einem merkwürdigen Beyspiele gezeigt, wie durch einen Vertrag, nach welchem die Lehnsfolge, die Erbfolge in einem Weiberlehne in einem einzelnen Falle zum Vortheile des Mannsstammes abänderte, die Eigenschaft eines Weiberlehns ganz verloren gehen könne. Ob übrigens in der angeführten Sache von der Lehns-Curie richtige Grundsätze befolgt worden, verdiente eine gründlichere Untersuchung.

ERDBESCHREIBUNG.

LONDON, b. Cadell u. Davies: *An Account of the English Colony in New South Wales from its first Settlement in January 1788 to August 1801, by L. C. Collins.* Vol. II. 335 S. 4. nebst 10 Karten und Kupferstichen.

Hr. *Collins* hat sich in dieser Diebs-Colonie als Richter und Regierungs-Secretär von ihrer ersten Gründung an, acht Jahre aufgehalten, und die Geschichte ihrer geringen Fortschritte, nicht wie der Titel anzeigt in diesem, sondern in dem ersten Bande seines Berichts beschrieben, welcher 1799 in London erschien, und durch deutsche Uebersetzungen bekannt geworden ist. In diesem zweyten Theil, behandelt er die Schicksale dieser für den Mutterstaat sehr kostbaren Volkspflanzung seit seiner Abreise 1796 bis zum August 1801. Diese Fortsetzung unterscheidet sich aber sehr zu ihrem Nachtheile von dem Anfange, entweder weil die handschriftlichen Nachrichten, die dem Herausgeber mitgetheilt wurden, nicht mit der Genauigkeit und Aufmerksamkeit des ersten Journals gehalten wurden, oder von dieser beynahe verunglückten Colonie sehr wenig Nachrichten von Belang zu verzeichnen waren. Denn der gröste Theil des Werks besteht aus äusserst langweiligen Anzeigen, von täglichen Betriegereyen, Diebstälen, Ermordungen, Feueranlegen, (denn die neuerbaute Kirche in Sidney cove, und zwey Blockhäuser, die zu Gefängnissen dienten, wurden ein Raub der Flammen, höchst wahr-

wahrscheinlich von den Verbannten angelegt), und deren bald gelindern, bald härteren Bestrafung. Die Schiffe, welche bald absichtlich, bald zufällig in dem Hauptbafen von Neuholland, Port Jakson einliefen, werden nebst ihren Ladungen genau verzeichnet, und bemerkt, dass bey ihrer Abfahrt, durch Hülfe der Equipage, Verbrecher in Menge zu entkommen suchten, oder wirklich entkamen; dass durch eben diese Schiffe, vorzüglich americanische Wallfischfänger oder bengalische Fahrzeuge, Neusüdwales mit berauschenden Getränken überschwemmt ward, und die Unordnungen unter den meist gezwungenen neuen Colonisten unglaublich vermehrt wurden. Endlich sind die Vorfälle auf der Norfolkinsel, welche doch mit Port Jackson oder Neuholland so genau zusammen hängt, gar nicht berührt worden, ausser wenn einzelne Fahrzeuge dorthin abgingen, oder zurückkehrten.

Die Anpflanzung hat allerdings an Umfang und Ausdehnung, des letzten Krieges ungeachtet, zugenommen, wenn gleich die Verdorbenheit des jährlichen Zuwachses ihren Fortschritten widerstrebt. Die bengalische Regierung dachte sogar daran, sich durch Neuholland von ihren Uebelthätern zu säubern, allein sie hat, wie wir aus Symes Reise nach Ava wissen, eine von den Nicobarinseln zu ihrem Verbannungsplatz gewählt. — Die Hauptniederlassungen in Neu-Südwales sind Sidney, Paramatta sonst Roschill genannt, und am Hawkesbury-Fluss, aufserdem haben sich noch hin und wieder Colonisten angebaut. Ueberhaupt waren dort an Verbrechern und andern Leuten in der Mitte des vorigen Jahres 5547 Personen, und auf der Insel Norfolk 961 vorhanden. Das Entlaufen in die Wälder und zu den Wilden ist sehr häufig, obgleich viele dieser Flüchtlinge von den Wilden todgeschlagen werden, oder in den unwirthbaren Wildnissen vor Hunger und Elend umkommen müssen, wenn es ihnen nicht gelingt, in dem kraftlosesten Zustand wieder die Colonie zu erreichen. Die thörichte Sage, dass in einiger Entfernung von den englischen Ansiedlungen eine andere Niederlassung von weissen Leuten vorhanden sey, oder dass man endlich nach China kommen könne, erhält sich noch immer unter den Verbrechern. An den Ufern des Hawkesbury hat man einen sehr grossen Baum entdeckt, aus dessen Rinde, wenn sie vorher in Wasser geweicht, und hernach als Flachs gebrochen wird, brauchbares Thauwerk verfertigt werden kann.

Alle Versuche, die wilden Neuholländer von ihrer rohen Lebensart zu entwöhnen, sind vergebens gewesen, Kinder, die Jahre lang unter den Engländern lebten, von ihnen gepflegt, erzogen und bekleidet wurden, haben ihre Wohlthäter zuletzt verlassen, um nackt in den Wäldern umherstreifen zu können; selbst Bennilong, der eine Reise nach England gemacht hat, ist wieder ein roher Wilde geworden, und sucht sich seine kümmerliche Nahrung in den Wäldern und an der Seeküste. Vom Vorgebirge der guten Hoffnung wird die Colonie immer noch mit Rindvieh, Schafen und Ziegen versehen. Der ganze Vorrath bestand im Junius aus 1293 Stück Rindvieh; 243 Pferden, 6757 Schafen, 4766 Schweinen und 1259 Ziegen. Aber ausser Schweinen durfte nichts geschlachtet werden, indessen sind Viehdiebstäle häufig genug. Das wilde Rindvieh hat sich sehr vermehrt, in verschiedene Horden vertheilt, und ist wüthend wild geworden. Ihm wird aber sehr von den flüchtigen Verbrechern nachgestellt. Steinkohlen hat man auch schon entdeckt, aber bisher sind Gruben nicht bearbeitet worden, weil in ihrer Nähe noch kein Hafen aufgefunden ist, und der Landtransport zu weit ist. Allein auch in andern zugänglichen Orten hat man Kohlen gefunden.

Das Schnabelthier ward 1797 in einem See am Hawkesbury-Fluss zuerst gesehen, und dient den Eingebornen zur Nahrung. Es ist hier auch S. 63. abgebildet, allein die Zeichnung ist zu klein und unvollständig gerathen, so dass man es kaum erkennt. Doch am Ende des Werks hat Hr. *Home*, der mehrere dieser Thiere lebendig untersucht und hernach secirt hat, eine ausführliche Beschreibung davon gegeben. Auf den verschiedenen Reisen, welche der Gouverneur Hunter von Zeit zu Zeit anstellen liess, das Innere des Landes zu untersuchen, ward eine neue Gattung von Paradiesvögeln zurück gebracht, die hier abgebildet und *Macnura superba* benennt ist; ob aber die rothen breiten Schwanzfedern so lang, und von der hier vorgestellten Bildung sind, müssen nähere Untersuchungen entscheiden, da man schon Exemplare von diesen Vögeln nach England geschickt hat.

Die Bassstrasse ward zufällig von einem bengalischen Schiffe entdeckt, das auf einer der Inseln scheiterte, die man bisher unter den Namen van Diemens Land begriff, die Lieutenants Flinders und Bass untersuchten sie aber 1798 genauer. Aus ihren Tagebüchern sind hier alle einzelnen Bemerkungen über die Beschaffenheit der grossen und kleinen Inseln, die man bisher für Vorinseln oder festes Land hielt, nebst allem nautischen eingerückt, statt dass man hier eher die Resultate dieser mühsamen Fahrt hätte erwarten sollen. Die Bassstrasse, welche Neuholland von van Diemens Land scheidet, war die vornehmste Frucht dieser Entdeckungen, welche die Schifffahrt nach Port Jackson sehr erleichtert, indem die Fahrzeuge das stürmische Süd-Cap vermeiden. Wirklich ist auch ein englisches Schiff, Lady Nelson, gegen des Jahres 1801 die neu gefundene Strasse ohne Schwierigkeit von Westen nach Osten durchfahren; und da jetzt zwey andere Fahrzeuge abgeschickt worden, diese Weltgegend näher zu erforschen: so wird dieser dunkle Theil von Neuholland bald in anderer Gestalt erscheinen. Die Wilden in der Nachbarschaft der englischen Niederlassung plündern, wahrscheinlich von Verbrechern die unter ihnen leben, aufgehetzt, die äussersten Colonisten unaufhörlich aus, verbrennen ihre Wohnungen, und richten mannichfaltige Verheerungen an. Sie wählen auch diese Landstriche zu ihren Kampfplätzen oder Privatgefechten, wodurch sie sich für wirkliche oder ver-

vermeynte Beleidigungen zu rächen ſuchen, und es iſt zu bewundern, wie ſchnell ſich dieſe Wilden von den gefährlichſten Wunden, die einen Europäer auf der Stelle tödten würden, erholen. Ihre Weiber treiben ſich häufig die Frucht ab, welches aber auf eine ſo rohe Art geſchieht, das die Mütter darüber oft ſelber das Leben verlieren. Stirbt die Mutter eines ſäugenden Kindes: ſo wird daſſelbe mit ihr begraben.

Die groſse Dürre des Sommers und die vor der Aernte ſo häufig eintretenden Regengüſſe, Sturmwinde und Hagelſchauer haben in den letzten Jahren die herrlichſten Aernten zerſtört, und dadurch die Hoffnung vernichtet, die Colonie werde wenigſtens Getreide genug zu ihrem Unterhalt hervorbringen. Im Auguſt 1799 lieſs der Gouverneur auch die nordöſtliche Küſte von Neuſüdwales unterſuchen, die zwar Cook ſchon befahren hatte, aber nicht nach allen ihren Theilen erforſchen konnte. Auf dieſer Fahrt wurden die Shoal Bay 29° 26′ 28″ ſüdlicher Breite, der Glaushaus Meerbuſen 27° 00′ 29″ und Herveys Bay 25° 17′ ſüdlicher Breite aufs ſorgfältigſte durchſucht, ſo daſs Hr. Flinders, der Befehlshaber des ausgeſandten Fahrzeuges, nicht viel weiter als bis Cooks ſandige Spitze kam. Einwohner bemerkte man nur wenige, aber ihre Wohnungen waren von feſterer Bauart, und geſchickter Wind und Regen abzuhalten, als die elenden Hütten der Wilden bey Port Jackſon.

Im Jahr 1801 ward eine beſondere kupferne Scheidemünze nach Neuſüdwales abgeſchickt, wodurch das Verkehr der Eiwohner unter einander ſehr erleichtert ward. Sie beſtand aus halben, ganzen und doppelten Pennys. Die Colonie ſollte auch ein eigenes Silbergeld erhalten, deſſen innerer Werth, um der Ausfuhr vorzubeugen, um zwey Drittel oder die Hälfte geringer als das engliſche wäre. Zuletzt faſst Hr. C. die neueſten Nachrichten über Neuſüdwales zuſammen. Er regiſtrirt alle Gebäude, die unter dem Gouverneur Hunter aufgeführt wurden, der ſeinen Poſten im October 1800 aufgab; und zeigt in einer detaillirten Tabelle, wie viel Land unter jedem Gouverneur an Neuanbauer verliehen worden, und in welchem Diſtrickt dieſe Ländereyen lagen. Das Ganze betrug in der Colonie und Norfolkinſel 48,134 engliſche Morgen. Wahrſcheinlich iſt darunter auch das Gartenland mit gerechnet; ob ſich aber auch dieſe Cultur gleich dem Feldbau vermehrt hat, darüber hat ſich der Vf. nicht eingelaſſen. Er liefert auch ein Verzeichniſs aller Schiffe, welche ſeit dem 25. Jan. 1788 in Port Jackſon eingelaufen ſind. Auſser denen, welche aus England oder Irland mit Baugefangenen und Lebensmitteln dort ankamen, war die Zahl der ſüdlichen Wallfiſchfänger. Weil um 1801 der Vorrath von geſalzenem Fleiſche ſehr auf die Neige ging: ſo ward ein Schiff nach Otaheiti geſchickt, dort Schweinefleiſch einzupökeln. Seitdem werden auch die Kohlenwerke bearbeitet und 45 Tonnen Kohlen, die man einem engliſchen Schiffe gegen Nägel und Eiſen überlieſs, war das erſte Landesproduct, wofür andere Artikel eingehandelt wurden. Die Wollenwebereyen erheben ſich auch allmälig, und es ſind ſchon eine ziemliche Anzahl Decken verfertigt worden; auf gleiche Art iſt angefangen worden, aus einheimiſchem Flachs Leinwand zu weben. Von dem was England jährlich auf die Colonie verwendet, ſagt der Vf. nichts. Wir wiſſen nur, daſs ihre Erhaltungskoſten von 1788 bis zum 4. April 1799. 299,000 Pf. betragen haben, und daſs der Transport nebſt der Zehrung eines jeden Gefangenen der Krone für die Hinreiſe 16 Pf. koſten.

KINDERSCHRIFTEN.

Bremen, b. Wilmans: *Spiel-Almanach für die Jugend.* Herausgegeben von *Guts Muths.* 1802. mit 13 Kupf. (16 gr.)

Vermuthlich iſt dieſer Almanach ſchon in den Händen der meiſten Kinderfreunde, wie er es zu ſeyn verdient. Er liefert uns einen ſehr willkommnen Beytrag zur Befriedigung eines der unentbehrlichſten Bedürfniſſe der Jugend. Jeder Erzieher weiſs, wie ſchwer es iſt, Kinder in den Spielſtunden gehörig zu beſchäftigen und dabey das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. Zweckmäſsige Spiele für die Jugend müſſen gefahrlos, unſchuldig und unterhaltend ſeyn, irgend eine Kraft des Leibes oder der Seele üben, und theils im Zimmer, theils im Freyen geſpielt werden können, damit weder Witterung noch Jahrszeit dieſs Vergnügen ganz raube. Allen dieſen Foderungen thun die im Almanach beſchriebnen Spiele ein Genüge. Selbſt die mitſpielenden Erwachſnen werden nicht leicht bey einem derſelben Langeweile haben, wie dieſs der Fall bey den meiſten gewöhnlichen Kinderſpielen iſt, wenn Aufſeher aus Pflicht oder aus Gefälligkeit gegen ihre Zöglinge daran Theil nehmen.

Die Einrichtung des Büchelchens iſt dieſe: Auſser dem Titelkupfer ſieht man 12 Monatskupfer als Abbildungen von eben ſo viel verſchiednen Spielen, die alle, bis auf zwey, ganz neu von dem Herausg. componirt ſind. Hierauf folgt die Beſchreibung der Spiele in einer ſehr anziehenden, muntern und reinen Schreibart. Unrichtig aber iſt (S. 44.): Wem jenes fehlt, mache es etc.; ſtatt, *der* mache es. Eben ſo S. 78.: „Wen die Kugel ſo heimſucht, (der) muſs ſehr ſchnell ſeyn." — Sechs artige Sylbenräthſel ſind als eine Zugabe anzuſehen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 12. Januar 1803.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Lemgo, in d. Meyer. Buchh.: *Heilkräfte des thierischen Magnetismus* nach eigenen Beobachtungen. Von Dr. *Arnold Wienholt. Erster Theil.* 1802. 88 S. Vorbericht 504 S. u. 5 Bog. Text. 8. (2 Rthlr.)

Wenn eine Sache von Männern, wie der Vf. dieser Schrift, und auf eine Art, wie es hier geschieht, wieder zur Sprache gebracht und empfohlen wird: so darf sie, wie verrufen sie auch immer seyn mag, mit Recht Ansprüche auf eine neue Prüfung und Untersuchung machen, und sie darf sogar hoffen, wieder zu dem Credite zu gelangen, um den sie nur durch Misverständnifs und Missbrauch gebracht werden konnte. Rec. hat schon bey Anzeige der Schrift des Hn. Dr. *Heineken* (A. L. Z. 1800. Nr. 151.) die Aufmerksamkeit des Publicums auf die Versuche der Bremer Aerzte mit dem thierischen Magnetismus nachdrücklich hinzulenken gesucht, bey Hn. Dr. *Wienholts* Schrift glaubt er es mit noch grösserem Rechte thun zu dürfen, da sie einen noch reichhaltigeren Schatz an interessanten Erfahrungen und Beobachtungen enthält, und da der Plan dieses Werks überhaupt viel wichtigere Resultate für die Aufklärung dieses Gegenstandes, so wie für die ganze Lehre von der thierischen Natur verspricht. Eben darum glaubt Rec., eine umständlichere Inhaltsanzeige dieser gehaltreichen Schrift den Lesern der A. L. Z. schuldig zu seyn.

In dem Vorberichte, der sich durch Kraft und Klarheit des Vortrags auszeichnet, giebt der Vf. Rechenschaft von seinem Berufe und seinen Gründen, ein solches Werk, und gerade jetzt zu schreiben, so wie von dem Plane desselben. Funfzehen Jahre sind es nun, seit Hr. *Wienholt* zuerst in Bremen Versuche über die Wirkungen des thierischen Magnetismus und mit einem Erfolge anstellte, der seine Erwartungen weit übertraf. Im J. 1791 ward Hr. Dr. *Heineken* durch eine auffallende Cur, die Hr. *W.* an einer seiner Kranken durch den thierischen Magnetismus verrichtete, für die Sache gewonnen. Nach und nach erklärten sich mehrere Stimmen für den thierischen Magnetismus. Die jetzige Epoche, meynt der Vf., sey besonders günstig, um die Aufmerksamkeit von neuem auf denselben zu ziehen. Eine Menge alter, durch ihr Alterthum gleichsam geheiligter, Vorurtheile in der Medicin seyen gerade in diesen letzten Jahren gestürzt, neue Ansichten eröffnet worden. Man werde also auch empfänglicher für den thierischen Magnetismus seyn, der von so manchen Seiten mit neueren Entdeckungen zusammenhänge, und sich durch diesen Zusammenhang empfehle. Die Fälle, in welchen der Vf. den thierischen Magnetismus anwendete, oder von andern anwenden liess, belaufen sich schon auf 75—80, meistens Fälle, in welchen er sich von seiner Kunst verlassen sah. Die umständliche Erzählung dieser Fälle hält er für die beste Methode, eine nähere Würdigung dieses Gegenstandes einzuleiten und zu veranlassen, und allerdings wird der Leser es dem Vf. Dank wissen, durch eine treue Erzählung der Thatsachen in Stand gesetzt zu seyn, unbefangener zu urtheilen, und die Richtigkeit der daraus gezogenen Resultate selbst zu prüfen. Am Ende des Vorberichts fodert der Vf. mit Wärme menschenfreundliche Aerzte zur eigenen Prüfung durch Versuche auf, und diess ist allerdings auch der einzige Weg zur Entscheidung, den man durch ein solches Beyspiel aufgemuntert gerne einschlagen wird.

Auf den Vorbericht folgt eine Abhandlung mit dem Titel: *Mein Verfahren bey der Anwendung des thierischen Magnetismus.* Die Manipulationen, die der Vf. genau unterscheidet, und sorgfältig beschreibt, sind: 1) die Berührung mit den Spitzen der Finger, die theils eine allgemeine auf den ganzen Körper gerichtete (à *grands courants*), theils eine locale mehr auf einzelne Theile eingeschränkte ist; 2) die Manipulation mit der flachen Hand, die der Vf. auch mit der Benennung Calmiren bezeichnet, weil sie bey weitem in den meisten Fällen besänftigend wirket, die ebenfalls eine allgemeine und locale ist; 3) das Massiren, wo der leidende Theil mit der flachen Hand und den Fingern nicht bloss berührt, sondern sanft gedrückt wird. Die beiden ersten Operationsarten haben auch ihre Wirkung, wenn man den Körper nicht unmittelbar berührt, sondern nur in einiger Entfernung von demselben die Manipulation vornimmt. Auch unorganischen Körpern läfst sich durch dergleichen Manipulationen der Magnetismus mittheilen, der dann einigen derselben, vorzüglich denen, welchen auch die Elektricität stärker adhäriret, wie z. B. dem Glase, aber auch dem Wasser u. a. adhäriren, und sich von ihnen auf den thierischen Körper reflectiren soll. Auf die Beschreibung der Manipulationen folgen nähere Vorschriften über die Anwendungsart, Regeln und Cautelen, die beym Gebrauche des thierischen Magnetismus zu beobachten sind. Unter diesen zeichnet Rec. die sechste aus: Der Magnetiseur fixire sich während der Manipulation soviel möglich auf seinen Kranken, agire, mit einer gewissen Anstrengung seines Willens, gleichsam als wollte er dem Kranken von seiner Kraft etwas mittheilen. Der Vf. meynt, dass so wie unser Wille in jedem Augenblicke die Lebenskraft zu ge-

wissen Actionen determinire, die Anstrengung des Willens eben so gut die Lebenskraft nach der Oberfläche des Körpers determiniren, und die Lebenssphäre des Menschen intensiv wie extensiv werde verstärken können, so wie man an den elektrischen Fischen eine ähnliche verstärkte dynamische Einwirkung wahrnehme. Um die Wirkungen des thierischen Magnetismus, und die davon abhängigen Reactionen zu verstärken, findet Hr. *W.* seinen Erfahrungen zufolge es für rathsam, sich mit dem Kranken durch Pech zu isoliren. Wird er verhindert, das Magnetisiren vorzunehmen: so vertritt ein ovales Stück Spiegelglas, das zuvor von ihm magnetisiret, und bis zum Zeitpunkte des Gebrauchs mit Seide umgeben wird, seine Stelle. Die Kranke trägt es durch ein leinenes Band um den Hals gehängt, auf der Herzgrube, und die gewöhnlichen Erscheinungen des Magnetisirens, z. B. der Schlaf bleiben dann selten aus. Der Vf. führt bey dieser Gelegenheit eine sonderbare Beobachtung an, wo das Glas, das sonst immer seine Wirkung gethan, und der Kranken einen drey Stunden lange dauernden Schlaf verschafft hatte, sich in einem Falle unwirksam zeigte, wo aus Versehen die taffetne Umhüllung nicht weggenommen worden war. Ueber die Eigenschaften und Erfodernisse zum guten Magnetiseur handelt ein eigener Paragraph. Er muss Herr über seine Leidenschaften seyn, wenn er nicht nachtheilig wirken will; er muss seine Aufmerksamkeit fortdauernd auf seine Kranken richten können. Es gehört viel Geduld, Ausharren, Festigkeit, Muth den Leidenden grosse Opfer zu bringen dazu. Der Mangel dieser so wichtigen Eigenschaften und Erfodernisse, meynt der Vf., sey sicher das Haupthinderniss dieser neuen Curart, aus diesem Grunde habe sie unmöglich auf die Dauer in Paris gedeihen können, und aus demselben Grunde werde an manchen Orten ihrer kaum mehr gedacht, wo sie sich ehemals schnell und mit Glanz erhob.

Den übrigen bey weitem grössten Theil dieses Bandes nehmen XVIII. Krankengeschichten nebst den jeder derselben angehängten Bemerkungen des Vfs. ein. Es würde die Gränzen einer Recension überschreiten, wenn Rec. aus diesen Krankengeschichten einen vollständigen Auszug liefern wollte. Er will sich also nur auf einige allgemeinere Resultate aus denselben einschränken, die indessen, wie er hofft, hinreichen werden, das ganze vielseitige Interesse derselben darzustellen. Diese Krankengeschichten sind zum Theil schon dadurch anziehend, dass sie merkwürdige Fälle betreffen, die nicht in der täglichen Praxis vorkommen. Die Erzählung zeichnet sich durch musterhafte Genauigkeit aus, und verräth überall den treuen, scharfsichtigen, eindringenden Beobachter. Der thierische Magnetismus bewies sich in mehreren derselben ungemein wohlthätig, und bewirkte eine gründliche Heilung, nachdem andere Mittel vergeblich angewandt worden waren. Dahin gehören besonders der I. III. V. VIII. IX. und XII. Fall. Sie stellen nicht bloss Uebel auf, die der Kunst in den meisten Fällen trotzen, sondern sie machen uns auch mit höchst merkwürdigen Wirkungen des thierischen Magnetismus, mit ungemein kräftigen und zweckmässigen Reactionen des kranken Körpers, die durch denselben veranlasst wurden, bekannt. Nr. I. ist der Fall einer seit 16 Jahren eingewurzelten Epilepsie mit vielen andern convulsivischen und nervösen Symptomen, ohne eine angebliche materielle Ursache bey einem 22 jährigen Frauenzimmer. Hier äusserten sich die Wirkungen des thierischen Magnetismus unter der Form eines täglichen Fiebers mit starken Crisen durch Schweiss, Urin und Hautausschläge. Unterbrechungen in der Anwendung des thierischen Magnetismus hatten Rückkehr der epileptischen Anfälle zur Folge, die aber in den letzten vier Jahren, da der Magnetismus unausgesetzt angewandt wurde, nicht wiederkehrten. Die Magnetisirte blieb indessen immer etwas kränklich, und starb sieben Jahre nach dem Anfang der magnetischen Cur an der Ruhr. Im dritten Falle wurden heftige Convulsionen der Gesichtsmuskeln der linken Seite bey einer 37 jährigen Frau, die schon seit drey Jahren gedauert, und sich in der letzten Zeit verschlimmert hatten, durch eine ein volles Jahr hindurch fortgesetzte magnetische Cur geheilt, die sonstige Kränklichkeit wich übrigens auch hier nicht vollkommen. Der Kranke Nr. V. litt an einer grossen Schwäche der Verrichtungen der Gehör- und Sprach-Werkzeuge von einer, wie es schien, rheumatischen hartnäckigen Metastase auf dieselben, und wurde, nachdem die wirksamsten Mittel zuvor lange Zeit hindurch vergeblich angewandt worden waren, in Zeit von etwas mehr als zwey Monaten durch den thierischen Magnetismus, der hier mehrere auffallende Wirkungen verursachte, vollkommen geheilt. Die drey andern glücklich behandelten Fälle, waren eine convulsivische Krankheit bey einem dreyzehnjährigen Knaben, die nahe an Epilepsie gränzte, eine schwere Krampfkrankheit mit Unordnung in den Verdauungsorganen bey einem unverheyratheten Frauenzimmer von 21 Jahren, und eine langwierige hysterische Kränklichkeit mit grossen Fehlern der Verdauungswerkzeuge, und mehreren anderen Gebrechen, in der neben andern guten Wirkungen, die Wiederherstellung der seit drey Jahren verhaltenen monatlichen Reinigung bewirkt wurde, wo sich jedoch nach einiger Zeit wieder ein Rückfall der Hauptkrankheit einstellte, von Prof. *Treviranus* mitgetheilet. Eine auffallende Besserung bewirkte der thierische Magnetismus in einem Falle von grosser Harthörigkeit, die an Taubheit gränzte, bey einer 56 jährigen gichtbrüchigen Jungfer, die ausserdem nicht selten an schweren krampfhaften Zufällen litt, in einem anderen Falle von grosser und langwieriger Harthörigkeit bey einem unverheyratheten Landmädchen, und in einem Falle von schwarzem Staare nach heftiger allgemeiner Verkältung. In einigen anderen Fällen, wie in einem Falle von Epilepsie, in einem anderen einer tiefeingewurzelten Hysterie mit einer grossen Schwäche der Verdauungswerkzeuge und der Geschlechtsorgane, bey einem Mädchen, das bey aller körperlichen Ausbildung dennoch auf der niedrigsten Stufe des menschlichen Da-

seyn

seyns stand, in dem Falle eines krebshaften Geschwüres der innern Geschlechtstheile, das tödtlich wurde, bey diesen Kranken, die ungemein merkwürdig, und vielleicht einzig in ihrer Art sind, und bey einem andern höchst blödsinnigen und dabey epileptischen Kinde, war die Anwendung ohne besonderen Erfolg für die Cur der Krankheit. Von eigentlichen acuten Krankheiten ist hier nur ein Fall erzählt, in welchem der thierische Magnetismus angewandt wurde, nämlich der Fall einer mit anderen höchst gefährlichen Zufallen verbundenen Pneumonie, die nach des Vfs. Meynung in einen Eitersack übergieng, aber vollkommen geheilt wurde. Ueber die Behandlung dieses Falles so wenig als über seine Beurtheilung ist Rec. indessen mit dem Vf. einverstanden, und er möchte auf keinen Fall den Nutzen der Manipulation hier sehr hoch anschlagen, noch weniger für ähnliche künftige Fälle empfehlen, besonders wenn andere Hauptmittel dadurch ersetzt werden sollten. Eben so möchte er nach der Anleitung des XI. und XVII. Falles vor der Anwendung desselben in den letzten Stadien von Auszehrungen, und bey auffallenden Fehlern wichtiger Organe, wie z. B. Lungeneiterung, Verstopfung und Verhärtungen von Eingeweiden des Unterleibs u. dgl. warnen, da wenigstens in diesen beiden Fällen der Tod durch die durch denselben veranlassten heftigen Reactionen beschleuniget worden zu seyn scheint.

Die offenbaren Wirkungen der Manipulation waren in diesen verschiedenen Fällen nach Beschaffenheit des Subjects, der Krankheit, der Dauer der Anwendung, der Jahrszeit und selbst des Magnetiseurs sehr verschieden, theils verstärkte Wirkung des arteriellen Systems, wahres Fieber von sehr verschiedenen Graden, mit den davon abhängenden Crisen durch Schweiss, Urin, auch wohl durch gastrische Ausleerungen, theils verstärkte und specifisch modificirte Erregung der Nerven der einzelnen Sinne und des Gemeingefühls, und daher Gefühle eigenthümlicher Art in mehreren Organen und Gegenden des Körpers, besonders in denen, auf welche durch die Manipulation unmittelbar eingewirkt wurde, oder die besonders der Sitz der Krankheit waren, theils verstärkte Erregung der willkürlichen Muskeln vom schwachen Schaudern und leichten unwillkürlichen Erschütterungen an, bis zu den heftigsten an Epilepsie nahe gränzenden Convulsionen, theils die eigenthümliche Veränderung des Seelenorgans, die den thierischen Magnetismus so besonders charakterisirt, Schlaf in allen Gradationen von der ersten Spur von Schläfrigkeit, bis zum tiefen ruhigen Schlafe. Ausserdem wirkte der thierische Magnetismus in mehreren Fällen sehr merklich auf die Organe der Verdauung, beförderte Oeffnung, und schien in einem Falle sogar den Abgang eines Bandwurms bewirkt zu haben. Diese Wirkungen und Veränderungen schränkten sich zum Theil nicht bloss auf die Zeit der Manipulation ein, sondern dauerten theils noch über dieselbe hinaus; und erschienen auch zu andern Zeiten des Tages. Diess galt besonders vom Schlafe, der häufigsten in die Augen fallenden Wirkung. Von dem eigentlich magnetischen Schlafe, oder dem Zustande des magnetischen Somnambulismus findet sich in diesem Theile noch kein Beyspiel; jedoch sind zwey Fälle von Schlaf erzählt, in welchen eine ausserordentlich erhöhte Empfänglichkeit für gewisse äussere Reize, namentlich von Metallen statt fand, die auch, durch ihre blosse Näherung gegen die Ohren und die Augen, heftige Convulsionen und Schmerzen, über welche sich die Kranken nach dem Erwachen beklagten, verursachten, ohne dass jedoch diese Wirkung sich mit constanter Regelmässigkeit eingestellt hätte. Die Bemerkungen des Vfs. enthalten ungemein schätzbare Materialien zu einer künftigen Theorie dieser merkwürdigen, von der Manipulation des thierischen Magnetismus abhängigen Erscheinungen, und ihrer richtigen Ableitung aus ihrer wahren Ursache. Die Haupttendenz derselben geht dahin zu zeigen, dass der thierische Magnetismus wirklich in dem Sinne seiner wahren Verfechter Realität habe, dass in ihm in der That eine neue Naturkraft uns bekannt geworden sey, von der sich die wohlthätigsten Wirkungen in mannigfaltigen Krankheiten versprechen lassen. In dieser Hinsicht prüfet er von neuem die Einwürfe der Gegner, und ihre Erklärungen dieser Erscheinungen aus dem Hautreize, dem Streicheln und Reiben, dem dadurch erregten Kitzel, der Einwirkung der Phantasie und der Seele überhaupt; und allerdings geben ihm gerade diese Geschichten siegreiche Waffen in die Hände. Ihm zufolge findet bey dem thierischen Magnetismus vielmehr ein dynamisches Einwirken statt, eine wahre Mittheilung von Lebenskraft, für welche freylich der Kranke Empfänglichkeit haben muss, und die nur so lange dauert, als diese vorhanden ist; weswegen dann auch in den meisten Fällen, bey allmälicher Besserung und endlicher Wiederherstellung des Kranken, die Wirkungen der Manipulation immer mehr abnehmen, und endlich ganz ausbleiben; ein sehr merkwürdiger Umstand, der sich durch die meisten der in diesem Bande enthaltenen Krankengeschichten auffallend bestätigt. Die Gründe, welche der Vf. zum Beweise seiner Ansicht beybringt, müssen in der Schrift selbst nachgelesen werden. Rec. läugnet nicht, dass sie der Meynung des Vfs. einen nicht geringen Grad von Wahrscheinlichkeit verschaffen. Doch scheint er, von seinem Enthusiasmus für die Sache hingerissen, sein Mittel zu unbedingt zu preisen. Selbst in denen Fällen, die einen offenbar unglücklichen Ausgang nahmen, nimmt er den thierischen Magnetismus in Schutz, sieht nur gute Wirkungen desselben, und schiebt alle Schuld auf seine zu späte Anwendung. Diess ist namentlich in jenen beiden oben erwähnten Krankengeschichten der Fall. Mag auch immer das Wirksame im thierischen Magnetismus mit unserer Lebenskraft auf das nächste verwandt, und ein Ausfluss dieser selbst seyn: so folgt daraus noch lange nicht die Unschädlichkeit desselben unter allen Umständen, und eine solche Krafttransfusion könnte in einzelnen Fällen durch heftige Reactionen eben sowohl Zerrüttungen und Verletzungen der Organe verursachen, als es die Transfusion des mit

mit dem unfrigen nicht weniger nahe verwandten Blutes eines andern Menfchen zu thun im Stande ift. Sollten diefs nicht felbft wenigftens zum Theil die heftigen Convulfionen, welche der Vf. in einigen Fällen darnach beobachtete, beweifen? Vorficht wird alfo in der Anwendung immer nöthig feyn, und um fo mehr, da die wahren Gefetze der Wirkungsart diefer Naturkraft in verfchiedenen Krankheiten bis jetzt noch nicht hinlänglich aufgeklärt find, und ihre Kenntnifs erft das Refultat einer grofsen Reihe von Erfahrungen feyn kann, die von unbefangenen und fcharfblickenden Beobachtern noch anzuftellen find, auf die wir freylich aus einigen oben angegebenen Gründen noch lange zu warten haben möchten; fo wie überhaupt der thierifche Magnetismus immer ein Mittel einer *exoterifchen Heilkunft* bleiben möchte, zu deren Praxis etwas mehr als was man gemeinhin bey dem grofsen Haufen von Praktikern antrifft, erfoderlich ift. Noch enthalten die Bemerkungen des Vfs. manche treffende Winke über den Gang der Natur in Heilung von Krankheiten, die den mit der Natur vertrauten, von den Vorurtheilen des Syftems frey gebliebenen, Arzt verrathen, die in unfern Tagen, wo fo viele fogenannte praktifche Schriften die leeren Terminologien der Schule wiederkäuen, doppelt willkommen feyn müffen. Möchte der Vf. auf dem Wege, den er fo rühmlich betreten, auf dem er bereits fo glückliche Fortfchritte gemacht hat, ferner muthig fortwandeln, und möchte er das medicinifche Publicum bald mit der Fortfetzung diefes reichhaltigen und intereffanten Werkes, und befonders mit einigen theoretifchen Auffätzen, zu denen er uns Hoffnung macht, befchenken!

OEKONOMIE.

Berlin, in d. Matzdorf. Buchh.: *Der erfahrne Rathgeber für Pferdebefitzer*, oder: *Verhaltungsregeln, Recepte und Operationsvorfchriften*, wornach man feine Pferde gefund erhalten, und ihnen fowohl bey inneren Krankheiten, als auch bey Verwundungen und andern äufsern Schäden, in Ermangelung eines guten Rofsarztes, ohne nachtheiligen Verzug, felbft helfen kann. Befonders für Officiere im Felde. 1801. 170 S. 8. (16 gr.)

Der Vf. hält es für nöthig, dafs ein jeder Officier, der einen Artilleriepark u. dgl. zu führen hat, die richtige Pflege der gefunden Pferde gründlich verftehe, und auch fo viel Kenntnifs von der Behandlung der kranken Pferde habe, dafs er die Verfahrungsarten des ihm untergeordneten oft fehr unwiffenden Kurfchmiedes beurtheilen und manches widerfinnige Unternehmen verhindern könne. Zu beiden Zwecken giebt diefe Schrift gute Anweifungen. Wahr bleibt es leider immer noch, dafs, wie hier der Vf. fagt, im Kriege mehr Pferde durch übele Behandlung, als durch den Feind verloren gehen. Zuerft wird von der guten *Wartung* der Pferde im Lager geredet. Die angegebene Fütterung ift zu unbequem. Der Vf. will die Körner-Ration mit Heckfel gemifcht, in fechs Theile getheilt haben, und in den drey Tages-Futterzeiten dem Pferde jedesmal zwey Theile nacheinander geben laffen, und eben fo foll das Heu in fünf Theile getheilt werden. Wie ift diefe Ordnung im Felde möglich? Weit einfacher ift es, dafs, felbft im Standquartier, die erftere in vier Futter abgetheilt, und davon dem Pferde des Morgens zwey nach einander, des Mittags und Abends aber jedesmal eins gegeben, und fo desgleichen von der Heu-Ration des Morgens und Mittags jedesmal der vierte Theil, des Abends aber die Hälfte gereicht werde. Was ferner über die Pflege gefagt wird, ift fehr richtig. Hierzu rechnet der Vf. auch die vernünftige Behandlung der Pferde bey ihren Verrichtungen. Knechte, die die Pferde in die Stange reifsen, mit der Peitfche um den Kopf fchlagen, und mit dem Fufs in die Seite treten, will er ftrenge beftraft wiffen. Ueber den *Befchlag* werden gute praktifche Regeln gegeben; auch werden die nothwendigften Inftrumente zu Operationen genannt und gelehrt, wie fie gut verwahret mitgeführt werden. Um diefe, fo wie um den Medicinkaften foll der Vorgefetzte fich felbft bekümmern, und fich nicht blofs auf den Schmied verlaffen. Sodann werden den Schmieden gute praktifche Handgriffe zu den gemeinften Operationen gezeigt. Sie find deutlich genug, wenn es anders möglich ift, fich diefen rohen Leuten, wie fie gewöhnlich mit ins Feld gefchickt werden, begreiflich zu machen. Die Krankheiten der Pferde find ganz gut befchrieben, des Vfs. Curmethode ift aber fchon zu fehr veraltet. So will er S. 158 den Kronentritt noch mit Schiefspulver ausgebrannt haben. Aufserdem zeigt fich der ungenannte Vf. doch überall als einen geübten Pferdearzt, der wahrfcheinlich in den Feldzügen des letzten Krieges, einen Theil feiner Erfahrungen gefammelt hat. In diefer Hinficht kann der Officier in diefem Werkchen manches Nützliche finden.

Leipzig, b. Crufius: *Gutmann oder der fächfifche Kinderfreund.* Ein Lefebuch für Bürger- und Land-Schulen, von M. *Karl Traug. Thieme.* 3te verbeff. Auflage. 1. Th. 1802. XVI. u. 268 S. 2. Th. 272 S. 8. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 276.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 12. Januar 1803.

PHILOSOPHIE.

MÜNCHEN, b. Lentner: *Grundriſs der Geſchichte der philoſophiſchen Syſteme von den Griechen bis Kant.* Zum Gebrauche öffentlicher Vorleſungen an der kurf. baieriſchen Landesuniverſität beſtimmt, von Prof. *Socher.* 1802. 338 S. 8. (1 Rthlr. 3 gr.)

Unter mehreren rühmlichen Bemühungen für die Cultur der Wiſſenſchaften und deren zweckmäſsigen Vortrag, wodurch ſich die Landshuter Univerſität auszeichnet, behauptet auch der vor uns liegende Grundriſs ſeine Stelle, in welchem der Vf. die Geſchichte der Philoſophie von ihrer intereſſanteſten und wichtigſten Seite aufgefaſst, und zum Gebrauch ſeiner Vorleſungen in einer zweckmäſsigen, Intereſſe erregenden Form dargeſtellt hat. Wie ſich die Vernunft in dem Gange menſchlicher Cultur nach und nach zur immer klärern Vorſtellung der in dem menſchlichen Geiſte gegründeten Probleme erhoben, und Verſuche gemacht habe, ſie zu löſen, zuerſt ohne Kenntniſs der Gränzen des Erkennens, dann endlich nach vielen miſslungenen Bemühungen, mit beſcheidener Anerkennung des Gebiets, in welchem allein ein Wiſſen möglich iſt: dieſs iſt unſtreitig die Idee, welche dem ſonſt dürren Aggregate von geſchichtlichen Materialien einen lebendigen Geiſt einhauchen muſs, und auf dieſe hat auch der Vf. in ſeinem Grundriſs die Aufmerkſamkeit vorzüglich fixirt. Von dieſer Seite betrachtet, geben wir dieſem Grundriſs, ungeachtet mancher Mängel im Einzelnen, unter allen vorhandenen Compendien dieſer Geſchichte den Vorzug; als Geſchichte philoſophiſcher Syſteme ſcheint er uns aber nicht ganz der Idee des Vfs. zu entſprechen. Auf der einen Seite enthält der Grundriſs weit mehr, als er in ſich faſſen ſollte; auf der andern hätte aber auf die Darſtellung der Syſteme noch mehr Fleiſs verwendet werden ſollen. Dieſes Urtheil wird ſich am beſten durch eine nähere Charakteriſtik des Inhalts und der Manier des Vfs. rechtfertigen.

Die Einleitung, worin der Vf. den Begriff und die Methode einer Geſchichte der philoſophiſchen Syſteme entwickelt, iſt zu kurz und nicht gründlich genug. „*Die Geſchichte der philoſophiſchen Syſteme,* heiſst es §. 1. *iſt die Erzählung deſſen, was im Reiche des Verſtandes ſich zugetragen hat, Claſſificirung der Producte der raiſonnirenden Vernunft.*" In dieſer Erklärung vermiſſen wir theils den beſtimmten Charakter der Geſchichte, welcher weder in dem Merkmal der Erzählung, „noch in dem der Claſſificirung" hinreichend angegeben iſt, theils die beſtimmte Bezeichnung des Inhalts dieſer Geſchichte. Wenn alles, was im Reiche des Verſtandes ſich zugetragen hat, oder alle Producte der räſonnirenden Vernunft ihren Inhalt ausmachten: ſo würde ſie einen viel zu weiten Umfang bekommen, und z. B. auch die Syſteme der Phyſik, Chemie, Arzneykunde u. ſ. w. umfaſſen müſſen. In dem Folgenden werden zwar einige nähere Beſtimmungen dieſer Erklärung hinzugeſetzt; ſie ſind aber alle rhapſodiſch vorgetragen, ohne an einen feſten Faden des Räſonnements angeknüpft oder durch Gründe gerechtfertiget zu ſeyn, weil der Hauptbegriff Syſtem unerörtert geblieben iſt. Dann hätte man auch eine Auseinanderſetzung des Unterſchiedes zwiſchen Syſtem und Wiſſenſchaft, Geſchichte der philoſophiſchen Syſteme und Wiſſenſchaften mit Recht erwarten können. Alles was der Vf. darüber ſagt, beſtehet im Folgenden. Die Geſchichte der philoſophiſchen Syſteme hat nicht das Geſchäft, alle einzelne fragmentariſche Philoſopheme zu ſammeln, ihr Werk geht nur auf Syſteme, zugerundete Ganze, ihr Gang iſt mehr aufſteigend von den Gründen bis zum Hauptſatze des Syſtems, als abſteigend zu den unzähligen Folgen und abgeleiteten Anwendungen. Sie ſucht mehr in die Centralregierung des von Zeit zu Zeit neu entdeckten Landes einzudringen, als ſeine Peripherie auszumeſſen. Hiedurch unterſcheidet ſie ſich von der Geſchichte der Philoſophie. Sie muſs hiſtoriſch richtig und ſelbſt philoſophiſch ſeyn; d. h. den Werth und die Wahrheit der Syſteme aus Gründen beurtheilen; der ſchicklichſte Maaſsſtab dazu iſt die kritiſche Prüfung des Erkenntniſsvermögens; ſie kann endlich ſelbſt ſyſtematiſch ſeyn. Eine ſyſtematiſch geordnete Geſchichte der philoſophiſchen Syſteme hat eine dreyfache Grundlage a) eine genealogiſche Tabelle des Erkenntniſsvermögens, als der erfindenden Kraft; b) eine Producten-Karte, oder architektoniſch geordnete Tabelle der durch Vernunft zu Stande zu bringenden Wiſſenſchaften; c) eine Perſonalliſte der philoſophiſchen Erfinder. (Aber hier fehlt noch eine ſyſtematiſche Aufzählung aller Syſteme, von welcher der Vf. eine unvollendete Skizze in der Einleitung zum dritten Theile giebt. Billig aber hätte ſie vollkommen ausgeführt eine Stelle in der Einleitung zum ganzen Werke verdient.) Die Geſchichte eines jeden Syſtems iſt die Beantwortung der Frage: Wie haben Menſchen dieſer gegebenen Geiſtesbildung die nothwendigen Vernunftprobleme (aufgefaſst, möchten wir noch hinzuſetzen) aufgelöſet und zugerundet. Der Vf. theilet ſie in drey Perioden, die der alten, der mittleren und neuern Philoſophie, und ſchlieſst dieſe Einleitung mit

mit einer Betrachtung über den Nutzen einer solchen Geschichte. Darauf folgen Lehrsätze aus der Propädeutik der Philosophie, oder die kritische Betrachtung der Sinnlichkeit, des Verstandes, der Vernunft und der Urtheilskraft, und eine architektonische Darstellung des Ganzen der Philosophie nach Kantischen Principien.

Der *erste Theil*, *alte Philosophie*, enthält fünf Perioden 1) bis Thales; 2) von Thales bis Sokrates; a) elementarisch-physische Schule der Jonier; b) mathematisch-praktische Schule der Pythagoräer; c) idealistische Schule der Eleaten; d) atomisch-mechanische Schule der zweyten Eleaten; e) Uebersicht und am Schlusse derselben die Sophisten; 3) Sokrates als Philosoph des gesunden Menschenverstandes, Plato als Philosoph der Vernunft, Aristoteles als Philosoph des Verstandes; 4) die vollendeten philosophischen Systeme der Griechen; Pyrrho, Epikur, Stoa, neuere Akademie; 5) Verfall der griechischen Philosophie. *Zweyter Theil. Mittlere Philosophie,* oder *Scholastik.* 1) Begriff der scholastischen Philosophie; 2) Enstehung der philosophischen Scholastik; 3) Wachsthum der scholastischen Philosophie; 4) Erhaltung der scholastischen Philosophie; 5) Abnahme der scholastischen Philosophie. *Dritter Theil. Neuere Philosophie. Erste Periode. Von Descartes bis Kant.* a) *Gebiet und innerer Gang des philosophischen Geistes.* b) *Entstehung der neuern westeuropäischen Philosophie durch Descartes.* Durch ihn wurde der philosophische Geist zur Ablegung aller Autoritäten und zum Selbstforschen aufgeregt. Die wohlthätigen Folgen davon trägt der Vf. nun in einer etwas andern Ordnung vor, indem er die physischen, metaphysischen und moralischen Systeme zusammenstellt. c) *Systeme der Physiologie der Körper oder Physik;* das atomistische (Gassendi) das Cartesische, Newtonische, Leibnitzische und Wolfische. d) *Systeme der Metaphysik;* Malebranche, Berkeley, Spinoza, Leibnitz, Wolf, Materialismus des Hobbes. Zusammenstellung der Probleme der Metaphysik und ihrer widersprechenden Auflösungen; Empirism, Locke, Skepticism, Hume. e) *Systeme der Sittlichkeit* (267) Montaigne und Mandeville; supernaturalistische Systeme der Sittenlehre; juridische Moralsysteme, Grotius, Hobbes, Puffendorf; reine intellectuelle Moralsysteme, Clarke und Wollaston; Moralsystem der geselligen Neigungen, Shaftesbury, Hutcheson, Ferguson, Smith; das Vollkommenheitssystem, Wolf, Platner, Garve; das Glückseligkeitssystem; das System des Interesses. f) *Ausdehnung der Philosophie. Zweyte Periode. Von Kant* — 1) Kant, 2) Fichte.

Aus dieser Skizze des reichhaltigen Inhalts kann man schon das Urtheil ziehen, dass manches aufgenommen ist, was nicht in den Plan, wie er oben gezeichnet worden, gehört. Der erste Abschnitt des ersten Theils, der die Philosopheme der Griechen vor Thales und der andern Völker darstellt, was von den Sophisten gesagt wird, die kein System hatten, der grösste Theil des fünften Abschnitts, wo die Rede von Verbreitung der griechischen Philosophie in Alexandrien, Pergamus und Rom, von den träumerischen Philosophemen der Morgenländer, den Secten der Juden und deren Meynungen, von der Verschmelzung morgenländischer Vorstellungsarten mit griechischer Philosophie die Rede ist; endlich der letzte Abschnitt der ersten Periode des dritten Theiles von der Ausbreitung der Philosophie, von ihrem Einfluss auf andere Wissenschaften, wo der Vf. sogar eine Namenliste von den berühmtesten und verdienstvollesten Mathematikern, Astronomen, Aerzten u. s. w. ein Verzeichniss von den im 17ten und 18ten Jahrhundert gestifteten Universitäten und gelehrten Gesellschaften einschaltet, alles dieses liegt ausser dem Plane einer Geschichte der philosophischen Systeme. Eben so wenig gehört dahin, dass der Vf. bey den vornehmsten Systemen der Griechen und der Neuern auch die Schüler der Stifter, die Bearbeiter und Verbreiter, die Gegner derselben aufzählt, und die Schicksale und den Einfluss ihrer Forschungen, obgleich nur mit wenigen Worten, zeichnet. Auf der andern Seite aber würde man einer Geschichte der philosophischen Systeme zuweilen wieder etwas mehr Vollständigkeit und Genauigkeit wünschen. So fehlt z. B. bey dem Systeme des Pythagoras die Ansicht, dass die Zahlen constitutive, reale Elemente der Dinge seyen. S. 43 erklärt der Vf. den λογος des Heraklits für eine durch die ganze Substanz (Materie) verbreitete *Constitution*, (so wie S. 101 bey Zeno die λογοι σπερματικοι für in der Materie liegende unendliche Grundkeime unrichtig erklärt werden); diese Erklärung aber, welche der Tiedemannschen folgt, greift nicht genug in den Ideenkreis des tiefsinnigen Denkers ein. Nach der Denkungsart jenes Zeitalters müsste doch diese Constitution eine bestimmende Ursache haben, wovon in Hn. S. Darstellung keine Spur vorkommt; denn wie der in dem Weltall verbreitete Verstand (der bey tieferem Eindringen mit dem λογος selbst Eines und dasselbe ist) mit dieser Ordnung in Verbindung stehe, wird mit keinem Worte angedeutet. Ueberhaupt müssen wir an dieser Darstellung tadeln, dass nur einzelne Philosopheme ohne ihren innern Zusammenhang an einander gereihet sind, und also gerade das fehlt, was die Seele des Systems ausmacht. „Dem Heraklit, sagt der Vf., „ist das alles durchdringende und belebende *Feuer*, Urelement; aus Feuer entstehet alles, in dasselbe löset alles sich wieder auf, nach einer durch die ganze Substanz verbreiteten Constitution (λογος); es giebt eine wechselnde Verbrennung des Weltalls; es ist ein Weg von oben durch Verdichtung, und einer von unten durch Ausdünstung; die feuerartigen Ausdünstungen sind Menschenseelen oder Götter; die trockensten die besten; Wasser ihr Tod; sie sind begraben, indem wir leben, und leben auf, wenn wir sterben; die Welt ist bis an den Mondkreis mit Uebel angefüllt; es giebt einen allgemeinen durch die Welt verbreiteten Verstand, den wir im Wachen einathmen, der allein Richter des Wahren ist: alles Sinnliche ist in beständigem Flusse; in jedem Gegenstande auch sein entgegen gesetztes; für einen jeden das, als was er empfindet: Krieg der Ursprung, Einigkeit der Untergang aller Dinge." — Auch das System

stem des Plato befriedigt uns nicht ganz, weil der Vf. das Mythische desselben, welches doch Plato nur als das Hypothetische, zur Erklarung einiger durch die Vernunft aufgegebenen Probleme beliebig angenommene, also nicht für das für die Vernunft ausgemachte erkannte, als Hauptpuncte seines Systemes darstellt. Wenn er S. 70 sagt: „das Wissen geht auf nothwendige, unveränderliche Wahrheit; alles andere ist nur Meynen: der Gegenstand des erstern hat wahres Daseyn; des zweyten ein Nichtseyn": so muss man glauben, Plato behaupte, alle Gegenstände der Wahrnehmung hätten keine objective Realität, sondern wären nur Blendwerke der Sinne. Dadurch wird aber seinen Begriffen von ον und μη ον (welche mehr den Gegensatz von Ding an sich und Erscheinung, als von objectiven Daseyn und Nichtseyn ausdrücken), den Ideen und überhaupt seinem Rationalismus eine ganz fremde Ansicht gegeben. Gewiss würde der Vf., der selbst im Folgenden die sorgfältige Unterscheidung der Vernunftwahrheiten und ihrer Einkleidung besonders in Mythen so sehr empfiehlt, diese Fehler vermieden haben, wenn er nicht durch das Streben nach Kürze verhindert worden wäre, das System selbst schärfer ins Auge zu fassen. Aehnliche Fehler bemerken wir in Aristoteles System, bey welchem er mehr die allgemeine Ansicht des Aristoteles von der körperlichen und geistigen Welt aus dem Gesichtspuncte des Verstandes, die seinem System zum Grunde liegt, als dieses selbst angiebt. Ueber die Form, welche Aristoteles zuerst in die Philosophie einführte, und wie Aristoteles darauf kam, so wie von seinem Natursystem, welches so viel tiefsinnige Forschungen enthält, hätte S. 75 mehr gesagt werden sollen. Der thätige und leidende Verstand wird ebendaselbst, wahrscheinlich nur aus Uebereilung, mit einander verwechselt.

Doch dieses und einige andere Fehler der Art verschwinden als kleine Flecken, an einem vortrefflichen Ganzen, zumal wenn man es aus dem oben angegebenem Gesichtspuncte betrachtet. Die Anlage des Ganzen, die zweckmäfsige Periodenabtheilung, die Darstellung des Gesichtspuncts und der Hauptideen jedes Systems, so wie ihrer Bildung, Ausführung, Entwicklung und Anwendung, die Beurtheilung der Wahrheit und des Interesse, der Fehler und Unvollkommenheiten jedes Systems, mit stetem Rückblick auf die nothwendigen Probleme der Vernunft und die Gesetze des menschlichen Geistes beweiset, dass der Vf. eben so sehr des historischen Stoffs mächtig ist, als dass er denselben philosophisch zu behandeln versteht.

Der Grundriss enthält die Resultate von einem grossen Reichthume von Forschungen, die der Vf. nicht alle auf Treu und Glauben von andern angenommen, sondern auch selbst mit angestellt hat, auf eine lichtvolle Art aufgestellt; und nicht selten ist es ihm gelungen, in die Darstellung neue Ansichten zu verweben, welche das Interesse erhöhen. So ist z. B. die Darstellung des Systems des Socrates, Plato und Aristoteles, obgleich gerade hier kein neues Resultat eigner Forschungen sichtbar ist, gerade dadurch gehoben, dass er diese drey als das System des gesunden Menschenverstandes, der Vernunft und des Verstandes charakterisirt, und das Verhältniss des Platonischen und Aristotelischen Lehrgebäudes aus diesem Gesichtspuncte noch besonders in einer Tabelle auseinander setzt. Wodurch sich aber dieser Grundriss am vorzüglichsten auszeichnet, das ist der pragmatische Geist in Entwickelung der innern und äussern Ursachen und Gründe, aus welchen sich das Entstehen und der Geist jedes Systems erklären läfst. Ungeachtet man in neuern Zeiten angefangen hat, auf diesen Theil der Geschichtsforschung vorzüglich die Aufmerksamkeit zu richten: so übertrifft doch der Grundriss des Vfs. in dieser Rücksicht alle unsere Compendien, und er zeigt darin eine treffliche Combinationsgabe und einen hellen umfassenden philosophischen Geist. Nirgends zeigt sich dieser mehr als in der mittleren Philosophie, in den Abschnitten von Begriff, Entstehung und Wachsthum der scholastischen Philosophie, so auch in dem zweyten Abschnitt der neuern Philosophie, wo die Ursachen, welche zusammentrafen, um die neuere westeuropäische Philosophie zu bilden, treffend aus einander gesetzt werden. Zur Probe setzen wir die Stelle S. 147 her, welche die Ursachen der Entstehung der von der griechischen ganz abweichenden Geistescultur, des Mittelalters kurz zusammendrängt. „Diese neuern Nationen betraten den Schauplatz sogleich in grofsen Massen ganzer Volkerschaften; ihre Verfassung war despotisch-aristokratisch ohne einen Mittelstand, und kannte nur Herrn und Sklaven; mit dem rohen Volksaberglauben war eine reine sittliche, mit Philosophemen versetzte Religion verbunden; eine Religion, welche sich in den eifersüchtig wachenden Händen einer Priester Hierarchie befand; bey ihnen ging keine Cultur des Geschmacks durch schöne Künste und Wissenschaften den höhern Bestrebungen des Geistes voran; ihre Philosophie fing da an, wo die griechische aufhörte, bey den Spitzfindigkeiten der Dialektik und einer transcendenten Theologie; sie kannte keine Untersuchungen der Natur, keine praktische Verstandesbildung durch Mathematik; sie kam nicht von Männern, welche in den Geschäften des bürgerlichen Lebens ihren Geist praktisch bildeten, sondern aus einsamen Kloster-Zellen, aus den Händen einer Geistlichkeit, welche von keinem andern Stande controllirt in beynahe ausschliefsendem Allein-Besitz alles damals gangbaren Wissens sich befand. Aus diesen Umständen zusammengenommen, und dem beynahe verkehrten Gange der Cultur leiten sich alle Eigenheiten der Philosophie des Mittelalters ab; mit der Dauer derselben stand sie; mit ihrer Veränderung musste sie fallen; sie war ein gothisches Gebäude, aus griechischen Trümmern aufgeführt, und heisst Scholastik." Die Scholastik ist dem Vf. im Allgemeinen betrachtet, die blofse Formalphilosophie als Spielzeug, als Schutzwaffe, als Ableitungsquelle materialer Auctoritäts-Sätze gebraucht. Den Scholastikern war über die meisten Gegenstände der Metaphysik, durch das Kirchensystem und später durch Aristoteles schon eine entscheidende Antwort gegeben; die Wahrheit

war

war für sie schon gefunden, alles weitere Untersuchen war gottlos und verboten. (Irren wir nicht: so muss hierbey vorzüglich das Streben des menschlichen Geistes, den Autoritätsglauben auf Gründe der Vernunft zurückzuführen mit in Anschlag gebracht werden.) Da also dem menschlichen Geiste das Feld der materiellen Philosophie verschlossen war, was blieb ihm, da doch einmal das Streben des Denkens rege worden war, noch übrig, als sich an das Werkzeug des Denkens, die bloss formale Philosophie, zu halten, es auf alle mögliche Art zu schärfen, in allen Arten von Handhabung desselben sich zu üben. Aus diesem Gesichtspuncte nun stellt der Vf. die Entstehung, Fortbildung, alle Schicksale und Eigenheiten der Scholastik, (deren eigentlichen Anfang er aus Gründen in die ersten Jahre des zwölften Jahrhunderts setzt, als der Streit der Nominalisten und Realisten auf das Feld der Theologie gespielt wurde, und durch Berührung des Dogma von der Dreyeinigkeit eine Art von Explosion verursachte) eben so interessant als lichtvoll dar. Die neuere Philosophie datirt der Vf. von Descartes, zu dessen Zeiten man anfing alle Naturwissenschaften eifriger zu betreiben, neue Materialien und Grundsätze des Denkens aufzusuchen, wodurch der unterscheidende Mangel der griechischen, noch mehr aber der scholastischen Philosophie, dass sie zu schnell zu allgemeinen Principien übergieng, ohne noch einen zureichenden Fond von Erfahrungskenntnissen gesammelt zu haben, nach und nach gehoben wurde. Die Zusammenstellung der Systeme der Physik, Metaphysik und Moral, welche der Vf. für die Geschichte der neuern Philosophie seit Descartes gewählt hat, ist ein glücklicher Gedanke, weil dadurch die Ueberficht der Versuche der Vernunft in Auflösung einzelner Probleme, die entgegengesetzte Tendenz der Principien, von denen sie ausging, und die Widersprüche der gefundenen Aufschlüsse ungemein befördert wird. Aber auf der andern Seite ist auch nicht zu leugnen, dass durch diese Methode die Einsicht des Systemes eines Denkers, der nicht einzelne Aufgaben, sondern das Ganze der Philosophie umfasste, wie z. B. eines Leibnitz, auch wieder verliert. Am stärksten ist die zweyte Abtheilung des dritten Theils, welche von dem kritischen System handelt, ausgefallen. Die Hauptresultate Kants hatte der Vf. schon oben in der Propädeutik aufgestellt; er schildert daher nur den Mann, der für die Philosophie ein zweyter Copernicus wurde, mit Herders Worten, den Geist seines ganzen Systems, die Folgen der kritischen Denkart für Philosophie und andere Wissenschaften, und den negativen und positiven Gewinn, den die Metaphysik durch ihn erhalten hat. Die Aufzeichnung der neuesten Ereignisse überlässt er der ruhigern Beurtheilung der nächstfolgenden Generation, und ohne an dem geräuschvol[len] Kampfe, welcher zwischen den Verbesserern des K[ri]tischen Systemes, und den Vertheidigern desselben [in] seiner Urgestalt sich zu erheben beginnt, Antheil [zu] nehmen, begnügt er sich, die Gründe der Entsteh[ung] dieser Reformationen (eigentlich nur Fichte's) und i[hr] Verhältniss zum eigentlichen System Kants darzu[stel]len. Diese Gründe findet Hr. S. darin, dass Kant u[n]mittelbar kein System der Philosophie aufstellte, [son]dern eine Kritik der Möglichkeit irgend eines Systems ga[b,] aus den Formen des Gemüthes so viel in ihnen l[ag,] mit scharfer Genauigkeit ableitete, aber mit bedäch[ti]ger Bescheidenheit an der Gränze desselben, dem e[m]pirisch gegebenen, stehen blieb; seine Anhänger kon[n]ten sich auf dieser schmalen Seite nicht erhalten, [sie] hielten das Empirische für ein Produkt der Dinge [an] sich, so wie man sich jetzt auf die andere Seite ne[igt,] das Empirische wie das Nichtempirische zum Produk[t]e des Gemüths zu machen; die Glückseligkeit, we[l]che Kant für den nothwendigen aber untergeordne[ten] Bestandtheil des höchsten Gutes erklärt hatte, nahm[en] einige in den Bestimmungsgrund der Sittlichkeit se[lbst] auf, andere schlossen ihn aus dem höchsten Gute vö[l]lig aus. Doch der Hauptgrund ist dieser, dass Ka[nt] die verschiedenen Quellen der Produkte des Gem[ü]thes mit strenger Schärfe unterscheidet, aber das G[e]trennte nicht wieder vereiniget, die Zusammenwi[r]kung der verschiedenen Gemüthsvermögen in ihre[n] Produkten angegeben, und den Gehalt der letzte[rn] darnach gewürdiget, aber den Zusammenhang je[ner] Gemüthsvermögen in ihrem Ursprunge nicht ange[ge]ben hat. Die Ableitung derselben aus einem gem[ein]samen Stamme versuchte Reinhold, Beck und a[m] vollkommensten Fichte. Es ist hier nicht der O[rt] dem Vf. weiter zu folgen, oder seine Ansicht, na[ch] welcher Kant und Fichte einen und denselben G[e]sichtspunct, nämlich Centralität des Ichs, und im [Ich] des praktischen Handelns, haben, zu beurtheilen. W[ir] können beym Schlusse dieser Anzeige den Wuns[ch] nicht unterdrücken, dass der Vf. diesen Grundr[iss] noch mit den nothwendigsten literarischen Notiz[en] möchte ausgestattet haben, welche bey einem Han[d]buche dieser Art, das nur Resultate enthält, [am] wenigsten vermisst werden können.

* * *

Erlangen, b. Palm: *Materialien zu Kanzelvorträ[gen] gen über die Sonn- und Festtags-Episteln*, von D. *Joh. Wilh. Rau*. Zweyter Band. Dritte Abth. Zweyte, veränderte, hie und da umgearbeitete und vermehrte Auflage. 1802. 10 Bogen. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1802. No. 27.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 13. Januar 1803.

PHILOSOPHIE.

JENA, in d. akad. Buchh.: *Benedicti de Spinoza Opera quae supersunt omnia. Iterum edenda curavit, praefationes, vitam auctoris, nec non notitias, quae ad historiam scriptorum pertinent addidit Henr. Eberh. Gottlob Paulus,* Phil. ac Theol. D. hujus Prof. ord. Jenens. *Volumen prius.* 1802. XXIV. und 700 S. gr. 8. (3 Rthlr.)

Schriften von Weltweisen, die in der Geschichte der Philosophie Epoche gemacht haben, sollten in der Bibliothek keines Gelehrten fehlen, der sich dieser Wissenschaft besonders widmet, und so ist kein Zweifel, dass die Werke *Spinoza's* auf diesen Vorzug und auf ihre Erhaltung und Fortpflanzung, als wichtige Documente der Cultur der menschlichen Vernunft und des Fortschrittes des philosophischen Geistes, den gerechtesten Anspruch machen können. Das philosophische System des Sp. konnte nie durch unmittelbares Selbststudium zur vollständigen Kenntniss aller derjenigen, die es interessiren musste, gelangen, und es gab Leute, die darüber absprachen, ohne es je gesehen und gelesen zu haben. Gleich bey seinem ersten Erscheinen wurde es mehr verschrieen und verflucht, als widerlegt, ohne verstanden zu werden, und die noch immer von theologischen Vorurtheilen gefesselten Geister wagten es nicht, die Siegel zu lösen, mit welchen es die triumphirende Kirche und die scholastische und cartesische Schule belegt hatten. Ohne noch einer gründlichen Prüfung, für welche freylich damals ohnehin die Zeit noch nicht gekommen war, gewürdiget worden zu seyn, verschwand es allmälig vor den Augen der Wissbegierigen und verbarg sich in die Winkel der Bibliotheken, um den Blicken der profanen Denker entzogen zu werden. Daher herrschte denn auch einen langen Zeitraum hindurch tiefe Stille über die Lehre des Spinoza, bis sie vor 17 Jahren von *Mendelssohn* unterbrochen wurde; daher kam es, wie der aufgeklärte, über alle Vorurtheile erhabene Dr. *Paulus* in seiner lesenswürdigen Vorrede sehr treffend bemerkt, dass die philosophischen Schriften Spinoza's, da sie nur einmal gedruckt worden waren und theuer verkauft wurden, von desto wenigeren Denkern mit Musse wiederholt gelesen, studiert und geprüft werden konnten, durch je mehrere Hände von Neugierigen diese äusserst seltenen Bücher liefen, und dass, als *Mendelssohn* in seinen *Morgenstunden* (1785) *Lessingen* als Vertheidiger des Spinocismus aufstellte, nicht allein sehr viele Gelehrte nicht wussten, worauf es eigentlich in dieser Lehre ankam, sondern auch unter den Philosophen, die dieses hätten wissen sollen, ganz verschiedene Meynungen darüber herrschten.

Eben dieses Schicksal der Verwerfung und Verbannung, und, als ihrer Folge, der Unkunde, traf auch den *Tractatus theologico-politicus.* Von diesem Werke äussert der Herausg. (worauf auch schon der deutsche Uebersetzer dieses Buchs, Gera, b. Bekmann 1787, in seiner schon im J. 1785 geschriebenen Vorrede hindeutete, wobey er jedoch einen wirklichen Gebrauch desselben von Seiten der neueren biblischen Exegeten und Critiker voraussetzte), dass diese Schrift zwar grösstentheils das schon enthalte und beweise, was von den Büchern des alten Testaments in Ansehung des Begriffs der Weissagung, des Ursprungs und Alters der einzelnen Bücher, der Sammlung des Canons, der Regeln der Interpretation, der Auctorität der Vocalen, der abweichenden Lesarten in den rabbinischen Marginalien u. dgl. nach länger als einem Jahrhunderte, auf dem Wege der biblischen Exegese und Critik, besonders durch *Eichhorn*, von neuem entdeckt worden sey, dass aber gleichwohl in jener Schrift des Sp. noch manches liege, was von den biblischen Philologen zu gleichem Behufe benutzt zu werden verdiene. Einen Theil der Schuld, dass dieses Buch in Ansehung seines Inhalts den meisten Exegeten so lange unbekannt geblieben ist, legt der Herausgeber mit Recht dem Titel desselben bey, hinter welchem sie keine freymüthige Einleitung in das alte Testament hätten vermuthen können. Wer wird hiernächst nicht der Meynung des Herausg., der in dieser Sache selbst competenter Richter ist, beypflichten, wenn er sagt: dass es damals (1776), als *Semler* eine neue Ausgabe von *Lud. Meyer's* (des Freundes und Herausgebers der Op. posth. des Spinoza) Schrift *de Philosophia Scripturae interprete* besorgte, für das biblische Studium es nicht wenig nützlich gewesen seyn würde, wenn jemand auch den *Tr. theol. polit.* selbst durch einen neuen Abdruck in grösseren Umlauf gebracht hätte. Sogar noch späterhin, bey Gelegenheit des Streites über *Lessings* Pantheismus, den Mendelssohn veranlasste, habe man nicht einmal an eine Erneuerung dieses Buches gedacht, um das Publicum, das an diesem Streite Antheil nahm, in den Stand zu setzen, durch eigene Einsicht des Originals selbst über den streitigen Sinn der spinozischen Lehre zu urtheilen. So lange das gelehrte Publicum die Acten unmittelbar selbst einzusehen behindert ist, kann dieser damals entstandene Process nicht für beendiget gehalten werden.

Diese Gründe rechtfertigen das Unternehmen einer neuen Ausgabe der sämmtlichen Werke des Spi-

vollkommen und die Ausführung des letztern giebt ſowohl dem Hn. D. *Paulus* als der Verlagshandlung den gerechteſten Anſpruch auf den Dank der Philoſophen und bibliſchen Philologen. Anmerkungen hat der Herausg. dem Texte nicht beygefügt; die Gründe, die er deshalb anführt, beruhen eines Theils in der Achtung für Spinoza, andern Theils in einer zu weit getriebenen Beſcheidenheit; es hätte aber mit jener wohl beſtehen können, wenn er hie und da, wo der Sinn des Originals zweifelhaft und ſchwierig iſt, oder wo Rückſichten auf die neuere philoſophiſche und bibliſche Literatur belehrend geweſen wären, ſeine Meynungen und Anſichten der Sache, mit Hinſicht auf die abweichenden Erklärungen Anderer, und ſeine Urtheile, Zuſätze und Erinnerungen, aus dem Schatze ſeiner Beleſenheit in Anmerkungen mitgetheilt hätte. Auch würden die Urtheile und Bemerkungen dieſes Doctors *der Philoſophie* über Gegenſtände der letztern ſicher nicht weniger belehrend geweſen ſeyn, als die des Doctors *der Theologie* über Gegenſtände der bibliſchen Exegeſe und Critik.

Da von den *Principiis Philoſophiae Carteſianae* und den denſelben angehängten *Cogitatis metaphyſicis* etc. ſo wie von den *Epiſtolis* nur eine einzige Ausgabe, die der erſteren vom Jahre 1663, die der letztern in den *Operibus poſthumis* von 1677, vorhanden iſt: ſo konnte der Abdruck derſelben auch nur nach dieſen erſten einzigen Ausgaben beſorgt werden. Bey dem *Tract. theol. pol.* liegt die erſte Ausgabe vom J. 1670 zum Grunde. Dieſe drey Werke nehmen den gegenwärtigen *erſten Band* ein. Die Titel und Vorreden der Originalausgaben ſind vollſtändig beybehalten, die Seitenzahlen derſelben hier in Klammern beygefügt, um die auf die alten Ausgaben ſich beziehenden Allegata leicht auffinden zu können, und nur diejenigen Fehler verbeſſert worden, welche in dem Originaldrucke als Druckfehler angezeigt ſtehen, oder ſich nach dem Sinne als ſolche ergaben. Dem *Tract. theol. polit.* hat Hr. P. die der franzöſiſchen Ueberſetzung dieſes Werks, des *Sieur de St. Glain*, Amſterdam 1678, angehängten *Remarques curieuſes et néceſſaires pour l'intelligence de ce Livre* beygefügt. Hr. *von Murr* hat dieſe *Remarques* vor kurzem in lateiniſcher Sprache unter der Aufſchrift: *Benedicti de Spinoza notae Mſtae Marginales ad Tractatum theologico-politicum (edit. in 4to 1670) deſcriptae ex Originali, quod poſſidebat Joh. Rieuwertsz, Typographus Civit. Amſtelod.* drucken laſſen. *Niceron* hatte alſo unrecht, das was bloſs franzöſiſche Ueberſetzung war, für das Original zu halten; es iſt auch kein Grund vorhanden, warum Sp. ſeinem lateiniſchen Exemplare des *Tract. th. pol.* Anmerkungen in franzöſiſcher Sprache beygeſchrieben haben ſollte.

Von den hier, bis auf einige unbedeutende Kleinigkeiten, ſehr correct abgedruckten drey Werken und dem genannten *Appendix* werden in der Vorrede Nachrichten und Bemerkungen mitgetheilt, die alles erſchöpfen, was über den Inhalt derſelben im Allgemeinen ſich ſagen läſst, und was zur Geſchichte und Literatur derſelben gehört. Doch hat Hr. P. in Anſehung dieſer letztern ſich bloſs auf das, was dieſe Schriften des Sp. ſelbſt unmittelbar angeht, eingeſchränkt, und die neuere den *Spinoza* und ſeine Schriften und Lehren betreffende Geſchichte und Literatur ganz übergangen; die aber wahrſcheinlich in der Vorrede zum zweyten Bande, bey Gelegenheit der Ethik, als dem eigentlichen Sitze der Lehre des Sp., und in dem auf dem Titel verſprochenen noch zu erwartenden *Leben des Spinoza* noch nachgeholt werden wird. Auſser jenen Nachrichten enthält die Vorrede auch noch einige dem Geiſte und Herzen ihres Verfaſſers zur Ehre gereichende, auf die Widerlegung der gegen Sp. ausgeſtreuten Verleumdungen und die Rettung ſeines guten Namens, abzweckende treffende Bemerkungen; und beſchlieſst mit einer eben ſo energiſchen als eleganten Lobrede auf den Kurfürſten *Karl Ludwig von der Pfalz*, der Sp., wiewohl ohne Erfolg, nach Heidelberg berufen lieſs, die wir, beſonders auch wegen des ſchönen und ſo natürlichen Uebergangs auf den jetzt regierenden würdigen Kurfürſten von Pfalz-Baiern *Maximilian Joſeph*, mit den eigenen Worten des Vfs. herſetzen: „*Denique non ſine albo lapillo relinquenda eſt Epiſtola LIII.* (pag. 638) *quae ex regnantibus Germaniae Principibus unum [illegible] vanis vulgi opinionibus et calumniis tum temporis [illegible] liberum fuiſſe oſtendit, ut Exiudaeo, ad chriſtiana ſacra non publice transgreſſo, immo a Theologis Carteſianizantibus non paucis aeque ac a coaeva Philoſophorum plebe ad Atheos relegato, ipſo libro viri inſpecto motus, anno 1673 cum Tractatus theologico-politicus jam triennio prius prodiiſſet, in Academia Heidelbergenſi Ordinariam Philoſophiae Profeſſionem offerri juberet, ea quidem lege, ut Philoſophus philoſophandi libertatem haberet ampliſſimam.*“ „*Ut primum lector! Principem hunc e Sereniſſimis Electoribus Palatinis fuiſſe cognoveris (Carolus Fridericus [Car. Ludovicus] erat Friderici Tertii et Quarti, Muſagetarum Palatinorum, aemulus), euge ſane, quisquis ſis, animo votisque Tuis praeſentem habebis noſtrae hujus aetatis Electorem Palatino-Bavarum, novum utriusque ditionis ſuae Soſpitatorem, lucis, quantum poſt tenebras, Vindicem, Litterarum Artiumque omnium, nullius vero partis, ſed Bonorum quorumcunque Patronum! Olim cum ad Spinozam Lud. Fabricius* (p. 639) *ſcripſit, „Principem eximiis ingeniis faventiorem alibi non inveniri“ noſtra quidem aetas Uni e Succeſſoribus Illius Sereniſſimis iisdem laudibus illuſtri bona verba quaevis laetiſſimo omine acclamare et fauſtiſſima apprecari flagrat. Eadem vero pietate alium quemcunque e Principibus Germaniae Illuſtriſſimis Huic in tuenda literarum luce ſimilem venerari, felicitatis, quam poſt reſtitutam quietem publicam terris patriis exoptare poſſumus, corona erit et faſtigium.*“

NATURGESCHICHTE.

London, b. Phillips: *The Mineralogy of Derbyshire* with a deſcription of the moſt intereſting mines in the north of England, in Scotland and in Wales; and an analyſis of Mr. *William's* work, in-

titled „The mineral kingdom." Subjoined is a glossary of the terms and phrases used by miners in Derbyshire. Bey *John Mawe*. 1802. XV. und 211 S. 8. (2 Rthlr.)

Der Vorrede zufolge hatte der Vf. den Auftrag, für die Mineraliensammlung des Königs von Spanien zu Madrid, die verschiedenen Producte der vorzüglichsten Gruben in Derbyshire zu sammeln, und vorzüglich dabey auf die Gebirgsarten der verschiedenen dort vorkommenden Stratificationen Rücksicht zu nehmen. Da der Vf. ein Eingeborner dieser Grafschaft ist und mehrere Jahre in dem für Mineralogie interessantesten Theile derselben gewohnt, auch die Gruben im westlichen England öfter besucht hat: so scheint er gerade der rechte Mann zu einer Beschreibung dieser Art zu seyen. Er verspricht auch, in der Folge Beschreibungen der Gruben in Cornwall und dem westlichen Theile von England zu liefern. Bey dem vorliegenden Buche hatte der Vf. den doppelten Zweck, dem Reisenden die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten anzuzeigen, ihm gleichsam zum Führer zu dienen (deshalb ist denn auch im ersten Abschnitt *von den Merkwürdigkeiten von Derbyshire, vorzüglich bey Castleton*, die Rede von Parks, Kirchen, Gebäuden, Seiden- und Baumwollen-Fabriken u. s. w.), und dem Mineralogen die mineralogischen Gegenstände nach der Natur zu schildern. Rec. muss gestehen, dass diese Schilderung ihm kein sonderliches Interesse gewährt habe. Dass der Vf. bey der beschränkten Seitenzahl und dem splendiden Drucke beide Gegenstände nur summarisch behandeln konnte, ist leicht zu erachten. Im zweyten und dritten Abschnitte giebt er Nachricht von den allgemeinen Gebirgslagern in Derbyshire, welche so auf einander folgen: 1) *Thonhaltiger Sandstein (argillaceous grit)*, unter diesem liegt gewöhnlich Steinkohle, mit welcher Thoneisenstein und Schwefelkies vorzukommen pflegt. 2) *Kieselartiger Sandstein*. 3) *Schiefer*; hat das Ansehen von verhärtetem Thon. 4) *Kalkstein*, 5) *Toadstone*: unter dieser Benennung kommt, wie es scheint, Trapp, Wacke und Mandelstein vor. 6) *Kalkstein*: durch dieses untere Kalksteinlager ist noch niemand gedrungen, und die vorzüglichsten Gruben kommen darin vor. Der Vf. geht jedes Lager etwas genauer durch. Seine oryctognostischen Schilderungen haben zuweilen das Gepräge der Wernerschen Schule, sind aber doch gar nicht musterhaft. Im vierten Abschnitte beschreibt der Vf. die Lagen der gegen Abend von Castleton liegenden Berge, Mam Tor, welcher aus glimmerhaltigen Sandstein und abwechselnden Schieferlagen besteht; Longcliff ein nacktes felsigtes Kalksteingebirge, welches sich nach Manchester hinzieht und viele Gänge enthält; zwischen diesem und dem vorigen liegt ein Berg, welcher von Longcliff abgerissen zu seyn scheint, und den blauen Flussspath liefert. In einer Grube dieses Berges kommt auch das sonderbare Schwefelbley vor, welches Slickenside genannt wird, zuweilen die Wände kleiner Höhlungen bekleidet, wo es eine glatte Oberfläche bildet, und wenn es mit den eisernen Werkzeugen durchbort wird, mit Krachen zerspringt, und die Arbeiter oft sehr beschädiget. Im fünften Abschnitte ist die Rede von einigen Stollen, welche zur Gewältigung der Grubenmasse mit grossen Kosten angelegt sind, es ist darüber aber eben nichts Interessantes gesagt, was sich auf vier Seiten nicht erwarten läst. Im sechsten Abschnitte spricht der Vf. vom Cat-Dirt (welcher eine Art von verwittertem Toadstone ist) oder vielmehr läst er Faujas de St. Fond davon sprechen, dessen Worte er aus seinen Reisen durch England und Schottland auf acht Seiten anführt und dann nur auf drey Seiten seinen Irrthum widerlegt, dass nämlich Bleyerze im Toadstone vorkommen sollen. Nach des Vfs. Versuchen nämlich ist dieser vermeynte Toadstone bloss ein mit Schwefelkies stark gemengter Kalkstein, welcher mit Säuren braust, sich im Feuer roth brennt und Chlorit eingesprengt enthält. Auch widerlegt er Faujas, wo dieser behauptet, dass der Berg Mam Tor ein Kalkberg sey; da er hingegen aus glimmerhaltigen Sandsteine mit abwechselnden Thonlagen besteht. Im siebenten Abschnitte giebt der Vf. Nachricht von der Flussspathgrube und von der Art diese Substanz zu bearbeiten. Der achte Abschnitt enthält die Aufzählung anderer in Derbyshire vorkommenden Mineralien, als Gyps, Quarz, Baryt, kohlensaurer Kalk, Erdharz, Eisen, Braunstein und Zink, von welchen allen der Vf. die Hauptabänderungen kurz angiebt. Im neunten Abschnitte handelt er ausschliesslich von den Bleyerzen, wovon aber auch nichts besonders merkwürdiges gesagt wird. Im zehnten Abschnitte wird von der Kupfergrube zu Ecton gehandelt, wo vorzüglich Kupferkies vorkommt, welcher von 40—60 Procent an Kupfer hält; das Erz bildet hier ein sogenanntes Stockwerk, welches nach dem Vf. das einzige in ganz England seyn soll, und jetzt schon bis zu einer Tiefe von 1320 bearbeitet ist. Der eilfte Abschnitt enthält die Beschreibung der Oberfläche der Gegend von Derbyshire, worüber aber hier wenig befriedigendes gesagt ist. Der thonhaltige Sandstein (*argillaceous grit*) mache die oberste Lage, und zeige auf eine beträchtliche Strecke mehr Gleichförmigkeit, bilde mäsige Abhänge und weite Thäler, die Oberfläche sey mit rothem Thon und Dammerde bedeckt. Hier macht der Vf. eine Digression über das Düngen des Thonbodens mit Kalk. Da wo der grobe Sandstein (*coarse gritstone*) anfängt, bilden sich mehr lange schmale Berge als Hügel, diese Berge sind die höchsten in der ganzen Gegend. Dann folgt der Schiefer (*shale or shistus*), welcher sich meist in Thälern findet, die an einer Seite aus Kalk, an der andern aus Sandstein bestehen. Dann folgen die Kalkberge, welche sehr verschiedenes Ansehen haben, und hin und wieder von grossen Naturwirkungen zeugen. Der Vf. handelt nun noch von der Beschaffenheit der Höhlen im Kalkgebirge, und dann ganz kurz vom *toadstone*, welcher das Kalklager oft theilt und an der Luft durch baldige Verwitterung sehr verschiedenes Ansehen gewinnt. Im zwölften Abschnitte giebt der Vf. einige Nachricht von den Gruben im nördlichen Theile von Derbyshire. Bey Wiggan sind Kohlengruben,

ben, welche Kennelkohle liefern. Bey Chorley sind Bleygruben, welche auch kohlensauren Baryt enthalten, aber seit funfzehn Jahren auflöslich geworden sind. Zu Ulverston sind reiche Eisengruben, welche Glaskopf halten, der sehr schmeidiges Eisen giebt. Zu Conniston ist eine unbedeutende Kupfergrube. Zu Barrowdala ist die Grube von Graphit (welchen die Bergleute dort unrichtig *black wad* nennen) hoch oben auf einem Granitgebirge. Die Grube wird nur alle zwey oder drey Jahr bearbeitet. Der Graphit findet sich in kleinen Höhlen, wo er mit ocherartiger Substanz, Kalkspath, Quarz und vorzüglich mit einer grünlichen, schuppigen oder schiefrigen, milden, glimmerartigen Erde, die einigermaßen serpentinähnlich ist, einen unregelmäfsigen Gang bildet. Bey Kendal ist eine schöne Abänderung von grünem Granit, welcher sich auch in der Grafschaft Galway in Irland findet; sonst bestehen die dortigen Felsen aus bläulichem Thonschiefer. Bey Carlisle ist ein Spiessglanzgang. Der dreyzehnte Abschnitt enthält Nachricht von einigen Gruben in Schottland, welche der Vf. auf einer Reise in dieses Land besuchte, die aber alle nur äusserst cursorisch sind. Im vierzehnten Abschnitte giebt der Vf. kurze Notizen über eine Reise von Glasgow nach Staffa. Die meisten Gegenstände, welche hier nur sehr kurz angegeben sind, kennen wir aus Faujas St. Fond's Reise durch England und Schottland viel genauer. Im funfzehnten Abschnitt spricht der Vf. von der Salzgrube zu Northwich, wo die erste Salzlage 120 Fuss dick ist; folgendes sind d[ie] Gebirgslagen, welche aber viel unregelmäfsiges h[a]ben. Zuerst ein dunkelrother Thon, dann eine A[rt] von Thonschiefer (*plate*), hierauf eine dünne Sandsteinlage (*coarse grit*); dann blauer Thon mit Gips hierauf eine Substanz, welche dort *Metal* genannt wird, aber bloss aus erhärtetem Thon mit Adern von Steinsalz besteht; diese Lage ist sehr dick und unter ihr liegt Steinsalz, welches etwa auf 20 Fuss tief bearbeitet wird; dann folgt wieder eine mit Salz gemengte Thonlage, welche endlich in festes Steinsalz von röthlicher Farbe übergeht. Im sechzehnten Abschnitte spricht der Vf. von der Paris-Grube auf Anglesea, welche ein Kupfererz giebt, das nur etwa $7\frac{1}{2}$ Procent an Kupfer, aber desto mehr Schwefel liefert. Die Grubenwasser enthalten viel Kupfer, welches durch Cementation gewonnen wird. Am Ende giebt der Vf. noch ein paar einzelne Bemerkungen von Wales auf zwey Seiten, und dann einen ganz kurzen Auszug aus *William's Mineral Kingdom*. (Edinburgh 1789. 2 Vol. 8.), worüber er sagt: „Dieses Werk ist in einer so sonderbar weitschweifigen und verworrenen „Schreibart abgefasst, dass eine Analyse desselben, denen, die es besitzen, nützlich seyn und denen, die „es nicht besitzen, eine lehrreiche Uebersicht des darin enthaltenen verschaffen wird." — Da diese Uebersicht aber nichts weniger als kritisch ist; so hält sie Rec. für einen unnützen Anhang.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Leipzig*, b. Richter u. Schönemann: *De more defunctos reges judicandi et laudandi ab Aegyptiis ad Israelitas propagato.* Commentatio historica, auctore *Joanne Christophoro Schreitero*, LL. AA. Magistro, Rev. Min. Candidato etc. 1802. 50 S. 8. Bekanntlich hat Hr. *Heyne* in einer besonderen Schrift (*Opuscul. academ.* Vol. I. p. 135.) die Glaubwürdigkeit Diodor's über das Todtengericht der ägyptischen Könige in Anspruch genommen. Hr. *Schreiter* fand in dem alten Testament, besonders in den Büchern der Chroniken, einige Stellen, welche auf denselben Gebrauch hinweisen, und wurde dadurch veranlasst, die Wirklichkeit eines Todtengerichts und einer absichtlichen Beehrung oder Beschimpfung der israelitischen Könige, und dann den Ursprung dieser Sitte überhaupt, zu untersuchen. Eine historische Induction des Verfahrens gegen verstorbene Könige bey den Israeliten überzeugte ihn, dass wirklich ein solches Gericht vorhanden war, und von den Priestern ausgeübt wurde; so wie eine sorgfältige Vergleichung, die ihn mehrere Uebereinstimmung zwischen dem Verfahren der Aegyptier sowohl als der Israeliten gegen verstorbene Könige bemerken liess, zu dem Resultat hinführte, dass diese ursprünglich ägyptische Sitte unter die Israeliten verpflanzt worden sey. Aus diesen Prämissen folgt ferner, dass Diodorus nicht pragmatisirt, sondern — etwa einige Ausschmückungen abgerechnet — ein historisches Factum aus früheren Quellen erzählt habe. Denn da die Stellen der hebräischen Religionsurkunden auffallend mit Diodor's Nachrichten harmoniren, die Abfassung jener Schriften aber — gesetzt auch, man wollte sie mit *Nachtigall* erst in die Zeit nach dem babylonischen Exil setzen — immer über den Diodor hinaufreichen: so ist die Glaubwürdigkeit des griechischen Schriftstellers in diesem Punkte gesichert, und seine Zuverläsigkeit durch ähnliche im A. T. hierüber vorhandene Spuren bestätiget. Ueberhaupt war, unsers Bedünkens, ein solches Pragmatisiren, wie Hr. *Heyne* mit ausdrücklicher Erläuterung der Sache durch Xenophons Cyropädie annimmt, weit von Diodor entfernt, den selbst seine höchst nachläsige und oft ganz gedankenlose Compilationsmanier nicht einmal zu einem solchen Zweck hinausschauen liess.

Die Ausführung des Einzelnen muss der Leser, den diese Untersuchung interessirt, in Hn. *S.* Schrift selbst nachlesen. Es scheint uns kein Zweifel, dass dadurch mehrere von Hn. *Heyne* willkürlich gehäufte Hypothesen gründlich zurück gewiesen sind, und Hr. *Schreiter* kann wegen der unbefangenen Forschung, die er hier aufgestellt, und wegen der gut angewandten Belesenheit, besonders im Fache der biblischen Literatur, mit Recht auf Achtung und Aufmerksamkeit Ansprüche machen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 14. Januar 1803.

PÄDAGOGIK.

Leipzig, b. Göschen: *Erziehungslehre* von *Fried. Heinr. Crihst. Schwarz*, Pfarrer zu Münster im Hessendarmstädtischen. *Erster Band. Die Bestimmung des Menschen.* In Briefen an erziehende Frauen. 1802. VIII. u. 384 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der schon als Erziehungs-Schriftsteller rühmlich bekannte Vf. dieses durchdachten und auf mehr als vorübergehendes Interesse Anspruch machenden Buches, weist der Erziehung nicht bloss die Jugend zu ihrem Wirkungskreise an, sondern dehnt sie auf das ganze Leben aus, weil sich die Entwickelung unserer Kraft, worin das Erziehen besteht, über das ganze Leben erstreckt. (Indess läfst sich die gemeine Ansicht von der Jugend-Erziehung rechtfertigen. Sie nennt die Anstalten also, welche von andern auf die Dauer unserer Unmündigkeit getroffen werden; nach dieser Periode bleibt es uns überlassen, was wir selbst für unsere Fortbildung thun wollen.) Um nun zu wissen, was geschehen soll, um den Menschen zu seiner Bestimmung zu leiten, mufs man vor allen die Gesetze wissen, nach denen sich die Menschenkraft entwickelt. Das Werk hebt daher mit Untersuchungen über den Menschen an. Es sind hier Resultate eines denkenden Kopfs aufgestellt, der die Ideen anderer benutzt, ohne sich zum Sklaven derselben zu machen, den Gang seiner eigenen Ideen verfolgt, diese zu popularisiren, und in einer edeln, belebten und schönen Sprache vorzutragen versteht.

Die ersten sechs Briefe, obgleich reich an Belehrung und nicht gemeinen Ansichten, berühren wir, da sie blofs vorläufige Betrachtungen enthalten, nur mit wenig Worten nach ihren Hauptmomenten. Das ist die wahre Erziehung, welche von der Natur des Menschen ausgeht, sich genau an ihren Gang anschliesst, und nun eine höhere, veredelte Natur in ihm herausbildet. — Alle Bildung muss vom Anschaulichen ausgehen, an welches Begriffe anzuknüpfen sind. — Die Welt erscheint dem Kind anfangs wie ein Chaos; nach und nach zerlegt sie die fortgehende Sinnenerkenntnifs in einzelne Theile, die dann der Verstand allmälich wieder zusammensetzt, und zu einem Ganzen, zu einer Natur, die unter Gesetzen steht, ausbildet. Der Mensch erblickt seine Verwandtschaft mit der Natur. — Die Lehre von der Association, der Schlüssel zur Erziehungskunst. — Jedes einzelne Product der Natur hat etwas Eigenes: so auch der Mensch. Jedes Kind wächst in seiner eigenen Kraft und Gestalt, die ihm erhalten werden muss; aber jedes Individuum hat auch etwas mit allen gemein, und die Aufgabe der Erziehung ist daher, dass das Allgemeine der Menschheit sich in der Natur des einzelnen Menschen aufs vollkommenste individualisire. Die Physiognomie ist der Ausdruck der Individualität. Es giebt einen gemeinen Schlag, eine Mittelbildung unter der Mehrzahl der Menschen. — Es ist etwas Bleibendes in uns, das Ich, an welches sich alles andere anknüpft. Dieses Selbst bleibt bey allen Veränderungen dasselbe. Es ist die wahre Individualität. — Organisation. In dem Organism der Pflanzen nähert sich alles schon dem Lebendigen. Ueberall darin verbreitete Wirksamkeit der Naturkraft oder des Bildungstriebes. Bey den Thieren wird die organische Kraft zur Lebenskraft.

Im VII. Briefe fängt der Vf. die eigentliche Untersuchung über die Natur des Menschen an. Er erklärt zuerst die einzelnen Theile des menschlichen Körpers, dann zerlegt er die Seele nach ihren verschiedenen Vermögen. Wenn er gleich hier den gewöhnlichen Eintheilungen folgt, auch in wissenschaftlicher Hinsicht ihren Werth und ihre Nothwendigkeit wohl nicht verkennt: so verwirft er doch den Gebrauch derselben bey der Erziehung der Jugend, welche nur durch diese Eintheilungen verwirrt, und zu irrigen Vorstellungen, als wären die verschiedenen Vermögen Personen, von denen sich bald die eine, bald die andere vordrängte und handelte, verleitet werde; da man sich vielmehr gewöhnen müsse, alle einzelnen Kräfte und Vermögen und Wirkungsarten, als die Aeusserungen einer und derselben Menschenkraft, ja selbst Seele und Leib zusammen als Eins — der Mensch — zu betrachten. Er tadelt es daher auch, wenn man zum Behuf der Erziehung dem Kinde zuerst eine Periode der Sinnlichkeit, nach einigen Jahren eine Periode des Verstandes, und zuletzt eine im Jünglingsalter erst kommende Periode der Vernunft hat anweisen wollen. S. 119. „Als wenn nicht in dem Kinde schon dieselbe Kraft wäre, welche man in einer gewissen Beziehung Verstand, in einer andern Vernunft nennt, und als ob die Seele nach einander in drey verschiedene Farben oder gar Gestalten sich umwandelte! Nein, sobald das Kind nur Sprache hat, zeigt sich auch in ihm die Vernunft; ich möchte sagen, noch früher. Jene Vermögen sind alle schon in dem Kinde vereint und innigst verschmolzen: die ganze Menschenkraft, worin sie schlechthin Eins sind, entwickelt und bildet sich zwar stufenweise, oder vielmehr in fliessendem Zunehmen, aber in jeder Entwicklungsperiode erscheint eben diese ganze Kraft mit allen den blofs in unsern Begriffen abgetrennten Vermögen, und die wahre Bildung verbreitet sich in jeder

der Periode auf alle diese Vermögen, denn sie bildet den Menschen im Innersten seiner Kraft." S. 120. „Der verderbliche Missgriff, welcher aus dieser naturwidrigen Abgränzung entstand, war das Zurückhalten des frühern Alters von der Religion. Man sagte: die Religion ist Sache der Vernunft, und zwar der reifen Vernunft, welche die grosen Ideen, Gott, Unsterblichkeit, zu fassen vermag. Es giebt also nur Vorurtheil, Aberglauben, d. h. Hindernisse der Religion, wenn sie vor der Periode der reifen Vernunft gelehrt wird. Man muss sie daher erst im spätern Jünglingsalter anfangen. Ich setze hinzu: man muss sie lieber nie anfangen; denn welcher Mensch ist doch zur völligen Reife der Vernunft gelangt? — zu der Reife, dass er Gott, dass er nur sich selbst vollkommen begreife? — Und dass man hier die Religion als blosse Sache des Lehrens und Begreifens ansah, auch das war die Folge von der Ausscheidung einer reinen Vernunft in dem Menschen, der so als ein Wesen von übel gerathener Mischung dastand."

Im VIII. Briefe wendet sich der Vf. insonderheit zu der geistigen Natur des Menschen. Der Geist äussert sich im Fühlen, Begehren und Denken, abwechselnd bald in dem einen mehr, bald in dem andern, aber immer wirken diese verschiedenen Vermögen zusammen. S. 129. „Wenn ich etwas fühle, so bin ich mir keines Gegenstandes bewusst, ich denke nicht, dass hier das oder das ist, sondern ich habe mit mir selbst zu thun, ich weiss, wie es mir zu Muthe ist, ich werde eines Zustandes in meinem Gemüthe unmittelbar inne. Aber ich bin es doch, der dessen inne wird: es ist also auch hier Thätigseyn des Geistes. In jedem Gefühle vereinigt sich demnach ein Bestimmtseyn mit einem Selbstbestimmen; es dringt etwas auf mich ein, und diesem tritt meine innere Thätigkeit entgegen. Die Gesellschaft gewährt mir Lust: ich nehme diesen Eindruck in mir auf und hege ihn; es ekelt mich etwas an: ich nehme auch diesen Eindruck in mir auf, aber ich setze mich ihm entgegen, um ihn zu verdrängen. — Wir sehen zugleich, wie unmittelbar mit dem Fühlen ein Begehren oder Verabscheuen verbunden ist, schon in demselben Momente, wo der Eindruck auf unser Gefühl eindringt. Denn hier können wir unsere Vorstellung entweder davon abziehen, d. h. die Lust oder Unlust bekämpfen, oder uns diesen hingeben, d. h. das Gefühl hegen. Aus dieser inneren allerersten Regung der Begierde oder des Abscheues folgt dann die äussere, verstärkte. Immer ist es die von uns selbst ausgehende Thätigkeit, es ist Selbstbestimmung. Durch den Eindruck werden wir aufgefodert zur inneren Thätigkeit. Diese kann in einer Aufmerksamkeit bestehen, womit wir nun etwas festhalten, und uns von unserm Gefühle gleichsam wegwenden. Wir fassen dann einen Gegenstand auf, d. h. wir denken. Also ist in dem Gefühle auch beständige Anregung des Denkens, welches nun mehr oder weniger erfolgt, je nachdem Naturanlage oder Uebung dem Geiste diese Richtung seines Strebens zu eigen gemacht haben." In allen Geisteswirkungen bemerken wir ein gewisses *Festhalten* oder *Ansichhalten*, wie es der Vf. nennt, welches darin be[steht], dass wir unsere Aufmerksamkeit hierhin und dorthin wenden, uns von einer Vorstellung abziehen, zu einer andern hinneigen, unsern Entschluss auf[-]schieben, das Denken mehr oder weniger unterhal[-]ten, mit dem Gegenstand uns längere oder kürzere Zeit beschäftigen können. In diesem Ansichhalten liegt das Wesen der Freyheit des Geistes. Es besteht darin, dass wir in der Besinnung unserer selbst leben. Je mehr wir uns von Eindrücken beherrschen lassen, desto näher dem Thiere; je mehr Besonnenheit, desto mehr Würde und kräftige Menschheit.

IX. Brief. In dem Gebiete der Organisationen herrschen drey Naturkräfte, der Bildungstrieb, Empfindungsfähigkeit (Sensibilität) und Reizbarkeit (Irritabilität). „Linné, sagt der Vf. S. 146. hatte unrecht, dass er den Menschen in das Thierreich *setzte*; wenn er ihn gleich an die Spitze stellte, damit machte er es nicht gut. Wir sind zwar dem Thiere näher als den Pflanzen, aber wir sind doch keines von beiden. In dem Menschen erhebt sich die Naturkraft auf eine eigene Stufe, worin sie alle ihre andern Gebilde weit unter sich lässt, und gleichsam sich selbst übertrifft. Hier hat sie es zum Selbstbewusstseyn gebracht. Ein Ich steht da, seiner geistigen Kraft sich bewusst, sich losreissend von der Natur, einer höhern Welt nun auf immer angehörig. Der Mensch steht über der Natur, indem er jene Kräfte der Natur in vollkommenem Gleichgewicht in sich vereinigt. Empfindung und Reizbarkeit ist so innig in ihm vereint, und in [...] gleicher Stärke, dass es selbst unsere Sprache anzeigt, wenn sie unter *Empfindlichkeit* einen gleich starken Grad von beiden versteht, der nur der dritten Wirksamkeit überlegen ist, und also als ein krankhafter Zustand, theils des Leibes, das Gedeihen desselben hindert, theils der Seele, ihrer Vernünftigkeit im Wege ist. Auch das, dass wir unser Herz zugleich als den Sitz der Empfindung benennen, da es doch ganz auffallend des Organs der Empfindung, der Nerven, mehr als andere Theile entbehrt, ist charakteristisch. Und so sehen wir, dass in uns ein Gleichgewicht eintritt, welches den Menschen ganz eigentlich in die Mitte der Schöpfung setzt; die Natur vereinigt in ihm alle Strahlen, um sich in ihm zum Herrn über sich selbst, in zweyfachem Sinne *über sich selbst* zu machen. In diesem glücklichen Gleichgewicht hängt die Freyheit. Bey dem Gewächse kam sie noch nicht zum Vorschein; weil Empfindung und Reizbarkeit zu schwach waren; bey dem Thiere nicht; weil das Gleichgewicht durch die stärkeren Reize gestört war. [Wenn sich diese Hindernisse heben liessen, so könnte also bey der Pflanze und dem Thiere Freyheit zum Vorschein kommen?] Hier aber sind diese Naturkräfte im Frieden, um vereint die höhere Natur aufzuregen. Da wird nun jenes Ansichhalten, wovon wir sprachen, möglich, und der Bildungstrieb geht nicht mehr bloss auf den Körper. Schon bey dem Thiere offenbart sich in ihm ein Ansatz zum Geistigen, denn z. B. es träumt: aber erst in dem Menschen wird er ein geistiges Verarbeiten und Bilden, — Denkkraft.

kraft. Durch diesen Beytritt wird die Empfindung zur Anschauung, Vorstellung zum *Gefühl;* die Reizbarkeit wird Begehren, Wollen, zurechnungsfähiges Selbstbestimmen — *Gewissen,* und sie selbst ist, von beidem begleitet, die Kraft, welche sich überall umschaut, rund umher alles vernimmt und ordnet. — *Vernunft;* — und diese das innere Licht, wie die Sonne das äussere."

X. Brief. Die Entstehung des Geistes und Leibes fällt in den Einen Punkt der Zeugung zusammen, und der Geist entsteht mit und in seinem Organ und durch dasselbe eben sowohl, als der Leib mit und in der Grundkraft des Geistes und durch dieselbe entsteht: denn Leib und Geist sind im Leben Eins, ein Einfaches, nur von zwey Seiten angesehen, jener die äussere Erscheinung, dieser die innere Kraft. Leib und Geist bilden sich mit und wechselseitig für einander. Eben so ist der Geschlechtsunterschied mit dem ersten Werden gegeben, und jedes Geschlecht kommt eben sowohl mit Körper- als mit Geistesverschiedenheiten aus der Hand der Natur. Die sichtbare Organisation des jüngsten Embryo zeigt schon den Unterschied des Geschlechts. S. 165. „Die Anlagen, Fähigkeiten und Thätigkeiten sind, in so fern sie schlummern, noch blosses Innere: sie erwachen, heisst, sie legen sich dar, sie werden zu einem wirklichen Thätigseyn, und dieses geschieht nur in der Bestimmung des Organs und durch dasselbe. So lange das Innere noch nicht *wirksam* ist, ist es auch noch nicht *wirklich,* so wie in der Frucht auf dem Speicher noch keine junge Saat da steht; denn das Innere existirt gar nicht ohne Aeusseres; allein es ist doch ein Trieb, eine schlummernde Kraft da, welche sich gleichsam sehnt in die Wirklichkeit zu treten." Alles Innere des Menschen, diess ist daher Maxime der Erziehung, soll ein Aeusseres werden, und dadurch wird es auch erst ein wahres Innere. Durch diese Gesammtwirksamkeit wird der Mensch ein ganzer Mensch. Die Erziehung werde nicht in die physische und geistige eingetheilt, sondern das Kind werde beständig physisch, und zugleich darin, vom Ersten der Erziehung an, geistig erzogen. Bald muss der Erzieher von der geistigen, bald von der körperlichen Seite ausgehen.

Aeusserst anziehend und lehrreich ist der XI. Brief. Unser Leib ist gerade so gebaut, wie ihn ein Geist, wenn er absichtlich zu Werke ginge, für sich bilden würde. Ein solcher würde sich ein Organ bilden, wodurch er ein Aeusseres wird, d. h. wodurch er mit der Aussenwelt in Wechselwirkung tritt, von ihr empfängt und auf sie wirkt. I. Die Welt soll auf ihn einwirken; er giebt also seinem Körper Empfindungsfähigkeit, verbreitet im Ganzen ein allgemeines Empfindungsorgan, das Nervensystem, und entwickelt in einzelnen Theilen die einzelnen Sinnenwerkzeuge, deren bewundernswürdig zweckmässige Einrichtung hier dargethan, und woraus eins der Hauptgeschäfte der Erziehung: die harmonische Ausbildung der Empfindung durch die Sinnenwerkzeuge, nach den Winken der Natur, hergeleitet wird. II. Der Geist will mit seinem Körper einwirken auf die Aussenwelt; daher giebt er ihm Gliederabtheilungen, Muskeln, Gelenke, einzelne Organe, und um den Leib selbst zu diesem Zwecke, oder überhaupt, um durch ihn auf dieser Erde zu bestehen, in gutem Zustande zu erhalten, giebt er ihm Eingeweide. Durch jene ist der Mensch zur möglichsten Gewandtheit und Stärke, durch diese zur frischesten Gesundheit, zur regsamsten Lebhaftigkeit in allen Lebensverrichtungen und zur möglichsten Lebensdauer bestimmt. Ueber letztere erklärt sich der Vf. S. 180. so: „Der Geist bildet sich sein Organ für seine Erdenbestimmung; und, diesen Grundsatz einmal angenommen, folgt, dass der vollkommenste Mensch zu einem gerade so langen Leben bestimmt ist, bis der Geist auf diesem Wohnorte fertig geworden. Da würde nun wahrscheinlich ein höheres Alter als jene 200 Jahre, die Hufeland annimmt, herauskommen. Weil aber kein Mensch der vollkommenste ist, so können wir nicht anders denken, als dass jeder eine gewisse Quantität Kraft zum Leben mitbringt, und das Ziel dieser Kraft erreichen, hiesse demnach eines *natürlichen* Todes sterben." Die vollständige Herausbildung der Lebenskraft ist also auch ein Gegenstand der Erziehung. Das Stumpfwerden der Sinne, die abnehmende Wirksamkeit und zunehmende Schwäche des Körpers im Alter, sieht der Vf. als die Erscheinung eines Geistes an, der auf dieser Erde bald fertig sey, und sich allmälich wegziehe; aber da diess allgemeine Symptome des Alters sind, so können sie wenigstens kein Zeichen abgeben, dass der Geist, nach des Vfs. Ausdruck, auf diesem Wohnort fertig geworden, d. h. alle seine Kräfte vollständig ausgebildet habe. Betrachtungen über den Schlaf als Unterhaltungsmittel des irdischen Daseyns beschliessen diesen Brief.

XII. Brief. Die *Jugend* ist die Zeit des Aufnehmens oder der Empfänglichkeit. Das Entstehen des Kindes ist der Anfang einer Sensibilität (die innere Kraft in der Richtung, in wie fern sie Eindrücke auffasst), worin der Bildungstrieb wirkt, und so beginnt der Mensch gleichsam mit einem Pflanzenleben. Hierin nimmt die bildende Kraft zu, und darum wird sie ein stärkeres Entgegenwirken gegen die Eindrücke, sie wird zugleich Irritabilität. Während dieses continuirlichen Fortganges kommt sie denn auf den Punkt, wo sie sich im Organismus als etwas Lebendiges bemerkbar macht. Diess ist der Zeitpunkt, wo die Mutter zuerst das Leben des Kindes empfindet. Dann kommt der entscheidendere der Geburt, wo es als lebendiges Wesen für sich zu bestehen anfängt. Aber noch immer ist die Sensibilität vorherrschend, obgleich von Jahr zu Jahr weniger, bis endlich die erhöhte bildende Kraft im Gleichgewicht ihrer Richtungen als vollkommene Menschenkraft auftritt, und die Jugend vollendet ist. Ob also gleich die Empfindungsfähigkeit in der Jugend vorherrscht, so wirkt sie doch nie ausschliesslich, sondern S. 204. „In der Sensibilität des Kindes erscheint mit dem Frühesten menschliche Energie; denn diese verarbeitet ja die Ein-

Eindrücke organisch und geistig zugleich; also mit ihr das gehörige Maass von Reizbarkeit; und so arbeitet der menschliche Bildungstrieb." Aeusserlich erscheint die Jugend als die Zeit des *Wachsthums*, weil dadurch der Geist sein Organ in allen Richtungen entfaltet, und es ganz zum Aufnehmen und Wirken zubereitet. Zugleich wird alles stärker. Jedoch dauert, wenn der Mensch auch schon ausgewachsen ist, die Stärkung oder das innere (organische) Wachsthum noch eine Zeit lang fort. Man nennt diese innere Vollendung die *Mannbarkeit*, mit welcher der Mensch mündig oder sein eigener Herr wird. Auch in dieser Periode findet aber ein inneres Fortsteigen zu einem weiter nach dem Alter zu liegenden höchsten Punkte statt; diess ist der eigentliche Mittagspunkt des Lebens.

(Der Beschluss folgt.)

TECHNOLOGIE.

BERLIN, in Comm. b. Vieweg: *Ausführliche theoretisch-praktische Anleitung zum Ziegelbrennen mit Torf und zweckmässigen Neubau der dazu erfoderlichen Oefen.* — In 4 Abtheilungen mit 2 grossen Kupfertafeln. 1802. 166 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Zuerst einige Erfahrungssätze in Bezug auf die Beschaffenheit und Wirkung des Torfs beym Brennen, wobey dem Torf wegen der grösseren Wirksamkeit des Glutfeuers und des damit verbundenen Zeitgewinns der Vorzug vor dem Holz eingeräumt, und aus wirklichen Versuchen erwiesen wird. Dazu verlangt aber der Vf. einen hinlänglich geräumigen Torfschuppen, um *trockenen* Torf beständig im Vorrath zu haben. In der zweyten Abtheilung bestimmt der Vf. die Eigenschaften, welche ein zum Torfbrand eingerichteter Ziegelofen haben müsse. Die *v. Cancrinsche* Einrichtung scheint ihm zu diesem Zwecke nicht ganz passend; er giebt daher eine andere an; die sich von letzterer besonders darin unterscheidet: 1) dass sein Ofen, in horizontalen Durchschnitten betrachtet, nicht kreisförmig sondern elliptisch (oval) gestaltet ist; 2) dass sein Ofen statt eines einzigen Feuerheerdes mehrere (4, 5, 6) parallele Feuergassen führt; 3) dass sein Ofen nach oben zu nicht enger, sondern in gleicher Weite aufgeführt wird; 4) dass die Steine, welche die Ofenmauer bilden, in den horizontalen Durchschnitten des Ofens nicht in einem Zusammenhange fortlaufen, sondern im Mauerwerk einen Canal formiren, welcher von unten nach oben aufwärts steigt; 5) dass in die bey jedesmaligem Brennen gemachte Bedeckung besondere Zugröhren eingesetzt werden. Die Vertheilung des Heerdes in mehrere Schürgassen scheint allerdings der Torffeuerung weit angemessener zu seyn, und mit dieser Einrichtung verträgt sich die kreisförmige Grundfläche nicht so gut als die elliptische, bey welcher die Schürgassen dem kleinen Durchmesser parallel durchgeführt werden. Die Absonderung der Ofenmauer durch einen leeren Canal hat Rec. schon vor fünf Jahren empfohlen, aber aus wichtigern Gründen, als man hier angegeben findet. Die vorgeschlagene Einsetzung der Zugröhren in die Decke ist gewiss von Wichtigkeit, und eine wesentliche Verbesserung. Aber das Aufsteigen des Ofens in *gleicher* Weite scheint auf gar keinen Gründen zu beruhen; vielmehr hält Rec. die Verjüngung des Ofens von unten nach oben für eine wesentliche Vollkommenheit guter Kalk- und Ziegelöfen, weil der Wärmestoff im Aufsteigen von Schichte zu Schichte von den eingesetzten Steinen absorbirt wird, also die Abnahme der Steinschichten nach oben der Abnahme des Wärmestroms vollkommen angemessen ist. Die Höhe des Ofens giebt der Vf. nach Rec. Einsicht zu klein an, und im Ganzen kann die sämmtliche Wärme gewiss ökonomischer benutzt werden, wenn der Ofen nach oben enger, dagegen aber höher aufgeführt wird, als der Vf. angiebt. Wie übrigens der Vf. in dem von ihm angegebenen 14' hohen Ofen 30—36000 Mauer- nebst 15—20000 Dachsteinen einsetzen will, begreift Rec. nicht. Für die Ziegelhütte, in der sich der Ofen befindet, schlägt der Vf. eine Verdachung mit Bohlensparren vor, die auch nach Rec. Einsicht hier vorzügliche Empfehlung verdient, weil sie ohne allzugrosse Tiefe des Gebäudes zur Verhütung aller Feuersgefahr eine hinlängliche Höhe giebt. Die dritte minder wichtige Abtheilung enthält doch manche nützliche Bemerkungen über das Brennen selbst. Die vierte handelt vom zweckmässigsten Bau der Torfschuppen, und enthält zugleich eine vollständige Erklärung der beygefügten sehr ausführlichen Risse. Die Schrift ist ein wichtiger Beytrag zur Technologie, und sie verdient allgemein gelesen und benutzt zu werden. Denen, welche die von dem Vf. als bekannt angenommenen Bohlendächer nicht kennen, empfiehlt Rec. *Gilly's* Abhandlung über Erfindung, Construction und Vortheile der Bohlendächer, Berlin 1797 in gr. 4.

* * *

GIESSEN, b. Krieger u. C.: *Abhandlung vom Torfe*, dessen Ursprung, Nachwachs, Aufbereitung, Gebrauch und Rechten, (von *v. Cancrin.*) 2te Aufl. Nebst 2 Kupfertafeln. 1801. 96 S. 8. (8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1794. Nr. 122.)

STENDAL, b. Franzen u. Grosse: *Neue homiletisch-kritische Blätter.* 7ter Band. 2tes Quartalheft. 13 Bog. 3tes Quartalheft. 1802. 192 S. 8. (jedes Quartal 12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1802. Nr. 330.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 15. Januar 1803.

PÄDAGOGIK.

Leipzig, b. Göschen: *Erziehungslehre* von *Friedr. Hnr. Chst. Schwarz. Erster Band. Die Bestimmung des Menschen* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Dreyzehnter Brief. Durch das ganze Reich der Organisationen trennt sich alles in Geschlechter; bey manchen minder sichtbar, bey andern völlig gesondert. In dem belebten, also vollständigen Organismus ist auch diese Trennung vollständig. S. 214: „Alles ist in dem männlichen Menschen anders bestimmt als in dem weiblichen, und hieraus folgt, dass in jedem Geschlechte die Menschenkraft eine eigene Richtung nehme, und dass also diese Trennung in das *zeugende* und in das *empfangende* Geschlecht die Allseitigkeit der vollkommensten Menschheit unmöglich mache. In dieser nothwendigen Beschränktheit ist es genug, den vollkommensten *Mann* und das vollkommenste *Weib* als Ideal des Menschen gelten zu lassen. Doch vereiniget wiederum die Natur auf ihrer höheren Stufe in jedem Menschen auf gewisse Art beides; denn wir erzeugen in uns selbst Vorstellungen, und der Geist ist hier zugleich das Empfangende und Zeugende. Aber auch dieses geschieht bey dem Manne anders als bey dem Weibe; daher verschliesst sich in den Geschlechtsunterschied das Allgemeine und Höhere der Menschheit immer wieder hier auf die mannichfaltigste Weise. Also dürfen wir auch hier, in Absicht des Charakters, die Abgränzung der Naturen nicht so scharf fassen; es giebt Weiber mit vieler Männlichkeit, und Männer mit vieler Weiblichkeit. Die Charakter-Verschiedenheit der Geschlechter giebt der Vf. so an: Die Menschheit erscheint I. als männlich. Grundcharakter. *Ausser sich bilden*: vollständig — als Mann. In Absicht des Innern 1) rein männlich; (der Vf. wählt Repräsentanten aus der Fabel: Zevs, Herkules); 2) mit weiblicher Richtung (Apollo, nicht noch mehr Bacchus?) II. als weiblicher Grundcharakter: *In sich bilden*; vollständig — als Weib. In Absicht des Innern 1) rein weiblich (Venus); 2) mit männlicher Richtung (Juno, Pallas). In der Ausführung und in der Entwicklung des physischen und geistigen Einflusses der Aeltern auf ihre Kinder kommt viel Merkwürdiges vor. In Bezug auf die Erziehung wird angenommen, dass das Weib die Kinder besser verstehe als der Mann, dass der Mann sie methodischer behandle als das Weib, dass aber nur die liebevolle Verbindung von Mann und Weib eine vollständige Erziehung der Kinder gewähre.

XIV. Brief. Der Geist bildet sich vom Anbeginn durch seinen Leib vermittelst der Einbildungskraft zum Geiste aus, und in dem Eigenthümlichen, womit das erste Bewegende in ihr zu wirken anfängt, ist die Individualität des Menschen (die Geschlechts- und die Charakter-Verschiedenheit) gegründet. Das Mädchen behält die Empfänglichkeit als herrschend in seinem Charakter; aber die Phantasie desselben hat von früh an die Tendenz, sich zur innern Thätigkeit zurück zu ziehen. Die Associationen verbinden sich bey ihm mehr mit Nervenveränderungen als mit Muskelreizen; sie wirken überhaupt mehr von der Seite der Innigkeit, als der Stärke nach aussen. So ordnet sich alles vornehmlich zur stillen Betrachtung; es wiederholen sich die Eindrücke der Empfindung lebhafter und es bildet sich ein innigerer, tiefer *Sinn*. In dem Knaben bringt die Zunahme der Kräfte mehr Unruhe hervor. Denn hier associirt sich alles mehr mit Muskelthätigkeit; es treibt ihn mehr in das Leben hinaus. Da sich hier die Empfänglichkeit der Jugend mehr mit der nach aussen wirkenden Reizbarkeit verbindet: so erscheint in ihm alles im Kampfe. Es bildet sich mehr die nach aussen gehende *Willenskraft*.

Der XV. Brief leitet zu den folgenden über die Zwecke des Lebens ein. Nur in Eine Behauptung S. 261 können wir nicht unbedingt einstimmen: der von den Sorgen und Beschwerlichkeiten des Lebens Niedergedrückte klage und seufze darum so sehr, weil Trägheit und Sinnengenuss sein höchstes Gut sey, und weil er nichts besseres kenne als seine Schwäche. Wie? Ist nicht jenes Seufzen oft gerade ein Beweis, dass er das Bessere kennt und sich unglücklich fühlt, über den gemeinen und niedern Sorgen des irdischen Lebens die höhern Angelegenheiten seines Geistes verabsäumen zu müssen?

XVI. Brief. *Humanität* soll das Leben eines jeden Menschen auszeichnen. Je mehr sein Leben in das allgemeine Leben des Menschen als Humanität übergeht, desto grösser ist es; denn es nimmt an der Grösse der gesammten Menschheit Theil. S. 283: „Die wahre Grösse geht in dem Kinde auf, bald mit stärkeren, bald mit schwächeren Anlagen, und in dem Greise geht sie nur als äusserliche (weltliche) unter. Sie wird das, was wir *Seelengrösse* und *Hoheit* nennen". S. 287: „Die Humanität erscheint uns nur in der *Freundlichkeit*; wo sie ist, da ist ein frohes Gemüth. Denn da ist alles in Thätigkeit und Harmonie, und darin ist das Gefühl der inneren Gesundheit und Kraft

Kraft, welches wir den *frohen* Muth nennen. Dieser soll sich durch unser ganzes Leben hindurch ziehen".

Der XVII. Brief von der Liebe als dem Innersten und Heiligsten im Menschen wird freylich nicht jedem Leser klar genug scheinen. Diess bringt die Natur des Gegenstandes selbst mit sich. Kann gleich das Innerste des Lebens nie ganz erkannt, ausgesprochen und erklärt werden: so erkennen wir doch in der Liebe (daher die Sprache auch Liebe und Leben so nahe zusammen stellt) das, worin sich ewig der Geist frey und froh bewegt, das Innere, wovon die Humanität die Erscheinung ist, das Geistige in dem Geiste; und ein geheimes Selbstgefühl sagt uns, dass wir in ihr alles Herrliche finden, wozu uns die Gottheit bestimmt hat.

Der XVIII. Brief handelt von dem Affect, der Leidenschaft, der Güte, der Tugend. Die *Affecten* sind die Kämpfe der Thierheit gegen einen lebenvollen Geist; *Leidenschaft* ist das bleibende Befestigtseyn an einen Gegenstand, welcher dem Geiste seine Schwingen gebunden hält. Die *Güte* des Menschen besteht in der ungestörten Harmonie oder in der völligen Selbstbeherrschung. Die *Tugend* ist die wahre Menschenkraft in ihrem Fortstreben. S. 320: „In der Kunst, die Leidenschaften gar nicht aufkommen, und die Affecten in eine schöne Gemüthsbewegung übergehen zu lassen, besteht das, was man die *negative Erziehung* nennen mag, welche auf ganze Völker eben so anwendbar ist, als auf einzelne Personen. Denn gewiss ist es, dass nur der sich selbst gegebene Geist sich frey und zum guten Menschen bilden kann. Die Güte des Menschen ist nämlich undenkbar ohne Freyheit; und diese erhebt sich nur in dem graden, aufrechten Emporsteigen der Kraft, womit der Geist aller Geister sein Bild in uns anlegte."

Im XIX. Briefe werden die Erscheinungen der Humanität auseinandergesetzt, welche sich äussert im Gefühl der Würde, der Geselligkeit, der Religion, dem Gefühl des Schönen, Rührenden und Erhabnen, endlich im Sittlichen, welches sich anfangs als gutartiges Gefühl der Sympathie, der Herzlichkeit und des Anständigen ankündigt, dann als höchstes, innres Gesetz. S. 333: „Er fühlt sich diesem verbunden, und die durch dasselbe vorgeschriebene Handlung als seine Pflicht; er denkt: ich *soll*, und ich *will*, was ich soll. Dieses wiederholt sich nun öfters in den Associationen; es erwächst ein reges Pflichtgefühl — moralisches Gefühl und Gewissen — welches mit dem Wachsen der Liebe sich verstärkt und mit der Religion zusammenfliesst". S. 334: „Das Leben des Tugendhaften ist in Allem freyer Herzenserguss, und es würde dennoch auch in dem, was ohne deutliches Bewusstseyn darin vorgeht, vor der Sittenregel bestehen; nur in manchen ernsten Fällen steht es in dem Pflichtgedanken da, der nicht mehr und nicht weniger Werth hat, als jeder andere aus dem Innersten hervorgegangene gute Gedanke, er wirkt dann wieder begeisternd auf das Lebensganze zurück, und zerfliest damit in Eins". Indess soll der vernünftige Mensch freylich seinen Lebensplan nach einem vernünftigen Zwecke ordnen, dem nirgends widersprechen und ihn, wo es nöthig ist, durch sein Denken durchführen.

XX. Brief. Natur und Freyheit sind nicht mit einander in Widerspruch, und die Bestimmung des Menschen bezeichnet eben sowohl das, was die Natur mit uns will, als das, was wir durch unsre Freyheit mit uns selbst sollen und wollen. Durch jene haben wir unsre Bestimmung erhalten, durch diese erwählen und denken wir sie auch, und bilden uns von Allem Ideen. S. 339: „Die Sinnenanschauung genügt uns nicht, wir suchen ihre Vollendung in der Idee der *Schönheit;* unser jetziges Leben genügt uns nicht, es hat uns die Idee eines Höchsten erweckt, das wir *Seligkeit* nennen; auch unser Denken sucht Vollendung in der *Wahrheit*, unser Handeln überhaupt in der *Weisheit*. Diese vierfache Idee vereinigt sich in uns zu dem Ideale einer herrlichen Welt, an welcher wir in uns und ausser uns bilden als ihre würdigen Bürger." Der Edle erhebt sich nun zu einem Leben nach Ideen, die nach der Eigenthümlichkeit, die jeden Menschen auszeichnet, ihre besondre Richtung nehmen, woraus das Individuelle der Bestimmung, der Beruf zu einem bestimmten Geschäft oder Stand, entspringt. Mit der Auffassung dieser charakteristischen Idee ist die Jugenderziehung geendigt.

XXI. Brief. Die Natur will, dass jeder Mensch unter Menschen das Beste werde, was die Erde hat. Sie legte es hierzu auf eine allgemeine liebevolle Gemeinschaft an, und sie veranstaltete selbst die innigste, wodurch sie das Kind seinen Aeltern werden lässt. Sie will also, dass älterliche Liebe das Kind zur Menschheit bilde, und dass kindliche Liebe sich dazu bilden lasse. Sie will, dass wir unser ganzes Leben hindurch in und durch Liebe fortgebildet werden, und dass die Menschen dazu aufeinander wirken. Der Einfluss, welcher diese Bildung befördert, heisst Erziehung. Es ist also Bestimmung des Menschen, erzogen zu werden und zu erziehen.

Der Anhang über den ersten Unterricht enthält in Kurzem viel Gedachtes und Wahres. Die herkömmliche Buchstabir- und Syllabir-Methode findet an dem Vf. einen scharfsinnigen Vertheidiger.

Der Vf. hat seine Briefe an Frauenzimmer gerichtet. So viel Einladendes er in dieselben durch Neuheit der Ansichten und durch den Reiz einer blühenden und anmuthigen Darstellung zu legen gewusst hat: so wird ihm doch verhältnissmässig nur eine kleinere Zahl denkender und gebildeter Frauen überall folgen oder ihn erreichen können. Das System ist sehr folgerecht durchgeführt und aus seinen Vordersätzen entwickelt. Er stösst in vielen Punkten gegen herrschende philosophische und pädagogische Vorstellungen an, verdient aber gerade wegen des eklektischen und eigenthümlichen Geistes recht sehr geschätzt zu werden.

LONDON

London, b. Johnson: *The Parents Friend;* or extracts from the principal Works on Education, from the time of Montaigne to the present day, methodized and arranged. With observations and notes by the editor. In two Vol. 1802. *Erster Band.* XV u. 347 S. *Zweyter Band.* 386 S. ohne das Register 8. (4 Rthlr. 16 gr.)

Der ungenannte Vf. machte sich aus den mehresten und bekanntesten Werken der Engländer, so wie aus einigen deutschen und mehreren französischen, die seit Montaigne bis auf unsere Zeiten erschienen, Auszüge, und ordnete sie unter folgende Kapitel: 1) Gesundheit, Nahrung, Kleidung, Bewegung, Uebung der Sinne. 2) Beyspiel. 3) Allgemeine Bemerkungen über Erziehung, Gehorsam etc. 4) Belohnungen und Strafen. 5) Wie weit man Fragen beantworten und mit Kindern räsonniren soll. 6) Gedächtnifs. 7) Belustigungen und Spielsachen. 8) Wahrhaftigkeit, Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit, Gerechtigkeit etc. 9) Seelenstärke, Empfindsamkeit, Wohlthätigkeit etc. 10) Demuth. Stolz, Eigendünkel etc. 11) Lebensart und Höflichkeit. 12) Schaam und Keuschheit. Der 2te Band enthält: 13) Religion und philosophische Moral. 14) Oeffentliche und Privaterziehung, Schulen, Feyertage etc. 15) Pflichten des weiblichen Geschlechts, Erziehung der Mädchen. 16) Lesen, Grammatik, Sprachen etc. 17) Dichtkunst, Mythologie, Bücherwahl. 18) Geschichte, Chronologie, Rechte. 19) Erdbeschreibung und Sternkunde. 20) Schreiben, Rechenkunst, Buchführen. 21) Naturgeschichte, Naturlehre, Botanik, Chemie, Mathematik. 22) Zeichnen und Perspectiv. 23) Musik, Singen, Tanzen. 24) Reisen. 25) Kleidung. 26) Klugheit, Hauswirthschaft, Weltkenntnifs etc.

Von den englischen Schriftstellern findet man hier die besten und bekanntesten; von französischen Montaigne, Fénélon, Rollin, Fontenay, Rousseau, Me. de Genlis, Me. de la Fite; von deutschen blofs Krüger über die Erziehung der Kinder; über gymnastische Uebungen: Hufeland und Struve. Ohne Zweifel hätte der Vf., wenn er unsere Sprache verstände, sein Werk noch weit wichtiger machen können; allein es scheint nur die angeführten zu kennen, und diese aus englischen Uebersetzungen. Indessen unternahm er immer eine sehr verdienstvolle Arbeit, indem er aus einer grofsen Menge von Bänden das Beste und für unsere Zeiten das Brauchbarste zusammentrug, und so gleichsam einen Catechismus für Aeltern und Erzieher lieferte, in welchem diese die Meynungen und Grundsätze einer grofsen Menge bewährter Schriftsteller übersehen können. Selbst diejenigen, die einen grofsen Theil derselben gelesen haben, werden die hier gemachte Auswahl, die mehrentheils sehr gut gerathen ist, mit Vergnügen und Nutzen wieder durchsehen. Vielleicht hätte der Vf. über gewisse Rubriken die Zahl seiner Auszüge einschränken sollen, besonders, wenn mehrere Schriftsteller, wie es hier oft der Fall ist, einander geradezu widersprechen. Freylich hilft er bisweilen durch eine Anmerkung nach; allein in den mehresten Fällen überläfst er es dem Leser, selbst zu prüfen und zwischen verschiedenen Meynungen zu wählen; so dafs das Buch weder für Anfänger in der Erziehungskunst, noch für gemeine Leser ist. Besonders gilt diese Bemerkung für die alten Sprachen, ihren Nutzen und die Art, sie zu lehren; über welche Punkte diese Schriftsteller ausserordentlich von einander abweichen. Hauptfächlich fiel es Rec. auf, dafs sie alle, Knox ausgenommen, gegen die Gewohnheit declamiren, die Knaben lateinische Verse machen zu lassen. Sie sehen darin blofs den Zweck, aus Knaben lateinische Dichter zu machen, welches wohl keinem vernünftigen Schulmanne einfallen wird. Keiner dieser Schriftsteller, selbst Knox nicht ausgenommen, scheint die Sache in einem richtigen Gesichtspunkte zu sehen, und doch glaubt Rec., dafs wenig Gelehrte, die es im lateinischen Versemachen zu einer gewissen Uebung gebracht haben, die darauf verwandte Zeit bedauern werden; wäre es auch nur von geringer Betrachtung, dafs die, welche in ihrer Jugend keine lateinischen Verse machten, selten ganz fest in der Prosodie sind. Rec. kennt gute classische Gelehrte, die selten einige lateinische Worte aussprechen, oder eine Stelle aus einem Schriftsteller anführen, ohne sich durch grobe Verstöfse lächerlich zu machen; auch wird ein solcher nur selten die alten Dichter mit Geschmacke und wahrem Genusse lesen. Allein diese Uebung gewährt noch weit gröfsere Vortheile für das ganze übrige Leben, weil der Knabe dadurch, dafs er lateinische Verse macht, tiefer in diese Sprache eindringt, genauer mit ihr bekannt wird, und dabey eine Gewandheit, Abwechselung, Wendung und Leichtigkeit des Ausdrucks bekommt, die ihm in seinen künftigen Compositionen, in jeder andern Sprache, ohne dafs er es weifs und daran denkt, nützen.

Am Ende findet sich ein sehr umständliches Register über alle die mannichfaltigen Gegenstände, die in den 2 Bänden verhandelt werden.

Rostock u. Leipzig, b. Stiller: *Nachricht von der Herzogl. Mecklenburg - Strelitzischen Bildungsanstalt für Küster und Landschullehrer*, nebst Beschreibung der Seminarien zu Stettin, Ludwigslust, Greifswald und Berlin, von *Friedr. Ludw. Reinhold*, Prediger zu Woldegk und Pasenow. 1802. 150 S. gr. 8. (12 gr.)

Dem Eifer und der Betriebsamkeit des Vfs. dieser Schrift verdankt Mecklenburg - Strelitz seit 1801 eine für seine Bedürfnisse und seinen Umfang gut berechnete Seminarien - Anstalt. Er leitete zuerst 1800 in den nützlichen Beyträgen zu den Strelitzischen Anzeigen die öffentliche Aufmerksamkeit auf das Bedürfnifs eines solchen Instituts hin, bot darauf dem Herzog seine Dienste zur Errichtung einer öffentlichen Bildungsanstalt für Landschullehrer an, und legte einen Plan dazu vor. Dieser ward genehmigt, und jede verlangte Unterstützung bewilligt. Zu Michaelis 1801 wurde die Anstalt in dem Landstädchen Woldegk mit

sechs

fechs Seminariften, der feftgefetzten Anzahl, eröffnet, welche zwey Jahre lang täglich 2 Stunden Unterricht von dem Prediger Reinhold, in Verbindung mit zwey dortigen Schullehrern, die in der Mufik, im Singen und Schreiben unterrichten, erhalten. Die Gegenftände des Unterrichts find im erften halben Jahre Religion, deutfche Sprache, Erdbefchreibung, Rechnen, Schreiben und Mufik; im zweyten das Nöthigfte aus der Welt- und Naturgefchichte, nebft der Fortfetzung der Sprach- Religions- Mufik- und arithmetifchen Unterrichts; im zweyten Jahre wird das Wiffenswürdigfte aus der Naturlehre vorgetragen, befonders aber auf praktifche Anweifung zum Unterricht der Kinder hingearbeitet, wobey auch die Uebung in der Mufik und im Melodieführen fortgefetzt wird. Nebenbey werden mancherley, dem künftigen Landfchullehrer nützliche Dinge, als Baum- und Bienenzucht, Korbflechten u. dgl. gelehrt. Der Ueberbildung foll möglichft entgegengearbeitet werden; die Erfahrung wird auch wohl lehren, dafs es fchwer, wo nicht unmöglich feyn dürfte, junge, rohe, ungebildete Handwerker — denn die Präparanden werden aus den Profeffioniften genommen; gegenwärtig find felbft zwey junge Meifter darunter — in zwey Jahren in allen den Gegenftänden gründlich zu unterrichten, die in den Plan aufgenommen find. Alle Landfchulftellen werden künftig aus dem Seminar befetzt, und da im Strelitzfchen jährlich im Durchfchnitt zwey Stellen erledigt werden: fo können die jedesmaligen Seminariften auf Beförderung innerhalb drey Jahren rechnen. Um fich über die Organifation und Verfaffung ähnlicher Anftalten zu unterrichten, machte der Vf. eine Reife nach Stettin, Ludwigsluft, Greifswalde und Berlin, und er theilt in der zweyten Hälfte feiner Schrift umftändliche, mit einer anftändigen Kritik begleitete, Nachrichten über die dortigen Bildungsanftalten für Landfchullehrer mit.

SCHÖNE KÜNSTE.

Posen u. Leipzig, b. Kühn: *Die Honigmonate.* Von dem Verfaffer von Guftavs Verirrungen. *Erfter* Theil. 1802. 252 S. *Zweyter* Theil. 199 S. 12. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der durch einige frühere Verfuche bereits vortheilhafte Vf., oder, wenn wir der Ankündigung des Verlegers glauben follen, die Verfafferin, hat mit diefem kleinen Romane dem beffern Theile des Publikums gewifs ein angenehmes Gefchenk gemacht. Die gewöhnlichen Romane endigen in der Regel mit der Hochzeit, hier ift endlich einmal das Gemälde einer anfangenden Ehe aufgeftellt. So äufsert fich die Eiferfucht in einem grofsen männlichen Charakter, fo benimmt fich ein reines, fanftes unglückliches Weib dabey; dies ift in wenig Worten der Inhalt diefes anziehenden Werkes, worin man eine Menge neuer und rührender Situationen finden wird. Uebrigens ift es wahr, der Plan ift nicht ganz fehlerfrey, und die Handlung fcheint einiger überflüfsiger Digreffionen wegen, zwey oder dreymal, befonders im *erften* Theile etwas ftill zu ftehn; aber die Ausführung des Ganzen, die feine pfychologifche Entwicklung und Haltung der Charaktere, befonders Juliens und des Oberften, die faft immer fehr gute, und an einigen Stellen fogar hinreifsende Diction fichern diefem Werke den Beyfall aller gebildeten Lefer zu. Hier find einige Stellen, über denen man ein paar fehlerhafte Inverfionen, und kleine Incorrectheiten, wie Th. I. S. 32, 45, 87. Th. II. S. 71, 88, 91 u. f. w. gern vergeffen wird. So heifst es im *zweyten* Theile S. 74 in einem Briefe von Julien, der Gattin des Oberften an ihre Freundin: „Seitdem ich diefe milde, herrliche Luft unter den Blüthenbäumen wieder athme, ift himmlifcher Friede in mein Herz zurückgekehrt, und alle meine Gefühle find wieder dem Manne geweiht, der mich fo einzig, der mich mehr liebt, als ich bis jetzt noch verdiene. — Wie fein grofser, herrlicher Charakter fich mir alle Tage mehr entwickelt. So wie ein Menfch leidet, hört er auf fein Feind zu feyn, und wär' er es auch Jahre lang gewefen! Wer hätte diefes tiefe Erbarmen unter diefer rauhen Hülle gefucht? — O wie freu ich mich, dafs diefes Herz mit allen feinen lieblichen Schwächen in meine Hände gefallen ift. Ich will es fchonen und ehren. Seine Leidenfchaft foll mir heilig feyn, und wenn fie mir auch jemals als Hafs erfcheint, immer will ich denken, dafs es doch nur Liebe ift". — In einem andern Briefe des fanften, leidenden Weibes heifst es S. 153 — „Wenn ich fo mitten im hohen, duftenden Grafe die köftlichen Blumen fammle, und die ganze Pracht dann über mein weifses Kleid verbreite, fitze ich oft trunken vom Anfchauen der unendlichen Mannichfaltigkeit und Schönheit! O nein! Ich bin nicht allein, bin nicht verlaffen! Allenthalben finde ich die grofse gütige Mutter wieder. Im Hauche des Frühlings, im Gefange der Nachtigall, im Raufchen des Wafferfalles fpringt fie zu mir. Mit Empfindungen, mit Gedanken, mit Tönen, die fie mir gab, darf ich ihr antworten u. f. w." — Bey fo viel Anlagen darf die Verfafferin nur fortfahren fie auszubilden. Nur immer mehr Natur, Simplicität und Feftigkeit, nur immer mehr Correctheit, Präcifion, und Wohlklang, und fie kann eine vortreffliche Schriftftellerin werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 17. Januar 1803.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

London, b. Hatchard: *The Crisis of the Sugar Colonies* in four Letters to the Right Hon. *Henry Addington.* 1802. 222 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Der Vf. überliess sich dem unberufenen Triebe, dieses langweilige Pamphlet zu schreiben, so bald die französische Flotte ausgelaufen war, um Domingo wieder zu erobern; und glaubte dem damaligen Sprecher des Unterhauses die Gefahr vorstellen zu müssen, welche die brittischen Zuckerinseln von dieser Armade zu fürchten hätten. Sind nun gleich seine Ahndungen Bilder einer trübsinnigen Phantasie: so verdienen doch einige Vorstellungen und Vorschläge Aufmerksamkeit. Wir glauben freylich, Hr. *A.* wird aus diesem schwerfälligen mit unnützen Nebensachen äusserst überladenen Pamphlet nur sehr geringe Belehrung ziehen, zumal da dessen Traumgesichter der Erfolg gröstentheils widerlegt hat; allein brittische politische Kannengieser werden durch diese Schrift auf der einen Seite erschreckt, auf der andern aber wieder getröstet werden, weil der Vf. bey der anscheinenden Gefahr, Heilmittel genug zur Hand hat. Nach seinem Dafürhalten wird Grosbrittanien nicht im Stande seyn, bey der gegenwärtigen Uebermacht der Franzosen, seine westindischen Besitzungen zu beschützen, ohne jährlich grosse Summen aufzuopfern, und durch das ungesunde Klima eine Menge Menschen von den Besatzungen und Flotten zu verlieren, die er dort für nöthig hält. Der Vf. ist in Westindien gewesen, vielleicht gar als Sklaventreiber, weil er so genau die Feldarbeiter der Neger beschreibt, hat aber nur sehr allgemeine Erfahrungen gesammelt. Er glaubt, Toussaint würde nicht bezwungen werden, weil man die Neger in St. Domingo schwerlich aus ihrem durch Natur und Kunst befestigten Posten würde vertreiben können, und Krankheiten Le Clercs des westindischen Climas ungewohnte Mannschaft allmälig aufreiben dürften. Daher meynt er, in Domingo würde entweder ein freyer Negerstaat entstehen, der den benachbarten Inseln, die gröstentheils durch Negersklaven bevölkert sind, traurige Aussichten in die Zukunft droht, weil diese gewiss einen ähnlichen Versuch gegen ihre weissen Tyrannen wagen würden, oder Frankreich würde sich mit den Negeranführern vergleichen. In diesem Fall behalten alle waffentragende Neger ihre errungene Freyheit, sie werden nie zu ihrer ehemaligen beschwerlichen Arbeit zurückkehren, und Frankreich behält in St. Domingo ein furchtbares, an das Clima gewohntes schwarzes Truppencorps, dem Grosbrittannien mit seiner aus Europa dahin zu sendenden, dem Clima unterliegenden weissen Mannschaft nicht widerstehen kann. Die Hülfe möchte ohnehin zu spät kommen, indem die schwachen Besatzungen keinen Widerstand leisten könnten, und die Negersklaven zum Feinde übergehen, und dessen Macht vermehren würde. — Werden hingegen die Neger überwältigt: so hat Frankreich zu Erhaltung der Ruhe eine grössere Kriegsmacht nöthig, als sonst auf den Zuckerinseln gebraucht wurden. Diese kann bey der Schwäche der englischen Besatzungen und der vortheilhaften Lage der französischen Inseln, beym Ausbruch irgend eines Krieges, die wehrlosen englischen Besitzungen bezwingen, oder England muss seine dortigen Besatzungen auf gleiche Weise über seine Staatskräfte verstärken, und eine ansehnliche Flotte in den westindischen Gewässern halten. Beides würde jährlich bloss in Rücksicht des Menschenverlusts durch Krankheiten gewaltige Recrutirungen nöthig machen, und die zahlreichste Flotte nicht plötzliche Landungen verhindern können. Die Häfen von Guadaloupe waren im letzten Kriege von englischen Kriegsschiffen enge eingeschlossen. Nichts desto weniger erhielt die Insel eine ununterbrochene Zufuhr, und der französische Befehlshaber Victor Hugues konnte die brittischen Inseln mit kleinen Fahrzeugen ungestraft beunruhigen.

Sein Rath geht also dahin, beständige Negercorps auf der Insel zu halten, was auch die Plantagenbesitzer dagegen einwenden mögen. Hat doch England im letzten Kriege zwey schwarze Regimenter unterhalten, die gut gefochten haben, aber zur grossen Unzufriedenheit des Vfs. entlassen sind (ob sie wieder Feldneger geworden sind, darüber vergisst er, seiner unausstehlichen Weitläuftigkeit ungeachtet, etwas zu melden). Ferner räth er, die bisherigen Negergesetze zu verbessern, die gerade nichts zum Vortheil der Schwarzen bewirken, und überdem nicht beobachtet werden, weil die Weissen zugleich Parthey und Richter sind. Er trägt sogar auf die allmälige Freylassung der Sklaven an, und bringt den Plantagenbesitzern die Beschlüsse des Unterhauses von 1792 in Erinnerung, nach welchen der Negerhandel mit dem 1. Jan. 1796 aufhören sollte; doch der unterdessen ausgebrochene Krieg hat die Ausführung desselben nebst andern Ursachen vereitelt. Zuletzt untersucht er die Beschaffenheit der Inseln Trinidad und die Vortheile, die England von ihr erwarten darf. Von ihrem dermaligen Zustande ist er wenig unterrichtet. Er macht diese Acquisition viermal grösser als sie wirklich ist; denn nach unsern Nachrichten soll Trinidad nur 1,256,456 acres oder englische Morgen enthalten. Es wäre

wäre ein grosser Gewinn, wenn die Orkane, welche die Zuckerinseln so oft verwüsten, sich nicht bis dorthin erstreckten, wie hier versichert wird. Um die neue Erwerbung in Aufnahme zu bringen, wird vorgeschlagen, die Negerausfuhr zu verbieten; nur sind leider nach den neuesten Nachrichten dort schon an 15,000 Sklaven vorhanden. Auch wird verlangt, die der brittischen Krone anheim gefallenen Ländereyen, die 4/5 der angebauten Oberfläche ausmachen sollen, solchen Käufern umsonst oder zu einem civilen Preise zu überlassen, die ihre Plantagen durch Frey-Neger anbauen zu wollen versprechen. Doch diess möchte schwerlich gelingen, da jene Menschen-Classe, wie die Erfahrung längst bewiesen hat, allen fortdauernden Anstengungen abhold ist, und ihren Unterhalt lieber durch Hökern, Schenkwirthschaft und andere weniger anstrengende Nahrungszweige zu sichern pflegt.

Leipzig, b. Crusius: *Warum werden so wenige Sträflinge im Zuchthause gebessert?* 1802. 143 S. 8. (12 gr.)

Allem Anschein nach hat der Vf. seine Beobachtungen und Erfahrungen auf einem der kurfürstl. *sächsischen* Zuchthäuser gemacht, ob er gleich diess nirgends sagt, auch das Institut selbst nicht nennt, sondern immer nur von Häusern spricht „die er kennt und im Sinne hat." Auch würde diess zur Sache nichts thun, wenn nicht im zweyten Abschnitt, wo von der fehlerhaften Disciplin in Zuchthäusern und andern Gebrechen derselben geredet wird, manches nur durch die Kenntniss der localen Beziehung und des Instituts, auf welches hingedeutet wird, aufgehellt und der Vorwurf, dass der Vf. die Sache vielleicht übertrieben und Mängel gerügt habe, die sich wohl in keinem Zuchthaus finden möchten, desto leichter von ihm entfernt, und zugleich der Gedanke an die nöthigen Verbesserungen bey den höhern Behörden desto eher geweckt werden könnte. Doch vielleicht fand der Vf. in seinen Verhältnissen einen Grund, die Anstalt nicht namentlich anzugeben, und hoffte, seine gerechten und menschenfreundlichen Wünsche desto glücklicher erfüllt zu sehen, je weniger er beschämte oder beleidigte, und je mehr er die Anwendung denen, die sich etwa getroffen fühlen möchten, selbst überliess. Daher will auch Rec. nicht vorgreifen, ob er gleich die Anstalt, welche der Vf. im Sinne hat, ganz deutlich zu erkennen glaubt. Es ist auch hinreichend, wenn man nur weiss, dass es höchst wahrscheinlich eine der grosen sächsischen Anstalten ist, wo der Vf. beobachtet hat, da sie fast alle einander ziemlich gleich sind, Zwickau in mancher Hinsicht ausgenommen; denn hier findet man nicht die Verbindung und Zusammenschmelzung mehrerer Institute in eins, wie in Waldheim und Torgau; in welchen beiden Stücken der hauptsächlichste Grund der Mängel und Gebrechen der sächsischen Zuchthäuser liegt.

Mit Recht bemerkt der Vf., dass man bis dahin, und besonders seit dem mehrere Schriftsteller auf die Mängel der Zuchthausanstalten aufmerksam gemacht haben, den Grund der Erscheinung, dass so wenig Sträflinge in Zuchthäusern gebessert werden, nur immer in den Anstalten und ihrer unzweckmässigen Einrichtung, seltener aber in den Sträflingen selbst und in ihrem Charakter, in den individuellen Hindernissen, die sich oft in Menge dem Zwecke der Besserung entgegen stellen u. s. w. gesucht hat; ganz anders als in vorigen Zeiten, wo man fast ausschliessungsweise bey den letzten und bey der unverbesserlichen teuflischen Gemüthsart der Gefangenen, die man gewöhnlich insgesammt in eine Reihe stellte, verweilte und die Anstalten selbst ganz übersah. Denn man glaubte in Hinsicht dieser alles gethan zu haben, wenn man nur die Eingesperrten fein scharf hielt, ihnen Prediger gegeben und Morgen und Abendbetstunden für sie angeordnet hatte. Der denkende Vf. der gegenwärtigen Schrift, nimmt mehreres zur Erklärung jener Erscheinung zusammen, und findet den Grund derselben, wie schon oben bemerkt worden, *theils* in der invidueilen Beschaffenheit der Züchtlinge, *theils* in der fehlerhaften Disciplin in Zuchthäusern und andern Gebrechen derselben, *theils* in dem Zustand der Sträflinge nach ihrer Entlassung. Ueber alles dieses sagt er recht viel durchdachtes und wahres, bemerkt aber auch zugleich sehr richtig, dass es nicht so leicht sey, diese Schwierigkeiten zu heben, Häuser der Art ganz ihrer Bestimmung gemäss zu verwalten, oder Menschen, denen sich nicht maschinenmässig eine Richtung geben lässt, moralisch umzuwandeln, und dass man gemeiniglich zu viel von der Zucht und Wirksamkeit dieser Häuser fodert.

Zuerst redet der Vf. (S. 1—58.) *von der individuellen Beschaffenheit der Züchtlinge.* Ueberall zeigt er sich hier als einen Mann, der die Menschen und insonderheit die Bewohner dieser Anstalten kennt, und man stösst häufig auf Bemerkungen, die von einem scharfen und geübten Forscherblick, einem feinen Beobachtungsgeiste und vielen Erfahrungen zeugen, wie Rec., der selbst beynahe 20 Jahr als Vorgesetzter unter Zuchthausgefangenen gelebt hat, versichern kann. Er unterschreibt fast alle Bemerkungen des Vfs. Nur die Classification würde er hier und da etwas anders gemacht, oder manchen in eine andere Reihe verwiesen haben, würde z. B. solche, die schrecklich auf ihre Obrigkeit und Sachwalter losziehn (welche wohl manchmal den armen Wicht auch hart mitgenommen haben), nicht unter die *vollendeten Bösewichter* gestellt, und nicht alle die, welche Vorsätze der Art, wie die S. 53. äussern, für *im Laster gereifte Verbrecher*, deren boshaften Beginnen nur der Tod Gränzen zu setzen vermag, erklärt haben. Die Classification ist in der That nicht etwas gleichgültiges, denn sie hat auf die Behandlungsweise der Classificirten nicht selten einen grossen Einfluss. — Im *zweyten Abschnitt* wird von *der fehlerhaften Disciplin in Zuchthäusern und andern Gebrechen dieser Anstalten* geredet (S. 59—114.). Hier besonders zeigt es sich, wie Rec. schon oben bemerkte, dass der Vf. vornehmlich die *sächsischen* Zuchthäuser im Auge habe, wenn z. B. S. 74. von der Classification der drey bestehenden Zuchthäuser S. 110., von der einmaligen Concur-

currenz des Predigers zur Berichterstattung u. dgl. m. redet, und viele andere Mängel als allgemein darstellt, die in andern Zuchthäusern, besonders kleinern, gar nicht existiren können. Uebrigens muss Rec. bemerken, dass die gerügten Mängel und Gebrechen der sächsischen Zuchthaus-Anstalten in der That sehr gross sind, so leise auch der Vf. überall auftritt und so viele Mühe er sich giebt, alles so zu stellen, dass seine Rügen durchaus nicht beleidigen, und das Fehlerhafte, so viel es nur immer geschehen kann, entschuldiget wird. Auch beschliesst er diesen Abschnitt mit der Verwahrungsformel: „Man glaube ja nicht, als ob die Grundverfassung dieser Häuser nicht viel tauge. Diese ist mustermässig u. s. w.,“ Hiergegen möchte sich aber wohl manches sagen lassen; oder gehört das, was der Vf. selbst S. 63. u. f. tadelt, dass die sächsischen Institute (Waldheim und Torgau) so sehr zusammen gesetzt und Verbrecher aller Art, und Arme und Gebrechliche und Blöd- und Wahnsinnige etc. aufnehmen, nicht auch zur Grundverfassung? — Doch ist diese Mässigung gar wohl zu verzeihen, wenn man mit Männern zu thun hat, die Sinn für Wahrheit haben, und fein fühlen, wie diess gewiss bey den Mitgliedern der Commission in Sachsen, zu deren Ressort diese Zuchthaussachen gehören, der Fall ist. Zugleich bemüht sich der Vf. hin und wieder zweckmässige Vorschläge zur Hebung dieser Mängel und Gebrechen zu thun, denen Rec. meistens seinen Beyfall geben muss, ob er gleich voraus sieht, dass man bey der Ausführung derselben noch auf manche Schwierigkeit stossen wird, die der Vf. nicht bezeichnet. So ist z. B. sein Wunsch S. 75. sehr beherzigungswerth, dass man die drey bestehenden Zuchthäuser so organisiren möchte, dass A. bloss weibliche und B. und C. bloss männliche Sträflinge nach der Grösse ihrer Verbrechen, aufnehmen; sollen aber die Versorgungs- und Krankenanstalten mit den Instituten verbunden bleiben, und ihre grosse Oekonomie behalten: so wird man immer hierin einen Grund finden, warum sich die Idee, so schätzbar sie auch augenscheinlich ist — nicht durchaus realisiren lasse.

Der *dritte Abschnitt* verbreitet sich *über den Zustand der Sträflinge nach ihrer Entlassung*, der freylich gar sehr bey Beantwortung der aufgeworfenen Frage in Anschlag kommt, und sich mit dem Resultat endet: „Je tiefer man den Werth eines solchen Menschen herabsetzet, desto schwerer wird er sein ehrliches Fortkommen in der Welt finden und desto bedenklicher wird auch seine Besserung seyn.“ Sehr wahr, obgleich die Vorschläge, die der Vf. S. 148. daraus folgert, und mit welchen er die kleine Schrift beschliesst, die Sache bey weitem noch nicht erschöpfen. Aber freylich ist auch die Frage: Wie soll sich der Staat gegen die entlassenen Züchtlinge mit Weisheit benehmen, damit diese nicht in ihrer Lage eine neue Versuchung zu neuen Lastern und Verbrechen finden? — eine der schwierigsten Aufgaben! — Möchte doch der Vf. nicht fruchtlos geschrieben, gerügt, gewünscht und Vorschläge gethan haben, und in- und ausserhalb Sachsen gehört werden!

SCHÖNE KÜNSTE.

COBLENZ, b. Lassaulx: *Les annés d'apprentissage de Guillaume Meister, par Goethé.* Roman traduit de l'allemand, Tome premier. An IX. 150 S. (10 gr.)

Man hat in Frankreich nicht selten den Satz aufstellen wollen, dass die französische Sprache als ein Probierstein für alles, was in andern Sprachen geschrieben werde, betrachtet werden müsse; lasse sich etwas schlechterdings nicht so in jene übertragen, dass jeder gebildete Franzos den Eindruck theile, den es im Originale mache: so zeuge dieser Eindruck nur gegen den Geschmack und die Bildungsreife der Nation, bey welcher es hervor gebracht werde. Es ist hier nicht der Ort, jenen französischen Anspruch in Beziehung auf die philosophischen Schriften andrer Nationen zu beleuchten. Was die schönen Künste anbetrifft: so muss in der That zugegeben werden, dass die französische Sprache, durch ihre verzärtelte Correctheit, an fremden Werken in diesem Fache zuweilen Blössen aufdecken kann, die von einem freyeren, und darum auch weniger geläuterten Organ herrühren. Weit öfter indessen haben diese Werke eine *innere* Deutlichkeit, die statt der flachen *Begreiflichkeit*, nach welcher die französische Sprache strebt, *Anschaulichkeit* bewirket; wo aber diese wirklich durch die Verschiedenheit der Gesetze und des Genius der Ursprache, in welche die Uebertragung geschehen soll, unerreichbar ist, da darf die letzte sich gewiss keine unbedingte Suprematie anmasen. Ueberhaupt ist es nicht *Deutlichkeit* und *Bestimmtheit*, sondern *Helle* und *Klarheit*, was wahre Poesie bezeichnet, und was allerdings positive Dunkelheit und Verworrenheit von selbst ausschliesst — Daher dürfen wir Deutsche, deren Sprache durch ihre hohe *Perfectibilität* so reichlich für die *Regelmässigkeit* der französischen entschädigt wird, uns die Ueberzeugung der Franzosen, dass sie den unfehlbaren Maasstab des Werthes aller Werke des Geschmacks besitzen, wenig anfechten lassen.

So wie irgend eine Uebersetzung im Geschmack und nach den Grundsätzen der vortrefflichen *Schlegelschen* Copie von *Shakespeare*, für die französische Sprache unter die absoluten Unmöglichkeiten gehören würde: so sind auch manche Producte der deutschen Kunst, ihres Verdienstes unbeschadet, im Französischen unübersetzbar. Die aber dieses nicht schlechterdings sind, müssen von ihren Uebersetzern mit sehr genauer Abwägung der Möglichkeit, ohne Uebelstand treu zu bleiben, behandelt werden. Dass *Göthes Wilh. Meister* eines von den Meisterstücken unsrer Literatur wäre, die dem gebildeten und uneingenommnen französischen Publicum in seiner Sprache bekannt gemacht werden könnten, davon war Rec. längst überzeugt, und er ist mehr als einmal durch die Beystimmung von Männern, die ganz vorzüglich zu jenem Theile des französischen Publicums gehörten, in seiner Meynung bestärkt worden. Wenn man bey der Uebertragung dem Nationalsinn französischer Leser nicht geradezu trotzen wollte: so würde dieses Werk zuverlässig so

auf

auf sie wirken, dass sie von ihrer Seite Annäherung genug stattfinden lassen würden, um demselben einen entschiednen Geschmack abzugewinnen, und manches feine Urtheil über dessen eigenthümliche Verdienste zu fällen.

Leider aber sind diese Betrachtungen nur im Allgemeinen durch die Existenz einer französischen Uebersetzung von *Wilhelm Meisters Lehrjahren* veranlasst; auf den vorliegenden Versuch können sie so wenig angewendet werden, dass vielmehr zu besorgen ist, ein so armseliges Gewand, wie dieser Uebersetzer unserm *Wilh. Meister* umgeworfen hat, werde ihn den Franzosen auf immer verleidet haben. Zwar hat *Werther* ehemals sehr schlechte französische Uebersetzungen bestanden, bevor er durch eine gute auch in Frankreich sehr allgemeinen Eingang fand; allein *habent sua fata libelli*, und bey der grösseren Vielseitigkeit und Ausdehnung der *Lehrjahre* könnte einer besseren Uebersetzung allenfalls nur der Umstand einst zu Statten kommen, dass etwa kein Franzos von der gegenwärtigen mehr als die ersten Seiten hätte lesen mögen. Sein deutsches Original hat der Uebers. noch so gut verstanden, wie man eben ein solches Werk verstehen kann, wenn man fähig ist, bey einer solchen Unkunde der Sprache, in die es übergetragen werden soll, die Arbeit dennoch zu unternehmen.

Gleich die erste Zeile kündigt dem Kenner beider Sprachen den Schüler an: *Le spectacle dura très longtems*, für: „Das Schauspiel *dauerte* sehr lange." Aber kein Schüler, der einigermassen Fortschritte gemacht hätte, würde den nämlichen Fehler, im Gebrauch des zweyten französischen Imperfectums, in der folgenden Stelle wiederholt haben: *David fût* — (welches ausserdem, wenn es hier stehen dürfte, heissen müsste: *fut*) — *trop petit, Goliath trop grand*, für: „David *war* ihr zu klein, und Goliath zu gross." — Fast jede Seite bietet mehrere grobe Germanismen dar, z. B. *une troupe de joyeux compagnons chancelait au moment même du café italien*, für: „*eben taumelte* eine Gesellschaft lustiger Gesellen *aus* dem Italiänerkeller *heraus*." — *Le diable lui-même semble l'avoir faite pour Iris*, für: „Die hat der Teufel selbst *zur Iris* bestellt." — Das familiäre Deutsche: „Ich lag *der Mutter* an, und diese suchte zu einer gelegenen Stunde *den Vater* zu bereden", heisst hier unausstehlich wörtlich: *Je cajolai la mere, qui dans les instans de belle humeur du pere* etc.

Diesem Uebers., der nichts anders geliefert hat, als ein durch und durch zu corrigirendes Schulexercitium, war freylich nicht zuzumuthen, was gewiss jedem, der einigen Beruf zu dieser Arbeit gehabt hätte, eingefallen seyn würde: dass entweder der *deutsche* Vorname des Helden, nach dem Beyspiel mehrerer englischen, und gerade auch des Vornamens *William*, der in französischen Romanen gäng und gäbe ist, beybehalten, oder ein andrer gewählt, jener aber, der im Französischen unedel oder platt klingt, in keinem Falle *übersetzt* werden müsste. So hatte *Gibbons* Freund, der verstorbene *Deyverdun*, in seiner französischen Uebersetzung von *Werthers Leiden* sich wohl gehütet, den Freund, an welchen *Werthers* Briefe gerichtet sind, *Guillaume* zu nennen, wie er in einer frühern, höchst elenden Uebersetzung hiess.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Ideen-Magazin* für Liebhaber von Gärten, englischen Anlagen und für Besitzer von Landgütern. Herausgegeben von *Grohmann*. XXXV. und XXXVI. Stück. gr. 4. mit Kupf. (2 Rthlr. 16 gr.)

Da im 35sten Stück nichts und im 36sten nur ein paar Kleinigkeiten von dem hässlichen Gothischen Geschnörkel vorkommen, an welchem unsere Nation nur zu lange seine Freude gehabt: so lässt sich vermuthen, dergleichen Ungebühr fange endlich an aus der Mode zu kommen. Im 35sten Stück hat uns übrigens die Gartenlaube mit Thyrsusstäben und Blumengehängen verziert, wohl gefallen, nur sollte das Dach derselben nicht so schwer seyn, desgleichen die Ruhebank mit dem Sonnenweiser und der Gartenstuhl, alle Tab. I. Ferner die anmuthige Aussicht aus dem Garten zu Schönhofen in Böhmen Tab. VII. Im 36sten Stück der Wasserfall Tab. II. und das grosse Gartengebäude Tab. IV, das Bodengeschoss möchte indessen für den freyen heitern Charakter, welcher an einem Gartengebäude erfodert wird, etwas zu schwerfällig und gedrückt seyn. Auch erhält der innere grosse Saal durch die Lünetten von oben sparsame Beleuchtung.

* * *

Leipzig, b. Crusius: *Geschichte des Menschen*, von *Villaume*. 3te von neuem bearbeitete Auflage. 1802. VIII. u. 452. S. 8. (1 Rthlr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1789. Nr. 38.)

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Lieder für Volksschulen* (von *A. L. Hoppenstedt*). 2te gänzlich umgearbeitete Auflage. 1. Abth. 62 S. 2. Abth. 227 S. 3. Abth. 235 S. 1803. 8. (10 gr.)

Ebendas.: *Melodien zu den Liedern für Volksschulen*. 2te gänzlich umgearbeitete wohlfeilere Auflage. 1803. 21 Bogen 4. (1 Rthlr.)

Ebendas.: *Fabeln und Erzählungen*, ein Anhang zu den Liedern für Volksschulen. 1803. 94 S. 8. (4 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1795. Nr. 196.)

Druckfehler. A. L. Z. 1802. Nr. 333. S. 443. Z. 10. von unten statt *der Letztern* lies *der Ersteren*. S. 444. Z. 29. statt Vier Staatsveränderungen, lies: 4) Staatsveränderungen. Ebend. Z. 34. statt Grossvisirs l. Gross Emirs.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 18. Januar 1803.

NATURGESCHICHTE.

LONDON, b. Wilks u. Taylor: *Transactions of the Linnean Society.* Vol. VI. 1802. 396 S. gr. 4. m. K. (2 Guin.)

Der Einfluss, den die Linneische Gesellschaft (die so eben, wie wir hören, vom Könige als Korporation privilegirt worden ist,) auf die Verbreitung naturhistorischer Kenntnisse in Grossbrittannien hat, ist um so viel beträchtlicher, da sie das einzige inländische Institut dieser Art ist, und es bis jetzt, ausser ihren Verhandlungen, keine Zeitschrift daselbst giebt, die ausschliesslich der Naturgeschichte gewidmet wäre. Gegenwärtiger *sechster* Theil ist mit 31 gut gearbeiteten Kupfern geziert und enthält, ausser dem Auszuge des Protocolls der Gesellschaft, 24 Aufsätze, die wir hier in derselben Ordnung, in welcher sie einander folgen, anzeigen werden.

I. *Ueber zwey bisher unter dem Namen Mantis vereinigt gewesene natürliche Gattungen*, vom Doctor *Lichtenstein.* Der Vf. dieser Abhandlung hat *Casp. Stolls* Idee, von den wahren Fangschrecken diejenigen Arten zu trennen, die keine sichelförmigen Vorderfüsse, aber alle Füsse zum Laufen eingerichtet haben, weiter ausgeführt, und letztere unter dem Namen *Phasma* zu einer eigenen Gattung vereinigt. Er handelt beide Gattungen im Allgemeinen ab, zählt systematisch ihre Arten auf, mit Bestimmung der Synonyme, beschreibt dann umständlich die ausgelassenen und neuerlich entdeckten Arten, und führt zuletzt diejenigen auf, von denen er nicht mit Bestimmtheit angeben konnte, zu welchem der beiden Gattungen sie zu zählen seyen, da er sie nur aus unvollkommenen Beschreibungen kannte. Wir finden hier übrigens keinesweges eine blosse Ausdehnung der Stollschen Idee, sondern sehr viel Eigenes. Die unterscheidenden Gattungsmerkmale sind vollständiger angegeben, und die Gränzen scharf gezogen. Man findet hier 25 Laubschrecken (*Phasmata*) und 43 Fangschrecken (*Mantes*) beschrieben. Abgebildet sind: *Phasma filiforme, hecticum, Ohrtmanni,* und *Mantis filum.* Die Uebersetzung dieses Aufsatzes, der bereits zu Anfange des J. 1797 vorgelesen wurde, ist vom Dr. *Young.* II. *Botanische Geschichte der Gattung Ehrharta* von *O. Swartz.* Der Stifter dieser schönen Gras-Gattung ist *Thunberg*, der eine einzige Art derselben im südlichen Afrika entdeckte. Eine andere Art wurde von *Richard* unter dem Namen *Trochera striata* beschrieben, und in der Folge wurden von *Smith* drey Arten hinzugefügt, deren eine *Aira capensis L.* war. Der Vf. dieser Abhandlung hatte nicht allein Gelegenheit, alle diese Arten genauer zu untersuchen, sondern fand auch unter den Arten der verwandten Gattung *Melica* verschiedene, die bestimmt den Charakter der *Ehrharta* tragen, und die — wie er sich im Gefühl liebreicher Theilnehmung, aber ein wenig kühn ausdrückt, zu Cypressen um die Urne des der Wissenschaft zu früh entrissenen *Ehrharts* empor wachsen sollen. Der wesentliche Charakter dieser Gattung ist *Cal. gluma bivalvis uniflora; Cor. gluma duplex, utraque bivalvis; exterior basi excisa.* Die beschriebenen Arten sind folgende: *E. mnematea* (*cartilaginea Sm.*), *panicea Sm.*, *ramosa* (*Melica ramosa Thunb.*), *melicoides* (*M. capensis Th.*) *calycina Sm.*, *geniculata* (*M. geniculata Th.*), *longiflora Sm.*, *gigantea* (*M. gigantea Th.*), *bulbosa Sm.* (*Trochera striata. Rich.*) Die fünf ersten stehen unter der Abtheilung *muticae;* die übrigen sind *aristatae.* Wir merken hier an, dass wir in allen getrockneten Exemplaren der *E. bulbosa*, die wir zu untersuchen Gelegenheit hatten, sechs Antheren vorgefunden haben. — Die Stelle der Gattung *Ehrharta* im Sexual-System ist in *Hexandria Digynia*, nach *Oryza;* vorher befand sie sich irrig in der *ersten* Ordnung der sechsten Classe. Den Beschluss dieser Abhandlung, die eine der vorzüglichern des Bandes ist, macht die Beschreibung der *Melica decumbens* und *racemosa Thunb. prodr.*, die nicht der Gattung *Ehrharta* angehören. Die beygefügten Kupfer sind sehr belehrend. III. *Mikroskopische Untersuchung des Blumenstaubes verschiedener Pflanzen* von *Lukas Howard.* Enthält Versuche über die Einwirkung des Wassers und Weingeistes auf den Blüthenstaub des *Corylus Avellana*, der *Erica carnea*, *Reseda odorata* und des *Cactus flagelliformis.* Die Resultate dieser Beobachtungen sind, dass jedes Stäubchen ein organischer Körper ist (wie schon *Kölreuter* äusserte), und das *Alcohol* den eigentlichen Stimulus für sie abgiebt, welches den Vf. zu der Idee zu führen scheint, dass die in der Narbe abgesonderte Feuchtigkeit in die Weingährung übergehe, und dass der so erzeugte *Alcohol* derselben ein Zerplatzen des Blüthenstaubes bewirke. *Kölreuters* Versuche scheinen indess zu beweisen, dass jedes Zerplatzen der Stäubchen als widernatürlich und gewaltsam anzusehen sey. Zuletzt äussert Hr. H. den nicht sehr glücklichen Gedanken, dass der Blüthenstaub grosse Verwandtschaft mit dem Stärkenmehle habe, welches ihm unter dem Mikroskope durchaus dieselben Phänomene darbot. IV. *Beobachtungen über die Blattlauswanzen*, von *Wilhelm Curtis.* Ein interessanter Beytrag zu *Reaumur's, Bonnets, de Geers* Beobachtungen über diese Geisel des Pflanzenreiches, von einem vortrefflichen Beobachter, dessen Ver-

Verlust Englands-Flora noch lange betrauern wird. Trägt auch nicht alles in diesem Aufsatze das Gepräge der Neuheit, wenigstens nicht in den Augen des deutschen Naturforschers: so wird doch der englische Leser manches unbekannte darin finden. Unsers Wissens hat noch kein Naturforscher Englands aufmerksam darauf gemacht, dass der Honigthau das Werk der Blattlauswanzen sey. *Curtis* beweiset diess sehr überzeugend; scheint aber in dem Wahn zu stehen, als gehöre die Entdeckung ihm zu. Die Lebensweise dieser Thiere, die verschiedenen Methoden ihrer Feinde, der Blattlauskäfer, der Schlupfwespen, u. s. w. dieselben zu zerstören, und die Maassregeln, welche der Gärtner zu treffen hat, um diese Gäste vorzüglich aus den Treibhäusern zu verjagen, wo ihre Vermehrung so sehr durch die Wärme begünstigt wird, machen den Hauptgegenstand dieses gut geschriebenen Aufsatzes aus. Zuletzt folgt ein Tagebuch der über diese Thiere vom September bis December angestellten Beobachtungen. Die Kupfertafel stellt einen Zweig der *Salix viminea* mit vielen Weiden-Aphiden dar, nebst einer weiblichen in ihrer Geburtsminute. V. *Bemerkungen über die Gattungen Paederota, Wulfenia und Hemimeris*, von Dr. *Jac. Ed. Smith*. Linné machte die Gattung *Paederota*, in seiner Dissertation: *plantae rariores Africae* 1760, zuerst unter den Namen *Hemimeris* bekannt; in einem Abdrucke derselben Dissertation in den *Amoen. Acad.* verändert er diesen Gattungsnamen in *Paederota*, und giebt daselbst eine Art an, nämlich *P. bonae spei*. Das Original dieser Pflanze blieb, nebst den andern in jener Dissertation beschriebenen Pflanzen, in *Burmanns* Händen; in der Folge bekam aber Linné ein anderes Exemplar derselben Pflanze, welche er im Supplement als *Hemimeris diffusa* beschrieb. Da er hier das Synonym *Paed. b. spei* anzuführen vergass: so wurde in der Folge eine und dieselbe Pflanze von seinem Sohne, von *Murray* und andern, unter beiden Namen aufgenommen. Eine andere Verwirrung entstand dadurch, dass Linné in der Folge die *Bonarota Mich.*, und die *Paederota lutea Scop.*, und zwar letztere unter den specifischen Namen *Ageria*, in seine Gattung *Paederota* aufnahm, beide aber im Supplement mit neuen verbesserten Charakteren als *P. coerulea* und *lutea* aufführte, da sie dann von *Murray* und *Gmelin* als vier verschiedene Arten wieder gegeben wurden! Da mit den letzt genannten Pflanzen, wie schon *Jussieu* bemerkt hat, *Jacquins Wulfenia* generisch übereinkommt: so schlägt Hr. *Sm.* vor, beide unter *Wulfenia* zu vereinigen, und die *Paederota* eingehen zu lassen; wogegen wohl (da die ursprüngliche *P.* jetzt ein *Hemimeris* ist) schwerlich jemand etwas einzuwenden haben wird. Die Unterscheidungskennzeichen beider Gattungen werden von ihm so bestimmt: *Wulfenia* (*Diandr. Monog.* nach *Veronica*) *Cor. tubulosa, ringens. Cal. 5-partitus. Caps. 2-locul. 4 valvis.* — *Hemimeris* (*Didyn. Angiosp.* nach *Antirrhinum*). *Cal. 5-part. Cor. rotata, resupinata, basi gibbosa, hinc fissa. Filam. glabra. Caps. 2-locularis.* VI. *Untersuchung der Gattung Solandra*, von *Rich. Ant. Salisbury*. In dieser lateinisch geschriebenen und von einer Abbildung der *Solandra* begleiteten Abhandlung zeigt der gründliche Vf., dass diese Gattung für sich bestehe, und dass sie nicht einmal der Ordnung nach mit der *Datura* übereinstimme, sondern vielmehr mit den Gattungen *Brunsfelsia* und *Crescentia* zu einer eigenen Ordnung zu vereinigen sey. VII. *Bemerkungen über einige Feuerstein-Lagen in einer Kalkgrube auf der Insel Wight*, von Sir *Henry Englefield*. Enthält ausser der Beschreibung dieser Feuerstein-Lage, verschiedene Bemerkungen über die Lithologie der Insel im Allgemeinen. VIII. *Ueber einige brittische Weidenarten* von Dr. *Smith*. Die hier mitgetheilte Auseinandersetzung der brittischen Arten einer so schwierigen Gattung, die von *Hudson* und *Lightfoot* nur unvollständig bearbeitet ist, liefert manche gute Beobachtung, die dem beobachtenden Vf. um so leichter geworden sind, da er das Linnéische Herbarium und vorzüglich Hoffmann's meisterhafte Monographie benutzen konnte; Vortheile, die den Vfn. der englischen und schottischen Flora abgingen. Die beschriebenen Arten sind folgende: 1) *Salix purpurea monandra H.*) 2) *S. Helix* — wird hier als eine eigene Art aufgeführt, nicht als Abart der *S. purpurea*, mit welcher sie von Hoffmann vereiniget war, von der sie sich aber besonders durch die längern und dickern, weiblichen Kätzchen mit längern Stielen, durch den ansehnlich verlängerten glatten Griffel und die ausgedehnte Narbe unterscheidet. 3) *S. fissa H.* 4) *S. rubra Huds.* 5) *S. Croweana*. Eine neue in Norfolk entdeckte Art, mit verwachsenen Staubfäden, elliptischen, etwas gesägten, und unterhalb graugrünen Blättern. 6) *S. triandra L.* 7) *S. amygdalina L.* 8) *S. pentandra L.* Die Abart β. ist noch nicht in England gefunden worden, scheint auch wirklich eine eigene Art zu seyn. 9) *Salix nigricans Smith* (*S. phylicifolia β. L.*) Diese Art scheint nur Linné bekannt gewesen zu seyn, der sie aber mit Unrecht, wie es scheint, der angeführten als Abart zugesellt hat. 10) *S. laurina*; sie unterscheidet sich von letzterer hauptsächlich durch ihre kürzern und vollkommen glatten Staubfäden. Beide haben keinen bekannten ökonomischen Nutzen. 11) *S. petiolaris Sm.* zeichnet sich von den beiden vorhergehenden, vorzüglich durch ihre biegsamern, längern Zweige, und durch ihre besonders langen, zarten Blattstiele aus. 12) *S. phylicifolia* (*Var. α. Lin.*) ist in den schottischen Gebirgen gefunden worden. — *Salix vitellina* und *S. fragilis* werden ihren Platz in dem dritten Theile der *Flora brittannica* finden, obgleich es von ersterer Art nicht ausgemacht ist, ob sie einheimisch ist. *S. fragilis* scheint dem Vf. mehr als eine Art in sich zu begreifen. IX. *Beschreibung vier neuer Tang-Arten* vom Mag. *Dawson Turner*. Sie sind *Fucus ruscifolius*, *F. crenulatus* (mit dieser Art, die der Vf. aus Portugall erhielt, beschreibt er auch eine in England gefundene Abart derselben, die er aber in seiner so eben erschienen *Synopsis of british Fuci* als *Fucus norvegicus Gunneri* aufführt.) *F. clavellosus*, und *F. Wiggii*. Hr. *T.* ist schon längst als scharfsichtiger Beobachter der

der kryptogamischen Wassergewächse bekannt, und das so eben genannte Werk bestätigt diesen Ruf; nur dünkt uns, dass auch ihm in Ansehung der Unterscheidung der Arten und Abarten etwas mehr Behutsamkeit zu empfehlen sey. Die Oekonomie vieler dieser räthselhaften Naturproducte ist noch zu tief im Dunkel, als dass der relative Werth der Unterscheidungsmerkmale derselben in allen Fällen mit Bestimmtheit angegeben werden könnte. Der Hauptunterschied zwischen dem in diesem Aufsatze beschriebenen *Fucus ruscifolius* und *F. Hypoglossum* liegt in den gegliederten Adern des erstern; welcher Bau indess in getrockneten Exemplaren gar nicht wahrgenommen werden kann. X. *Beschreibung der Callicocca Ipecacuanha* von *Avellar Brotero*, Prof. der Botanik zu Coimbra. Ohne etwas über die Geschichte der *Ipecacuanlien* im Allgemeinen oder von der, welche hier mitgetheilt ist, insbesondere, hinzuzufügen, giebt Hr. B. die Beschreibung und Abbildung der wahren *Ipecacuanha fusca Piso's* und *Margrafs*, einer Art der obigen Gattung *Schrebers*, die in *Willdenow's Spec. pl.* der Gattung *Cephaëlis* des Prof. *Swarz* hat Platz machen müssen. Hr. B. erhielt einen Theil der Beschreibung und getrocknete Exemplare dieser Pflanze von dem Botaniker *Gomes* in Brasilien. Wir haben Gelegenheit gehabt, die Abbildung und Beschreibung mit in Weingeist aufbewahrten Exemplaren zu vergleichen, und gefunden, dass sie mit Genauigkeit gearbeitet sind; doch ist in Ansehung der Zeichnung zu bemerken, dass sie nach einem nicht besonders schönen Exemplar gemacht, und dass die Pubescenz an den Rändern der Blätter etwas zu stark ausgedrückt ist. Der Charakter, der, ohne der Bestimmtheit Abbruch zu thun, etwas lakonischer hätte ausfallen können, ist: *C. caule ascendente, suffruticoso, sarmentoso; foliis ovato-lanceolatis, inferne subpubescentibus; capitulo terminali, pedunculato; involucro tetraphyllo, foliolis subcordatis; corollis quenquefidis.* — *Murray* in seiner *Materia medica* verweiset auf *Piso's* Figur, als auf eine *schlechte* Abbildung der *Viola Ipecacuanha;* und wirklich wäre sie schlecht genug, wenn sie eine andere als *Brotero's* Pflanze vorstellen sollte, deren *Habitus* sie ziemlich richtig ausdrückt. Dieselbe Abbildung wird von *Andrada* (in *Fourcroy's* Journale I. B. S. 239.) für *Psychotria herbacea L.* citirt, deren Wurzel gleichfalls eine Art *Ipecacuanhe* liefern soll, mit welcher jene indess nicht die entfernteste Aehnlichkeit hat. Ist aber nicht vielleicht *Psychotria emetica* L. (*Ouragoga Gen. pl. ed. I. n.* 934.) eine und dieselbe Pflanze mit *Brotero's Callicocca?* Wir haben letztere unter jenem Namen in Pflanzensammlungen vorgefunden, müssen aber gestehen, dass Linnés Beschreibung diese Meynung nicht durchaus rechtfertigt. XI. *Einige Beobachtungen über den Klee-Rüsselkäfer* (*Curculio trifolii*), *in einem Briefe an Herrn Marsham* von *Willhelm Marwick.* Enthält gute Beyträge zur Geschichte dieses kleinen Insekts, das für die Blüthen des gebaueten Klees so äusserst verderblich ist. Hr. *M.* legt in einem Anhange zu diesem Briefe seine Zweifel an den Tag, ob dieser Rüsselkäfer den Rollkäfern zuzugesellen sey, und theilt denn die specifische Differenz und Beschreibung desselben mit, wie folgt: *Curculio trifolii. Cur. ater, rostro porrecto, pedibus ferrugineis, plantis nigris.* — *Long. corp.* 1½ *lin.* — *Hab. in Trifolio.* — *Descr. Corpus atrum. Rostrum thorace paulo longius. Antennae piceae. Thorax punctulatus. Elytra striata. Pedes ferruginei, plantis semper nigris; est ubi tibiis nigris variat. Abdomen niveum.* XII. *Weitere Beobachtungen über den Klee-Rüsselkäfer in einem Briefe an Hn. Marwick* vom Mag. *Lehmann.* Der Vf. hat die Lebensweise dieses Insekts weiter untersucht. Zum Beschlusse giebt er es als seine Meynung, dass dasselbe von der Vorsehung bestimmt sey, der gränzenlosen Vermehrung des Klees vorzubeugen. XIII. *Beschreibung der Brotera persica und Mustelia Eupatoria*, 2 *neuere Pflanzen-Gattungen*, vom Prof. *Kurt Sprengel.* Die erstere dieser Gattungen ist aus der natürlichen Ordnung der *Labiata;* die andern aus der *Corymbiferae.* Von beiden ist eine Abbildung hinzugefügt. XIV. *Ueber die Schlösser der brittischen zweyschaligen Muscheln.* Da die Schlösser oder Angeln die besten Charaktere zur Bestimmung der zweyschaligen Muscheln an die Hand geben: so verdient die sorgfältigere Bearbeitung dieses Gegenstandes alle Aufmunterung. Der Vf. dieses Aufsatzes beschreibt neun brittische Gattungen mit besonderer Rücksicht auf diese Theile, die in fünf Kupfertafeln gut und deutlich vorgestellt sind. XV. *Verzeichniss der seltnern, in der Nachbarschaft von Dover wachsenden Pflanzen, mit gelegentlichen Bemerkungen* von *L. W. Dillwyn.* Ein trocknes Verzeichniss von 140 Pflanzen, welches jedoch für Excursionen in jener Gegend von Nutzen ist. Die hinzugefügten Bemerkungen betreffen Berichtigungen in Ansehung der Wohnplätze der mitgetheilten Pflanzen.

(*Der Beschluss folgt.*)

Göttingen, b. Dietrich: *Abbildungen naturhistorischer Gegenstände,* herausgegeben von *Joh. Friedr. Blumenbach.* 6tes Heft. Nr. 51—60. 1802. mit 10 Kupfertafeln, wovon eine illuminirt ist, und 10 Blätter Text 8. (12 gr.)

Dass *Blumenbach*, wenn von Abbildungen, es sey nun naturhistorischer oder anatomischer Gegenstände, die Rede ist, nie ein mittelmässiges Original zum Grunde legen werde, darf man nicht allein von seiner Würde, welche er unter den Naturforschern behauptet, sondern auch, und besonders, von seinem Kunsteifer und seiner Kunstschätzung erwarten. Nicht aber immer befriedigt das Künstlertalent des Forschers Erwartungen; denn nicht jeder Grabstichel lässt sich zu diesen Arbeiten gebrauchen. Dieses Heft beweisst aber eben so sehr, Rec. möchte beynahe sagen, mehr, wie die vorigen, wie glücklich der Herausgeber dieser nützlichen Hefte in der Wahl seines Kupferstechers war. Das wellige Haar der Säugthiere, das glatte Ansehen der Knochensubstanz, das Zarte im Ueberzuge der Vögel, das schlüpfrige, schwammige Fleisch der Fische ist hier vortrefflich dargestellt, und der Künst-

ler zeigt mit jedem Blatte, wie sehr er unter *Blumenbachs* Leitung gewonnen hat. Nr. 51. stellt den bildschönen Schedel einer *Georgianerin* vor, neben dem Schedel eines *Orang - Utang* (Nr. 52.); beide nach dem bestimmten Verhältnisse ihrer Gröſse und in der Dreyviertheils - Wendung in punktirter Manier, sehr vortrefflich. Nr. 53. das *dreyzehige Faulthier*. Eine schöne Abbildung nach einem sehr guten Exemplare aus des Vfs. Sammlung. Die Abbildung des *Beutelthiers* (Nr. 54.) ist nach einem lebenden Beyspiele, welches der Vf. von Charlestown erhielt, und schon im dritten Bande von *Voigt's* Magazin beschrieb, verfertigt. Sie ist meisterhaft gerathen. Der Vf. macht hier eine interessante Bemerkung über den Beutel dieser Thiere, welcher diese Familie so vorzüglich charakterisirt. So lange die Mutter keine Jungen in ihrem Beutel trägt, ist keine Spur von Zitzen darin zu erkennen. Sie werden erst durch das Ansaugen der Jungen ausgebildet. Mit diesen ist die Mutter nur etwa vierzehen Tage lang trächtig, daher sie bey der Geburt auch kaum Erbsengröſse haben. Sie werden dann noch zehen Wochen lang im Zitzensacke genährt, wo sie sich so fest saugen, daſs man sie selbst in einer todten Mutter säugend und lebend gefunden hat. (Der Hauptgrund dieses merkwürdigen Abortirens, wenn man für eine natürliche aber doch unzeitige Geburt den Ausdruck brauchen darf, mag wohl in der besondern Bildung der Scheide liegen. Diese ist doppelt, und bildet zwey krumme Zweige, die auſserordentlich eng sind, so daſs man kaum mit einer mäſsig starken Sonde durchkommen kann. Würden die Jungen in der Gebärmutter nun ganz ausgebildet, so würden sie gar nicht mehr durch die Scheiden durchgehen können.) Nr. 55. der *Secretär, falco serpentarius* nach *Blumenbach*. Diesen merkwürdigen Vogel mit dem Adlerkopfe bringt der Vf., wie schon der Name anzeigt, unter die Raubvögel, weil seine ganze Lebensart mehr mit diesen übereinstimmt. Andere betrachten denselben, wegen seiner langen Füſse und den halbverbundenen Zehen als einen Strandläufer. Die Zeichnung ist nach einem 2 Fuſs 9 Zoll hohen, ausgestopften Exemplare im akademischen Museum gemacht. Nr. 56. *Emberiza aureola*; illuminirt. Es fehlte uns bis jetzt an einer guten besonders illuminirten Abbildung des sibirischen Ammers. Nr. 57. Die *Zitterroche* nach einem Originale im akademischen Museum, in halber Gröſse. Merkwürdig ist es, daſs man Darstellungen von diesen Thieren auf alten etruscischen Vasen findet. Der Vf. hat hier eine aus seiner Sammlung abbilden lassen, welche eine der Zitterroche überaus ähnliche Roche enthält. Nr. 58. Eine neue Gattung von *Panzerfisch* mit zwey Rückenspitzen, daher der Vf. ihn *Ostracion bicuspis* nennt. Der Körper ist dreykantig und am Bauche so breit, daſs der Umriſs eines Querdurchschnitts durch die Mitte des Körpers ein ziemlich gleichseitiges Dreyeck bilden würde. Die Augen deckt eine festsitzende hornartige Haut, die mit dem Augapfel nicht verwachsen ist, so daſs dieser sich frey darunter bewegen kann. Man findet diesen Bau bey mehrern Amphibien und Fischen. Nr. 59. stellt einen seltenen Conchylienbewohner mit seinem Gehäuse, die *Serpula contortuplicata*, in natürlicher und vermehrter Gröſse dar; und endlich Nr. 60. ein sehr schönes und deutliches Beyspiel des obern Theils der Seelilien, *Encrinites fossilis*, aus des Vfs. Sammlung. Es wurde im Heimberge bey Göttingen, welcher so viele fossile Knochen enthält, gefunden. Einzelne Wirbel dieses Thiers finden sich in den Kalkgebirgen bey Brüggen in Menge.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Freyberg*, in d. Craz. Buchh.: *Einige patriotische Gedanken zur Aufmunterung des Nahrungsstandes im Kurfürstenthum Sachsen mit seinen Nebenländern.* 1801. 40 S. 8. (4 gr.) So sehr auch Sachsen im Rufe steht, schön angebaut zu seyn: so finden sich doch in diesem Lande viele und beträchtliche Strecken, die wenig benutzt werden. „Selbst mitten im Herzen von Sachsen, in der Gegend um Oschatz und Mutzschen, sind vielleicht mehr als 10,000 Scheffel Aussaat unbeurbartes, nicht einmal mit Holze bewachsenes Land.“ In den sämmtlichen Kursächsischen Provinzen, wobey die Lausitz nicht mitgerechnet ist, zählt der Vf. 537 wüste Marken. Hierzu kommen noch eine Menge Triften und Gemeinde - Grundstücke, die eben darum sehr wenig benutzt werden, weil sie Gemeinlande sind. Hierauf führt der Vf. die Anstalten an, die man in neuern Zeiten getroffen hat, um diesem Uebel entgegen zu arbeiten, und thut selbst Vorschläge, worunter aber einige nicht leicht auszuführen seyn möchten. Der Aufsatz verdient indessen sehr beherziget zu werden; er ist mit Sachkunde geschrieben, und scheint von einem Manne herzurühren, dessen officielle Lage ihn in den Stand setzte, die Nachrichten und Thatsachen aus den Quellen zu schöpfen. Um so mehr ist zu bedauern, daſs sein Stil über alle Maaſsen schwerfällig, langweilig und selbst undeutlich ist, und daſs der Vf. zu glauben scheint, daſs man über solche Gegenstände auf diese Art schreiben müsse, denn, sagt er: „statistische, politische, ökonomische und mehrere andere Sachen sind ganz etwas anders als Comödien, Romane, oder Procontraschnurren“ etc.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 19. Januar 1803.

NATURGESCHICHTE.

London, b. Wilks u. Taylor: *Transactions of the Linnean Society.* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

XVI. *Beschreibung einiger merkwürdigen Käfer*, vom Dr. *Schreibers*. Diese mit vielem Fleisse beschriebenen gröfstentheils neuholländischen Insekten, die Hr. *S.* bey seinem Aufenthalte in London in den vortrefflichen Sammlungen daselbst zu untersuchen Gelegenheit hatte, sind folgende: *Lucanus aeneus* (*Lethrus aeneus F.*); *Scarabaeus proboscideus*; (kommt den *Sc. Cyclops*, *Coryphaeus* und *quadriden* nahe), *Sc. dytiscoides* (nähert sich dem *Sc. sacer*, von dem er sich indess durch die kegelförmige Gestalt des Brustschildes, durch zusammengelegte Flügel-Decken, und die viel längern Beine hinlänglich unterscheidet); *Cetonia Philipsii* (*Scarabaeus L.*); *Silpha lacrymosa*; *Clerus fasciculatus* (*Attellabus L.*) (kommt im *habitus* und in der Farbe mit dem *Clerus mutillarius* überein, von dem er sich indess deutlich durch die Beschaffenheit der Fühlhörner, Fühlspitzen und der Fussblätter unterscheidet); *Prionus lepidopterus* (*Cerambix L.*); *Cerambix Giraffa*, *C. Fichtelii*; *Scarites Schroetteri* (*Carabus L.*) — In Ansehung der Bestimmung der Arten hat sich der Vf. der Kürze nicht sonderlich beflissen; und so gut und befriedigend die mitgetheilten Beschreibungen und Anmerkungen sind: so zeigen sich doch auch Spuren des „*nimis obiter*." So heisst es z. B. in der Anmerkung zur Beschreibung des *Lucanus aeneus*: „*caeterum nimis obiter specimen examinasse videtur* (*Fabricius*) *dicendo, elytra haud connata, quae primo intuitu perfecte separata apparent.*" Die hinzugefügten ausgemalten Abbildungen sind vortrefflich. XVII. *Beschreibung der Menura superba*, vom General-Major *Thomas Davies*. Dieser schöne Paradiesvogel (denn zu dieser Gattung scheint der hier beschriebene Vogel zu gehören) ist ein Bewohner der bergigen Gegenden von Neu-Süd-Wallis. Der Gattungs-Charakter wird vom Vf. so angegeben: *Rostrum validiusculum, convexo-conicum. Nares ovatae in medio rostri. Rectrices elongatae, pinnulis decompositis; intermediae 2 longiores angustae, exteriores ad apicem patulae, revolutae. Pedes validi ambulatorii.* Die Abbildung kommt der von *Lettsom* gegebenen nicht gleich; am wenigsten aber der in den *Oiseaux dorés* befindlichen. XVIII. *Beschreibung der Dorianthes excelsa, einer neuen Pflanzen Gattung aus Neuholland*, von *Jos. Correa da Serra*. Unter allen Gewächsen, die bis jetzt von Neuholland, dieser ergiebigen Quelle eigenthümlicher Naturproducte, zu uns gekommen sind, kann sich keines mit mehrerem Rechte den Namen einer vollkommenen Schönheit anmassen, als das gegenwärtige, welches der natürlichen Ordnung der *Bromeliae* angehört. Nach Hn. *Correa* kommt diese neue Gattung der *Agave* am nächsten, von der sie sich indess, ausser dem *habitus*, deutlich genug durch den aufrechten, cylindrischen, zweyfächerigen Staubbeutel und durch die Lage der Saamen unterscheidet. Die Botany-Bay-Lilie (unter welchem Namen dieses prächtige Gewächs bekannt ist) wurde zuerst von Hn. *Bass* (demselben, der die nach ihm genannte Strasse entdeckte, die Diemens-Land vom übrigen Neuholland trennt) nach England gebracht. Nach *ihm* wurden Exemplare derselben in Weingeist vom Guverneur *Hunter* dahin gesandt. Von diesen und einer andern Blume, die (als Beyspiel eines hohen Grades vegetabilischer Lebenskraft) aus einem wurzellosen, von Neuholland nach London gebrachten Stamme in voller Pracht hervorbrach, hat Hr. *C.* seine Beschreibung, und Hr. *Gneiroz* die dieselbe begleitende vortreffliche Abbildung gegeben. Die Höhe des Stammes dieser Pflanze, die oft über zwanzig Fuss beträgt, und die prächtigen purpurrothen Blumen am Gipfel desselben haben den Namen *Doryanthes* (blühender Speer) veranlasst. Dass indess Gattungsnamen, von solchen Eigenschaften hergenommen, zu den schlechten gehören, bedarf keines Beweises. XIX. *Bemerkungen über verschiedene Arten Bienen, die von Linné Bombinatrices genannt werden*, von *P. Huber zu Lausanne*. Hr. *H.*, wie er sich ankündiget, ein neunzehnjähriger Jüngling, betritt hier mit vielem Glücke die Fusstapfen *Reaumur's* und *Geoffroys*, die ihm, was die Lebensweise der Hummeln betrifft, ein weites Feld der Beobachtung offen gelassen haben. Der Vf. hat sich vorzüglich mit der Beobachtung der um Lausanne befindlichen Arten derselben beschäftiget. Die Resultate seiner Bemühungen verdienen die Aufmerksamkeit der Naturforscher, erlauben aber keinen kurzen Auszug. Der 84 S. starke Aufsatz ist in französischer Sprache geschrieben. Die beygefügten Abbildungen sind wohl gerathen. XX. *Beschreibung einer neuen Art Viola*, von *Thomas Furley Forster*. Hr. *F.* hat sich seit langer Zeit mit dem Studium dieser Gattung beschäftigt, und wird uns vielleicht bald eine Monographie derselben liefern. Die hier beschriebene Art heisst *V. concolor*, weil ihre Blumen grün sind, wie die Blätter. Bey genauerer Prüfung möchte wohl diese neue Art mit mehreren andern, als z. B. den von *Aublet* mitgetheilten, zu einer besondern Gattung zu erheben seyn, die mit der

der Gattung *Viola* eine eigene natürliche Ordnung bildet. Hr. *F.* fügt noch folgende zwey Beobachtungen hinzu: *Viola lanceolata Gmelins* und *Kalms* sind nicht eine und dieselbe. Letztere hat sehr schmale lanzetförmig glänzende Blätter, ist kriechend und hat eine faserichte Wurzel; erstere ist mit breitlanzetförmigen, behaarten Blättern versehen, ist stiellos, und hat eine spindelförmige Wurzel. — Die *Viola grandiflora* der englischen Gärten, ist nicht die von Linné unter diesem Namen beschriebene, sondern eine neue Art, die hier *Viola Pallasii* genannt wird. XXI. *Beschreibung vier neuholländischer Pflanzen aus der natürlichen Ordnung der Myrthen*, vom Dr. *J. E. Smith*. Eine Fortsetzung der vom Präsidenten der Linnéischen Gesellschaft bereits im 4ten Bande der Verhandlungen mitgetheilten Beobachtungen über verschiedene Gattungen und Arten aus der Ordnung der Myrthen. Die hier auseinandergesetzten Arten sind: *Leptospermum grandifolium, L. imbricatum, Melaleuca squarrosa, Eucalyptus marginata.* XXII. *Noch einige Beobachtungen über die Feuerstein-Lagen der Insel Wight*, von *Sir Charles Englefield*, in einem Briefe an den Dr. *Latham.* XXIII. *Beschreibung der Frucht der Cycas revoluta*, vom Dr. *J. E. Smith.* Diese merkwürdige Pflanze brachte 1799, zum erstenmale in England, Früchte im Gewächshause des Bischofs von *Winchester*, zu *Farnham-Castle* in der Graffschaft Surrey, wo der Dr. *Smith* Gelegenheit hatte, sie zu beobachten, und diese Beschreibung aufzusetzen. Der Stamm, welcher zwey Fuss in der Höhe und 10 Zoll im Durchmesser hatte, trug eine Krone von etwa 40 gefiederten Blättern, zwischen denen die Frucht eingesenkt war, die aus einer Gruppe von mehr als hundert orangefarbenen, eyrunden Stein-Früchten von der Grösse einer mittelmässigen Aprikose, bestand. Die hinzugefügte prächtige Abbildung ist von Miss *Louisa North*, der Tochter des Bischofs. Die Kosten, welche nur das Illuminiren der Abdrücke verursacht hat, sollen sich auf 150 Pfund St. belaufen. XXIV. *Species Ericarum autore R. A. Salisbury.* Bedurfte irgend eine Pflanzen-Gattung der Anordnung eines Kenners: so war es die Gattung der Heiden. Hr. *S.*, der sich seit langer Zeit mit der Beobachtung fast aller bekannten Arten in derselben beschäftigt hat, und die bey solchen Arbeiten aufstossenden Schwierigkeiten glücklich zu überwinden weiss, verdient daher für die gegenwärtige Monographie den Dank des botanischen Publicums in einem hohen Grade. Er hat die Arten, deren Zahl sich auf 246 beläuft, nach dem Verhältniss der Verwandtschaft geordnet, in welchem sie zu einanderstehen, und die Charaktere derselben sind mit ungemeiner Präcision festgesetzt. Wenn aber auch niemand Hn. *S.* das Lob streitig machen wird, das ihm von dieser Seite gebührt: so können wir hier doch nicht die Freyheit ungetadelt lassen, die er sich in Ansehung der ältern Namen der Arten genommen hat, von denen kein einziger unverändert geblieben ist. Er hatte allerdings das Recht, die im *Botanist's Repository* und ähnlichen Büchern befindlichen oft durchaus schlechten Gärtner-Namen, für bessere zu vertauschen; aber in Ansehung der bereits allgemein anerkannten Namen, sollte dieses so selten als möglich geschehen seyn, weil in der Regel ein alter schlechter Name besser ist, als ein neuer, der, so gut er seyn mag, leicht zu Verwirrungen Anlass giebt. Hierzu kommt noch, dass bey solchen Totalveränderungen für schlechte Namen oft schlechtere zum Vorschein kommen, wie z. B. manche der von entfernten Aehnlichkeiten hergenommene Namen, oder lächerliche Reime in denselben, wie in *E. oxycoccifolia.* Der nächst folgende Beschreiber solcher Arten wird (selbst ohne von so grosser Neuerungssucht ergriffen zu seyn) sich wahrscheinlich berechtiget glauben, für diese Namen andere, die ihm besser dünken, zu substituiren, und so wird es fortgehen, bis es für die täglich wachsende Synonymie zuletzt am Raum fehlen muss. Wir wundern uns, dass ein so gründlicher Botaniker, wie Hr. *S.*, den Nachtheil verkennen kann, der aus einem solchen Verfahren der Wissenschaft nothwendig erwachsen muss. — Die *Erica vulgaris* ist zu einer für sich bestehenden Gattung, *Calluna*, erhoben worden.

Unter den Auszügen aus dem Protokoll der Gesellschaft, die sich am Ende dieses Bandes befinden, ist die Nachricht am interessantesten, welche der Dr. *Macculloch* vom *Cancer Phalangium* mittheilt. Dieses Insekt bekleidet sich gleichsam mit den Fragmenten der schmalbättrigen Abart des *Fucus ciliatus Huds.*, welche es abschneidet, und vermittelst einer klebrigen Substanz den langen Haaren seines Körpers anleimet. Auf diese Weise ahmt es ein so vollkommenes Exemplar der genannten Tange nach, dass Hr. *M.* dadurch förmlich getäuscht wurde. Wahrscheinlich bedient sich das Thier dieser Vermummung als einer List, um seiner Beute desto sicherer zu seyn.

Braunschweig, b. Reichard: *Archiv für Zoologie und Zootomie*, herausgegeben von *C. R. W. Wiedemann. Zweyten Bandes, zweytes Stück.* 1802. 235 S. 8. m. 3. K. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dieses Stück ist vorzüglich reichhaltig an eigenen Abhandlungen und interessanten Aufsätzen. Hr. Dr. *Rudolphi* setzt hier I. seine *Beobachtungen über die Eingeweidwürmer* fort, und fängt nun an die Gattungen derselben zu beschreiben. Da der eben so thätige als gründliche Helminthologmehrere neue Gattungen schildert: so wollen wir uns hier mehr mit diesen als mit den einzelnen Verbesserungen in den Beobachtungen, welche der Vf. an mehrern Orten anzubringen Gelegenheit hat, beschäftigen. Unter den *Fadenwürmern* finden wir zuerst die *filaria obtusa, ore orbiculari laevi, cauda obtusa*, welche der Vf. in der Bauchhöle einer *Rauchschwalbe* fand. Der Vf. will aber über diese nicht entscheiden, ob sie nicht mit einer andern Gattung zu vereinigen sey. In dem Blinddarme eines Lammes glaubt der Vf. eine eigene Gattung von *Haarkopf* gefunden zu haben, welcher aber dem im Menschen überaus ähnlich ist, nur die Grösse ist verschieden, der Körper ist wenig spiralförmig, und hat kein Röhrchen an seinem Ende, welches doch der Vf. bey dem menschlichen gefunden hat. Dieser Wurm ist

durch

durch folgende Beschreibung bezeichnet: *Trichocephalus affinis, ore orbiculari, collo capillari longissimo, corpore maris subspirali, feminae rectiusculo.* Unter den *Rundwürmern* findet der Leser mehrere neue Gattungen, wovon die eine noch etwas zweifelhaft ist; *Ascaris adunca, utrinque attenuata, caudae apice incurvo; Ascaris osculata; capitis corpore angustioris valvulis orbicularibus marginatis, cauda brevissima acuta* fand der Vf. in dem Magen eines Seehundes. Unbekannt ist ferner die Gattung Rundwürmer, welche der Vf. im Darmkanale einer Steinbutte (*Pleuronectes maximus*) fand; *Ascaris collaris: capite obtuso subpapilloso, membrana laterali in collo eminenti, semi lanceolata, caudata subulata.* Eine der vorzüglichsten neuen Gattungen, welche der Vf. hier beschrieben und auch abgebildet hat, ist *Ascaris filicollis: capitis obtusi membrana laterali utrinque vesiculari, collo longissimo, corpore tenuiori.* Auch die *Kappenwürmer* haben Zusätze bekommen. Der Vf. beschreibt zwey neue Gattungen, wovon die eine in der Steinbutte, die andere im Flunder (*Pleuron. flesus*) gefunden wurde, nämlich: *Cucullanus alatus: capite obtuso uncinato, cucullo orbiculari, cauda (maris) alata;* und *C. heterochrous: capite cuneiformi, papilloso, cucullo elliptico.* Den Trivialnamen von der letztern hat der Vf. von der Farbe hergenommen, welche von andern ihres Geschlechts verschieden und ganz milchweiss ist. Wir bemerken hier noch von den neuen Gattungen den *Strongylus papillosus* und die *festucaria caryophyllina.* Jenen fand der Vf. zwischen den Häuten des Schlundes eines jungen Hehers (*Corvus Caryocatactes*) eingebohrt, und giebt ihm folgende Bestimmung: *capite obtuso, papillis quatuor, corpore crenato.* Die *Festucaria caryophyllina: capite obtuso, ore amplissimo rhomboideo, cauda acutiuscula;* mit welcher die Abhandlung schliesst, welche fortgesetzt wird, fand der Vf. bey einem Stichling (*Gasterosteus aculeatus*). Beide Gattungen sind auch abgebildet. II. *Fortsetzung der Anatomie des Schwans vom Herausgeber.* Hier die Schilderung der Muskeln des Schwans. Wer die mühsamen myologischen Untersuchungen an Vögeln kennt, der wird es gewiss dem Vf. Dank wissen, dass er mit so vieler Genauigkeit diese Muskeln verfolgt, und mit so grosser Deutlichkeit beschrieben hat. Die Abhandlung ist übrigens keines Auszugs fähig. — III. *Neue Conchylienarten und Abänderungen, Anmerkungen und Berichtigungen nach dem Linneischen Systeme der XII. Ausgabe. Fortsetzung.* Hr. *Schröter* fährt fort, seine Beobachtungen über die Conchylien mitzutheilen, und seine Verbesserungen betreffen diessmal die Geschlechter *Mya, Solen, Tellina, Cardium, Mactra, Donax* und *Venus.* Wenn mehrere Naturforscher, jeder in seinem Fache, alle Thatsachen, welche in Linnés Systeme aufgezeichnet sind, auf diese Weise zu verbessern suchten: so würde Linné gewiss der wahre Maasstab unserer naturhistorischen Kenntnisse werden. Bekannte Muscheln werden genauer bestimmt, andere nur als Zwischenarten gezeigt, welche vorher als besondere Gattungen figurirten. Neue Gattungen sind besonders unter dem Geschlechte Venus hinzugekommen. — IV. *Zweyter Beytrag zur Begründung eines zoologischen Systems* von Dr. *F. J. Schelver.* Diese Untersuchung, in welcher man den Scharfsinn des Vfs. nicht verkennen kann, geht von der Betrachtung aus, dass der Mund, welchen er als das Aushängeschild der Organisation betrachtet, zum Ergreifen auseinander gezogen wird, und durch Zusammenziehung ergreift. Dieses wird der Grund seiner Classification. In der ersten Thierclasse wird die Ausdehnung des Mundes durch Articulation der Kiefer zum Princip der ersten Abtheilung. Diese Articulation geschieht entweder, indem ein Kiefer dem andern einen fixen Punkt darbietet; erste Ordnung, Säugthiere und kriechende Amphibien; oder dass, wie in der zweyten Ordnung, bey den Vögeln, beide Kiefer gegenseitig fixirt und beweglich sind. Der Vf. benennt diese Ordnungen nach ihrer Bildung des Mundes: *Lippenmäuler* (Säugthiere) *eingefalzte* Mäuler, (Amphibien) oder *geschnäbelte Mäuler,* (Vögel). In der zweyten Abtheilung, bey den Schlangen und Fischen, fehlt diese Einlenkung der Kiefer gänzlich, allein die Ordnungen sind jenen vollkommen analog. Der Vf. bestimmt dieselben durch die Beugung der Kiefer. In der ersten Ordnung ist der Oberkiefer zu beiden Seiten und nach hinten am äussern Rande convex gebogen, welche Biegung von einer correspondirenden Concavität des Unterkiefers abhängt. So ist es bey den Schlangen. Bey den Eidechsen ist es gerade der entgegengesetzte Fall. Der Unterkiefer ruht in der Concavität des Oberkiefers. In der zweyten Ordnung, bey den Fischen, ist die Mandibula vom Schedel durchaus getrennt, und beide Kiefer beweglich. Sie dehnen sich wie ein Schlund aus. Der Vf. belegt sie daher mit dem Namen *Schlundmäuler.* Zweyte Classe. Der Mund ist hier offen; er wird zum Ergreifen zusammengezogen, und durch Auseinanderziehen ergreift er die Speise. *Insekten und Würmer.* Diess sind in kurzen Worten die Grundzüge von Schelver's System. Es ist unmöglich, hier eine Prüfung derselben anzustellen. Aber einige Bemerkungen dürfen wir nicht übergehen, die sich beym ersten Anblicke dieses Systems aufdringen. Der Vf. ist ganz auf dem rechten Wege, durch Gegensätze seine Hauptverschiedenheiten, seine Unterclassen und Ordnungen zu trennen. Die beiden Hauptclassen sind zwar den Worten nach scheinbar einander entgegengesetzt, allein in der Natur ist der Mechanismus des Ergreifens der Kiefer in allen Thierclassen, sie mögen mit Lippen oder mit Schnäbeln bedeckt, oder mit andern Nebenmaxillen versehen, oder selbst ganz häutig seyn, ein und ebenderselbe; sie öffnen sich oder sind geöffnet zum Ergreifen und können nur durch Zusammenziehung ergreifen. Der Charakter des Säugens ist zwar unstet bey den Säugthieren, aber nicht der, gleichsam jenem nothwendige, auf welchem eigentlich das Eintheilungsprincip ruht, — *ein mit Brüsten oder Warzen versehener Körper.* Rec. behauptet dadurch nicht, dass der Vf. nicht einen bessern Charakter der Classe auffinden könne, allein diesen Charakter muss der Vf., bey jungen und alten, männlichen und weiblichen Säugthieren, wenn gleich weniger oder mehr ausgebildet, doch vollkommen beständig, finden. Nur unsere

tere Benennung *Säugthiere* drückt einen momentanen Zustand aus; allein bezeichnender sind doch *Mammalia*, *Mammifères*, Ausdrücke, welche Niemanden über irgend ein Thier, welches dahin gehört, in Zweifel lassen können. Was der Vf. über die Schnabelmäuler sagt, bestätigt die vergleichende Anatomie nicht. Nur die *Papageien* haben einen beweglichen Oberkiefer, bey den andern Vögeln ist das Vermögen des wechselseitigen Fixirens des Ober- und Unterkiefers nicht um einen Grad stärker, als im Menschen, im Elephanten, im Physeter, im Crocodile oder dem Seewolfe. Uebrigens sind die Beobachtungen über den Schluss der Kiefer in Säugthieren und Amphibien interessant, wahr und in dieser Zusammenstellung neu. V. *Sur les véritables différences qui existent entre les crocodiles de l'ancien et du nouveau continent. Par G. Cuvier membre et sécrétaire de l'institut national de France.* Diese Abhandlung ist in der Originalsprache des Vfs. abgedruckt. Crocodil bestimmt *Cuvier* mit *Gronov*, *Gmelin* und *Brongniart* als ein Reptile mit einem an der Seite abgeplatteten Schwanze, mit Hinterfüssen, welche halbe oder ganze Schwimmhäute haben, mit einer hinten im Rachen befestigten, nicht streckbaren Zunge, und einfachen spitzigen Zähnen. Der Vf. versichert an die 60 Individuen untersucht zu haben, und glaubt, dass sie alle auf *zwey* Gattungen gebracht werden können: *Crocodil*, mit langer Schnauze, dessen Oberkiefer an jeder Seite ausgeschnitten ist, um den vierten untern Zahn durchgehen zu lassen, die Hinterfüsse ganz mit Schwimmhäuten versehen; und *Caiman*, mit stumpfer Schnauze, dessen oberer Kiefer den vierten untern Zahn in einer besondern Höhle aufnimmt, welche ihn verbirgt, die Hinterfüsse sind nur mit halben Schwimmhäuten versehen. Die erstern stammen aus Afrika her, vom Nil, oder von Senegal und Ostindien; die der andern Gattung hingegen von Amerika, entweder von Cayenne oder von St. Domingo. Der Vf. sucht nun diese Verschiedenheiten durch andere am Schedel aufgefundene Kennzeichen näher zu bestimmen. *Cuvier* glaubt noch eine dritte Gattung gefunden zu haben, welche dem Caiman sehr nahe kömmt, giebt sie jedoch hier nur für eine wahrscheinliche Gattung aus. Was die Crocodile mit langer Schnauze betrifft, so hält *Cuvier* mit *Lacépède* den grosen und kleinen *Gavial* für *eine* Gattung, versichert aber über den schwarzen aus den bis jetzt bekannten Nachrichten nichts bestimmen zu können. VI. *Anatomische Beschreibung der Schildkröten überhaupt und der getäfelten Schildkröte Testudo tessellata Schneid.* (*T. tabulata Wallbaum.*) *ins besondere vom Herausgeber.* Der Knochenbau dieses Thiers wird hier genau entwickelt. Es finden sich mehrere Eigenheiten beynahe in jedem einzelnen Theile, welche der Leser hier deutlich beschrieben findet. VII. *Entomologische Beobachtungen, Versuche und Muthmassungen über den Flug und das Gesumme einiger zweyflüglichter Insekten, und insbesondere über die Schwingkölbchen und Schüppchen unter den Flügeln derselben.* Von *F. J. Schelver*, Die Resultate dieser Versuche sind, dass die Schwingkölbchen zum Fliegen unentbehrlich sind, wobey sie jedoch nicht wie Balancierstangen dienen, aber nur die Schüppchen unter den Flügeln zum Gesumme der Fliegen beytragen. Der Vf. wird diese interessanten Versuche fortsetzen. VIII. *Eine merkwürdige physiologische Beobachtung von Ebendemselben.* Diese Beobachtung betrifft die Samenergiessung in einem männlichen Wasserkäfer, *Dytiscus semistriatus* nach fremdartigen Reizen. Der Vf. hatte diesen Wasserkäfer lebendig geöffnet und die weissglänzenden Gefässe, welche durch ein drittes Röhrchen zum äussern Geschlechtsorgane führten, (*die Samenstränge*,) von allen Verbindungen, auch von den äussern Geschlechtstheilen mit hornartiger Hülle getrennt. Er berührte darauf zufällig die Mündung des Röhrchens mit der Spitze einer feinen Nadel von Messing und plötzlich sahe er eine weisse klebrichte Flüssigkeit mit einer ausserordentlichen Gewalt wie der Strahl einer Fontaine in die Höhe steigen. Die beiden Canäle zogen sich dann krampfhaft? zusammen. Die Jahrszeit setzte den Vf. ausser Stand, diesen Versuch zu wiederholen. IX. *Beobachtungen über den Einfluss des Geschlechtsunterschiedes auf die Farbe der Insekten. Von Ebendemselben.* Jedem beobachtenden Naturforscher ist bekannt, wie sehr verschieden an Farbe in allen Thierclassen, Männchen und Weibchen sind, und wie viele Mühe es gekostet hat, aus den daraus gemachten Gattungen, das Weibchen für das Männchen aufzufinden. Der Vf. geht noch weiter, er bemerkt sogar, nach einem Versuche, welchen er an einem Paare Libellen anstellte, dass die ursprüngliche, beiden Geschlechtern gemeinschaftliche Farbe in der Haut ihren Sitz habe, dass aber die blaue und strohgelbe Farbe, welche den Geschlechtsunterschied mache, nur aufgelegt sey. X. *Bemerkung über die psychologische Gleichheit des ganzen Thierreichs.* Von *Dr. J. H. F. Autenrieth.* Ein mit vieler Wärme und Laune geschriebener Aufsatz. Die oft unnöthigen Martern der Thiere wünscht der Vf. dadurch zu verhindern, dass ein Mann von Kenntniss und Musse alle ältern Versuche sammeln möchte, um nicht wegen schon erlangten und bestätigten Resultaten, aufs neue wieder Thiere zu quälen. Der Vf. erzählt hier einen Versuch mit der Larve eines Ameisenlöwen, *Myrmeleon formicaleo L.*, welche bey Schlägen mit einem Metallstäbchen erst fliehen, dann sich zur Wehre stellen wollte, und endlich entkräftet, nicht mehr an Gegenwehr, sondern nur zitternd an Flucht dachte. Die Aehnlichkeit im Benehmen anderer Thiere, und selbst des Menschen mit diesem Thiere, bey Misshandlungen, ist die vom Vf. aufgesuchte psychologische Gleichheit. XI. *Der Nachtrag zu dem Aufsatze: Vierzig neue Insekten*, (I. Bd. 2. St. S. 103.) *von Illiger*; und XII. der *Zusatz zur Anzeige von Posselts Abhandlung über den sogenannten Ohrwurm*, mit den Abbildungen und ihren Erklärungen, beschliessen dieses an Beobachtungen so reiche Stück.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 19. Januar 1803.

ERDBESCHREIBUNG.

STOCKHOLM, b. Delén u. Forsgren: *Voyage Pittoresque au Cap Nord.* Par *A. F. Sköldebrand*, Colonel au Service de S. M. le Roi de Suède et Chev. de l'ordre d'Epée. *Second* Cahier MDCCCI. *Troisieme* Cahier MDCCCII. 20 Bogen Text und 30 Kupf. zus. 40 Bog. in Landkartenformat.

Das *erste* Heft dieses kostbaren Werks, das in allen aus 4 Heften bestehen und über 30 Rthlr. kosten wird, ist in der A. L. Z. 1802. Nr. 111. ausführlich angezeigt, und man kennt daraus schon den Zweck und die Behandlung desselben. Da die von dem Vf. an Ort und Stelle gezeichneten, und von ihm und andern Künstlern in *aqua-tinta* in Kupfer gestochenen Blätter hier eigentlich die Hauptsache sind, welchen der Text, der das Reisejournal des Vfs. liefert, nur zur Erläuterung dient: so wollen wir hier auch die mit den 15 Kupfern des ersten Heft in einer Zahlenreihe fortlaufenden Kupfer anzeigen, und eins und das andere aus dem dazu gehörigen Texte oder Tagebuch dabey bemerken.

Dem *zweyten* Heft steht eine kurze Beschreibung der Einwohner Westbothniens und der dortigen Landesproducte voran. Die Westbothnier sind gewöhnlich gross und wohlgewachsen. Ihre Figur ist edel, ihr Blick stolz und zuversichtlich, aber ihr Stolz ist durch einen Ausdruck von in die Augen fallenden Wohlwollen gemäsiget, und ihre Sitten kommen mit ihrem Aeusserlichen überein. Die Mannspersonen haben mehr Sanftes in ihrem Charakter als ihre Nachbaren die Ostbothnier. Diess ehrliche, nüchterne und mäsige Volk zeichnet sich durch die Tapferkeit aus, die es sowohl im Kriege und auf der Bärenjagd, als beym Passiren der gefährlichsten Wasserfälle zeigt. Während die mehr policirten Völker damit zufrieden sind, allen verschiedenen Abstufungen der Tugenden besondere Namen zu geben, begnügen sich die Westbothnier, solche bey einer glücklichen Unwissenheit der ihnen entgegengesetzten Laster auszuüben. Ihre Beschäftigungen sind Ackerbau, Harzsieden, Viehzucht, Jagd und Fischerey. Der Boden ist fruchtbar, ein und derselbe Acker wird alle Jahr besäet, das Getraide kann in 7 bis 8 Wochen zur Reife kommen, wird aber doch auch während einer so kurzen Zeit, durch die Kälte oft verdorben. Zu ihrem Glück sind die Einwohner auch bey einer reichen Aernte gewohnt, ihr Brod mit zerhacktem Halm, Wurzeln von Pflanzen und Fichtenrinde zu vermischen, und dadurch sind sie im Stande, den nur zu häufigen Mangel guter Aernten zu ertragen. Unter den Fischereyen ist die Lachsfischerey die wichtigste, so wie unter den Jagden die Bärenjagd. Von den dortigen Vögeln und Pflanzen wird bey Gelegenheit der Kupfer geredet. Die mehresten in andern Climaten unbekannten Pflanzen kommen doch in Lappland und an den dortigen hohen Felsengebirgen vor. Doch für die Naturgeschichte ist eigentlich ein besonderes Supplement zu dieser Reise bestimmt.

Die Kupfer des II. Heftes sind folgende: 16 Eine Karte, welche den Lauf der Flüsse bey Torneå, Muonio und Alten und der Seeküste bis an das Nord-Cap vorstellt. — Der Vf. hat sie aus den Karten des Baron *Hermelin* und *Pantoppidans* genommen, beide auf einen Maasstab reducirt und an Ort und Stelle nach eigenen Beobachtungen verbessert. Diess findet vorzüglich bey der Pantoppidanischen Karte statt. Der Vf. hat besonders auch die Gebirge, die Wasserfälle u. dgl. m. darauf genau bemerkt. Die Reiseroute des Vfs. und seiner Gefährten, (worunter auch Acerbi war, dessen Reise neulich in der A. L. Z. 1802. Nr. 340 bis 342. angezeigt worden) bis an das Nord-Cap ist auf der Hinreise zur rechten, und auf der Rückreise zur linken der Flüsse über Torneå durch Punkte bezeichnet. Es war gerade im Junius, der Jahrszeit der Blumen, als die Reisenden dort ankamen. Der Boden der Wälder schien von *Anemone nemorosa* wie mit Schnee, und an andern Stellen von der *Hepatica* mit einem dunklen Blau bedeckt. Die Moräste waren von *Rubus chamaemorus* versilbert, und von *Calla palustris* (*Missne*) vergoldet. Diese *Missne* ist dort von einem grossen Nutzen; man sammelt die Wurzeln im Frühjahr, ehe die Blätter aufbrechen, schneidet sie in Stücken und trocknet sie am Feuer. Dann werden sie gemahlen, das Mehl derselben, worauf vorher Wasser gegossen ist, wird mit etwas wenigem Getreidemehl vermischt, und giebt ein gutes und sehr nahrhaftes Brod. Die Frucht einer andern sehr häufigen Pflanze *Chamaemorus* (*Hjortron*) erfrischt und reiniget eingemacht das Blut; man giebt sie denen, die an Fiebern, am Scorbut und Lungensucht krank liegen. Der *Rubus arcticus* (*Åkerbär*) ist von der Grösse einer Erdbeere; die Blume von einer rosenrothen Farbe ist eben so schön, als die Frucht köstlich ist. (Rec. erinnert sich, in Schweden daraus einen herrlichen Wein (Åkerbärs vin) getrunken zu haben). 17. Die letzte Brücke über einen kleinen Fluss Armasjocki (denn hernach muss man alle Flüsse ohne Brücken passiren), und nicht weit davon der ungeheuere, den Ruinen eines grossen Schlosses gleichsehenden, Felsen Luppio. Der Vf. gerieth beynahe, so wie 1736 Maupertuis, in Ein-

Entzücken über den schönen Himmel, und sieht sich in dortigen Feldern wie in ein anderes Arcadien versetzt. 18. Aussicht nach der Südseite von dem Gebirge Avajaxa, und 19. nach der Nordwestseite. Da wo der Fluss einen kleinen Fall macht, und wo einige Schneidemühlen angelegt sind, führt er den Namen Christinestrom. 20. Aussicht nach Norden. Das Vieh schützt man hier vor den Menschen und Thieren dort so beschwerlichen Mücken durch Rauch. Die Art und Weise wie man in sehr leichten Böten von 10 bis 12 Ellen Länge die Flüsse und Wasserfälle passirt, ist hier beschrieben. Ohne die besondere Geschicklichkeit, Unerschrockenheit und Besonnenheit der Bootsleute, wäre man in der grössten Lebensgefahr. 21. Der Wasserfall zu Kattila unter dem Polarzirkel. Hier mussten die Böte am Lande durch Stricke gezogen werden. So reich die Vegetation sonst war: so klein und schwach waren die Bäume. Es giebt in Westbothnien und Lappland 23 Arten von *Salix*, die an andern Orten mehrentheils unbekannt sind. Zu Turtula fanden die Reisenden herrlichen Lachs, köstliche Milch und an der Sonne getrocknetes Rennthierfleisch. Die Butter war vortrefflich, aber das Brod war von Gersten mit Halm von eben diesem Getraide vermischt, und hatte einen bittern und unangenehmen Geschmack. Die Hitze war ausserordentlich stark, selbst kein Vogel liess sich hören, desto betäubender war das Geräusch der vielen Cataraktea. 22. Die letzte dortige Eisenschmiede zu Kengis, nebst einem Wasserfall des Flusses *Torneå* an beiden Seiten eines schroffen Felsens. In der dortigen Capelle ward erst finnisch, und dann wegen der Eisenarbeiter, die meist Schweden waren, auch schwedisch gepredigt. Diess war die letzte Gegend diesseits des Eismeers, die der Vf. von civilisirten Leuten bewohnt fand. Ein schönes munteres Mädchen, das ihn im Bade bediente, zeigte so viel Annehmlichkeit und Gleichgültigkeit zugleich, dass es den Vf. beynahe gereute, das Bad genommen zu haben, um von ihr bedient zu werden. 23. Der Fluss Muonio, der ganz sanft an seinen Ufern hinschleicht. In den Hütten der Einwohner fand man manche Bequemlichkeit, sie selbst hatten das Ansehen der Gesundheit und Unabhängigkeit. 24. Das Dorf Parkajoensu am Flusse Muonio. Hier erhebt sich der Berg Pallas wie ein drohendes Gewölk über den Horizont. Der schreckliche Catarakt dieses Flusses erstreckt sich eine Meile in die Länge, gleicht dem Rollen des Donners, und das Ufer giebt wegen der Felsen einen eben so fürchterlichen Anblick. 25. Eyanpaika, die gefährlichste Stelle dieses Falls. Das hier liegende Kirchspiel von Muonioniska ist 6 Meilen lang und über 5 Meilen breit, und hatte nur 400 Menschen, wovon noch die Hälfte nach dem dänischen Lappland ausgewandert sind. Die Sitten der Einwohner sind rein, man hat wenig Exempel von romanhafter Liebe, wohl aber von schrecklicher Eifersucht. Mord fällt nie vor, Selbstmord doch bisweilen. 26. Das Dorf Muonioniska. Man schoss hier nach einer Ente und wunderte sich, da die Entfernung fast zu weit war, sie getroffen zu haben, denn sie liess die Flügel hängen und flog nach der entgegengesetzten Seite immer über dem Wasser schwebend, als wenn sie sich nicht höher heben könnte; man verfolgte sie, aber nachdem sie den Schützen dadurch weit genug von ihrem ersten Aufenthalt entfernt hatte, erhob sie sich mit einmal in die Höhe und flog zu ihren durch diese List geretteten Jungen zurück. 27. u. 28. Aussicht nach Süden und Norden von der Spitze des hohen Berges Kämiä, wo man nichts als wüste Gegenden, aber frappante Gestalten von Bergen, Inseln und Seen sieht. Hier hörten die Reisenden oft den Donner von unten auf rollen. In einigen Muscheln fand man Perlen, sie waren aber ungestaltet und barok. Die Hitze war so gross, dass das Thermometer des Morgens um 9 Uhr in der Sonne 36° und im Schatten 23½ nach Reaumur zeigte. Diess war die grösste Hitze, die sie auf der Reise erfuhren. 29. Der Fluss Patajocki. 30. Ansicht der wüsten Gegend des platten Landes von Lappland. Hier hörten sie den Gesang einer nordischen Philomele, der einzige Gesang eines Vogels, der sich, wie hier geschehen, in Noten setzen lässt. An den Einwohnern bemerkte der Vf. nicht den geringsten Anstrich von jener Furchtsamkeit und falschen Schaam, die man bey cultivirten Völkern findet, und leitet ihre edle Zuversichtlichkeit daher, dass die Kinder bey ihnen nicht wie bey uns, durch beständige Erinnerungen und Bestrafungen schüchtern gemacht werden.

Dem *dritten* Heft, worin der Vf. nun in *Lappland* selbst ankommt, ist eine Art historischer Einleitung, Lappland und dessen Einwohner betreffend, vorangeschickt. Da die Nachrichten, welche Hr. Prof. *Porthan* in Åbo in dem 1795 in schwedischer Sprache erschienenen IV Th. der Abhandl. der Akad. d. schönen Wissenschaften, der Historie und der Alterthümer, von den Lappen bekannt gemacht hat, noch die besten sind, welche wir über die ältere Geschichte derselben besitzen: so thut der Vf. nicht übel, sich derselben zu bedienen, und sie so wenig als ihre Rennthiere für Urbewohner Lapplands zu halten. Er hält sie vielmehr für Abkömmlinge der Samojeden, die ehemals Finnland bewohnten, von den Finnen aber nach diesen höhern Gegenden Nordens vertrieben wurden. Er gründet diese Meynung doch nicht so sehr auf die von Porthan bemerkte Aehnlichkeit der Sprache, als vielmehr auf auffallende physische Aehnlichkeit, z. E. der Gesichtszüge, die Taille u. s. w. und auf die Aehnlichkeit in Sitten, Nahrung, Kleidung, Gewohnheiten u. dgl. m., als worauf bey Bestimmung des ersten Ursprunges einer Nation fast mehr als auf Sprachähnlichkeit ankomme, die übrigens in der Geschichte der Verwandtschaft und der Verhältnisse alter Völker gegen einander, manches Licht geben könne. Dass der Vf. noch die Fornjotersche Familie, als eine im Norden vor Odin regierende Familie ansieht, befremdet Rec. um so mehr, da diese Familie wohl bloss mythologisch ist. Magnus Ladulås, König in Schweden, der zuerst auf Unterwerfung der Lappen dachte, überliess die Ausführung davon den Birkerln in Westbothnien, die solche überwältigten, und bis auf K.

Gustav Wasa, also ganze dreyhundert Jahre, willkürlich und hart behandelten. Gustav befreyte sie von diesen Gewalthabern, und verordnete ihnen eigene Vögte oder Amtleute (Lappfogdar). Seit der Zeit bezahlten sie ihren Tribut unmittelbar an die Krone Schweden und erhielten volle Handelsfreyheit. Schon König Erich aus Pommern befahl dem Capitel zu Upsala, Prediger dahin zu schicken, und noch trifft man bey ihnen einige Ceremonien aus der katholischen Religion an. Allein ihr Nomadenleben machte diese Versuche unnütz, und das Heidenthum blieb bis auf Gustav I. herrschend. Ihre Götter waren Thiermes (Thor) der Donnergott, Stor Junnare, der Schutzgott der Jagd und Fischery, Baiwe oder die Sonne u. s. w. Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts verehrten sie heimlich ihre Abgötter, ob sie sich gleich öffentlich zum Christenthum bekannten. Jetzt ist doch das Heidenthum, mehr durch Ueberredung als Gewalt, fast gänzlich ausgerottet. Auch sind dort jetzt 6 Schulen angelegt. Das, was der Vf. hier von ihren ehemaligen Opfern, ihrer Zauberey, den nun verschwundenen Zaubertrommeln, ihren Heirathen und Begräbnissen, ihrer Nahrung und den Rennthieren, ihren Schlitten und Schneeschuhen, ihrer Jagd, besonders der Bärenjagd anführt, gehen wir um so mehr mit Stillschweigen vorbey, da es aus Scheffer, Högström, Büsching u. a. m. bekannt ist.

Die Kupfer dieses *dritten* Hefts sind mit fortlaufenden Numern folgende: 31. Erster Anblick der Lappen zu Rostijocki. Es waren 6 Lappen und ein lappisches Mädchen, die alle mit gebogenen Knien und den Füssen unter dem Leibe in einem Zirkel sassen. Beide Geschlechter trugen Beinkleider statt der Strümpfe; in ihren Halbstiefeln hatten sie Heu unter den Fussohlen, Männer und Weiber waren fast gleich gekleidet, nur dass der Rock der Weiber etwas länger, und ihre Mütze von blauen, grünen oder rothen Tuch weniger spitz und mit Band auch wohl Tressen geziert war. Die hier abgebildeten Gesichter der Lappen sind so ähnlich, dass man sie beynahe als Porträts ansehen kann. Auch ihre Hunde, die ihre Rennthiere bewachen müssen, sind sehr ähnlich abgebildet. Im Winter tragen die Lappen statt des Hemdes einen Schafpelz mit der rauhen Seite nach inwendig, einen Rock und einen ledernen Gürtel, und auf Reisen statt des Rocks einen Pelz von Rennthierfellen (*Lappmudd*). Ein dortiger Prediger *Grape* zu Enontekis unter dem 68° 30′ 30″ der Breite, und ungefähr dem 40° der Länge, berichtete, dass die Sonne im Sommer 49 Tage über dem Horizont und im Winter eben so lange unter demselben ist, da man dann wenigstens 3 bis 4 Stunden Dämmerung hat. Diese langen Nächte werden durch häufiges Nordlicht, das man bisweilen im Zenith sieht, erleuchtet. Das Eis legt sich im Oct., und zerschmilzt nicht eher als am Ende des May oder gar Anfang des Junius. Es ist gewöhnlich 3 Schuh dick in den Flüssen. Die Erde ist bis viertehalb Schuh tief gefroren, und der Schnee liegt gewöhnlich 3 bis 4 Fuss hoch. Die Anzahl der Tage, wo es regnet oder schneyet, verhalten sich im Jahr wie 2 zu 5, und gegen zwey neblichte Tage giebt es drey, wo der Himmel klar ist. Der Nordwestwind weht im Herbst am heftigsten, und mit Westwind regnet es gewöhnlich lange. Der Schnee begräbt oft auf den hohen Gebirgen die Lappen mit ihren Rennthieren. Von 20 bis 30 Gebornen sterben im Jahr gewöhnlich 10 bis 15. Die Lappen leben von ihren Rennthieren, die dortigen Colonisten haben auch Kühe und Schafe, die dort selten Hörner haben. Die Lappen, durch die Finnen aus ihrem Vaterlande verjagt, durch die Birkerls unterdrückt, von ihren Nachbaren wegen ihrer kleinen Statur und besondern Sitten verachtet, und durch die neuen Colonisten immer mehr eingeschränkt, fürchten und hassen alle, die nicht von ihrer Nation sind, und müssen diesen ihren Hass doch immer verbergen, und die Verachtung dulden. Daraus lassen sich viele ihrer Fehler erklären. Doch waren sie gutmüthig und gefällig gegen die Reisenden, erduldeten die grössten Beschwerden, foderten nie mehr als was ihnen gebührte, dankten mit Herzlichkeit, und nahmen wohl mit Thränen in den Augen von ihnen Abschied. Auf Brannntewein waren sie sehr begierig. 32. Kautokeino, ein Dorf an dem Ufer des Flusses bey Alten. Um die norwegische Sprache dort einzuführen, wird auf Befehl der dänischen Regierung zwar Norwegisch gepredigt; allein da die wenigsten Lappen davon ein Wort verstehen: so muss der Schulmeister jedes Comma des Predigers, der so lange stillschweigt, übersetzen, worauf der erste dann wieder zu reden fortfährt. Die Melodie eines Liedes der Lappen, die aus hohler Kehle singen, ist hier in Noten gesetzt. Von Liebesliedern, die einige den Lappen beylegen, fanden die Reisenden doch keine Spur bey ihnen. 33. Neidekurkio, ein Wasserfall im Fluss Alten, mit einem heftigen Geräusch an beiden Seiten eines in der Mitte stehenden grossen Felsens niederstürzend, und einen dicken Nebel bis an die Wolken verursachend. 34. Der Fluss Alten, bey der alten wüste liegenden Kirche zu Masi. Nun bestiegen die Reisenden die nordischen Alpen (Fjällar), wie man Nr. 35. sieht. Die ganze Bergkette, die sich von Dalecarlien bis an das weisse Meer von Süden her allmälig erhebt und sich nach dem Meere zu gleichsam jähe herabstürzt, ist ungefähr 150 Meilen lang und 10—15 breit. 36. Eisberg auf diesem Gebirge, und eine von gefrornem Schnee gebildete Grotte. 37. Anblick des Landes von der Spitze des Gebirges mitten unter Wolken. 38 und 39. Herabsteigen von dem Gebirge und Heraustreten aus den Wolken. 40. Fuss des Gebirges, und an solchem ein äusserst angenehmer Prospekt nach dem Meere zu. Die Reisenden wurden zu Alten von dem Amtmann von Sommerfeld mit der grössten Güte aufgenommen. Im Sommer, und besonders wenn die Sonne nicht untergeht, steht man dort um 10 Uhr des Morgens auf, isst um 5 oder 6 Uhr zu Mittag, um 1 Uhr nach Mitternacht zu Abend, und legt sich um 3 oder 4 Uhr Morgens zur Ruhe. Während der langen Nächte aber von Anfang des Decembers bis fast zu Ende des Januars ist man in einer Art von Apathie,

thie, schläft weit über die Hälfte von 24 Stunden, und wenn man erwacht, thut man nichts als sich erwärmen und läſst alle Geschäfte ruhen. 41. Alten, ein Hafen am Eismeer und eine Handelsniederlage, unter einer Polhöhe von 69°58′ der Breite. Die Luft ist da sehr rein und gesund, und das Eismeer friert nur an den Küsten, in den Meerbusen zu, wo süſses Wasser hineinfällt. 42. Wohnung eines Fischlappen. 43. Schreckliche Felsen an der Küste des Eismeers, die mit dem damals leicht wogenden Meer und dem grünenden Ufer einen starken Contrast machen. 44. Ein Zelt der Lappen, und eine Herde Rennthiere. Eine wohlhabende Lappenfamilie muſs eine Herde Rennthiere von 150 Rennthieren haben, ehemals hatten wohl einige 3 bis 4000, aber das ist heut zu Tage selten, indem die Wölfe und Krankheiten ihre Anzahl sehr vermindert haben. Der *Oestrus Tarandi*, der seine Eier in die Haut dieser Thiere legt, worin sich dann Chrysaliden von der Gröſse eines Taubeneies bilden, ist die gröſste Plage der Rennthiere, doch werden die magern, deren Haar dünner ist, davon am meisten angegriffen. Auch selbst ins Maul des Thiers legen sie bisweilen ihre Eyer. 45. Die drey sogenannten Stappener oder Stappeninseln bey Mageröe. Es sind eigentlich drey Felsen, davon der mittelste der gröſste ist, und den man auch die Mutter mit ihren Töchtern nennt. In einigen Höhlen am Fuſse derselben hausen eine Menge Eidervögel. Daſs ein Gerippe von Wallfisch auf der Spitze des höchsten dieser Felsen liegen sollte, wie man erzählte, scheint mit Recht dem Vf. nicht wahrscheinlich.

SCHÖNE KÜNSTE.

London, b. Cadell u. Davies: *Broad Grins*, by *George Colman* (the Younger) comprising with new additional Tales in Verse those formerly published under the Title of *My Night-Gown and Slippers.* 1802. 125 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Die paar Bogen launigter Verse, welche der durch verschiedene kleine Theaterstücke bekannte Verfasser im J. 1797 unter dem Titel: „Mein Schlafrock und meine Pantoffeln" drucken lieſs, waren schon seit zwey Jahren vergriffen. Die Verleger wünschten eine neue Auflage mit Vermehrungen; Hr. *C.* willfahrte ihnen, und gab der kleinen Sammlung nun die Aufschrift: *Broad Grins* (Lachen mit breitgezognem Munde), denen er nur wünscht, daſs sie sich nicht in *Wide Yawns* (Weites Jähnen) endigen mögen. Auf diesen Fall ersucht er die Recensenten, sich nicht undankbar und vergeblich zu bemühen, seinen Schlaf zu unterbrechen, weil er den ihrigen befördert habe. Wenn es nun gleich bey wenigen Lesern dieser Verse bis zum lauten Lachen oder breitem Greinen kommen möchte, so haben sie doch, einige Weitschweifigkeiten und matte Stellen abgerechnet, Drollichkeit und komische Laune genug, um kein *weites Gähnen* zu veranlassen. Die ersten vier Stücke, woraus jene ältere Sammlung bestand, gehören zusammen, und haben zum Grundfaden ein Gespräch zwischen Tom Dick und Will in einem Bierhause, über die neuern *Poeten*. Besonders geht es darin über die Schauspieldichter, Romanenschreiber und schauerlichen Balladensänger her. Um die Gespenstererscheinungen in den Werken der beiden letztern lächerlich zu machen, erzählt Dick ein gräſslich-drolliges Mährchen: *The Maid of the Moor, or, the Water-Fiends*, wobey der Vf. eine Travestirung von *Bürger's Leonore* im Sinne gehabt zu haben scheint, die, wie bekannt, vor einigen Jahren in England so viel Aufsehen erregte, und viele Nachahmungen, besonders von *Lewis*, veranlaſste. Deutlich genug, aber viel zu derbe und allgemein äuſsern dieſs Tom und Will, wenn sie glauben, die Legende mache wohl eine so gute Figur:

> *As naturalizing a dull German's brains*
> *Which beget issues in the Heliconian stews*
> *Upon a profligate Tenth Muse,*
> *In all the gloomy impotence of vigour.*

Dabey die Note, daſs die Hälfte der neuern englischen Legenden aus dem Deutschen entweder geborgt oder übersetzt sey. Die beiden übrigen Unterredner tragen darauf zwey andre, ziemlich unbedeutende Volksmährchen vor. Hinzugekommen ist in dieser neuen Ausgabe eine sehr lang ausgesponnene komische Erzählung: *The Knight and the Friar*, und eine kürzere: *The Elder Brother.* Von beiden macht nicht sowohl der Inhalt, als die, mitunter sehr originale Manier des Vortrages das Verdienst aus.

* * *

Leipzig, b. Crusius: *Scelta delle migliori Prose e Poesie de piu chiari Scrittori Italiani* con annotazioni da *C. Gius. Jagemann.* Tomo I. 2. Ediz. riveduta e corretta dall' Autore. 1802. 512 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1794. Nr. 401.)

Leipzig, b. Gräff: *Ueber die beste Art, die Jugend in der christlichen Religion zu unterrichten*, von *Carl Ludwig Droysen.* Erster Theil. 3te umgearbeitete und verbesserte Auflage. 1802. 228 S. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 268.)

Leipzig, b. Gräff: *Des Herrn Abendmahl.* Drey Unterhaltungen mit Serena, von *Ludw. Theob. Kosegarten.* 2te Auflage. 1802. 59 S. 8. (4 gr.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 20. Januar 1803.

GESCHICHTE.

Gotha, b. Perthes: *Nekrolog auf das Jahr* 1798. Enthaltend Nachrichten von dem Leben merkwürdiger in diesem Jahre verstorbener Deutschen. Gesammelt von *Friedrich Schlichtegroll. Neunter* Jahrgang. *Erster* Band. 1802. 392 S. 8. (1 Rthlr.)

Auf eine sehr würdige Art wird dieser Jahrgang mit der Biographie eines Mannes eröffnet, der zwar dem gröfsten Theile seines Lebens nach dem Auslande angehörte, und dort vorzüglich berühmt wurde, aber von Geburt ein Deutscher war. *David Ruhnkenius*, eigentlich *Ruhnken*, ward 1723 zu Stolpe in Pommern geboren, und starb als Professor der Geschichte und Beredsamkeit zu Leyden, den 14 May 1798. Die treffliche lateinische Denkschrift von *Wyttenbach*, die unlängst zu Gotha neu abgedruckt wurde, und der in seiner Art nicht minder schätzbare biographische Abrifs, welchen der Dr. und Prof. *Rink* zu Königsberg von *T. Hemsterhuys's* und *Ruhnkens* Leben und Charakter im vorigen Jahre bekannt machte, sind die vornehmsten Quellen der hier gelieferten, sehr charakteristischen Lebensbeschreibung, die den Leser mit der in mancher Hinsicht merkwürdigen Bildungsgeschichte, mit den veränderten äufseren Lagen und Verhältnissen, und mit dem ganzen Gange seines so zweckmäfsigen und fruchtbaren philologischen Fleifses bekannt macht, aber auch manche Züge enthält, wodurch *R.* nicht blofs als Gelehrter, sondern auch als Mensch, interessant war. Seine herrliche Büchersammlung mit einem reichen Vorrathe seiner gelehrten Papiere, Bemerkungen und Sammlungen, ist an die Universitätsbibliothek zu Leyden gekommen, die seiner Familie dafür ein Jahrgehalt von 1500 Fl. ausgesetzt hat. — *Johann Jakob Rabe*, Generalsuperintendent und Kirchenrath zu Anspach, war ein gelehrter Geschichts- und Sprachforscher, und Bearbeiter eines sehr mühsamen Feldes der Wissenschaften, nämlich der rabbinischen Gelehrsamkeit. Seine Uebersetzung der Mischnah und eines Theils der Gemarah ist bekannt, und war eine Unternehmung, die seinem beharrlichen und uneigennützigen Fleifse nicht wenig Ehre macht. Auch beschäftigte er sich mit der Diplomatik und Naturgeschichte, und erreichte ein Alter von 88 Jahren. — *Joseph Hörmann*, ein Exjesuit, war Lehrer der Rhetorik am Gymnasium, und Professor der Aesthetik bey der Universität zu Dillingen, und ein von Seiten des Kopfes und Herzens vorzüglicher Mann, obgleich verkannt von den Grofsen, getadelt vom Neide, verklagt von der Lästerung, und gedrückt von der Bosheit. Seine sehr nützlichen ästhetischen Vorlesungen wurden ihm untersagt, und er stand in Gefahr, auch seine Professur am Gymnasium zu verlieren. — Des berühmten deutschen Dichter, *Karl Wilhelm Ramler's*, Lebensumstände geben zwar der Neugierde nur eine sehr geringe Befriedigung; aber sein Charakter ist desto denkwürdiger. In mehr als Einer Hinsicht glich er seinem Lieblingsmuster, Horaz. „Beide waren „gleich gutmüthig, edel, bescheiden, Freunde der „Freyheit und Unabhängigkeit, keinem Golde feil, „auch selbst dem Golde ihrer Wohlthäter nicht." Aufser der Poesie und Kritik scheint R. kein Studium mit strengem Ernste getrieben zu haben. Das Wohlwollen, welches einen wesentlichen Zug seines Charakters ausmacht, zeigt sich fast überall in seinen Schriften. Will man ihn aber als Schriftsteller richtig würdigen: so mufs man den Dichter von dem Kritiker sondern. „Er hat sich in beiderley Hinsicht „Ruhm erworben; aber wenn der Ruhm des Dichters „in dem letzten Drittel seines Lebens so sehr gesunken ist: so möchten wohl die Fehltritte einige Schuld „daran haben, die er als Kritiker that." Seine letzten dichterischen Arbeiten blieben auch weit unter den ersten; und der Zeitraum des siebenjährigen Krieges war die glänzendste Epoche seines Genies und seines Ruhms. Ueber die Verbesserungs-Kritik, der *R.* wie bekannt, leidenschaftlich ergeben war, findet man auch hier die Mifsbilligung, die sie da verdiente und auch fast einstimmig erhielt, wo sie von ihm auf fremde Dichterwerke ohne Rückhalt angewendet wurde. Unter andern wird sehr richtig bemerkt, dafs *R.* zwar eine gewisse Geschwindigkeit besessen habe, sich einer fremden Manier anzuschmiegen; dafs diese aber doch keinesweges bis zu einer gänzlichen und durchgängigen Aufopferung seiner eignen Manier gegangen sey. — Die Gräfin von *Thürheim*, die aus Inspruck gebürtig war, und zu Linz in Oesterreich starb, machte sich durch ihren trefflichen Geistes- und Herzenscharakter des ihr hier gestifteten Denkmals würdig. — *Joh. Friedrich Mayer*, Pfarrer zu Kupferzell, ist als sehr thätiger und einsichtsvoller Oekonom und als einer unsrer besten landwirthschaftlichen Schriftsteller bekannt; sein edler Freund und Nachbar, *Georg von Forstner*, setzte seinen Verdiensten um den erhöhten Flor der Landwirthschaft ein Denkmal, welches bey der hier gelieferten Biographie, nebst einem von ihm selbst entworfnen kurzen Auffatze, zum Grunde liegt. Auch in der Pflichterfüllung seines geistlichen Lehramts war er musterhaft. — *Joseph Hilarius Eckhel*, k. k. Rath, Director des kaiserl. Münzkabinets und Prof. zu Wien, ist für die Münzkunde

kunde ein sehr ehrwürdiger und unvergesslicher Mann. Ihm verdankt diese Wissenschaft grosse und wesentliche Verbesserungen, oder vielmehr neue Schöpfung und Veredelung. Der Leser dieser Biographie wird indess den trefflichen Mann nicht bloss als gelehrten und scharfsinnigen Kenner des Alterthums und der Kunst, sondern auch von Seiten seines wahrhaftig edeln und einnehmenden Charakters kennen lernen und liebgewinnen. Dadurch, dass er eine methodische und besser verbundne Eintheilung in die Numismatik brachte, ist er für dieses Studium das geworden, was *Linné* für die Naturgeschichte war. Man findet hier S. 170. ff. eine kurze Darstellung dieser Methode, und eine nähere Charakterisirung seines bekannten grossen Werks, *Doctrina Numorum Veterum*. — Nur in einem weit kleinern Kreise bekannt, aber ein schätzbarer, immer thätiger und regsamer Mann, war *Joh. Gottfried Franz*, Domkämmerer zu Halberstadt, dessen Lieblingsgeschäfte Mechanik war. Von der Petersburger ökonomischen Gesellschaft erhielt er eine Preismedaille und das Diplom als Mitglied. — Mit den Lebensumständen und der Charakteristik des berühmten Weltumseglers und Hallischen Professors, *Joh. Reinhold Forster's* sind zugleich die Hauptzüge aus dem Leben und Charakter seines würdigen Sohnes, *Johann Georg*, verbunden; und diese Biographie zeichnet sich im gegenwärtigen Bande vorzüglich aus. Den reichhaltigsten Beytrag dazu lieferte der nicht vollendete eigene Aufsatz des ältern F., der in dem Anzeiger von *Jakob's* Annalen der Philosophie abgedruckt wurde, aber sich nur bis zu seinem ersten Aufenthalt in England erstreckt. Ausserdem benutzte der Herausgeber die im Deutschen Merkur enthaltenen Nachrichten, nebst anderweitigen Notizen. — *Emilia Dorothea Schortmann*, Besitzerin eines Handelshauses zu Buttstädt bey Weimar, zeichnete sich durch Geistesbildung, edle Denkart und Unternehmungsgeist hinlänglich aus, um die ihr hier gewordene Erhaltung ihres Andenkens zu verdienen. — Als Gelehrter von mannigfaltigen Kenntnissen und literarischen Verdiensten ist der ehemalige Altdorfische Prof. *Georg Andreas Will* bekannt; seine Biographie ist aus *Kiefhaber's* Gedächtnissschrift gezogen. Besonders merkwürdig ist die Vielseitigkeit seiner Geistesbeschäftigungen, und seine Fertigkeit, in jedes philosophische System einzudringen. — Das Andenken eines hoffnungsvollen, für alles Gute und Grosse erwärmten Jünglings, *Joh. Jakob Maurer*, der als Studiosus der Theologie schon im achtzehnten Jahre beym Baden im Rheinstrom, in der Nähe des berühmten Wasserfalls, seinen Tod fand, wird nach Anleitung einer von *Kirchhofer* und *Müller* entworfnen Denkschrift hier noch bleibender erhalten. Er war Willens, eine Schilderung des Homerischen Zeitalters zu schreiben, und hatte viel Anlage zur Dichtkunst, wovon ein paar mitgetheilte Proben zeugen. — Nicht bloss durch seine dramatischen Talente, sondern auch durch seine liebenswürdigen Eigenschaften und edeln Gesinnungen, machte sich der Wiener Schauspieler, *C. G. Stephanie der Aeltere*, denkwürdig. — Den Schluss dieses Bandes macht die Charakteristik eines würdigen Geistlichen, *Joh. Franz Lebrün's*, Predigers der französischen reformirten Gemeine zu Halberstadt.

LEIPZIG, in Comm. b. Böhme: *Geschichte des Nürnbergischen Handels.* Ein Versuch von *Joh. Ferd. Roth*, Diakon an der Hauptpfarrkirche zu St. Sebald in Nürnberg. *Vierter* und *letzter* Theil. Nebst einem zweyfachen Register über das ganze Werk. 1802. 443 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der vierte Theil dieses nützlichen Werks verbreitet sich über ältere und neuere zur Beförderung des Handels getroffene Anstalten. Also über Zölle und Zollfreyheiten und das Geleite; über Handelscompagnien, Schauanstalten zur Untersuchung der Waaren, Mäckler und Güterbestätter und die zwey öffentlichen Wagen; über das Münzwesen, die Barico und projectirte Börse; über Post- und Botenwesen etc. Unter der Menge kann freylich manches nur dem Eingebornen Nürnbergs von Wichtigkeit scheinen; aber es giebt der Angaben viele, die nicht nur bisher weniger bekannt, sondern auch für das grössere Publicum nicht unbedeutend sind. Ein paar Proben mögen das gefällte Urtheil bestätigen. S. 17. f. Nürnberg hat von Alters her an vielen Orten Zollfreyheit, so auch in Frankfurt am Mayn; aber die Ansuchung muss mit jedem Jahre auf das Neue durch eine eigne Deputation geschehen. Diese zieht mit etlichen *Musicis*, welche auf altmodischen Instrumenten vorgeschriebene Melodieen spielen, an dem bestimmten Tag auf den Römer, präsentirt einen hölzernen mit Pfeffer gefüllten Becher, ein paar Handschuhe und andere Kleinigkeiten; erhält dann neue Bestätigung des alten Bunds und wird noch mit Wein bewirthet. Die Musikkünstler lassen mitunter ihr bestimmtes Stückchen hören, und das Ganze erhält von ihnen den Namen des *Pfeifergerichts*. Zu Folge dieser Freyheit zahlt jeder Nürnberger Kaufmann ein für allemal 5 Gulden, und bezieht dann alle künftige Jahre die Messe, so lang es ihm beliebt, ohne weitere Unkosten. — Dass Nürnberg, so wie überhaupt die Städte des südlichen Deutschlandes, nie in den Hansebund getreten waren, weiss jedermann; aber neu war uns die S. 40. bewiesene Angabe, dass der Stadt Nürnberg der Zutritt durch ein eignes Gesetz verboten gewesen ist. Bisher hielt sich Rec. immer überzeugt, dass man in ältern Zeiten die Bevölkerung Nürnbergs, so wie der Reichsstädte überhaupt, weit übertrieb, dass selbst die innere Structur der Häuser keine zahlreichen Bewohner erlaubte; aber eine hier gelieferte Angabe macht ihn irre. S. 162. „Im J. 1592 erschienen 5500 Handwerker in ihrer Rüstung bey dem grossen Schiessen mit grossen Feldstücken." Ist diese Angabe, welche freylich nur auf Wills Münzbelustigungen beruht, richtig: so setzt sie eine sehr beträchtliche Bevölkerung dieser Reichsstadt voraus. In Nürnberg war manche gute Polizey- und andere Anstalt vor Jahrhunderten eingeführt, die man bey neuen Einrichtungen mit Beyfall erhebt;

gab aber auch andere, welche unstreitig zur Bildung des Kunstgenies wirken mussten, und die, so viel Rec. weiss, fast nirgends nachgeahmt wurden. Nürnberg besoldete im 15ten und 16ten Jahrhundert Mathematiker als Professoren — für künftige Gelehrte? Nein, — zum Unterrichte des Künstlers und Handwerksmanns. Daher die Ausbildung des mechanischen Genies in jenen Zeiten, und die leichte Anwendung des Theoretischen auf das Praktische; sie gab dem Metallarbeiter die Präcision, Festigkeit und doch Leichtigkeit, welche dem gemeinen Arbeiter vom Vater auf Sohn noch bis jetzt in alltäglichen Gefässen eigen geblieben ist. — Die Berichtigung einiger unbedeutenden Fehler, auch einige Ergänzungen und das ausführliche Register schliessen den letzten Band dieses für den Ausländer nicht unwichtigen, für den Einheimischen aber fast unentbehrlichen Werks.

Leipzig, b. Weigel: *Geschichte der merkwürdigsten Begebenheiten des neunzehnten Jahrhunderts*, von *Johann Christian August Bauer*, Prediger zu Güldergosse bey Leipzig. *Erster* Band.

Auch unter dem Titel:

Jahrbuch auf das J. 1803 enthaltend *die Geschichte des Jahres* 1801 u. s. w. XVI. u. 420 S. kl. 8.

Mit diesem Jahrbuche beginnt der Vf. der mit Beyfall aufgenommenen *kurzen Geschichte der merkwürdigsten Begebenheiten des achtzehnten Jahrhunderts für den Bürger und Landmann* (Leipzig, b. Weigel 1800 bis 1801. 3 B. 8.) ein sehr nützliches Unternehmen für alle die, die das Bedürfniss fühlen, nach Verfluss eines Jahres die Hauptbegebenheiten desselben leicht zu übersehen, und sich die Tagsgeschichte aus den frühern Ereignissen aufzuklären. Jedesmal will der Vf. 1) eine möglichst vollständige Darstellung derjenigen Begebenheiten, welche im Laufe des nächst vergangenen Jahres die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigten, 2) Nachrichten von bedeutenden Ereignissen in einzelnen Ländern, 3) Lebensumstände besonders ausgezeichneter Personen, welche im vergangenen Jahre starben, 4) Witterung und merkwürdige Naturerscheinungen, 5) Genealogische Anzeigen, 6) Anzeigen neuer in Deutschland erschienenen Bücher, welche irgend eine bedeutende Begebenheit des vergangenen Jahrs zum Gegenstande haben, wo möglich mit beygefügter Inhaltsanzeige und 7) Berichtigungen und Zusätze liefern. In diesem ersten Jahrgang konnte, aus mehrern Ursachen, besonders aber wegen der Menge der im J. 1801 vorgefallenen merkwürdigen Ereignisse die dritte Rubrik nicht ausgestattet, auch nicht der Inhalt der angeführten Bücher angegeben werden; dagegen kann man aber mit dem, was der Vf. geleistet hat, recht wohl zufrieden seyn. Die hier gelieferten Hauptbegebenheiten sind: der Lüneviller Friede (das Actenstück selbst würden wir doch lieber ganz diplomatisch genau, als verkürzt, aufgenommen haben, wie jede Urkunde dieser Art), die nordische Allianz, die Eroberung Aegyptens durch die Engländer, das Ende des Kriegs zwischen Frankreich und Neapel, der Krieg Portugals mit Spanien und Frankreich, letzte Periode des französisch - englischen Kriegs, Frankreichs Rüstungen gegen den Negerstaat auf St. Domingo, Pasman Oglou, die Friedenspräliminarien zwischen Frankreich und Russland, und zwischen Frankreich und der Pforte, das Entschädigungswerk in Deutschland, die Regierungsrevolutionen in der batavischen Republik und in der Schweiz, die Errichtung des etrurischen Königreichs, die Republik der sieben vereinigten Inseln, die neue Constitution der Republik Lucca, die Schicksale der cisalpinischen Republik und Genua's, die Vereinigung Piemonts mit Frankreich, die Thronbesteigung Pius VII, die Wiedereinführung der Religion in Frankreich und die Vereinigung Irlands mit Grossbritannien. Diesen Hauptbegebenheiten, deren Erzählung nöthigenfalls durch vorläufige Bemerkungen eingeleitet, durch Noten erläutert, und durch Citate bewiesen wird, folgen: Merkwürdigkeiten einzelner Staaten, die Witterung des Jahrs 1801, genealogische Nachrichten, Geburts- Heiraths und Sterbelisten von mehrern bedeutenden Städten und das Verzeichniss der hieher gehörigen Schriften. Alles was ein anderer Mitarbeiter dieser Blätter als Rec. der obgedachten Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts (A. L. Z. 1801. Nr. 346.) von der zweckmässigen Bearbeitung des damals ungenannten Vfs. sagte, gilt auch von diesem Werkchen, zu dessen immer grösserer Vervollkommung es dem Vf. weder an Talente, noch an guten Willen, fehlt. Hoffentlich wird es daher, trotz den vielen Kalendern, doch den zur Fortdauer nöthigen Beyfall finden, so dass der Verleger sich in den Stand gesetzt sehen wird, den künftigen Jahrgängen mehrere Kupfer oder Landkarten beyzufügen. Der gegenwärtige ist mit dem Bildniss des Kurfürsten von Sachsen geziert.

Ohne Druckort, (wahrscheinlich zu Regensburg:) *Regensburg von den französischen Truppen in den Jahren 1796 und 1800 feindlich bedroht und endlich in Besitz genommen.* 1802. 200 S. 8. (16 gr.)

Wer von den letzten Kriegsvorfällen im Jahr 1800 wodurch der Sitz der Reichsversammlung von dem französischen Heer bedroht, und endlich vermöge geschlossenen Waffenstillstandes vom 17. Jul. gedachten Jahres in Besitz genommen, nachher zu Ende Nov. verlassen, aber am 25. Decbr. durch einen gewaltsamen Ueberfall des Generals Souham wieder besetzt wurde, eine getreue und höchst vollständige Erzählung zu lesen wünscht, den kann diese in der Form eines Tagebuchs abgefasste Darstellung hinlänglich befriedigen. Rec., der selbst Augenzeuge jener Begebenheiten war, findet in Hinsicht der Richtigkeit der erzählten Thatsachen nichts zu erinnern. Aber die kleinliche Manier, welche auch die unbedeutendsten Umstände auffasst, wird diese Chronik bald der Vergessenheit über-

übergeben, und sie kann dermasen nur einem Einwohner von Regensburg noch einigermassen interessant seyn. Dass aber der ungenannte Vf. die Kriegsvorfälle von 1796 mit 10 Seiten abfertiget, rührt wahrscheinlich daher, dass er dabey nicht gegenwärtig war, und ihm einige dazu gehörige Urkunden fehlten.

PHILOLOGIE.

Amberg u. Sulzbach, in Comm. d. Seidel. Buch- u. Kunsth.: *Revision des Alphabets der Deutschen, oder deutscher Antischlendrian,* No. I. 1801. 9½ B. 8. (9 gr.)

Viel Ausbeute der Rec. aus dieser Schrift nicht gewonnen; und wiewohl sie ihres gedehnten Drucks wegen schnell durchgelesen ist; so enthalten doch diese wenigen Bogen des Neuen noch weniger, und der Schlendrian, den der Vf. mit *Bürgern* auf den Kopf zu treten ermahnt, möchte wohl von *seinen* Kopftritten keine grosen Wunden empfangen. An Statt einer vermutheten bessern Anordnung des Alphabets, wo die nächst-verwandten Buchstaben b und p; d, th und t; f, v und w. — zusammen, und die Vocalen besonders gestellt würden, ist das hauptsächliche Resultat dieser gleichwohl weit ausholenden Schrift, einigen Buchstaben neue Namen zu geben und z. B. das b, e, ch, ck: äb, äz und äc, äch, äcke zu taufen; dann das h, j, k, m, n: he, je, ke, me, ne; und das ph, qu, sch, st, t, th, v, x, z, tz: fi, qwe, äsch, äst, ätt, thi, ve, äx, ze, ätze zu benennen. Könnte man da nicht des Vfs. vorgeblich einem Engländer abgeborgten Spruch S. 53 anwenden: „es ist zu viel Lärm um einen Eyerkuchen?" Was das Thema betrifft, bey dessen Anlass dieser Spruch gesagt worden seyn soll: so dünkt uns, jene vier Ausländer müssten wenig ernstliche Begierde Deutsch zu lernen gehabt haben, da sie sich durch den kleinen Umstand der zu vielen grosen Anfangsbuchstaben haben abhalten lassen, es schreiben zu lernen. (Eigentlich hat Rec. nie an dieser Vervielfältigung der Majuskeln Gefallen gehabt, vielmehr gewünscht, dass sich der Deutsche hierinn mehr nach andern gebildeten Völkern richtete und bloss die Eigennamen gros schriebe.) In Hinsicht der Kritteleyen über das ch, ph, sch, u. s. w. bedachte der Vf. nicht, dass die Schreibung dieser Töne doch etymologisch richtig ist, indem das ch eine Erweichung von c oder k, das ph von p, und das sch von sk vorstellt; so lautet unser *machen* und *Sache* in den nördlichen Dialecten *make* und *sake;* das Pferd, der Pfad (im Mittelalter *pherd, phad*) kömmt von *perd, pad,* und Schale von *skale.* —

Eine interessante Stelle dieser Schrift können w. indess nicht mit Stillschweigen übergehen, wo 12 und 13 Proben von vielerley Dialecten des Fürstenthums Bayreuth gegeben werden, deren zwey dem Bayrischen nahe kommen und die beiden sind ost-fränkisch lauten. Eine Vergleichungstabelle aller deutschen Dialecte, drey bis vier Proben von mittelmässigen Staaten und so nach Verhältniss, jede wenigstens ein Quartblatt stark — würden dem deutschen Sprachforscher sehr willkommen seyn, und der Vf. dieser Blätter würde sich durch ein bayreuthisches Idiotikon, mit angehängten Sprachproben, weit verdienter gemacht haben, als durch seine Revision des Alphabets; denn an einem Wörterbuch jener Gegenden in der Nachbarschaft des Fichtelbergs fehlt es noch.

Jena, b. d. Vf. u. Cahla in d. dasigen Buchdruckerey: *Alphabetisches Wörterbuch, besonders für Unstudierte,* zur Erklärung der gewöhnlichen in der deutschen Sprache vorkommenden fremden Wörter und Redensarten, gesammelt und herausgegeben von *Christian Anton August Slevogt,* Herzogl. Weimar. Hofadvocat und Stadtrichter zu Jena. *Vier Bändchen,* zusammen 26 Bog. 8. 1801. (16 gr.)

Man lernt aus diesem Wörterbuche, auf wie mancherley Art dieses und jenes ausländische und von Hn. S. verdeutschte Wort vom gemeinen Mann *verstümmelt* wird. Doch sind diese Verstümmelungen zum Theil aus dem Kreise des allerunwissendsten Pöbels hergenommen, zum Theil aber ist ihr Verzeichniss sehr unvollständig, und wir könnten dem Vf. eine Menge Beyträge liefern, die noch weit mehr ins Lächerliche fallen als die angezeigten; denn es scheint doch, als ob der Zweck die Leser zu ergötzen, einer seiner Hauptzwecke bey der Herausgabe dieses Buchs gewesen sey. Um diesen Zweck sicherer zu erreichen, fügt er überall Anekdötchen als Belege hinzu, die jedoch selten so ergötzend sind, als sie seyn sollen, oder deren Witz, ihre Trivialität abgerechnet, bloss in Zweydeutigkeiten besteht. Der Vf. hätte daher wohl gethan, wenn er nur solche juristische Ausdrücke, die wirklich den Layen noch unverständlich sind, erklärt, und sich selbst vor allen Dingen darüber unterrichtet hatte, was belehren und interessiren, und was dagegen Ueberdruss erregen könne.

* *

Göttingen, b. Vandenhoeck u. Rupprecht: *Justus Arnemann's praktische Arzneymittellehre.* 4te Auflage. 1801. 608 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 279.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 21. Januar 1803.

LITERATURGESCHICHTE.

1) FRANKFURT a. M., in d. Jäger. Buchh.: *Ueber politische und gelehrte Zeitungen, Messrelationen, Intelligenzblätter, und Flugschriften zu Frankfurt am Mayn.* Ein Beytrag zu der Geschichte dieser Reichsstadt, von *Joachim von Schwarzkopf,* Kgl. Grosbrit. u. Kurbraunschweig. Ministre-Resident bey dem Kur- u. d. Oberrhein. Kr. u. s. w. 1802. 38 S. 4. (8 gr.)

2) GOTHA, in d. Ettinger. Buchh.: *Ueber politische Zeitungen und Intelligenzblätter in Sachsen, Thüringen, Hessen und einigen angränzenden Gebieten.* Von *Joach. v. Schwarzkopf,* Kgl. Gr. Britt. u. Kurbraunschw. Min.-Res. u. s. w. XX. u. 105 S. 8. (12 gr.)

So wie Hr. *von Schwarzkopf* durch seine Schrift über die *Staatskalender* (1792) ein ganz neues Feld der Literatur für den Bibliographen sowohl als Statistiker und Publicisten urbar machte: so erwarb er sich auch bekanntlich diess Verdienst in Rücksicht der vor ihm wenn nicht völlig unbearbeiteten, doch in neuern Zeiten ganz vernachlässigten Literatur der *Zeitungen,* die er 1795 ebenfalls in einer besondern Schrift nicht nur historisch, sondern auch politisch nach ihrem Werthe und Einflusse, kennen lehrte. (S. A. L. Z. 1798. Nr. 124.) Wie anhaltend seitdem der Vf. fortgefahren habe, seine Bekanntschaft mit Blättern dieser Art immer mehr auszudehnen, wissen die Leser des allgemeinen literarischen Anzeigers, in dessen letztern Jahrgängen sehr ausführliche Aufsätze über Zeitungen ausserhalb Deutschland abgedruckt sind, worin der Vf. diese Blätter, (mit Ausschluss des politischen Gesichtspunkts), zwar nur von der historischen Seite, von dieser aber desto umständlicher und genauer behandelte. Selbst für die Literatur der Staatskalender und Zeitungen Asiens sorgte der Vf. kürzlich noch durch einen Aufsatz in Klaproths asiatischem Magazin (1802. März); und eben so würde er, durch mehrere über London erhaltene Beyträge, für Amerika und Afrika sorgen können. In Hinsicht auf unser Vaterland liess der Vf. in das Hannöversche Magazin (1801. Nr. 60. und 61.) eine Uebersicht der sämmtlichen Zeitungen und Intelligenzblätter in Deutschland, und in dem bereits erwähnten literarischen Anzeiger einen Abriss dieser Literatur in den Königl. Preussischen Staaten abdrucken. Die hier oben angegebenen Aufsätze sind neue Proben des grosen Gesammtwerkes, an welchem der Vf. unablässig arbeitet. Zu der ausführlichen Abhandlung über die Zeitungen u. s. w. in *Frankfurt am Mayn* veranlasste den Vf. besonders sein dasiger Aufenthalt, der ihm zugleich erlaubte, diese Geschichte zum Theil actenmässig zu erzählen. Voran geht auf wenigen Seiten eine Uebersicht aller Zeitungen in Deutschland, mit Inbegriff der österreichischen und preussischen Monarchie, und insbesondere in den Reichsstädten, nebst einer Untersuchung ihrer Anciennität, und ihrer successiven Folge; lehrreiche Resultate langwieriger Forschungen, die keines Auszuges empfänglich sind. Volksmenge, Handelsflor, Pressfreyheit (die aber, aus mancherley Ursachen, nicht sehr benutzt wird), und viele andere Localverhältnisse geben in Hinsicht auf das Zeitungswesen den Reichsstädten den Vorzug vor andern Territorien; Frankfurt am Mayn hat aber unter allen ihren Mitschwestern die Ehre sowohl der Priorität unter den regelmässigen politischen Zeitungen im deutschen Reiche, als auch des Besitzes der grössten Anzahl, indem jetzt fünf Zeitungen neben dem Nachrichtsblatte bestehen. Sehr befördert wurde das dasige Zeitungswesen, andere Umstände abgerechnet, durch die Messen, deren Ursprung in das Mittelalter zurückgeht; schon im J. 1548. wurden durch sie *Extracte eingelaufener Novellen,* und dann die noch jetzt seit 213 Jahren fortdauernden bey dem Verleger dieser Schrift erscheinenden *Messrelationen* veranlasst, deren Geschichte der Vf. hier eben so genau aus Acten darstellt, als die Schicksale der nach und nach entstandenen eigentlichen Zeitungen (seit 1615), die anfangs nur einmal wöchentlich erschienen, und des Nachrichtsblatts (1722). Vor diesem wurden alle Nachrichten von verlornen und wiedergefundenen Sachen u. s. w. von den Kanzeln verlesen, ein Umstand, der mehrern Geistlichen so anstösig war, dass ein Prediger zu Sachsenhausen der Anzeige eines von einer Magd verlornen Tuchs beyfügte: „Wer es wiederfindet, der behält es; warum hat die Schlampe nicht Acht gegeben?" Anfangs wurde der Herausgeber dieses Nachrichtsblatts durch triegerische Einsendungen geneckt; doch liess er sich durch diese „Schnackenhausen und Possenreisser" nicht lange täuschen, und las ihnen in seinem Blatte derb den Text. Ein eigentliches Intelligenzblatt für Handelsleute, das man für ein Bedürfniss Frankfurts halten sollte, bestand kaum zehn Jahre. Zu dem nach und nach entstandenen *deutschen* Zeitungstrio, kam in der Mitte des französischen Kriegs das bekannte *Journal de Francfort.* Andere französische Blätter wollten dort nicht gedeihen; desto mehr Beyfall fand die in mehrern Gegenden Deutschlands stark gelesene Neuwieder Zeitung, (das Reich der

der Todten) die während desselben Kriegs etwa anderthalb Jahre in Offenbach erschien, und hier dem Leser näher bekannt wird. Ausser den *politischen* Zeitungen erschien auch zu Frankfurt 1736 eine *gelehrte*, die 1772 von dem bekannten Hofrath *Deinet* gekauft, und grösstentheils von dem verstorbenen geh. Rath *Schlosser*, der einige berühmte Gehülfen hatte, bearbeitet, aber nur bis 1790 fortgesetzt wurde. Ueberhaupt hatten alle seit 1740 entstandenen Wochenschriften keine Dauer gehabt; und eben so wenig Glück machten Lesezirkel und Leseinstitute; doch scheint ihnen das neue Jahrhundert ein besseres Schicksal zu versprechen. Die eigentlichen Zeitungen sind zu Frankfurt, (mit Ausnahme der R. O. Postamts Z.) so wie zu Hamburg, der Censur unterworfen, von der an beiden Orten die grösseren Druckschriften frey sind; ungleich drückender als diese Censur aber waren die Tyranneyen, die sich das französische Militär im verflossenen Kriege gegen die vergeblich durch französische Censur gedeckten Zeitungs-Verfasser erlaubte, wovon hier Nachrichten vorkommen, die man, ihrer Gewissheit ungeachtet, doch gern bezweifelte, wenn nicht neuere Vorfälle dieser Art in der Schweiz sie nur zu glaubwürdig machten.

Die *zweyte* obengenannte Schrift, der Natur der Sache nach für jetzt — trotz den vielen dazu erhaltenen Beyträgen, — weniger vollkommen, als die erste, bey allem dem aber unerwartet reichhaltig, — betrifft zuerst *Sachsen* und *Thüringen*, diese an Zeitungen und Intelligenzblättern höchst reichen Gegenden unsers Vaterlandes, die auch andern Ländern, und selbst Amerika Zeitungsschreiber lieferten, wie denn dort, einer hier von Hn. *Nicolai* mitgetheilten Nachricht zufolge, ein um das J. 1740 von Leipzig als Buchdrucker-Geselle ausgewanderter *Heinr. Miller* im J. 1762 den *wöchentlichen Philadelphischen Staatsboten* (in Fol.) zu schreiben und zu drucken anfieng. — Durch ernstere Sprache und reinern Stil, durch Unabhängigkeit von katholischer Hierarchie und politischem Ministerialeinflusse, so wie durch eine grösstentheils liberalere Censur unterscheiden sich die Zeitungen des nördlichen vortheilhaft von denen des südlichen Deutschlands. Die Anfangsepoche derselben liegt im Dunkeln; sie stehet aber, der Priorität nach, sicher hinter den Frankfurtern und Nürnbergern. In *Kursachsen* gebührt *Leipzig* die Priorität, in Hinsicht sowohl der gelehrten als politischen Zeitungen; die letztern galten zugleich als Intelligenzblätter, bis 1763 der Vicepräsident von Hohenthal ein eigenes, sehr zweckmässiges, Institut dieser Art errichtete. Diesem sowohl als jenen folgten bekanntlich in neuern Jahren Blätter beiderley Art von eingeschränkterer Bestimmung, die hier, wie jene, näher charakterisirt werden. Eine eigentliche Zeitung hat *Dresden* bekanntlich nicht, so dass diese Stadt unter den Residenzen der weltlichen Kurfürsten die einzige ist, die kein Blatt dieser Art aufweisen kann; dafür aber ein Intelligenzblatt und gelehrte Anzeigen. Wir übergehen die übrigen vom Vf. aufgeführten Intelligenzblätter, Zeitungen und ähnliche periodische Schriften zu Wittenberg, Merseburg, Zeitz, Naumburg, Neustadt an der Orla, Weissenfels, (das hier bemerkte Blatt scheint dem Vf. nicht bekannt zu seyn) Endorf, Zwickau, Görlitz, Bauzen, Chemnitz, Schleusingen und Hohenstein, so interessant auch zum Theil die Bemerkungen des Vfs. über diese öfters ihrem Titel nach, anziehenden Blätter seyn dürften. — Früher als die volkreichen Städte der Kurlande hatte die Residenz des Herz. S. *Gotha* sich der Zeitungs- und Kalender-Industrie zu erfreuen; es gab hier wenigstens schon zu Ende des 17ten Jahrhunderts Zeitungen, die durch die Postvortheile des Landes und das Botenamt sehr gefördert werden. Den Besitzern dieses Botenamts hat auch das schon über 50 Jahre bestehende Intelligenzblatt sein Daseyn zu danken. Bekannt sind die spätern Unternehmungen der Hn. *Becker* und *Salzmann*, so wie *Hildts* nachher zu *Weimar* erschienene Handelszeitung, die grösstentheils ein sehr ausgebreitetes Publicum haben, das dagegen fast allen in den Städten des Fürstenthums *Altenburg* erscheinenden Blättern mangelt. Um so überraschender ist die Uebersicht der in diesem, so wie in den übrigen Herzoglich *Sächsischen*, Fürstlich *Anhaltischen* und *Schwarzburgischen* Landen bisher erschienenen, oder noch erscheinenden, auswärts fast gänzlich unbekannten Blätter. Eine Ausnahme machte die zu Jena 1785 bis 1790 erschienene allgemeine Zeitung, und die Dessauische Jugendzeitung, die nachher durch die Beckersche in Gotha verdrängt wurde; das Cöthensche Wochenblatt, das sich während des Kriegs durch *politische* Artikel zu heben suchte, so wie vorher durch moralische und physikalische Aufsätze, sank fast *gänzlich* durch das Verbot der Aufnahme aller *politischen* und wissenschaftlichen Aufsätze. Für die *Reussischen* Lande wurde *Steinbeck* verhältnissmässig, was Becker für Gotha wurde. Neben *Mühlhausen* und *Nordhausen*, die beide nur Intelligenzblätter haben, zeichnet sich *Erfurt* durch Zeitungsfruchtbarkeit aus.

Viel unfruchtbarer, als in den bisher genannten Gegenden Sachsens ist das Feld der Zeitungen und Intelligenzblätter in den *Hessischen* Staaten, von welchen der *zweyte* Abschnitt (S. 62—92.) handelt. Eine rühmliche Auszeichnung verdient jedoch die ihres ausgebreiteten Beyfalls würdige *Hanauer* Zeitung; und die in anderer Hinsicht lobenswerthe *H. Darmstädtische Landzeitung*. Von den Blättern, die im *dritten*, das Herz. *Braunschweig-Wolfenbüttel* betreffenden, Abschnitte erwähnt werden, ist das früher als die Zeitung entstandene Wochenblatt auch auswärts bekannt; irrig sind übrigens hier die Helmstädter *Annales lit.*, wahrscheinlich durch einen Druckfehler, als politische Zeitungen angegeben. Sehr interessant ist der *vierte* Abschnitt von den *Hildesheimischen* Zeitungen und Intelligenzblättern, „deren Ursprung und Fortgang tief, und auf eine vorzüglich anziehende Weise in die Geschichte und Verhältnisse der Stadt und des Landes eingreift." Diese machten in frühern Zeiten Vorsicht nöthig, und auf Nachrichten von aussen begierig. Daher wurde im J. 1606 der Rathschluss gefasst: „dass, da man in Erfahrung gebracht, dass der Kaufmann Tappe eine Zeitung halte, man mit ihm spre-

sprechen und ersuchen wolle, dem Magistrat gegen Erstattung der halben Kosten solche zu communiciren.“ Indessen erschienen seit 1619 zu Hildesheim Zeitungsblätter; die späterhin wahrscheinlich unterbrochen wurden, an deren Stelle aber nachher eine Stadtzeitung, und eine (lange Zeit unterbrochene) hochfürstliche, traten, die, da sich daneben keine Intelligenzblätter lange halten konnten, zugleich die Publicanda, erstere die der Stadt, letztere die des Landes, lieferten, bis bey der Preussischen Besitznahme die dortige Zeitung das Epithet eines Königl. Preussischen allergn. privil. Blattes erhielt.

Wir haben hier aus diesen mit allgemeinen Bemerkungen und besondern Notizen gleich gut ausgestatteten Uebersichten nur etwas weniges ausgehoben; *Meusel* und *Ersch* werden so manche vom Vf. angegebene Data, ohne unser Erinnern, in ihre Verzeichnisse deutscher und französischer Schriftsteller eintragen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Weimar, b. d. Gebr. Gädicke: *Die Intelligenzblätterkunde für den nichtunterrichteten Privatmann;* enthaltend eine Beyspielsammlung der vorzüglichsten Intelligenzartikel, eine kurze Anweisung, sie richtig abzufassen, und ein alphabetisches Verzeichniss der bekanntesten Intelligenz-Expeditionen, welche Anzeigen zur öffentlichen Bekanntmachung annehmen. 1802. 242 S. 8. (18 gr.)

Diese *Intelligenzblätterkunde* hat, wie schon der Titel zur Gnüge zeigt, mit den diese Blätter betreffenden Schriften des Hn. *v. Schwarzkopf*, dem das Buch in Gesellschaft des Hn. R. *Becker* zu Gotha gewidmet ist, nur diess gemein, dass die früher von ihm gelieferten Notizen von deutschen Intelligenzblättern hier benutzt sind. Uebrigens ist es gewissermassen ein bisher noch vernachlässigter Anhang zu den sogenannten Briefstellern. Nach einigen Vorerinnerungen über den Zweck des Buchs, über die Vortheile und die Geschichte der Intelligenzblätter u. s. w. folgen II. kurze Bemerkungen über die Abfassung schriftlicher Aufsätze für Intellienzblätter; III. ein alphabetisches Verzeichniss deutscher Länder, Städte und Oerter, wo Intelligenz-Nachrichten angenommen werden; (worin leider grösstentheils die Angabe der Insertions-Gebühren fehlt, selbst bey den so wichtigen beiden Hamburger Zeitungen, deren Preise keineswegs so unbestimmt sind, als der Vf. glaubt), und von S. 65. bis ans Ende IV. eine Beyspielsammlung von Anträgen, Anfragen u. s. w. grösstentheils aus dem Reichsanzeiger u. a. m. mit Bemerkungen über die einzelnen Arten von Aufsätzen und einem Register. Alles ist deutlich abgefasst. Wer also das Bedürfniss eines solchen Hülfsmittels fühlt, wird dasselbe, wenn es ihm nicht an einer nur mässigen Bildung fehlt, aller Wahrscheinlichkeit nach brauchbar finden; ausserdem wird er freylich, statt sich bey diesem Rathgeber zu erkundigen, im Nothfalle zu einem Kunstverständigen seine Zuflucht nehmen müssen.

Ohne Verlagsort: *Reden grösstentheils bey Gelegenheiten, bey welchen sie zwar im achtzehnten Jahrhundert geschrieben werden konnten, wohl aber erst im neunzehnten Jahrhundert gehalten werden dürften*, vom *Verfasser der Peripatetiker.* 1801. 23 Bog. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Am Ende der Schrift steht: *bey Schimmelpfennig in Halle gedruckt*, und die Vorrede ist *S... den 1. Januar* 1801. *H. L. M.* unterzeichnet. Warum diese Reden im verwichenen Jahrhundert nicht eben so gut hätten gehalten, als geschrieben werden können, sehen wir nicht ein. Sie zeichnen sich durch nichts aus, was für das grössere Publicum im vorigen Jahrzehend auffallender gewesen wäre, als in dem gegenwärtigen; positive Dogmen berühren sie so wenig, als sie sich überhaupt mit geoffenbarter Religion abgeben, in Ansehung welcher man bey öffentlichen Vorträgen jetzt weniger gebunden wäre, oder weniger behutsam zu seyn brauchte, als vor fünf bis zehn Jahren. Die Tendenz dieser Reden ist durchaus moralisch; diese Eigenschaft konnte aber kein Hinderniss seyn, sie auf die Kanzel zu bringen. In der Vorrede meynt der Vf., eine der Hauptursachen, warum durch öffentliches Lehren moralische Bildung so wenig befördert würde, liege darin, dass öffentliche moralische Vorträge *nicht individuell* genug wären, und es ihrer Natur nach auch nicht seyn könnten; der Religionslehrer könne unmöglich die Fehler jedes besondern Standes, Alters u. s. w. schildern und rügen, ohne sich den Vorwurf zuzuziehen, er bringe Persönlichkeiten auf die Kanzel. Daran liegt aber die Schuld schwerlich. Von jeder guten und zweckmässigen Kanzelrede kann mit Recht gefodert werden, dass sie nicht nur die moralischen Lehren in ihrer Allgemeinheit vortrage, sondern sie auch auf die verschiedenen Verhältnisse des menschlichen Lebens, auf besondere Neigungen und Leidenschaften, von welchen die Anlagen in allen Menschen anzutreffen sind, auf den herrschenden öffentlichen Geist eines Landes, einer Stadt, u. s. w. anwende, und die gegen jene Lehren bemerkten Fehler und Uebertretungen mit Anständigkeit, Würde und Nachdruck darstelle und züchtige. Wenn die Moral nicht eher fruchten kann, als bis sich der Moralist der *Individualität*, der besondern Neigungen des Gemüths, und ihrer äusserlich oft unmerklichen Schattirungen, bemächtiget hat, so würde ihr Nutzen überhaupt sehr unbedeutend und zweifelhaft seyn; jeder Mensch würde eines moralischen Aufsehers oder Censors bedürfen, und es wird keine Versammlung zu Stande gebracht werden können, deren Mitglieder bey demselben moralisch-kranken Zustande gleicher Heilmittel bedürften. Die Gesetze und Vorschriften der Moral sind allgemein, und eben um dieser Eigenschaft willen geschickt, allen, ohne Unterschied des Standes, des Alters, des Geschlechtes, zu einem Maasse zu dienen, mit welchen sie sich selbst messen kön-

können. Werden Anwendungen der Moral auf dieses oder jenes Alter, diesen oder jenen Stand, diese oder jene Lebensart, Geschäfte, Gewerbe u. dergl. gemacht: so ist ein solcher Vortrag doch auch in mancherley Rücksichten für diejenigen sehr nützlich, die dabey so unmittelbar nicht interessirt sind. Da diese besondern Lehren das sittliche und rechtliche Betragen vorschreiben und ins Licht stellen, welches diejenigen, welche der Vortrag hauptsächlich angeht, beobachten sollen: so ist es gut und nothwendig, dass auch diejenigen, auf welche das Betragen jener Einfluss hat, von den Pflichten derselben unterrichtet werden, deren Erfüllung und Beobachtung gegen sie, sie selbst zu fodern moralisch berechtiget sind. Wir können aus diesen Gründen, die sich, wenn hier der Ort dazu wäre, noch weiter ausführen, und mit noch andern vermehren liessen, dem Vf. nicht beystimmen, wenn er behauptet, der Religionslehrer würde seine Vorträge besser einrichten können und mehr nützen, wenn er jedesmal seine Zuhörer zum voraus wüsste, oder wenn er es so einrichten könnte, dass nur die zugegen wären, von welchen er jetzt zu reden wünschte. Der Vf. hat zu seinen hier gelieferten 12 Reden solche Gegenstände gewählt, von welchen er glaubt, dass sie für eine gemischte Versammlung nicht geeignet wären, und sich in Gedanken in bestimmte Fälle und in eine Versammlung von Zuhören oder Lesern versetzt, deren Stand, Sitten und Denkungsart die Belehrungen über jene Fälle unmittelbar treffen. Unter diesen Auffätzen finden sich aber, den fünften etwa ausgenommen, gegen dessen Behauptungen sich jedoch gegründete Einwendungen machen lassen, keiner, der nicht auch in einer sehr gemischten Gesellschaft vorgetragen werden könnte. Selbst die Behandlungsart der Materien und der Vortrag haben nichts an sich, wodurch die Aufmerksamkeit und das Interesse einer ausgesuchten Versammlung erregt und festgehalten werden könnte; beide halten sich an das Bekannte und Gewöhnliche; den Gedanken fehlt es nicht an Wahrheit und Deutlichkeit, aber desto mehr an Schärfe, Gediegenheit und Energie. Die Wahl der hier vorgetragenen Materien beruht auf keiner planmässigen Anordnung, so, dass der Vf. etwa z. B. die Absicht hätte, in dergleichen Auffätzen, denen, wenn sie Beyfall fänden, mehrere folgen sollen, eine vollständige Moral aufzustellen; sondern sie ist ganz willkürlich; die Materien selbst sind folgende: 1) Grundsätze zur richtigen Lenkung des Ehrtriebes. 2) Ueber den Missbrauch des grössern äussern Ansehens zum Nachtheil anderer. 3) Ueber Härte im Urtheilen und Handeln. 4) Ueber den Hang, die Gesinnungen und Handlungen unserer Nebenmenschen kennen zu lernen. 5) Ueber das beste Verhalten bey Einschränkung der Religionsfreyheit. 6) Es ist unsere Pflicht, der Wahrheit wegen, keine Aufopferung zu scheuen. 7) Das Verhalten in Zeiten, wenn reinere Religionsbegriffe verbreitet werden. 8) Das Wohlthätige der Abwechselung der Jahreszeiten. 9) Die Pflicht, das Gute anderer Menschen bekannt zu machen. 10) Die Hauptbestimmung des Menschen ist nicht Glückseligkeit, sondern Tugend. 11) Ueber die üble Laune. 12) Die Würde des Menschen als vernünftiges Wesen. — Die Nützlichkeit für ein grösseres Publicum, *das weniger fodert*, als ein kleinerer Kreis von *Zuhörern*, stärker an Geist, sprechen wir diesen Arbeiten durch obige Erinnerungen nicht ab.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Frankfurt a. M.*, b. Varrentrapp u. Wenner: *Praktische Beobachtungen über die Kastration*, von *K. Kasp. v. Siebold.* 1802. 58 S. 8. (7 gr.) Der Vf. ist für einen geübten, technischen Wundarzt zu allgemein bekannt, als dass nicht praktische Beobachtungen über einen Theil der Wundarzneykunst mit allem Danke aufgenommen werden sollten, gesetzt auch, dass sie nicht viel mehr enthielten, als nur die Art und Weise, wie der Vf. sich gewöhnt hat, zu operiren. Der Vf. sagt, er habe bey der Kastration der Tamponade immer am wenigsten getraut, er habe es lange mit der Unterbindung des Saamenstranges gehalten, er habe aber jederzeit so schaudervolle Aeusserungen des Schmerzes wahrgenommen, dass er dem Entschlusse nahe gekommen sey, gar keine Kastration mehr vorzunehmen, oder nie anders, als den Saamenstrang zu durchschneiden und die Pulsader allein zu unterbinden; gerade als er diess zum erstenmale habe versuchen wollen, habe sich die Pulsader so schön vor die Augen hingelegt, als wenn sie habe sagen wollen: unterbinde mich allein! (Der Vf. gesteht jedoch selbst, dass diess in der Folge nicht mehr so gegangen sey; er habe sie aber immer ohne besondere Mühe fassen können. Es ist das ohne Zweifel relativ, der Zeitverlust aber bey separirter Unterbindung gewiss beträchtlicher, die Unterbindung aber auch haltbarer. Ueberhaupt hat ein Wundarzt an einem Hospital freyere Hand, als ein Privatpraktiker.) Die Geschichten 1 bis 6 handeln von Kastration mit Unterbindung des Saamenstranges. Der Vf. schildert darin die Zufälle und Schmerzen der Kranken und seine eigene öftere Verlegenheit mit lebhaften Farben, manchmal wird er auch ein wenig drollicht, z. B. S. 27. sagt er: die Wege, welche ein Wundarzt zu wandeln hat, haben doch wahrhaftig keine Reize; sie sind mit Blut bedeckt und gefahrvoll! Mit dieser Reflexion schritt ich zum gewöhnlichen Verbande. — Die übrigen Geschichten stellen Kastrationen mit isolirt unterbundener Arterie vor, welche alle, nach der Darstellung des Vfs. leicht, schmerzlos und geschwinde vollführt wurden. Das allgemeine antiphlogistische Verhalten wurde dabey überall angebracht, doch daneben auch Mohnsaft gegeben.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 22. Januar 1803.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

München u. Amberg, b. Seidel: *Der Genius der Bayern unter Maximilian IV* — Herausgegeben von G. Freyherrn von *Aretin*, Kurfürstl. Oberpfälzischen Landesdirectionsdirector. — *Ersten* Bandes *erstes* Stück. 1802. 143 S. 8. (18 gr.)

Von allen Seiten treten nun Bayerns vorzüglichere Schriftsteller und denkende Köpfe in das Publikum und beweisen durch die Produkte ihres Geistes, dass nicht Mangel an ausgebreiteten und gründlichen Kenntnissen, sondern einzig der Druck ehemaliger das Licht scheuender Regierungen Ursache des früher erzwungenen Stillschweigens gewesen war. Auf einer hohen Stufe von Geisteskraft und Bildung zeigt sich vorzüglich Hr. v. A. durch den Anfang dieser periodischen Schrift, welche den Gang der gegenwärtigen Regierung in ein helleres Licht zu setzen und die Ursachen der genommenen Maassregeln zu entwickeln, zum Gegenstande ihrer lehrreichen Unterhaltungen macht; um dadurch den grössern Haufen lesender Bayern zur richtigern partheylosern Beurtheilung der bisher gethanen und wegen ihrer Neuheit in dem dunkeln Lande auffallenden Schritte hinzuleiten. „Die Mitwirkung, ohne welche selbst die besten Absichten einer Regierung scheitern, oder nur langsam zur Ausführung gelangen, hervorzubringen und zu vermehren, hiedurch das Vertrauen in die Regierung und das nothwendige Band der Eintracht zwischen Obern und Untergebenen zu befestigen, den herumschleichenden Geist des Misstrauens und der Unzufriedenheit zu bekämpfen etc.: diess sind die Gründe, welche meiner Zeitschrift ihre Entstehung gegeben haben.“ Dass Hr. v. A. der Mann ist, welcher mehr als ein anderer für die gute Sache zu sprechen vermag, findet gewiss jeder Leser in der Gründlichkeit seiner Urtheile, in dem reinen Vortrage und in dem kühnen Gange seiner Auseinandersetzungen, worinn er der Wahrheit getreu, weder rechts noch links von der geraden Strasse abweicht, die Gebrechen der frühern Regierungen mit wenigen aber kräftigen Zügen darstellt, und selbst nicht mit geschlossenem Auge weiter wandert, wenn unter den Verfügungen der jetzigen ruhmvollen Regierung einzelne Anstalten den Beyfall des Vfs. nicht gewinnen können. Wer wird die Freymüthigkeit des offen denkenden Bürgers in folgenden Schilderungen verkennen. „Mit Trauer sah Bayern die öffentlichen Schätze vergeudet, den Geist durch Monachismus gefesselt, alle Greuel des Feudalsystems im vollen Gange, Zollgesetze, die allen Handel vernichteten, Abgaben auf den Ruin der Nation berechnet, Barbarey auf den Kathedern und in den Gerichtshöfen etc.“ Oder in der ersten Abhandlung, im Ueberblicke von der Lage Bayerns bey dem Tode Karl Theodors S. 5. folgendes Bruchstück aus der Schilderung Max. III. „Sein wohlwollendes Herz glaubte allenthalben das Beste des Landes besorgt zu haben. Er ahndete nicht, unter welchen Qualen und Misshandlungen seine Unterthanen bluteten. Bey den besten Absichten wurden nicht immer die besten Maassregeln gewählt. Man erkannte den geringen Grad von Landescultur, und glaubte durch Errichtung einer eigenen Culturcommission, durch Begünstigung einer landwirtschaftlichen Gesellschaft, dem Uebel abzuhelfen. Man wollte Bayern Fabriken und Handlung geben, und alle Greuel des Merkantilsystems drückten das Land. Man schuf eine Manufakturdeputation, ein Commerciencollegium, ein Mauthdirectorium, zu einer Zeit, da der Ackerbau noch in der Wiege lag, wo in dem nämlichen Augenblicke verkehrte Grundsätze in Leitung des Handels alles Commerz Bayerns zu Grunde richteten. — Das an Druck aller Art gewöhnte Volk, noch zu stumpf für das Gefühl eines bessern Daseyns, übersah diese Gebrechen und pries, ganz seinem Fürsten zugethan, nur dessen Herzensgüte. — Er starb und ihm folgte Karl Theodor, der bisher über ein Volk geherrscht hatte, das im Ganzen genommen, auf einer höhern Stufe der Cultur stund. Ohne Schwierigkeiten brachte er Verbesserungen in einer Provinz zu Stande, worin nebst ihrer eigenen Reife keine Macht des Adels und der Geistlichkeit, keine landständische Verfassung ihm Hindernisse in den Weg legte. Er wollte das Gute, aber die ausdauernde Kraft, den beharrlichen Muth, der dazu gehört, um das Gute in Bayern, oder in jeder erst aufkeimenden Provinz zu Stande zu bringen, das besass Karl Theodor nicht. Er verzweifelte frühe an dem Wohl des Volks, und überliess die Zügel der Regierung ganz seinen Ministern, die er zwar oft, aber nicht immer glücklich wählte. — Es sey mir noch die einzige Bemerkung erlaubt, dass nichts so sehr das Zutrauen auf die Weisheit der Regierungen zu schwächen im Stande ist, als wenn sie sich in einem und demselben Gegenstande ohne besondere Veranlassung öftere Abänderungen und in die Augen fallende Widersprüche erlauben. Selbst das Gute, das hie und da bezweckt wird, wird dann unter den manchen gegebenen Blössen weniger erkannt. Nie erscheint es als der fest durchdachte Wille eines weisen Regenten, als bleibendes Eigenthum der Nation etc.“ Wie gerne möchte Rec. noch mehrere diesem gleiche Stellen aus

aus den gründlichen Urtheilen des Vfs. vorlegen; aber zur Beurtheilung des in dem Buche herrschenden Geistes sind diese hinreichend und mehr darf die Recension nicht geben. — Die *zweyte* Abhandlung enthält den neuesten bisher noch ungedruckten Hausvertrag, welcher 1796 zu Ansbach zwischen Maximilian Joseph, damals noch Herzog von Zweybrücken, und dem Pfalzgrafen Wilhelm von Birkenfeld geschlossen wurde, und wie der Hr. v. A. richtig bemerkt, eigentlich ein Hanssystem liefert, nach welchem in Zukunft alle bayerischen Staaten sollten regiert werden, daher auch manche Aufschüsse über die neu ergriffenen Maafsregeln enthält. Es wird in demselben festgesetzt: die Art der Successionsfolge, die Vormundschaftsverwaltung, welche zwar der fürstl. Wittwe nicht entzogen, aber unter der Aufsicht des nächsten Agnaten geführt werden soll; die Unveräusserlichkeit der fürstlichen Domanial- und anderer liegenden Güter; die Erschwerung neuer Anleihen, zu welchen immer die Einwilligung der Agnaten erfoderlich seyn soll; die Summe der Apanagengelder für uneheliche Kinder der regierenden Herren. Ferner, dafs im Falle der Herzog Max. zur Kurwürde kommen würde, alle diese Grundsätze für ganz Bayern geltend seyn sollten, dafs die Prälaturen in der Oberpfalz eingeschränkt, keine Anwartschaften auf irgend einen Dienst im Lande als geltend anerkannt werden sollten etc. — Die *dritte* Abhandlung entwickelt die ersten Schritte der neuen Regierung, mit etwas Vorliebe, zu welcher aber die reinen und wohlthätigen Absichten des Landesfürsten berechtigen. Vorzüglich beschäftigt sich der Vf. mit dem in Bayern bis 1799 ganz unbekannten aus vier Ministern und den Referendären bestehenden geheimen Staatsrath, wobey er ohne Zurückhaltung der für das Land zu grofsen Anzahl der Staatsräthe und der auf 16000 Gulden für die Minister bestimmten Besoldung, seinen Beyfall nicht giebt, auch seine Meynung durch die beygefügte Einrichtung anderer gröfserer Höfe begründet. Die vier Departements in Bayern sind: 1) das Depart. der *auswärtigen Angelegenheiten*; 2) der *Finanzen*; 3) der *Justiz*; 4) das *geistliche Depart.* Die Direction des ganzen *Militärwesens* bleibt der unmittelbaren Aufsicht des Kurfürsten selbst unterworfen. Die Geschäfte jedes einzelnen Ministers ergeben sich aus der hier beygefügten Ministerialinstruction vom 25sten Febr. 1799. — Die *vierte* Abhandlung von Hn. *Kayser*, Advocaten zu Regensburg, (jetzt so viel Rec. weifs, Vormundschaftsassessor) handelt von dem *wissenschaftlichen Geist in Bayern*, und liefert, nach einer Einleitung über die ehemaligen zweckwidrigen Einrichtungen, die über diesen Gegenstand erfolgten Verordnungen der jetzigen Regierung. Unter diesen zeichnet sich der vollständige Lehrplan für die damals noch in Ingolstadt befindliche Landesuniversität aus. Er ist im Grunde noch völlig nach dem Zuschnitte der alten katholischen Universitäten gemodelt. Der Studierende, oder wie er hier heifst, der Kandidat, ist an sein Quinquennium gebunden; zwey Jahre hört er die Collegia, welche der philosophischen Facultät zugetheilt sind, drey andere Jahre werden dem Studium seines Hauptfaches angewiesen. Diefs läfst sich nicht geradehin misbilligen, hat sogar mehrere gute Seiten, ob es gleich manchem Vater schwer fallen muss, seinen Sohn fünf Jahre auf Universitäten zu erhalten. Aber diese Studienzeit ist in Semester abgetheilt, einem jeden Studierenden genau vorgeschrieben, was er in jedem halben Jahre hören *muss*; besteht er in den häufig angestellten Examen nicht, oder kann er die Testimonia als emsiger Befolger der Vorschrift nicht aufbringen: so droht ihm das Gesetz die Versagung des Zutritts zu allen Aemtern. Unmöglich kann aber jeder junge Mann, dessen Geist sich nur einigermafsen über das Mittelmäfsige erhebt, mit gleicher Vorliebe oder auch nur mit gleichem Fleifse die Menge der hier zwangsmäfsig vorgeschriebenen Collegien besuchen, und was ungleich mehr als das Anhören ist, durch Privatfleifs das Gehörte sich als Eigenthum erwerben. Er verwirrt sich den Kopf, hält Auswendiglernen gegebener Definitionen für wirkliches Studieren, wird an eignem Nachdenken gehindert, und kommt kaum auf den Gedanken, dafs Collegienstudium hauptsächlich nur Anweisung ist, wie man auf die kürzeste und glücklichste Art sich in einem gewählten Fache erst in Zukunft ausbilden soll. Er glaubt nach überstandenem Examen ausgelernt zu haben, oder ist er ein vorzüglicher Kopf, so ekelt ihm das Quodlibet mit jedem Tage mehr an, er besteht schlechter als der Zuhörer von wenigerm Geiste, und ist bald für die Wissenschaften ganz verloren. So oft auch bisher Rec. einen vorzüglichen katholischen Gelehrten näher kennen lernte, so fand sichs *fast immer*, dafs er seine Bildung nicht den Universitätslehrern, sondern sich selbst verdankte. Die vielleicht zu grofse Ungebundenheit des Studierenden auf protestantischen deutschen Universitäten, verdient daher wohl den Vorzug vor der schülermäfsigen Behandlung auf den katholischen. Der Studierende kennt den allgemeinen *Plan*, dafs er als Jurist seine Institutionen, Pandecten, Procefs, Staatsrecht etc. hören mufs, und er hört darüber Vorlesungen; aber er gewinnt Vorliebe für einen oder mehrere Zweige seiner Wissenschaft; die übrigen hört er, um nicht Ignorant zu seyn, und weil sie in das Ganze eingreifen; auf das Lieblingsstudium wirft er sich mit Eifer, zeichnet sich oft schon auf Universitäten in demselben aus, und treibt es in der Folge zu einem hohen Grad der Vollkommenheit. Die pünktliche Vorschrift seiner Stundenanwendung würde ihm zu dieser Vervollkommnung alle Thüren verschlossen haben. Hierin liegt gewifs die Hauptursache, warum von protestantischer Seite mehr ausgezeichnete Männer als Gelehrte, Schriftsteller etc. in das Publicum getreten sind, als von katholischer. Zu grofse Freyheit befördert aber auch Ausschweifung und die Nachläfsigkeit des Wüstlings und des Trägen? Unstreitig. Nur bleibt die Frage, auf welcher Seite das Gute überwiegend sey, und ob bey aller Eingeschränktheit der Faule nicht eben so leicht, nur weniger öffentlich, Mittel finde, seinen Hang zur Unthätigkeit zu befriedigen; ob der-

ler Unwürdige nicht ebenfalls sein Testimonium zu erschleichen wisse. — Uebrigens macht die getroffene Wahl der Lehrer, und auch der Lehrbücher dem Vorsteher der hohen Schule unstreitig Ehre. In den meisten Fächern begegnet man den Namen von Männern, welche Deutschland unter seine guten Schriftsteller zählt, oder sonst von einer vortheilhaften Seite kennt. — Am Ende dieses Hefts wird noch das Verzeichniss aller im J. 1799 in Bayern erschienenen Schriften vorgelegt. Ihre Anzahl beträgt nicht weniger als 96, von welchen freylich die meisten unbedeutende Flugschriften sind. Es war der erste Versuch für den lange in geistigen Fesseln gehaltenen Bayern; alles drängte sich, der ungewohnten Freyheit froh, vor die Augen des lesenden Publicums. Hr. v. A. drückt gewiss die Gesinnung des denkenden Theils seiner Landsleute durch das glücklich gewählte Motto aus: *Rara temporum felicitas, ubi sentire quae velis et quae sentias dicere licet.* Die edle Denkungsart des Fürsten sichert ihm dieses Glück auch für die Zukunft; sie erklärt vor den Augen aller Welt: meine Handlungen und Maasregeln bedürfen den Schleyer der Verheimlichung nicht. Diese Aeusserung drückt sich unverkennbar in dem Rescripte aus, durch welches die Erlaubniss zur Herausgabe dieser in den Gang der Regierung eingreifenden periodischen Schrift ertheilt wird:

„Wir haben während Unserer Regierung sowohl „durch öffentliche Verordnungen als durch Thathandlungen bewiesen, dass Wir eine vernünftige Denk- „und Pressfreyheit gehörig zu würdigen wissen, und „daher die literärische Thätigkeit und Geistescultur in „Unsern Staaten zu wecken auf alle Art gesucht haben. Wir werden daher euer Vorhaben, eine Zeitschrift über die wichtigsten Begebenheiten Unserer „Regierung in Bayern herauszugeben, um so weniger „hindern, als wir überzeugt sind, *dass jede mit reinen „Absichten geführte Staatsverwaltung von der Publicität ihrer Handlungen nichts zu fürchten*, sondern die „*wohlthätigen Folgen zu erwarten habe* etc."

Maximilian Joseph, Kurfürst.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Ratibor, auf Kosten des Vfs. und in Comm. b. Gehr u. Comp. in Breslau: *Allgemeine Liturgie* oder *Versuch einer möglichst vollständigen Sammlung von Gebeten und Anreden bey dem öffentlichen Gottesdienst und andern feyerlichen Religionshandlungen*, herausgegeben von *Heinrich Wilhelm Frosch*, Feldprediger bey dem königl. preuss. Cürassierregiment v. Werther. *Erster Theil, welcher die Gebete enthält.* 1802. 372 S. 4. (1 Rthl. 16 gr.)

Diese schon vor einiger Zeit von dem Herausgeber angekündigte *allgemeine Liturgie* erfüllt gewiss einen grossen Theil der Wünsche derer, die mit den bisherigen auch neuern Agenden, nur deswegen, weil sie ihnen nicht reichhaltig genug schienen, oder nicht genug Gebete und Formulare gaben, nicht ganz zufrieden waren. Denn sie liefert ihnen eine grosse Menge von Gebeten und Anreden, übersieht fast keinen Fall, bey dem der Liturg beten soll; und wenn sie auch nur wenig eigenes giebt: so hat sie doch fast alle vorhandene neue Sammlungen von Seiler, Zollikofer, Hufnagel etc. benutzt, hat meistens mit Geschmack und Beurtheilung aus ihnen gewählt, hat die gewählten Gebete noch einmal durchmustert, hat verändert, abgekürzt etc. je nachdem es die Umstände zu erfodern schienen. Man wird nicht vom Rec. verlangen, dass er bey den einzelnen Gebeten verweilen oder sie nach ihrem Werth würdigen soll — denn man kennt ja schon den Geist und Werth der Quellen, aus welchen sie genommen sind — so wie er auch nicht die Verbesserungen, die sehr viele erhalten haben, einzeln angeben oder prüfen kann. Genug, dass er versichern zu können glaubt, dass, da er mehrere mit den Originalen verglichen, er fast überall Hn. *Frosch*, bey den gemachten Veränderungen, hat beytreten müssen. Nur der Wunsch drängte sich bisweilen auf, dass dieser Verbesserungen noch mehrere gewesen seyn möchten, und dass, was besonders die Länge der Gebete betrifft, der Herausgeber seiner in der Vorrede gemachten Bemerkung, dass lange Gebete schon psychologisch zu viel gegen sich haben, mehr eingedenk geblieben wäre. Rec. will also jetzt lieber einen Blick auf die ganze Sammlung richten, und erlaubt sich, nachdem er sie meistens sorgfältig durchgelesen hat, folgende Bemerkungen. *Erstens* scheint Hr. *Frosch* nicht alle Quellen, aus denen er hätte schöpfen können, gekannt zu haben, sonst würde er z. B. aus *Küsters* schätzbaren liturgischen Schriften, unter jeder Rubrik gewiss auch statt mancher kraftlosen und zugleich durch ihre Länge ermüdenden Gebete einige *rythmische* gegeben und sie neben die aus Hufnagels Blättern entlehnten gestellt haben. Besonders würden diese für *festliche* Gelegenheiten und Zusammenkünfte, sehr zweckmässig gewesen seyn; denn sie sind, wenn sie gut gelesen werden, vorzüglich dazu geschickt, das Herz zu heben, und den Geist in eine feyerliche Stimmung zu setzen. — Ueberhaupt aber scheint der Vf. für diese *festlichen Tage* nicht hinlänglich gesorgt zu haben — weil diese Rubrik in den meisten neuern Agenden vielleicht am schlechtesten ausgefüllt ist. So sind z. B. die für die feyerlichen Communiontage aus Zollikofers Andachtsübungen und Anreden genommenen Gebete, sehr dazu gemacht, allerley fruchtbare Ideen in dem Zuhörer zu wecken und ein heilsames Nachdenken in ihm zu befördern; aber sie sind zu wortreich, begeistern nicht genug und übersehen gewissermassen das Ausgezeichnete des Tages. Bey dem ersten Gebet S. 28 weiss man überdiess nicht, wie es in *diese* Rubrik gekommen ist, da es wenigstens eben so gut in jede andere hätte gestellt werden können. — Gern würde Rec. für solche feyerliche Gelegenheit das Abwechseln des Gebets mit Gesang anrathen, wenn nicht bey zahlreichen

reichen und gemischten Gemeinden diese Abwechselung grosse Schwierigkeiten hätte. Ein anderes ist es bey den Brüdergemeinden, wo die Mitglieder mit den Liederversen hinlänglich bekannt sind, und der Liturg gemeiniglich ein guter Vorsänger ist. Auch wäre es in unsern Gemeinden in den vorigen Zeiten, wo aus einem Gesangbuch vielleicht ein ganzes Jahrhundert hindurch war gesungen, und in den Schulen mehr auf das Auswendiglernen der Lieder gehalten worden, leichter gewesen. — *Drittens* würde es, nach unserer Meynung sehr gut gewesen seyn, wenn man in der Sammlung unter eigenen Ueberschriften Gebete fände, die *einzelne bestimmte* religiös-moralische oder moralisch-religiöse Ideen zum Inhalt haben, oder den Betenden bey diesen verweilen lassen, dergleichen man z. B. in Hufnagels Blättern unter der Rubrik *Ideen* angedeutet findet. Sie würden als Altargebete den Zuhörer zu der Abhandlung des Predigers, der über einzelne bestimmte Wahrheiten redet, vorbereiten und seinem Nachdenken und seinen Empfindungen eine zweckmässige Richtung geben. Zwar sind auch unter den aufgenommenen Gebeten einige, die der gemachten Foderung entsprechen, z. B. das S. 252, welches die Vollkommenheiten Gottes dem Betenden nahe bringt; aber diese Gebete müssen doch erst mühsam aufgesucht werden, welches, da der Herausgeber übrigens so sehr für die Bequemlichkeit derer, die sich seiner Sammlung bedienen mochten, gesorgt hat, durch kurze Ueberschriften leicht hätte vermieden werden können; vielleicht wäre es auch schon hinreichend gewesen, wenn er, wie Hufnagel und andere, die Ideen nur angedeutet und die Zusammenstellung, Verarbeitung etc. dem Liturgen überlassen hätte, dieser würde dann mit desto mehr Salbung gebetet haben. — *Viertens*, bey den Gebeten in der *Leidenszeit* Jesu, in der ersten und zweyten Rubrik, wünschte Rec., dass, um sie von denen am *Charfreytag* noch mehr zu unterscheiden, die Geschichte des Leidens Jesu, sein edles Benehmen bey diesen etc. in ihnen mehr berücksichtiget worden wäre. Einige thun es; aber die meisten bleiben bey dem Tode Jesu und den dogmatischen und moralischen Ansichten desselben stehen. Und doch predigt man an diesen Sonntagen mehr über die Geschichte, die Tugenden, den Charakter Jesu, und wie sich dieser nicht nur am Kreutz, sondern auch vorher in seinen Leiden aufs schönste zeigte. Warum will man nicht auch bey dem Gebet darauf Rücksicht nehmen? — *Fünftens*, für die in die dritte Rubrik gestellten *allgemeinen Beichtgebete* nach der Predigt, macht Hr. F. in der Vorrede die Bemerkung: „für die an einigen Orten eingeführte allgemeine Beichte und Absolution, welche auf der Kanzel von dem Prediger gleich nach dem Schlusse der Predigt verlesen zu werden pflegt, habe ich zwar einige Formeln aufgenommen, wünsche aber doch, dass man solche nicht an jedem Sonntag, wenigstens nicht an denen, wo keine Communion ist, sprechen möge, weil da durch nicht nur die Beichthandlung das Feyerliche, das sie in Verbindung mit der letzten hat, verlieren muss, sondern auch überdiess der Gottesdienst ohne Noth verlängert werde." — Sehr wahr! Aber auch an Communiontagen sollte man, dem wahren Zweck der Feyer gemäss, mit Dank- und Beichtgebeten abwechseln, so wie man auch im Gebrauch der angehängten Absolutionen, um abergläubigen Ideen, Hoffnungen etc. vorzubeugen, sehr sparsam seyn sollte. Das feyerliche: Ich verkündige euch, die ihr eure Sünden bereuet etc. als ein verordneter Diener des Evangelii, die Vergebung aller euerer Sünden im Namen etc.: so wie hingegen allen unbussfertigen ihre Sünden behalten werden u. s. w., klingt doch in der That zu hierarchisch und priesterlich; als dass man nicht diese Formel endlich einmal geändert zu sehen wünschen sollte. — Wir übergehen jetzt die übrigen Rubriken mit Stillschweigen, obgleich sich noch manches über sie sagen liess, z. B. über die der *Abkündigungen*, unter welche auch das *Formkanten-Aufgebot* gehört, welches unzweckmässig, und kränkend ist u. m. Wir sagen dafür noch etwas von den *Intonationen*. Sollte irgend eine Classe von Gebeten Herz erhebend seyn: so wäre es diese ganz vorzüglich. Diess wusste auch die alte Kirche und endigte deswegen gemeinigich ihren Gesang mit dem hoch- und volltönenden Halleluja. Das letzte hat nun zwar Hr. F. beybehalten, aber dann wird der Abfall von dem vorhergehenden sehr prosaisch ausgedruckten Gedanken desto merklicher, z. B. bey Hochzeiten: Gesegnet sind, die Gott im Ehestand treu verehren; oder bey Wahltagen: Die Unterthanen seyen gehorsam ihren Obrigkeiten. Halleluja! u. s. w. Die bekannte Responsion an Adventssonntagen: Machet seine Steige richtig, hätte auch wohl mit einer uns verständlichern vertauscht werden können. Auch die gewöhnlichen in der Leidenszeit, am Charfreytag, die am Auferstehungsfest: Der Tod ist verschlungen in den Sieg u. m. würde Rec. übergangen haben. Wozu eine Intonation am Feste der Beschneidung Jesu, da Hr. F. dieses Festes unter den vorigen Rubriken gar nicht gedacht hat; so wie er auch unter diesen des Michaelisfestes nur als Schulfestes gedenkt; unter den Intonationen ist es Engelsfest. Wozu das? —

Der *zweyte Theil* dieser mit vielem Fleiss gemachten Sammlung wird die Formulare für die übrigen gottesdienstlichen Handlungen, enthalten und, wie Rec. hofft, auch die beym ersten übersehenen Quellen zweckmässig benutzen, so wie in den zu machenden Verbesserungen weniger karg und ängstlich seyn!

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 24. Januar 1803.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Köhler: *Historische Einleitung, in die sämmtlichen Bücher der Bibel, als Vorbereitung auf den christlichen Religions-Unterricht für Schullehrer und Privatlehrer, und als eine Anweisung zu einer richtigern Kenntniss und Schätzung dieser Bücher für Ungelehrte.* Herausgegeben von *Christ. Abrah. Wahl*, Pfarrer zu Friesdorf. 1802. 208 S. 8. (21 gr.)

Der Vf. machte bey seinem Religionsunterricht die richtige Bemerkung, dass es bey der Vorbereitung zum Unterricht in den Wahrheiten der christlichen Religion noch nicht genug sey, die Jugend mit der Geschichte der geoffenbarten Religion bekannt zu machen, sondern dass diesem auch noch eine besondere, genauere und vollständigere Belehrung über die Quellen der christlichen Religionserkenntniss vorausgehen müsse, wenn man sich nicht immer bey dem Religionsunterricht selbst durch allerley Fragen will unterbrochen sehen. Um also seinen Schülern den nöthigen Aufschluss zu geben, und ihnen einen richtigen und vollständigen Begriff von den Büchern der Bibel beyzubringen, hob er aus den neueren Untersuchungen die Resultate und überhaupt alles das aus, was seiner Meynung nach auch ungelehrte Christen hiervon zu wissen nöthig hätten. Dieses dictirte er seinen Zöglingen in die Feder, und liess es sie oft lesen. Der glückliche Erfolg, von welchem er seine Bemühungen begleitet sahe, bewog ihn diesen Aufsatz noch mehr auszuarbeiten, und ihn zugleich durch den Druck gemeinnütziger zu machen. Er hatte dabey die Absicht, den Lehrern der Jugend ein Buch in die Hände zu geben, in welchem sie alles, was von den historischen Untersuchungen über die Bücher der Bibel in den Religionsunterricht der Jugend gehört, in einer fasslichen Sprache beysammen fänden; und zugleich wollte er ein Handbuch für gemeine und ungelehrte Christen liefern, damit sich diese daraus über den Werth, Zweck, Inhalt, über die Entstehung, Fortpflanzung und Erhaltung der Bibel belehren könnten, und ihnen das eigene Lesen und Forschen der Bibel erleichtert würde.

Die Idee des Vfs. ist zwar nicht neu, und es fehlt auch nicht ganz an einzelnen Schriften dieser Art. Noch neuerlich hat Hr. *Niemeyer* in seinem schätzbaren Lehrbuch für die obern Religionsclassen gelehrter Schulen eine sehr zweckmässige historisch-praktische Einleitung in die biblischen Schriften dem Entwurf der Religionsgeschichte vorgesetzt, und darauf die Religions- und Sittenlehre folgen lassen. Aber dennoch ist diese Schrift nicht überflüssig, sondern verdient in verschiedener Rücksicht den Jugendlehrern zum Gebrauch bey dem Religionsunterricht und dem unstudierten Christen, der sich mit der Bibel näher bekannt machen will, zum eigenen Lesen empfohlen zu werden. Der Vf. hat im Ganzen die neuern Einleitungen in die Bibel und andere Erklärungsschriften der biblischen Bücher gut genutzt, und das, was er seiner Absicht gemäss sammelte, in einer deutlichen und populären Sprache darzustellen gesucht. Hätte er schon bey seiner Ausarbeitung das Niemeyersche Lehrbuch gebrauchen können: so würde er auch wahrscheinlich einzelne Winke darin genutzt haben, um sein Buch noch zweckmässiger und nützlicher zu machen. Da man in diesem Buch eben keine neue Entdeckungen und Ansichten wird erwarten können: so wird es auch genug seyn, nur den Inhalt desselben kurz anzuzeigen. In den Vorerinnerungen wird darauf aufmerksam gemacht, dass sich in jedem Menschen ein gewisser Sinn für Religion rege; der Begriff der Religion wird bestimmt, ihr Unterschied in natürliche und geoffenbarte angeführt, und die Nothwendigkeit der letzteren, die wieder in die Mosaische und Christliche unterschieden wird, bemerkt. Da die Bibel die Erkenntnissquelle der geoffenbarten Religion ist: so wird der Begriff dieses Worts angegeben, von der Eintheilung in das A. und N. Testament gehandelt, und die Nothwendigkeit einer genauern Bekanntschaft mit der Bibel kurz gezeigt. Die darauf folgende erste Abtheilung handelt von der Eintheilung der Schriften des A. Bandes; und zwar der erste Abschnitt von den historischen Schriften, der zweyte von den Lehrbüchern, und der dritte von den prophetischen Schriften. Bey jedem Buch wird von dem Vf. und dem Hauptinhalt das nothwendigste bemerkt, und die Haupttheile desselben werden kurz angegeben. Den Beschluss machen einige allgemeine Betrachtungen über die erste Sammlung dieser Bücher, ihre fernern Schicksale, Aechtheit und Glaubwürdigkeit, über das Zeugniss Jesu und seiner Apostel von diesen Büchern und über ihren Nutzen für den Christen, sowohl als Geschichte der Menschheit überhaupt, und des jüdischen Volks und seiner Religion insbesondere, als auch um daraus diejenigen Lehren vollständig kennen zu lernen, die Jesus und die Apostel bey ihrem Unterricht voraussetzten. Auch wird noch etwas von ihren Benennungen und warum sie kanonische Bücher heissen, bemerkt. In einem Anhang wird von den apokryphischen Schriften, ihrem Inhalt und Werth gehandelt. Die zweyte Abtheilung beschäftigt sich mit den Schriften des N. Te-

Testaments. Zuerst wird von der Benennung und der Eintheilung dieser Schriften, von dem Begriff des Worts Evangelium und Evangelist, der Zahl der Evangelien und ihrer Bestimmung und den Aposteln überhaupt gehandelt, und alsdenn werden die einzelnen Bücher nach der gewöhnlichen Eintheilung aufgezählt und durchgegangen, wobey die Lebensumstände der Vf., der Zweck und Inhalt jedes Buchs, und bey den Paulinischen Briefen auch die Geschichte und der Zustand der einzelnen Gemeinden, bemerkt werden. Zuletzt folgen wieder allgemeine Betrachtungen über die Aechtheit, Unverfälschtheit, Glaubwürdigkeit und die Entstehung der ersten Sammlung der neutestamentlichen Schriften, und am Schluss wird noch etwas von der Bibelübersetzung Luthers gesagt, wobey zugleich der Wunsch geäussert wird, dass neben der Lutherischen noch eine andere richtigere, deutlichere und dem gegenwärtigen Sprachgebrauch angemessenere Bibelübersetzung in Kirchen und Schulen möchte eingeführt werden.

Da der Vf. es in der Vorrede selbst zu erkennen giebt, dass ihm Erinnerungen willkommen seyn würden: so will Rec. wenigstens einiges hier bemerken, was ihm bey dem Durchlesen aufgefallen ist. Bey den Büchern des A. Test. würde es ganz zweckmäsig gewesen seyn, in soweit das Zeitalter der Verfasser ausgemittelt werden kann, kurz zu bemerken, wie lange vor Christo sie gelebt haben; und eben so bey den historischen Büchern den Zeitraum, welcher darin beschrieben wird. Schon die genauere Bezeichnung der Zeit trägt viel dazu bey, um den Leser auf den rechten Standpunkt zu führen. Auch hätte Rec. gewünscht, dass der Vf. bey jedem einzelnen Buch seinen eigentlichen Werth für den christlichen Leser angegeben und genauer bestimmt hätte. Niemeyer hat in dieser Rücksicht gute Winke gegeben, die man auch mit Recht in einer solchen Einleitung erwartet. Wenn es S. 22. von Moses heisst: die 5 Bücher, die wir von ihm haben, sind theils von ihm selbst abgefasst, theils aber auch aus ältern Schriften zusammengesetzt: so hätte wenigstens das letzte genauer angegeben und bestimmt werden müssen. Ueberhaupt würde es auch nicht unzweckmäsig gewesen seyn, hier etwas von den Gründen zu sagen, die es bestätigen, dass Moses der Vf. des Pentateuchs ist; ob es gleich nicht zu verkennen ist, dass der Pentateuch, wie wir ihn jetzt haben, Spuren einer späteren Recension verräth. Von dem Buche Hiob S. 34. ff. hätte mehr gesagt werden können, und eben so von den Psalmen. S. 48. wird bemerkt, Moses habe 5 Mos. 28. die Hauptschicksale der Hebräer angegeben, und aus dieser Quelle hätten alle folgenden Propheten geschöpft. Wenn es aber darauf weiter heisst: die Aehnlichkeit *eines* Kapitels im fünften Buch Mosis mit den Aussprüchen der folgenden Propheten, ist unverkennbar und bemerkenswerth: so ist dieses ganz unverständlich und wahrscheinlich ein Schreib- oder Druckfehler. Nicht ganz richtig wird von den Büchern des A. T. S. 78. überhaupt gesagt: die Juden theilten *diese Bücher* in mehrere Abschnitte, und *jeder dieser Abschnitte* war dazu bestimmt, dass er *am Sabbath im Tempel* vorgelesen und dem Volk erklärt wurde. Bekanntlich wurde nur der Pentateuch in 54 Paraschen abgetheilt, und diese bestimmten eigentlich auf jeden Sabbath im Jahr die Lection in den Synagogen. Späterhin fügte man zu diesen noch gewisse ausgewählte Abschnitte aus den Propheten, die Haphtaren, die man aber nicht als eigentliche Abschnitte betrachten muss, worin die Propheten überhaupt abgetheilt waren. Die Abtheilung in die gewöhnlichen Kapitel ist neu, welches auch in einer solchen Einleitung verdiente kurz angezeigt zu werden. Wenn S. 90. gesagt wird: Kanonische Bücher hiessen bey den Juden solche, welche in dem Verzeichnisse, in der Sammlung derjenigen Schriften enthalten waren, welche zum öffentlichen Vorlesen im Tempel bestimmt waren, und deren Vf. unter einer besondern göttlichen Leitung gestanden hatten: so bedarf auch dieses einer Berichtigung. Den Grund, warum der Vf. den Matthäus einen Sohn Levi so zuversichtlich nennt, siehet Rec. nicht ein. Auch möchte er mit ihm nicht geradezu behaupten, Matthäus schrieb im J. 60. oder 61. *wie die Geschichte meldet.* Mehreres auszuzeichnen, was Rec. sich angestrichen hatte, verstattet der Raum nicht. Nur erinnert er noch, dass es für die Leser des Buchs sehr nützlich gewesen wäre, wenn der Vf. zugleich eine kurze Anweisung gegeben hätte, wie der gemeine Christ die Bibel lesen müsse, und welche Regeln er insbesondere bey einzelnen Büchern stets vor Augen haben müsse, wenn er sie mit Nutzen lesen und richtig verstehen will. Auch würde es gewiss manchem angenehm gewesen seyn, wenn die besten neuern Uebersetzungen der Bibel, und die Hülfsmittel, die der gemeine Mann zum richtigen Verstand der Bibel gebrauchen kann, wären angeführt worden. Ganz richtig sagt der Vf. in der Vorrede: in unsern Zeiten, wo Zweifelsucht und Unglauben immer allgemeiner zu werden drohen, ist es ungleich nöthiger als jemals, auch die Jugend und den gemeinen Mann mit den fasslichsten Beweisen bekannt zu machen, auf welchen die Aechtheit, Unverfälschtheit, Glaubwürdigkeit und Göttlichkeit unserer Religionsschriften beruht, und sein Gemüth auf diese Weise vor jedem dagegen zu machenden Einwurf und Zweifel zu verwahren und in Sicherheit zu stellen. Rec. wünscht daher auch, dass man die Methode des Vfs. fleissig befolgen und dazu auch dieses Buch benutzen möge.

Halle, b. Trampens Erben: *Einleitung in die Psalmen*, von *Heinr. Ernst Güte*, Prof. der Theologie und Oberdiakonus an der Ulrichskirche in Halle. 1802. 244 S. gr. 8.

Es war wirklich kein übler Gedanke, eine Einleitung in die Psalmen besonders herauszugeben, und darin vornehmlich das zu sammeln, was man bey der öftern und mannigfaltigen Bearbeitung dieser schätzbaren Ueberreste hebräischer Poesie, über einzelne Stücke zur nähern Bestimmung des Standpunkts, woraus sie zu betrachten sind, gesagt hat. Mancher,

der

der nicht mit einem grofsen Apparat von Hülfsmitteln verfehen ist — und wie felten hat einer alles über die Pfalmen beyfammen! — wird dadurch auf eine leichte und bequeme Weife mit den verfchiedenen Anfichten der einzelnen Gedichte bekannt. Ueberhaupt ift es für jeden unpartheyifchen Forfcher und forgfältigen Ausleger angenehm, die verfchiedenen Erklärungen mit einem Ueberblick zu überfehen. Wenn auch gleich viele davon weiter nichts als leere Muthmafsungen find, oder auf unfichern Vorausfetzungen beruhen: fo gehört es doch zur Gefchichte der Auslegung, womit der Ausleger bekannt feyn mufs, und er kann felbft durch eine folche Ueberficht zu neuen Ideen hingeleitet werden. Soll aber eine folche Einleitung recht zweckmäfsig und nützlich feyn: fo mufs fie überhaupt mit Gefchmack und kritifcher Sorgfalt ausgearbeitet werden. Billig erwartet man deswegen, dafs die verfchiedenen Anfichten und Erklärungen nach ihrem Hauptgedanken genau und vollftändig gefammelt, zweckmäfsig geordnet und nach richtigen hermeneutifchen Grundfätzen forgfältig geprüft werden. Es müffen auch die Hauptgründe, worauf die einzelnen Erklärungsverfuche beruhen, nicht allein in gedrängter Kürze mit Hinweifung auf die Schriften, wo fie weiter ausgeführt find, angegeben, fondern auch näher gewürdigt und mit den nöthigen Winken begleitet werden, um das Urtheil über den eigentlichen Werth oder Unwerth der Erklärung zu erleichtern. Kurz man verlangt mit Recht, dafs fich eine folche befondere Einleitung durch Vollftändigkeit und Genauigkeit vor den gewöhnlichen Einleitungen, die den Pfalmen vorgefetzt find, auszeichnen. Ob nun gleich der Vf. vieles hier gefammelt hat, und Rec. überzeugt ift, dafs das Buch für manchen Lefer fehr brauchbar und nützlich feyn kann: fo findet er doch verfchiedenes in jener Hinficht zu erinnern. Der Vf., der hauptfächlich zur Abkürzung feiner akademifchen Vorlefungen über die Pfalmen diefe Einleitung hat drucken laffen, liefert hier 1) eine allgemeine Einleitung in die Pfalmen, worin er von den Commentatoren, der Benennung der Pfalmen, den Verfaffern derfelben, ihrer Eintheilung, Sammlung, den Ueberfchriften und den Regeln, die der Ausleger der Pfalmen zu beobachten hat, handelt; 2) eine befondere Einleitung in die einzelnen Pfalmen, worin die verfchiedenen Anfichten der einzelnen Gedichte angegeben und mit Bemerkungen begleitet werden. Die allgemeine Einleitung ift fehr kurz. Manches ift nur eben berührt, und mehreres, was man darin erwartet, z. B. über die Inftrumente, deren in den Ueberfchriften der Pfalmen gedacht wird, fehlt ganz. Die befondere Einleitung in die einzelnen Pfalmen, welche eigentlich die Hauptfache ift, könnte auch vollftändiger und genauer feyn. Unter den verfchiedenen Hypothefen, die man zur näheren Beftimmung des Gefichtspunkts einzelner Gedichte aufgeftellt hat, fehlen mehrere, die doch der Anführung in einem folchen Buche werth gewefen wären, und die hier gefammelten hätten oft beffer geftellt und geordnet werden können. Auch vermifst man mehrmals die genauere kritifche Würdigung der angeführten Behauptungen. Manchmal find die einzelnen Anfichten neuerer Schriftfteller, die doch Auffehen gemacht haben, nur beyläufig in den Noten noch bemerkt und gar zu kurz abgefertigt. Der Vf. fagt zwar felbft in der Vorrede: Man würde fich irren, wenn man alle Anfichten der Pfalmen, die man bey den Auslegern findet, hier erwarten wollte. Diefs würde eine Arbeit gewefen feyn, von welcher man keine Begriffe hat. Aber eben deswegen wäre es etwas Verdienftliches gewefen, fie fo vollftändig als möglich zu fammeln. Wenn der Vf. weiter fagt, es habe ihm diefs auch nicht nothwendig gefchienen: fo ift Rec. hier anderer Meynung. Wozu bedarf es einer befondern Einleitung, wenn fie z. B. nicht mehr enthält, als die Einleitung, die in den Rofenmüllerifchen Scholien jedem Pfalm vorgefetzt ift? Wirklich ift manchmal die Einleitung, welche Rofenmüller liefert, vollftändiger und genauer, als hier bey einzelnen Pfalmen; ob gleich der Vf. auch allerdings fein eigenes hat, und es unverkennbar ift, dafs er felbft gefammelt hat, und auch bey andern Pfalmen wieder ausführlicher ift. Er geftehet felbft, dafs ihm manches erhebliche entgangen feyn könne, und thut deswegen den Vorfchlag, fich die Einleitung durchfchiessen zu laffen, um das Bemerkenswerthe noch beyzutragen; aber angenehmer wäre es doch immer, wenn man diefer Mühe überhoben feyn könnte. Ueberhaupt fcheint der Vf. mit diefer Einleitung etwas geeilt zu haben. Befonders hätte Rec. gewünfcht, dafs die neuern Schriften über einzelne Pfalmen vollftändiger wären angeführt worden. Ohne Zweifel wird der Vf. diefes und mehreres andere in feinen Vorlefungen noch ergänzen; aber andere Lefer müffen diefes doch nun entbehren oder felbft auffuchen. Bey dem 1. Pf. hätte auch die Schrift von Hülfemann, der ebenfalls den erften und zweyten Pfalm für ein Gedicht hält, können angeführt werden. Der Grund, dafs der erfte Pfalm kein Vorbereitungslied zu allen Pfalmen feyn könne, weil er alsdann nach dem Exil würde gefchrieben feyn, und im Ausdruck ein fpäteres Zeitalter verrathen würde, ift wohl nicht wichtig. Wir haben offenbar in diefer Sammlung Lieder, die nach dem Exil gedichtet find, aber in der Diction fich von ältern Gedichten nicht unterfcheiden. Die Spur von Zeitumftänden fällt ohnehin bey dem hier ausgeführten allgemeinen Gedanken weg. Dafs man den zweyten Pfalm als den erften ehemals zählte, ift doch ein ftarker Vermuthungsgrund, dafs man ihn in fpätern Zeiten als Einleitung der Sammlung vorfetzte. Bey dem zweyten Pfalm werden die Gründe angeführt, wodurch man die Meffianifche Erklärung zu erweifen fucht, aber es wird nicht bemerkt, was man darauf antworten kann. Unter denen, die noch in neuern Zeiten die Erklärung vom Meffias behauptet haben, hätte auch Weber, Münthinghe und Griefsdorf können genannt werden. Zu denen, die den Pfalm in die Zeit der Rebellion des Abfaloms fetzen, gehört auch Kapp in f. *pericul. vers. pfalmi fecundi.* Bey dem vierten Pfalm hätte die Gelegenheitsfchrift von Silling, Dresd. 1794 verdient bemerkt zu werden. Bey dem ach-

achten Psalm werden die Gründe derjenigen, die den Psalm von Christo erklären, angeführt und zugleich hinlänglich widerlegt. Die Nachtigalische Meynung, welche schon Estius von der Zeit und Gelegenheit, da dieser Psalm gedichtet wurde, hatte, verdient wohl als die wahrscheinlichste ausgehoben zu werden. Bey dem zehnten Psalm wird die Vermuthung geäusert, dass der Psalm vielleicht in die Zeit der Nisibenischen Kriege gehöre und mit Recht behauptet, dass er nicht mit dem zehnten ein Ganzes ausmache. Ps. 16. werden die Gründe für die Erklärung vom Messias besonders ausgeführt, die Antworten auf die Zweifel dagegen sind aber wenig befriedigend, und zum Theil gesucht. Die Erklärung des Vfs. des Versuchs zur historischen Auslegung der alttestamentlichen Bibel ist übergangen. Die Meynungen von Jarchi und Rüdinger über die Zeit und Gelegenheit des 17ten Psalm werden mit Recht bestritten, und der Psalm wird in die Zeit gesetzt, als David von Saul verfolgt wurde. Der Hauptgrund, welcher der Erklärung von Paulus entgegengesetzt wird, dass man nämlich nicht recht einsehe, warum David eine so ausführliche Apologie seiner Unschuld vorausschicke, würde wegfallen, wenn man mit Hezel annehmen wollte, dass David diesen Psalm vielleicht am Abend vor dem entscheidenden Treffen mit Absalom gedichtet habe. Bey dem 20ten Psalm hätte doch die Meynung, die sehr allgemein ist, und die man schon in der Ueberschrift der syrischen Uebersetzung findet, dass David diesen Psalm bey der Eröffnung des Feldzugs gegen die Ammoniter dichtete, erwähnt werden können. Von der Ansicht des 21ten Psalm hätte auch mehr gesagt werden können. Die Meynung von Dathe, die freylich nicht wahrscheinlich ist, und der Gesichtspunkt von Paulus und dem Vf. des Versuchs zur historischen Auslegung der alttestamentlichen Bibel sind nicht einmal bemerkt. Ueber den 22ten Psalm verbreitet sich der Vf. desto weitläuftiger. Unter den Abhandlungen über diesen Psalm hätten auch *Uhland animadversiones exegeticae* Tübing. 1800. *Schnaar natural. explicatio* Rint. 1788. und *Hezels Schriftforscher* können angeführt werden. Der Vf. sucht zu zeigen, dass David nicht von seiner eigenen Person rede, und beantwortet auch die angeführten Einwendungen gegen die Erklärung vom Messias. Ueberhaupt ist er geneigt, noch Messianische Weissagungen in den Psalmen zu finden, zeigt sich aber als ein liberaler und bescheidener Vertheidiger dieser Meynung. Unter denen, die den Psalm von der Absalomschen Empörung erklären, hätten auch Hezel und der Vf. des Versuchs zur historischen Auslegung genannt werden können. Des letztern eigene Ansicht des 23ten Psalm ist ebenfalls nicht bemerkt. Bey dem 45ten Psalm werden die verschiedenen Erklärungen ziemlich vollständig angeführt. Der Vf. ist nicht geneigt, ein Hochzeitslied darin zu erkennen. Er scheint am geneigtesten zu seyn, ihn als Glückwunsch eines anonymischen Vfs. an David, als er gegen eine benachbarte Macht, vielleicht gegen die Syrer, zu Felde ging, zu betrachten. Zu den neuern Schriften über diesen Psalm hätte auch *Richteri recitatio philologica super Psalmo* 45. Lips. 1796 gesetzt werden können, so wie auch bey dem 68ten Psalm die Uebersetzung und Erklärung von *Thaddäus*, Bonn 1789 und die Schrift von *Ancillon, tentamen in Ps. 68. vertendo*, Berlin 1797 hätten verdient angeführt zu werden. Rec. will nicht weiter fortfahren, die Bemerkungen, die ihm beym Durchlesen aufgestossen sind, hier beyzufügen. Der Vf. wird selbst bey einer neuen Bearbeitung dieser Einleitung manches noch zuzusetzen finden. Würden die verschiedenen Ansichten zugleich chronologisch geordnet; so würde dieses zugleich ein schätzbarer Beytrag zur Geschichte der Auslegungskunst seyn.

* * *

Berlin, b. Maurer: *Meine Lebensgeschichte.* Von *Joh. Christian Brandes.* Erster Band. 2te Aufl. m. 4 Kupfern. 1802. 308 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. Nr. 239.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Leipzig*, im Comptoir f. Literatur: *Die englischen Waaren auf der Leipziger Messe.* Ein Wort zum neuen Jahr an meine lieben sächsischen Landsleute. 1802. 40 S. 8. (4 gr.) Dieses höchst unbedeutende Werkchen ist wenig mehr, als ein Nachhall des Sörgelschen Memorials, welches jedoch der Vf. nicht gelesen zu haben erklärt; Klagen über den Verfall der sächsischen Fabriken, lautes, zum Theil ungerechtes Geschrey gegen die Engländer, Widerspruch mit sich selbst, und Vorschläge, welche zeigen, wie wenig der Vf. Sachkenntniss besitzt. Man soll die Wollausfuhr verbieten, Abgaben auf mehrere englische Waaren legen, und hauptsächlich den Engländern nicht erlauben, ihre Waaren selbst in Leipzig zu verkaufen. Unter andern sagt der Vf. dass die sächsischen Waaren sonst um 100 pro Cent wohlfeiler gewesen wären, als die englischen. Seitdem hat man unsere Wolle theurer bezahlt, und doch verkaufen uns die Engländer eine Waare, mit der unsere Arbeiter keinen Preis halten können. Auf alles das haben andere schon längst geantwortet; besonders gehört hierher der gründliche Aufsatz des Hn. Prof. *Leonhardi* im Journal für Fabrik, Manufacturen und Mode.

Num. 26. 202

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 25. Januar 1803.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Böhme: D. *Ernst Gottfried Schmidts,* weiland Professors der Rechte und Hofgerichts-Advocatens zu Jena, *theoretisch-praktischer Commentar über* seines Vaters, D. *Joh. Ludw. Schmidts, praktisches Lehrbuch von Klagen und Einreden.* *Zweyte* vermehrte Auflage. Herausgegeben von *Joh. Christian Wilhelm Fäselius,* Herzogl. Weimar. Hof-Advocaten und Stadtschreiber zu Jena. *Vierter* Band. 1802. 574 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Auch dieser Band der neuen Ausgabe des *Schmidtschen* Commentars hat der verbessernden Hand des Herausgebers viele Vorzüge vor der ersten Auflage zu danken. Doch sind der wichtigen Zusätze nicht so viel, als man nach der Verschiedenheit der Seitenzahl erwarten sollte (die erste Ausgabe hatte 118 Seiten weniger); denn dieser Ueberschuss rührt grössentheils daher, dass aus dem Lehrbuche vieles in die neue Ausgabe aufgenommen ist, was in der ersten weggeblieben war, besonders Paragraphen, welche die Uebersicht des nächstfolgenden enthalten, und solche, die dem Vf. keiner Erläuterung bedürftig schienen, auch die Einreden, die Schmidt selbst dann, wenn er eine Erläuterung giebt, nicht zu wiederholen pflegt, sondern bloss mit der Numer des Lehrbuchs bezeichnet. Diese veränderte Einrichtung dient freylich dazu, den Gebrauch des Commentars zu erleichtern, weil man nun nicht immer zugleich auch das Lehrbuch nachzuschlagen braucht, sondern sich mit dem Text, so weit er im Commentar abgedruckt ist, begnügen kann. Vielleicht hätte dieser dagegen bey einigen Klagen, die wenig oder gar kein praktisches Interesse haben, z. B. bey der *Actio funeraria,* der *Actio de rationibus distrahendis,* der *postulatio suspecti tutoris,* der *actio ex stipulatu adversus fidejussores tutorum* u. a. ins Kürzere gezogen werden können. Die meiste Sorgfalt hat der Herausg. auf die Verbesserung der Schreibart verwendet; und in dieser Hinsicht ist nur wenig zu wünschen übrig geblieben, wenn man nicht etwa den nicht ganz sprachrichtigen Gebrauch der Participien hieher rechnen will, z. B. S. 89. die nicht (nicht die) aus klaren Urkunden erhellen *müssende* Replik, der *überkommene* Ochse, die *überhabende, überhabte* Vormundschaft u. s. w. Bey dieser Aufmerksamkeit auf die Verbesserung des Ausdrucks wundert es uns, dass mehrere den Sinn entstellende Druckfehler aus der alten in die neue Ausgabe übergegangen sind. Z. B. §. 1102. „den gewesenen *Pupillen*" statt *Vormund,* S. 299. „dass der *Pachter*" statt *Verpachter.* Die Zusätze in den Noten sind meistens literarischen Inhalts. Besonders sind bey controversen Rechtsfragen die Gewährsmänner für die verschiedenen Meynungen angeführt. An Berichtigungen des Texts fehlt es auch nicht, wiewohl vielleicht zu wünschen gewesen wäre, der Herausg. möchte noch freygebiger damit gewesen seyn. §. 897. hätte unter den Einreden gegen die gesuchte Gewährsleistung wohl auch die Einrede der Theilung erwähnt zu werden verdient. Sollte wohl (S. 116.) der Käufer sich auch dann auf die versprochene Evictionssumme beschränken müssen, wenn er sich der *actio emti* bedient, oder sollte diess nicht vielmehr nur dann stattfinden, wenn *ex stipulatu* oder auch einem *ex intervallo* beygefügten Nebenvertrag geklagt wird? Der Vf. hatte sich wohl nicht ganz streng gesetzlich ausgedrückt, wenn er da, wo von den Verbindlichkeiten des Verkäufers die Rede ist, sagte, „der Käufer solle vermöge des Kaufcontracts die Sache zu *eigen* bekommen." Genau genommen ist es nicht das Eigenthum, sondern ein in possessorio obsiegendes Recht, was er erhalten muss. l. 25. §. 1. D. de C. E. l. 30. §. 1. D. de A. E. et V. Wenn der Commentar S. 115. behauptet, dass die Litis-denunciation noch nach der Litis-contestation, so lange kein definitives Erkenntniss in der Sache vorhanden ist, ja auch in der Appellations-Instanz geschehen könne: so dürfte dieses doch nur unter der Einschränkung wahr seyn, dass die Eröffnung der Zeugen-Rotul den Verkäufer nicht um einen Zeugenbeweis, der ihm etwa zu Gebot stand etc. gebracht habe. In der Paraphrase, die der §. 947. a. in dieser Ausgabe erhält, räumt der Herausg. dem Verkäufer auch gegen jeden Dritten ein Vindicationsrecht ein. Diess stimmt doch wohl nicht mit der *l. 10. C. de rescind. vend.* überein. Schon in der ersten Ausgabe war ganz richtig bemerkt, es sey keine gerechte Ursache zur Aufhebung des Pachts, dass über des Pachters Vermögen ein Concurs entstanden sey. Allein es hätten doch bey einem Satze, den *G. L. Boehmer (El. Jur. Civ. Tom. I. Ex. 2. §. 6—8.)* mit erheblichen Gründen bestreitet, wo nicht die entscheidendsten Gründe, doch wenigstens neben Leyser noch andere vollgültigere Gewährsmänner angeführt werden sollen. Auch hätte der Fall der *l. 8. D. de reb. auct. jud. poss.* wo über des Verpachters Vermögen ein Concurs entsteht, am gehörigen Orte Erwähnung verdient. Nur würden wir diese Gesetzstelle nicht, wie es S. 322. geschieht, wo jedoch statt *bon.* zu lesen ist: *reb.* zum Beweise der Behauptung angeführt haben, dass derjenige, der bey einer öffentlichen Versteigerung ein verpachtetes Grundstück ersteht, den Pacht aushalten müsse, weil die Gesetze nur bey einer vom Verpach-

pachter *freywillig* unternommenen Veräufserung der verpachteten Sache dem Erwerber derfelben einen Vorzug vor dem Pachter gestatten. Nach dem angeführten Gefetz find nur die immittirten Gläubiger des Verpachters an den Pachtcontract gebunden, nicht aber der Käufer des von den Gläubigern oder dem *Curator bonorum* veräufserten Pachtguts. In der andern Stelle, auf die sich der Vf. disfalls beruft, der l. 8. §. 22. (l. 5. §. 22.) *D. ut in poss. leg.* ist blofs von Vermächtnifsnehmern die Rede, die in den Befitz von Erbfchaftsgütern eingefetzt find, durch diese Einfetzung aber nichts als die blofse Detention und ein prätorifches Pfandrecht erhalten. Der Vf. fcheint den Grund der Verfchiedenheit in die Unabhängigkeit der Veräufserung von der Willkür des Verpachters zu fetzen. Allein des letztern Rechte gehen doch auf die Gläubiger über. Und dann follte man denken, wäre noch ein Grund weiter vorhanden, den Käufer gerade deswegen, weil er feine Rechte nicht aus einer freywilligen Handlung des Verpachters herleitet, von der Fefthaltung des Pachtcontracts freyzufprechen. Was S. 388. gefagt wird — dafs der *commendans* wegen einer *commendatio specialis* hafte, er möge fich dabey in Gefährde befinden, oder ohne folche gehandelt haben, dürfte doch wohl nur von folchen fpeciellen Empfehlungen, die unter Handelsleuten vorkommen, oder mit einer wirklichen Intercefsion verknüpft find, zu verftehen feyn. Bey der Materie von den Klagen, die theils aus dem Verkaufsrechte, theils aus dem eigentlichen Näherrecht entfpringen, hat der Herausg. den Commentar theils aus dem Lehrbuche ergänzt, theils durch eigene Zufätze bereichert, ohne jedoch der Verwirrung der Begriffe zu begegnen, die hier durch den Inhalt des Lehrbuchs veranlafst wird. Man findet nämlich das Verkaufsrecht vom Retracte nicht forgfältig genug unterfchieden. Nach der S. 166. gegebenen Erklärung des *juris protimiseos* fetzt daffelbe eine gültige *bereits vollkommen geschlossene* Handlung unter den Lebendigen voraus. Allein in fo fern es darauf ankommt, zur Sache felbft zu gelangen, nicht blofs gegen den Verkäufer auf das *quod interest* zu klagen, darf wohl der Contract noch nicht abgefchloffen feyn. In dem Commentar wird freylich, in Uebereinftimmung mit den Grundfätzen, die vorher bey andern refolutiven Kaufsbedingungen zur Anwendung gebracht find, demjenigen, dem ein bedungenes Verkaufsrecht zufteht, eine Klage wider den dritten Befitzer alsdann zugeftanden, wenn jener fich den Verkauf in der Maafse ausbedungen haben follte, dafs der Verkauf für nicht gefchloffen geachtet werden folle, wenn der Verkäufer bey künftiger Veräufserung den Verkauf nicht angeboten haben würde. Ein gefetzliches Vorkaufsrecht kann man ohnehin nach dem Sinne des Commentars immer gegen den dritten Erwerber geltend machen; was wir jedoch von denen Vorkaufsrechten, die im römifchen Rechte gegründet find, nicht behaupten möchten, indem auch die Reivindication, welche in dem Falle der l. 3. C. *de jur. emph.* dem Erbzinsherrn zufteht, weder auf fein *jus protimiseos* fich gründet, noch eine Retractsklage ift.

Wäre der römifche Vorkauf von dem deutfchen Retract gehörig gefondert: fo würde vielleicht auch nicht die Frage davon gewefen feyn, welche römifche Benennung für die deutfche Retractsklage wohl die paffendfte feyn möchte. Ueberdiefs wäre dann bey einem Gegenftande, der dem gemeinen Rechte ganz fremd ift, auf die Verfchiedenheit der deutfchen Particularrechte mehr Rückficht genommen worden. S. 182. wird behauptet, dafs es für eine ftillfchweigende Entfagung des Näherrechts anzunehmen fey, wenn derjenige, dem daffelbe zufteht, auf vorgängige ihm gehörig gefchehene Anzeige des Kaufs fich entweder gar nicht oder doch nicht deutlich, dafs er in folchen treten wolle, erklärt hat. Wir könnten aber dem Herausg. mehrere deutfche Provinzen nennen, wo fich der Retrahent auf die Anzeige, die ihm etwa gemacht wird, gar nicht zu erklären braucht, und feines Stillfchweigens ungeachtet fein Näherrecht bis zum Ablauf von Jahr und Tag in Ausübung bringen kann. Auch dürfte wohl aufserhalb Sachfen die buchftäbliche Erklärung der Worte, welche die Verjährungszeit bezeichnen, vor derjenigen Deutung, welche der Commentar S. 186. giebt, den Vorzug haben. S. 177. wird behauptet, dafs der neuefte Käufer in Anfpruch genommen werden könne, wenn er um das *pactum protimiseos* wufste, fich aber von feinem Verkäufer fälfchlich überreden liefs, dafs der ehemalige Verkäufer feinem Näherrechte entfagt habe. Wir wollen nun zwar annehmen, was jedoch noch fehr problematifch ift, der dritte Erwerber könne in Anfpruch genommen werden, wenn er von dem Verkaufsrecht des erften Verkäufers unterrichtet gewefen, und dafür anzufehen ift, als ob er daffelbe genehmigt hätte. Daraus folgt aber nicht, dafs der Schlufs, der aus feinem Wiffen gezogen wird, auch auf denjenigen ausgedehnt werden könne, der auf die Verficherung feines Verkäufers hin *bona fide* glaubt, der erfte Verkäufer habe fein Vorkaufsrecht aufgegeben. Wir können hier keine *culpam* entdecken, wo keine Verbindlichkeit zur *diligentia* und keine widerrechtliche Handlung vorhanden ift. Nach §. 1038. wird die *actio mandati contraria* auch gegen denjenigen gegeben, der ein (wir würden hinzufetzen: noch unvollendetes) Gefchäft ratihabirt hat. Denn bey einem vollendeten würde nach der eigenen Behauptung des Commentars §. 1071. S. 437. der Genehmigung ungeachtet die *actio negotiorum gestorum contraria* ihre Anwendung finden. In dem befondern Falle, den die angeführte *l. fin. C. ad SCtum Maced.* unterlegt, würde freylich, da keine *negotiorum gestio* im Spiele ift, die *actio mandati contraria* oder die Hauptklage als *actio adjectitiae qualitatis* eintreten. S. 406. wird behauptet, die Grundfätze des deutfchen Rechts weichen von denen des römifchen darin ab, dafs derjenige, welcher von feiner Seite dem ungenannten Contract Genüge geleiftet hatte, nicht die Wahl habe, ob er den andern *actione praescriptis verbis* auf Erfüllung feines Gegenverfprechens belangen oder das Gegebene mit der *condictione causa data causa non secuta* zurückfodern wolle. Uns ift aber kein gemeingültiges deutfches Recht bekannt, was dem römifchen in diefem

dem Punkte derogirte. Und wir würden kein Bedenken tragen, da, wo nicht Particulargesetze die Zurückfoderung für unstatthaft erklären, jener Wahl Statt zu geben.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

London, b. Johnson: *Essay on Irish Bulls*, by *Richard Lovell Edgeworth* and *Maria Edgeworth*, Author of Castle Rackrent etc. 1802. 316 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Vielen unsrer Leser wird es ohnehin schon bekannt seyn, was die Engländer *an Irish Bull* nennen, und denen, die mit dem Sinne dieses Ausdrucks unbekannt sind, werden einige Beyspiele besser zur Erklärung desselben dienen, als eine vorläufige Definition. Dr. *Johnson* erklärt das Wort *Bull*, in diesem Verstande gebraucht, bloss durch *a blunder, a contradiction*; aber nicht jeder Verstoss wider den gesunden Menschenverstand, nicht jeder Widerspruch wird mit diesem Namen bezeichnet, der wohl von dem Hörnerstoss der Stiere (*bulls*) auf Verstösse oder Anstösse dieser Art hergenommen seyn mag. Wenigstens scheint der Vf. der hier anzuzeigenden Schrift diese Herleitung angenommen zu haben; denn die Anfangs- und Schlussvignette stellen einen wohlbeleibten Stier dar, jenen im Begriff, zum Stosse auszuholen, mit der Unterschrift: *Jam cornu petat*; und diesen vom Herkules an den Hörnern zur Erde niedergehalten, mit dem Motto: *Procumbit humi bos.* Unsre deutschen Redensarten: einen *Bock*, oder, einen *Pudel* machen, haben damit Aehnlichkeit. — Unsre Vff. lassen erst S. 232. in einem Gespräche in der Landkutsche zwischen einem Engländer, Schotten und Irländer den letztern einige Erklärungen dieser seinen Landsleuten Schuld gegebenen Eigenheit versuchen, und ihn Misshelligkeit, Unordnung und lächerliche Verwirrung, beides im Gedanken und im Ausdrucke, als wesentliche Bestandtheile eines *Irish Bull* annehmen. Diess alles findet sich freylich in folgendem Beyspiele beysammen: Sir *Richard Steele*, ein geborner Irländer, wurde einmal gefragt, wie es komme, dass seine Landsleute so viele Bulls machten; und er antwortete: „Das Klima ist Schuld daran; wäre *ein Engländer in Irland* „*geboren*, er würde eben so viele machen."

Seit undenklicher Zeit haben die Engländer, die den Schotten und Irländern überall so gern Eins anhängen, den letztern die Fertigkeit in dergleichen *bulls*, als Folge der Gedankenlosigkeit und Verstandesschwäche, Schuld gegeben; ob sie gleich selbst nichts weniger als frey davon sind. Die vorliegende sehr unterhaltende, Schrift ist eigentlich eine mit vieler ironischer Laune geführte indirecte Apologie der Irländer, und enthält eine Menge von Beyspielen solcher Verstösse aus den besten englischen Schriftstellern, aber auch viele, die wirklich irländischen Ursprungs sind. Ausserdem giebt es der belustigenden Anekdoten keine geringe Zahl. Nur Eins und Andres wollen wir ausheben.

Es ist eine alte Sage, dass in Irland kein giftiges Insect gedeihen könne. Gutes und Böses, Vortheile und Nachtheile wiegen überall einander auf. Vielleicht erhielt Irland die unglückliche Anlage zu Gedankenfehlern, um sich jenes Vorzuges nicht zu überheben. Auch ist die reine englische Sprache den Irländern zu fremd, oder doch zu wenig geläufig, um ihren richtigen Ausdruck nicht oft zu verfehlen. — Sonderbar indess, dass man solchen Missgriffen eben den Namen gegeben hat, wie dem Repräsentanten der Volksmajestät in England, *John Bull*. — Manche *Irish Bulls* sind weder so original, noch so einzig, als man glaubt. Zu der bekannten Geschichte von einer vornehmen Irländerin, die dem Könige Georg II. vorgestellt wurde, und ihm auf die Frage, ob sie in London schon viel Schönes gesehen habe? die Antwort gab: Recht viel; nur keine Krönung; findet man hier S. 33. zwey französische Anekdoten zur Parallele. Hier nur die Eine. Ein junger Herr machte der Schauspielerin *Denis* ein Compliment über ihr treffliches Spiel in der Rolle der Zaire. Sie antwortete: Zaire müsste schön und jung seyn. O! Madame, versetzte Jener sehr naiv: Sie sind der beste Beweis vom Gegentheil. — Possierlich genug sind die im vierten Kapitel angeführten Ungereimtheiten aus irländischen und englischen Zeitungen; z. B. die Ankündigung einer von Jedem leicht zu behandelnden Waschmaschine mit der Ueberschrift: „*Every Man his own Washerwoman*" „*Jeder Mann seine eigne Waschfrau*; oder bey Verlegung eines Caffeesaals in ein oberes Stockwerk: „*This Coffeehouse removed up Stairs.*" „Diess Caffeehaus ist in den obern Stock verlegt." — Beyläufig wird S. 48. von der ehemaligen Regierung zu München erzählt, sie habe ein Verzeichniss verbotener Bücher drucken lassen, und hernach die Lesung dieses Catalogs bey schwerer Strafe verboten. — Eine englische Dame sagte von den Lichtern, die man lange nicht geputzt hatte: „Die verwünscht langen Dochte werden bald an die Decke des Zimmers stossen!" — Ein Franzose übersetzte den Titel eines Lustspiel von *Cibber*, der letzte Behelf der Liebe, *Love's Last Shift*, durch: *La Dernière Chémise d'Amour.* — Zwey Irländer gingen zu Fuss von Chester nach Barlet, und fühlten sich schon äusserst ermüdet, als sie hörten, sie hätten noch zehn Meilen zu gehen. Der Eine fasste indess Muth, und tröstete sich und seinen Gefährten damit, dass doch auf Jeden von ihnen nur fünf Meilen kämen. — Wer die Verse:

> *To live a life half dead, a living death,*
> *And buried; but oh, yet more miserable!*
> *Myself, my sepulchre, a moving grave!*

zum erstenmal, und von einem Irländer hörte, würde sie für eine ganze Reihe von *bulls* erklären; und doch sind sie von *Milton*, und gehören zu der schönen Stelle in seinem *Samson Agonistes*, wo dieser über seine Blindheit jammert. Sein Leben nennt er halb todt, lebendigen Tod, und sich selbst schon begraben, noch schlimmer als begraben, sein eignes Grab, ein bewegliches Grab! — Ueber diese und mehrere Stellen wird jedoch bemerkt, dass man sie nicht zu sehr zergliedern und bekritteln müsse, und dass es, wie *Cicero* längst bemerkt hat, eine leichte Kunst sey,

das

das *verbum ardens* der Redner und Dichter, die „*Thoughts that breathe and words that burn*“ lächerlich zu finden. Mit diesen letztern Worten des Dichters: „Lebenathmende Gedanken und brennende Worte“ ist daher auch das 8te Kap. dieses Buchs, welches dergleichen Beyspiele giebt, überschrieben. — Es giebt aber auch *praktische Bulls*, oder Widersinnigkeiten im Benehmen. So bemerkte jener alte Grammatiker, dass ein Schauspieler, der bey der Anrufung der Untergötter seine Hand in die Höhe streckte, er habe einen Solöcism mit der Hand gemacht. Den Irländern giebt man dergleichen Verstöfse gleichfalls am meisten Schuld. Während der letzten irländischen Rebellion wollte man sich an einem sehr verhafsten Geldwechsler dadurch rächen, dass man von seinen Banknoten so viele als möglich zusammenzubringen suchte, und daraus ein Freudenfeuer machte, welches wohl nicht ein *feu d'artifice* heissen konnte! — Im 10ten Kap. wird als Ursache, warum die Irländer so leicht *bulls* machen, die ihnen so vorzüglich gewöhnliche figürliche Sprache angegeben, und als Beyspiel davon eines Schuhschwärzers Rede vor Gericht angeführt und commentirt. Auch Witz und Rednerkraft ist ihnen, selbst im täglichen Umgange, charakteristisch eigen; und wenn sie, wie es oft der Fall ist, Humour in ihre *bulls* mischen, so sind sie wahrlich nicht zu verachten. Man kennt die Frage eines Irländers: „Was hat die Nachwelt für mich gethan, dass ich so „viel für die Nachwelt thun soll?“ — Feiner kann nicht leicht ein Compliment seyn, als jenes, das ein alter Irländer einem Autor machte, der ihm sein Buch schenken wollte, und ihn fragte, in was für eine Farbe er es wolle gebunden haben? Jener wandte sich sogleich an einen Nebenstehenden und fragte ihn: „Was ist das für eine Farbe, die nie verbleicht?“ — Bey der komischen Wirkung der *Irish Bulls*, oder solcher Reden, die man irrig dafür nimmt, hängt auch vieles von dem Ton und der Aussprache ab, worin sie vorgebracht werden, von dem sogenannten *Brogue*, oder Kauderwelsch. Sobald man dieses hört, erwartet man schon einen *Bull;* obgleich die Ziererey, womit einige Irländer das Englische aussprechen, noch unleidlicher ist. Manche jedoch, selbst von der niedern Classe, sprechen diess besser aus, als geborne Engländer; und die Vulgarismen mancher englischer Grafschaften sind zum Theil weit auffallender und lächerlicher. Die Vff. lassen im 14ten und 15ten Kap. einen Engländer, Schottländer und Irländer in der Landkutsche, die zwischen Bath und London geht, ein ganz drolliges Nationalgespräch halten, welches sich gröfstentheils auf den Hauptzweck dieser ganzen Schrift bezieht. Auch hier werden einige wirkliche *Bulls* berühmter englischer Dichter angeführt; z. B. *Milton* sagt vom Satan:

> *God and his Son except,*
> *Created thing nought valu'd he nor shun'd.*

d. i. „Gott und dessen Sohn ausgenommen, schätzte „und scheute er kein *erschaffenes Wesen.*“ — In den Rhetoriken giebt es manche als Schönheiten angepriesene Redefiguren, mit denen sich fast alle Arten von *Irish Bulls* rechtfertigen liessen, z. B. das Oxymoron, die Emphasis, Enallage, das Hysteron Proteron, die Katachresis, u. a. m. Der arme Irländer, den man jämmerlich über die Versicherung auslachte, Kartoffeln würden am besten in *kaltem* Wasser *gekocht*, machte keinen *Bull*, sondern bediente sich nur einer Katachrese, welche einen Ausdruck braucht, der das Gegentheil von dem sagt, was man sagen will. Der Vers von *Corneille:*

> *Vos mains seules ont le droit de vaincre un invincible,*

heissen eine Hyperbel; dem Irländer, der so was sagte, würde so gut ein arger *Bull* Schuld gegeben werden, wie jenem Mauermeister, der versicherte, ein von ihm gebautes Haus, werde so lange stehen, als die Welt, *und noch länger.* — Stärker noch hyperbelt *Pope:*

> *When first young Maro in his noble mind*
> *A work t'outlast immortal Rome design'd.*

oder ein englischer Seidenhändler, der einen Stoff mit den Worten anempfahl: „Madam, er hält Ihnen *ewig;* „und *hernach* können Sie noch einen Unterrock da„von machen.“ (Auch hierzu hätten die Vff. eine Parallelstelle aus *Racine's Esther* anführen können, die mit einem Chor schliesst: *Que son nom soit beni — — au delà de l'éternité!*) — — Am Schluss des Buchs werfen die Vff. die Maske ganz ab, von der sie *selbst* gestehen, dass sie schon oft genug sich zur Seite hin verschoben hat, und gestehen, dass nicht *Verspottung*, sondern Vertheidigung der Irländer ihre Absicht war. Sie selbst haben die edle und grofsmüthige Denkart derselben erfahren, da sie die ersten waren, welche die in dem *Castle Rackrent* aufgestellte Carricatur ehemaliger irländischer Schwachheiten belachten, und diese Dichtung für das, was sie seyn sollte, für gutmüthigen Scherz, nahmen. Ehedem möchte der Abstand der Geistesvorzüge zwischen den Engländern und Irländern gröfser seyn; jetzt sind sie einander auch in *dieser* Hinsicht weit näher gebracht. Die Anzahl der Männer von Genie und ausgezeichneten Verdiensten, welche Irland erzeugt hat, ist sehr beträchtlich. Sie werden hier aufgezählt; und wir nennen daraus nur *Boyle*, *Congreve*, *Steele*, *Berkeley*, *Swift*, *Sheridan*, *Goldsmith*, *Sterne*, *Leland*, *Hales*, *Young*, *Kirwan* und *Burke.* — Vielleicht trägt diess geistreiche und launichte Buch mit dazu bey, von den Irländern einen bessern Begriff in England zu verbreiten. „Ein russischer Czar pflegte seinem Hofnarren die Schellenkappe abzunehmen, und sie denjenigen von seinen Unterthanen aufzusetzen, den er beungnadigen oder beschimpfen wollte. Der Gedanke, solch eine Strafe auf eine ganze Nation auszudehnen, war, wenn man will, grofsmüthig und sinnreich; aber England kann ihn *jetzt* nicht mehr gegen Irland in Ausübung bringen. Wär' es nicht ein praktischer *Bull*, die Schellenkappe seinem eigenen Reichshaupte aufzusetzen?“

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 26. Januar 1803.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Halle, b. Curt: *Archiv für die Physiologie*, von D. *Joh. Christ. Reil*, Professor in Halle. *Fünfter Band.* Mit vier Kpf. 1802. 518 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wir können die Anzeige des vorliegenden Bandes dieser Zeitschrift nicht besser anfangen, als mit einigen in demselben (S. 318) enthaltenen Bemerkungen ihres Herausgebers über den gegenwärtigen Standpunkt der theoretischen Arzneykunde, die, als ein Wort zu seiner Zeit, auch einem grösseren Publicum, als das des Archives seyn mag, bekannt zu werden verdienen.

„Wir leben, sagt Hr. R., in einer Epoche, in welcher beide Wege zur Vervollkommnung derselben, der *empirische* zur Auffindung der Thatsachen, und der *systematische* sie zu verbinden und zu ordnen, mit gleichem Eifer betreten werden. Auf dem ersten Wege haben wir eine so reichhaltige Aernte praktisch brauchbarer Erkenntnisse gemacht, dass sie zu ihrer Aufnahme keines Vereins und keiner Trompete bestochener Lobredner bedarf. Auch die letzten Aerzte haben ihr Verdienst. Sie sammeln die zerstreuten Thatsachen, vereinigen sie unter allgemeine Regeln, und bringen dadurch Einheit in das Chaos der Erfahrungen, wenn sie gleich die höchste Natureinheit nicht erreichen werden, und zum praktischen Gebrauch der Physik es auch nicht dürfen. Doch würde es diesen Aerzten, als gesitteten Menschen, wohl anstehen, wenn sie ohne Arroganz, Egoismus und Partheysucht die Wahrheit um ihrer selbst willen suchten. Je vertrauter wir mit der Natur werden, desto mehr überzeugen wir uns, dass unser Wissen Stückwerk ist. Wie oft müssen wir, wenn wir bey ihren gewöhnlichen Erscheinungen anstehen, mit *Salmasius* ausrufen: *quantum est, quod nescimus!* Wie wenig reimt sich also ein eiteles Aufblähn über unser eigenes Wissen mit dem Begriff eines wahren Naturforschers! Besonders fürchte ich von einer fehlerhaften Anwendung der transcendentalen Philosophie auf die Arzneykunde mehr Schaden als Vortheil für dieselbe. Gelingt es, die *Experientissimos* ins Hintertreffen zu stellen, wovor uns Gott und die gesunde Vernunft bewahren wolle: so werden die *Transcendentales* die Wahrheit überflügeln, und uns unsre Circulos jämmerlich verrücken. Es ist ein Missbrauch der reinen Vernunft bey ihrer Anwendung auf die Physik, Möglichkeiten nach Belieben zu ersinnen, mit Begriffen Taschenspielerey zu treiben, die in der Anschauung nicht vorkommen, und für ihre objective Realität keinen andern Beweis haben, als dass sie nicht mit sich selbst im Widerspruche stehen. Daher die häufigen Erfahrungen, dass das, was heute gesetzt wird, morgen, als der empirischen Natur widerstreitend, wieder zurückgenommen werden muss. Dazu kömmt noch, dass diess System mit einer Animosität vertheidigt wird, die seinen innern Werth verdächtig macht. Die Wahrheit dringt sich in ihrer nackten Gestalt jedem gesunden Menschenverstande auf, und bedarf der Spitzfindigkeiten der Dialektik und anderer groben Armaturen der literarischen Klopffechterey nicht. Der gesittete Mann fürchtet einen solchen Zweykampf, der die Wissenschaft nicht fördert, sondern Erbitterungen macht. Er erwartet mit Geduld den Zeitpunct, wo die Vertheidiger solcher Phantasieen auf ihrem ätherischen Fluge unter sich in Kampf gerathen, und das wurmstichige Gebäude in den Händen seiner eigenen Meister zerbricht. Das Publicum ist zwar gutmüthig genug, für eine Zeitlang zu speisen, was ihm mit einer gewissen Dreistigkeit auf die Raufe gesteckt wird. Aber nur für eine Zeitlang; *Opinionum commenta delet dies*".

Folgende Aufsätze machen den Inhalt dieses Bandes aus. *Erstes Heft. J. C. Sybel von den Krankheiten des Auges, die aus einer verletzten Mischung und Form desselben erkennbar sind.* Eine Hallische Dissertation in der bekannten Reilschen Manier, mit fleissiger Benutzung der hierher gehörenden Schriftsteller und der Meckelschen Sammlung. Ueber einige hier nicht abgehandelte Theile des Auges liefert der Vf. einen Anhang im dritten Stücke S. 357. fg. — *Ueber den untern Larynx der Vögel*, von *G. Cuvier* (aus dem *Magaz. encyclop.* T. II. N. VII. p. 330.) Nach einer Beschreibung dieses Organs, wie es in dem Körper verschiedener Vögelarten sich verhält, erzählt Hr. C., er habe, um sich zu überzeugen, ob dieser untere Kehlkopf für sich allein im Stande sey, Ton und Stimme hervorzubringen, die Luftröhre einer lebenden Amsel in der Mitte ihrer Länge quer durchschnitten, beide Enden von einander getrennt, dann das Thier misshandelt, und es dadurch zum deutlichen und wiederholten Schreyen gebracht, das jedoch schwächer war, als bey unverletzter Luftröhre. — *Ueber die Ernährung der Insecten*, von *demselben*. (Aus den *Mém. de la soc. d'hist. natur. de Par.* An. VII. p. 34.) Der Vf. zieht aus dem, was er in dieser Abhandlung über das Rückengefäss der Insecten, über das innere Gewebe ihrer Theile, ihre Respiration und Absonderungen sagt, am Ende derselben folgende Resultate: 1) dass Herz und Gefässe der Insecten nicht

sichtbar sind; 2) dass ihre ganze Organisation so eingerichtet ist, wie sie es ohne Herz und Gefäse seyn müsste; woraus er folgert: 3) dass es den Insecten wirklich an einem den Kreislauf unterstützenden Organe fehlt; und dass 4) ihre Ernährung durch unmittelbare Einsaugung geschieht, wie diess bey den Polypen und den andern Zoophyten, welche unmittelbar nach den Insecten auf der Stufenleiter der organischen Vollkommenheit folgen, offenbar und allen Naturforschern bekannt ist. — *Ueber die Foramina Thebesii im Herzen*, von *J. Abernethy*. Aus den *philos. Transact. for the year* 1798 P. I. p. 103.) Der Vf. machte die interessante, durch mehrere Versuche bestätigte Bemerkung; dass, wenn er bey lungensüchtig Gestorbenen die gewöhnliche grobe Wachsmasse in die Arterien und Venen des Herzens trieb, dieselbe in die Kammern desselben schnell überging, besonders in die Aortenkammer. Nach Eröffnung der Kammern und Entfernung der Masse bemerkte er die *Foramina Thebesii* ungewöhnlich weit und zahlreich, und von dem verschiedentlich gefärbtem Wachs, das er in die Arterien und Venen eingespritzt hatte, ausgedehnt. Bey der Wiederholung des Versuchs an Herzen aus den Körpern von Menschen mit gesunden Lungen, konnte er nicht das Mindeste von der groben Masse in diese Kammer übertreiben. Auch beobachtete er, dass fast immer bey solchen Körpern, die einige Zeit vor ihrem Tode an der Lungensucht gelitten hatten, das eyförmige Loch offen war. Den bekannten Buffonschen Versuch, neugeborne Thiere ohne Athmen fortleben zu lassen, fand er bey einer Wiederholung nicht bestätigt. — *Ueber die Normalgesetze und ihren Nutzen in der Arzneykunde* von D. *Wilmans*. Eine Uebersetzung der zu Halle erschienenen Inauguralschrift des Vfs. — *Ein paar Worte über den seltenen Fall des Mangels der Gallenblase bey Menschen*, von Prof. *Wiedemann*. Der Fall unterscheidet sich von dem, welchen Hr. *Richter* beobachtete, dadurch, dass auch nicht eine Spur der Blase vorhanden ist. „Die äussere Haut geht glatt über die Stelle weg, wo die Gallenblase liegen sollte, es ist nicht die geringste Vertiefung, durchaus keine Gallenblase und kein Ueberbleibsel derselben vorhanden. Der Lebergang ist sehr deutlich, und zwar ein wenig stärker als gewöhnlich." — *Auszug eines Briefes des Hn. Prof. Jakob* in Halle an den Prof. *Reil*. Enthält Gedanken über die anthropologische Methode. Beyläufig gegen Hn. *Reil*, der die Gefühle, welche durch die Veränderungen des Körpers entstehen, dunkle Vorstellungen des körperlichen Zustandes genannt hat. — *Drey Beyspiele einer Verstopfung des Brustcanals, nebst einigen Versuchen in Betreff der Folgen, die die Unterbindung dieses Gefässes veranlasst.* Von Hn. *A. Cooper* (A. d. *Crit. Review*. Febr. 1799. p. 144.) In zwey Fällen waren Nebenwege erweitert. Auch nach des Vfs. Versuchen endigen sich die Saugadern nicht in die Venen, aber es entspringen Saugadern von den Venen.

Zweytes Heft. Ueber die Willkür beym Athemholen. An Hn. Prof. *Reil* zu Halle, vom Prof. *Roose* zu Braunschweig. Der Vf. zeigt, dass die alte Erklärung, nach welcher man die Nothwendigkeit des Athemholens aus der unangenehmen Empfindung von Angst erklärt, welche erfolgt, wenn wir im Zustande des Einathmens oder des Ausathmens verharren, und uns zwingt, durch eine von dem Willen bewirkte Veränderung dieses Zustandes uns ihrer zu entledigen, unzulänglich sey, da diese Nothwendigkeit auch bey gänzlich aufgehobener Willenswirkung fortdauert. Wenn man diesen so nahe liegenden Einwurf dadurch habe beseitigen wollen, dass man das Athemholen zu den gemischten Bewegungen gezählt habe: so sey durch dieses Wort die Sache um nichts begreiflicher geworden, da man bey der bisherigen Vorstellungsart die anderweitige Reizung ausser der Wirkung des Willens nicht nachweise. Sollte nicht vielmehr, fragt der Vf., jene unangenehme Empfindung nur etwas Gleichzeitiges mit einer Veränderung im Körper seyn, aus welcher die Nothwendigkeit des Athemholens hervorgeht? Sollte nicht der Wille nur das Vermögen haben, auf das Athemholen einzuwirken, ohne desshalb regelmässig die Ursache desselben zu seyn? Er stellt die Vermuthung auf, dass die noch gar nicht mit den übrigen Erscheinungen des Lebens in Zusammenhang gebrachte Bewegung des Gehirns, die gleichzeitig mit dem Athem erfolgt, hier Aufschlüsse geben könne. Bey jedem Ausathmen schwillt das Gehirn, in welchem das Blut sich häuft, an, und geräth in einen Zustand von vermehrter Reizung. Diese Anfüllung erregt nur dann, wenn sie fortdauert und an Ueberreizung gränzt, *das Gefühl* von Beängstigung, wenn sie aber *gesundheitsgemäss* ist, gar keine Empfindung in der Seele. Das gereizte Gehirn wirkt zurück, und durch diese Rückwirkung entsteht das Einathmen, nicht als Folge der Empfindung und Willkür, sondern unmittelbar als Folge der Veränderung, Reizung und Thätigkeit des Gehirns. Beym Einathmen entschwillt das Gehirn, der Zustand von Reizung desselben hört auf, und mit demselben auch seine Wirkung in den Respirationsmuskeln. Diese erschlaffen, und so erfolgt das Ausathmen. — *Auszug aus Bichat's Abhandlung über die Membranen.* Ein Auszug aus diesem Auszuge einer interessanten Zusammenstellung, die seitdem auch in einer eigenen Uebersetzung erschienen ist, würde hier unzweckmässig seyn. — *Ueber die Vegetation* von D. *Gregorini.* Eine ursprünglich französisch geschriebene Abhandlung nach Reilschen Grundsätzen. Vegetation ist dem Vf. derjenige Process in der organischen Natur, durch welchen ursprünglich die Stoffe des anorganischen Naturreichs zu organischer Materie verbunden, nachher auf mannichfaltige Art modificirt, organisirt und als solche für eine Zeitlang erhalten werden. — Unter den *Recensionen* ist besonders die von *Roose's Grundzügen der Lehre von der Lebenskraft* lehrreich, in welcher Hr. *Reil* auf die ihm gemachten Einwürfe Rücksicht nimmt.

Drittes Heft. Ueber die Ursache der Bewegungen der Regenbogenhaut, vom Prof. *Dömling*. Der Vf.

Vf. erklärt sich für die Meynung derer, welche annehmen, dass die Iris während der Verengerung der Pupille sich im Zustande der Ruhe befinde. Auch ist er bemüht, zu zeigen, dass die Bewegungen der Iris zu den willkürlichen gehören. — *Ueber die Reizbarkeit des Blumenstaubs der Pflanzen.* (Aus Nicholson's Journ. of nat. philos. I. p. 471.) Beobachtung der Bewegung des Blumenstaubs, wenn er mit Weingeist begossen wird. — *Betrachtungen über die Erkenntniss der Entfernungen, die wir durch das Werkzeug des Gehörs erhalten,* von *J. B. Venturi.* Die Ungleichheit der gleichzeitigen Empfindungen durch beide Ohren unterrichtet uns von der wahren Richtung des Schalles. — *Einige neue Entdeckungen und Erfahrungen aus den Versuchen mit der zusammengesetzten, ungleichartigen Metallverbindung oder dem verstärkten Galvanismus auf Menschen und Thiere,* von *J. U. Heidmann.* Besonders über den Galvanismus als Prüfungsmittel des Todes, wozu der einfache Galvanismus bekanntlich schon vor zehn Jahren empfohlen würde. — *Ueber die Unabhängigkeit des kleinen Kreislaufs von dem Athmen,* von *A. G. F. Emmert.* Durch Widerlegung der gewöhnlichen Gründe und durch Versuche, die er gemeinschaftlich mit Hn. *Autenrieth* anstellte, zeigt der Vf. diese Unabhängigkeit. — *Ueber die Ursachen der Verschiedenheit der geimpften und ungeimpften Pocken* von D. *Schaufuss.* Es concurriren dazu mehrere Ursachen. — *Ueber das Wachsthum thierischer Körper,* von D. *Meierotto.* Eine hallische Dissertation. Nicht durch Ausdehnung der Fasern, sondern durch Wechsel des Stoffs geschehe das Wachsthum. — *Einiges über die Ueberschwängerung,* vom Prof. *Roose.* Die dritte Uebersetzung dieser lateinisch geschriebenen Abhandlung, da sie von dem Vf. selbst im zweyten Stück seiner *Beyträge* und von Hn. *Martens* im ersten Bande von dessen *Jahrbuche* schon übersetzt ist — *Eine physiologische Beobachtung,* vom Prof. *Reil.* Bey einer Frau, machte ein Fontanell, das an der innern Seite des Beins gelegt wurde, in Zeit von zwölf Jahren eine Reise bis beynahe zum Fussgelenk hinab. „Unter der Erbse wirkte der Factor der Einsaugung, über ihr in dem nämlichen Verhältnisse der Ansatz: so fiel sie unmerklich, ohne die Bahn offen zu lassen, durch welche sie gefallen war.“ — *Ideen zu einer Classification der Seelenkrankheiten aus dem Begriffe derselben, nebst beyläufigen Bemerkungen über den Wahnsinn,* von *Hoffbauer.* Der Vf. unterscheidet: 1) Krankheiten in den innern Vermögen der Seele für sich, oder Geisteskrankheiten; 2) Krankheiten in dem Verhältnisse derselben zu einander, oder Verrückungen; 3) Krankheiten in den äussern Vermögen der Seele, oder Krankheiten in der Gemeinschaft der Seele und des Körpers, oder Seelenkrankheiten in dem engern Sinne. — Den Beschluss machen *Bücheranzeigen* und *Register.*

Erfurt, b. Keyser: *Almanach des Ernstes und des Scherzes, für Aerzte, Chirurgen und Geburtshelfer auf das Jahr 1800.* Herausgegeben von Dr. *Ludwig Vogel,* Fürstl. Schwarzburg-Rudolstädtschen Rath und ausübendem Arzte zu Arnstadt. *Erster* Jahrgang. 1801. XLVI. und 235 S. 8. Mit Kpf. (1 Rthlr.)

Die Tage und Monate dieses Almanachs enthalten ein chronologisches Verzeichniss der im J. 1800 auf den Universitäten Deutschlands geschehenen ärztlichen Promotionen, nebst den Titeln der Inauguraldissertationen, und der Todesfälle merkwürdiger Aerzte, Chirurgen, Geburtshelfer und Pharmaceutiker. Dann folgt die Erklärung der Kupfer: „Die Geburtshülfe in der Flasche; der sympathetische Gesundheitstanz; Gesundheitspferd“: u. s. w. Die Schrift selbst enthält ein Gemisch von Anekdoten und Ausfällen. Sie empfiehlt sich weder durch Ernst noch durch Scherz. Rec. belegt dieses Urtheil durch eine kurze Inhalts-Anzeige. *Joseph Lenhardt,* ein epischer Hymnus. Eine Satyre auf den bekannten Gesundheitstrank. *Das Theerwasser* und dessen Bereitungsart. Wird als Reizmittel da empfohlen, wo es nach Hn. *v. Eckartshausen* an Sonnenstoff fehlt. Der Vf. will hievon Versuche in Nervenfiebern (?), Skropheln, Krätze, Flechten und Wassersuchten anstellen, und die Resultate bekannt machen. *Beytrag zur Geschichte der Gebrechlichkeiten der medicinischen Polizey.* Enthält bis zum Ekel wiederholte, aber nie beherzigte, Klagen über die Vernachläsigung dieses wichtigen Gegenstandes. Uebrigens mag es nur zu wahr seyn, dass oft der Staat den Pfuscher, den nicht berufenen Arzt, nicht bestrafe, weil bald ein vornehmer Kranker, bald ein Graf, bald ein ehemaliger Polizeyminister, der weder den Arzt, noch die Wissenschaft anders, als par Evenement, zu beurtheilen vermag, in Schutz nimmt. *Der wunderthätige Michel. Der Stöpsel,* ohne allen Werth. *Emilie, an ihre Freundin Nanette.* Ein Ausfall, gegen das Zungenbesehen in Krankheiten. *Die Gefährlichkeit der Warzen an den Fingern der Frauenzimmer. An Röschlaub.* Alles höchst unbedeutend. Der Beytrag zur Kritik der Lehre *von der Lösung der Nachgeburt,* klärt nichts auf, und die ganze Geschichte ist sehr einseitig, brownisch erzählt und behandelt. Ehrenrettung eines bis jetzt verkannten Hülfsmittels *zur Stillung der Gebährmutter-Blutflüsse* nach der Geburt. 10 bis 20 Pfund Sand werden in einem leinenen Sack über den Unterleib gelegt. Dieses treffliche mechanische, die im Uterus beynahe erloschene, Erregung wieder zurück rufendes Erregungsmittel verdankt der Vf. Hn. *Löffler;* demselben verdankt er noch eine neue (?) Regel, bey Anlegung der Geburtszange. Heilkräfte der Phosphorsäure gegen männliches Unvermögen, vom Prof. *Wurzer* in Bonn. — Empfehlung des bekannten *Storchschen* Fieberpulvers gegen wassersüchtige Zufälle, besonders Fussgeschwulsten. Eine Mischung stärkender Mittel mit abführenden, welche er für schlechterdings nothwendig hält. (Ist das *Brownsche* Lehre?). — Lob der Galban-Essenz, der passiven Bewegung in höchster Fiebergefahr, Seitenhiebe auf *Reich* und Lobeserhebungen auf das *Brownsche* System — Wirksamkeit des Weins zur Cur der Lungenschwindsucht. War das wirklich Lungenschwindsucht?

sucht? und diese heilte das Glas Wein? Gott bewahre uns vor dergleichen Beobachtungen! — Einstreuen des versüfsten Quecksilbers gegen Ausflüsse aus den Ohren. Heilung der Fallsucht durch *Pil. coerul. pharm. Edinbrg.* Bey Gelegenheit der Beschreibung eines missgestalteten Kindes wird die Möglichkeit des Versehens Schwangerer aus dem Grunde geleugnet, weil das Nervensystem der Mutter in keiner unmittelbaren Verbindung mit dem Kinde steht. Abermals ein Ausfall auf Hn. *v. Kotzebue*, seines neuen Jahrhunderts wegen. Gegen Hn. *Wigand* und dessen Rath, dass gelind abführende Arzneyen in der letzten Hälfte der Schwangerschaft zweckmäsig seyen. Den Beschluss machen Anekdoten und Miscellen.

RÖMISCHE LITERATUR.

FRANKFURT am Mayn, b. Hermann: *Des C. Jul. Cäsar historische Nachrichten von dem Bürgerkriege* nebst einem Anhange *von dem alexandrinischen, afrikanischen und hispanischen Kriege*, übersetzt von *Philipp Ludw. Haus Zweyter Band.* Zweyte ganz neu übersetzte Ausgabe. 1803. 564 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Die guten Eigenschaften, welche wir (A. L. Z. 1802. N. 247) vom ersten Bande rühmten, müssen wir auch bey diesem zweyten Bande anerkennen, der in der ersten Ausgabe aus zwey Theilen bestand. Wir haben grösere Stücke der Uebersetzung nachgelesen, und weder Treue noch Leichtigkeit des Ausdrucks vermisst. Auch die Theile der Urschriften, welche sich auf Mechanik und Befestigungskunst, überhaupt auf Kriegskunst, beziehen, sind wenigstens so gut übertragen, wie es sich irgend von einem Layen erwarten lässt. In der *Sammlung der neuesten Uebersetzungen der R. Prosaiker* ist diess des siebenten Theiles *zweyter* Band.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Oldenburg*, b. Stalling: *Ossians Karthon*, metrisch übersetzt; ein Versuch von *Chr. Wilhelm Ahlwardt*, des Oldenburg. Gymnasiums erstem Prof. u. Rector. 1802. 18 S. 4. Dieser treffliche Versuch bewährt das anerkannte Uebersetzertalent des Vfs. Geist und Leben beseelt die Sprache, welche der sorgsam beachtete Rhythmus zum musikalischen Wohllaut erhebt. Wer verweilt nicht mit steigendem Vergnügen bey folgender Beschreibung:

Singend entschwand uns die Nacht, und es kehrte der Morgen in Freude;
Berg' ergrauten dem Blick, und es lächelte bläulich die Meerflut.
Weiss umschäumte den Fels in der Ferne die brandende Woge.
Grauer Nebel entstieg langsam dem dampfenden Schilfsee,
Schwebend, zum Greise gebildet, entlängs der schweigenden Ebne.
Nicht in der Sterblichen Schritt bewegt' er die Riesenglieder,
Sondern von einem der Geister getragen in Mitte der Dunstluft
Nahet' er Selma's Hall' und zerfloss in blutige Schauer.

Nur im vorletzten Vers ist eine kleine Härte, die wir durch folgende Aenderung entfernen möchten:

Sondern von einem der Geister emporgetragen in Dunstluft,

Wessen Gefühl wird nicht erhoben durch die geistvolle Stelle, wo Empfindung, Sprache und Numerus im schönsten Einklange stehen:

Sonne, woher dir die Strahlen, woher das ewige Licht dir? —
Du nur, ewiglich bist du die nämliche; strahlendes Ganges
Wandelst du fröhlich einher. Verdüstern Stürme die Erde;
Rollen die Donner und zucken die Leuchtungen: hoch vom Gewölk her
Schaust du hervor voll Schönheit, und lachest der tobenden Stürme.
Aber für Ossian schaust du vergebens! Nimmer erblickt er
Deinen erquickenden Strahl; dein goldnes Gelock mag des Aufgangs
Wolken bestürmen, du magst umzittern die Pforte des Abends! —

Es mag sehr wahr seyn, dass Ossian nicht eher vollkommen übersetzt werden kann, bis das Ersische Original völlig abgedruckt ist, und es Sprachlehren und Wörterbücher der Ersischen Sprache giebt. Denn jetzt kennen wir freylich Ossian nur halb, durch das trübe Medium der Englischen Uebersetzung, worin, nach Macpherson's Dollmetschung des Homer zu urtheilen, der Dichter sehr verwässert ist. Eine solche Uebersetzung indess, als Hr. *Ahlwardt* in dieser Probe geliefert, ist noch am ersten geeignet, die lange, und vielleicht vergebliche Hoffnung des Originals zu vergüten, und den hohen Geist des alten Barden uns nicht bloss ahnden, sondern wahrhaft empfinden zu lassen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 26. Januar 1803.

PHILOSOPHIE.

HAAG: *Bened. de Spinoza Adnotationes ad Tractatum Theologico-politicum.* Ex autographo edidit ac praefatus est, addita Notitia scriptorum Philosophi, *Christoph. Theoph. de Murr.* Cum Imagine et Chirographo. 1802. 44 S. 4. (16 gr.)

Von den Annotationen des Spinoza, welche hier Hr. *v. M.* das erstemal lateinisch bekannt zu machen das Verdienst sich erworben hat, war bis jetzt nur eine französische Uebersetzung abgedruckt, und auch diese gehörte, als Anhang der raren französischen Uebersetzung des *Tr. th. pol.* selbst, zu den literarischen Seltenheiten. Als eine solche ist sie in der neuen Ausgabe der sämmtlichen Werke des Spinoza (Jenae. 1802. 8. in d. akadem. Buchh.) hinter dem *Tractatus*, wie sie war, französisch abgedruckt worden. Dass die Annotationen von Spinoza, wie der *Tr.* selbst, ursprünglich lateinisch geschrieben waren, ist höchstwahrscheinlich. Doch ist der lateinische Text, welcher S. 33. bis 44. in dem *v. Murrischen* Abdruck ausfüllt, jetzt wenigstens nicht unmittelbar aus einer Handschrift des Spinoza, sondern aus einer Copie genommen, welche, wir wissen nicht, wer? aus dem Original sich gemacht hatte. S. 33. nämlich giebt Hr. *v. M.* diesem Anekdoton folgende Aufschrift: *Bened. de Spinoza Notae Mstae Marginales ad Tractatum th. pol.* (edit. in 4. 1670.) *descriptae ex originali, quod possidebat Joh. Rieuwertsz Typographus Civit. Amstelod.* Auf alle Fälle muss es jedem Freunde der Spinozischen Schriften erwünscht seyn, auch diese, zum Theil sehr gehaltreiche, Anmerkungen desselben in der Ursprache lesen zu können. In derselben werden manche Gedanken des Vfs. wirklich deutlicher als aus der französischen Uebersetzung, so zum Beyspiel die Note zu den Worten: *Cum Dei existentia non sit per se nota etc.* Auch sind einige lateinisch vorhandene Bemerkungen nicht in das Französische übergetragen; wie sogleich die erste über das Wort נבואה; deren ersten Satz übrigens Rec. nicht zu verstehen bekennt. Es wird nämlich *ad vocem hebraicam* נביא die Observation gemacht: *Verborum tertia radicalis, si ex iis sit, quae quiescentes vocantur, solet omitti et ejus loco secunda thematis littera duplicari; ut ea* [lies: *ex*] קלה *omisso* ה *quiescente fit* קולל *et exinde* קול *loquela, sive oratio. Sic ex* נבא *fit* נביאה. Die Behauptung aber, dass bey den *verbis quiescentibus* mit Weglassung der *litera quiescens* der mittlere Buchstabe verdoppelt werde, wäre eben so unrichtig, als die Anwendung, dass auf diese Art, d. h. durch Verdopplung des zweyten Radicals, aus נבא das Wort נביאה werde. An einer andern Stelle enträthselt sich aus dem lateinischen Text ein völliges Missverständniss. In der Note zu dem Wort: *arbitramur c. XI.* hatte Spinoza die Vermuthung eingestreut, dass die syrische Uebersetzung der Paulinischen Briefe vielleicht nicht Uebersetzung, sondern Original sey. Er schreibt: *Syriaca enim versio, si quidem versio est (quod dubitari potest, quando-quidem nec interpretem novimus, nec tempus, quo vulgata fuit, et apostolorum lingua vernacula nulla alia fuit, quam syriaca) etc.* Diess für jene Zeit ganz ungewöhnlich scharfsinnige Räsonnement war dem französischen Uebersetzer, St. Glain, allzu fremd. Er meynte, Spinoza läugne die Existenz der syrischen Uebersetzung, und dollmetschte, so gut es gehen wollte: *parceque la Version Syriaque, s'il est vray, qu'il y en ait une (car cela n'est pas asseuré)* u. s. w. Dagegen hat St. Glain einige Annotationen, die sich nicht im lateinischen finden, wie der lateinische Text einiges giebt, das der französische Uebersetzer nicht übergetragen hat, vermuthlich weil er es nicht erhalten hatte. Diese Supplemente wenigstens wird der neue Herausgeber der Werke des Philosophen beym zweyten Bande leicht noch nachtragen können.

Das bisher beschriebene Anekdoton begleitet Hr. *v. M.* nach seiner ausgebreiteten Literaturkenntniss mit vielen literarhistorischen Notizen, hier und da auch mit philosophischen Gedanken, welche von einer nicht bloss literarhistorischen Bekanntschaft mit dem Inhalt des Spinozischen Systems zeugen, das er eher ein akosmisches als ein atheistisches zu nennen vorschlägt. In einem gewissen Sinn können allerdings diese beiden Beynamen dem Spinozismus beygelegt werden, wenn man nämlich den, welcher sich weder den Kosmos noch das θειον auf die gewöhnliche Weise denkt, in so fern einen Akosmiker und einen Atheisten nennen will, als er keines von beiden in *dem* Sinn hat und annimmt, wie die Meisten. In der ihm eigenen Bedeutung hingegen hat bekanntlich Spinoza seine Gottheit und seine Welt, so wie er beides zu denken consequent fand.

Notizen giebt Hr. *v. M.* zuerst von Abbildungen Spinoza's. Wenn er angiebt, das beste Kupferbild von Spinoza stehe vor einigen Exemplarien der *belgischen* Uebersetzung der *Opp. posthumorum:* so kann Rec. hinzufügen, dass er eben dieses Kupfer vor der *lateinischen* Ausgabe derselben in Händen habe. Es scheint also dieser Kupferstich für sich einzeln erschienen zu seyn, so dass man ihn bald da bald dort einheften lassen konnte. Ein Original dieses Kupfers hat Hr. *v. M.*

M. nicht benutzt. Die Nachricht nämlich, aus der *Vie de Sp. par Colerus*. dafs Spinoza fich felbft in dem Coftüm eines Fifchers gezeichnet habe, bezieht fich nicht auf das Bild, welches jenem und allen andern Kupfern den Urfprung gab. Vielmehr liegt den Kupferftichen ein Oelgemälde von Spinoza zum Grunde, welches, nach einer Note in der deutfchen Ueberfetzung der Colerusfchen Schrift, den Wirth Spinoza's, van der Spyk, zum Urheber gehabt haben foll. Die Bibliothek zu Wolfenbüttel und Rec. felbft befitzen folche Oelgemälde, die fehr wohl getroffen fcheinen, in gewöhnlicher Portraitgröfse. Soviel Rec. hört, befitzen Sr. Herzogliche Durchlaucht von Gotha ein kleines Gemälde von Spinoza auf Silber. Ein von Hn. *v. M.* nicht angeführter, auch an fich unbedeutender Nachftich des Kupferbilds findet fich in der eilften Eröffnung des verbefferten Welt- und Staatstheatrum. Erfurt, bey Nonne. 1749. Vgl. Ebendafelbft die vierte Abtheilung.

Weiterhin giebt Hr. *v. M.* Notizen von Schriften, die zur Biographie des Spinoza dienen. Vergleicht man die Quellen untereinander, fo läfst fich eine Genealogie nachweifen, wie aus dreyen eine geworden ift. Im III. Abfchnitt befchreibt Hr. *v. M.* die einzelnen, im Druck bekannt gewordenen Schriften des Spinoza felbft, theils nach äufsern Umftänden, theils nach dem Inhalt nebft mehreren Gegenfchriften. Eine folche Recenfion der Spinozifchen Schriften war, fo lange fie noch zu den literarifchen Raritäten gehörten, doppelt verdienftlich. Sie behält aber auf jeden Fall durch eingemifchte Bemerkungen des Hn. *v. M.* ihren Werth. Von der nicht gedruckten Apologie des Spinoza an feine ehemalige Glaubensgenoffen giebt Hr. *v. M.* den Titel an: *Apologia para juſtificarſe de ſa Abdicacion de la Synagoga.* (1660.) Woher ift diefer bekannt? Rec. hat, wie auch Hr. *v. M.*, fich einft vergeblich bemüht, von den Vorftehern der Synagoge diefen Auffatz entweder felbft oder doch Nachrichten von demfelben zu erhalten. Bey der Ethik wird angemerkt: Spinoza habe fie zuerft holländifch gefchrieben. Allein das Latein ift ganz fo, wie Spinoza fonft fchreibt. Und warum würde fie dann Jellis, Spinoza's Freund, erft wieder ins holländifche überfetzt haben? Auch wurde die Ethik fchon feit 1663. wie Hr. *v. M.* felbft anmerkt, an Ausländer communicirt, exiftirte folglich lateinifch. Vgl. *Ep. XXVI.* Worauf gründet fich die Notiz, dafs ein Kapitel *de Diabolo* holländifch exiftirt habe? Intereffant ift die Nachricht S. 16. von einer ungedruckten Vertheidigung des Spinoza, die auf der Nürnberger öffentlichen Bibliothek fich findet unter dem Titel: *La Religion de l'homme conduit par la raison éternelle* (484 fol.) Beym XVII. Brief bemerkt Hr. *v. M.* er fey vom 8. Jun. 1675. und: „*falſo legitur* 3. Oct. 1665." Wir wünfchten, den Grund diefer Verbefferung zu wiffen. Die vorhergehende *Epiſtola* ift vom 8. Dec. 1665. der *Tractatus theologicus* aber, auf den fich Oldenburg bezieht, wurde allerdings erft 1670 gedruckt. In den Briefen von Wilh. van Blyenbergh fetzt Hr. *v. M.* eine Begierde, den Spinoza zum Beften zu haben, voraus. Mag immer der Tractat: *Sur la verité de la religion chretienne.* 1674. 8. gegen Spinoza vieles Anftöfsige fagen, und von diefem Blyenbergh feyn. Dann noch charakterifiert fich der Mann, wenn wir nicht irren, in feinen Briefen als einen befchränkten Kopf, nicht als einen vorfätzlich mit der Wahrheit fpielenden Menfchen. Der Brief von Leibnitz an Spinoza wird durch einige literarifche Anmerkungen fehr gut erläutert und ergänzt. Die *Notitia Opticae promotae*, auf welche fich Leibnitz bezieht, hat Hr. *v. M.* ganz eingerückt. Aus der Antwort des Spinoza, welche auf der Bibliothek zu Hannover aufbewahrt wird, hat Hr. *v. M.* einige Zeilen als Probe von Spinoza Handfchrift und fein Sigill in Kupfer ftechen laffen. Aus der Unterfchrift ift nicht deutlich, ob Spinoza felbft (denn bey einem folchen Mann darf man wohl auch einen Augenblick nach Kleinigkeiten fragen) feinen Namen mit *s* oder *z* fchrieb. Hr. Philipfon nämlich in feinem Leben des Spinoza ift für das erftere. Hr. *v. M.* hat ein *z* gelefen, und wirklich fcheint diefs in dem Zug, welchen Spinoza machte, eher zu liegen, als jenes. Ein Poftfcript, das in den *Opp. Spinozae* nicht abgedruckt ift, wird hier aus dem Original des Briefs fupplirt. Der LXI. Brief nebft den übrigen, welche *Praeſtantiſſimo, Acutiſſimoque Philoſopho B. d. S.* überfchrieben find, kann nicht, wie Hr. *v. M.* vermuthet, von Ludwig Meyer feyn, vielmehr fieht man aus der *LXII. Epiſtola* [aus den Worten: *quod deinde addit (tuus amicus, Siquando etc.*] dafs der LXI. Brief von einem Freunde Meyers, von Meyer aber, nebft einem eigenen hier nicht abgedruckten, an Spinoza gefchickt war. Jener anonyme Freund, der bald aus *London*, bald aus Paris fchreibt, kommt auch am Ende der *Ep. LXVI.* vor. Bey näherem Zufammenhalten der Umftände ergiebt fich, dafs ihm Spinoza zum Theil nur mittelbar durch Meyer zu antworten pflegte, die Briefe, mit der Auffchrift: *Nobiliſſimo atque Doctiſſimo Viro* aber (Nr. LXIV. LXVIII. LXX. und LXXII.) unmittelbar an ihn gerichtet find.

Der IV. Abfchnitt giebt ein Verzeichnifs von Schriften, die fich auf den Spinozismus beziehen. Die vom Hn. *v. Murr* ganz verworfene Meynung, als ob Spinoza auf fein Syftem vom *Infinitum* u. f. w. zum Theil durch die Kabbala, deren אין סוף u. dgl. bekannt ift, geleitet worden feyn möchte, erhält doch aus Spinozas eigener Andeutung Epift. XXI., wenn man damit phychologifch die Einwirkungen der Erziehung verbindet, einigen Schein. *Omnia, inquam,* fchreibt Spinoza, *in Deo eſſe et in Deo moveri, cum Paulo affirmo et forte etiam cum omnibus antiquis Philoſophis, licet alio modo; et auderem etiam dicere, cum antiquis omnibus Hebraeis, quantum ex traditionibus quibusdam, tametſi multis modis adulteratis conjicio.* Das letztere bezieht fich wahrfcheinlich auf *Kabbaliſtica*. Von den kabbaliftifchen Fragmenten aber, welche Ben David in der deutfchen Monatfchrift 1791. Oct. S. 146—164. als etwas ihm Zugefchicktes bekannt machte, vermuthet Hr. *v. M.*, fehr wahrfcheinlich, dafs fie Erdichtung feyen. Uebrigens fällt es dem Rec. freylich nicht ein, zu fagen, Spinoza's Syftem

kein ist aus der Kabbala geschöpft, sondern bloss diess, in Spinoza, da er als Jude erzogen wurde, möchte wohl die Aufmerksamkeit auf die Idee vom Unendlichen zuerst durch das kabbalistische En-soph erregt worden seyn.

An einigen Stellen verspricht Hr. *v. Murr* eine Lebensbeschreibung des *Jord. Bruno*, nebst Auszügen aus dessen Schriften. Jene wird ohne Zweifel ein neuer Beweis von dem Umfang und der Genauigkeit seiner literarhistorischen Kenntnisse seyn. Die Auszüge wünscht Rec. so vollständig als möglich. Er setzt voraus, dass sie durchaus wörtlich gegeben werden. Nach andern Stellen hat man auch einen Versuch einer Geschichte der Aeronautik und ihrer Verbesserungen, auch literarische Nachrichten zur Geschichte des sogenannten Goldmachens, zu hoffen. Die gegenwärtige interessante Schrift schliesst Hr. *v. M.* mit einer gelehrten Anmerkung zum XXIX. Brief des Spinoza, wo eine Argumentation des R. (Abrah. Bar) Chasdai citirt ist. Sie war eigentlich Argumentation eines Arabers, welchen Chasdai bloss übersetzt hat. Rec. bedauert, dass die Stelle nicht aus dem Sepher Thappuach selbst im Zusammenhang angeführt ist. Alles, was, wäre es auch nur in Nebenumständen, zur Erläuterung der Reliquien des grossen Denkers beytragen kann, ist schätzbar.

ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, b. Maurer: *Reisen der Spanier nach der Südsee, insbesondere nach der Insel O-Taheite.* Jetzt zum erstenmale aus dem Spanischen übersetzt, herausgegeben, mit Anmerkungen und mit einer historischen Schilderung der Gesellschafts-Inseln begleitet von *Fr. Wilh. Aug. Bratring.* 1802. 238 S. gr. 8. Mit einer Karte. (1 Rthlr. 8 gr.)

Bekanntlich wusste man schon längst aus *Cooks* und *Forster's* Reisebeschreibungen, dass auch die Spanier in den Jahren 1772 und 1774 von Callao aus zwey Reisen nach *Otaheite* gemacht hatten, deren Resultate indessen die Regierung zu verheimlichen für gut befand. Man las darauf in dem *Götting. Magazin* 1780. St. I. und III. (cf. *Forster's* kleine Schriften I. 275. ff.) eine Beschreibung dieser Insel, die aus den Originalberichten der *ersten* Reise gezogen zu seyn scheint, und G. *Forster'n* von dem bekannten Botaniker *Ortega* zu Madrid mitgetheilt worden war. Endlich erfuhr man, und wenn wir nicht irren, zuerst durch Hn. *Fischer*, dass in dem zu Madrid erscheinenden *Viagero Universal* p. *Don Pedro Estala* (cf. Monatl. Corresp. des Freyherrn v. Zach December 1800.), auch eine kurze Beschreibung jener zwey Reisen befindlich sey. Diese Tagebücher sind es nun, die Hr. *Bratring* nach der Uebersetzung eines nicht genannten Gelehrten herausgegeben, und mit vielen Anmerkungen begleitet hat.

Was nun den *Inhalt* dieser Tagebücher betrifft: so bemerkt Hr. *Bratring* selbst sehr richtig, dass sie *im Ganzen* nur sehr unbedeutend sind. Das Tagebuch der *ersten* Reise — vom 26. Septbr. 1772. bis 31. May 1773, wobey die Spanier nur *ein und dreyssig* Tage in Otaheite waren — befindet sich im *funfzigsten Hefte* des *Viagero Universal* S. 229—256. *Uebersetzung* S. 85—119., rührt von einem Pater *Amich* her, und enthält, ausser den gewöhnlichen nautischen Details, bloss eine kurze Beschreibung von der Insel, die mit der von *Ortega* mitgetheilten gar nicht verglichen werden kann. Das Tagebuch der *zweyten* Reise vom 20. Septb. 1774 bis 12. Nov. 1775, im *ein und funfzigsten* Hefte der *Viagero Universal* S. 257—326. Uebersetzung S. 119—203., enthält einige nautische Details ausgenommen, nichts als ein kurzes Tagebuch der beiden zurückgebliebenen Missionarien, das den eingeschränkten Geist der Vf. leider nur zu sehr verräth. Zur Ehre der Spanier kann indessen Rec. aus guter Hand versichern, dass diese beiden im *Viagero Universal* abgedruckten Tagebücher, nichts anders als einseitige, obendrein verstümmelte Auszüge, aus den in dem Marine-Archive aufbewahrten Originalberichten sind, und dass in diesen — wie auch schon die von *Ortega* daraus genommene Beschreibung der Insel beweiset — noch manche schätzbare Bemerkungen enthalten seyn dürften, die man vielleicht nebst noch einer Menge anderer über frühere und spätere Reisen der Spanier in einer künftigen und sehr zu wünschenden *Geschichte der spanischen Entdeckungen* nicht unbenutzt lassen wird.

So unbedeutend nun auch, dem Gesagten zu Folge, die gegenwärtigen Tagebücher im *Ganzen* seyn mögen: so enthalten sie doch noch immer einige Details, die zur Kenntniss von Otaheite nicht ganz unbrauchbar sind. Dieses gilt besonders von einigen Nachrichten des Pater *Amich* im *ersten* Tagebuche, und von den kurzen geographischen Notizen, die als *Anhang* am *zweyten* befindlich sind. Immer wird der Geograph zu einer kleinen Berichtigung, Vergleichung u. s. w. dabey Gelegenheit finden, so wie es auch dem Dilettanten angenehm seyn wird, die *spanischen* Missionsversuche mit den spätern *englischen* vergleichen zu können. Hr. *Bratring* hat sich also durch die Herausgabe dieser Tagebücher gewiss verdient gemacht, und wenigstens vor der Hand eine wesentliche Lücke in der allgemeinen Geschichte der Entdeckungen ausgefüllt. Zugleich hat er eine Menge schätzbarer Anmerkungen, und eine historisch-geographische Einleitung hinzugefügt, die als Probe seiner Kenntnisse und seiner künftigen Arbeiten in diesem Fache, das grösste Lob verdienen.

Die *Uebersetzung* die *nicht* von Hn. *Bratring*, sondern von einem *ungenannten* Gelehrten herrührt; ist zwar im Ganzen recht gut gerathen, nur scheint der Uebers. mit der Schiffahrt im Allgemeinen, und mit den *spanischen* Seeausdrücken im Besondern nicht sehr bekannt gewesen zu seyn. Es haben sich daher in dieser Rücksicht einige Fehler eingeschlichen, die Rec. nach seinen anschaulichen Kenntnissen und dem *vor ihm liegenden* Originale zu Folge hier verbessern will. S. 90. Moti-

Metimos de bolina. Ueberfetzung: *Wir warfen das Senckbley.* Rec. *Wir hielten bey dem Winde* S. 94. *La Fregata se vista con poca vela.* Ueberfetzung: *Die Fregatte blieb mit schlaffen Segeln in einiger Entfernung.* Rec. *Die Fregatte blieb mit gereeften Segeln* u. f. w. S. 96. *Toda la noche bordeamos para mantenernos á barlovento.* Ueberfetzung: *Die ganze Nacht erhielten wir das Schiff in Bewegung(!!) um uns im Ueberwinde zu erhalten.* Rec. *Wir lavierten die ganze Nacht, um in Luv zu bleiben.* S. 98. *Turbonada* ift ein plötzlicher Windftofs, eine Bö. S. 99. *A las diez del dia estando á dos millas de tierra, repentinamento nos hallamos sobre una restringa de peñas de poca agua; varó la fregata cerca de la popa, y aunque no hacia marejada alguna, al tocar el timon, se rompió la caña en pedazos. Dios fue servido que no hubiese marejada y como el viento era costero, y la fregata solo locaba en la popa, el mismo viento la hizo tomar la direccion al N. O. y con lo poco, que andaba arrestrando, dió un encontron con una peña por la banda de babor, que la hizo tomar la direccion al N. y mareando el trinquete, luego salió totalmente á nado.* Ueberfetzung. Um zehn Uhr Vormittags befanden wir uns zwey Meilen vom Lande. Plötzlich fahen wir uns auf einer Felfenfpitze, welche fehr wenig Waffer hatte. Mit dem Hintertheil blieb die Fregatte hangen. Indem das Steuerruder bewegt wurde, brach der Nagel. Zum Glück war das Meer nicht unruhig, und da der Wind von der Küfte her wehte; fo wurde die Fregatte wieder flott. Sie trieb nach Nord-Weft, wo fie von neuem auf einen Felfen geworfen ward. Auch von diefem kam fie wieder los, und fteuerte nach Norden. Rec. *Um zehn Uhr Vormittags, ungefähr zwey Seemeilen vom Lande, ftiefsen wir plötzlich auf eine blinde Klippenreihe, fo dafs die Fregatte mit dem Hintertheile fitzen blieb, und obwohl das Meer ganz ruhig war, beym Aufftoſsen des Steuers, die Ruderpinne in Stücken zerbrach. Es war ein grofses Glück, dafs wir keine hohle See hatten, und dafs der Wind von dem Lande bliefs, auch die Fregatte nur mit dem Hintertheil fitzen blieb. Sie trieb alſo mit demfelben Winde nach N. O., und nachdem fie an der Backbordfeite auf eine andere* Klippe geftofsen hatte, nach N., worauf fie, da wir das *Tockfeegel* *beyhielten, (mareando el trinquete) bald wieder flott ward.* S. 114. *Caña* ift die *Ruderpinne;* auch hat der Ueberfetzer ausgelaffen: *Un mastelero para la sobremesana.* Eine Stange für das Kreuzftengenftag-Segel. — *Und Una verga de gabia* — eine grofse Marsraa. S. 115. *Santa Barbara ift nicht der Schiffsboden,* fondern die *Konftabelkammer.* S. 116. *Capeabamos todas las noches. Wir ruhten jede Nacht,* mufs heifsen: *Wir blieben aufgebrafst liegen,* wir *legten bey.* u. f. w. — Wenn wird man doch glauben wollen, dafs zu guten Ueberfetzungen von Reifebefchreibungen etwas mehr als *blofse* Sprachkenntniffe nöthig find!

Tübingen, b. Cotta: *Macbeth* ein Trauerfpiel von *Shakespear* zur Vorftellung auf dem Hoftheater zu Weimar eingerichtet von *Schiller.* 2te Auflage. 1801. 126 S. 8. (14 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Leipzig,* b. Martini: *Die Verdienste der Kurfürsten von Sachsen um die deutsche Reichsverfassung.* Eine Vorlefung von *R. Hommel.* 1802. 90 S. 8. (8 gr.) *Bernhard von Afcanien,* der erfte fächfifche Herzog in Oberfachfen, hat auch dem Vf. das erfte Beyfpiel folcher Verdienfte an. Als *Heinrich VI.* durch wichtige Verfprechungen fchon zwey und funfzig Reichsfürften für feine Abficht, *das Kaiferthum* in feinem Haufe *erblich zu machen,* gewonnen hatte; trat Bernhard in die Mitte, und nöthigte nebft dem Kurfürften von Maynz den Kaifer, feinem Entwurfe zu entfagen. Einer von feinen Nachfolgern theilte mit fünf andern Kurfürften den Ruhm, ihre *Wahlfreyheit* durch die erfte *Kurverein* gerettet zu haben; und ein anderer ficherte mit den Kurfürften von Trier und Köln einigermaafsen die Gültigkeit der *Basler Dekrete.* Hört man ferner *Friedrich den Weifen* nennen: fo empfindet man gleich, was er für Deutfchlands Verfaffung als Schöpfer der *Kaiferlichen Wahlkapitulation,* und durch die eben fo kluge als fanfte Begünftigung der *Reformation,* gewirkt habe. *Moriz* rettete nicht blofs die *Religionsrechte* feiner Glaubensgenoffen; fondern auch *die politifchen der Reichsftände* überhaupt. *Auguft* ficherte *die Freyheiten ihrer Gerichte gegen das Kammergericht.* Bey *Johann Georgs I.* Betragen im dreyfsigjährigen Kriege, das fo ftreng gerichtet worden ift, findet der Vf. nicht blofs fehr weit reichende Entfchuldigungen; fondern auch wirkliche Verdienfte um feine Parthey und Deutfchland überhaupt. Ihm verdankt befonders der *Osnabrücker Friedensfchlufs* das *Entfcheidungsjahr,* oder den *annum normalem.* Das den Kurfürften von Sachfen neuerdings übertragene *Direktorium des Corp. Evangel.* führten fie, auch nachdem fie zur R. Katholifchen Kirche übergetreten waren, zur allgemeinen Zufriedenheit der Evangelifchen, und machten den Satz in der erhabenften Bedeutung wahr, „dafs der Vaterlandsfreund in Sachen des Vaterlandes keine Religion haben müffe. In der erften Hälfte des verfloffenen Jahrhunderts wandten fie vorzüglich ihre Aufmerkfamkeit auf die *Reichsvicariatsgerechtfame,* und auf die *Rechte* der Evangelifchen Glaubensgenoffen. Wie viel endlich der edle Patriotismus des jetzigen ruhmwürdigen Kurfürften bey mehrern der wichtigften Gelegenheiten, für das deutfche Reich und feine Mitftände gethan habe, ift noch in frifchem Andenken. Alles diefes hat Hr. *H.* recht wohl ausgeführt, und am Ende (S. 76. ff.) aus den hiftorifchen Quellen erwiefen. Nur felten fcheint fein Ausdruck für eine Vorlefung zu blühend zu feyn.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 27. Januar 1803.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

AMSTERDAM, b. Allart: *De staatkundige handhaving van der Ingezetenen Gezondheit en Leven, aangepreezen, en in eenige proeven voorgedragen, door Matthias van Geuns*, M. D. Prof. Archiater etc. te Utrecht. *Uit het Latijn vertaald door H. A. Bake*, M. D. Praelect. etc. te Leiden. *Met Bijgevoegde Verhandelingen van den Schrijver, en een Brief van den Vertaaler.* (Die Sorge des Staats für Leben und Gesundheit der Einwohner, empfohlen, und durch einige Beyspiele erläutert, von M. v. G. Aus dem Latein. übersetzt von H. A. B. Nebst angehängten Abhandlungen von dem Verfasser, und einem Schreiben des Uebersetzers). 1801. XXXII. u. 506 S. gr. 8. (3 Gul. 12 Stüb. holl.)

Die Uebersetzung dreyer Reden des Hn. v. G., deren erstere zwey: *de Civium valetudine Reipublicae rectoribus inprimis commendanda*, bey der Niederlegung des Prorectorats im J. 1778 und 1787 gehalten, und 1791 zu Harderwyck gedruckt wurden, die dritte aber, bey Gelegenheit des Antritts seiner Professur zu Utrecht im J. 1791. dort unter dem Titel erschien: *Oratio de providentia politica uno maxime adversae civium valetudinis praesidio etc.* mit beträchtlichen Zusätzen des verdienten, noch in seinem Alter sehr thätigen Vf. (S. 233—480.) und einem Schreiben des Uebersetzers; eine Sammlung, die neben dem vom Vf. und Uebersetzer benutzten *Frankischen* Werke, besonders wegen der localen Beziehungen auf Holland, empfohlen zu werden verdient.

Erste Rede. Leben und Gesundheit, diese so schätzbaren Güter der Staatsbürger, sind vielfältigen Gefahren ausgesetzt. Es ist heilige Pflicht der Regierung, sie gegen diese Gefahren zu sichern; und es ist nothwendig und möglich, dass der weltliche Arm die Aerzte in ihren Bemühungen, das öffentliche Gesundheitswohl zu handhaben, unterstütze. (Eine oft gesagte, auch wohl anerkannte, aber bey weitem noch nicht allgemein befolgte Wahrheit!). Ein historischer Ueberblick dessen, was von den ältesten Zeiten her, bis zu den Römern, die Häupter der Staaten und die Gesetzgeber in dieser Hinsicht verordnet und gethan haben, zeigt den hohen Werth, den die Regenten der medicinischen Polizey beylegten, und den Nutzen, den sie sich von ihrer Verwaltung versprachen.

Zweyte Rede. Die Regierung sorgt auf eine doppelte Art für das Gesundheitswohl der Einwohner, entweder durch Anwendung solcher Mittel, die zur Erhaltung der Gesundheit beytragen, oder durch Anstalten, welche auf die Wiederherstellung der verlornen Gesundheit abzwecken. Nur die erste Art, die sogenannte medicinische Polizey, ist ein Gegenstand dieser Rede. Die Regierung muss nicht nur überhaupt für die Erhaltung der Gesundheit der ihr anvertrauten Pfleglinge sorgen, sondern sie muss auch auf die möglichste Vermehrung der Summe des Gesundheitswohls, und besonders auf die Entfernung der ihm von aussen drohenden Gefahren, bedacht seyn. — Um zugleich eine Probe der, in der batavischen Republik noch nicht selten gewordenen, guten lateinischen Schreibart zu geben, setzen wir die Punkte, die der Vf. als Gegenstände der medicinischen Polizey betrachtet, und zu deren Erläuterung er in dem Verlaufe dieser Rede Verschiedenes beygebracht hat, mit den Worten des Originals her. „*Huc praesertim spectant*," sagt er S. 60. und 61. „*soli, quod cives habitent, bonitas, aërisque, „quem respirent, puritas diligenter curata; rerum porro esculentarum et potulentarum copia sufficiens et salubritas; dein, salubribus quoque corporum exercitiis „perutilis opportunitas; maxime vero provida sobolis „cura, ut, quantum huic negotio prospici possit, non „nisi sana haec a sanis parentibus procreetur; eadem „autem a gravidis matribus tuto uteri hospitio salva „gestetur; a parientibus porro, idonea obstetricantium „administratione, in lucem salva edatur; ac denique, „ut nata proles educatione, quantum effici queat, salubri conservetur et robore crescat.*"

Dritte Rede. Bey der Sorge für das Gesundheitswohl der Einwohner, die der Regierung obliege, komme es hauptsächlich auf folgende *fünf* Punkte an (S. 14. 15.): „*Primo, ut a medicationum cujusvis generis „malarum periculis, omni studio, cives tuti efficiantur „et securi. Secundo, ut ad bonae medicationis ministros et artifices pertingere omnes, per omnem civitatem, cives possint, ipsique adeo, diversi ordinis, probi „artis ministri benefica magistratuum tutela gaudeant. „Tertio, ut tenuis quoque conditionis et egenis civibus bona, e corporum afflictationibus emergendi subsidia et adminicula, sapienti munificentia publica, apparentur. Quarto, ut valetudinis vitaeque periculis repentinis, quantocyus depellendis, tempestiva, et „facile parabilia, ubique adsint auxilia et praesidia publica. Tandem, ut efformandorum valetudinis rectae „reparandae ministrorum quorumcunque scholae, quibus artis salutiferae praecepta, et usus quoque tradantur, in civitate non desint.*" Diesem Entwurfe zufolge zerfällt das Ganze in *fünf* Kapitel. Dem 3ten, 4ten und 5ten Kap. hat der Vf. vor dem Drucke eine grössere Ausführlichkeit ertheilt, als sie beym öffentlichen Vortrage der Rede hatten. Der Wunsch, den er im

im 3ten Kap. äufsert, die Regierung feines Vaterlandes möchte auch in Flecken und Dörfern Aerzte, Wundärzte und Hebammen anftellen, die in der Abficht von ihr befoldet, und hinlänglich befoldet würden, damit fie den unbemittelten Kranken unentgeldlich, und mit dem zu erwartenden Eifer, Hülfe leifteten, ift, fo wie wohl in allen Ländern, bisher noch frommer Wunfch geblieben, ob man gleich der batavifchen Regierung die Gerechtigkeit widerfahren laffen mufs, dafs fie feit einigen Jahren in andern Theilen der medicinifchen Polizey fich thätig bewiefen hat. Im 4ten Kap. wird der *Amfterdamer Gefellfchaft zur Rettung ertrunkener Perfonen*, wie fie es verdient, rühmlich erwähnt. In ebendemfelben wird gegen das zu frühe Beerdigen der Todten geeifert, und darauf gedrungen, die Obrigkeiten follten es durch zweckmäfsige Anftalten zu verhüten fuchen. Was der Vf. S. 71. von den, in der batavifchen Republik lebenden Juden fagt, dafs fie fich mit dem Begraben der Todten zu fehr übereilten, gilt, unfers Wiffens, von den Juden in allen Ländern. In Anfehung der Art und Weife, wie eine, befonders in der letzten Zeit der Schwangerfchaft, vor der Entbindung geftorbene Frau zu entbinden fey, tritt er, fo wie fein Ueberfetzer, *Bake*, *Frank's* Meynung bey, und zieht, aber noch allgemeiner, als Frank, das Herausholen des Kindes auf dem natürlichen Wege dem Kaiferfchnitte vor, aus Gründen, denen man feinen Beyfall nicht verfagen kann. Zu diefen Gründen gehören acht, theils von ihm felbft, theils von Andern in feiner Vaterftadt *Groningen* behandelte Fälle, wo es eben fo wenig, als nach feinem Weggange von Groningen, glückte, nach dem Tode der Schwangern durch den Kaiferfchnitt eine lebendige Frucht zur Welt zu bringen. Im 5ten Kap. erklärt fich Hr. *v. G.* unter andern, was die gewöhnlicheren Fälle der Entbindung betrifft, für die Beybehaltung der Hebammen, und fchränkt den Wirkungskreis der Geburtshelfer blofs auf die fchwereren Geburten ein.

Die Zufätze der Ueberfetzung, deren Vf. auch das *Frankifche* Syftem der medicinifchen Polizey, unter dem Titel: *Geneeskundige Staatsregeling.* Leyden, 1787—1794. 8. 4. Bde., ins Holländifche übergetragen hat, betreffen 1) den Werth der medicinifchen Polizey; 2) den Vorzug der Nahrungsmittel aus Getreidearten vor den Kartoffeln; 3) das Bier, als beftes Volksgetränk für die Niederländer; 4) den Einflufs des Weines und der warmen Getränke, des Thees und Caffees, auf die Gefundheit der Einwohner; 5) die nachtheilige Wirkung der hitzigen Getränke auf die Gefundheit der Einwohner, und den erftaunenden Abfatz diefer Getränke in der batavifchen Republik; 6) den Verbrauch des Weines und des Bieres in diefer Republik, verglichen mit dem Verbrauche der hitzigen Getränke; 7) die erftaunende Menge Getreide, welches die batavifchen Branntweinbrennereyen verfchlingen; und 8) den hieraus entftehenden Mangel an Brod und Bier, und die für die Einwohner daraus erwachfenden phyfifchen und moralifchen fchlimmen Folgen.

Wir verweilen bey einigen diefer acht Zufätze noch ein wenig, um entweder die Meynung des Hn. *v. G.* über gewiffe Gegenftände zu charakterifiren, oder einige intereffante Data auszuheben. In dem Zufatze zu der Stelle der *zweyten Rede*, worin er die Vorzüge der, aus Getreidearten bereiteten Nahrungsmittel vor den Kartoffeln preifet, vertheidigt er diefe Aeufserung gegen die Kritik einiger Recenfenten, und gegen die Einwendungen feines Ueberfetzers Bake. Die zwey ftärkften von den Gründen, die Hr. *v. G.* für feine Meynung anführt, find wohl 1) das Zeugnifs aufmerkfamer Landleute im Groningifchen, die ihn verficherten, dafs ihre Arbeiter von Speifen aus Getreidearten mehr Kräfte bekämen, als von Kartoffeln, und dafs auch das Fleifch der Ochfen und der Speck der Schweine fefter und derber ausfielen, wenn diefe Thiere mit Getreide, als wenn fie mit Kartoffeln gemäftet würden. 2) Der geringe Gehalt der Kartoffeln an demjenigen Beftandtheile der mehligen Früchte, welcher, den bewährteften Schriftftellern zufolge, der eigentlich *nährende* fey, nämlich an *Kraftmehl* (*Amylum*), deffen die Kartoffeln nur ⅙ fo viel, als die Getreidearten, lieferten. Der von der Abftammung der Kartoffel (als eines *Solanum*) hergenommene Grund, will uns weniger einleuchten. Wie geht es zu, könnte man dagegen fragen, dafs der Saft der Wurzel des *Manikot* oder *Caffabi* giftig, und die ihn enthaltende mehlige Subftanz ein gefundes Nahrungsmittel ift? Uebrigens ift es faft unglaublich, wie allgemein die Kartoffeln von den Einwohnern der batavifchen Republik, von allen ohne Unterfchied, genoffen werden. Der Vorfchlag, die bisher beftandenen *hohen* Abgaben von Getreide und Mehl zu vermindern, und dagegen die Kartoffeln etwas zu impoftiren, gefällt uns. — Die Gründe, die Hr. *v. G.* für den Nutzen des gehörig bereiteten *Bieres* als Volksgetränk, anführt, kann man wohl in diätetifcher, und felbft in finanzieller Hinficht, gelten laffen, und die der Obrigkeit empfohlnen Bemühungen, dem gefunkenen Flor des Bierbrauens in feinem Vaterlande wieder aufzuhelfen, wünfchenswerth finden: allein, werden der Obrigkeit, auch bey dem eifrigften Beftreben, und bey den weifeften Maafsregeln, ihre Bemühungen hierin beffer gelingen, als wenn fie im Gegentheil dem vom Vf. gerügten Mifsbrauche der warmen Getränke und des Brannteweins Einhalt thun wollte? — Befonders reich an allerley Bemerkungen und Berechnungen über Bereitung und Verbrauch der hitzigen Getränke in der batavifchen Republik, über das Ueberhandnehmen diefes Verbrauchs etc. ift der 5te, 78 Seiten lange *Zufatz*. Nur etwas als Beyfpiel. Um die Nachtheile zu verhüten, welche aus dem häufigen Genuffe des Kornbranntweins, des in der batavifchen Republik befonders beliebten Jenevers oder Wacholderbrannteweins, der vielerley Arten von Liqueuren etc. für die Gefundheit entftehen, fchlägt der Vf. vor, die Branntewenbrenner, Deftillateurs, und wie fie nur immer heifsen, follten fich befleifsigen, ein dem Weine ähnliches Getränk, aber ein unfchädlicheres, als der unvermifchte Branntewein ift, durch

Zu-

Zusammensetzung, d. h. insbesondere durch Beymischung wässeriger Theile, zu bereiten, um so das Verlangen des Publicums zu befriedigen, für die Fortdauer der Staatseinkünfte, für das Bestehen der Brannteweinbrenner etc. zu sorgen. Wäre doch so etwas zu Stande zu bringen! Nach des Vfs. mühsamer Berechnung wird in der Provinz *Utrecht*, nach Abzug der Kinder unter 14 Jahren, des weiblichen Geschlechts etc. so viel Branntewein verbraucht, dass auf jede fünf der übrigbleibenden 30,000 Mannspersonen jährlich vier Utrechter Anker kommen, ein solcher Anker ungefähr zu 44 Kannen sächsisch, oder zu 22 Maass rheinisch gerechnet. Ueber die Provinzen *Groningen*, *Holland* und *Friesland* fällt die Berechnung eben so aus. Nach dem Maassstabe der vier Utrechter Anker jährlich für jede, in die angegebene Classe fallende fünf Personen, bringt er, in runder Summe, für die ganze batavische Republik einen jährlichen Verbrauch von 480,000 Ankern, oder 80,000 Oxhoften, heraus. Welche Zahl! — 6ter *Zusatz*. Alles in runden Zahlen genommen, und also auch die gesammte Bevölkerung der batavischen Republik, nach den neuesten Zählungen, zu 1,800,000 Seelen angeschlagen, beläuft sich der jährliche Verbrauch im ganzen Lande auf: 360,000 Anker Wein; 2,880,000 Anker Bier; gegen 480,000 Anker hitzige Getränke. Hieraus leitet unser Vf., mit Weglassung der Brüche, ab, dass 4 Anker hitzige Getränke gegen 3 Anker Wein, und gegen 24 Anker Bier getrunken werden. — 7ter *Zusatz*. Nach den damaligen hohen, (bis jetzt, so viel Rec. weiss, noch nicht beträchtlich verminderten) Getreidepreisen gerechnet, beträgt, dem Vf. zufolge, in Friedenszeiten, bey völlig freyer Ausfuhr der Branntweine, der Werth des dazu nöthigen Getreides jährlich wenigstens 18 Millionen Gulden holl., und der Werth des bloss zu dem inländischen Verbrauche erfoderlichen Getreides wenigstens 4 Million. Guld. — Der 8te *Zusatz* ist mit sehr warmem Patriotismus bearbeitet. Möge des Vfs. menschenfreundliche Stimme mit mehr Aufmerksamkeit gehört werden, als es sich ähnliche Menschenfreunde unter andern Nationen rühmen können!

Das vom Januar 1798 datirte Schreiben des *Uebersetzers* enthält nützliche, die Verbesserung der medicinischen Polizey in seinem Vaterlande betreffende Vorschläge, die, glücklicher Weise, seitdem zum Theil zur Wirklichkeit gebracht wurden, welches z. B. von dem, vor einigen Jahren errichteten Obergesundheitsamte gilt, einem Zweige der Agentschaft (Ministeriums, der Nationalerziehung im Haag, an deren Spitze der ehemalige Professor *van der Palm* steht. So ist auch die Ausarbeitung eines Hebammenbuches, dessen Mangel, so wie den Mangel einiger zweckmässig abgefassten, und unter die Wundärzte der kleinen Städte und Dörfer zu vertheilenden, medicinischen, chirurgischen, pharmaceutischen und geburtshülflichen Lehrbücher, und einer besondern Anweisung zur Rettung aus plötzlichen Lebensgefahren, Hr. *Bake* hier bemerklich macht, ihm selbst kürzlich von dem Agenten der Nationalerziehung übertragen worden. Beyläufig tadelt hier Hr. *B.* an *Frank*, in seiner *medicinischen Polizey*, dass dessen Vorschläge zuweilen zu inquisitionsmässig seyen.

HAAG, in d. Landesdruckerey: *Geneeskundige Verordeningen van het Uitvoerend Bewind der Bataafsche Republiek*, (Medicinische, von der vollziehenden Gewalt der batavischen Republik erlassene Verordnungen). 1801. 30 S. gr. 8.

Man weiss z. B. aus dem *Brugmans'schen Bericht*, betreffend die verbesserte Medicinalverfassung bey den batavischen Truppen, wovon sich eine Anzeige in den *Ergänz. Bl. z. A. L. Z. J. I.* findet, dass die batavische Regierung seit einigen Jahren besonders auch ihre Aufmerksamkeit auf das Medicinalwesen ihres Landes gerichtet hat. Die Sorge für die medicinische Polizey macht daselbst, unter der Oberaufsicht des Staatsbewind, einen Zweig der Agentschaft (des Ministeriums) der Nationalerziehung aus. Die hier anzuzeigenden *Verordnungen* liefern ein Beyspiel jener Aufmerksamkeit. Es sind ihrer *fünf*. Nr. 1. betrifft die Nothwendigkeit, dass alle, die als Aerzte, Wundärzte, Geburtshelfer, oder Hebammen, und als Apotheker, sey es auch in dem geringsten Dorfe, sich niederlassen wollen, mit gültigen Zeugnissen ihrer, durch Prüfungen erprobten Kenntnisse versehen seyn; dass durchaus kein Geheimmittel durch gedruckte Zettel oder durch die Zeitungen feil geboten werde; dass, auch selbst auf Jahrmärkten, keinem herumziehenden Arzneykrämer erlaubt sey, seine Waare zu verkaufen; dass kein Zahnarzt, als solcher, oder als Wundarzt, z. B. in Ansehung der venerischen Krankheiten, seine Kunst ausübe, wofern er nicht gehörig examinirt und approbirt ist; und dass kein Chemist und Drogist sich unterstehe, Arzneyen nach Recepten zu bereiten. Gebe der Himmel, dass diese heilsamen Vorschriften auch befolgt werden, und dass keine holländische Zeitung durch quaksalberische Ankündigungen sich ferner so entehre, wie es z. B. bey uns mit der Hamburger Zeitung der Fall ist! Nr. 2. Es sollen in der batavischen Republik acht medicinische Departementalcommissionen errichtet werden, nämlich für das Departement der Eems (Sitze: Groningen und Leeuwaarden; an jedem Orte, wie auch bey den folgenden, ein anderes Personale); der alten Yssel (Sitze: Zwolle und Deventer); des Rheines (Sitze: Arnheim und Utrecht); der Amstel (Sitz: Amsterdam); des Texels (Sitze: Leyden und Haarlem); der Delf (Sitze: der Haag und Rotterdam); der Dommel (Sitze: Herzogenbusch und Nymegen); und (achtens) der Maass und Schelde (Sitze: Middelburg und Dordrecht). Diese Commissionen sind jetzt wirklich im Gange, und dem Anscheine nach hat man sich viel Gutes von ihnen zu versprechen. Rec. gefällt es unter andern, dass, ausser den Aerzten und Wundärzten, fast jede Departementalcommission auch einen, oder, nach Beschaffenheit der Bevölkerung, einige Apotheker unter ihren Mitgliedern zählt. Nr. 3. Die Instruction für die gedachten Commissionen. Nr. 4. Auffoderung an die

die Armenärzte und an das Publicum, die Einimpfung der Menschenpocken (die um diese Zeit gewaltige Verheerungen in der batavischen Republik anrichteten) zu befördern, nebst verschiedenen Vorschriften, z. B. über das Verhalten des Publicums bey Pockenepidemien. Ueber den Werth der *Kuhpocken* lasse sich (1801) noch nicht entscheidend urtheilen. Die Regierung wünsche, die Sache möge durch die Versuche der einheimischen Aerzte der Entscheidung näher gebracht werden. Nr. 5. Vorschriftmäsig einzuliefernde Tabellen über die unternommenen Impfungen der Menschenpocken.

Ohne Druckort: *Historisch - publicistische Betrachtungen über die Entstehung und Veränderungen der geistlichen Reichs - Standschaft in Deutschland, so wie über die Fortdauer derselben, wenn auch die in dem Luneviller Frieden stipulirte Entschädigungen gänzlich durch Säcularisationen bewirkt werden sollten.* 1802. 182 S. 8. (16 gr.)

Der ungenannte Vf. bemüht sich aus der älteren Geschichte, besonders des 9ten und 10ten Jahrhunderts, und aus neueren Beyspielen, wie der Bischöfe von Brixen, Trient und Chur, auch mehrerer weltlichen Personalisten im Fürstenrath ausführlich zu beweisen, dass die Landeshoheit nicht zum unterscheidenden Charakter der Reichs-Standschaft gehöre, und dass daher, wenn auch wirklich, nach den im Luneviller Frieden aufgestellten Grundsätzen, die Landeshoheit für mehrere geistliche Fürsten verloren gehen sollte, ihnen dennoch nicht zugleich die Reichs-Standschaft entzogen werden könne. Er zeigt den grosen Nachtheil, welchen diese Aufhebung der geistlichen Fürstenwürden auf das eigentliche Wesen der Reichs-Constitution, auf die Reichs- und Kreis-Tagsverfassung und die Directorien bey denselben, ferner auf die Reichsgerichte und das Reichsregiment überhaupt, endlich auf das so nöthige Gleichgewicht, sowohl zwischen den Mächtigen und Mindermächtigen, als insonderheit zwischen beiden Religionstheilen haben würde, und hält daher für nöthig, dass bey den dermaligen Säcularisationen, den neuen Besitzern der geistlichen Lande, nicht, wie vormals nach dem Westphälischen Frieden die Episcopal-Rechte zu übertragen, sondern solche nebst der geistlichen Fürstenwürde und Reichs-Standschaft den bisherigen geistlichen Oberhirten zu lassen seyen, damit die Verfassung und das nöthige Gleichgewicht beider Religionstheile erhalten werde. Allein dieser Vorschlag, dem an sich schon manche Schwierigkeiten im Wege stehen, hat durch den neuen schon angenommenen Entschädigungsplan vollends allen praktischen Werth verloren.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Halle, b. Gebauer: *Einige Predigten bey besondern Gelegenheiten gehalten, und nach seinem funfzigjährigen Kirchendienste ganz oder stückweise herausgegeben* von *Johannes Tobler*, Archidiacon am grossen Münster zu Zürich. 1801. 150 S. gr. 8. (9 gr.)

Von Hn. D. *Nösselt* herausgegeben. Es sind 15 Gelegenheitspredigten, Antritts - Einführungs - Besuchs-Leichen - Frühlings - Sommer - Reden, in der bekannten herzlichen Manier des würdigen Greises, aber keiner einzelnen Inhaltsanzeige fähig. Sie verdienen von jungen Predigern nicht nur gelesen, sondern empfunden und beherzigt zu werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Literaturgeschichte. *Salzburg*, b. Mayr: *Biographie des Grafen Franz Spaur*, Kaiserl. Geh. Raths und Reichskammerrichters zu Wetzlar. Von einem seiner nächsten Anverwandten entworfen. 1800. 80 S. 8. (5 gr.) Die Biographie eines um das Justizwesen des deutschen Reichs verdienten Mannes ist allerdings ein gemeinnütziges Unternehmen; es ist auch lobenswürdig, wenn einer der nächsten Verwandten (und wie hier, sicherem Vernehmen nach, der Fall ist, der Sohn des Verstorbenen) diese Schilderung der Nachwelt überliefert. Allein die Pflichten der Blutsfreundschaft, so wie sie jedes Zeugniss verdächtig machen, schaden der Präsumtion der Unpartheilichkeit, welche das Haupterfodernis eines Geschichtschreibers ist. Wenn nun noch dazu, wie hier der Fall ist — der Leser einer solchen Lebensbeschreibung nichts als Lob über die Eigenschaften und Handlungen des Verstorbenen findet, wenn er in der Zeichnung des Charakters und der Lebensweise nichts als vollkommene Züge sieht, und die Bemerkung der Schwächen und Fehler vermisst, welche an jedem noch so vortrefflichen Mann, im mindern oder höherem Grade sichtbar sind: so verdoppelt sich sein Misstrauen gegen die Charakteristik, mit welcher der von frommer Ehrfurcht geleitete Schriftsteller das Andenken seines nächsten Verwandten ehrt: er kann ihn nicht als Biographen sondern als Panegyristen betrachten, dessen Lobrede zwar zum Trost und zur Erbauung der leidenden Familie, bey dem Hintritt ihres Oberhaupts, geeignet seyn konnte, aber kein vollständiger und getreuer Beytrag zur Nekrologie verdienstvoller Männer ist. — Die beygefügten Auszüge aus einigen Druckschriften des Verstorbenen, welche die Verfassung und den Process des Reichskammergerichts betreffen, hätten wegen ihrer Seichtigkeit füglich wegbleiben können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 28. Januar 1803.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Crusius: *Descriptio et adumbratio plantarum e classe cryptogamica Linnaei, quae Lichenes dicuntur.* Auctore D. *Georg Franc. Hoffmann*, med. et bot. P. P. etc. 1801. Vol. III. f. 1—4. cum tab. aen. color. 49—72. (18 B. fol. 14 Rthlr.)

Die Flechten, eine ausgebreitete Pflanzenfamilie, haben schon längst die Botaniker beschäftigt, ohne dass man bisher im Stande war, ihre Lebensart und Fortpflanzung gehörig kennen zu lernen; es fehlt sogar an einer allgemein passenden Definition dessen, was unter dem Begriff Flechte zu verstehen sey, selbst der gründliche Acharius hat einen solchen Normalbegriff nicht aufstellen wollen, und alle bisherigen Angaben beziehen sich auf die äussere Form der für Früchte angenommenen Theile, die doch von einer Seite so verschiedenartig sind, dass sie schwer unter einen Gesichtspunkt gebracht werden, und von der andern nicht wenigen Arten zu mangeln scheinen. Viele der Flechten stehn auf der untersten Stufe der Organisation, und gleichen den mineralischen Auswitterungen, andere zeigen solche Theile, die für Saamenbehälter anzusehen sind. Allein noch haben nur wenige, namentlich der verstorbene *Hedwig* und Hr. *Schrader*, die innere Structur dieser Theile bey einigen Flechten beschrieben; noch fehlen die Beobachtungen über das Keimen dieser angeblichen Saamen, und demunerachtet läfst sich nicht leugnen, dass diese Theile Früchte seyen; denn wenn auch die an vielen Lichenen beobachteten staubartigen Körper wirklich zu neuen Individuen erwachsen: so folgt noch nicht, dass blofs durch sie, nicht durch die gedachten Saamen, die Fortpflanzung statt finde, denn auch bey andern Gewächsen ist eine doppelte Vermehrungsart durch Saamen und durch Knospen bekannt genug. Man hat denn also diesen Theil der botanischen Physiologie im Dunkeln lassen, man hat sich begnügen müssen, die Flechten nach dem dunkeln Gefühle von dem sogenannten Habitus zusammen zu lesen, die Arten derselben nach ihren äufsern Verschiedenheiten zu bestimmen und nach Beschaffenheit des Laubes, oder der, den Scutellen zur Unterlage dienenden Masse, Unterabtheilungen in der grofsen Familie festzusetzen, die zum Range der Gattungen nicht erhoben werden können. Unter den Deutschen hat besonders Hr. Prof. *Hoffmann* das Verdienst, die meisten Arten von einander geschieden, bestimmt und unter Familien gebracht zu haben; und wenn schon einige von ihm festgesetzte Arten, sich neuerdings als Abänderungen anderer bewährten: so ist es für jetzt doch besser, wenn einige getrennte Arten, als Varietäten wieder zusammengezogen werden, als wenn abweichende Formen unter der Rubrik unbedeutender Abweichungen der Vergessenheit auf immer überlassen worden wären. Besonders ist für die systematische Botanik dieses Werk schätzbar, in dem die Genauigkeit des Beschreibers mit der Treue und Geschicklichkeit des Zeichners wetteifern. Der vorliegende dritte Band enthält die Darstellung folgender Flechtenarten: Tab. 49. 1. *Patellaria frondosa.* Der Unterschied dieser Flechte von *pat. haematomma*, dass die *crusta leprosa friabilis* nicht *tartarea* oder *calcarea* und die Scutellen gerandet sind, ist wohl dem Standorte und Veränderungen durch das Alter zuzuschreiben. tab. 51. *pat. porphyria* macht den deutlichen Uebergang aus einer in die andere, da sie *crusta tartarea* und gerandete Scutellen zugleich hat. Die Scutellen sind in der Jugend mit staubigem Rande versehen, der im Aelterwerden zurückweicht. T. 49. 2. *pat. fumosa.* Der Mittelpunkt der Scutellen ist in eine kleine konische Warze erhoben; die Substanz hornartig, inwendig schwärzlich am Rande, mit beygemischtem Grün. t. 50. *pat. petraea.* Sie wird von Acharius zu seiner *lapicida* nebst einigen der folgenden gerechnet; unterscheidet sich aber doch durch den dicken Rand der Scutellen, die in der Mitte vertieft sind, und nur durch das Alter flach werden, da sie hingegen bey *lapicida* im Anfange ihrer Ausbildung in die Cruste eingesenkt sind, und des erhabnen Randes ermangeln. Die Cruste ist sehr dünn, oft gar nicht rissig. 50. *Pat. aurella.* Der Vf. ist ungewiss, ob sie nicht eine kleinere Varietät von *aurantiaca* sey. 51. 2. *pat. badia. lichen fuscatus* Schrad. 52. 53. *Pat. glaucoma.* Das hier angeführte Synonym *lich. rimosus Dicks.* gehört nicht hieher. Denn dieses gleicht eher der *pat. contigua*; nur ist die Cruste viel weisser. 54. 1. *verruc. fuscoatra, l. scytropus* Achar. Auf Sandstein; Rec. traf ihn gewöhnlich auf Granit, den *glaucoma* auf Thonschiefer. 55. *platisma Filix.* 56. 1. *Psora coronata.* Acharius hält sie für einerley mit *psoroma microphylla*, an der aber Rec. den gekerbten hellergefärbten Rand nicht bemerkt, der die *coronata* auszeichnet. 56. 2. *Pat. calcaria* verschieden von Achar. *calcaria* durch grofse Scutellen und harte, kalkartige, rissige Cruste, da die letztere sehr weiche fast blättriche Cruste und ganz kleine Scutellen hat. Die Hoffmannische findet Rec. oft auf Feldsteinen von Kalk oder Gyps, die Achariusische nur an senkrechten Felswänden. 57. 1. *pat. tigrina*, 2. *pantherina*; beide mit Recht von Acharius nebst der *contigua* verbun-

bunden, aber verschieden von *petraea*. 59. *pat. arenaria* und *polytropa*. 59. 1. 60. 3. *psora radiosa;* Rec. bemerkte im Rübelande am Harz eine Varietät ohne Cruste, die bloss durch die Gestalt der Scutellen zu erkennen ist. 59. 2. *umbilicaria polyphylla.* Es sind hier die *scutellae contortae* gezeichnet, die jetzt noch selten beobachtet wurden. 60. 2. *psora miniata*. Die als nahe Verwandtin erwähnte *Lobaria tegularis* scheint sich doch beständig durch dickere breitere Einschnitte des Laubes und weniger dichte Scutellen zu unterscheiden. 60. *pat. griseo-atra*, eine gut unterschiedne Art; Rec. bemerkt oft etwas rothbraune Farbe in der Cruste. 61. 1. *pat. grumosa*, 2. 3. *saticina*. Letztere in allen Gegenden Deutschlands, aber überall selten. 62. *pat. contigua*. 63. *multipuncta*. f. 4. *psora hypnorum*; der Vf. bildet die *ps. deaurata* ab, die besonders durch grösseres Laub verschieden ist. 64. *pat. detrita*. 65. 1. *fuscolutea* (Dicks.) 2. *placadium diffusum*. Rec. bemerkte, dass die Scutellen beständig mehr ins Dunkelbraune ziehn, nicht so dünn gestielt sind, und die Pflanze vielmehr auf Kiefern als an Tannen wächst. Der Staub in der Mitte des Laubes ist unter der Lupe als gestielte Kügelchen gezeichnet. 65. *platisma laciniatum* Swartz. 66. 1. *placadium orbiculare*. 66. *pl. cucullatum*. Gut gezeichnet sind die nach unten zu sackförmigen Früchte, die es mit *pl. nivale* gemein hat, jedoch scheinen bey dem letztern die Früchte in der Jugend flach und nur durch zunehmendes Alter nach unten aufgeblasen zu seyn. 67. *Usnea flaccida*; nach einem vergelbten übel colorirten Exemplar, im frischen Zustande ist sie milchweiss. Ein Sibirisches Exemplar mit ausserordentlich grossen Scutellen. 68. *Usnea ochroleuca*, mit schönen grossen Scutellen, die in der Anheftung Aehnlichkeit mit denen des *l. tristis* haben. 69. *Umbilicaria Pensilvanica*. Höchstähnlich der *pustulata* mit deutlichen concaven Scutellen am Rande des Blattes. 70. *U. erosa*. 71. *U. hyperborea*. Das Blatt ist ausgefressen, welches Acbariusens Diagnose zu widersprechen scheint, aber auch vom Rec. bemerkt worden ist. 72. *Urnea dichotoma* scheint sich allerdings von *ochroleuca* zu unterscheiden. Rec. hat die *ochroleuca* in stundenlangen Strecken auf dem Boden und an Kienholzstämmen wachsend gesehn, aber nie ein Exemplar, das der *dichotoma* gliche, finden können. Uebrigens erklärt sie der Vf. für einerley mit *sarmentosa* Ach. Die Scutellen gleichen in der Gestalt und Anheftung, denen der *usn. flaccida*.

Hannover, b. Hahn: *Ericarum icones et descriptiones* auctore *Joanne Christophoro Wendland*. Abbildung und Beschreibung der Heiden, von *J. C. W.*, kön. kurfürstl. Gartenmeister zu Herrnhausen. Fascic. IV—X. Jedes Heft mit 6 illum. Kupf. (14 Rthlr. 14 gr.)

Die ersten Hefte dieses schönen Werks sind bereits in unserer Zeitschrift angezeigt. Die vorliegenden sind den frühern gleich. Die Abbildungen sind sämmtlich schön und richtig, nur einigemal wäre etwa einiges zu erinnern, z. B. bey *erica umbellata* zieht die Farbe der Krone zu sehr in roth, *er. longiflora* hat auch wohl zu viel roth, *er. ciliaris* ist in der Blume etwas zu hell. Die Beschreibungen sind ausführlich, doch nicht so gut als die Aitonschen; besonders wünscht man oft etwas mehr Bestimmtheit und Sorgfalt im Ausdrucke; so steht z. B. *corolla singula* statt *solitaria*, schmal für enge, bey der Beschreibung der Blumenkronenmündung viertheilig statt vierspaltig, Theile der Krone statt Einschnitte; die Adjective sind nicht gesflectirt, z. B. schirmartige Heide für schirm- oder doldentragende, grannicht statt begrannt. Im Ganzen sind die Beschreibungen sehr ausführlich in Absicht auf die Farben, weniger in Rücksicht auf die Verhältnisse der Theile, die doch zur Charakteristik wichtiger sind. In den, wortreichen, Definitionen ist allemal die Farbe der Krone mit angegeben. — Das vierte Heft enthält *Erica umbellata, caliculata*, kelchlichte Heide *antheris muticis exsertis, corolla albo-ferruginea suburceolata brevi glabra: stylo exserto; floribus ramulorum terminalibus umbellatis, foliis ternis acuminatis, ciliatis, subulatis, imbricatis*. Eine neue Art vom Vorgebirge der guten Hoffnung, mit weisser gegen die Mündung etwas rostfarbener Blume. *conspicua, tubiflora, cruenta, mucosa*. — Das *fünfte* Heft: *Er. pyramidalis, lanata* Wendl. obs. bot. ähnlich der *tubiflora;* verschieden durch spitzigere Einschnitte der Krone und gedreyte Blume: *multiflora longipedicellata, discolor, pubescens villosa* Thunbg., *empetrifolia*. — *Sechstes* Heft. *E. albens, grandiflora longifolia, Halicacaba, tenuissima*, dünnzweigige Heide, *antheris cristatis inclusis, corolla minima subovata, obtusa, glabra, stylo incluso; floribus ramulorum terminalibus umbellatis erectis et cernuis, foliis ternis aut quaternis lineari-filiformibus, tenuibus, glabris, erectis, subimbricatis*. Von der folgenden höchst ähnlichen verschieden durch glatte Krone und Blätter, glatte und gefärbte Blumenstiele und Kelche. *pubescens, baccans*. — *Siebentes* Heft: *Er. ciliaris*, gefranzte Heide (besser gewimperte H.); auch die Staubbeutel sind behaart. *divaricata* (*flexuosa Andrews*) scheint von Wildenow ausgelassen zu seyn, *grandiflora brevifolia:* die Antheren völlig zweytheilig. *cerinthoides*. Der Kelch roth mit doppelter grüner Linie an der Spitze jedes Blättchens. *mediterranea*, das Vaterland ist nicht angezeigt, Rec. besitzt sie aus dem südlichen Frankreich. *physodes*. — *Achtes* Heft: *er. ignescens antheris muticis subexsertis, corolla luteo-ignescente, cylindrica, glabra, apice hirta; stylo exserto; floribus racemosis pyramidalibus, foliis quaternis linearibus, villosis, patentibus*. Vom Cap. *splendens, antheris muticis exsertis. corolla aurantiaca tubulosa, clavata, pubescente; stylo exserto; floribus terminalibus racemosis, foliis quinis plurimisque linearibus glabris obtusis*. Eine der prächtigsten Heiden mit dichtgestellten hängenden rothen Blumen, von der Grösse der Blumen der *grandiflora*. *retroflexa* (*pulchella Houttuyn*), die Wildenow zu *e. gnapahlodes* zieht. *gracilis, margaritacea, cernua, lan-*

evolata. — *Neuntes* Heft: *Er. Petiverii fusca,* ie Haare der Blätter des Kelches an der Spitze drüsig. *Petiverii lutea herbacea, concinna, urceolaris,* die Krone enthält viel Honig, den die Bienen so begierig suchen, dass die, welche nicht durch die Mündung zukommen können, die Krone am Grunde aufbeissen. *australis.* *Zehntes* Heft: *E. racemosa,* hat auch lange oben drüsige Haare. *Sebana:* Kelchblätter trocken, feingesägt. *vestita purpurea, monsoniana calycina,* die merkwürdige Art, deren Kelch grösser als die Blume und oben roth gefärbt ist. *pendula.*

Nürnberg, a. K. d. Herausg.: *Abbildungen zu Karl Illiger's Uebersetzung von Olivier's Entomologie,* oder Naturgeschichte der Insecten mit ihren Gattungs- und Artmerkmalen, ihrer Beschreibung und Synonymie. *Käfer.* — *Erster* Theil mit vier und funfzig illum. Kupfertafeln. 1802. IV. u. 136 S. 4. in neun Heften, jedes von 6 Tafeln mit Text und Umschlag. (das Heft 1 Rthlr. 3 gr.)

Diese Copieen von *Olivier's* Abbildungen zu seiner *Entomologie ou Histoire naturelle des Insectes* etc. sind von Hn. *Jak. Sturm* in Nürnberg, dem die Naturkunde, vorzüglich aber die Entomologie schon so viele schöne Abbildungen verdankt. Auf den 54 Tafeln sind alle die Käfer abgebildet, welche in dem ersten Theile von Illiger's Uebersetzung jenes Werks vorkommen, die Gattungen *Lucanus,* mit Einschluss von *Passalus,* und *Scarabaeus* oder jetzt *Geotrupes, Scarabaeus, Aphodius, Onitis, Copris,* und *Ateuchus.* Nur alle deutsche Insecten sind übergangen, da sie in Panzer's *Fauna Insector. Germ.* vorkommen. Das Format passt genau zu der Uebersetzung, für welche die Abbildungen zunächst bestimmt sind, und die in Verbindung mit denselben das Original für Deutschland ganz entbehrlich macht. Die Abbildungen sind der Aehnlichkeit der Käfer gemässer geordnet, als im Originale; eine angehängte vergleichende doppelte Ansicht der Originalplatten und der Sturmischen Copieen weisst bey jeder Figur die Zahl der Tafel und Figur des Originals nach und erleichtert sehr das Aufsuchen der Citate aus dem Originale, in dieser Copie. Der Text enthält nichts als Olivier's lateinische Beschreibungen, welche in der Illigerischen Uebersetzung weggelassen sind, und für die des Lateinischen Unkundigen, die gegenüber stehende deutsche Uebersetzung derselben. Die auch in Deutschland vorkommenden Arten sind nur namentlich angeführt, und ist dabey auf Panzer's Insectenfauna verwiesen. Ein alphabetisches Register ist hinten angehängt.

Die Abbildungen sind den Originalen ganz getreu, selbst in den Fällen, wo der deutsche Künstler bessere Darstellungen hätte liefern können, und diess ist ganz den Foderungen gemäss, die man an einen Copisten machen muss. Doch ist die Farbenerleuchtung reinlicher und klarer als im Originale: der einzige Vorzug, der nicht auf Kosten der Treue der Nachbildung gegeben werden konnte.

Da das theure französische Werk nur in Weniger Händen sich befindet, da es die Abbildungen der meisten bekannten Käfer enthält, und da eine Menge dieser Abbildungen in andern Insectenwerken fehlt: so zweifeln wir nicht an dem guten Fortgange der Sturmischen Unternehmung. Den Besitzern des Jablonsky-Herbstischen Werks müssen die ersten Bände besonders willkommen seyn, weil sie darin eine grosse Anzahl von Käfern abgebildet bekommen, die in jenem Werke nicht in Abbildungen geliefert wurden. Der sehr mässige Preis ist, wenn wir nicht irren, bey den letzten Heften noch verringert.

SCHÖNE KÜNSTE.

London, b. d. Rivingtons: *Memoirs of John Bacon,* Esq. R. A. With Reflections drawn from a Review of his Moral and Religious Character — by *Richard Cecil,* A. M. 1801. 118 S. 8. (20 gr.)

Auch diesseits des Meers ist der Name dieses talentvollen Bildhauers nicht unbekannt; und eine nähere Nachricht von ihm und seinen Verdiensten wird daher, auch als Beytrag zur neuern Künstlergeschichte, nicht unwillkommen seyn. Schon vor viertehalb Jahren, bald nach dem Absterben B's., machte der Vf. dieser Lebensbeschreibung die Hauptumstände derselben im Gentleman's Magazine bekannt, und liefert sie hier vollständiger, mit mehrern charakteristischen Zügen und dadurch veranlassten Betrachtungen versehen. *Bacon* war der Abkömmling eines alten Geschlechts in Somersetshire, und wurde d. 24. Nov. 1740 zu Southwark geboren. In seiner frühen Jugend erwarb er sich und seinen Aeltern durch Porzellanmalen den Unterhalt; und da schon fand er Gelegenheit, die Modelle verschiedener Bildhauer kennen zu lernen, welche in die Brennerey der Manufactur zu Lambeth geschickt wurden, wo er arbeitete. Hiedurch entstand seine erste Neigung zu der Kunst, der er in der Folge so viel Ehre machte, und worin er gar bald so grosse Fortschritte that, dass er schon zwischen den Jahren 1763 und 1767 neunmal von der Societät der Künste die ersten Preise erhielt. Früher noch, im J. 1758, machte er den ersten glücklichen Versuch mit der kleinen Figur einer Friedensgöttin, in antiker Manier. Auch verfertigte er Statuen in künstlichem Stein. Zur Arbeit in Marmor hatte er nie die Handgriffe gelernt, und erfand sich selbst ein Instrument zur Uebertragung der Form des Modells auf den Marmor, dessen sich hernach manche andre Bildhauer in England und Frankreich bedient haben, weil es genauer und bequemer ist. Im J. 1768 ward er ein Lehrling der damals neugestifteten königlichen Kunstakademie in London, und erhielt gleich im folgenden Jahre die erste von ihr ertheilte goldne Preismedaille. Bald hernach wurde er Mitglied dieser Akademie, und vornehmlich durch die Ausstellung seiner Statue des Mars zuerst berühmt, auch durch den jetzigen Erzbischof zu York dem Könige vorgestellt, dessen Büste er für das Christ-Church-Collegium in Oxford verfertigte. Auch die auf der Uni-

Universitätsbibliothek zu Göttingen befindliche Büste des Königs ist von ihm und in der Folge verfertigte er noch zwey dergleichen. Unter vielen Monumenten von seiner Arbeit sind die für den Lord Halifax, Major Pierson, Mrs. Draper (Sterne's Elisa), besonders merkwürdig; keines aber gereicht ihm so sehr zur Ehre, als das Denkmal des Grafen v. Chatham in der Westmünsterabtey, welches, wie Cowper sagt:

Gives Chatham's eloquence to marble lips.

In Bronze arbeitete er mit gleichem Glücke; und noch zur Zeit seines Todes hatte er viele ansehnliche und grosse Werke unter Händen. Er starb an einer innern Entzündung d. 4. Aug. 1799. — Obgleich er zur wissenschaftlichen Verstandescultur in seiner Jugend wenig Anleitung und Gelegenheit gehabt hatte; so fehlte es ihm doch nicht an Geschicklichkeit in Aufsätzen verschiedner Art. Wie richtig er von seiner Kunst urtheilte, sieht man aus seinen diesen Memoirs beygefügten Bemerkungen darüber, die Dr. *Rees* in seiner Ausgabe von *Chambers's* Wörterbuche unter dem Artikel *Sculpture* zuerst mittheilte. Auch entwarf er viele Inschriften für Grabmäler, und von denen, die für Lord Chatham's Denkmal entworfen wurden, wählte man die seinige. Sich selbst selbst setzte er folgende: *What I was as an Artist, seemed to me of some importance, while I lived: but what I really was as a believer in Christ Jesus, is the only thing of importance to me now.* Noch schrieb er viele Fabeln und kurze moralische Betrachtungen, von denen gleichfalls im Anhange eine Probe gegeben wird. Der übrige Theil dieser Lebensbeschreibung betrifft seine strengen moralischen und religiösen Grundsätze; die letztern waren, wie es scheint, methodistisch, und veranlassten den Vf., der ein Geistlicher, und, wenn wir nicht irren, gleichfalls von dieser Parthey ist, zu weitläuftigen allgemeinen Betrachtungen über die Einheit des Princip's und über die Erhabenheit der Gesinnungen, welche die Grundlage seiner Religion ausmachten.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Weimar*, im Industrie-Comptoir: Dr. *C. W. Hufeland's*, königl. preuss. geh. Raths, *nöthige Erinnerung an die Bäder und ihre Wiedereinführung in Deutschland*, nebst einer Anweisung zu ihrem Gebrauche und bequemer Einrichtung derselben in den Wohnhäusern. Herausgegeben von *F. J. Bertuch*. 1801. 47 S. 8. m. 1 Kupf. (6 gr.) Diese lehrreiche und gemeinnützige Schrift des würdigen *Hufeland* schildert mit eben so viel Wahrheit als Wärme den grossen, und leider von Aerzten und Nichtärzten noch immer zu wenig gekannten, Nutzen der Bäder; der Vf. zeigt die Wichtigkeit des Organismus unserer Haut, welche wir wahrlich nicht bloss als einen natürlichen Mantel ansehen müssen, und wie viel das Baden dazu beytrage, die Thätigkeit desselben zu unterhalten; er macht darauf aufmerksam, dass der Naturtrieb schon die wilden Völker sich zu baden lehre, und der gottesdienstliche Gebrauch derselben im Alterthume die frühe Anerkennung ihres Werths beweise; dass der bey den alten Deutschen häufige Gebrauch derselben im Mittelalter abgekommen, dann mit sichtbarem Nutzen zur Vertilgung entstandener Hautkrankheiten wieder eingeführt und nun leider abermals abgekommen sey. Diess alles sagte der Vf. schon in der ersten Ausgabe dieser Abhandlung, welche im *Journal des Luxus und der Moden* 1790 erschien, und nachher in seinen *gemeinnützigen Schriften* wieder abgedruckt wurde; indessen hat er sie hier mit neuen Bemerkungen und Ideen vermehrt, und der Herausg., welcher den grossen diätetischen Nutzen des Bades an sich selbst erfahren zu haben versichert, hat eine Beschreibung und Abbildung eines Badezimmers, mit anstossender Küche zur Heizung des Wasserkessels, beygefügt, um zu zeigen, dass der Gebrauch dieses wohlthätigen Mittels nicht so schwierig sey, als manche sich vorstellen. In der Abhandlung selbst scheinen uns einige Stellen einer Verbesserung zu bedürfen. Dass man sich im Bade dem Einflusse einer schlimmen Atmosphäre entziehe, kann wohl schwerlich als ein Nutzen des Badens angesehen werden, da man doch auch in lauen Bädern nur kurze Zeit verweilt, und dabey weder den Kopf noch die Lungen den Wirkungen der Atmosphäre entziehen kann. Und den Druck einer dicken schwülen Luft kann man eben so wenig zu den schädlichen Wirkungen der Atmosphäre zählen, da in der sogenannten dicken Luft fast allemal das Barometer tiefer steht, *also eine* solche Luft weniger drückt, auch wir uns in einer *dichtern*, das Barometer höher hebenden Luft gerade am besten befinden. Es ist zu allgemein gesagt, dass die *Kälte* zusammenziehe *und* stärke; denn obwohl sie das erstere allemal thut: so bewirkt sie doch das letztere nur da, wo die Schwäche in Erschlaffung besteht, und kann, auf andere Weise, durch Entziehung der zur Unterhaltung des Lebens nöthigen Wärme sehr beträchtlich schwächen. Von Zurückhaltung scharfer Säfte und Zurückwerfung derselben auf die Nerven hätte der Vf. nicht mehr sprechen, oder seine Gründe für den Gebrauch dieser Ausdrücke anführen sollen. Es ist gewiss zweckmässig, dass der Vf. für unsere gegenwärtige Constitution die *lauwarmen* Bäder empfiehlt, und deren Temperatur auf 18° bis 23° Reaumur setzt; indessen sollten doch die Bäder unter 18° auch noch abgetheilt, und die von 10° bis 18° unter dem Namen der *kühlen* von den *kalten* unter 10° unterschieden werden, weil jene in manchen Fällen ihre sehr heilsame Anwendung finden, die letzteren hingegen fast jedem nicht vollkommen gesunden und überdem abgehärteten schädlich sind. Die von dem Herausg. beschriebene und abgebildete Einrichtung finden wir ungemein zweckmässig, da sie Bequemlichkeit mit Einfachheit vereinigt; indessen kann doch nur der, welchem mehrere Zimmer, als er für sich und seine Familie aufs nöthigste braucht, zu Gebote stehen, eine solche Einrichtung treffen, und für die minder begüterte Volksclasse möchten zur Wiedereinführung des Badens als diätetischen Mittels die alten öffentlichen Badstuben wieder einzurichten seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 29. Januar 1803.

ERDBESCHREIBUNG.

Danzig, b. Troschel: (Unter dem Druckort Germanien): *Kosmopolitische Wanderungen durch Preussen, Liefland, Kurland, Litthauen, Volhynien, Podolien, Gallizien (Galizien) und Schlesien* in den Jahren 1795 bis 1797 in Briefen an einen Freund. *Erstes* Bändchen. 1798. 499 S. *Zweytes* Bändchen. 1800. 612 S. *Drittes* Bändchen. 1801. 936 S. 8. (5 Rthlr. 12 gr.)

Diese drey ziemlich starken Bändchen enthalten erst die Hälfte der Reise des Vfs., nämlich seine Wanderungen von Berlin nach Danzig, Königsberg, Kowno, Grodno, Wilna, Mietau, Riga, Reval, Narwa, St. Petersburg und in die herumliegenden Gegenden. Der Vf. giebt sich für einen durch widrige Schicksale, unglückliche Liebe und seine verkannte Originalität zum Cosmopolitismus gedrungenen Gelehrten aus, der, um die Welt kennen zu lernen, Berlin verläfst und bald zu Fuss, bald zu Wagen, reiset. In dem *ersten* Bändchen will er nichts aus andern Büchern abschreiben, sondern nur das, was er gesehn und erfahren hat, erzählen; aber in den folgenden Bändchen besinnt er sich eines andern, und benutzt über Liefland, wie er sagt, seinen Freund *Merkel*, und über Rufsland, wie er vorgiebt, Beyträge von *Pallas* und *Georgi*. B. III. S. 698. Als Gelehrter wirft er sodann mit manchen lateinischen Kraftsprüchen um sich, und erzählt gelegentlich die Geschichten merkwürdiger Männer; Z. B. ad vocem Guedimin, (warum nicht Gedimin, oder ist dieser Name etwa aus dem Französischen genommen worden?) ad vocem Potemkin u. s. w. Demungeachtet hat der Vf. sein Buch nicht für blosse Gelehrte bestimmt und erklärt für Ungelehrte die Wörter Nobab, Moskauer Glocke u. a. m. oder vielleicht war auch der Freund, an den er schrieb, der bald als lieber Junge, bald als lieber Bruder mit dem vertraulichen Du angeredet wird, ein blosser Halbgelehrter; denn der Vf. erzählt ihm nicht blofs die Städte- und Landesgeschichten, sondern auch dahin einschlagende Nebengeschichten, weil er sich ihrer nicht gleich erinnern dürfte. B. 1. S. 195. So wenig auch Rec. die angebliche Gelehrsamkeit des Vfs. in Anspruch nehmen will: so mufs er doch bekennen, dafs die Geschichte wohl nicht sein Fach seyn mag; denn sie fällt oft so abentheuerlich aus, dafs sich Rec. nicht genug darüber verwundern konnte. Z. B. Przemyslaw I. von Polen und Wladislaus Lokietek sind mit einander verwechselt. I B. S. 75—76. Auch können Johann Casimir S. 195 der Friede zu Oliva mit dem schon ein paar Monate verstorbenen Karl Gustav als Proben dienen. S. 306 scheint sogar Friedrich Wilhelm I. König von Preussen mit Friedrich II. vermengt zu seyn. Diese fehlerhafte und weitläuftig gedehnte Geschichte, so wie eine Menge romanhafter Erzählungen von Begebenheiten, die der Vf. erlebt haben will, kleine Gedichtchen und lange Betrachtungen oder Declamationen ziehen das Werk, welches ohne diese Episoden kaum ein Alphabet betragen würde, sehr in die Länge. Viele von den Begebenheiten des Vfs. scheinen offenbar nur darum erfunden zu seyn, damit er darüber moralisiren, politisiren oder seine werthe Meynung dem Leser an das Herz legen könne. Als Cosmopolit will der Vf. unpartheyisch seyn, declamirt aber gegen Verfolgung, Pfafferey und dergleichen. So liefet er bey der Beschreibung von Danzig, der Geistlichkeit wegen des ehemaligen Mangels der Toleranz einen sehr derben Text. Trotz aller seiner Toleranz hat er aber Mühe in Ermeland bey einer elenden Predigt dem Unsinn schwatzendem Mönche nicht faule Aepfel in das Gesicht zu werfen, und der heil. Adalbert ist ihm S. 327 ein Halunke, der heil. Wladimir aber ein Barbar. Auch erblickt der Vf. überall Dummheit, Faulheit, Tücke und Aberglauben, und Gott weiss, welche Laster, wo er nur Katholicismus sieht. Gerade, als wenn es nicht eben so gut angebaute katholische Länder gäbe, als protestantische!! Aus diesem Gesichtspunkte glaubt er auch, dafs die katholischen Lithauer in Ostpreussen weniger wohlhabend sind, als die lutherischen Colonisten, übersieht aber, dafs die letztern weniger oder keine Frohnen haben, welches doch keine Folge der Religion ist. B. I. S. 315 u. 318. So wie der Vf. als abgesagter Feind des Katholicismus erscheint, so zeigt er sich auch als ein grofser Gegner der russischen Staatsverfassung, und ahndet in diesen Bändchen schon im Voraus nur Despotismus, Barbarey und Sklaverey unter derselben. Indessen, da der Vf. im 3ten Bändchen Rufsland näher kennen lernt, so söhnt er sich in manchen Stücken wohl aus, ohne jedoch seine obigen Behauptungen zurückzunehmen. Die guten Vorarbeiten zu der Beschreibung Rufslands machten die Charakteristik der Russen dem Vf. nicht schwer und Rec. fand sie besser, als er anfänglich vermuthet hatte. B. II. 281. Doch bemerkte Rec. darin und bey der Beschreibung von Petersburg einige Unrichtigkeiten. Auch von dem Fehler vieler Reisenden, die Gegenstände nach Maasgabe ihres Wohlbefindens darzustellen, fand Rec. den Vf. nicht frey. Offenbar war er bey der Beschreibung von Königsberg etwas misslaunig; der Kaufmannsstolz ist wohl überall ziemlich gleich.

gleich. Dafs der Vf. die Königsberger Schaufpieler fo detaillirt (zum Theil mit Animofität) fchildert, ift fehr zweckwidrig; den entfernten Lefer kann diefs nicht intereffiren. Am wenigften unter allem ift dem Vf. feine Reifebefchreibung von Litthauen gerathen. Rec. glaubt diefs an dem Vf. entfchuldigen zu müffen; denn er hatte keine Vorarbeiten wie bey Liefland und Rufsland, wohl aber die gemeinen Vorurtheile, denen fo mancher Unkundige fröhnt. Z. B. B. I. S. 121. erlaubt fich der Vf. zu fagen: er habe Polen gefehen, die nur die Geftalt eines Menfchen haben, deren übrige Empfindungen aber dem Thiere nahe kommen und B. III. S. 598 der Lithauer hat nur für den äufsern Prunk Sinn, was an ihm nicht zu fehen ift, ift fchmutzig wie fein Herz. Hat der Vf. wohl auf feinem haftigen Durchfluge Gelegenheit gehabt, die Herzen der Lithauer kennen zu lernen? Doch ein paar Beyfpiele find hinreichend zu zeigen, dafs der Vf. in Lithauen nicht viel felbft beobachtet, fondern gewöhnliche Sagen aufgerafft, und obendrein noch mit fonderbaren Zufätzen verbrämt hat. S. 598 heifst es: wenn ein Unterthan einen Hafen tödtet, fo verliert er fein Leben; wenn aber ein Edelmann feinen Unterthanen mit einem Schlage zu Boden fchlägt: fo bezahlt er 20 polnifche Gulden Strafe. *20 polnifche Gulden für das Leben des Menfchen.* S. 375. heifst es, dafs wenn ein Bauer Holz in die Stadt verkauft: fo ftehet Todesftrafe darauf. Nach dem Vf. haben alfo die Edelleute in Lithauen das *jus vitae et necis!!!* Von den Juden in Lithauen rühmt es der Vf. gar fehr, dafs fie Handwerke treiben, erwähnt aber nicht, wie nachtheilig diefs dem Bürger wird. S. 428 verfichert er, dafs wenn die Juden nicht die Wirthshäufer hätten, man vor Hunger fterben müfste. (Hätte er doch noch hinzugefetzt, weil die Lithauer nicht deutfch reden.) Was der Vf. von der Untreue der Weiber fagt, kann der Natur der Sache nach nicht ganz richtig feyn. Die Sitten des lithauifchen Adels find, wie die Sitten des polnifchen Adels, frey und ungezwungen, aber desswegen nicht verdorbner als anderswo. Was den Tanz anbetrifft: fo raffen die Bälle gewifs weniger Mädchen weg als in Deutfchland, weil man die gute Gewohnheit hat, die rafchen Tänze mit Polonoifen abwechfeln zu laffen. Doch es wäre zu weitläuftig, alle Unrichtigkeiten zu rügen; Rec. bemerkt nur noch zum Schluffe, dafs die Art und Weife, wie der Vf. von ruffifchen Officieren fpricht, die fonderbaren Scenen mit den Kafaken bey Wilkie und dem Major in Kowno u. a. dgl. fehr auffallen müffen. Z.B. Als charakteriftifch führt der Vf. an, dafs ein ruffifcher Officier fich die Nafe in eine Serviette gefchneutzt habe. Rec., der viele ruffifche Officiere zu beobachten Gelegenheit hatte, hat niemals fo etwas gefehen. Gefetzt, es reifete ein Ruffe und fände einen öfterreichifchen oder preufsifchen Veteran Tabak rauchend bey Tifche, und fchriebe diefs als charakteriftifch hin, was müfste man wohl von diefem vorfchnellen Urtheile des Ruffen denken? Die ruffifchen Officiere find gewifs nicht fo fchlimm als fie der Vf. befchreibt, felbft diejenigen nicht, die vom Gemeinen an avancirt find und nicht fchreiben können, deren Zahl doch klein ift. Den Vorwurf der Feigheit verdienen fie eben fo wenig. Aus allem obigen ergiebt fich die Befchaffenheit diefes Buches felbft. Der Statiftiker und Geograph wird es bedauern, dafs manche gute Nachrichten, die er brauchen könnte, in 5 Alphabete zerftückelt, und mit einer Menge ihm nicht intereffanter Romane durchwebt find. Aber der Lefer, der nur aus Langerweile liefet, dürfte hier feine Rechnung nicht ganz verfehlen; denn die eingefchalteten Romane und kleinen Gedichte gehören doch wenigftens zu dem eben fo gewöhnlichen als beliebten Mittelgute.

Leipzig, b. Gräff: *Bruchftücke einer Reife durch Frankreich,* im Frühling und Sommer 1799. *Von Ernft Moritz Arndt.* — *Erfter* Theil. 1802. 1 Alph. *Zweyter* Theil. 1 Alph. 5 B. *Dritter Theil.* 1 Alph. 8. (4 Rthlr.)

Diefes Werk, das zugleich als *vierter, fünfter* und *fechfter* Theil der *Reifen durch Deutfchland, Italien und Frankreich, in den Jahren* 1798 *und* 1799 von demfelben Verfaffer verkauft wird, verdient um fo mehr ausgezeichnet zu werden, da fich der talentvolle Vf. durch feine *erften*, auch fchon früher mit verdientem Lobe von uns angezeigten Bände (A. L. Z. 1802. No. 97) bereits aufs vortheilhaftefte bekannt *gemacht* hat. Auch hier werden die Lefer denfelben feinen Beobachtungsgeift, diefelbe frifche Lebensanficht, diefelbe liebenswürdige Individualität des Vfs. *wieder* finden.

Der *erfte* Theil hebt mit der Reife von *Genua* nach *Nizza* an, wohin der Vf, in bunter Gefellfchaft auf einer Felucke ging. Die Befchreibung diefer tragifch - komifchen Seefahrt ift äufserft anziehend, und mit einer Menge charakteriftifcher Anekdoten gewürzt. In *Nizza* felbft hielt fich der Vf. über fünf Wochen auf, und theilt uns daher eine Menge intereffanter Details über die Gegend, die Sitten, die Begebenheiten des Augenblickes in den damaligen kritifchen Zeitumftänden u. f. w. mit. Endlich fetzt er feine Reife in einer fehr jovialifchen Gefellfchaft, die er mit feiner gewöhnlichen Laune fchildert, nach *Marfeille* fort. Auch über diefe Stadt erhalten wir eine Menge eben fo anziehender als willkommner Bemerkungen, nur Schade, dafs der Vf. das fonft fo fröhliche und lebendige Marfeille in jenen traurigen Zeiten ganz verändert fand. Die nun folgende Reife von *Marfeille* nach *Lyon* ift reich an fchönen, lieblichen Landfchaftsgemälden und charakteriftifchen Anekdoten aller Art. Die Befchreibung von *Lyon* und deffen reizenden Gegend läfst ein angenehmes Bild zurück, wiewohl der Vf. nur noch zu viele Spuren aus den unglücklichen Jahren 1793 und 1794 fand. Von hier reift der Vf. endlich nach *Paris*, wo er am längften verweilt, fo dafs beynahe *zwey Drittheile* feines Werkes mit den originellen Bemerkungen über diefe jetzige Hauptftadt der politifchen Welt angefüllt find.

In der That, fast alles was nur die Aufmerksamkeit eines geübten Beobachters fesseln, fast alles was die Neugierde eines entfernten Lesers interessiren kann, hat der Vf. mit grosser Einsicht und Lebhaftigkeit aufgefasst. Die meiste Sorgfalt scheint er indessen auf die *Darstellung des täglichen Lebens und Webens*, der gesellschaftlichen Formen der nationellen Individualitäten, und des allgemeinen *Pariser Lebensgenusses* gewendet haben. In dieser Rücksicht glaubt Rec. nicht zuviel zu sagen, wenn er diesen Theil des vorliegenden Werkes für das beste und vollständigste erklärt, was in den letzten zehn Jahren darüber geschrieben worden ist; sollte auch hier und da die Zeichnung noch ein wenig incorrect, oder das Colorit etwas zu schreyend seyn. — Für Politiker sind überdem noch eine Reihe treffender Bemerkungen, und charakteristischer Anekdoten eingewebt. — Doch wir müssen abbrechen, so ungern wir uns auch von einem Manne trennen, der nach diesen Proben zu sehr schönen Hoffnungen zu berechtigen scheint.

Hamburg, b. Campe, Fauche u. Remnant: *Sketch of Hambourg, its commerce, customs et manners, with some account of the laws, respecting bills of exchange and bankrupts.* By an english resident here. 1801. X u. 130 S. 8.

Der Vf. dieses Werkes ist Hr. *Rede*, der durch feine biographischen Anekdoten und andere Schriften sich bekannt gemacht hat. Als ein denkender Kopf und aufmerksamer Beobachter, der sich lange in Hamburg aufhielt, (und so viel Rec. weiss, noch dort ist) war er allerdings im Stande, etwas Besseres über eine deutsche Stadt zu liefern, als wir gewöhnlich von Ausländern erhalten; auch ist es das beste Werkchen eines Nichtdeutschen, das Rec. dieser Art kennt. Aber der Vf. scheint nicht deutsch verstanden zu haben, als er es schrieb; auf alle Fälle hat er die Beschreibung des Hn. v. Hess und andere gute Werke über Hamburg nicht benutzt. Vermuthlich zog er seine Kenntnisse bloss aus mündlicher Unterredung und eigener Beobachtung, wobey er denn als ein Ausländer über Manches irre geführt wurde, auch durch Nationalgeist und frühere Begriffe über viele Dinge sich verleiten liess, sie schief zu beurtheilen. Diese Irrungen dem deutschen Publikum darzuthun, würde nicht der Mühe lohnen. Uebrigens ist das Bändchen angenehm geschrieben, und wird auch Deutschen, die die Stadt aus andern Werken besser kennen, einige Unterhaltung gewähren. Die Zahl der Gegenstände, über die er sich verbreitet, ist sehr gross, und das Ganze muss schon darum sehr oberflächlich seyn. Hier sind die vornehmsten Artikel — Verfassung, öffentliche Gebäude, Belustigungen, Handel, Geistlichkeit, Bank, Münze, Charakter der Einwohner, die Elbe, Emigranten, Borse, Mode, öffentliche Feste, Begräbnisse, Spiel, Aufwand, Bevölkerung, Hafen, Hospitäler, Juden, Rechtsgelehrte, Mägde, Zeitungen, Waisenhaus, Aerzte, Polizey, Schulen, Schiffahrt, Abgaben, Theater, Trinkgelder, Reichthum etc.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Wolf: *Gelegenheitspredigten, meistentheils im Jahre 1800 gehalten*, von M. *Samuel Gottlob Frisch*, Mittagsprediger an der Domkirche zu Freyberg. 1801. 274 S. gr. 8.

Der Vf. hat schon 1797 anonym eine Sammlung von *Predigten mit Hinsicht auf herrschende Fehler und Bedürfnisse des Zeitalters*, die A. L. Z. 1798. I. B. S. 519. mit gebührendem Lobe angezeigt sind, auch im 9ten B. des Tellerschen Magazins die hier N. 3. aufs neue abgedruckte Rathswahlpredigt herausgegeben. Diese zwölf Gelegenheitspredigten zeigen einen ausgezeichnet geschickten Religionslehrer und sind des Drucks vor vielen werth. In der ersten legt er mit einer feinen Wendung zum Gedächtniss des verstorbenen Superintendenten Richter die Einsetzungsworte des h. A. zum Grunde, als eine Belehrung, wie wichtig es sey, das Andenken edler, gemeinnütziger Menschen; und insbesondre treuer Lehrer zu bewahren; in der 2ten über 2 Thess. 2, 16. 17. warnet er seine Zuhörer durch das Beyspiel herrschender Zweifelsucht und des Leichtsinnes in Sitten, sich nicht verführen zu lassen. 3. Ueber Röm. 13, 4—6 Beförderung pflichtmässiger Gesinnung der Obrigkeiten und Unterthanen durch Betrachtung der Absichten der bürgerlichen Gesellschaft. 4. Ueber 2 Cor. 4, 8. Erinnerung bey ungünstiger Witterung an gewisse Lehren und Erfahrungen der Religion. 5. Ueber Sirach 37, 30—38, 2. Regeln eines weisen und christlichen Verhaltens, bey herrschenden Krankheiten und Seuchen. 6. Aerntepredigt über Jes. 9, 2. 7. Eine Ermunterung für den besorgten Bergmann, auf bessere Zeiten zu hoffen. 8. Aussicht auf ein künftiges Leben als eine Auffodrung zu einem edeln Tugendkampfe über 1 Tim. 6, 12. 9. Der Tod, ein Wohlthäter des Menschengeschlechts (zu einer Zeit häufigen Sterbens, aus fünf verständigen und religiösen Gründen gut dargestellt; doch hätte der erste Grund „dass ohne den Tod weniger Menschen zum Leben gelangen würden" und der zweyte „dass wir ohne ihn viele der süssesten Freuden des kindlichen und jugendlichen Alters entbehren würden" deutlicher auseinander gesetzt und einleuchtender dargestellt werden müssen. Es scheint, der Vf. nimmt an, dass wenn kein Mensch stürbe, die Fortpflanzung der Menschen aufhören, und nur die auf einmal auf Erden lebende Menschenzahl fortdauern würde; welches ganz unerweislich ist; vielmehr würde die Vermehrung unsterblicher, also gesunder Menschen um so viel grösser, und eben desshalb in wenigen Jahrhunderten kein hinlängliches Nahrungsmittel und kein Raum auf Erden mehr für sie seyn.) 10. Vom heilsamen Andenken an grosse Gefahren und Unfälle, die unsre Vorfahren überstanden haben, über Ps. 143, 5. am jährlichen Dankfeste für die Befreyung der Stadt Freyberg im 30jährigen Kriege nach harter Belagerung. 11. Dass die Bewunderung glänzender Handlungen unsre Achtung gegen stilles Verdienst nicht schwächen müsse, nach dem Tode eines um das gemeine Beste verdienten

ten nicht glänzenden Mannes) mit ungezwungener praktischer Herleitung aus dem Evangelium am 12ten Trinitatis. 12. Wie viel wir Ursachen haben, an den Angelegenheiten des Vaterlandes Theil zu nehmen (bey der Fürbitte für die 1799 zu Dresden versammelten Landstände) über Jes. 60, 1 f. Wenn Prediger in ihren Gemeinen so nach Zeit und Ort ihre jedesmaligen gemachten Erfahrungen, oder besorglichen und frohen Erwartungen zu ihren Vorträgen mit Weisheit und in religiösem Sinne benutzten, wie weit nützlicher würden ihre Vorträge seyn, als die gewöhnlichen dogmatischen und moralischen Gemeinörter, die die Zuhörer so kalt lassen? Des Vfs. Vorträge sind nach Materie, logischer Form, Deutlichkeit des Stils, Interesse und edlem christlichen Sinne unter die vorzüglichsten Predigten neuester Zeit zu rechnen.

Ronneburg u. Leipzig, b. Schumann: *Volkspredigten von Hannah Sowden.* Aus d. Englischen. 1802. 11 Bog. kl. 8. (12 gr.)

Die Verfasserin und der Uebersetzer wollen für die niedrigern Volksclassen sorgen. Der Verleger hat wenigstens in dem Preis auf die Armuth nicht besondere Rücksicht genommen. An Fasslichkeit fehlt es dem Inhalt und der Einkleidung nicht; nur dem Periodenbau hätte der Uebersetzer hier und da noch nachhelfen sollen, um übelklingende Verwickelungen zu vermeiden, wie S. 1.: „Soviel aber auch schon über die Lehre vom christlichen Glauben gesprochen worden ist, und so sehr ich alle streitigen Punkte zu vermeiden suche, so halte ich es doch etc." Weit schlimmer ist es, dass die Verfasserin ihre Vorträge nicht zu beleben und anziehend zu machen weiss. Man muss dem Volk nicht nur vordociren; man muss seine Aufmerksamkeit zu gewinnen und zu erhalten wissen. Die Verfasserin nennt ihre Aufsätze selbst Abhandlungen in Predigtform. Abhandlungen können am allerwenigsten den Geschmack des Volks reizen. Das wichtigste ist, dass niemand so sehr, als der Volkslehrer, sich hüten muss, unrichtige Begriffe einzumischen, wenn er gleich eben so wenig gegen sie auf der Kanzel polemisiren soll. Die erste Predigt will den Glauben und seine Nothwendigkeit erklären. Aber bald soll nun Glauben seyn Fürwahrhalten nach Wahrscheinlichkeit, bald wird Zutrauen dafür gesetzt. Die dritte Predigt will: du sollst den Namen deines Gottes nicht misbrauchen. Die Verfasserin spricht vom leichtsinnigen Berufen auf Gott etc. Wer kann von diesem Fehler mit ihr sagen: dass dadurch „das Wesen von unendlicher Herrlichkeit und Macht *verlästert* werde von Erdenwürmern? (S. 18.) Sogleich darauf ist von dem „erzürnten Gott" die Rede. Warum nicht von dem gerechten? Die übrigen Materien betreffen Feyer des Sonntags, Lügen, Neid, Pflicht der Vergebung, die Regel christlicher Gerechtigkeit (Matth. 7, 12. enthält vielmehr einen Satz christlicher Güte) Gleichgültigkeit in der Religion, Gottesfurcht überhaupt nach 1 Kor. 10, 31. Vortheile eines gottesfürchtigen Betragens (nach 1. Tim. 4, 8. ist vielmehr von einem Gott verehrenden Betragen zu reden), über Weisheit besser als Reichthum, ernstliche Frömmigkeit, Confirmationsbetrachtung, Vortheile, die aus der Gotteskenntniss entspringen, (wozu Hiob 22, 21. ein nicht passender Text ist) Ehrerbietung der Dienstboten gegen ihre Herrschaften, Treue und Gehorsam derselben, Ausschweifung oder Einfachheit im Aufwand, Fleiss, Vortheile des niedrigen Standes, Glückseligkeit ohne Reichthum, Grausamkeit besonders gegen das Vieh. Sollte das Büchelchen auch nicht selbst in die Hände der ärmeren Volksclassen kommen, so enthält es, ungeachtet unseres Tadels einzelner Fehler, doch überwiegend viel Gutes im Inhalt. Auch der schlichte Vortrag kann ein gutes Gegenmittel gegen die Kathedersprache werden, welche die künftigen Volkslehrer sich um ihres Zwecks willen nicht angewöhnen, oder so schnell als möglich, nach Verlassung der Akademie, ablegen sollten. Möge das Ganze also nach seinem bessern Theile von angehenden Predigern häufig benutzt werden, da wir an mustermässigen Arbeiten dieser Art auch in Deutschland eher Mangel als Ueberfluss haben.

Braunschweig: *Zwey Predigten bey der Secularfeyer am Neujahrstage* 1801 *gehalten, und nebst den für diese Feyer verordneten Kirchengebeten*, herausgegeben von *August Christian Bartels*, Abte zu Riddagshausen und *Georg Friedrich Dinglinger*, Generalsuperintendenten zu Wolfenbüttel. 1801. 92 S. gr. 8. (6 gr.)

Beide machen auf die vielen merkwürdigen Wohlthaten und Erfahrungen göttlicher Fürsorge von verschiedenen Seiten aufmerksam. Hr. B. macht S. 41. 42. eine treffende Beschreibung von der Umbildung des herrschenden Charakters der Deutschen von Rauheit zur Geschmeidigkeit, aber auch von Geradheit zur Weichlichkeit und Ueberspannung, mit nützlichen Warnungen und Belehrungen. Hr. D. rechnet unter andern zu den merkwürdigen Wohlthaten des Jahrhunderts auch die zum Schutz des nördlichen Deutschlandes vergrösserte und befestigte Macht des königlichen preussischen Hauses, den nach dem siebenjährigen Kriege vermehrten Kunstfleiss, und die Vorzüge seines Landes durch dessen jetzigen Regenten. Beide Predigten sind zweckmässig und erbaulich.

Num. 32.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 31. Januar 1803.

GESCHICHTE.

Breslau, b. Barth u. Hamberger: *Schlesiens allgemeine und besondere Geschichte. Erster Theil.* Oder das Lehrbuch derselben für den jungen Adel, Schulen und Liebhaber der Geschichte. *Erste Hälfte*, welche die ersten beiden elementarisch geordneten Lehrgänge enthält. 74 S. nebst 4 synchronistischen Tabellen. *Zweyte Hälfte*, welche den dritten Lehrgang und vorzüglich die Geschichte der einzelnen Fürstenthümer enthält. 167 S. Nebst einem Tagebuche (*hemerologio silesiaco emendatiori et utiliori*) und einigen Bemerkungen 26 S. zus. 13 Bog. kl. 8. (18 gr.)

Dieses an sich in vieler Rücksicht recht brauchbare Buch ist nach dem Plane des Vfs. in drey Cursus abgetheilt, dem noch ein vierter unter dem Titel: Materialienbuch der schlesischen Geschichte 1803 nachfolgen soll. Es ist nicht eine blosse historische Darstellung der Begebenheiten, sondern zu gleicher Zeit eine Anweisung, wie die schlesische Geschichte gelehrt werden soll, und zwar zunächst in Schlesien selbst, dann in den preussischen Staaten, und endlich auch anderwärts. Der Vf. hat daher den Begebenheiten Anmerkungen, bald für Lehrer, bald für Schüler beygefügt; für erstere giebt er Winke, was sie ihren Schülern sagen sollen; für letztere sind die Anmerkungen meistentheils moralischen oder religiösen, ja sogar oft ascetischen Inhalts; denn nach der Meynung des Vfs. muss die Geschichte besonders im Vaterlande religiös getrieben werden, und ihr Zweck ist Religiosität und Patriotismus. Der erste Cursus enthält die Grundlinien der schlesischen Geschichte, der zweyte ist schon etwas ausführlicher, der dritte geht in das speciellere Detail der einzelnen Fürstenthümer, und der vierte, das nachkommende Materialienbuch, soll dem Lehrer und dem Geübtern einen ganz vollständigen Unterricht geben. Rec. muss die helle Darstellung der Begebenheiten, die treffenden Winke des Vfs., einen meist sehr lebhaften, nicht unangenehmen Ton der Erzählung loben; kann aber nicht ungerügt lassen: dafs der Vf. durch seine zu grosse Lebhaftigkeit oft sich zu mancherley Fehlern hinreissen lässt, die er hätte vermeiden können. So stellt er noch gar nicht so ganz ausgemachte Dinge als völlig gewiss auf, giebt manchmal sehr unglaubwürdige Sagen für klare historische Gewissheit hin, und begeht andere Fehler, die ihm um so unverzeihlicher sind, je mehr er sonst sehr gute und richtige Kenntniss der Geschichte zeiget. Als z. B. Conrad I. von Glogau der Lahme (Loripes, das polnische Laskonogi, heisst das wohl der Lahme?) soll durch ein Testament seine Länder Boleslaw dem Langen vermacht haben, I. Hälfte 43. 49. II. Hälfte 49. u. s. w. Ja S. 49. wird sogar gesagt: sein Sohn sey ertrunken, und daher habe er bey seinem kinderlosen Tode seine Länder dem Bruder vermacht. Casimir I. von Polen der Mönch ist nur Herzog S. 47. Mieska und Boleslaw Chrobry sind Wojewoden, Oberwojewoden, II. 4. 5. Polen und Polianen sind unbedingt eines. Breslau ist von einem böhmischen Fürsten erbaut S. 40. Boleslaus der Kühne hat den heiligen Stanislaus am Altar *erstochen*. Dombrowka die Gute u. dgl. m. Rec. hält es für Pflicht, den Vf. darauf aufmerksam zu machen, um diese und ähnliche Fehler im Materialienbuche zu vermeiden und zu verbessern. Auch wünschte Rec., dafs alsdann der Vf. überhaupt über die ungewissen Zeiten der schlesischen Geschichte weniger apodictisch spräche; denn der Schüler kann nicht zeitig genug daran gewöhnt werden, in der Geschichte nicht ganz volle Gewissheit zu fodern; weil alsdann die Geschichte eine Art Glaubenslehre wird, die der Wahrheit immer hinderlich ist. So löblich übrigens die Absicht des Vfs. ist, fromme Gesinnung und edeln Patriotismus durch die Geschichte zu verbreiten: so ist dieses doch nur Nebenzweck oder Benutzung derselben, kann aber keineswegs ihr Hauptzweck seyn, vielmehr bleibt dieser die Sache selbst, die Kenntniss der Geschichte, die als solche an und für sich selbst wichtig und anziehend ist. Daher kann auch Rec. im ganzen genommen nicht wünschen, dass alle Lehrer die Methode des Vfs. annehmen, in einem so beschränkten teleologischen Vortrage die Geschichte zu dociren, so gut sie der Vf. selbst bey seinem überall sehr rühmlichen Enthusiasmus vortragen mag; so wie sich Rec. überhaupt nicht überzeugen kann: dafs es eine einzig und allein richtige Methode objectiv gebe; sondern vielmehr glaubt, dafs die beste Methode subjectiv nach dem individuellen Verhältniss des Lehrers und Schülers seyn dürfte. Dem ungeachtet muss man es dem Vf. Dank wissen, dafs er seine ihm eigene Methode recht gut auseinandersetzte; denn wenn auch der Lehrer z. B. aus Mangel einer lebhaften Einbildungskraft (es braucht deswegen kein schlechter Lehrer zu seyn) oder aus religiöser Bescheidenheit und Abneigung gegen allen declamatorischen Prunk, aus Unkunde der protestantischen Bibelsprache oder aus einer andern ihm gar nicht zur Last zu legenden Ursache, sich zur Methode des Vfs. nicht bequemen kann, ohne seinem persönlich guten Vortrage Schaden zu thun: so kann er doch nichts desto weniger recht viel gutes daraus lernen. Was

das *Hemerologium* anbetrifft, so scheint die Wahl desselben allerdings recht beyfallswerth zu seyn, und Rec. glaubt, dass es den Zusatz des Vfs. *emendatius et utilius* wohl verdienen könne, aber um so mehr wünscht er manchen kleinen Fleck desselben weg, z. B. Febr. 7. die Wenceslawa und Adelheid. Der Vf. weiss es gewiss, dass nicht Adelheid, sondern Salomea von Berg die zweyte Gemahlin Boleslaws III. gewesen ist. Zum Schlusse vertheidigt sich der Vf. gegen den möglichen falschen Verdacht des Indifferentismus, und fügt das feyerliche Bekenntniss der einzig wahren reinen moralischen Religion bey.

Breslau, b. Schall: *Geschichte Schlesiens* von *J. G. Sternagel.* 1802. 246 S. 8. m. 1. K. (16 gr.)

Nach dem Plane des Vfs. ist diese Geschichte Schlesiens eigentlich ein Lesebuch zum Hausbedarf aller Stände. Klose, Pachaly und Klöber sind besonders benutzt und zum Theil ausgezogen worden. Der leichte Stil, der rasche Gang der Erzählung, und ein nicht übler Ton zeichnen das Buch vortheilhaft aus. Aber in der Auswahl, welchem seiner Vorgänger der Vf. folgen sollte, hätte Rec. etwas mehr Ueberlegung gewünscht. Der Vf. hätte dadurch manche Unrichtigkeit vermeiden können, die er besonders oft Klöbern und über die alte Verfassung Schlesiens Klosen so gerade hin nachschreibt. Auch ist Rec. damit nicht zufrieden, dass die Worbsischen und andere Berichtigungen der schlesischen Geschichte nicht benutzt worden sind. Zum Belege seiner Behauptung führt Rec. einige der kleinen Gedächtnissfehler des Vfs. an. S. 1. Schlesien soll erst 1163 den beständigen Namen Schlesien erhalten haben. S. 12. sind nach Klosen die alten Häuser in Breslau vor 1200 von Leim. (Sie waren gewiss von Schrotholz, wie das der Fall in ganz Polen und Russland war). S. 47. findet man die Dubravische Erzählung der Tatarnschlacht mit den Schreib- und Druckfehlern Pachaly's. S. 63. ist es noch Conrad II., der wegen Breslau mit Heinrich V. collidirt (ganz gegen Worbsens richtigere Meynung). S. 94. ist aus dem Bischof von Cujavien oder Wladislaw d. i. Wlazlawek oder Wroclawek ein Bischof Wladislaw gemacht worden. S. 225. sind die drey Gnadenkirchen als nicht im westphälischen Frieden bewilligt, sondern erst später nachgegeben angeführt. Am allerwenigsten hätte der Vf. des sonst so verdienstvollen Klose sonderbare ganz unhistorische Meynungen von dem deutschen und polnischen Rechte so unbedingt befolgen sollen. Ein häfslicher Druckfehler ist der 1536 entsetzte Karl V. S. 184.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Matzdorf: *Moralische Anekdoten*, von *S. C. Wagener.* 1803. 300 S. 8.

Hr. Prediger *W.* hat sich seit einigen Jahren durch verschiedene Sammlungen um die Belehrung und Unterhaltung des weniger gebildeten Publicums verdient zu machen gesucht. Auch vorliegende, vorzüglich der Jugend bestimmte, Schrift hat diesen löblichen Zweck. Sie besteht in einer bald nach dem Namen oder dem Stande der darin auftretenden Personen, bald nach dem Schauplatze der erzählten Vorfälle u. s. w. alphabetisch zusammengereihten Sammlung von 16[illegible] Anekdoten grösstentheils aus den neuern und neuesten Zeiten, die alle die Förderung der Moralität beabsichtigen. Sehr zweckmäsig hat der Vf. bey der oben angegebenen Bestimmung seines Buches, sein Augenmerk am häufigsten auf Menschen niederer Classen gerichtet; und dadurch eine Menge von Beweisen geliefert, dass es auch hier Gelegenheit giebt, sich gross zu zeigen, und dass nicht Geburt und Stand, sondern das Herz adelt.

Heilbronn am Neckar, u. Rotenburg ob d. Tauber, in d. Class. Buchh.: *Lehrbuch sämmtlicher Cameral- und Rechtswissenschaften, welche dem Wirtembergischen Schreiber unentbehrlich sind.* Mit beständiger Hinweisung auf die Wirtembergischen Gesetze von *Joh. Georg Bäuerlen. Ersten Bandes, erster Theil.* 1802. 420 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Es ist in neuern Zeiten über die Veredlung des Wirtembergischen Schreiberstandes vieles geschrieben worden. Man hat eingesehen, dass das, was der *Staat* für seine Bildung thut, mit den Foderungen, die derselbe an ihn macht, in keinem Verhältnisse stehe. Während der Wirtembergische sogenannte Schreiber beynahe allen Cameralämtern des Landes *vorsteht, alle* öffentlichen Rechnungen stellt und prüft, bey den meisten Gerichten die Feder führt, oft allein den Gang der Processe leitet, die meisten Auffätze über Gegenstände der willkürlichen Gerichtsbarkeit verfertigt, und das Organ der Wünsche und Beschwerden einzelner Gemeinheiten und ganzer Aemter ist, bringt er seine Lehrjahre in einer Schreibstube grösstentheils mit Abschreiben zu, und erhält da nebenher von seinem Principalen einen gewöhnlich sehr dürftigen Unterricht im Cameral-Rechnungswesen, und wenn derselbe nicht etwa bloss verrechnender Beamter ist, auch eine mehr oder weniger zweckmäsige Anleitung zur Führung der Gerichtsprotocolle, zum Steuerumlegungs-Geschäfte, zur Behandlung der Erbtheilungen, und zur Verfertigung von Vermögensverzeichnissen, und von Aufsätzen über Kaufcontracte und letzte Willensverordnungen. Meistens begnügt man sich, ihm für diese Geschäfte Formularien, und häufig sehr schlechte und mit unnützen Clauseln überladene, in die Hände zu geben, ohne ihn mit der Theorie gehörig bekannt zu machen. Den weitern nothdürftigen Unterricht schöpft also der Schreiber aus Büchern, deren es aber für sein Bedürfniss noch wenig zweckmäsige giebt. Wenigstens ist noch keines vorhanden, das von den Rechts- und Cameralwissenschaften gerade so viel, als der Schreiber in seinen verschiedenen Lagen zu kennen nöthig hat, enthielte, und dazu dienen könnte, den mündlichen Unterricht zu unterstützen, und dem Privatfleisse eine zweckmäsige Richtung zu geben. Diese Lücke will

nun der Vf. der vorliegenden Schrift ausfüllen. Sein Werk soll jedoch kein Lehrbuch werden, aus dem sich der Wirtembergische Schreiber, oder, wie ihn der Vf., wiewohl eben so wenig passend und seiner ursprünglichen Bestimmung noch weniger angemessen nennen möchte, der Wirtembergische Cameralist selbst und ohne Hülfe eines Commentars unterrichten könnte. Es soll blofs diejenigen Materien, welche dem Schreiber in seiner Praxis vorkommen, in ihrer ganzen Ausdehnung, das übrige hingegen blofs in einem allgemeinen Umrifs darstellen. Wir wollen mit dem Vf. darüber nicht rechten, wie es ihm einfallen konnte, den Inbegriff der dem Wirtembergischen Schreiber zu seinem verschiedenartigen Beruf nöthigen Kenntnisse zum Rang einer eigenen Wissenschaft zu erheben. Der Schreiber muss sich allerdings in einigen Theilen der Rechtswissenschaft, der Cameralistik und der Polizeywissenschaft vorzüglich umsehen. Aber deswegen bildet doch ein Aggregat, das aus einzelnen Theilen so ganz verschiedener Wissenschaften besteht, kein für sich bestehendes Ganze unter dem Namen einer Schreibereywissenschaft. Der gegenwärtige Theil beschäftigt sich zuerst mit den Vor- und Hülfskenntnissen der sogenannten Schreibereywissenschaft. Zu jenen rechnet der Vf. die Kunst, recht, schön und schnell zu schreiben, die Kenntnifs der deutschen und lateinischen Sprache, die Arithmetik und die Logik. Warum nicht auch die Elemente der Mefskunst? Als Hülfskenntnisse zeichnet der Vf. besonders aus Geographie, Statistik und Geschichte Wirtembergs. Der Physik und einiger andern Hülfswissenschaften erwähnt er nur beyläufig. Der Naturgeschichte hätte um so mehr auch erwähnt werden sollen, da der Vf. die Technologie und Landwirthschaft unter den Hauptkenntnissen des Schreibers aufführt. Statt nun in Absicht auf beide Arten von Kenntnissen blofs auf die besten Schriften in jedem Fache zu verweisen, versucht es der Vf., eine kurzgefafste Darstellung jeder derselben zu geben. Diese ist aber so wenig dazu gemacht, dem Leser richtige, deutliche und zusammenhängende Begriffe zu verschaffen, dafs wir die armen Schreiber bedauern, die aus dieser ungeschickten Compilation ihre einzige Belehrung schöpfen, oder dieselbe auch nur als Leitfaden brauchen wollen. Wenn übrigens nur der Vf. überall eine zweckmäfsige Literatur angeführt hätte, so wüfste der Schreiber doch, wo er bessern Unterricht erhalten könnte. Aber er hat beynahe durchaus eine sehr unglückliche Auswahl getroffen, häufig gerade die besten Schriften übergangen, und andere wenig brauchbare, auch nicht selten alte Ausgaben statt neuer angeführt, z. B. Stokhausens historische Anfangsgründe der Mathematik, Kriegers praktische Logik, von Schmids empirischer Psychologie die Ausgabe von 1791 u. s. w. Seine philosophischen Kenntnisse soll der Schreiber vorzüglich schöpfen aus Feders Logik und Metaphysik, mit Tittels Erläuterungen und der Erklärung eines Ungenannten, die zu Wien 1794 in drey Bänden erschienen ist. Für die Geographie glaubte der Vf. neben Fabri's Handbuch der neuesten Geographie auch Pfennings Anleitung, und einige andere ältere Schriften, und aufserdem zur alten und mittlern Geographie den Strabo und die Schriften von d'Anville, Junker und Köler anführen zu müssen. Bey der Geographie und Statistik Wirtembergs vermissen wir die Röslerschen Beyträge, und bey der Geschichte Wirtembergs das Sattler'sche Werk. Die zweyte Abtheilung ist den Hauptkenntnissen der sogenannten Schreiberey-Wissenschaft gewidmet, unter denen der Vf. den staatswissenschaftlichen die erste Stelle einräumt. Er rechnet dazu aufser der Polizey- und Finanzwissenschaft etwas uneigentlich die Haushaltungskunst, die Landwirthschaft und die Technologie, die wir überhaupt lieber den Hülfswissenschaften beygezählt haben würden. Was übrigens der Vf. unter diesen Titeln anführt, hätte gröfstentheils unter die Rubriken der Landwirthschafts- und Gewerbe-Polizey, die von dem Vf. an ihrer eigentlichen Stelle beynahe ganz übergangen sind, aufgenommen werden sollen. Und einem zu engen Begriffe von Polizey kann man es nicht zuschreiben, wenn der Vf., der doch die Polizey nach der Verschiedenheit der Gegenstände unter 16 Rubriken bringt, jenen beiden Zweigen derselben keine eigenen Abschnitte gewidmet hat. Denn nach S. 363. enthält die Polizey nicht blofs diejenigen Grundsätze, durch welche Rechtsverletzungen verhütet werden sollen, sondern überhaupt alle, durch deren Ausübung die Glückseligkeit eines Staats im Innern begründet, befördert und erhalten wird. Uebrigens besteht der ganze Abschnitt von der Polizeywissenschaft in einem Auszuge aus Rollers Versuch eines Grundrisses des Wirtembergischen Polizeyrechts, der aber die Lectüre dieses Buchs keineswegs entbehrlich macht. Auch die Rubriken sind daraus entlehnt, nur dafs Roller weit zweckmäfsiger der Rural-Polizey und der Handels-Verkehrs- und Handwerkspolizey besondere Abschnitte gewidmet, und in diese ein paar der hier besonders ausgehobenen Rubriken aufgenommen hat. Das Kapitel von der Finanzwissenschaft, das diesen Theil schliefst, ist am dürftigsten ausgefallen. Sie wird auf 8 Seiten abgefertigt, und auf diesen 8 Seiten hätte obendrein mehr zweckmäfsiges gesagt, und manches entbehrliche weggelassen werden können. Der Vf., der auch die positive Beförderung des Nationalwohlstands von dem Endzweck des Staats nicht ausschliefst, hätte doch die Regeln im allgemeinen angeben sollen, deren Befolgung dazu dienen kann, den Nationalreichthum zu erhalten und zu vermehren, und den öffentlichen Bedürfnissen des Staats ein hinlängliches Einkommen zu gewähren. Er hätte den Begriff der öffentlichen Bedürfnisse genauer bestimmen, die verschiedenen Quellen der Staatseinkünfte, Domänen, nutzbare Regalien und Auflagen, und die mancherley Arten der letztern nicht blofs aufzählen, sondern auch in rechtlicher und politischer Hinsicht im allgemeinen und in Beziehung auf Wirtemberg würdigen, wenigstens den Hauptgrundsatz für alle Auflagen: dafs jeder in gleichem Verhältnisse zu seinem reinen Einkommen, das er unter dem Schutze des Staats geniefst, zu den öffentlichen Bedürfnissen bey-

beyträge, anführen, und auf die gangbaren Abgaben anwenden, auch Regeln für die Erhebung der Auflagen namhaft machen, und am Ende, statt bloss der Lehrbücher von Sonnenfels und Jung zu gedenken, den Leser besonders auf die classischen Werke eines Smith und Büsch aufmerksam machen sollen. Einiges hierher gehörige kann übrigens der Vf. im zweyten Bande, der das Cameral-Rechnungswesen, und die praktischen Schreiberey-Wissenschaften umfassen soll, noch nachholen. Wir wünschen nur, dass der Vf. auf die Bearbeitung der übrigen Theile mehr Fleiss verwenden, und von den vielen Vorarbeiten, die sich ihm dabey zur Benutzung darbieten, einen verständigern Gebrauch machen möge.

Breslau, b. Barth u. Hamberger: *Der Breslauische Erzähler*, eine Wochenschrift mit Kpf. 1 Jahrgang. 1800. 2ter. 1801. 3ter. 1802. gr. 8. jeder Jahrgang 52 Bogen stark mit 52 Kupfern. (2 Rthl. 16 gr.)

Wenn es irgend eine Provinzialschrift verdient, in Deutschland bekannter zu seyn: so ist es diese, die nicht, wie der zufällig gewählte Titel anzuzeigen scheint, eine specielle Stadt-Chronik oder blosse Oertlichkeiten von Breslau und Schlesien enthält, sondern sich über das ganze Reich des Nützlichen und Schönen verbreitet. Sie wird seit dem 13ten Stücke des ersten Jahrgangs von dem Prof. *Fülleborn* redigirt, dessen Laune und Darstellung schon allein für ihre Güte bürgt. Ausser einer Menge interessanter, Schlesien betreffender, aber für allgemeine Sitten und Länderkunde wichtiger historischer und topographischer Nachrichten, in gefälligem Gewande, enthält dieses Journal eine Menge kleiner Aufsätze und Gedichte mancherley Inhalts, so dass jede Art Leser einen reichhaltigen Stoff zur angenehmen und abwechselnden Unterhaltung darin finden kann. Dem Freunde der Geschichte werden manche Aufklärungen derselben in Betreff Schlesiens sehr willkommen seyn. Der Statistiker und Liebhaber der Länderkunde wird bey den von Endler recht gut gearbeiteten Landschaften, Gebirgsparthien, nationellen Trachten und Gebräuchen gewiss seine Rechnung nicht verfehlen, und die kurzen aber belehrenden Nachrichten, die jedes Kupfer begleiten, werden ihm mit der Zeit dieses Buch, was Schlesien anbetrifft, unentbehrlich machen. Aber auch aus andern Gegenden der Geschichte wird der Leser manches Belehrende und Unterhaltende finden. So wird hier der Freund der Dichtkunst auf die Quelle von Göthes Herrmann und Dorothee (aus der Geschichte der Salzburger Emigranten) geleitet; er kann sich an der Edulia, (einem poetischen Katalog aller schlesischen Nationalgerichte und Getränke,) an den Balladen, schlesischen Volksliedern, Romanzen und andern Gedichten bey Gelegenheit gewisser Fest- und Ehrentage, so wie auch an den Mährchen von Rübenzahl ergötzen; trifft dann und wann auf eine Charade, eine launige Uebersetzung, wie z. B. von Vidas Schachis, Vespas Process des Kochs und des Bäckers, von dem Liedchen *ex juventus per eventus* u. a. dgl. Auch die Satyre ist darin geschäftig, doch ohne bitter und derb zu werden. Wer ja hier oder dort noch zu meistern fände, oder bisweilen etwas stärkere Farben wünschte, lese die Erklärung am Ende des 2ten Jahrganges, eine lebendige Schilderung der Lage, worin sich *ein* Redacteur solcher Zeitschriften befindet. Uebrigens bleibt es sehr auffallend, dass dieses schon 3 Jahre in Schlesien allgemein gelesene und geschätzte Journal in Deutschland wenig bekannt worden ist. Aber es scheint überhaupt, dass man in Schlesien *die Kunst*, seine guten Geistesproducte ausserhalb seiner Gränzen bekannter zu machen, nicht versteht; denn *dieses so* gute und selbst durch seine ungewöhnliche Wohlfeilheit sich empfehlende Buch ist bis jetzt nirgends *weiter* angezeigt worden, und die Verleger haben nicht einmal den gewöhnlichen Weg der Bekanntmachung in den politischen Zeitungen und gelehrten Anzeigeblättern eingeschlagen.

* * *

Erfurt, b. Keyser: *Deutliche und kurze Rechenkunst für Kinder und den gemeinen Mann mit einer leichten welschen Praktik;* von *Adam Friedr. Ernst Jacobi.* 3te noch mehr verbesserte Auflage. 1802. VIII u. 133 S. 8. (6 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1790. Nr. 63.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Breslau*, mit Schriften der Universität: *Historisch-statistisches Handbuch von Schlesien*, zum Gebrauch der niedern Classen der königl. katholischen Gymnasien. 81 S. kl. 8. (4 gr.) Dieses kleine Compendium zerfällt in zwey Abschnitte, der erste (34 S.) ist ein recht brauchbarer Auszug aus Pachaly's Geschichte von Schlesien, der zweyte ist eine kurze Statistik von Preussisch Schlesien, die allen Beyfall verdient. Ungeachtet dem Titel nach dieses Büchelchen für die katholischen Gymnasien bestimmt ist; so ist doch der Ton desselben ganz so eingerichtet, dass man es auch bey andern Glaubensgenossen brauchen kann.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 1. Februar 1803.

SCHÖNE KÜNSTE.

Mühlhausen im oberrheinischen Departement, b. Risler u. Comp.: *Französische Kunst - Annalen, eine periodische Schrift.* Herausgegeben von *Landon*, pensionirten Maler, Mitglied des Lyceums der Künste etc. in Paris. 1802. 8. 12 Stücke, welche zusammen den ersten Band ausmachen und 73 Kupfertafeln mit Umrissen, nebst 301 S. Text enthalten. (4 Rthlr. 12 gr.)

Um den rechten Gesichtspunkt zu fassen, aus welchem ein Werk, wie dieses ist, beurtheilt werden muss, darf die Kritik nicht die höchsten Foderungen machen, oder das Vortrefflichste zu ihrem Maasstabe nehmen. Denn wenn von einer Schule die Rede ist, wenn die Kunstproducte der Künstler einer ganzen Nation vorgelegt werden: so versteht sichs von selbst, dass nicht alle Stücke von gleichem Werth seyn können. Aber eine Sammlung, wie die vorliegende, verschafft den Urtheilsfähigen Blicke über das Ganze, über den herrschenden Kunstgeschmack und Geist, welche ihnen die Bekanntschaft mit bloss einzelnen Werken nie gewähren kann, und so verdienen die Unternehmer und Herausgeber der französischen Kunst-Annalen allerdings unsern Dank, den wir mit dem Wunsch begleiten, dass es ihnen zur Fortsetzung dieses Werks an gehöriger Unterstützung von Seiten des Publicums nicht fehlen möge.

Ein Jahrgang besteht, wie schon aus dem Titel ersichtlich ist, aus 12 Stücken; 2 Stücke gehören zu einem Heft, die Hefte enthalten, wie es sich am besten fügte, neben den Arbeiten jetztlebender französischer Künstler aus allen Fächern, auch ältere Gemälde der grösten Meister und antike Kunstwerke aus dem Nationalmuseum, alles in saubern Umrissen.

Ueber die Gemälde von alten Meistern, so wie über die Antiken als Werke, dessen Verdienste längst anerkannt sind, haben wir nichts zu sagen, auch enthalten wir uns der Specialurtheile von den übrigen Stücken aus den oben angeführten Gründen, weil sich dergleichen auf blose Umrisse hin nicht sicher fällen lassen. Was aber das Ganze anlangt, in sofern sich daraus die Eigenschaften und der Werth der gegenwärtigen französischen Kunstschule erkennen lassen: so zeigt sich durchgängig ein ernstliches Bemühen nach Mannigfaltigkeit in den Darstellungen. Man muss ferner gestehen, dass beynahe alle Gewänder in gutem Geschmack geworfen sind; das Costume, die Regeln der Anordnung, Vertheilung der Figuren in Gruppen, Contrast in den Theilen etc. werden selten verletzt; und in der Zeichnung herrscht ein kräftiger heroischer Stil. Dieses sind die löblichen Eigenschaften aller Werke der neuern französischen Schule, die wir aus diesen Annalen haben kennen lernen, diess der eigenthümliche Charakter ihres Kunstgeschmacks, der sich aber freylich auch entgegengesetzt auf mehr als eine Weise fehlerhaft äussert. Ein Blick auf das Ganze kann nämlich ebenfalls zeigen, wie in der Wahl der Gegenstände meistens ein moralischer oder gar politischer Zweck beabsichtigt, und die Kunst ausser der Kunst gesucht worden. Daher die dunkeln werthlosen Allegorien; daher die Scenen aus der römischen Geschichte, die gar nicht zur Darstellung für die bildende Kunst geeignet sind, wo aber unter besondern Umständen und Stimmungen die Beschauer hinein legen, was der Künstler nicht, oder doch nur unvollkommen ausdrücken konnte; wie hätte sonst der Marcus Sextus von Guerin die Rührung hervorbringen können, welche er wirklich hervorgebracht hat, da doch das eigentlich Rührende der Situation ausser den Gränzen der bildenden Kunst liegt? Unsers Bedünkens haben diejenigen Künstler noch immer besser gethan, welche auf das Gefällige hauptsächlich Rücksicht genommen, wiewohl sie dabey ins Unbedeutende, ja man möchte fast sagen, zuweilen gar ins Antipoëtische verfallen sind, wie z. B. Girodet in seinem Endymion, dem nicht Diana Küsse giebt, sondern ein Strahl des Mondes das Gesicht umspielt. Ferner bemerkt man auch in den Werken der besten französischen Meister gegenwärtiger Zeit, Uebertriebenheit der Geberden. Ihre Figuren bewegen sich immer wie Flügelmänner, zu heftig und auffallend für die ihnen beygelegte Handlung; es ist nicht, als ob sie etwas für sich und unbeachtet thäten, sondern vor einer Menge von Zuschauern agiren müssten. Endlich ist nicht selten überflüssiger Pomp mit allerley Nebenwerken gemacht, welche die Ruhe des Ganzen stören, und auch wohl der, von dem Gegenstand gefoderten Einfalt entgegen sind, oder gar die Darstellung undeutlich machen, wie in David's Belisarius geschehen. Denn wer wird es dem Künstler dort glauben, dass sein schön gerüsteter Held arm und elend sey, und in den prächtigen Helm ein Almosen empfahe?

So ist uns bey unpartheyisch ernster Prüfung die neuere französische Kunstschule im Guten sowohl als im Fehlerhaften erschienen; viel ernstliche Mühe und Studium und Fleiss verwenden ihre Künstler, und haben es im Technischen allerdings weit gebracht. Aber mag nun ihre Denkweise, Erziehung, Sitten oder was da will, Schuld seyn, das was wir Gemüth und Zartgefühl nennen, das Edelste und Trefflichste im Kunst-

Kunstwerk, das, wodurch alle Theile desselben übereinstimmend zur Wirkung des Ganzen beytragen, und dieses Ganze so wie jeder Theil ergreifend, bestimmend unser Innerstes anspricht; das, halten wir dafür, sey keinem gegeben. Ob die nun in Paris versammelten Kunstschätze aller Zeiten und Schulen diesem Mangel abzuhelfen im Stande sind, oder ob im Gegentheil der Schaden unheilbar ist, muss die Zeit lehren. Wir unsers Orts wünschen, dass uns die Annalen bald von dem Bessern überzeugen mögen.

Es kommen in jedem Heft auch Entwürfe zu Werken der Architectur vor. Hier ist durchgehends in den einzelnen Theilen Geschmack, Zierlichkeit, ja selbst Nachahmung der besten antiken Muster unverkennbar, aber auch durchgehends ist mehr oder weniger der Zusammenhang, die Uebereinstimmung aller Theile zum Ganzen verfehlt. Recht merkwürdig in dieser Hinsicht misrathen ist der Entwurf einer Triumphsäule vom Architekten Poyet, welche auf dem Platz vor dem Pont-neuf zu Paris errichtet werden sollte. Die Theile, woraus das Werk zusammengesetzt ist, scheinen gleichsam in beständiger Feindseligkeit gegen einander zu liegen: denn die sehr grosse, ägyptisch-schwerfällige Base trägt eine verhältnissmässig kleine und schwache dorische Colonade, die von der mächtigen aus ihrer Mitte hervorragenden Hauptsäule wie erdrückt wird, und diese grosse Säule trägt endlich — einen kleinen Dreyfuss, um bey öffentlichen Festen ein Leuchtfeuer anbrennen zu können. Ein Ornament von Schilden und Kränzen läuft spiralförmig den Schaft der grossen Säule hinauf, und ist von der ermüdendsten Einförmigkeit.

Im Text wurde, wie es scheint, das Urtheil des Vfs. fast immer durch Rücksichten bedinget, und so ist davon ausser der Erklärung der Kupfertafeln nur weniges brauchbar.

Wien, gedr. b. Pichler: *Michael's Denis* literarischer Nachlass. Herausgegeben von *Joseph Friedrich* Freyherrn *von Retzer*. *Erste* Abtheilung. 1801. XII. u. 176 S. *Zweyte* Abtheilung. 1802. 206 S. gr. 4. (4 Rthlr. 16 gr.)

Von seiner frühen Jugend an verehrte der Herausg. in dem verewigten *Denis* seinen Lehrer und Freund, der auch eins seiner Gedichte, *die Bilder der Weisen*, an ihn richtete, und ihm darin das rühmlichste Zeugniss ertheilte. Diess bewog den Besitzer des literarischen Nachlasses des Verstorbenen, Hn. P. *Wittmann*, ihm alle von *D.* selbst zum Drucke bestimmten Handschriften zur öffentlichen Bekanntmachung in die Hände zu geben; und der Herausg. fühlte sich dazu um so mehr verpflichtet, weil er schon im J. 1784 eine *Nachlese* zu den von dem Dichter selbst gesammelten Schriften veranstaltet hatte, welche dieser in einer besondern Zuschrift ihm widmete.

Aus der Schilderung, welche er in der Vorrede von dem Charakter des berühmten und würdigen Mannes macht, verdienen auch hier einige Hauptzüge ausgehoben zu werden. Grundzug dieses Charakters war strenge Religiosität, ohne Heucheley, verbunden mit der äussersten Anhänglichkeit an den Jesuiterorden, ohne sich zu Nebenabsichten misbrauchen zu lassen. Seine sanfte bescheidne Seele und Herzensgüte war eines *Fenelon* würdig. Mit ihr vereinte er die wärmste Vaterlandsliebe, die sorgfältigste Amtstreue in seinem Lehramte, und die festeste Anhänglichkeit an seine Freunde. *Denis* besass wirkliche Tugenden, und nicht bloss liebenswürdige oder glänzende Eigenschaften. Folgen seiner Lagen und Erziehung waren allerdings auch einige, aber geringe und verzeihliche Schwachheiten. — Der Herausg. hielt es für billig, von einem um Sprache, Literatur und Dichtkunst so entschieden verdienstvollen Manne keine Zeile verloren gehen zu lassen, die nur einigen Aufschluss zu seinem Charakter als Schriftsteller und Mensch geben konnte, und nahm daher, nebst seinen bisher noch ungedruckten Aufsätzen, auch seine einzelnen schon gedruckten, aber bisher noch ungesammelten Flugblätter in diese Nachlese auf; nur mit Ausschluss einiger wenigen prosaischen Andachtsübungen und gereimten Kirchenlieder.

Den Anfang dieser ersten Abtheilung machen die von *D.* selbst aufgesetzten *Commentarii de Vita Sua*, die auf *fünf* Bücher angelegt waren, von denen aber leider nur *zwey*, die bis auf das Jahr 1759 gehen, von ihm vollendet sind. Einige angehängte kurze biographische Anmerkungen in deutscher Sprache enthalten Materialien zur Fortsetzung. Man hat indes von der Meisterhand des Hn. Hofr. *Johann v. Müller* in Wien eine vollständige Lebensbeschreibung *von D.* zu erwarten, die er dem von dem Verstorbenen noch als Handschrift hinterlassenen letzten Bande der *Codd. Mss. Theolog. Biblioth. Palat. Vindob.* beyfügen wird. Erst als siebenzigjähriger Greis machte *D.* mit jener lateinischen Selbstbiographie den Anfang; und gleich die Einleitung ist durch ihren sanften und anmassungslosen Ton sehr anziehend, und weckt das Interesse, welches die Erzählung selbst in mehr als Einer Hinsicht für den Leser dieses Aufsatzes haben muss. Sein Vorsatz war, im ersten Buche die Geschichte seiner Jugendjahre, in dem zweyten seine Lebensumstände von dem Eintritt in den Jesuiterorden bis zu seiner Anstellung beym Theresianum in Wien, im dritten seine Amtsführung bey diesem Collegium bis zur Aufhebung der Jesuiten, im vierten bis zur Aufhebung des Theresianum, und endlich im fünften sein Leben während der letzten Jahre zu erzählen, da er als Bibliothekar bey der kaiserl. Hofbibliothek angestellt war. In den beiden vollendeten Büchern ist also nur die frühere Epoche seines Lebens enthalten, und es werden darin, zum Theil sehr umständlich, sowohl die ganze Erziehungsweise, die ihm zu Theil wurde, als seine nachherige eigne Ausbildung, und seine ersten Beschäftigungen als Lehrer in den verschiednen Classen des Jesuiter-Collegii beschrieben. Ohne Interesse liest man diese Erzählung nicht, ob sie gleich manche Umstände und manche dadurch veranlasste Aeusserungen enthält, die theils bloss persönliche

Be-

Beziehung haben, theils nur aus dem Gesichtspunkte betrachtet, woraus sie D. nach seiner Erziehung und den ihm früh eingeflösten Grundsätzen ansehen musste, zu seiner wissenschaftlichen Bildung für zweckmäsig und zuträglich gehalten werden können. — Die *Chronologia Bibliothecae Augustae* ist eine tabellarische Angabe der regierenden Kaiser, der während ihrer Regierung angesetzten Bibliothekare, und des Zuwachses der kaiserlichen Bibliothek, vom Anfange des sechszehnten bis gegen den Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts. — Es folgt eine ganz summarische Nachricht von den Lebensumständen des sel. D. und ein Verzeichniss seiner Schriften; und dann sein letzter, ernstlicher mit eigner Hand geschriebener Wille, worin er unter andern sich die einfache Grabschrift verordnet; *Hic Tumulum Optavi Michael Denis Extinctae S. I. Sacerdos a Consil. et Bibliotheca Augg. Natus Schardingae A. MDCCXXIX. Obii Viennae A. MDCC.* Auch stiftet er sich durch ein an die Pfarrkirche zu Hüttelsdorf, wo er begraben seyn wollte, vermachtes Capital von 1200 Fl. auf ewig eine an seinem Geburtstage für ihn zu haltende Seelenmesse, und setzte ausserdem 50 Fl. für 100 zur Ruhe seiner Seele zu lesende heilige Messen aus. — Das hier wieder abgedruckte *Suffragium pro Johanne de Spira primo Venetiarum Typographo* ist schon bald nach seiner ersten Erscheinung in unsrer A. L. Z. v. J. 1794. Nr. 386. mit verdientem Lobe angezeigt worden. — Unter der Aufschrift: *das Orakel der Deutschen*, dichtet D., dass ein Jüngling das Orakel Deutschlands über den Werth seiner Uebersetzung des Ossians befragt, und darüber durch mehrere Stimmen von allen Seiten her Antworten erhält. Diess sind die unten nachgewiesenen Aussprüche mehrerer deutscher Zeitschriften über diese Arbeit, die mit einander so arg im Widerspruche stehn, dass der Jüngling, äusserst aufgebracht darüber, mit seinem Stabe an die gleissenden Wände des Orakeltempels schlägt, dass sie allenthalben barsten; den siehe! sie waren von Papier. — — Die metrische Uebersetzung von *Juvenal's* Satire vom wahren Adel kam schon 1796 einzeln, in Quart ansehnlich gedruckt, zu Wien heraus. (S. A. L. Z. v. 1796. Nr. 128.). — Sodann folgen einige lateinische und deutsche Gedichte aus ihres Vfs. letzter Lebensperiode, die zugleich zu Beweisen seiner Theilnahme an jedem für Oesterreich erfreulichen Ereignisse und an seiner Zeitgeschichte überhaupt dienen. — Den Schluss dieser ersten Abtheilung macht eine *kurze Erzählung der Streitigkeiten über die alten Urkunden, von einem Freunde der Wahrheit.* Unter dieser Aufschrift, aber ohne Namen des Vfs. erschien diese kleine Schrift einzeln schon zu Frankfurt und Leipzig 1783. Ihr Zweck war vornehmlich die Ablehnung des Vorwurfs, dass die Jesuiten Feinde des ganzen Diplomenwesens wären, und der Beweis, dass Streitigkeiten über Urkunden ein höheres Alter haben, als insgemein bekannt ist; dass diese Streitigkeiten nothwendig, nützlich, eine Folge und ein Beweis der fortschreitenden Aufklärung waren; dass sie eigentlich keiner Menschengesellschaft angehören, sondern dass in jeder Gesellschaft für oder wider Urkunden sey gestritten worden; dass diese Streitigkeiten nicht immer mit gehöriger Mäsigung geführt sind, und vermuthlich nie ein Ende nehmen werden.

Eine zahlreiche Menge von lateinischen und deutschen *Auf- und Inschriften* macht den Anfang der *zweyten Abtheilung*. Ihre Gegenstände sind mannigfaltig, gröstentheils panegyrisches Lob der Verdienste und Thaten fürstlicher u. a. hoher Personen, vornehmlich des kaiserlichen Hofes. Viele sind bey öffentlichen Feyerlichkeiten, andre als Grabschriften, andre unter Bildnissen, noch andre als Lehrsprüche in Gärten u. s. f. verfertigt: Für den Ruhm ihres wackern Verfassers wäre indess besser gesorgt, wenn dieses ganze Inschriftenheer bey der Musterung seines literarischen Nachlasses wäre abgedankt, oder wenigstens auf einen ganz kleinen Depot reducirt worden. Denn es finden sich wirklich äusserst wenige darunter, die seines Geistes würdig sind; der mittelmäsigen und durchaus schlechten giebt es hingegen die Menge, besonders unter den deutschen. Z. B. folgende für einen Park:

1. Diesen Hain bewohnet nur
   Freundschaft, Biedersinn, Natur.
2. Schlanke, sanft bewegte Tannen,
   Helft die Sorgen mir verbannen.
3. Soll Natur denn immer lachen,
   Niemal ernste Mienen machen?
4. Grüne, schattenreiche Buchen,
   Lasset mich hier Ruhe suchen!
5. Unter euch, belaubte Linden,
   Kann ich frohe Kühlung finden.

Und nicht viel besser sind die fünf übrigen; schlechter aber noch die Aufschriften in einen Garten, S. 13. — Wenige unter den lateinischen haben den rechten Lapidarstil; und bey folgender auf das allgemeine Krankenhaus zu Wien:

Imp. Caes. Josephus II. P. F. Aug. P. P.
HUMANITATI
MORBIS ADFLICTAE AC INORI.

zweifelt der Rec. ob die Bedeutung des Worts *humanitas* für einen Theil des menschlichen Geschlechts, oder selbst für das ganze Menschengeschlecht genommen, ächtrömisch sey. Widersinn scheint sie auf jeden Fall zu haben. S. 39. findet man sogar die nämliche, aus zwey Versen bestehende Inschrift in fünf verschiednen Sprachen verfasst.

Bedeutender sind die *lyrischen, elegischen und epigrammatischen Gedichte*, obgleich zum Theil nur fragmentarisch, und überhaupt von sehr ungleichem Werthe. Ihrer sind nicht weniger als 122; die meisten jedoch ganz kleine Stücke, lateinisch, deutsch, und ein paar italiänisch. Höchst matt sind manche unter den seynsollenden Sinngedichten; eins der besten ist folgendes, durch die Stelle in *Ramler's* Ode auf König

zig Friedrich veranlasst, „dass dieser seinen Weg hin„durch auf zehntausend zertretenen Schädeln gegan„gen sey:"

Frage. Schön! Doch wo trug sein Weg den Edeln,
O lieber Dichter, endlich hin?

Antw. Ach Gott! zu den zertretnen Schädeln,
Wo du wirst seyn, und ich schon bin.

Das letzte Stück dieser poetischen Nachlese, ist eine Ode, *die Aeonenhalle*, der Schwanengesang des Dichters, in den letzten Stunden des achtzehnten Jahrhunderts verfertigt. — Eine Sammlung an *Denis* geschriebener *Briefe* beschliesst diesen Nachlass. Sie sind grösstentheils von berühmten Männern, z. B. *Klopstock*, *Bodmer*, *Gessner*, *Gleim*, *Ramler* u. s. f. und gewähren eine ganz angenehme flüchtige Lectüre; wenige darunter aber haben ein so bedeutendes Interesse, dass sie des Abdrucks würdig waren. Vornehmlich gilt das von den mitgegebenen Empfehlungsbriefen, deren es hier doch nicht wenige giebt.

Breslau, b. Barth u. Hamberger: *Rhetorik. Ein Leitfaden beym Unterricht in obern Classen*, von *G. G. Fülleborn*, Prof. am Elisabetanum in Breslau. 1802. 159 S. 8. (14 gr.)

Ein Handbuch, welches, nach des Vfs. eigner Erklärung, bloss ein Abdruck der sonst von ihm in seinen Lehrstunden dictirten Paragraphen ist, und theils den Schülern Zeit und Mühe sparen, theils ihnen zur leichtern Uebersicht des Ganzen dienen soll. Es war ihm darum zu thun, ihnen nicht bloss allgemeine Ansichten, sondern bestimmte Anleitungen zu geben; und es ist wirklich ein empfehlender Vorzug dieses Handbuchs, dass es fast durchgängig auf Uebung und Fertigkeit unmittelbare Beziehung hat. Zu diesem Zwecke fand der Vf. die aus einzelnen Erfahrungen abgezogenen Regeln und Schemate, wie sie in den ältern Rhetorikern vorkommen, sehr dienlich, und machte sich daher kein Bedenken, der Kunststücke und Nothhelfer derselben häufig zu erwähnen, wenn auch seine Methode dadurch in den Augen mancher Geschmacksrichter, die immer nur Philosophie des Stils verlangen, ein etwas altfränkisches Ansehen erhalten sollte. Den Anfang macht er mit der Kunst zu denken, in Hinsicht auf die Erfindung und Anordnung des Stoffs; und handelt sodann von der Kunst zu schreiben, sowohl in Bezug auf das Mechanische derselben, als auf die allgemeinen und besondern Gattungen des Stils. In dem ersten der drey Anhänge ist die Rede von den Hülfsmitteln einer guten Schreibart; und die beiden übrigen enthalten eine aus unsern besten Prosaisten gezogene Chrestomathie, und nicht weniger als dreyhundert Themate zu prosaischen Ausarbeitungen. Schullehrer werden von diesem Handbuche einen desto zweckmässigern und nützlichern Gebrauch machen können, je mehr man darin überall einen in den behandelten Gegenständen geübten und erfahrnen Mann erkennt, und weil die Regeln immer nur kurz vorgetragen, und überall mit beygefügten oder wenigstens nachgewiesenen Beyspielen verbunden sind. Und sollten sie nicht alle Theile und einzelne Erörterungen dieses Unterrichts gleich nothwendig und zweckdienlich finden: so wird doch eine Auswahl bey der guten Anordnung nicht schwer, und wenigstens die *historische* Kenntniss der ältern rhetorischen Formen und Zergliederungen ihnen und *ihren* Schülern nicht undienlich seyn. Manches führt der Vf. selbst nur historisch an, ohne weitre Würdigung des Werths. Die gegebnen Definitionen sind meistens richtig und treffend genug; einigen wäre mehr Bestimmtheit zu wünschen, z. B. der S. 71. vom Lächerlichen und Komischen, es sey alles das, *was den Witz* so stark beschäftigt, dass die Empfindung des *Lachens* dabey entsteht. Auch die zahlreichen Eintheilungen sind nicht immer scharf genug.

* * *

Leipzig, b. Meissner: *Bianka.* Ein tragisches Gemälde in fünf Aufzügen. Seitenstück zur Emilia Galotti. Nebst einer kurzen kritischen Beleuchtung dieses Lessingschen Meisterstücks. 2te Ausgabe. 1802. mit Kupfern. 57. und 310 S. 8. (1 Rthlr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Halle*, b. Ruff: *Predigten beym Wechsel des 18ten und 19ten Jahrhunderts gehalten, und als neuer Anhang zu den Predigten über die Kräfte der menschlichen Seele*, herausgegeben von *C. F. Senf*, Consistorialrath u. Pastor an der Morizkirche zu Halle. 1801. 36 S. 8. (3 gr.) Die erste, drey Tage vor dem Jahreswechsel über Ps. 78, 1—7. gehaltene hat das Verdienst, dass sie ganz local auf die preussischen Lande und die Stadt Halle berechnet ist, und die zweyte über Jac. 5, 7. 8. dass sie eine ruhige Belehrung über die rechte Anwendung alles gegenwärtigen und zukünftigen Guten für sich und ihre Nachkommen in der schon bekannten mehr überzeugenden als rührenden Methode des Vfs. enthält.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 2. Februar 1803.

LITERATURGESCHICHTE.

London, b. Cadell u. Davies: *The Life of Poggio Bracciolini.* By the Rev. *William Shepherd.* 1802. 487 S. gr. 4. (8 Rthlr. 12 gr.)

Durch den Beyfall, welchen *Roscoe's*, auch ins Deutsche übersetztes, Leben des Lorenzo de' Medici erhielt, fühlten sich mehrere englische Geschichtschreiber ermuntert, auf die denkwürdigen Vorfälle und Personen aus der Periode der Wiederherstellung wissenschaftlicher Cultur ihre Aufmerksamkeit zu richten, und sie zu Gegenständen ihrer historischen Bearbeitung zu wählen. Auch dem gegenwärtigen Werke gab jenes seine Entstehung. Der Vf. fand darin der Verdienste rühmlich gedacht, welche der unter dem Namen *Poggius Florentinus* bekannte *Bracciolini* um die Literatur hatte; und eine flüchtige Durchsicht der Basler Ausgabe seiner Werke bestätigte ihn in der Voraussetzung, dass die Geschichte dieses Mannes einen reichen Vorrath von Nachrichten und Beyträgen zur grössern Aufklärung jener in der Literaturgeschichte so merkwürdigen Epoche enthalten müsse. Anfänglich war er bloss Willens, die von *Lenfant* zu Amsterdam 1720 in zwey Duodezbänden herausgegebenen *Poggiana* zu übersetzen, fand sie aber so übel geordnet und unrichtig, dass er diesen Vorsatz bald wieder aufgab, besonders da er sah, dass *Recanati* in seinen *Osservazioni Critiche* über diese Compilation (Ven. 1721. 8.) dem *Lenfant* nicht weniger als 129 Hauptirrthümer gezeigt hatte. *Recanati* selbst hatte dem von ihm 1715 zuerst bekannt gemachten lateinischen Originale der florentinischen Geschichte des *Poggio* dessen Lebensbeschreibung vorangesetzt; aber auch diese fand unser Vf. bey aller ihrer historischen Genauigkeit zu kurz und unbefriedigend, um davon eine blosse Uebersetzung zu liefern. Er entschloss sich also, selbst eine umständlichere Geschichte des Lebens und der Schriften dieses um die Wiederherstellung der Literatur so verdienten Mannes zu schreiben; und da er aus dessen Briefwechsel die vielen Verbindungen kennen lernte, worin er mit den grösten Gelehrten seines Zeitalters stand, so machte er sichs zur Pflicht, auch von diesen einige Nachrichten zu ertheilen, und wegen der Theilnahme des *Poggio* an den damaligen politischen Veränderungen und Unruhen Italiens, diejenigen Schriften zu Rathe zu ziehen, welche zur Erläuterung der gelehrten, bürgerlichen und kirchlichen Geschichte dieser Periode dienen konnten. Diese und die Schriften *P's.* selbst, wurden also seine Quellen; und aus den letztern nahm er manche Auszüge in seine Erzählung auf. Rec. bemerkt hier nur, dass manche von *Fabricius*, *Saxe* u. a. nachgewiesene Hülfsmittel noch mehrere Data zur charakteristischen Würdigung des von dem Vf. gewählten Gegenstandes hätten liefern können. Unser Vf. beginnt mit kurzen Nachrichten von seiner Geburt und Erziehung, und kommt dann sogleich auf die, vermuthlich in seinem 22sten Jahre erfolgte Veränderung seines Aufenthalts. Er gieng nämlich von Florenz nach Rom, wo ihn Bonifaz IX. als *Scrittore* bey der päpstlichen Kanzley in seine Dienste nahm. Hier folgt dann sogleich eine Schilderung der damaligen politischen und kirchlichen Unruhen und Spaltungen Italiens, und der bekannten Streitigkeiten um den päpstlichen Stuhl. Bey diesen und den nachherigen Misshelligkeiten des römischen Hofes scheint *Poggio* immer eine weise Mäsigung beobachtet zu haben. — Zu Anfange des zweyten Kapitels erzählt der Vf. die Hauptumstände der Kirchenversammlung zu Costnitz, wohin P. den Papst begleitete. Um diese Zeit starb der thätige Verbreiter griechischer Literatur, *Manuel Chrysoloras*, dessen Lebensumstände hier kurz erzählt werden; *Poggio* hielt ihm eine Leichenrede, und setzte ihm eine lateinische Grabschrift. Nach der Absetzung Johann's XXII. zerstreute sich die päpstliche Hofhaltung; *Poggio* aber blieb zu Costnitz, und wandte seine Nebenstunden auf das Studium der hebräischen Sprache, worin er es jedoch nicht weit brachte. Merkwürdig und charakteristisch ist der Brief, den er von Baden aus, wo er das Bad besuchte, an *Niccolo Niccoli* schrieb, S. 67—76. In einem andern, hier gleichfalls der Länge nach übersetzten, Briefe giebt er seinem vertrauten Freunde *Leonardo Aretino* eine interessante Nachricht von dem letzten Verhör und der Hinrichtung des bekannten *Hieronymus von Prag*. Man sieht daraus, dass *Poggio* billig und menschlich genug dachte, und gegen die damaligen Missbräuche und Verderbnisse des geistlichen Standes nichts weniger als gleichgültig war. — Das günstige Urtheil des *Poggio* über die Schrift *De Re Uxoria* von *Francesco Barbaro* veranlasst (Kap. 3.) eine ziemlich umständliche Nachricht von diesem Gelehrten. Hierauf kommt der Vf. auf eins der grösten und bekanntesten gelehrten Verdienste des *Poggio*, auf die Reise, die er zur Aufsuchung alter Handschriften der Classiker, mit sehr glücklichem Erfolg, unternahm. Bey den davon gegebenen Nachrichten hat der Vf. vornehmlich die Vorrede des *Mehus* zu *Ambrosii Traversarii Epp. et. Orat. Flor.* 1759. fol. benutzt, die auch wohl das Vollständigste hierüber enthält. Von *Traversari* selbst und dem Cardinal *Zabarella* werden hier gelegentlich Nachrich-

richten eingeſchaltet, weil jener gleiche literariſche Bemühungen mit *Poggio* anwandte, und dieſer ſich für ſein Beſtes würde verwendet haben, wenn er länger gelebt hätte. Mit dem neuen Papſte Martin V. gieng er nach Mantua, ohne jedoch in ſeinem Dienſt angeſtellt zu ſeyn; dann nach England, auf Einladung des Biſchofs Beaufort von Wincheſter, wo aber damals noch tiefe Unwiſſenheit herrſchte. Hiervon werden die in *Henry's* Geſchichte von England angeführten Urſachen S. 125. ff. geprüft; auch werden in Italien gemachte neue Entdeckungen von Claſſikern und die Miſshelligkeiten zwiſchen Niccoli und Leonardo Aretino nebenher faſt zu umſtändlich erzählt. Die ganze Belohnung, welche *Poggio* von jenem reichen und mächtigen Kardinal-Biſchofe mit Mühe erhielt, war eine Pfründe von 120 Pfund jährlichen Ertrages. Er gieng indeſs bald darauf als päpſtlicher Sekretär nach Italien zurück. Schade, daſs in ſeinen Briefen nur wenig vorkommt, woraus man ſeine in England gemachten Erfahrungen und Beobachtungen abnehmen könnte. — Im folgenden 4ten Kap. ſchildert der Vf. den unglücklichen Zuſtand Italiens, während *P's.* Aufenthalt in England, wodurch der Papſt *Martin V.* genöthigt ward, ſeine Zuflucht nach Florenz zu nehmen, auf deren Geſchichte hier ein ziemlich verweilender Rückblick geworfen wird. Nicht lange nachher kehrte der Papſt nach Rom zurück, wo nun auch P. das Amt eines päpſtlichen Sekretärs verwaltete, und ſeinen freundſchaftlichen Briefwechſel wieder anknüpfte. Die oben erwähnten Streitigkeiten zwiſchen Leonardo Aretino und Niccoli wurden beygelegt. Hier wieder eine Digreſſion über die Kirchenverſammlungen zu Pavia und Siena, über die Feindſeligkeiten Alfonſo's von Arragonien wider den Papſt, und die unglücklich ausfallenden Unternehmungen des letztern wider die Reformatoren in Böhmen. *Poggio* beſchäftigte ſich indeſs mit gelehrten Arbeiten, vornehmlich mit dem Dialog über die Habſucht, deſſen Inhalt ausgezogen wird. Er that darin ſatiriſche Ausfälle wider die ſogenannten *Fratres Obſervantiae*, einen Zweig des Franziskanerordens, wodurch er ſich manche Verdrieſslichkeiten zuzog. Sowohl in dieſem Dialog, als in mehrern Briefen, und beſonders in einem andern Geſpräche über die Heucheley, welches er in ſpätern Jahren ſchrieb, eifert er ſehr wider die Miſsbräuche und Tücke der damaligen Geiſtlichkeit, beſonders der Mönchsorden. Eine S. 182. angeführte Stelle dieſer Art ſcheint eher im achtzehnten als im funfzehnten Jahrhunderte geſchrieben zu ſeyn, mehr im Geiſte eines franzöſiſchen Oekonomiſten, als eines apoſtoliſchen Sekretärs. — Der Anfang des 5ten Kap. erzählt die Vorfälle unter dem Papſte *Eugenius IV.* Den unglücklichen Erfolg der päpſtlichen Truppen in Deutſchland ſah *Poggio* vorher, und ſchrieb darüber (S. 195.) einen merkwürdigen Brief an den Cardinal *Juliano*, worin er unter andern das Glück der Deutſchen ihrer Liebe zum Trunke zuſchreibt. Der ſcherzhafte Ton dieſes Briefes miſsfiel dem Cardinal, den jedoch *Poggio* in einem zweyten Briefe zu bedeuten ſucht, worin er auch ſein eigenes moraliſches Verhalten mehr witzig und ſcheinbar, als befriedigend, rechtferti[gt]. Dem neu erwählten Cardinal *Angelotto* ertheilte er in einem andern Briefe heilſame Lehren, und den *Ju[l]ian* ſuchte er von der Theilnehmung an der Baſ[ler] Kirchenverſammlung abzurathen, welche wider de[n] Papſt ſehr ſtrenge Maaſsregeln nahm. Hiervon ei[ne] weitläuftige Erzählung, die in der Folge zu den neu[en] Unruhen im Kirchenſtaat, dem Aufruhr in Rom, u[nd] der Flucht des Papſtes nach Florenz, übergeht. *Poggio* wurde bey dieſer Gelegenheit gefangen genommen, durch ein Löſegeld wieder befreyt, und nahm gleichfalls ſeinen Weg nach Florenz. — Die Beſchreibu[ng] der damaligen florentiniſchen Partheyen, das Benehmen des *Coſmo* von Medicis an der Spitze der Volkspartey, und deſſen Verbannung, füllen einen groſsen Theil des *ſechſten* Kapitels, nebſt einem langen Troſtbriefe, den *Poggio* bey dieſer Gelegenheit an den verbannten *Coſmo* ſchrieb. Der Eifer, womit er ſich ſeiner annahm, verwickelte ihn in einen ſehr *heftigen* Streit mit dem erklärten Feinde des mediceiſchen Hauſes und deſſen Anhänger, dem berühmten *Franceſco Filelfo*, den der Vf. umſtändlich charakteriſirt. Die Stellen, welche in ſeinen hundert Satiren wider den *Poggio* gerichtet ſind, findet man in der Note zu S. 264. nachgewieſen. Nach der Zurückberufung der Medicis rächte ſich *Poggio* in einer Invective, worin er faſt den ganzen Vorrath der lateiniſchen Sprache an Schimpfwörtern erſchöpfte. Dieſs veranlaſste eine äuſserſt bittere und heftige Satire des *Filelfo*, die man S. 268. eingerückt findet, und die ſich der Vf. in gereimte engliſche Verſe zu überſetzen nicht verdrieſsen lieſs. Sie blieb nicht unbeantwortet; aber im Ganzen behielt doch der Gegner des *Poggio* in dieſem äuſserſt unanſtändigen Gezänke die Oberhand, und hatte gegen eine ſchwerfällige Proſe die poetiſchen Waffen beſſer zu wählen gewuſst, die allemal einen ſtärkern und längern Eindruck machen. — Im *ſiebenten* Kapitel kommt der Vf. auf die politiſche Lage Roms zurück, wo der Papſt Eugenius endlich wieder zur Ruhe gelangte, und ſich eines Theils des neapolitaniſchen Gebiets bemächtigte. Die Kirchenverſammlung zu Baſel ſetzte indeſs ihre Reformen der Kirche fort. *Poggio* fand es bey allen noch herrſchenden Ungewiſsheiten rathſam, ſich im toſkaniſchen Gebiete zu verweilen, und kaufte ein Landgut in der ſchönen Gegend von *Valdarno*, wobey man ihm freywillig und ehrenvoll die Freyheit von allen Abgaben ertheilte. Hier legte er eine kleine Sammlung von Statuen an, und befriedigte dadurch ſeine ſchon immer gehegte Kunſtliebe, die er auch durch ſorgfältige Forſchung nach ihren Denkmälern und Trümmern bewieſen hatte. Was hierüber S. 290—296. geſagt wird, verdient die Aufmerkſamkeit des Kunſtgeſchichtforſchers. Dann folgt die Geſchichte ſeiner Verheyrathung, ein darüber von ihm an einen gelehrten Geiſtlichen geſchriebener Rechtfertigungsbrief, und ein zweyter an den Cardinal von St. Angelo, worin er das Glück ſeines ehelichen Lebens rühmt. Sein literariſcher Ruhm verbreitete ſich immer mehr, und auf vielfältiges Verlangen machte er eine Sammlung ſeiner Briefe, wovon eine

eine Handschrift in der Riccardischen Bibliothek zu Florenz befindlich ist. Den Schluss dieses Abschnitts macht eine biographische Charakteristik des *Niccolo Niccoli*, dieses vieljährigen Freundes des *Poggio*, der ihm eine Leichenrede hielt. — Was im *achten* Kap. ausser den allgemeinern Gegenständen der Zeitgeschichte den *Poggio* besonders betrifft, ist sein Benehmen gegen *Antonio Beccatelli*, dem er in zwey Briefen sein Missfallen über die Aergerlichkeiten in der Sammlung von Epigrammen bezeugte, welche er unter dem Titel *Hermaphroditus* ins Publicum gebracht hatte, und die auf Befehl des Conciliums zu Ferrara öffentlich verbrannt wurde. Ausserdem von seinem Briefwechsel mit dem Herzoge von Mayland; von der Erneuerung der Streitigkeiten mit *Filelfo;* seinem Dialog über den Adel, und seiner Lobschrift auf *Lorenzo von Medicis*, durch dessen Tod *Poggio* eines sehr wohlthätigen Unterstützers und wahren Freundes beraubt wurde. — Noch mehr fremdartigen Stoff enthält das *neunte* Kapitel, worin der Vf. blos von verschiedenen Briefen und Lobreden des *Poggio* Gelegenheit nimmt, weitläuftig von verschiedenen denkwürdigen Männern zu reden, an welche jene gerichtet, oder die von diesen die Gegenstände waren, von *Lionello*, Marchese von Ferrara, von *Nic. Albergato, Tommaso da Sarzana*, *Leonardo Aretino*, und dem Cardinal *Guiliano*. — So betrifft auch das *zehnte* Kapitel zum grösern Theil solche Umstände, die mehr zur allgemeinern Geschichte, als zur eigentlichen Biographie des *Poggio* gehören, der hier hauptsächlich in seinem Verhältnisse mit dem Papste *Nicolaus V.* erscheint. Die letzte Hälfte enthält indess eine Recension verschiedener Schriften von ihm, unter andern auch seiner Uebersetzungen der Xenophontischen Cyropädie und des Diodorus Siculus. Von allen seinen schriftstellerischen Arbeiten ist der Dialog *de Varietate Fortunae* die interessanteste; obgleich unser Vf. sich dabey nur kurz, und desto länger bey dem schon erwähnten Gespräche über die Heucheley, und bey den *Invectiven* verweilt. Am bekanntesten sind seine *Facetiae*, von denen S. 440—447. gute literarische Notizen gesammelt sind; unter andern findet man S. 444. in der Note eine dem Vf. von Hn. *Greswell* mitgetheilte Angabe derjenigen Erzählungen, welche auch in den von *le Grand* gesammelten *Fabliaux* vorkommen. Das Verzeichniss der Ausgaben ist indess nicht vollständig. S. 448. ff. findet man Nachrichten und Auszüge von seiner *Historia Disceptativa Convivalis*, und in der Folge die Uebersetzung eines Briefes von ihm über den Werth des Rechtsstudiums. — Endlich erzählt das *elfte* Kapitel die letzten Begebenheiten und Veränderungen seines Lebens, besonders seine Anstellung als Kanzler zu Florenz und als einer von den Aufsehern über die Handelsgesellschaften, oder der sogenannten *Priori degli Arti*. Mit dem berühmten *Lorenzo Valla* gerieth er in heftigen Streit, und jener schrieb den *Antidotus in Poggium*, dessen Bitterkeit diesen zu einer zweyten Invective veranlasste. Einer machte dem andern die ärgerlichsten und schandbarsten Vorwürfe, und der Schriftwechsel gieng weiter. Bey dieser Gelegenheit untersucht der Vf. S. 476. die Gründe, warum gelehrte Streitigkeiten meistens heftiger und unaussöhnlicher, als andere, sind. — *Poggio's* letzte gelehrte Arbeit war seine *Geschichte von Florenz*, wozu er interessanten Stoff zu sammeln, vielfältige, auch durch seine jetzige Lage begünstigte, Gelegenheit gehabt hatte. Sie enthält die Begebenheiten vom J. 1350 bis 1450, und hat sowohl wegen der Erheblichkeit dieses Zeitraums, als ihrer Ausführung wegen ein nicht geringes Verdienst. — Den Schluss des Werks macht eine Aufzählung der Verdienste und Fehler in *Poggio's* Charakter. Unstreitig verdient er die meiste Hochtung als Gelehrter und Schriftsteller, und wahre Bewunderung, wenn man ihn, von Seiten der Schreibart, mit seinen unmittelbaren Vorgängern vergleicht. „Diese hatte einen Grad von Eleganz, die man in der rauhen Latinität eines *Petrarca* und *Coluacio Salutati* vergebens sucht; und *Poggio* bahnte den Weg zu der Correctheit des *Politiano* und der übrigen ausgezeichneten gelehrten Männer, deren Dankbarkeit auf den Charakter des *Lorenzo de' Medici* so viel Glanz geworfen hat."

Aus dieser Darlegung des Inhalts wird man schon die ganze Behandlungsart dieses historisch-biographischen Werks abnehmen können. An dem nicht durch das Ganze fortlaufenden, sondern oft abgerissenen Faden seines Hauptgegenstandes knüpft der Vf. ohne Unterlass andere Nebenfäden; und so spann er seine Arbeit zu solch einer beträchtlichen Länge aus. Sowohl die Zeitgeschichte als die Leben und Charaktere anderer, irgend mit *Poggio* in Verhältniss oder Verbindung stehenden Männer wurden in den Plan gezogen; und vornehmlich gaben die Briefe des *Poggio* zu dergleichen Abschweifungen und öftern Auszügen Gelegenheit. Nicht überall konnte daher das Interesse des Werks sich gleich bleiben; und schwerlich möchte es den Beyfall verdienen und finden, den *Roscoe's* Arbeit erhielt, die der gegenwärtigen zum Vorbilde diente. Auch dort herrscht eine ähnliche, etwas desultorische Manier; aber der Gegenstand vertrug sich eher damit, und die Zeitumstände sowohl, als die Personen, die mit Lorenzo zugleich auf die Bühne treten und beträchtliche Nebenrollen spielen konnten, waren von grösserer Erheblichkeit.

Königsberg, b. Göbbels u. Unzer: *Nachrichten und Bemerkungen den geheimen Kriegsrath von Hippel betreffend.* Ein Nachtrag zu seiner Biographie im Nekrolog, von *W. G. Keber.* 1802. 120 S. 8. (9 gr.)

Man wird sich aus der von der *Hippelschen* Biographie, die im Nekrolog des Hn. Prof. *Schlichtegroll* enthalten ist, unlängst in diesen Blättern gegebenen Anzeige erinnern, dass ein Theil derselben von *H.* selbst entworfen ist, und dass dieser seine Jugendjahre und frühern Lebensumstände betrifft. Die darin enthaltenen Nachrichten sind es hauptsächlich, die hier von einem Manne geprüft und meistens unrichtig befunden werden, der den Selbstbiographen in jener Periode sei-

feines Lebens genau zu kennen und zu beobachten Gelegenheit hatte. *Hippel* wurde zu Gerdauen in Preufsen geboren und erzogen; feine Aeltern waren lange dort wohnhaft, und ftarben beide an diefem Orte, wo der Vater des Vfs. Prediger und Infpector der Schulen war, welches nämliche Amt jetzt der Sohn bekleidet. Diefer glaubt alfo mehr, als jeder Andere, mit den Gegenftänden bekannt zu feyn, von welchen hier die Rede ift, und, wo nicht durch die von ihm gemeldeten hiftorifchen Umftände felbft, doch durch die Schlüffe daraus, die Widerfprüche auflöfen zu können, welche fich, nach dem Bekenntniffe feines Biographen und feiner Freunde, in diefem Manne fanden. Alles, meynt er, fey erklärt, fo bald man beftimmt wiffe, dafs nur ein Geift ihn befeelte, „nämlich der Geift des Stolzes und der Selbftfucht; nur „der Gedanke, in allem und vor allen Menfchen ungewöhnlich und grofs zu fcheinen. Diefem mufste „alles dienen, alles weichen, je nachdem er gebot." — So hart diefe Aeufserung fcheint, fo wird fie doch die Lefer jener Biographie weniger befremden, wenn fie fich der auch in ihr nicht verhehlten noch unverkennbaren Ungleichheiten und Flecken feines Charakters erinnern. Aber fo wenig Licht, als die hier in diefen Nachrichten und Bemerkungen gemachte Schilderung jenem Charakter übrig läfst, und fo tiefen Schatten, als fie auf denfelben wirft, möchten doch wohl wenig Lefer vermuthet haben. Und doch ift das Meifte mit fo vieler Genauigkeit erzählt, dafs man die Glaubwürdigkeit davon nicht wohl in Zweifel ziehen darf, wenn man gleich den Vf. da, wo er nicht blofs erzählt, fondern folgert, oft zu hart, und da, wo er blofs hindeutet und vermuthet, zu einfeitig und eingenommen finden möchte. Auffallend ift es fchon, wenn gezeigt wird, dafs *H.* ohne allen Grund feinen Vorfahren adliche Abkunft beylegt, feinen Vater, der Rector einer kleinen Schule, und an Verftande ein fehr fchwacher Mann war, als einen Geiftlichen, als einen grundgelehrten Mann und denkenden Pädagogen darftellt; aber unverzeihlicher, als diefe Eitelkeit, ift fchon fein ungerechtes Urtheil über des Vfs. Vater, dem er doch feine erfte Erziehung zu danken hatte. Etwas Nachficht mufs man aber freylich auch gegen den Sohn haben, der S. 24—32. eine ganze Reihe von Männern aufführt, die aus der Schule und dem Unterrichte feines Vaters unmittelbar auf die Univerfität gegangen find, und fich hernach fogar in das Lob feines Grofsvaters und feiner Talente verliert. Es wird nun weiter gezeigt, dafs *H.* feine Selbftfchilderung durchaus, mit Aufopferung der Wahrheit, idealifirt und verfchönert habe. Seine Anlagen und erworbenen Kenntniffe werden bey näherer Prüfung fehr herabgefetzt, und feine Würde, fein Vermögen und feine Schriften als fehr unfichere und zweydeutige Beweife feiner politifchen und literarifchen Gröfse dargeftellt. Nach diefer Darftellung war *H.* weder ächter Freund der Wahrheit, noch dankbarer Sohn, noch Mann von edelm Wohlwollen und reinem Religionsgefühl, noch ein wahrer Weifer. Selbft das auf einmal entftandene Forfchen und Fragen nach dem wahren Urheber der Lebensläufe in auffteigender Linie ift unferm Vf. als durch *H.* felbft veranlafst, verdächtig. Ihm fcheint die von *H.* beftändig befolgte Klugheitsregel, fich entfernt zu halten, und den grofsen Mann zu fpielen, die Hauptquelle feines Beyfalls und Ruhms gewefen zu feyn. Der Vf. der Biographie fand in feinem Charakter *mehr* Gröfse mit fcheinbaren unerklärlichen, auch wohl wirklichen und offenbaren Fehlern; unfer Vf. hingegen *falfche* Gröfse mit fcheinbaren, auch wohl wahren Tugenden.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Hannover, in d. Hahnfchen Buchh.: *Neuer Volkskalender*, oder Beyträge zur nützlichen, lehrreichen und angenehmen Unterhaltung für allerley Lefer, zunächft für den Bürger und Landmann. *Neunter Jahrgang*. 1801. 274 S. 8. Mit Kupfern. (12 gr.)

Was wir an dem vorigen Jahrgang diefes Volkskalenders (A. L. Z. 1801. Nr. 303.) getadelt haben, dafs keine beftimmte Claffe von Lefern ins Auge gefafst fey, das müffen wir auch bey diefem Jahrgang rügen. Einige von den hier befindlichen Auffätzen find *in einem* Geifte und Tone abgefafst, welcher *nicht nur gebildete*, fondern felbft *gelehrte* Lefer vorausfetzt. Diefs gilt ganz befonders von der übrigens fchönen Abhandlung, wie man fich vor der im hohen Alter fo gewöhnlichen Verachtung und Hintanfetzung fchützen könne. Unter der Rubrik: *gute Menfchen* kommen einige für den Mittelftand wirklich belehrende Artikel vor. Wie fich aber *die Gefchichte eines Diebes nach Grundfätzen* (S. 66.) hierher verirren konnte, fehen wir nicht wohl ein. Befondere Aufmerkfamkeit fcheint uns der Auffatz: *über Stufenjahre* zu verdienen. Der Vf. bemüht fich darzuthun, dafs die Bedenklichkeit, welche noch bey vielen, felbft gebildeten Leuten, in Rückficht diefer Jahre ftatt finde, auf Aberglauben beruhe. Den übrigen Raum füllen allerhand kürzere Erzählungen von guten und fchlechten Handlungen, merkwürdigen Vorfällen, etc. medicinifche und ökonomifche Rathfchläge, unter welchen einige recht nützliche zu feyn fcheinen.

* * *

Halle, b. Hendel: *Kurze Anweifung zum Klavierfpielen für Lehrer und Lernende* von *J. h. Friedr. Nagel.* 2te verbeff. u. vermehrte Auflage mit 12 Handftücken für Anfänger. 1802. 92 S. 4. (12 gr.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 2. Februar 1803.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

MÜNCHEN, b. Lindauer: *Auch ein paar Worte über die Frage: Führt die Aufklärung zur Revolution? Mit besonderer Rücksicht auf den Plan der Verfinsterung.* Von *J. Salat*, Prof. 1802. 15 Bogen. 8. (16 gr.)

Diese Bogen enthalten mehr, als jene paar Worte über die auf dem Titel angezeigte Frage. Diese ist in dem *ersten* Auffatze: *Ist die Aufklärung die Quelle der Revolutionen?* beantwortet. Ein *zweyter* hat die Aufgabe zum Gegenstand: *Haben wir in Deutschland eine Revolution zu befürchten?* Dann folgen noch zwey Zugaben: 1) *Zur Berichtigung gewisser Urtheile, welche die französische Revolution in Deutschland veranlasst hat, ein Fragment;* 2) *Ueber den Geist des Obscurantismus, einige Winke.* Zuletzt sind noch *Fingerzeige gegen Missverstand* beygefügt.

Der erste Auffatz ist nicht sowohl geradezu auf die Beantwortung der aufgeworfenen Frage, als vielmehr gegen die von den Feinden der Aufklärung derselben gemachten Beschuldigungen und die Meynung, dass man sie in ihrem Fortgange aufhalten und unterdrücken müsse, gerichtet. Dass die Aufklärung nicht an den Revolutionen schuld sey, wird mehr vorausgesetzt, als bewiesen. Da der Vf. bey seinen Untersuchungen nicht von bestimmten Begriffen über Aufklärung und Revolution ausgeht: so fehlt es seinen Behauptungen hie und da an der nöthigen Bestimmtheit und Deutlichkeit. So wird es für viele dunkel bleiben, was er sagen will, wenn es heisst: Um über diesen Gegenstand wahr und billig zu urtheilen, müsse man die ursprünglichen und eigentlichen Ursachen der Revolution von dem, was in der Folge *von Seiten der Aufklärung hinzukomme*, unterscheiden. Wenn die Aufklärung nicht allgemein würde und man ihre Mittel und Rathschläge nicht annähme: so führe sie, früher oder später, zur Revolution. Der Fortschritt zum Bessern, Vollkommnern sey die grosse *Aufgabe* der Menschheit; wachse also das Elend, mache die Unordnung Fortschritte, steige sie im Ganzen mit der intellectuellen und verfeinernden Cultur, und arte diese in Raffinerie aus: so stimme alles zusammen, eine plötzliche und gewaltsame Umwälzung herbeyzuführen. Das ist aber so ganz klar noch nicht, und man sieht nicht, was die Aufklärung dabey für eine Rolle spielen soll. Durch grosses Elend und eingerissene Unordnung kann eine Revolution, auch ohne Zuthun jener Cultur und der Aufklärung, entstehen. Noch können wir folgende Aeusserungen nicht treffend finden. Wenn der Vf. das Unternehmen des Obscuranten, die Aufklärung zu unterdrücken, deswegen für inconsequent und widersprechend erklärt, weil dieser doch Bücher für sich und Lehrer für seine Kinder bedürfe, die er dann, wann jenes Unternehmen gelänge, nirgend bekommen könne: so hat er nicht bedacht, dass der Obscurant keiner andern Schriften und Lehrer bedarf als solcher, die nach seinem Geiste geschrieben sind und lehren. Auch wird es kein Obscurant zugeben, dass es inconsequent sey, die Religion als Staatsmaschine zu brauchen, indessen er sich Schritte erlaube, die dem Geiste der Religion gerade zuwider wären. Dem Geiste *der* Religion, welche Obscuranten predigen, widerspricht das aber gar nicht. Wenn gesagt wird, die *bloss intellectuelle* Aufklärung habe auch ihre Gefahren, da auch sie gemissbraucht werden könne; ja, eine Idee, oder eine Erkenntniss, die nicht unmittelbar auf das Sittliche, auf die Erfüllung einer Pflicht gehe, *sogar zum Missbrauch reizen* könne: so giebt der Vf. dadurch den Widersachern der Aufklärung gewonnenes Spiel und zu erkennen, dass er selbst die Bemühung, die Menschen vom *theoretischen* Aberglauben zu befreyen, die der Vf. mit dem Namen der *intellectuellen* Aufklärung belegt, für gefährlich hält. Wie die Befreyung vom theoretischen Aberglauben, z. B. dass man Krankheiten durch angehängte Amulete, Zahnschmerzen durch Einschlagung eines Nagels vertreiben könne, durch Missbrauch gefährlich werden könne, begreifen wir eben so wenig, als wie sich *praktischer* oder *religiöser* Aberglaube, ohne Mitwirkung der Aufklärung der Vernunft in ihren *theoretischen* Erkenntnissen, mit gutem Erfolge besiegen lasse. Die Schreibart ist übrigens in diesem Auffatze nicht ganz zwanglos, und es mangelt ihr nicht selten an der nöthigen Klarheit.

Der *zweyte* Auffatz: *Haben wir in Deutschland eine Revolution zu befürchten?* beantwortet diese Frage so, dass wir, wenn anders eine Revolution in Deutschland entstehen sollte, solche nicht durch die deutsche Philosophie und die durch dieselbe bewirkte Denkungsart, sondern vielmehr durch die zweckwidrigen und verkehrten Anstalten der Gegner der Aufklärung und die falschen Massregeln des politischen und religiösen Despotismus herbeygeführet werden würde, deren Verkehrtheit und Schlechtheit gezeigt wird. Er hat also mit dem vorigen dieselbe Tendenz; nur ist das Raisonnement hier freyer and zwangloser und das Colorit wärmer und lebhafter.

In der *ersten Zugabe* geht der Vf. von dem Satze aus, dass man bey der öffentlichen Bekanntmachung dessen,

dessen, was an sich wahr, gut und recht sey, nicht bloss auf die Wahrheit, sondern auch darauf, ob sie in der Zeit, wo man sie vortrage und verbreite, auch anwendbar sey, Rücksicht zu nehmen habe. Viele hätten sich, bey dem Ausbruche und während der Revolution in Frankreich, bloss an die Wahrheit gehalten, ohne sich um die Nachtheile zu bekümmern, die unter den damaligen Umständen daraus hätten erwachsen müssen; andere hätten sie dagegen ganz ausser Augen gesetzt, und sich bloss von dem Drange des Gegenwärtigen in ihren Urtheilen leiten lassen; durch welche Verschiedenheit im Denken, selbst unter Gelehrten und gebildeten Menschen, ganz einseitige, falsche und sich gerade entgegengesetzte Urtheile und Meynungen entstanden wären. Im Eifer und im gerechten Abscheu vor den Greueln der Revolution, wären rechtschaffene und einsichtsvolle Männer von ihren Ueberzeugungen von dem, was an sich wahr und gut sey, unvermerkt abgegangen und hätten zuletzt die erhabensten Grundsätze geradezu verworfen; sie für Unsinn, Schimären und Thorheiten erklärt. Andere hätten zwar die Wahrheit nicht so weit aus den Augen verloren, aber gemeynt, dass man sie, um der nachtheiligen Folgen willen, die ihre Verbreitung nach sich ziehen könne, vor den unheiligen Blicken der Bösen und Kurzsichtigen verhüllen müsse. Diese beiden Arten von Urtheilen sind es hauptsächlich, die der Vf. hier zu berichtigen und in ihrer Blösse aufzustellen bemüht ist. Die Ausführung ist theils zu gedehnt, theils in Ansehung der zweyten Art von Urtheilen nicht consequent genug. Wenn man, nach dem Vf., bey dem öffentlichen Vortrage ausgemachter und unbezweifelter politischer Wahrheiten auf Zeit und Umstände Rücksicht nehmen soll: so sind ja diejenigen, die dergleichen Wahrheiten zu einer Zeit, wo ihre Bekanntmachung nachtheilig seyn kann, umgehen oder verhüllen, nicht zu tadeln. Wir sollten meynen, dass vielmehr die Ideen von Gleichheit, Freyheit, Menschenrechten, gerade zu einer solchen Zeit, wo sie doch einmal zur Sprache gekommen waren, gar nicht hätten umgangen oder verhüllt, sondern in ihrem wahren Lichte, in welchem sie ihr Gefährliches verlieren, aufgestellt werden sollen, und wir können dem Vf. nicht beystimmen, wenn er behauptet, dass es erst nach geendigter Revolution Zeit sey, das Publicum über diese Gegenstände aufzuklären.

Der *Geist des Obscurantismus*, der in der *zweyten Zugabe* geschildert wird, ist wohl jedem aufgeklärten Denker schon kenntlich genug, und die Obscuranten werden, auch ungeachtet derselben, ihre Vorurtheile und ihren Aberglauben nicht ablegen; denn der Name eines *Obscuranten* ist viel zu gehässig, als dass irgend einem Menschen in den Sinn kommen sollte, sich selbst dafür zu halten. Freylich ist es nützlich zu wissen, wer denn eigentlich unter einem Obscuranten verstanden werde, damit diejenigen, unter deren Aufsicht er steht, seinen Eifer mässigen und in seine Schranken zurückweisen können. Aber das Bild, das der Vf. von ihm entwirft, ist viel zu allgemein und unbestimmt, als dass derjenige, der seinen Mann nicht schon vorher kennt, sich eine deutliche Vorstellung von ihm zu machen im Stande wäre. Man weiss noch sehr wenig von dem Obscuranten, wenn man hier erfährt: er widersetze sich dem Fortschritte des Lichtes, der weitern stets fortschreitenden Ausbildung des menschlichen Geistes, auf der *intellectuellen* wie auf der moralischen Seite; er hemme, so viel an ihm sey, den Fortgang der Aufklärung; er setze Nacht oder Dämmerung an die Stelle des Lichtes; Dunkelheit sey das Element, in dem sein Kopf oder sein Herz sich wohl befinde u. s. w.

In den angehängten *Fingerzeigen* giebt der Vf. nähere Erläuterungen und Bestimmungen über einige in dieser Schrift vorkommende Stellen, um sich gegen Missdeutungen zu verwahren.

Mit dieser und noch einer andern frühern Schrift über die *Gefahren der Aufklärung* steht noch folgende in Verbindung:

MÜNCHEN, b. Lentner: *Winke über das Verhältniss der intellectuellen und der verfeinernden Cultur zur sittlichen.* Von *J. Salat*, Doct. d. Philos. 1802. 26 Bog. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. hält es gleich anfänglich für unleugbar, dass der Gang, welchen die Cultur in Frankreich schon lange vor der Revolution genommen habe, *die unsittlichen Auswüchse* derselben, die kühne *Sophisterey* und das verzehrende Raffinement, in welche *die* intellectuelle und die verfeinernde Cultur im Ganzen so unverkennbar ausgeartet wären, auf den Ursprung und die nachfolgende Richtung der Revolution sowohl mittelbar als unmittelbar gewirkt hätten. Der Vf. beweist aber diese etwas zu zuversichtlich hingeworfene Behauptung so wenig, als er uns die Art und Weise bemerklich macht, wie jene Cultur in Frankreich zur Entstehung und Ausartung der Revolution mitgewirkt habe: auch charakterisirt er den Gang der Cultur durch keinen besondern sprechenden Zug, an welchen er sich bestimmt und unterscheidbar erkennen liesse. Was davon im Allgemeinen gesagt wird, möchte wohl auf jede gebildete Nation passen, unter welcher dieselben empirischen Grundsätze der Moral noch herrschend sind; denn bekanntlich waren diese den Franzosen bey dem Ausbruche der Revolution nicht ausschliesslich eigen, und damals auch die reinen Grundsätze der Moral unter uns noch wenig bekannt. Die Feinheit, Spitzfindigkeit, Sophistik, oder wie man es nennen will, ihres Raisonnements, die Verfeinerung ihres Witzes, die Lebhaftigkeit ihrer Phantasie, die Glätte und Geschmeidigkeit ihres äussern Benehmens und ihres Conversationstones, mag zu jener Zeit einen noch so hohen Grad erreicht haben: so war doch die Nation im Ganzen deswegen um nichts moralisch schlechter als andere, und jede Verfeinerung eines doch nur ganz unbeträchtlichen Theils derselben, die zur Verschlimmerung der Sitten, vornehmlich

sich in der Hauptstadt, sicher weniger wirkte, als die zur vollsten Publicität gediehenen Beyspiele eines verdorbenen Hofes, hat so wenig als die Beschaffenheit ihrer moralischen Grundsätze zum Entstehen der Revolution beygetragen. Dem sey nun, wie ihm wolle, der Vf. nimmt jene Behauptung, die er jedoch gegen das Ende seines Buchs (S. 356.) und nach Lesung der Schrift von *Mounier de l'influence attribuée aux philosophes* etc. gröfstentheils ändert und einschränkt, hier als unleugbar an, um die Herausgabe seiner Schrift zu begründen und zu rechtfertigen. Vermöge ihres früheren Daseyns, heifst es nämlich weiter, drang jene französische Cultur auch in Deutschland ein, und gewann von mehr als einer Seite auf unsere Bildung, und seitdem *Helvetius* den Geist jener raffinirenden Halbphilosophie in eine Art von System brachte, auch auf unsere philosophischen Werke und populäre Schriften Einfluss. Noch immer herrsche dieser feinere, eigennützige, alles blofs physisch erklärende Geist in Frankreich, wovon der Vf. die neue *Elementarlehre der Moral von Bulard* und St. *Lamberts Tugendkunst* (sie erschienen übersetzt, jene bey Schwan und Götz in Mannheim 1797, diese in Leipzig b. Dyk 1799.) zum Beweise angeführt werden; über deren Erscheinung und Beschaffenheit man sich aber um so weniger wundern wird, wenn man weifs, dafs selbst in Deutschland und auf berühmten Universitäten die reinen moralischen Grundsätze noch jetzt heftige Widersacher, und die empirischen in ihrem so langwierigen Besitzstande noch eifrige Verfechter an berühmten und gelehrten Männern finden.

Unter allen vor der Revolution in Frankreich erschienenen Schriften zeichneten sich nun des *Duc de la Rochefoucault Pensées, maximes et reflections morales*, die *Fr. Schulz*, unter dem Titel: *Sätze aus der höhern Welt- und Menschenkunde* übersetzt und von neuem unter uns in Umlauf gebracht habe, durch die bemerkte Denkweise besonders aus. Da nun dem Vf. dieses Buch vorzüglich geschickt schien, uns mit dem Zustande der Cultur in Frankreich und zum Theil auch mit dem Gange der philosophischen Denkart, besonders in Ansehung des Sittlichen, bekannt zu machen: so hat er einige Gedanken, Maximen etc. aus demselben herausgehoben, sie seiner Prüfung unterworfen, die Nachtheile ihrer Anwendung in der moralischen Beurtheilung unserer selbst und Anderer, ohne darum ihren Werth in anthropologischer Rücksicht zu verkennen, gezeigt, und die reinen sittlichen Grundsätze, mit welchen ihr Inhalt im Widerspruch steht, oder durch welche sie modificirt und geläutert werden können, bemerkt. Episodisch werden auch in einem eigenen Abschnitte die nachtheiligen Folgen der vernachläsigten moralischen und der blofs verfeinernden und *intellectuellen* Cultur — unter welchem letzterm nicht ganz passenden Ausdrucke, die Cultur der *Erkenntnifskräfte* im Gegensatze der des *Begehrungsvermögens*, verstanden wird — in dem Beyspiele der Kaiserin *Katharine II.* von Rufsland, nach Anleitung von *Masson's Memoires secrets sur la Russie*, dargelegt und mit der sittlichen Denk- und Handlungsweise der verewigten Kaiserin Maria Theresia und der jetzigen Regenten von Rufsland, Preufsen und Bayern in Contrast gestellt. Was der Vf. über diese Gegenstände vorträgt, ist inzwischen zu oberflächlich, declamatorisch und kurz; und besser wäre diese Episode ganz weggeblieben. Was insbesondere von Bayern gesagt wird, scheint uns gar nicht hieher zu passen. Unter der vorigen Regierung hat die ausgeartete verfeinernde, sogenannte *intellectuelle* Cultur gar nicht *so verderblich* gewirkt, als der Einflufs des geistlichen Orthodoxismus. In seinen Urtheilen und Raisonnements über *Rochefoucault* finden wir den Vf. weit einheimischer; und obgleich mancher Satz präciser gedacht und ausgedrückt, mancher Gegenstand weniger fragmentarisch ausgeführt, und die Art der Darstellung hie und da populärer und fafslicher für Leser aus den höhern Ständen, für welche dieses Buch vornehmlich geschrieben zu seyn scheinet, seyn könnte: so stöfst man doch noch öfter auf wahre, und selbst feine philosophisch-praktische und anthropologische Bemerkungen und Ausführungen, die auch gut und nachdrücklich gesagt sind, und daher den Eindruck nicht verfehlen werden, den sie machen sollen.

Wir haben schon oben der Meynung des Vfs. gedacht, dafs theoretische Erkenntnisse, die nicht auf das Moralische, auf die Erfüllung einer Pflicht gingen, schädlich werden könnten. Hier, S. 369. finden wir eine derselben entsprechende Aeufserung über eine Philosophie überhaupt, die ganz praktischer Natur seyn soll. Es sind Worte, deren Sinn wir nicht zu fassen vermögen. Vielleicht sind andere darin glücklicher. Wir wollen sie zum Beschlufs hersetzen. „Dem *sittlich Handelnden* mufs das ursprünglich oder absolut *Wahre* im reinen Gefühle *praktisch* gegeben seyn; und der *wissenschaftlich Denkende* mufs es dann im Begriffe rein auffassen, festhalten und sichern. Allerdings zwey grofse Foderungen! Aber die Realisirung von beiden gehört zum *Wesen der Philosophie*. Und es scheint überhaupt, zum Behufe der höhern Cultur, nothwendig, dafs auch von der *Philosophie* eine edlere Vorstellung, ein höherer Begriff unter dem cultivirten Theile der Menschen sich festsetzte. Indem dieser höhere, *sittlich* bestimmte, Begriff von den philosophirenden Geistern selbst ausgeht, mufs er sich allmälig in der Sphäre eines gröfsern und gebildetern Publicums ausbreiten. Ist die *Philosophie* als solche *nicht moralisch bedingt?* Und betrifft diese Bedingung nur die *Form* oder eine subjective Möglichkeit? Betrifft sie nicht auch den *ersten und vornehmsten Stoff*, den sittlichen Gehalt, die Wirklichkeit und das innere Wesen der Philosophie? Hängt nicht die *Existenz des Philosophen* dergestalt vom moralischen *Zustande des Menschen* ab, dafs, ohne die Grundlage des sittlich guten Willens *nothwendig* statt der Philosophie nur *Sophistik* im Felde der Wissenschaft und *Sophisterey* im Kreise des Lebens entsteht?" u. s. w.

Be-

BERLIN: *Phylacterium oder Arganton und Philo im Schoofse der wahren Glückseligkeit. Betrifft die treue Darstellung des übernatürlichen Wunders, welches am 25. August 1799 in Posen mit ausgezeichneter Pracht gefeyert ward; die Geschichte der Israeliten und die zu wünschende bürgerliche Verbesserung derselben.* 1801. 7½ Bog. 8. (12 gr.)

Im Jahre 1399 sollen die Juden in Posen sich dreyer consacrirten Hostien aus der Kirche der Dominicaner durch List bemächtiget und damit allerley Unfug getrieben haben. Durch die übernatürlichen Wunder, welche diese gemisshandelten Hostien verrichteten, sey die Sache ruchtbar, die Thäter zur Strafe gezogen und unter den Juden in Posen ein grosses Blutbad angerichtet worden. Das Andenken an diese Begebenheit soll daselbst seitdem alle Jahrhunderte, und noch im Jahre 1799, am Fronleichnamsfeste gefeyert worden seyn. Bey dieser Gelegenheit erschien im letztgedachten Jahre eine deutsche Uebersetzung dieser von dem polnischen Geschichtschreiber *Treterus* (es wird aber nicht gesagt, in welcher seiner Schriften) erzählten Geschichte, mit einem Anhange, der zur Absicht hatte, das dortige Publicum gegen die Juden zu entrüsten. Um den Eindruck dieser, wahrscheinlich aus derselben Quelle, aus welcher jene Legende und die darauf gegründete Judenverfolgung in Posen floss, hervorgegangenen Schrift zu entkräften, unternahm es ein Ungenannter, in der gegenwärtigen, den wahren Hergang der Sache zu erzählen, und den vorgeblichen Hostienraub durch die Juden, als eine Kabale darzustellen, welche die Dominicaner, aus Neid und Eifersucht gegen die Juden, weil diesen in der Nachbarschaft ihres Klosters eine Synagoge anzulegen erlaubt wurde, angezettelt hätten. Mit dieser Erzählung verbindet der Vf. eine kurze aber höchst elende Geschichte der Wanderung der Juden, vom Untergange ihres Reichs an, bis zu ihrer Ankunft in Polen. Das Ganze ist in der Form einer Unterredung zweyer jüdischen Geister, *Philo* und *Arganton*, in *Elysium* (!) und in der jämmerlichsten Schreibart, wahrscheinlich von einem Juden, abgefasst, dem es in allem Betracht an Kenntnissen und Bildung fehlt. Die Wahrheit seiner Erzählung von dem eigentlichen Hergange der Sache mit den drey Hostien hat er unverbürgt gelassen. Noch bemerken wir nur, dass jene Bemühung der Dominicanermönche, durch die genannte Uebersetzung und den ihr beygefügten Anhang das Volk gegen die Juden aufzubringen, keinen nachtheiligen Erfolg hatte, da durch den Commandanten von *Crousatz* und den Polizeydirector *Bredow* am 25sten August 1799 als dem Tage des Fronleichnamsfestes, Anstalten zur Sicherheit der Juden getroffen wurden.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Braunschweig* u. *Helmstädt*, b. Fleckeisen: *Predigten am ersten Tage des neunzehnten Jahrhunderts in Braunschweig und Helmstädt gehalten.* Ohne Seitenzahl. 6 Bogen. 8. Es sind 5 Predigten zusammen gedruckt, deren Hauptinhalt, wie natürlich, einander gleich, deren Gedankengang und Stil doch jedem eigenthümlich ist.

I. Von Hn. Domprediger *Wolf* in Braunschweig über Ps. 77, 6. in einer heitern Gemüthsstimmung, aus einem aufgeklärten Verstande und einem zufriedenen fühlenden Herzen geredet, *über die Fortschritte, welche die Menschheit im verflossenen Jahrhundert zu ihrer Vervollkommnung gemacht hat.* Sein Urtheil in Absicht der Verbesserung der Einsichten ist sehr unpartheyisch; in Absicht der Beförderung besserer Sitten sagt er zwar richtig, dass Rauhigkeit im Betragen und Umgange, grobe Schwelgerey und Unmäfsigkeit abgenommen habe — doch gilt das nur von der höhern Volksclasse — dass Ketzerhass und Verfolgungswuth sich vermindert habe — doch ist an vielen Orten nur die herrschende Gleichgültigkeit gegen die Religion die Ursache davon, und selbst unter Philosophen herrscht sie hie und da, wenn gleich nicht in Thätigkeiten, doch mit desto empfindlicherer Bitterkeit. —

II. Von Hn. D. *H. P. C. Henke* in Helmstädt über Ps. 90. Nachdem der Vf. sich über den Ursprung unsers Begriffs von *Zeit*, den neusten philosophischen Untersuchungen darüber, sehr fasslich erklärt hat: so trägt er mit Anwendung der Worte Jesu Joh. 5, 17. vier ernsthafte Erinnerungen und Erweckungen mit einem so allumfassenden Ueberblicke, mit solchem philosophischen Scharfsinne, mit so religiösem Ernst und in einer so würdigen gemeinverständlichen Sprache vor, dass diese Predigt ein unübertreffliches Muster einer solchen Gelegenheitsrede ist. Den Beschluss macht ein von Hn. Abt *Pott* auf diese Feyer eingerichtetes Lied: Herr Gott, dich loben wir.

III. Von Hn. Generalsuperintendent *Lichtenstein* in Helmstädt über 1 Buch von den Königen 8, 57. 58. eine sehr durchdachte reichhaltige Predigt, in welcher insonderheit die Stelle merkwürdig ist, wo er von den Streitigkeiten im Anfange des 18ten Jahrhunderts über den Werth des Glaubens und der Frömmigkeit, und deren nunmehriger Ausgleichung (unter verständigen Theologen und Christen), von der Sündfluth irreligiöser und schlüpfriger Schriften in dessen Mitte, und der dadurch veranlassten Reinigung und Befestigung der christlichen Glaubens- und Tugendlehre redet.

IV. Von Hn. Archidiac. *Kroll* in Helmstädt über Ps. 77, 6. eine gründliche 43 Seiten lange mehr Abhandlung als Predigt.

V. Von Hn. Diaconus *Glaser* in Helmstädt über Phil. 4, 5. 6. Der Vf. erklärt das „der Herr ist nahe" von Gottes allgegenwärtiger Fürsehung, und macht davon gute der Tagesfeyer angemessene praktische Anwendungen. Nur glaubt Rec., dass Paulus diesen Sinn mit den Texteswörten damals nicht verband, sondern nach damaliger unter den ersten Christen herrschender Erwartung, die Paulus sonst oft äussert, jene leidenden sorgenvollen Christen mit der Hoffnung baldiger sichtbarer Wiederkunft Jesu vom Himmel zur Errichtung eines herrlichen sublunarischen Reiches Gottes trösten und erheitern wollte.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 3. Februar 1803.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Erfurt, b. Keyser: *Lehrbuch der christlichen Religion.* Zunächst zum Unterricht für katholische Schulen, dann für alle, die eine richtige Kenntniss der Lehre der katholischen Kirche und eine Uebersicht derselben brauchen und wünschen, von *August Fischer.* Mit Erlaubniss der Obern. 1802. 425 S. 8. (1 Rthlr.)

Mit einem zwar sehr beschränkten Geiste, aber desto fasslicher und in einer zusammengedrängten Ordnung, wie sie sich sonst selten bey grosser Schwäche der Vernunft findet, führt der Vf., ein Augustiner Mönch, und Professor des Gymnasiums zu Erfurt, die Lehre der Kirche aus, wozu er gehört. Dem zweyfachen, auf dem Titel angegebenen Zweck ist die Schrift ganz angemessen; auch protestantischen Lesern wird sie, wenn sie etwa eine richtige Kenntniss der katholischen Kirchenlehre, wozu es immer sey, wünschen und brauchen, ihrer Kürze und der Reinigkeit ihrer Sprache wegen, willkommen seyn. Den nächsten Zweck des Vfs. bestimmte übrigens, laut Vorrede, der Wunsch, der Erziehung der studierenden Jugend in religiöser Rücksicht die in unsern Tagen nothwendige Richtung zu geben, ferner die Ueberzeugung, dass er seinem Berufe nicht entspräche, wenn er der herkömmlichen Sitte gemäss nur die Fragen und Antworten der Katechismen vortrüge, und endlich die Aufforderung der würdigsten Männer, (die kurfürstliche Schulcommission zu Erfurt wünschte selbst die Herausgabe seines Lehrbuchs) dass er einen zweckmässigern Unterricht bearbeiten möchte. Wobey er dann gesteht, dass er in der Entwickelung der Begriffe in ihrer Anwendung, und auch oft in den Beweisarten das Handbuch der christlichen Religion von *Ildephons Schwarz* zum Muster genommen habe. *Wie viel* aus diesem Muster, das aussetdem dem *Vf.*, wie er zu erkennen giebt, zur Fundgrube gedient hat, genommen seyn mag, kann Rec., da er Schwarzens Handbuch nicht zur Hand hat, nicht angeben.

Das Buch hat drey Theile; der erste, als Einleitung, handelt in 13 Kapiteln die Begriffe von Religion, geoffenbarter, christlicher, Göttlichkeit der christlichen, göttlicher Tradition, die Beweise dafür etc. der zweyte die Sittenlehre in drey Abschnitten — von der Liebe zu Gott, von der Selbst- und der Nächstenliebe, und der dritte die Glaubenslehre nach dem herkömmlichen Zuschnitt der katholischen Dogmatik in 28 Kapiteln ab. Des Vfs. Begriff von der Religion ist, wo nicht schulgerecht, doch edel: „die Vernunft, sagt er Vorrede S. 9., fährt fort, ihre Gesetze zu verkündigen, wir mögen sie beobachtet haben, oder nicht. Es fodert also die menschliche Natur, dass wir nach dem Ausspruche der Gesetze handeln; der Lehrbegriff, welcher uns diese Gesetze im Zusammenhange vorträgt, heisst Religion." Desto unedler ist sein Begriff von Offenbarung, ganz der, den die Anmaassungen des Pfaffenthums, welches sich für das Christenthum hält, eingeben. Vorr. S. 16. und in der Schrift selbst S. 49. 50. „Die Bekenner des Christenthums, heisst es da, sind in Partheyen getheilt, jede hat ihr eigenes System. Welches ist das wahre? Welches erlaubt die Vernunft anzunehmen?" (doch wohl nur das *ihrige*, mit nichten! *nur* das nach dem Lehrbegriff der katholischen Kirche, der über alle Vernunft und zum Theil auch wider alle Vernunft ist). Hn. *F.* Argumentation, die zugleich ein Zeugniss von der Art giebt, wie die Kirche *jetzt* in ihrem Bekehrungsgeschäft zu Werke geht, ist folgende: „Trägt das Christenthum wirklich Belehrungen der Gottheit vor, und zwar über solche Gegenstände, die ausser der Sphäre der menschlichen Erkenntnisskraft liegen, so gehören sie nicht vor den Richterstuhl der Vernunft; denn diese hat bey den Wahrheiten, deren Gegenstände übersinnlich sind, keine Stimme zu geben. Um sie zu verstehen, zu erklären, und die dagegen entstehenden Zweifel zu heben, ist ein von Gott autorisirter Ausleger, Schiedsrichter oder Lehrer nothwendig, der sie in ihrer Reinheit etc. erhält." Dieser muss in seinem Vortrage und in seinen Erklärungen gegen unrichtige Darstellungen und schiefe Ansichten gesichert seyn, damit er die Grübeleyen seines eigenen Verstandes und seine schwärmerisch frommen Träume den Belehrungen Gottes nicht beymische und sie nicht entstelle. Kein System der verschiedenen christlichen Religionspartheyen entspricht diesen Foderungen der Vernunft, (nämlich der *faulen* Vernunft!) als jenes der katholischen Kirche. In diesem einzigen wird ein von Gott autorisirter und dem Irrthum nicht unterworfener Lehrer (die Kirchengeschichte zeigt, wann, wo, wie und warum seine Infallibilität anhob, und wie gross mitunter seine Irrthümer waren) aufgestellt; diese einzige Kirche kann billig fodern, dass die Menschheit ihren Entscheidungen folge, u. s. w. Dass eine *petitio principii* die ganze Stärke dieses Arguments sey, merkt der Vf. nicht, er sieht nicht, dass *seine Vernunft* durch Raisonnement dem Uebervernünfti gen (in einer Offenbarung) und dem Unvernünftigen (in der Infallibilität eines Menschen, oder eines Corps von Priestern) Auctorität und Gewicht gegen die allgemei-

gemeine Menschen-Vernunft zu verschaffen strebt. Viel consequenter als er, verfuhr in dieser Rücksicht von jeher seine Kirche; sie gebrauchte keine Argumente, sondern Decrete, und ihre Beweisgründe waren nicht Vernunft- sondern Bann-Strahlen, gegen alle Vernunft (auch gegen die ihrer Diener) gerichtet. Der Vf. beschuldigt alle christliche Religionspartheyen der Anmaafsung; Rec. findet das sehr natürlich. So lange inzwischen das Wesen der katholischen Kirche im Pfaffenthum und folglich in der Anmaafsung selbst besteht, kann wenigstens der Protestantismus eine solche Beschuldigung ruhig übersehen. In ihm wird jeder aufgefodert, alles was Religion ist oder angeht, zu prüfen, und hierdurch erst erhält das Gebot: Suchet, so werdet ihr finden, Sinn und Bedeutung. Was in der Kirche des Vfs. zu finden steht, ist bekannt, es ist nicht das zu suchende. Aber eben darum werden auch Sophismen und Beschuldigungen, wie die seinigen, desgleichen die Thorheiten einzelner Menschen, die vom Protestantismus zum Katholicismus übertreten, demselben weder jetzt noch je Eintrag thun. Von der Art übrigens, wie Hr. *Fischer* einzelne Lehren seiner Kirche zu beweisen sucht, mag folgendes eine Probe seyn. S. 44. „Die Nothwendigkeit der Einheit des Glaubens unter den Christen (nach welcher es unter andern einem Christen ganz und gar nicht erlaubt ist, einige Grundsätze der christlichen Religion anzunehmen, und die andern als gleichgültig anzusehen) wird ganz einleuchtend, wenn wir bedenken, dafs sie ein sehr dienliches Mittel ist, ein solches Betragen zu verhüten, welches dem grofsen Gebote der Nächstenliebe zuwider ist." Hat er wohl bedacht, dafs sie bereits vorhanden seyn mufs, wenn sie zu diesem Mittel dienen soll? und wie sie erst durch Pariser Bluthochzeiten, durch Inquisitionsgerichte und Verbrennungsprocesse, also durch alles, was der Nächstenliebe Hohn spricht, hervorgebracht werden müfste, wofern sie je hervorzubringen stände, — diese Einheit im Glauben an gröfstentheils übervernünftige Dinge? — Sollte nicht vielmehr die Nächstenliebe durch die vollkommenste Gleichgültigkeit gegen eine *solche* Glaubenseinheit am besten begünstigt werden?

Leipzig, b. Barth: *Grundrifs der Tugend- und Religionslehre* von *Joh. Karl Friedr. Witting*, Pastor an der St. Magnuskirche zu Braunschweig. 1802. 414 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Dieser Grundrifs hat den Zweck: 1) Predigern nützlich zu werden, und 2) zu einem Lehrbuche für solche zu dienen, die zu einem wissenschaftlichen Nachdenken über die Religion geleitet werden sollen, besonders für solche, die sich zum Predigtamt bestimmt haben. Ein gröfseres Werk nach diesem Grundrifs bearbeitet, soll künftig nachfolgen. Er hat vier Theile. Erster Theil. Von der allgemeinen Tugend- und Religionslehre. Zweyter Theil. Von der Tugend- und Religionslehre in Beziehung auf uns selbst. Dritter Theil. — in Beziehung auf andere Menschen. Vierter Theil. — in Beziehung auf Gott. Warum die drey letzten Theile überschrieben sind: von der *Tugend-* und *Religionslehre*, da doch in denselben keine Betrachtungen oder Untersuchungen *über die Lehre* angestellt werden, sondern die Lehre selbst in ihrem Grundrifs erscheinen soll, kann Rec. nicht finden. Die Lehre selbst ist auf das Princip der Einheit gegründet, von welchem der Vf. sagt, „in so fern die Tugend- und Religionslehre nach demselben noch nicht bearbeitet ist, ist es neu, in der Natur unsers Denkvermögens und in der christlichen Religion hat es aber schon lange zum Grunde gelegen. Aus ihm wird das Sittengesetz folgendermafsen abgeleitet: (Sollte seine Ableitung den Lesern nicht gründlich vorkommen, so wird diefs wohl ihre eigene Schuld seyn, denn der Vf. hat es nicht am Beziffern und Bezeichnen der Gründe fehlen lassen.) „Das Sittengesetz liegt in der Vernunft, es könnte also heifsen: *handle vernünftig*. Da aber hierbey die Frage bleibt, was ist vernünftig? so kann nur die Beantwortung dieser Frage zum Ziele führen. 1) Vernünftig ist dasjenige, welches a) in dem Wesen unserer Vernunft gegründet ist, und b) nothwendig aus demselben hervorgeht. 2) Das Wesentliche unserer Vernunft sind, a) ihre Kräfte, b) die einzig mögliche Art, wie sie richtig erkennen, urtheilen und schliessen kann, und c) dasjenige, welches auf diese einzig mögliche Art erkannt, geurtheilt und geschlossen ist. 3) Vernünftig also ist, a) was durch die Kräfte der Vernunft, b) auf die ihr eigenthümliche Art, c) gedacht ist. 4) Alles kömmt nun darauf an, *diese* Art zu finden. Dazu leiten uns folgende Betrachtungen. a) Der Stoff, zu dem, was wir denken, sind sinnliche Anschauungen; diese sind nur dann wahr, wenn sie mit den Gegenständen, von denen unsere Sinne sie empfangen, eins sind etc. Schon hier also liegt das Kennzeichen der Wahrheit in der Einheit. b) Das erste Geschäft beym Denken besteht nun darin, dafs der Verstand die sinnlichen Anschauungen mit einander vergleicht, und diejenigen, an denen er ein und ebendieselben Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten entdeckt, unter eins fasst, d. h. unter einen Begriff bringt. Der Verstand also kann nicht einmal einen Begriff bilden, ohne durch Einheit. c) Das zweyte Denkgeschäft ist Urtheile zu bilden; (wie es geschieht, weifs der Leser) also auch Urtheile sind nur möglich durch Einheit. d) Das dritte Denkgeschäft ist Schlüsse zu bilden. Einen Schlufs kann die Vernunft nur dann machen unsere Leser wissen gleichfalls, wann, und wie. — Dadurch, dafs es ihr gelingt, etwas wirklich auf Einheit zu bringen, denkt sie richtig und findet sie Wahrheiten, Grundsätze und Wissenschaften. (Das alles findet sie also mit und in der blofsen *Form* an der Oberfläche?) e) Diese Einheit ist nicht nur bey jedem Denkgeschäfte nothwendig, sondern auch bey dem ganzen Zusammenhange unserer Gedanken überhaupt. Dieser ist nur dann wahr, wenn sich unsere Gedanken nicht widersprechen etc. — Dem zu folge kann also die Vernunft uns ihrer Natur nach nichts anders gebieten, als *strebe* nach *Einheit*. Und nicht allein in dem Wesen, das denkt, sondern auch in dem Gedachten liegt die Nothwendigkeit dieses Satzes. Zu die-

iesem letztern gehören auch die Wahrheiten der Religion. Diese tritt hier auf als der Dollmetscher der Natur und gebietet uns ebenfalls das: Streben nach Einheit. 5) Das Gesetz der Einheit liegt als Hauptgrundlage in der ganzen christlichen Religion. Diess erhellet aus a) b) und c) u. s. w.

Also die dem Sinne, dem Verstande und der Urtheilskraft dienende Vernunft soll die Quelle — und diese relative Einheit soll die des Sittengesetzes seyn. Sind dann nicht vielmehr Sinn, Urtheilskraft und Verstand dem Sittengesetz untergeordnet, und ist nicht die Einheit, die dasselbe gebietet, eine absolute? Und treffen wir nicht in dieser Ableitung *zwey* Einheiten zum wenigsten an — die eine im Denken, die andere im Gedachten, eine Vernunft- und eine Natureinheit, und überdem noch eine Einheit in der christlichen Religion? Allerdings hat der Vf. in der Natur und Vernunft Einheit geahndet, aber über der Vielheit, die er sah, hat er sie selbst nicht gesehen, und auch nicht sichtbar gemacht. Es ist die blosse Verstandeseinheit, die er hier und durchs ganze Buch hin, mit der absoluten Vernunfteinheit verwechselt. Von dieser Verwechselung zeugt auch die Anordnung und Verbindung aller einzelnen Theile. Auf die ermüdendste Art ist hier mit Hülfe römischer und arabischer Zahlen, des lateinischen, griechischen und hebräischen Alphabets coordinirt, subordinirt, dividirt und subdividirt bis zu den kleinsten Partikeln hinab. Immer hält sich die Darstellung in der Sphäre des Verstandes, nimmer in der Sphäre der Vernunft; es herrscht daher durch die ganze Schrift die vollkommenste Ideenlosigkeit neben der grössten Vollständigkeit alles dessen, was nur Sitten und Religion berührt, und vom blossen Verstande erreicht werden kann. Von einem System, das durch Organisation von innen heraus zur Einheit gebildet wird, ist hier keine Spur anzutreffen; der Leser findet bloss ein durch Aggregation vollzählich zusammengebrachtes Ganze, das allerdings wohl Predigern nützlich werden kann, aber nur solchen, die, wie der Vf. in der Vorrede sagt, eine umfassende und gedrängte Uebersicht aller Religionslehren wünschen; nicht auch denen, ob er gleich dieser Meynung ist, die durch die eigenthümliche Ansicht eines andern sich selbst eine Gelegenheit verschaffen wollen zu neuem Nachdenken, neuen Prüfungen und neuem Leben in der Behandlung der Religionslehren; denn durch die Brille des Dualismus, besonders je eigenthümlicher sie geschliffen ist, wird doch nie eine Ansicht möglich, die neben ihrer Eigenthümlichkeit Leben hätte, geschweige veranlassen oder geben könnte. Noch unbrauchbarer ist das Buch als Lehrbuch für solche, die zu einem wissenschaftlichen Nachdenken über die Religion geleitet werden sollen, denn wie könnte doch Geistlosigkeit, dergleichen hier ist, ein directes Erweckungsmittel für den Geist werden? Hier wird ja nirgends untersucht, oder das Resultat einer Untersuchung mit bestimmter Hinweisung auf dieselbe dargelegt, sondern bloss in tabellarischer Form aufgezählt und erklärt.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Memorabilien, den Predigern des neunzehnten Jahrhunderts gewidmet. Ersten* Bandes *zweytes* Stück. 1802. 364 S. 8.

Der Zweck und die Anordnung dieser Schrift ist bey der Anzeige des ersten Stücks (A. L. Z. 1802. Nr. 113.) aus einandergesetzt worden, und der Empfehlung, welche jene Anzeige begleitete, ist auch gegenwärtige Fortsetzung werth. Denn obgleich der innere Gehalt der einzelnen, von verschiedenen Verfassern herrührenden Abhandlungen verschieden ist: so gebührt doch allen das Lob, dass sie mit zweckmässiger und besonnener Rücksicht auf den Zeitgeist verfasst wurden. Einige haben überdiess durch die Darstellung selbst noch ein besonderes Interesse. — Auf dieses Interesse darf aber gerade der erste Aufsatz, welcher unter den *Abhandlungen* und *Kritiken* oben an steht, keinen Anspruch machen. *Es ist Bedürfniss der Zeit, bey dem Unterrichte der Katechumenen auf religiöse Zweifel und Spöttereyen über Religion und religiöse Gegenstände Rücksicht zu nehmen.* So lautet die Ueberschrift dieses Aufsatzes, welcher zwar viel Gutes und Wahres, aber auch zu viel Triviales enthält, und dem eine genauere Bestimmung der Begriffe, eine lichtvolle Anordnung und Entwickelung der Gedanken und die Präcision des Ausdrucks fast gänzlich mangelt. — II. *Von der Nutzbarkeit moralischer Tagebücher für Prediger. Eine Idee, dem neunzehnten Jahrhundert zur Vollendung übergeben.* Die Abhandlung ist von demselben Vf. (er hat sich *S . . . ch* unterschrieben); aber die Sprache ist kräftiger, und die Behandlungsart anziehender. Er hat hier ausgeführt, was Hr. *Crome* (*in den Materialien für alle Theile der Amtsführung* V. Band 2 Heft. S. 214.) sagte: „Jeder Prediger, vorausgesetzt, dass ihn ein guter Geist vor aller Aengstlichkeit und Schwärmerey bewahrt hat, sollte sich ein geheimes Tagebuch machen, und darin die Vorfälle seines Lebens treu und historisch wahrnehmen, und in der Verbindung von Ursache und Wirkung aufzeichnen." Im Ganzen genommen ist zwar (wie unser Vf. S. 240. bemerkt) diese Idee schon von Spener, Franke, Lavater u. a. benutzt worden, aber mehr in individueller Beziehung, als mit Rücksicht auf die Amtsführung, für welche man allenfalls nur ein Verzeichniss der abgehandelten Materien angerathen hat, damit man sich im Vortrage nicht zu sehr wiederhole. — Die *zweyte* Rubrik machen die *Miscellen* aus, diessmal Briefe und Brieffragmente zur näheren Kenntniss des Zustandes des Religions- und Predigtwesens im neunzehnten Jahrhundert. Mit vorzüglichem Interesse haben wir das Schreiben *von dem Synodus zu Herrnhut* 1801, und mit wehmüthigen Empfindungen den Brief *über den ehemaligen und jetzigen Zustand der Wissenschaften und religiösen Cultur in der Schweiz* gelesen. Der letzte enthält zugleich einen Auszug aus *Hottinger's* gehaltvoller Rede über den religiösen und literarischen Zustand Zürchs im achtzehnten Jahrhundert, welche bey der letzten Bücheraustheilung an die studierende Jugend des Carolinum gehalten wurde, bey einem ehemals so fröhlichen

chen Feste, das aber jetzt *die Todtenfeyer des unter den Zürchern verblühten wissenschaftlichen Flors* anzukündigen schien. — Die *letzte* Rubrik enthält *Casualreden* und *Predigten*. Die erste derselben *über den 148 Psalm* steht an Gedankenfülle und erwärmendem Vortrage der zweyten weit nach, worin Hr. *Rischmüller* bey der Trauung einer nahen Verwandtin, sehr gut und zweckmäsig *von der Ausbildung des Charakters in der Ehe* gesprochen hat.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Strasburg, b. Eck: *Archives de l'art des Accouchemens, considéré sous ses rapports anatomique, physiologique et pathologique.* Recueillies dans la littérature étrangère par *J. J. Schweighäuser*, Docteur en medecine. *Tome second*, ou troisième et quatrième livraison. 1802. u. 1803. 251 S. 8.

Wie es auf dem Umschlage heisst, so wird diese Zeitschrift (wovon wir die ersten beiden Hefte in Nr. 191. Jahrg. 1802. angezeigt haben) mit diesen zwey Heften geschlossen. Es ist wirklich sehr zu bedauern, dass der verdiente Herausg. nicht genugsam unterstützt worden ist, um ein Werk fortsetzen zu können, das die Franzosen nach und nach mit der ausländischen geburtshülflichen und medicinischen Literatur, worin sie (so wie in mehrern andern Fächern der Literatur so sehr zurück sind), bekannt gemacht haben würde. Wir zeigen die Aufsätze dieses zweyten Theils an, unter welchen ein paar von dem Herausgeber auch deutschen Geburtshelfern bekannt zu werden verdienen. 1) *Ueber das Verhältniss des Kaiserschnitts und der Enthirnung zu einander*, aus einem Aufsatze von D. *W..n* in D. *Martens* Paradoxien. 2) *Bemerkungen über geburtshülfliche Operationen überhaupt, und über die des Kaiserschnittes und der Zerstückelung*, von dem Herausgeber, (sehr gute und richtige Grundsätze, die den Aufsatz Nr. 1. hinlänglich berichtigen.) 3) *Ueber die Gebäranstalten und Findelhäuser in Europa*, ein Auszug aus der in unsern Blättern angezeigten Diss. von *Schlegel*. 4) *Regeln über die Wegnahme der Nachgeburt* (die wohl mancher Einschränkung bedürften) aus *Saxtorphs* Hebammenbuche. 5) *Erste Versuche mit der Kuhpockenimpfung in Strasburg*, von dem Herausgeber. Der Erfolg war, wie überall, günstig. 6) *Ueber die erste Erscheinung des Monatlichen, den Zeitpunkt der Empfängniss und über die krankhaften Zufälle während der Schwangerschaft*, aus *Osianders* Denkwürdigkeiten etc. 7) *Ueber die Geburtshülfe in Lissabon*, ebendaher. 8) *Ueber die Geburten der Europäerinnen und Indianerinnen in Batavia*, ebenfalls aus *Osianders* Denkwürdigkeiten. 9) *Anzeige der neuerlichst gemachten Kaiserschnitte.* 10) *Ueber die Gleichgültigkeit der öffentlichen Gewalten in Strasburg in Rücksicht des Hebammenunterrichts.* (Fortsetzung) Hr. *Schweighäuser* ist wirklich auf eine ganz unbegreifliche Art behandelt worden! 11) *Neueste Bibliographie.* 12) *Untersuchungen über die Beschaffenheit und Bestimmung der Schoosbeinvereinigung*, von dem Herausgeber; (ein sehr interessanter Aufsatz, dessen Lectüre keinem Anatomen und Geburtshelfer gereuen wird). 13) *Systematisches Verzeichniss der in die Geburtshülfe einschlagenden Schriften der Jahre 1785—1800.* Aus *Erschens* Repertorum der Literatur. 14) *Zustand der Geburtshülfe zu Anfang des 19ten Jahrhunderts.* Aus *Sprengels* kritischer Uebersicht des Zustandes der Arzneykunde etc. Sehr zweckmäsig ist es, dass der Herausgeber durch diese literarischen Uebersichten selbst aus den wenigen Heften seiner Zeitschrift ein ziemlich geschlossenes Ganzes gemacht hat.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Hildburghausen*, b. Hanisch: *Verordnung, wie es mit der Obstzucht auf Gemeinheiten gehalten werden soll.* Eine Beylage zu jedem Gemeindebuch obstarmer Dörfer. 1801. 2 Bog. Fol. (3 gr.) Ein wahres Glück unserer neuen Zeit, da fast alle Gegenden durch den schweren Krieg gedrückt worden, ist es unstreitig, dass fast überall der unsägliche Nutzen des Obstbaues, zumal auf dem Lande, mehr als sonst erkannt wird, und die Obstcultur so schnell, als andere Gewerbswissenschaften, fortschreitet, zumal wenn Obrigkeiten dieselbe begünstigen, und möglichst befördern. Gegenwärtige schöne Verordnung, die von einem wahren Sachverständigen entworfen ist, giebt wieder davon einen deutlichen Beweis. Sie enthält in 22. §§. alles, was die gute Sache in Aufnahme zu bringen vermag. Die Grundlage, eine wohlbesorgte *Communbaumschule*, ist zweckmäsig angegeben, und es wird zugleich dieses Gute mit erzielet, dass einst das Dorf lauter Bewohner bekommt, die des Obstbaues kundig sind. — Neben dem eigens dazu bestellten öffentlichen Baumwärter wird der Pfarrer des Orts oder der Schullehrer, wenn sie thätige würdige Männer sind, den Unterricht und die Anweisung in der Manipulation mit Vergnügen übernehmen. Nur ist dabey auch nicht zu vergessen, dass der Schullehrer, der so häufig auf dem Lande eine kümmerliche Besoldung hat, und seine Nebenzeit öfters zu einer Profession oder Handthierung, um sein schmales Stück Brod zu gewinnen, anwenden muss, verhältnissmäsig entschädigt werde, welches hierbey füglich mit erzogenen jungen Bäumen, oder mit einem Stück der Baumschulanlage geschehen kann. Eine fernere Hauptfodernis ist ein tüchtiger und rechtschaffener Mann zum *Baumwärter*, dem zugleich die Feldpolizey in allem, was nur irgend die Aufsicht über das Baumwesen und die Obstcultur betrifft, anvertrauet werde, und den Flurschützen unter sich habe. An einem solchen Manne liegt sehr viel. Uebrigens sind alle Punkte dieser Verordnung bestens ausgedacht, und es ist nur zu wünschen, dass genau darüber gehalten werde.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 4. Februar 1803.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Erlangen, b. Palm: *Handbuch des deutschen gemeinen Processes, in einer ausführlichen Erörterung seiner wichtigsten Gegenstände*, von Hofr. u. Prof. *Gönner* zu Landshut. *Erster* Band. 1801. 519 S. *Zweyter* Band. 1801. 487 S. *Dritter* Band. 1802. 462 S. 8. (Jeder Band 1 Rthlr. 20 gr.)

Der durch mehrere Schriften, namentlich auch über processualische Gegenstände, bereits rühmlichst bekannte Vf. hat sich durch dieses Werk ein neues, bleibendes Verdienst um die Berichtigung der Theorie des Processes erworben. Es war nicht seine Absicht, einen Commentar über ein vorhandenes Lehrbuch zu schreiben, sondern nur *alle* wichtige Sätze des gemeinen Processes wollte er einzeln erörtern, und dieses Unternehmen ist ihm bis jetzt im Ganzen trefflich gelungen. Seine Aufsätze zeugen von eindringendem Scharfsinne und ausgebreiteter Gelehrsamkeit; die Schreibart ist fliesend, und die Darstellung voll Klarheit. Die vorliegenden drey Bände fassen 43 einzelne Abhandlungen, und mit dem *vierten* Bande soll das Werk zuverläsig sich schliessen; eine Zusage, deren Vollziehung wir um so mehr bedauern müssten, da der ursprüngliche Plan des Vfs., *alle* wichtige Sätze des gemeinen Processes erörtern zu wollen, damit wohl nicht bestehen könnte.

Gleich ist übrigens die Behandlungsart nicht durchaus. In dem *ersten* Bande beschäftigt sich jeder Aufsatz fast immer nur mit einem einzelnen Satze, und auf diesem Wege wird der Gebrauch des Werkes überaus erleichtert: in dem *zweyten* und *dritten* Bande hingegen sind nicht selten ganze Materien in eine Abhandlung zusammen geschmolzen, und dadurch ist denn unvermeidlich der doppelte Misstand veranlasst worden: einmal, dass ganz gewöhnliche Sätze, die in jedem Lehrbuche sich finden, und hier als bekannt voraus zu setzen waren, aufgenommen werden mussten, und dann, dass man nun genöthigt wird, mehrere Bogen durchzulesen, um diejenigen Bemerkungen, die eigentlich und allein Interesse haben, aufzufinden. Die Numern: 30. Beyträge zur Lehre vom ersten Verfahren im ordentlichen Processe — 32. Revision des Begriffs vom Beweise mit den daraus abzuleitenden allgemeinen Grundsätzen — 38. Darstellung der Lehre von Rechtsmitteln insonderheit gegen Urtheile im Allgemeinen — 39. Von den Wirkungen der Appellation — können hier als Belege dienen.

Dass ausserdem in einem Werke der Art nicht alle Aufsätze von gleichem inneren Werthe und Interesse seyn können, liegt in der Natur der Sache. So lohnte es sich wohl nicht der Mühe, in Nr. 7. *Der peinliche Process macht keinen Theil des gemeinen Processes und muss von diesem Rechtstheil ganz getrennt werden* — viele Worte zu verlieren; nicht zu gedenken, dass die Behauptung an und für sich selbst, zumal bey der einmal bestehenden Einrichtung der akademischen Vorlesungen, wohl schwerlich je allgemeinen Beyfall finden wird. Nr. 12. *Allgemeine Grundsätze von den streitenden Theilen* — enthält nur bekannte Sätze, und bey Nr. 13. *Ueber die wesentlichen Bestandtheile des gerichtlichen Verfahrens* — ergiebt sich das Resultat, dass man am Ende um Worte gestritten hat. Wenn in Nr. 14. *von den Formalitäten und den Folgen ihrer Vernachläsigung auf die Gültigkeit der Handlungen im gerichtlichen Verfahren* — das Princip zum Grunde gelegt wird, dass, so oft die Gesetze einer gerichtlichen Handlung eine gewisse Form vorschreiben, die Nichtbeobachtung dieser Form die Nichtigkeit der Handlung auch selbst dann nach sich ziehe, wenn gleich das Gesetz die Nichtigkeit der Handlung nicht als Folge der unterlassenen Formalität ausdrücklich erklärt hat: so liegt diese Behauptung mit allgemeinen Rechtsbegriffen so auffallend im Widerspruche, und ist darneben in ihren Folgen so gefährlich und zerstörend, dass der Vf. den Beyfall der Sachverständigen wohl nie erwarten kann. Die in Nr. 15. *Ueber den Gerichtsstand einer geführten Verwaltung* — ausgeführte Meynung, dass der Kläger dort sein Recht nicht verfolgen *müsse*, sondern dass er die Wahl habe, ob er aus einer geführten Verwaltung bey dem ordentlichen Richter des Beklagten, oder in dem befreyten Gericht der geführten Administration klagen wolle, läst sich mit den Gesetzen nicht vereinigen. Nr. 17. *Allgemeine Grundsätze von der Thätigkeit des Richters bey Verhandlung eines Rechtsstreits* — bleibt ganz bey allgemeinen Sätzen stehen, und verschafft durchaus keine neue Ansicht. Dass nach Nr. 29. *Benennung des Auctors, Litis-denunciation, Intervention, Adcitation* — die Benennung des Auctors auch bey allen persönlichen Klagen zuläsig seyn soll, wird wohl Niemand glauben, der erwägt, dass, so bald Jemand aus seiner eigenen Handlung belangt wird, es, wenn auch gleich der Befehl eines Dritten zu jener gekommen seyn sollte, Object richterlicher Prüfung und Erkenntniss werden muss, ob und wie weit der Beklagte aus seiner Handlung benannt sey — Eben so hat die Lehre von der Litisdenunciation wohl nicht an Klarheit und Bestimmtheit gewonnen, wenn hier die von einigen Schriftstellern aufgestellte Behauptung, dass Litisdenunciation im eigentlichen Sinne auf Evictionsfälle nicht

nicht zu beschränken sey, erneuert wird. Nicht wenig überraschend ist es, wenn man in Nr. 39. *Von den Wirkungen der Appellation* — liest: irrig und gefährlich sey es, unter den Wirkungen der Appellation aufzuzählen, dass sie die Sache in den Zustand versetze, in welchem sie vor der Kriegsbefestigung war; und in Nr. 40 *Prüfung der Sachen, worin Appellationen gewöhnlich für unzuläsig ausgegeben werden* — wird der Freyheit zu appelliren offenbar gegen die Natur der Sache und gegen die bestehenden Gesetze ein zu weiter Spielraum angewiesen.

Doch diese wenigen Erinnerungen sollen nur zum Beweise der Aufmerksamkeit dienen, mit welcher wir dieses Werk durchgelesen haben. Durch Widerspruch, besonders in der Form und mit der Gründlichkeit, wie hier, vorgetragen, gewinnt nothwendig das Reich der Wahrheit an neuem Felde, und der Begriff von Wichtigkeit ist in vielen Fällen so sehr relativ, dass dem Einen dasjenige überaus interessant scheint, was nach der Ansicht des Andern füglich mit Stillschweigen hätte übergangen werden können.

Aber berühren müssen wir billig nun doch noch einige derjenigen Aufsätze, die nach unserer Ueberzeugung vorzüglich sich auszeichnen, und der Wissenschaft reinen Gewinn geben. Gleich Nr. 1. *Von der landesherrlichen Gewalt in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, ihren Einschränkungen und dem daraus fliessenden ausserordentlichen Rechtsmittel des Recurses an den deutschen Landesherrn* — ist voll treffender Bemerkungen, und sehr richtig wird als allgemeiner Grundsatz aufgestellt: Wir haben die landesherrliche Gewalt in Justizsachen als *Regel*, nur ist sie in der Ausübung so beschränkt, dass 1) der gerade Justizlauf nicht gehemmt, 2) jeder Rechtsstreit ordentlich besetzten Gerichten zur Entscheidung überlassen, und 3) das landesherrliche Cabinet nicht zu einem Justizhofe umgeschaffen werde. Wenn hingegen weiter unten der Vf. behauptet, es sey in den Werken über den gemeinen Process eine wesentliche Lücke, wenn sie von dem *Recurs an den Landesherrn*, als einem ausserordentlichen Mittel, Rechtsverletzungen von sich abzuwenden, *ganz* schweigen: so scheint diess mit seinem eigenen Systeme im Widerspruch zu liegen, da er selbst sehr bündig und überzeugend ausführt, dass der Landesherr auf den Rechtsstreit als solchen, und in so weit von den rechtlichen Verhältnissen der Partheyen unter einander die Rede ist, durchaus nicht wirken könne. — Sehr lehrreich sind die Resultate, die in Nr. 6. *Geist des ganzen gerichtlichen Verfahrens, als Grundlage zum allgemeinen Theil der Theorie des deutschen gemeinen Processes* — dahin gezogen werden: A. Nicht bloss der ordentliche Process, sondern auch alle summarische Processarten sind in allen Theilen auf den Grundsatz berechnet, dass der Richter durch seine Verfügung erst die wechselseitige Vertheidigung der Rechte unter beiden Partheyen (Verhandlungen) einleitet, ehe er in der Verfahrungsart oder in der Hauptsache eine unabänderliche Bestimmung der Rechte in Ansehung des streitigen Gegenstandes giebt. B. Die Art, Verhandlungen einzuleiten, ist zweyfach, entweder geschieht es *ausdrücklich*, oder *stillschweigend* — *gerade zu* oder *mittelbar* (*directe vel indirecte*); jenes durch Auflegen einer Verhandlung, dieses durch Mittheilung dessen, was ein Theil vorgebracht hat, an seinen Gegentheil. Im letzten Fall ist er in den Stand gesetzt, seine Rechte zu vertheidigen, und es wird für einen Verzicht mit Grund angenommen, wenn er hierauf die Vertheidigung unterlässt. Beide Arten sind aber nicht wesentlich, sondern nur in ganz zufälligen Dingen von einander verschieden, und bringen allenthalben gleiche Wirkungen hervor. — Musterhaft ist die Ausführung in Nr. 26. *Berichtigung des Begriffs der Justizsachen in Deutschland, und Darstellung des Verhältnisses der gesetzgebenden, vollziehenden und richterlichen Gewalt gegen einander, in Beziehung auf Justizsachen, als Beantwortung der Frage: welche Gegenstände zu den Justiz- oder Polizeysachen zu rechnen seyen?* — Auf das Detail uns einzulassen, würde hier zu weit führen; nur dieses wollen wir noch auszeichnen, dass der Vf. am Ende seine Ideen dahin zusammen zieht: Im Ganzen wird zum wirklichen Daseyn eines Rechtsstreites erfodert: A. am *Objecte*, dass von einer *Rechtsverletzung* die Rede ist; B. an *Subjecten*, 1) einer, welcher ein Recht in Anspruch nimmt, 2) ein anderer, wider welchen es in Anspruch genommen wird, also *zwey streitende Theile*; 3) eine vom Staat zur Entscheidung der Streitigkeiten öffentlich aufgestellte Person, *ein Richter*, dessen Hülfe der Kläger auffodert. C. An *Handlungen*, die Auffoderung der richterlichen *Gewalt, Klage über verletztes Recht*. So lange es an *einem dieser* Stücke mangelt, so lange ist ein Fall keine Justizsache, obgleich damit keineswegs ausgesagt ist, dass ein Fall, welcher im Mangel dieser Erfodernisse *noch zur Zeit* Justizsache nicht ist, nach diesen sämmtlichen erfüllten Voraussetzungen nicht Justizsache *werden* könne. — Die Aufsätze Nr. 33. *Vom anticipirten Beweise* — Nr. 34. *Vom Gegenbeweise insbesondere von der Zulässigkeit eines Gegenbeweises wider einen Gegenbeweis* — Nr. 35. *Von Augenschein und Kunstverständigen* — sind reich an Ideen zur Berichtigung der Theorie und Praxis. — Mit besonderem Interesse las Rec. Nr. 37. *Vollständige Untersuchung über das Verhältniss der Instanzen in Deutschland.* — Nur zur Probe mögen folgende Grundsätze hier stehen: 1) Das Justizwesen in allen Theilen des deutschen Reichs ist nach seiner Natur und den Gesetzen ein Gegenstand der Reichsgrundgesetzgebung, und in Grundsätzen von der landesherrlichen Gesetzgebung nicht abhängig. 2) Als Limitation dieser Regel ist anzusehen: das Justizwesen in einzelnen Territorien ist der landesherrlichen Disposition in so weit überlassen, als nichts an den durch Reichsgrundgesetze aufgestellten Grundsätzen abgeändert wird. 3) Natur der Sache, Geist der deutschen Staatsverfassung, deutliche Reichsgrundgesetze erheben den Satz zum allgemein gültigen Grundsatz: es soll in allen Theilen des deutschen Reichs ein Untergericht und ein Obergericht angeordnet seyn, von welchem letzten die Berufung an eines der höchsten Reichsgerichte, oder an eines ihrer Surrogate in

der

der letzten Instanz statt findet. — Gerade in dem gegenwärtigen Augenblick, wo mit zerstörender Hand so manche bisher bestandene Einrichtungen wieder zerrissen werden, verdient dieser Aufsatz die ernsteste Erwägung der Machthaber, da, falls ihnen anders die Erhaltung der öffentlichen Ordnung am Herzen liegt, nichts ihnen wichtiger seyn kann, als zweckmäsige Organisirung der Justizpflege. — Die *Darstellung der Lehre von Rechtsmitteln insonderheit gegen Urtheile im Allgemeinen* (Nr. 38.) — giebt zwar Stoff zu einer Menge Einwendungen an die Hand, stellt aber doch so viele und so folgenreiche neue Ansichten auf, dass jeder Liebhaber der Wissenschaft solche mit Vergnügen und Nutzen studiren wird. — Nr. 41. *Vom Bescheide des Unterrichters auf eine bey demselben eingelegte Appellation* — verbreitet über eine Lehre sehr vieles Licht, die bisher noch sehr im Dunkeln lag. — Endlich in Nr. 43. *Ueber Ordinationen* — werden folgende Bestandtheile dieser Art richterlicher Erkenntnisse sehr zweckmäsig angegeben. Sie sind 1) *ein Befehl des Richters auf einseitige Vorstellungen.* Als Ausspruch des Richters in einer Streitsache entstehen sie durch eine Art der richterlichen Reflexion; als richterliche Bestimmung auf einseitige Vorstellungen einer Parthey entfernen sie sich von eigentlichen Urtheilen, und nähern sich den Mandaten; es wird nach diesem Verhältniss ein besonderer Grund erfodert, wenn sie in Rechtskraft überzugehen qualificirt seyn sollen. 2) Durch sie bestimmt der Richter das Rechtsverhältniss unter den Partheyen *über die Streitsache selbst.* Hierdurch unterscheiden sie sich von Prälocuten und simpeln Dekreten, und von Provisionalverfügungen. Bey Ordinationen ist allemal der Zweck, den Streit selbst durch eine auf den *Streitgegenstand* wirkende, ihn *erschöpfende* Verfügung zu beendigen, nichts provisorisches, sondern etwas peremtorisches unter den Partheyen festzusetzen. 3) Durch Ordinationen sucht der Richter das Rechtsverhältniss unter den Partheyen *ausser und an Statt der gewählten Procesfsart* zu bestimmen. 4) Durch eine Ordination soll *der Streit in seiner Entstehung gehindert* werden, welchen der Richter, so bald der Ordination Genüge geleistet wird, für überflüsig erkennt. —

Nach allen diesen Bemerkungen rechtfertigt sich dann der Wunsch von selbst, dass das Werk fleisig fortgesetzt werden, und in die Hände vieler Rechtsgelehrten kommen möge. —

Wien: *Abhandlung über die Gewährleistung nach dem Geiste des gemeinen Rechtes.* Herausgegeben von *Johann Haubtmannsberger*, bey Gelegenheit seiner Vertheidigung der beygefügten Sätze aus sämmtlichen Rechts- und politischen Wissenschaften, zur Erlangung der Doctorswürde auf der hohen Schule zu Wien. 1802. 154 S. 8.

Diese Abhandlung zerfällt in folgende sechs Abschnitte: I. Von dem Begriffe und den rechtlichen Gründen der Gewährleistung überhaupt. II. Von den rechtlichen Gründen der Gewährleistung insbesondere. III. Von den weiteren Erfodernissen der Gewährleistung. IV. Von der Litisdenunciation. V. Von den Rechtsmitteln bey Evictionsfällen. VI. Von dem Verluste des Regresses. — Keine neue Aufklärungen des bearbeiteten Gegenstandes, ja nicht einmal eine vollständige Zusammenstellung desjenigen, was über letzteren bereits geliefert worden ist, darf man hier suchen, da der Vf. nur die gewöhnlichen Commentatoren über die Pandecten benutzte, hingegen neuere Schriften, und besonders kleinere Abhandlungen über einzelne Zweige der behandelten Lehre nicht gekannt zu haben scheint. Als Probearbeit eines jungen Mannes ist jedoch der Aufsatz empfehlenswerth, und dient um so mehr zum vollgültigen Beweise, dass der Vf. mit grossem Fleisse und glücklichem Erfolge der Rechtswissenschaft sich widme, da die bearbeitete Materie allerdings den schwierigen beygezählt werden muss.

Leipzig, b. Göthe: *Responsorum ad quaestiones ex jure vario, civili imprimis, feudali et judiciario dubias, per sententias a Collegio ICtorum Lipsiensium latas illustratorum* Volumen I. *Quod generalia ad processum judiciarium et ad statum familiae pertinentia continet.* D. *Henr. Gottfredi Baueri*, Domini hereditarii Stötteritzii et Zoerbitzii, Eccl. Cathedr. Merseburg. Capit. Sereniss. Saxon. Elect. a Consil. Provocat. Supr. Cur. Prov. Assess. Fac. Jurid. Ordinarii et Collegii Duc. Min. Sodal. 1801. 200 S. 8. Volumen II. *Quod potissimum ad jura pertinet, quae ex conventione prodeunt.* 1801. 275 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Das Publicum hat dem verdienstvollen Vf. sehr dafür zu danken, dass er sich entschloss, einen Theil seiner rechtlichen Gutachten, besonders in so zweckmäsiger Form, durch den Druck bekannt zu machen. Man findet nämlich hier nicht weitläuftige Geschichtserzählungen; nicht Zweifels- und Entscheidungs-Gründe in steifem Facultäts-Stile zusammengestellt; nicht ganze Reihen aufgeraffter Allegate; sondern einzelne Rechtssätze, aus den Gesetzen, oder aus allgemeinen Principien kurz entwickelt, und grösstentheils durch die beygefügten Erkenntnisse der Juristen-Facultät zu Leipzig erläutert. *Leysers* Manier in seinen Meditationen hat dem Vf. sichtbar zum Muster gedient, und kein Unbefangener wird es misskennen, dass er in der Nachahmung sehr glücklich war. Auf das sächsische Particularrecht ist zwar durchaus vorzüglich Rücksicht genommen, so dass das Werk besonders in Sachsen, und vorzugsweise in Kursachsen jedem Geschäftsmanne überaus brauchbar seyn wird; allein das gemeine Recht ist dann doch auch nicht übersehen, und in dieser Beziehung wird daher die Sammlung auch ausser Sachsen mit Vortheil benutzt werden können.

In dem *ersten* Bande sind zwey ältere Abhandlungen des Vfs. *de matrimonio conscientiae* nämlich, und *de marito fundi dotalis domino*, die schon längst sich vergriffen hatten, abgedruckt; dann folgen die einzelnen

nen Aufsätze, deren Zahl in den vorliegenden zwey Bänden auf nicht weniger als *Hundert und Einen* sich beläuft. Schon aus dieser Reichhaltigkeit werden unsere Leser von selbst auf den Schluss geleitet werden, dass man hier keine weitläufige Ausführungen bestrittener Rechtsmaterien, sondern, wie schon gesagt, bloss einzelne Sätze, kurz aus den Gesetzen erläutert, und mit ergangenen Erkenntnissen bestärkt, zu suchen habe. Eine Aufzählung der behandelten einzelnen Materien würde demnach hier eben so zweckwidrig, als das Bestreiten einzelner aufgestellter Sätze seyn. Scharfsinn und Gelehrsamkeit leuchten auch hier, so wie aus allen Schriften des Vfs. hervor; nur würde freylich bey weitem der gröfste Theil der einzelnen Abhandlungen noch ungleich belehrender, und mithin auch nützlicher seyn, wenn der Vf. mit der Cultur der Rechtswissenschaft gleichen Schritt gehalten, und die Bemerkungen neuer Schriftsteller benutzt hätte.

Ob die Sammlung fortgesetzt werden soll, darüber ist in den vorliegenden beiden Bänden nichts gesagt; in jedem Falle aber wird ein Register zur Erleichterung des Gebrauchs des Werks nothwendig werden.

KINDERSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Barth: *Vorbereitung zur Moral und Religion für Kinder von neun bis zwölf Jahren.* 1802. 108 S. 8. (8 gr.)

Unter einer *Vorbereitung* zur Moral und Religion für Kinder würden wir einen solchen Unterricht verstehen, durch welchen die Anlage des Kindes zu moralischen und religiösen Begriffen in vorgelegten der Fassungskraft der Lehrlinge angemessenen Fällen, es sey nun Gesprächs- oder Erzählungsweise, entwickelt würde; und ein solcher Unterricht kann, welcher Art des Vortrags oder welcher Lehrmethode man auch dabey folgen mag, gar wohl in Ansehung der Lehrgegenstände selbst einen systematischen Gang nehmen, ob er gleich den Lehrlingen selbst durch Kunst unbemerklich gemacht werden kann. Ein solcher Unterricht ist nun die gegenwärtige Schrift nicht. Sie umfasst weder alle moralischen und religiösen Begriffe, die sie zum Behuf einer künftigen förmlichen Tugend- und Pflichtenlehre erklärte, noch sind die, deren Erklärung sie enthält, planmäfsig geordnet; vielmehr liefert sie blofse Bruchstücke über einzelne Gegenstände der Sitten- und Religionslehre, weshalb sie zum Gebrauch in Schulen nicht geeignet ist. Wohl aber kann sie Kindern als eine Privatlectüre in die Hände gegeben und in dieser Hinsicht, so gut wie schon mehrere andere dergleichen Kinderschriften, empfohlen werden. Ohne ins ekelhaft Kindische zu fallen, ist der Vortrag für die Kinder von dem angezeigten Alter fasslich und die Sachen sind richtig. Die Formen, in welche der Vf. seine Lehren eingekleidet hat, sind abwechselnd Gespräche und Erzählungen und die aus diesen beiden gemischte. Der Stücke, die hier vorkommen, sind 12. Ueber den Stolz; das Tagebuch; die verschiedenen Stände; (es sind bloss der Bauer, der Edelmann und der Gelehrte; *dieser* Aufsatz hätte wegbleiben können, da sein Inhalt nicht zum Zwecke dieser Schrift passt und auch *nicht mit* Rücksicht auf diesen bearbeitet ist, überdiess *den Kindern* eine unrichtige und unvollständige *Kenntniss* von dem, was die Ueberschrift anzeigt, gewährt); weiser Gebrauch der Zeit; die Feyer des Geburtstags; Louise wird gut; über die Bestimmung des Menschen; von dem Verhalten gegen den Nächsten; von der Religion; von Gott; von der geistigen Verehrung Gottes; von der künftigen Glückseligkeit.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Lübben*, b. Gotsch: *Von den Krankheiten des Ohres und der damit oft verbundenen Harthörigkeit.* Eine Haustafel für alle Stände, von D. *Chr. Fr. Bened. Ettmüller*, Amts- Land- und Stadtphysikus und ausübenden Arzt in Jüterbogk. 1802. 1 Bog. (2 gr.) Rec. kann bey seinem allgemeinen Unglauben an das Verdienstliche der Volkstafeln über Krankheiten einzelner Theile am wenigsten der vorliegenden Haustafel seinen Beyfall geben, da es derselben durchaus an Zweckmäfsigkeit, Ordnung, Vollständigkeit und Richtigkeit fehlt. Schon in der Beschreibung des Ohrs findet man dieses hinreichend bestätiget, und unmöglich kann der Laye durch dieselbe einen Begriff von der Organisation des Ohrs bekommen. Hier nur eine Stelle: „Das Ohr „besteht aus einem Canal von verschiedener Weite, der von „der äusseren Seite des Kopfs anfängt, durch das Schlafbein „fortgeht, und sich theils nach dem Rachen, der die Eustachische Trompete heisst (!?), theils in das Innere des Schlafbeins fortsetzt und mit vielen kleinen in mannigfaltiger Richtung gekrümmten Canälen, Fächern und Höhlen in die genaueste Verbindung tritt." — Auch aus der Beschreibung der Krankheiten des Ohrs und der Gehörorgane, würde Rec. mehrere Belege zur Rechtfertigung obigen Urtheils anführen können, wenn es der Mühe werth wäre.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 5. Februar 1803.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, in d. Dieterichischen Buchh.: *Thornton über die Natur der Gesundheit, und die Gesetze des Nerven- und Muskelsystems.* Nach der dritten Auflage der englischen Urschrift in einer zweckmässig abgekürzten Verdeutschung, mit einigen Anmerkungen begleitet, herausgegeben von D. *Theodor Georg August Roose*, Prof. zu Braunschweig. 1801. XVI. u. 526 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Das Original dieser Schrift, die in vier Bänden unter dem Titel: *Medical extracts on the nature of health, and the laws of the nervous and fibrous Systems. With practical observations. By a friend of improvements*, erschien, hat Rec. nicht zu Gesichte bekommen. Es war für Leser aus allen Classen bestimmt, und enthielt zu diesem Behufe nicht bloss eine Menge Erläuterungen der ersten Anfangsbegriffe der Arzneywissenschaft für den blossen Layen, sondern auch allerhand Erzählungen, Gedichte, Digressionen aller Art, die für das gemischte Publicum berechnet waren. Alles diess liess Hr. R. in der vorliegenden Uebersetzung grösstentheils weg, und behielt überhaupt bloss das, was für den Arzt ein Interesse haben konnte, bey. Aber auch in dieser Gestalt ist die Schrift immer noch ein sonderbares Gemenge von sehr heterogenen Dingen, und mehr zur Unterhaltung als zur Belehrung des wissenschaftlichen Arztes eingerichtet. *Thornton* ist bekanntlich einer der eifrigsten Vertheidiger der Anwendung der pneumatischen Chemie auf die Medicin. Diese Schrift enthält mannigfaltige Belege davon, und gehört von dieser Seite in eine Classe mit *Beddoes*, *Rollos* und anderer Engländer Schriften. Mit diesen chemischen Erklärungen sind nun Brownische und Darwinische Sätze auf das innigste amalgamirt, und das Product ist ein System über Leben und Gesundheit ungefähr wie das Girtannersche. Eigentlich Neues wird daher der deutsche Arzt in dem dicken Bande wenig finden; die meisten Ansichten und Ideen sind in Deutschland längst bekannt, und von allen Seiten beleuchtet und geprüft worden; und wir dürfen wohl hinzusetzen, dass einige unserer bekannten Schriftsteller in ihren chemischen Erklärungen weit grössere Gründlichkeit gezeigt, und ausserdem manche neue Thatsachen aufgestellt haben, die dem Vf. dieser Schrift noch unbekannt sind. Indessen liest man bey dem lebhaften Vortrage des Vfs. manches hier gerne noch einmal, und ergötzt sich an dem neuen Gewande, in welchem es hier erscheint. Wenn man von der einen Seite auf die gründliche Belehrung, welche die strenge wissenschaftliche Form mit sich führt, Verzicht leisten muss: so wird man von der andern Seite durch die Mannigfaltigkeit und Abwechselung entschädiget, und wo man eine den Gegenstand erschöpfende Behandlung entbehrt, trifft man wenigstens irgend eine interessante Anekdote, Erzählung, Thatsache, irgend eine treffende Bemerkung an, die immer willkommen ist, wenn man sie auch gleich nicht immer da, wo sie steht, erwartete. Von dieser Seite wird das Buch immer seine Liebhaber finden, wie es dann in England, nach der schnellen Folge der Ausgaben zu schliessen, seine Leser reichlich gefunden hat. Sehr oft führt der Vf. grössere Stellen aus den vorzüglichsten Schriften, die er benutzt hat, wie aus Brown, Beddoes, Darwin, Hunter u. a. mit den eigenen Worten der Verfasser an. Diess bringt zwar einige Ungleichheit in den Vortrag, dient aber auch nicht selten ihn zu heben, und fällt weniger bey einem Werke auf, das seiner ganzen Anlage nach mehr Compilation ist. Um den Geist dieses Buchs noch kennbarer zu machen, will Rec. das wichtigste seines Inhalts kurz ausheben.

Den Anfang des Werks macht eine Abhandlung betitelt *die Fortschritte der Chemie.* Hier ist nun besonders auch von den Fortschritten der Anwendung der Chemie auf Arzneywissenschaft die Rede, z. B. von den Räucherungen mit Salpetersäure, von der Behandlung der Leber-Entzündung in heissen Climaten, von der Cur des Typhus durch Salpeter nach *Woods* Methode, wodurch das Lebensprincip so schnell ersetzt werden soll, als es durch den gewaltsamen Reiz des Ansteckungsgiftes verzehrt wurde, und mit Bierhefen nach *Cartwright*, der seine Kranken im höchsten Stadium des Faulfiebers wie durch einen Zauber dadurch gerettet haben will, durch welche Behandlungsart das ansteckende Gift verbessert werde, vom Scharbocke und seiner Behandlung mit Zitronensäure von *Thornton* selbst, und mit einer Auflösung von Salpeter in Weinessig von *Patterson*, nebst den bekannten chemischen Erklärungen, von Anwendung der verschiedenen Gasarten in Krankheiten etc. Dann folgt in der *ersten Abtheilung eine Uebersicht der pneumatischen Chemie. Die zweyte Abtheilung handelt von der Einwirkung des Sauerstoffgases auf den thierischen Körper.* Die Versuche, welche hier zum Erweise des Sauerstoffgehaltes des arteriellen Blutes angeführt werden, sind so ganz die nämlichen wie die Girtannerschen, dass Rec. geneigt ist zu glauben, dass sie von diesem, obgleich er nicht dabey genannt ist, entlehnt sind. In Hinsicht auf diese Quelle werden sie schon ver-

verdächtig, und haben überdiess noch innere Unwahrscheinlichkeit. Interessant sind im VIII. Abschnitte dieser Abtheilung die Bemerkungen über das Gleichgewicht zwischen der Verdauung und der Säurung des Blutes. *Spalding*, der viel Versuche mit der Taucherglocke anstellte, bemerkte, dass wenn er Kost aus dem Thierreiche genossen, oder gegohrene Flüssigkeiten getrunken hatte, er die Luft in der Glocke bey weitem schneller verzehrte, als er es that, wenn er bloss Pflanzenspeisen und Wasser zu sich nahm. Aus diesem wechselseitigen Verhältnisse der Aufnahme der verbrennlichen Substanzen in den Darmkanal und des Sauerstoffes in den Lungen erkläret der Vf. manche Erscheinungen der thierischen Haushaltung auf eine sinnreiche Weise. Die Muskelzusammenziehung ist ihm zufolge nichts anders, als ein chemischer Process, eine Art von Explosion, welche durch die Nervenelektricität hervorgebracht werde, wobey Wasserstoff und Stickstoff mit Sauerstoff sich verbinden, wodurch Wasser und Säuren insbesondere Salzsäure und Phosphorsäure entstehen sollen, die dann von den Saugadern aufgenommen, und nachmals ausgesondert oder ausgedünstet werden. Daher die Nothwendigkeit des Sauerstoffgases im Blute zur Muskelbewegung, und daher das Ermatten der Bewegung, wenn dieser Stoff nur spärlich durch die Lungen aufgenommen wird. *Brandis* hat in seinem Versuch über die Lebenskraft dieselbe Hypothese schon längst mit noch stärkeren Argumenten als der Vf. vorgetragen. Die dritte Abtheilung hat die Natur der Gesundheit und die Gesetze des Fasernsystems zum Gegenstande. Die Reizbarkeit, deren Gesetze hier entwickelt werden, ist dem Vf. im Hallerischen Sinne eine selbstständige von dem Nerveneinfluss bis auf einen gewissen Grad ganz unabhängige Eigenschaft der Muskelfasern. Seine Gründe für diese Meynung sind die bekannten, und also auch nicht gegen alle Einwürfe gesichert. Die Gesetze, welche der Vf. hier für das Fasernsystem aufstellt, sind die von Brown festgesetzten allgemeinen Gesetze der Erregung, durch deren denkwürdige Entdeckung sich Brown zum Range eines Newton in der Medicin erhoben habe. Die nähere Betrachtung und Anwendung dieser Gesetze begreift der Vf. unter zwey Hauptrubriken: I. von directen oder eigentlichen Reizen, und II. von indirecten Reizen. Letztere Benennung ist weniger angemessen, da er unter diesen indirecten Reizen, grösstentheils die schwächenden oder reizentziehenden Einflüsse auf den Körper versteht. Beide Classen von Reizen werden nach ihrer Einwirkung auf den Körper einzeln durchgegangen. Die directen zerfallen unter zwey Rubriken nach ihrem doppelten Verhältnisse des mäsigen Einwirkens und der davon abhängenden Gesundheit und kräftigen Erregung, und des übermäsigen Einwirkens und der davon abhängenden indirecten Schwäche, die indirecten Reize hingegen werden unter der einen Rubrik ihres Verhältnisses der Herabstimmung der Erregung und Anhäufung der Erregbarkeit begriffen. Besondere Auszeichnung verdienen in der ersten Rubrik die Abschnitte vom Uebermaass der Wärme, von der Luft, über Körperbewegung, die praktischen Beobachtungen über Nahrung und Nahrungsmittel. In der Einleitung zur Erläuterung des zweyten Verhältnisses der directen Reize gegen die Erregbarkeit kommt der Vf. wieder auf seine Lieblingsmaterie von dem Sauerstoffe als Principe der Reizbarkeit, auf die Unabhängigkeit derselben vom Nerveneinflusse, zu deren Erweis er besonders auch *Fowlers* bekannte Versuche umständlich erzählt. Hier widmet er auch einen eigenen Abschnitt der Betrachtung der Lebenskraft des Blutes, und trägt die Hunterischen Ideen über diesen Gegenstand, besonders über die Ursache der Gerinnung des Blutes mit neuen scharfsinnigen Gründen unterstützt vor. Aus der Rubrik von den indirecten Reizen verdienen vorzügliche Auszeichnung, der Abschnitt, welcher von der Art, wie Rheumatismen und Entzündungsfieber entstehen, handelt, der Abschnitt vom Hunger, in welchem man unter andern die umständliche Erzählung von Capitain *Blighs* höchst denkwürdiger Fahrt durch das Südmeer, die manchem Leser aus dem V. *Bande* des Magazins von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen schon bekannt seyn wird, findet, die Abschnitte von den Asphyxien vom Hängen, vom Mohnsafte, vom Vipernbisse. In seinem chemischen Fanatismus, so möchte man es wohl nennen, geht der Vf. so weit, dass er unter den Mitteln Ertrunkene zu retten, statt anderer reizender Klystiere, als noch zweckmäsiger warme Lebensluft empfiehlt! Der Tod des Erhängens soll, wie Coleman bewiesen habe, *einzig* und allein seinen Grund in der Entziehung *des Sauerstoffes* haben, und die beschuldigte Blutanhäufung im Gehirne eine Chimäre seyn. Auch das Opium soll die Reizbarkeit durch Entziehung und Bindung des Sauerstoffes zerstören, und seine Einwirkung auf die Muskeln nicht durch die Nerven geschehen. Der Vf. weiss diese Meynung durch manche Scheingründe zu unterstützen. Die Brechmittel bey der Vergiftung durch Vipernbiss sollen vorzüglich durch den Sauerstoffgehalt des Metalloxyds nützlich seyn! In der vierten Abtheilung sind endlich die Gesetze des Nervensystems abgehandelt. Hier hat der Uebersetzer noch weit mehr Abkürzungen angebracht, weil diese Abtheilung von Gedichten und Erzählungen aller Art, die meistens die Stelle der Abhandlung selbst vertraten, wimmelte. Daher sind von den meisten Abschnitten beynahe nur die Ueberschriften stehen geblieben. Sehr lesenswerth sind in dieser Abtheilung der 99ste und 100ste Abschnitt von der Gewohnheit, wo viele feine psychologische Bemerkungen sich finden.

Die Uebersetzung ist fliessend, und liest sich angenehm. Die Zusätze des Uebersetzers beleuchten und berichtigen gründlich manche einseitige Behauptungen des Vfs., und wir hätten diess noch häufiger statt der Hinweisungen auf seine Grundzüge von der Lebenskraft gewünscht. Eine einzige bedeutende Unrichtigkeit stiess uns in dem Ausdrucke *kohlengesäuertes Wasserstoffgas* auf, der an sehr vielen Stellen vorkommt, und wo der Vf. offenbar *gekohltes Wasserstoffgas* (*carbonated hydrogen*) gemeynt haben muss.

Berlin, b. Maurer: *Briefe über Gegenstände der Therapie*, von Dr. *Mathy*. *Erster Theil.* 1801. 304 S. 8. (1 Rthlr.)

Dem Vf. ist ein freyer, heller Blick ins Gebiete der Heilkunst nicht abzusprechen, er hat denselben auch unläugbar mehr durch eigene Anschauung geschärft, als durch fremde Hülfsmittel. Dadurch scheint er aber auch ein allzu grosses Vertrauen auf sein Auge und seine Ansicht bekommen zu haben, nur dieser allein Gewissheit zuzutrauen, und bey den andern möglichen allzu leicht Irrthum und Täuschung anzunehmen — ein Fehler, auf welchen wir bey dieser Anzeige vorzüglich aufmerksam machen wollen! Seine Briefe enthalten eine Kritik des gegenwärtigen therapeutischen Gebäudes der Arzneywissenschaft. Meistens liegt eine Krankheitsgeschichte zum Grunde, die jedoch nur selten so viel Werth und Interesse haben, als der Vf. ihnen beylegt. Ja aus manchen könnte man leicht ein Vorurtheil gegen die Stärke oder Reife des praktischen Talentes des Vfs. fassen. Nicht immer sind die bestrittenen oder vertheidigten Punkte aus der Therapie so bestritten oder vertheidigt, dass nun keine weitere Einwendung statt finden könnte. Oft sind auch die Erfahrungssätze so kurz hingeworfen, dass ihnen noch vieles abgeht, ehe man sie für ausgemacht halten kann. Z. B. S. 19. sagt der Vf.: Versuchen Sie einmal bey einer Windkolik gereinigten Weingeist mit 60 Tropfen Anisöl *bloss in den Mund zu nehmen*, ohne es niederzuschlucken. Kaum hat dieses Gemisch die *Insläche* Ihres *Mundes berührt:* so gehen schon Blähungen ab. S. 25. wird der Darmkanal für *äusserst reizlos* gehalten. S. 32. die *Jalappentinktur* sey sorgfältig mit Mandeln und Wasser zerriebenem Jalappenharze vorzuziehen. S. 33. gieng am Ende der Krankheit ein *Mehlklos* ab, welcher *vor sieben Wochen* genossen worden war. Der Nebenarzt hatte Bäder von Kleyen und Chamillen etc. verordnet, Hr. *M.* verwarf dieses, und liess sie von *reinem Wasser* geben. S. 38. Die so glückliche Kämpfische Methode laufe auf *Stärkung* und *Belebung* des Darmkanals hinaus. Bey Unreinigkeiten in den Därmen hat er oft *Hämorrhoidalknoten unter der Zunge* entstehen sehen. Die Froschadern liegen dann wie dünne Würste da, und vergehen nach Abführungsmitteln. S. 41. war es dem Vf. zu klein, sich mit Palliativen abzugeben, wo er die Krankheitsursache entdeckt zu haben *glaubte*, aber diese Ursache *anzunehmen*, hatte er S. 40. keinen weitern Grund, als blosse *Conjectur*. Einen Blutabgang aus der Scheide hielt er für Hämorrhoiden *per diaeresin* von *harten Unreinigkeiten im Darmkanale*. S. 45. trockner, brauner Zungenuberzug zeige nie Unreinigkeiten der ersten Wege an, sondern komme vom Ausschwitzen eines *dunkeln Pigments der Hautdrüsen*. *Schwärze der Säfte* beweise allemal Auflösung u. s. w. (Hier verliert sich der Vf. wirklich in seiner Phantasie!) Den weissen, gelb und weissen Ueberzug der Zunge hat der Vf. theils als sicheres, theils (und zuverlässig öfterer, vergl. Vf. S. 109.) als unsicheres Zeichen von Unreinigkeiten der ersten Wege kennen gelernt; jenes, wenn er dick, merklich pelzartig ist (das ist er so oft beym Typhus, wo der Vf. durchaus irrt, wenn er S. 47. mit Sicherheit auf Verschleimung der ersten Wege zu arbeiten empfiehlt.) Dukatenfarbe der Zunge lässt unbezweifelt immer auf Galle (aber nicht in den ersten Wegen) schliessen. Ob unter den S. 53. angeführten Umständen ein kluger Brownianer gerade Mohnsaft gegeben hätte, bezweifelt Rec., aber eben so wenig hätte Rec. so viele Abführungen (S. 55.) gegeben, die sogar selbst den Vf. *besorgt* machten. *Zwey Wochen* lang wurde standhaft, (S. 56.) *einen Tag um den andern* Jalappe und Weinsteinrahm gegeben, bis die Zunge *rein* und *glatt* war. (Uns wundert, dass sie das geworden ist!). Eine eigene Operation findet sich S. 60. Eine Person bekam eine Kolik *ex obstructione mechanica canalis intestin.* Nachdem sie 78 Klystire *aller Art* vergebens genommen hatte, *schnitzte* der Vf. *von fettem Kienholze ein Löffelchen* an einem 1½ Fuss langen Stiele, weichte es einige Stunden lang in Wasser, und rieb es darauf mit Oel, wodurch es beynahe wie Fischbein geschmeidig wurde. Hiermit *gieng er in den After ein*, aber auch ohne Erfolg. S. 64. werden als die beständigsten diagnostischen Zeichen die physiognomischen angegeben. S. 66. hätte Rec. dem Vf. Kampfer und Opium gegeben, und er wettet, der Vf. wäre schneller von seinem Leiden befreyt worden. Wie in aller Welt kann ein so guter Kopf solche Epikrisen machen? Wie kann man so in Harnisch kommen über die unschuldige Mandel- und Saamenmilch, dass man sie, wie S. 68. *teuflisch* nennen mag? — S. 92. spricht der Vf. von der stärkenden Methode und Kraft der Fleischdiät, aber so starke Brühen, wie er da empfiehlt, werden sehr schwache Kranke nicht vertragen können. Wenn der Vf. S. 96. sagt, dass man nicht mit Arzneyen spielen, sondern lauter kräftige geben müsse, so hat er sehr recht; sehr unrecht aber, wenn er als unkräftig, Baldrian, Safran, Cascarilla, Schlangenwurzel, Eisen, Alant, Salpeter, Bilsenkraut verwirft. Eben so mag er recht haben, wenn er den Grundsatz aufstellt, wo es angehe, örtlich zu wirken, unrecht aber, wenn er empfiehlt, bey Leberaffectionen nicht auf dem Hypochondrium, sondern auf dem Nabel Einreibungen zu machen, wo sie durch das *Ligamentum teres* eindringen, und fragt: wer zeigt mir eine Verbindung der äussern Haut am Hypochondrium mit der Leber? (Hier geschieht die Wirkung durch die einsaugenden Gefässe und Nerven, dort müssten die Mittel *vi ponderis* eindringen.) S. 101. wie konnte der Vf. einen solchen Branntwein geben, wie er da beschreibt? *Trüb, kraftlos, übelriechend*, ein *unmenschlicher* Trank stellte er doch die Kranken völlig her! — S. 104. glaubt der Vf. die China im *Extract* würde *schnellere* und *kräftigere* Wirkungen leisten, in *Substanz* und jeder *andern Bereitung* sey sie zu *langwierig* (langsam). Bittere Extracte giebt er *drey Unzen* in *zwey Unzen Wasser* aufgelöst, esslöffelweise. (Dann ist gewöhnlich die nächste Wirkung Purgiren.) S. 131. wird von der China im Ernste behauptet, dass sie den Körper *gerbe;* das ist doch gewiss zu mechanisch und atomistisch erklärt, so wie die Versuche S. 135. nach unserm Bedünken unbe-

bedeutend sind. S. 148. findet sich folgende Formel, welche wir auszeichnen: *Rec. Spir. sal. am. caust. dr. 2. Tinct. Jalapp. semidr. Sulfur. aur. liquid. semiunc. Spirit. vini sapon. unc. 1. S.* alle zwey Stunden 50 Tropfen; dabey aber sagen müssen, dass der Vf. sie selbst strenge kritisirt. Wir könnten noch ähnliche Formeln von des Vfs. diätetischen Recepten S. 159. 242. hersetzen, wenn wir nicht allmälich an Beendigung dieser Anzeige denken müssten. Ohne Zweifel das Wichtigste im ganzen Buche sind die Beobachtungen eines gefahrvollen Karfunkels, den der Vf. unter der Benennung *schwarzer Blatter* beschreibt, und sehr unzulänglich im Kupfer beygefügt hat, und Betrachtungen über *rheumatische Krankheiten.* Das Wesen der letztern setzt der Vf. in unterdrückte Lebenskraft und mangelnde Elektricität des Körpers, der Mohnsaft ist das einzige Heilmittel des Vfs. dagegen. Gegen rheumatische Diarrhöe nahm der Vf. selbst einmal 80 Tropfen *Tinctura thebaica* auf einmal.

Durch diese Angaben werden die Leser nun leicht die Richtigkeit unsers oben gefällten Urtheiles bestätigt sehen. Ueberall hascht der Vf. nach Paradoxien, die die Lectüre seines Buchs, welches ohne sie gewiss interessant geworden wäre, unangenehm machen. Sollte ihn ein gut geleitetes Studium *neuerer* medicinischen Schriften nicht davon zurückbringen können, ehe er den zweyten Theil seines Buchs drucken lässt?

GOTHA, in d. Ettinger. Buchh.: *Kunst, schöne Zähne von Jugend auf zu erhalten, nebst einer Anweisung zum Wechsel der Milchzähne.* Ein Lehrbuch für Aeltern und Erzieher von *Karl Schmidt*, Fürstl. Anh. Dess. Hofzahn-Chirurgus. 1801. XV. u. 109 S. 8. m. 1. K.

In dieser Schrift sind Vf. und Herausgeber sehr zu unterscheiden. Offenbar erscheint der letzte in seinen Anmerkungen von einer vortheilhafteren Seite als jener, dessen Absicht immer recht gut gewesen seyn mag, dem aber die Ausführung nicht gut gerathen ist. Als Lehrbuch für Aeltern und Erzieher kann Rec. diese Schrift nicht empfehlen: man findet bald unvollständige Anweisungen und falsche Vorstellungen, bald schiefe Urtheile. Ueberdiess herrscht in der noch durch Druckfehler entstellten Schrift eine uncultivirte Sprache, und ein elendes Deutsch. — Vorwürfe, die keinesweges die Anmerkungen des Herausgebers treffen. Das beste in dieser Schrift sind noch die drey Beobachtungen des Vfs. über Krankheiten des Mundes, und die Beschreibung des Gräbnerschen Zahnkalenders. Dergleichen Kalender über das Wechseln der Zähne bey Kindern zu halten, kann Rec. aus eigener Ueberzeugung empfehlen.

KINDERSCHRIFTEN.

QUEDLINBURG, b. Ernst: *Jugendunterhaltungen.* Zur nützlichen Selbstbeschäftigung und Belehrung. 1803. 216 S. 8. (12 gr.)

Diese Jugendunterhaltungen, deren Inhalt bald moralisch, bald geographisch oder physicalisch ist, erheben sich in keiner Rücksicht über die grosse Anzahl ähnlicher Bücher, obgleich die hier aufgenommenen Erzählungen belehrend und zum Theil auch unterhaltend sind. Unter den Gedichten scheinen nicht alle für die Jugend lehrreich genug zu seyn. Die Umschreibung des Vater Unser ist zu langweilig und zu matt. Was soll es heissen, wenn von einem Mörder, der *sich verliebte*, S. 143. gesagt wird: „*im* Armen *eines Mädchens* schlief das Bewusstseyn des Mordes — der Flor der Leidenschaft entrückte seinen Augen das Rachschwerdt der Gerechtigkeit, das seinem Schritte folgte?“ Doch eine solche gezierte Sprache herrscht nicht durchgängig in diesem Buche. Grösstentheils ist der Vortrag für Kinder, die schon viele Vorkenntnisse haben, verständlich.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Tübingen*, b. Heerbrandt: *Ueber die Frage: wie lernt ein Lehrer seine Schüler kennen,* um einen jeden nach seiner individuellen Beschaffenheit im Unterricht und in der Zucht behandeln zu können? Eine Preisschrift. Von *Ch. Friedr. Vollmar*, Lehrer an der Knabenschule in Tübingen. 1803. 64 S. 8. (4 gr.) Hr. *V.*, welcher schon einige pädagogische Aufsätze in *Moser's* Schullehrer einrücken liess, ward von gelehrten Pädagogen und praktischen Schulmännern aufgefodert, diese Abhandlung, welche von dem Herzoglich-Wirtembergischen Synodus den Preis erhielt, drucken zu lassen. Uns hat die Antwort des Vfs. nicht ganz befriedigt. Hr. *V.* führt zwar Zehnerley an, was ein Lehrer zu thun habe, wenn er seine Schüler kennen lernen will, als: er soll die Aeusserungen und Handlungen derselben beobachten, ihnen Gelegenheit, sich frey zu äussern geben, die Triebfedern ihrer Handlungen erforschen, sie liebreich behandeln, sich einer die Seelenkräfte weckenden Unterrichtsmethode bedienen, ihre Fortschritte mit ihren Talenten vergleichen, sich mit den Personen bekannt machen, deren Beyspiel den meisten Einfluss auf die Kinder äussert etc. Allein die Uebersicht des Ganzen wird dadurch erschwert, dass der Vf. nicht die beiden Fragen: 1) *was* hat der Lehrer zu beobachten? und 2) *wie* hat er es anzufangen, um diese Beobachtungen möglichst sicher anstellen zu können? gehörig von einander unterschieden hat. Ohne Hülfe empirisch-psychologischer Grundsätze und Maximen werden alle von Hn. *V.* empfohlene Beobachtungsarten zu keinem Resultate führen können. Indessen zeugt doch dieser nicht ganz gelungene Versuch von dem Fleisse und der Aufmerksamkeit dieses Schulmannes, und enthält manche sehr praktische Bemerkung.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 7. Februar 1803.

ERDBESCHREIBUNG.

Paris, b. Didot d. ä.: *Voyage dans la basse et la haute Egypte, pendant les campagnes de Bonaparte.* Par *Vivant Denon.* An X. 1802. Imperialfol. *Erster Band.* Text. 265 S. Erklärung der Kupfer und Index, L S. *Zweyter Band.* 150 Bog. Kupfer. (400 Livres.)

Auch *Denon*, muss man nach der Durchsicht dieses Werks ausrufen, *hat Aegypten erobert!* Und wohl hätten Eroberungen dieser Art bey dem Schicksal, wenn Minerva von demselben mehr als Merkur zu Rath gezogen worden wäre, einen günstigeren Beschluss auch über die militärische Eroberung verdienen mögen, um der geistigen zum grosen Vortheil für die Urgeschichte des Menschengeschlechts zu einer vollen Besitznahme Zeit zu verschaffen. Mit eben der raschen Eile, wie die Waffen seiner Nation, und mit einer wechselseitigen Harmonie, welche dem Gefühl dieser Truppen für Kunst und Kenntnisse einen weit über alle Kriegsthaten hinaus dauernden, seltenen Ruhm erwerben muss, bemeisterte der Vf. von Alexandrien und Rosette an, bis zu den Katarrakten des Nils hinauf, in der nur allzu kurzen Frist eines Jahres, unter unglaublichen Anstrengungen und Schwierigkeiten, sich eben so vieler für den Kunstsinn und die Wissbegierde hervorstehender Punkte, als Desaix, Belliard und die thätigsten seiner kriegerischen Begleiter irgend für die übrigen Zwecke ihrer unerhörten Unternehmung erreichen konnten. Diese Ausbeute liegt nun mit einer des Inhalts würdigen Pracht durch Druck und Grabstichel gegen Glückswechsel und Gewalt für Welt und Nachwelt gesichert vor uns, und läfst die Frage, welche Kraft, die physische oder die geistige, die unbesiegbarste sey, abermals nicht unentschieden. Was würde für jetzt von der mächtigen Expedition übrig seyn, wenn Bonaparte sie nur als Krieger und nicht in Begleitung der Wissenschaften und als ein Musaget unternommen hätte, welcher die literärischen Eroberungen eben so lebhaft wie die kriegerischen, zu ordnen und vorwärts zu treiben verstand. Beym genussreichen Gebrauch dieser unvergänglichen Acquisitionen hat der Leser nichts, als die aus der Pracht des Formats entstehende Schwierigkeit zu überwinden, welche der Vf., da wirklich nur wenige einzelne Kupfer ein beträchtlich groses Format erfoderten, beynahe in der Absicht verursacht zu haben scheint, um uns nicht alles ohne Mühe zu überlassen. Was dagegen den Inhalt selbst betrifft, so besitzt er nicht bloss als Beobachter und Zeichner die Gabe des treffendsten Auffassens, sondern auch als Erzähler und Bearbeiter seines Stoffs, eine ächt gefällige Darstellung, welche ihre Reize aus einer sehr verständigen Ansicht und Anordnung der Gegenstände borgt, und sich durch eine sinnreiche Beurtheilung schwererer Punkte auszeichnet, bey denen ihn ein feines Gefühl des Natürlichen und Wahren von überfliegenden Hypothesen und willkürlichen Ergänzungen der Erfahrung in einer glücklichen Reinheit erhalten hat. Das Wundersame groser und kleiner Kriegsabentheuer, welches die Wirklichkeit in die Untersuchungen des Vfs. verflochten hatte, weiss er mit historischer Kunst für Belebung und Abwechselung seines Ganzen zu benutzen, und ohne Wortgepräng für das Wahre auch durch das Romantische zu interessiren. Ein Werk von dieser innern und äussern Seltenheit, (die Subscribenten-Exemplare belaufen sich nur auf 527 unter denen Bonaparte's Anzahl 46 und die von Dom Artaria zu Mannheim 26, die höchsten Bestellungen waren,) verdient eine ausgezeichnete Anzeige, durch welche der vielfach interessante Inhalt, so weit es in einem Auszug möglich ist, der allgemeinen Aufmerksamkeit näher gerückt werde.

Erwartungsvoll eilt der Leser mit dem Vf., der seinen Beobachterblick schon durch Reisen in Russland und Italien geschärft hatte, von Paris nach Toulon. Den 26. Floreal des 6ten Jahrs war er auf der Fregatte Juno, welche mit zwey andern den Zug begann. Den 1. Prairial lichtete der Orient. Schon anderthalb hundert Seegel erblickte D. um dieses Admiralschiff her versammelt, welches nicht nur den Schutzgeist, sondern immer noch selbst das Geheimniss des Ganzen der Expedition umschloss. Ihm näherten sich, um einzeln ihre Ordres zu empfangen, die verschiedenen Kriegsschiffe mit staunender Neugierde, so, wie man sich zu einer Initiation anschickt. Während die zu Genua und in der Romagna zuvor versammelten Abtheilungen die Befehle zur Vereinigung schnell, und doch für Bonaparte's Eile zu langsam erfüllten, benutzt D. die Zeit, um durch Küstenansichten uns die Strasse der Flotte zu bezeichnen. Es ist das schwimmende Venedig, rief man aus, wenn man auf den unbegränzten Meeresflächen bey Sicilien die dort endlich vereinte Macht von ungefähr 300 Schiffen überschaute. Schon am ersten des nächsten Monats konnte man Malta's Felsenburg, als Eroberung, wieder verlassen. Wer von unerwarteten Seeübeln ermüdet war, blieb dort zurück, und für die übrigen, sagt *Denon*, hatte Malta entschieden, dass man sich dem Fatum und dem Glückstern Bonaparte's überlassen müsse. Wirklich sieht es auch einem Wunder ähnlich.

lich, dass ein Windstoss den unabsehbaren Zug der Transportflotte in der Nacht vor dem 8ten Messidor auseinander getrieben, und das Ganze bis zur Wiedervereinigung zu einem unangenehmen Stillehalten auf der Westseite von Candia genöthigt hatte, während die englische Flotte, welche zu frühe vor Alexandrien angekommen war, gerade in diesen Stunden in einer Entfernung von nur sechs französischen Meilen vorbeyzog, um ihren Feind auf der Nordseite dieser Insel aufzusuchen. Wie die homerischen Gottheiten ihre Helden, so hatte in diesem kritischen Moment ein dichter Morgennebel (durch Zevs selbst vom nahen Ida herabgeschickt?) die ganze Expedition umhüllt.

In der Nacht vom 9ten näherte sich *Denons* Juno dem geheimnissvollen Orient wieder, erhielt den Befehl, in Aegypten einiges vorzubereiten, und gewährte in der folgenden Abenddämmerung dem Vf. das erstemal den Anblick von Alexandrien. Man erkennt hier den begeisterten Künstler. Andere waren von Erwartungen der nächsten Zukunft, seine Seele ist von nichts voll, als von dem Alterthum, dessen grosse Spuren er in diesem Lande der Wunder zu entdecken hofft. Die Fregatte musste zurückeilen, um zu hinterbringen, dass schon die Unternehmung verrathen, ganz Alexandrien in der grössten Bewegung und der Feind in der gefährlichsten Nähe sey. Bonaparte liess sich mit unveränderter Mine diese schlimmen Nachrichten alle noch einmal widerholen, gab nach wenigen Minuten eines stillschweigenden Nachdenkens die Befehle zu einer Landung mitten in Nacht und Sturm, die der Vf. kaum furchtbar genug beschreiben kann, und erzwang von den Elementen den glücklichen Anfang seiner aussereuropäischen Eroberungen. Der schlaue und tapfere Scherif von Alexandrien, Koraim (sein Portrait giebt Kupf. 105. Nr. 1.) leistete einen unerwartet heftigen Widerstand. Kleber, Menou, Lescale wurden, beym Sturm auf die westliche Ecke der Stadt, niedergeworfen. Der Feind hielt Menou für den Obergeneral und wurde um so muthiger. Niemand floh. Die Türken alle mussten auf der Bresche niedergemacht werden. Indess postirte sich *Denons* Fregatte vor dem sogenannten alten Seehafen. Sein Boot war das erste, welches in diesen für die Europäer sonst verbotenen Sicherungsplatz einlief, und eine alte Volksprophezeyhung zu erfüllen anfing, die das von der Natur so wohl verschlossene Aegypten für die Türken für verloren erklärt, sobald das erste Frankenschiff dort eingelaufen seyn würde.

Alle die ersten Eindrücke der äusserst fremden Umgebungen erinnern den Vf. an die Beschreibungen von Volney. „Hätte dieser ganz Aegypten beschrieben, so würde (S. 26.) niemand eine neue Beschreibung für nöthig halten." Auf Savary's Verschönerungen hingegen fallen hier und da rügende Seitenblicke; doch wird er auch an andern Stellen (S. 103. u. f.) gerechtfertigt, dass, wo die Natur in Aegypten schön ist, sie wirklich, wie er sie malte zum Bewundern schön sey. Dafür, dass er seine Erfahrungen von den Compilationen nicht sonderte, büsst Savary, und mit Recht, durch eine Zurücksetzung seines Werks, dessen eine Hälfte ihm sonst gewiss Ehre machen würde. Bald machte der Vf. mit Bonaparte selbst die Runde um Alexandrien. Von der sogenannten Pompeiussäule wird bemerkt, dass zwar der Schaft einen sehr reinen Stil habe, das Capital und Piedestal hingegen von einem andern Granit und viel schlechterer Arbeit sey. In der Unterlage finden sich sogar Ruinen der alten Stadt. Auch dieses beweise, dass die Säule nicht zu Severus Zeiten errichtet seyn könne, da die Stadt der Ptolemäer damals noch nicht ruinirt war. Man würde gegen diesen Grund wohl einwenden können, dass es wenigstens mancherley Ruinen auch damals schon gegeben habe. Vor einigen Jahren aber haben schon deutsche Gelehrte die Bemerkung gemacht, dass der arabische Name عمود السواري nicht *Säule des Severus* sondern *Säule der Säulen* bedeute, und diese Ableitung bestätigt der Vf. ohne sie zu kennen. Er bemerkt, dass die Umgebungen vermuthen lassen, diese Säule habe zu einem Porticus gehört. Capital und Piedestal findet *D.* so schlecht gearbeitet, dass sie wohl erst unter den Chalifen gemacht, und zu dem Schaft, einem Rest besserer Zeiten, um ihn aufs neue aufzurichten, hinzugefügt worden seyn könnten. Auch Shaw bemerkte schon die schlechte Arbeit am Capital. Niebuhr aber hat S. 48. auf der südwestlichen Seite, (vermuthlich an dem Piedestal, nicht am Säulenschaft?) Reste einer *griechischen* Inschrift gesehen, und so würde die *ungleichartige* Zusammensetzung doch wohl noch unter *die griechischen* Kaiser gehören. Auf alle Fälle erinnert dieses Beyspiel an die, leider, so oft drückende Bemerkung, dass Alterthümer nie nach Kupfern genau beurtheilt werden können. Ein Blick des Kunstkenners entscheidet über alte und neue Composition. Im Kupfer ist sie nicht leicht unterscheidbar. Bey den beiden hieroglyphenreichen Obelisken, von denen der stehende von Kleopatra benannt wird, fand *D.* die Unterlagen der Gebäude, welche wahrscheinlich einst den Pallast der Ptolemäer ausmachten, übereinstimmend mit Strabo's Anzeigen. Die auch jetzt noch prächtige Kirche des heiligen Athanasius, welche zwar längst keine Thore hatte, doch immer von einer türkischen Wache besetzt und für Christen verboten war, stand nun dem Untersucher offen. Ein achteckigter, kleiner Tempel im innern Hof (Pl. 9. Nr. 2.) enthielt einen äusserst merkwürdigen Sarkophag, so voll von Hieroglyphen, dass man einen Monat lang daran abzuzeichnen haben würde. Wird der Wunsch des Vfs., dergleichen Alterthümer nach Europa herüber gerettet zu sehen, auch jetzt noch, da sich Europäer so lange im Besitz von Alexandrien erhalten, unerfüllt bleiben? Die Ehre der Antiquarier würde alsdann, hoffen wir, nicht zulassen, dass sie allzu lange blos als verheimlichte Raritäten bewahrt, und nicht vielmehr durch getreue Copieen zum gemeinschaftlichen Problem der Forscher gemacht würden.

Mitten unter den Alterthümern wendet *D.* seinen Blick oft auch auf Menschen und Sitten. Auf dem

Marsch

Marsch nach Kairo traf eine Truppe auf eine Mutter, welche ihr Mann aus Eiferſucht mit ihrem Säugling ohne alle Hülfe in die Wüſte getrieben hatte, und nun, da einige Soldaten ihr Brod mit der Unglücklichen theilten, ſie mit einem Dolch erſtach, das Kind aber auf dem Boden zerſchmetterte. Man fragte: ob dieſs Landesſitte ſey? und die Nachbarn erklärten: daran daſs er ſie ermordete, habe der Mann „übel gethan;" denn, wenn ſie nach 40 Tagen noch gelebt hätte, würde es erlaubt geweſen ſeyn, ſich ihrer durch milde Gaben anzunehmen. Zu ſolcher Wuth der Eiferſucht entzündet das Klima den ſchwarzgalligten Aegyptier. — Die nächſte Bekanntſchaft, welche man, um nicht, wie Ludwig der Heilige, zu Gegenanſtalten Zeit zu laſſen, ſo ſchnell als möglich machte, waren die Mamluken. Nachdem dieſe bey Schebreiſe ihren Feind bloſs recognoſcirt, und weil ſie nichts als Infanterie ſahen, ihn mit Verachtung bis gegen Kairo hatten vorrücken laſſen, kam es zu der Schlacht bey den Pyramiden, von welcher *D.* nicht nur eine militäriſche Zeichnung, ſondern auch ein ſehr ausdrucksvoll radirtes Bataillenſtück geliefert hat. Glücklicher Weiſe meynte Muradbey die Franken „wie Kürbiſe" zu zerhacken. Er vereinigte ſich deswegen nicht einmal zuvor mit den Truppen Ibrahims. Der äuſserſt fremdartige Angriff der Mamluken im ganzen und einzelnen wird durch *D.* Griffel ſehr anſchaulich; auch hat er auf einer eigenen Tafel ihre Waffenrüſtung einzeln geliefert. Die Vornehmen, Beys, Caſchefs u. dgl. welche als Freye allein ganze Bärte haben, (da die übrigen Mamluken nur an der Oberlippe Bärte, wohl aber eine Art von Helmen tragen dürfen,) pflegen von Sklaven, (die ſich alſo wohl an die Pferde anhalten?) begleitet anzurennen. Doch ſind dieſe nicht bewaffnet, ſondern bloſs ihren Herrn zur Hülfe. Sonderbar daſs ſie noch nicht auf den Gedanken geriethen, auch dieſen treuen Begleitern einige Waffen zu geben, und ſo Reiterey und Fuſsvolk miteinander zu vereinigen. Sie rannten mit ſolcher Wuth bis auf Canonen und Bajonette los, daſs ihre weiten Kleider zum Theil durch die Cartuſchen Feuer fingen, und manche Niedergeſtürzte vor der Fronte der undurchbrochenen Quarrées brannten.

D. welcher ſich jetzt auf eine Zeitlang mit Menou, den er als einen liebenswürdigen und unterrichteten Mann charakteriſirt, von Alexandrien aus zur See nach Raſchid (Roſette) begab, ſchildert die dortigen Bogaz [richtiger: Bogas nach dem arabiſchen بجاس und ſyriſchen ܒܘܓܐ] nach furchtbaren Erfahrungen, die ihn ſelbſt an die homeriſche Beſchreibung (vgl. Wood über d. Originalgenie Homers) erinnern. Iſt die gefahrvolle Nileinfahrt überwunden, bey welcher *D.* das allmälige Anwachſen des Landes durch den Nilſchlamm (S. 48.) ſehr begreiflich macht: ſo ſieht man ſich in der angenehmſten Gegend von Aegypten (wie ſie vornehmlich auch Sonnini ſchilderte) unter Dattelbäumen, Bananien und Sykomoren. Für Alterthumskunde fand *D.* ſelbſt weder hier noch auf den Streifzügen im Delta etwas bedeutendes. Dagegen ſchildert er die übrigen Claſſen der Einwohner, beſonders die vom Acker bauenden und Viehzucht treibenden Araber wohl zu unterſcheidenden Beduinen, (ſtreifende Araber), deren tägliche Nahrung in 12 Datteln, und einer Handvoll geröſtetem Mehl beſtehen kann, und von denen alle Augenblicke die Charakteriſtik des Iſmael gilt: Ihre Hand iſt gegen jedermann und jedermanns Hand gegen ſie! Sobald man ſich vereinzelte, waren ſie gefährlicher als die Mamluken. Doch gab es auch Fälle, wo ſie, ſelbſt geplündert, mit ihren Gefangenen ihren letzten Brodkuchen theilten. Von Kopten, in deren Zügen der Vf. Spuren von der alten nubiſchen Raſſe früher Bewohner findet, [doch darf gewiſs die lange Miſchung mit Griechen ſeit Pſammetich nicht vergeſſen werden!] von den muntern, wohl behaglichen, kupferfarbigen Barabra's oder Nubiern jenſeits der Nilkatarrakten, den feurigen, behenden, nervigten Arabern, den auſteren, ſchwerfälligen Türken, und den ſcheuen, ſchmeichelnden Griechen giebt der Vf. nicht bloſs auszeichnende Beſchreibungen, ſondern auch von vielen Individuen eigene Zeichnungen, die er ſogar um des Ausdrucks willen ſelbſt zu radiren ſich die Mühe nahm. Von Aegyptierinnen hat der Vf. nur zwey Portraits. In den jüngeren Mädchen glaubte er die Figur der Iſis zu finden. Von den Kopten verdient die Beſchreibung ausgehoben zu werden. „In ihnen glaubte ich die alte ägyptiſche Raſſe wieder zu erkennen, eine Art von ſchwarzgelben Nubiern, deren Formen man auf den alten Steinen eingegraben erblickt; platte Stirnen, Haare halb wie Wolle, wenig geöffnete (in die Breite gezogene) gegen die Ecken hin ſich hebende Augen, aufgeblaſene Wangen; die Naſen mehr kurz als platt; weit abwärts ein groſser, platter Mund mit breiten Lippen und einem dünnen, unanſehnlichen Bart; im ganzen Körper wenig Grazie; Säbelbeine, deren Umriſs ſteif iſt, und endlich noch lange und platte Fuſszehen." — Zu dieſen Beyträgen für die Menſchenkunde gehört auch noch die Beſchreibung muſikaliſch genannter Tänze von Männern (S. 58.) und von den bekannten *Almen*, oder öffentlichen Mädchen, die ihr decenterer Name (غلمة vgl. עַלְמָה Jeſ. 7, 14. Geneſ. 24, 43. Exod. 2, 8.) nur als *mannbare Mädchen* überhaupt angiebt, (S. 66.) und unter denen doch der Vf. auch Bayaderen antraf, welche eine Incarnation von Mahadé verdient hätten. Von den Juden macht S. 61. die Bemerkung, daſs ihre phyſiſche Beſchaffenheit hier weit beſſer als in Europa ſey, und unter den jüngeren und ſchönen ſich Geſtalten finden, welche ſich mit den Chriſtusköpfen der Kunſt vergleichen laſſen. Pl. 106. Nr. 2. giebt einen ſolchen Kopf eines jungen Hebräers aus Jeruſalem. Auch aus dem Innern von Africa bekam der Vf. die Flüchtlinge einer meccaiſchen Karavane, welche Ibrahim Bey geplündert hatte; von Hitze und Strapazen ſkeletirte Wallfahrer, oder Hadſchi's, welche der Ruhm der Heiligkeit und die Hoffnung, von fernen Landen erzählen zu können, von ihren trägen Polſtern erhoben, und aus der fernſten Spitze von Mogreb durch einen ganzen Welttheil hindurch getrieben hatte. Lächelnd betrachtet ſich

sich auch der Vf. als einen Hadschi. Wir versprechen ihm für so manche anziehende Kunde und belebte Zeichnung die Canonisation von allen, welche mit wissenschaftlicher Neugier: *quid novi ex Africa?* zu fragen gewohnt sind.

Die nächste Nachricht, welche er jetzt geben muss, ist schauervoll. Man hörte und sah von Abumandur aus, einem Thurm bey Raschid, den Todeskampf der französischen Flotte, für welche Bonaparte sein Bestes gethan hatte, um sie in dem alten Hafen von Alexandrien in Sicherheit zu bringen. Alles, was bey der Armee sich allzu sanguinische Hoffnungen gemacht hatte, war nun in Verzweiflung gestürzt; und hieraus erklärt D. die von den Engländern aufgefangenen Correspondenzen (deren Authenticität hier zu unserer Verwunderung ohne alle Ausnahme zugestanden scheint!) Schon glaubte man auch die Gelandeten durch Hungertod überwunden; die Engländer schickten ihnen, um diese Verlegenheit zu vermehren, auch die gefangene Seemannschaft zu, während es doch an Mehl und Reis auf dem Lande nie fehlen konnte. Bald nach der Schlacht machte der Vf. eine Landreise nach Alexandrien, auf welcher ihn die Geister der Tapfern zu umschweben schienen. Er hielt sich einige Zeit zu Abukir auf, das er weiterhin auch durch Zeichnungen des dortigen Siegs über die Türken genau bekannt macht. So bemüht er nun war, Reste von Kanopus aufzufinden, so behutsam ist er hier, wie bey Aufsuchung anderer alten Städte im Delta. Er erklärt fast alle bisherige Behauptungen über diese für unsicher; Kanopus aber, und namentlich den mit dem lampsacenischen wetteifernden Gesundheitstempel von dorischer Bauart, bezeichnet er in Vergleichung mit Strabo als aufgefunden, ungeachtet er von dem Canal, welcher über Eleusine aus Alexandrien nach Kanopus führte, die Bemerkung macht, dass man von ihm keine Spur, ja „*nicht einmal die Möglichkeit* seines ehemaligen Daseyns“ sehe (S. 57.). Ein Zweifel, welcher doch erst gehoben seyn müsste, ehe man Kanopus sicher für entdeckt halten kann. Statt all der berühmten Vergnügungen des alten Kanopus begegnete dem Vf. auf der grossen Fläche von Sand und Ruinen nichts, als ein Schakal, ein Thier, das man nie für einen Wolf, wohl aber für einen Hund ansehen könnte, wenn nicht die spitze Nase, die emporstehenden Ohren, und der fuchsartige Schwanz es unterscheiden lehrten.

Endlich nach einem Aufenthalt im Delta, welcher mehr zu gefährlichen Kriegsabentheuern als Entdeckungen Anlass gab, fand D. wieder Gelegenheit nach Kairo zu kommen, und sogleich die Pyramiden bey Gize zu besuchen. Eine Bedeckung von 200 Mann führte ungefähr 100 Neugierige dahin. Die wenigsten konnten ins Innere gelassen werden. Der Vf. war anderthalb Stunden darin, aber bloss in den bekannten Gängen und den zwey Kammern. Er war überhaupt nur zwey Stunden bey diesen Riesengebäuden. Sehr richtig ahnet er, dass ehe man das ganze Terrain, mit mancherley Resten von verborgenen Anlagen, durch Nachgrabungen kenne, nicht einmal das Problem: wozu dieses alles gedient haben müsse? vollständig aufgegeben sey. [Hätte doch Grobert, welcher bey den Pyramiden als Officier commandirte, auch diese Souterrains und Umgebungen untersuchen können. Cassas, der ohne militärische Bedeckung war, hat hierüber manches sonst nirgends bekannt gemachte! Der kriegerische Zustand liess in manchen Fällen wenigere Untersuchungen zu, als man sonst den Arabern mit Geld abgewann.] Doch lieferte unserm Vf. ein *Freund den* Riss von der mit Gewalt gemachten, und *folglich die* Bauart im Innern enthüllenden Oeffnung der ersten Pyramide. Hätten wir dieses eine Kupfer früher gehabt, so würde Witte's skeptische Hypothese über die Pyramiden, welche übrigens in ihrem kritischen Theil als Auffoderung an die Reisenden zu genauerer Beschreibung der Bestandtheile und charakteristischer Umstände bey solchen Monumenten immer noch ihre schätzungswerthe Seite hat, nicht entstanden seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIE. *Halle u. Leipzig*, in d. Ruffischen Buchh.: *Versuch einer kleinen kurzgefassten deutschen Sprachlehre* für Anfänger in Schulen; von *J. D. Dessmann*, Subconr. am reform. Gymnas. zu Halle. 1802. 64 S. 8. (4 gr.) Ein nützliches kleines Buch, das sich nicht bloss durch seine Kürze und Wohlfeilheit, sondern auch durch eine gute und zweckmässige Einrichtung den Schullehrern der untern Classen und dem Privatlehrer empfiehlt, dem an einer guten Anleitung zum deutschen Sprachunterrichte gelegen ist. Rec. stimmt dem Vf. völlig bey, dass es rathsamer sey, einen solchen Entwurf bey diesem Unterrichte zur Grundlage zu machen, als seinen eigenen und freyen Gang zu gehen, und sich bloss auf mündliche Belehrung einzuschränken. Gelegentliche Erinnerungen werden jedoch dadurch nicht entbehrlich gemacht; aber auch diese können durch Hinweisung auf diess kleine Hülfsbuch nützlicher werden, welches eine kurze Darstellung des Nothwendigsten aus der deutschen Sprachlehre, mit Inbegriff der Rechtschreibung enthält, und aus mehrern bewährten grössern Werken gezogen ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 8. Februar 1803.

ERDBESCHREIBUNG.

Paris, b. Didot d. ä.: *Voyage dans la basse et la haute Egypte, pendant les campagnes de Bonaparte. Par Vivant Denon* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Nachdem D. die reizlose Grösse von Kairo, wo er nur den Josephspallast als Gebäude merkwürdig fand, lange genug betrachtet, auf Veranlassung des Instituts aber besonders alle Säulen in der Gegend untersucht, auch den gefahrvollen Aufstand des Fanatismus gegen die Franzosen erlebt hatte, welcher ihn zugleich unter dem verständigeren Mittelstand der Einwohner, (überall dem Kern der Menschheit!) die unerwartetsten Züge von Gutartigkeit und Menschengefühl beobachten liess: so hing es von einem Augenblick ab, ob er eher an die Küsten von Tor und in die Wüste Sinai, oder zu Desaix, dem Verfolger Murad Beys, nach Oberägypten kommen sollte. Zur Freude aller Freunde alter Kunst entschieden die Umstände, dass er statt der wundervollen Ecke der Welt, aus welcher einst die drey grössten Religionsstifter des Erdbodens, alle drey als Nachkömmlinge des chaldäischen Nomaden-Emirs, Abrahams, hervorgegangen sind, die noch viel ältern Reste der südlichen Cultur, die staunenswürdigen mit Räthseln überfüllten Götter- und Todtentempel in und bey dem durch hundert Pforten berühmten Thebä u. s. zu betrachten bekam.

Unter dem Schutz des Gen. Belliard, dessen liebenswürdigen Sinn für Freundschaft und Gleichheit D. auszeichnet, ging der Zug am Nil hinauf fürs erste durch Gegenden, wo der Miri (die Ertragsabgabe) einzufodern war. Der Aegyptier würde noch, wie Ammian von ihm sagt, sich für dumm halten, wenn er seine Abgabe ohne Zwang und Prügel entrichtete. Alterthümer gab es hier nicht kennen zu lernen, wohl aber des Landes Art und Sitten. Die Pyramide von Medun zeichnete der Vf. von ferne. Dagegen beschreibt er den Gebrauch der Dora oder Sorgo (eine Art von Hirse) besser als alle uns bekannte Reisende. Während die Frucht in der Milch ist, isst man sie geröstet, wie den Maiz. Den grünen Halm kaut man wie Zuckerrohr, die Blätter nähren das Vieh, das getrocknete Mark gilt statt Pasten, das Rohr dient zur Feurung. Aus der Frucht macht man Mehl, und aus diesem Kuchen; und alles dieses — setzt D. hinzu — taugt wenig! Ein andermal zeichnet er das armselige Zelt eines Beduinen, dessen wesentliche Theile aus 9 niedern Pfälen und einem wollenen Tuch, die zufälligen aus einer hässlichen Frau und noch hässlicheren Kindern, einem Pferd für räuberische Streifzüge, etlichen Kameelen, Hühnern mit ihrem Käfigt, ferner aus einer Handmühle, Coffeemühle, einem Sack für Korn, einem für Gerste, etlichen Schläuchen und Töpfen, einer Kleiderkiste und wollenen Matte bestand, ungeachtet es das Zelt eines Anführers war. Zu Schendaujeh traf der Vf. noch den Glauben an einen unverletzlichen, abgestorbnen Baum, als Talisman für alle Bedürfnisse des Orts, sie mochten Krankheiten, Diebereyen oder Unbeständigkeit der Männer (deren Haare alsdann mit Nägeln daran befestigt wurden) u. dgl. betreffen. Wer ein Gelübde zu thun hat, kommt in der Nacht, setzt sich unter den Baum, zündet eine an ihm hangende Lampe an, und erwartet mit Zuversicht die segensvolle Wirkung.

Bald gelangte D. zu dem Corps von Desaix, welches den Murad-Bey am Josephscanal bis nach Fajum verfolgte. Eine neue Wendung von diesem führte zu dem wüthenden Gefecht bey Sediman, wo die Franken von den auserlesensten Mamluken und 8000 Arabern zwischen zwey Bergen mit dem zuversichtlichsten Siegsgeschrey überfallen wurden. Zurückgeschlagen trieben einige Mamluken ihre Pferde rückwärts gegen die Linien, um sie mit zerschmetternden Hufschlägen sich zu öffnen; andre warfen sich vor den Bajonetten zu Boden, um mit ihren Damascenern von unten her einzuhauen. Der Zufall hatte einen Franken nicht weit von einem verwundeten Mamluken tödlich blessirt niedergeworfen. Jener kroch herbey, um auf diesen noch loszuhauen, und da ihm ein Officier zurief, wie er in diesem Zustand noch so grausam seyn könne, schrie er: Sie haben gute Zeit zu schwatzen, ich aber, 3 Minuten von meinem Tode, muss wohl eilen, mir noch eine Freude zu machen! Es kam so weit, dass die Franken ihre Verwundeten auf dem Platz lassen mussten, um eine mörderische Batterie zu erstürmen. Dieser peinliche Entschluss gab der gefahrvollsten Situation schnell die entgegengesetzte Wendung. Von nun an verliessen die Araber den Murad-Bey; er selbst hielt mit seinen Mamluken nie mehr so lange, dass es zu einem Treffen kam; aber unzähliche Anfälle und die aus so vielfacher Erhitzung und nächtlicher Erkältung entstandene Menge von Augenkrankheiten und andern Uebeln nöthigten doch Desaix, erst nach Kairo zurück zu gehen und sich mit vollständigeren Hülfsmitteln vorzubereiten, ehe er die grosse Verfolgung über die Katarakten des Nils hinauf unternahm. D. blieb zu Benesuef, dem Eingang des Thals Araba nahe, wo man ganze Dörfer durch Stürme unter Sandwolken begraben an-

treffen und über ihre Dächer wegmarschieren kann. Der Vf. sah hier die Möglichkeit, dass der Nil, welcher immer sein Bett erhöht, anders wohin austreten und plötzlich Unterägypten zur Sandwüste machen könnte, so wie sein uralter Lauf nicht hieher, sondern durch das sogenannte Meer ohne Wasser, die Natronthäler, zum See Mareotis hingegangen zu seyn scheint. Diess, denkt er, verstand die ägyptische Mythologie unter dem Eindrängen des furchtbaren Typhons in das Bett seiner Schwägerin Isis; nämlich ein Verbreiten der Sandwüste über den schmalen Strich der Fruchtbarkeit, das jetzige Nilthal. Der See Moeris (jetzt: Bathen) der sogenannte Josephscanal u. dgl. beweisen die Anstrengungen, durch welche man diese triste Metamorphose in alten und neuern Zeiten abzuwehren strebte. Erst vor 25 Jahren aber zeigte eine ausserordentliche Nil-Ueberschwemmung die Gefahr, dass der Fluss ganz Fajum unter Wasser halten, und dort vielleicht seinen alten westlicheren Weg sich wieder öffnen könnte. Die trägste aller Regierungen sah sich zu künstlichen Dämmen bey Hilaun genöthigt. Wie sehr die den Aegyptiern zu allen Zeiten von der Natur aufgenöthigte Wasserbaukunst noch ein ununtersuchtes, für künftige Besitzer dieses Landes wichtiges Problem sey, bemerkt *D.* an mehreren Stellen. Für jetzt scheint sich der Hauptstrom von Westen gegen Osten zu treiben, für die Flächen von Pelusium neue Fruchtbarkeit zu versprechen, und dagegen Alexandrien durch Wassermangel mit dem Untergang zu bedrohen. Und so, denkt Rec., wird er sich wohl auch künftig durch seine Alluvionen und die Erhöhung des Bodens dort im Delta, wohin er am stärksten fliesst und am meisten Schlamm absetzt, von selbst nöthigen, mit dem grössten Theil seiner wohlthätigen Ueberschwemmung bald von Westen nach Osten, bald wieder von Osten nach Westen sich zu wenden, wenn er nur weiter oben immer sein Bett zu halten gezwungen wird. Schwerlich würde Alexander den Platz von Alexandrien zur Verewigung seines Namens gewählt haben, wenn nicht damals der Strom des Nils einen entschiedenen Zug auf die Westseite des Delta gezeigt hätte. Zwanzig Jahre Anarchie in Aegypten: so könnte leicht der schon jetzt sich sparsam füllende Canal nach Alexandrien völlig verstopft seyn, und die Verkünderin des Namens Alexander das Schicksal des im Sand verschwundenen Kanopus haben. Aus diesen allem aber läfst der Vf. dennoch, mit Grund, nichts gegen seine mehrmals eingestreute Anpreisung Aegyptens zur Colonie für Europäer folgern. Wohin immer der Nilstrom sich zöge, da würde Fruchtbarkeit an seinen Ufern wohnen, und die thätigen Ankömmlinge nach leichter Mühe nähren. Die Wässerung würde sich durch verbesserte vom Winde getriebene Maschinen auf weit entferntere Felder verbreiten lassen. Denn schon jetzt, wenn die erste Aernte nach der Ueberschwemmung vorüber ist, geben die Felder, so weit sie aus dem Fluss durch schlechte, von Ochsen getriebene Wässerungsräder befruchtet werden, noch einen zweyten und dritten Ertrag. Für 3 Sous würde jeder täglich Reiss genug zu essen haben. Für Zucker, Indigo und Baumwolle aber wären neue grosse Anpflanzungen möglich, welche neben den (S. 126.) nach Mecca und sogar bis Indien durchziehenden Handels-Caravanen aus Darfur und dem innern Africa, Massen fremder Reichthümer, ins Land ziehen müssten. — Sollte es je wieder zu einem Seekriege kommen: so würde höchst wahrscheinlich Aegypten zum Siegespreis gehören; wer weiss aber, ob nicht früher schon das neue England in Indien durch Einwilligung in eine französische Colonisation Aegyptens, mitten im Frieden, auszugleichen seyn möchte.

Bey Dindyra, wo der Vf. 20 Dörfer mit einem Blick überschauen konnte, wurde er auf die bloss aus Kalkstein und ungebrannten Ziegeln bestehende Pyramide von Hilahun, am Ende des Josephscanals gegen Fajum zu, aufmerksam. Sie hat Sandstein zum Kern, Baksteine zur Bekleidung. *D.* hält sie für die Pyramide des Mendes und den See Bathen für den durch Kunst entstandenen See Moeris des Herodot, da der Bircet el Kerun, welcher für Strabo und Ptolemäus der See Moeris war, als eine Wassersammlung von der Grösse des Gensersees, selbst für die altägyptische Arbeitsamkeit unmöglich scheint. In diese vom Wege der Reisenden entferntere Gegenden versetzten die priesterlichen Ciceroni jene Wunder des Labyrinths etc. welche Herodot seinen Griechen, wenigstens wie er sie empfangen hatte, gerne wieder gab. Auch den Josephscanal fand *D.* nachher (S. 106.) nicht so gerade, wie er gewöhnlich vorgestellt wird, *und wenigstens an manchen Orten nicht als Product der Kunst.*

Den 19. Frimaire brach Desaix mit einer Verstärkung zum neuen Streifzug gegen Murad-Bey auf, und *D.* erkaufte mit allen Verleugnungen, die sich der Soldat gefallen lassen musste, und mit fast gleichen Gefahren den antiquarischen Raub Oberägyptens. Nur einen Raub. Denn nachdem er bey Benesesch, ehemals Oxyrinchus, nur einige Säulenrümpfe, und übrigens das alte Oxyrinchus sowohl als das neue Benesesch vom Tyran Typhon, dem alles tödtenden Wüstensand, ganz überwältigt gefunden hatte, und nun endlich die erste grosse Ruinensammlung zu Aschmunein, vormals Hermopolis, nahe kam: so war es immer viel, dass Desaix mit ihm unter einer Bedeckung von 300 zu Pferd dahin einen Seitenweg machte, und dem Enthusiasmus des Vf. zu lieb, mehrere Stunden aushielt. Aber 10 Stunden zu Pferd gewesen seyn, war für die Cavallerie, und, wie *D.* bekennt, auch für den Künstler lange genug, welcher selbst alle Nächte campieren und 12 bis 16 Stunden des Tags zu Pferd seyn musste, dessen Augenlieder schon die Wüste angegriffen hatte und der aus brennenden Augen nur wie durch einen blutigen Flor sehen konnte. Man erstaunt, wie viel *D.* unter diesen Umständen gleichsam im Fluge zeichnete. Aber soll je das oberägyptische Alterthum wirklich erklärt, soll also das ganze Problem in dem Reste dieser Monumente überschaut werden: so muss es in diesen Gegenden nicht bloss zu Streifereyen, sondern zu einer ruhigen, europäischen Bewohnung gekommen seyn. Schon bey Hermopolis versichert *D.*, dass

dass der ungebildetste Mensch, wenn man ihn vor diese Ruinen hinstellen würde, ausrufen müsste: diess waren Wohnungen, nicht der Menschen, sondern der Götter! und dass der beste Künstler bekennen müsse: seine Uebertragung mache hier das Grosse klein, da gewiss die Griechen nie etwas von grösserem Charakter erfunden und ausgeführt hätten. Was auf dem Riss schwerfällig ist, inponire in der Natur aller Kritik. Vornehmlich aber bewundert *D.* die Vollkommenheit aller Hauptlinien, welche durch all die Menge von Verzierungen und hieroglyphischen Inschriften nie unterbrochen werde. Stand der alte Aegyptier nahe: so sprachen die belehrenden heiligen Zeichen zu seinem Verstand; trat er 20 Schritte davon: so sah er hievon nichts mehr, und ungestört musste sein Kunstsinn durch die grossen Verhältnisse bewegt werden.

Die dazwischen hinein von dem Vf. gegebenen topographischen Notizen über die ganze Strasse, welche der Zug nahm, verdienen mit der schon von Bruns aus den besten damals vorhandenen Beschreibungen trefflich gesammelten Liste im Versuch einer systematischen Erdbeschreibung 1 Th. S. 268. ff. verglichen zu werden. Zwischen Monfalut und Siuth trafen die Franken eine reiche Stadt Beneadi so wohl organisirt, dass sie, eben so wenig als die Mamluken, hier eine Obermacht auszuüben sich erlaubten, und von den Einwohnern mit stolzer Freundlichkeit durch ihr Gebiet geleitet wurden. Selbst in Hartmanns mustermässiger Beschreibung von Aegypten (S. 969.) findet sich von diesem Ort nichts auszeichnendes. Bey Siut (der Marsch geht fast immer auf der Westseite) eilte *D.* an das nahe Gebirge und fand eine Naturruine. Sie besteht aus Kalksteinen mit grossen Kieseln untermischt, in horizontalen Lagen. Verwitternd durch die salzigte Luft giebt dieser Kalkstein eine ungeheure Sandmenge. Das Gebirge in dieser Gegend ist voll alter Grabhölen. Von innen sind diese so vielfach verziert, dass man auf Todtenfeste schliessen muss, die in diesen Todtenhäusern ganzer Familien häufig gehalten worden seyn mögen. Monate würde man nöthig haben, die hier verzeichneten Hieroglyphen, wenn man sie verstände, nur zu lesen, Jahre, um sie zu copiren. Späterhin hatten sich in manche der Grabhöhlen Anachoreten eingenistet und auch von sich ein Denkmal, Wände voll rother Kreuze, hinterlassen. Den 7. Nivose fand der Vf. ungeachtet grosser Kälte in den Nächten, in dieser Nähe des Wendezirkels den Haber reif, das Korn in Aehren und die auf dem Felde gepflanzten Melonen in der Blüthe. Auch weisse Schwalben, eine schöne Art von Fliegenschnepper (Gobe-mouche) und den Palmbaum Düm, von Pococke der thebaische benannt, werden hier beschrieben. Etwas weiterhin, am letzten Nilcanal, Abuassi genannt, hatten jetzt eben die Mamluken durch Brand an dem katholischen „Corissen," Kloster der heil. Helena Rache genommen. *D.* bemerkt, dass diese Gebäude des vierten Jahrhunderts die altägyptische Bauart nachahmten (S. 122.). Wie sehr wird man sich überhaupt hüten müssen, im einzelnen oft nicht neuere Producte römischer und griechischer Nachahmung mit dem ächten Alterthum zu vermischen!

Bey den Plätzen von Aphroditopolis, Crocodilopolis und Ptolemais fand kein Verweilen statt. Zu Girgé, wo man so lange auf die Flotille warten musste, dass Desaix, für sein ungewöhnlich starkes Gedächtniss einen Vorrath von arabischen Mährchen, der Tausend und einer Nacht gleich, sich erzählen liess, curirte sich *D.* von seiner Augenentzündung durch Essig und Honig, die er ass und trank, und durch warme Bäder gerade zu rechter Zeit; denn bald sollte es mit Muradbey, der sich sogar aus Mekka durch die determinirtesten Freywilligen über Cosseir her verstärkt hatte, zum entscheidenden Treffen kommen. Den 25. war es zu Girgé so kalt, wie im May; gegen Abend aber Donner. (Ein Scheik erklärte diess äusserst seltene Phänomen durch einen äusserst kleinen Engel, welcher die Wolken von Norden nach Abessynien treibe, und wenn Gott sehr zürne, einmal seine Stimme hören lasse, auch (zum Blitz) irgend eine Ritze für das Himmelsfeuer öffne). Zwanzig Tage hatte man still liegen müssen, und so nahe das alte Abydus war (jetzt El Araba), konnte Desaix doch keine Bedeckung für den Vf. bis dahin entbehren. Zwischen Samanhut und How (Diospolis parva) sah *D.* statt Alterthümer, Gefechte.

(Die Fortsetzung folgt.)

KINDERSCHRIFTEN.

Altenburg, b. Rink u. Schnuphase: *Neue Sammlung von Sprichwörtern* zur Unterhaltung und Belehrung, von *Sylvester Jacob Ramann*, Pfarrer zu Zimmern supra im Erfurtischen. *Zweytes* Bändchen. 1802. 220 S. 8. (12 gr.)

Auch dieses Bändchen hat Rec. mit Vergnügen durchgelesen, und kann dasselbe als eins unsrer bessern Volksbücher, gleich dem, im vorigen Jahre Nr. 347. angezeigten ersten Bändchen, empfehlen. Die fortgesetzte Erzählung über das Sprichwort: *Tugend und Handwerk sind der Kinder bestes Erbtheil*, ist noch nicht vollendet. Da auch die eingestreuten Episoden belehrend und interessant sind: so kann man nicht auf den Vf. unwillig werden, wenn er den Ausgang der Hauptscene den Lesern etwas lange vorenthält. Kürzer sind die Sprichwörter: *Krümchen machen auch Brod*, und: *Berg und Thal kommen nicht zusammen, aber Menschen*, durchgeführt. Im ganzen Buche findet Rec. nach seiner Ueberzeugung nichts weiter zu tadeln, als zwey Sprachfehler S. 37., wir wollen das nicht *hoffen*, anstatt *fürchten*; denn es ist vom Tode eines Vaters die Rede; und S. 166. Die Tage meines schönsten Lebens sind wohl nun vor mich (für mich) vorbey.

Leipzig, b. Weigel: *Neue Unterhaltungen und Sittengemälde für Kinder edler Herkunft. Erstes* Bändchen. 1803. XII. u. 202. S. 8.

Diese empfehlungswerthe Jugendschrift, auf deren Titel wir nur die Kinder edler Herkunft anstössig finden,

den, ist für junge Leute von 12—16 Jahren berechnet. In einigen lehrreichen Erzählungen, welche in einem, diesem Alter angemessenen Tone abgefasst sind, sucht der Vf. die Aufmerksamkeit seiner Leser auf solche Gegenstände zu führen, welche bey dem Uebertritt aus den Jahren der Kindheit in das jugendliche Alter besonders beherzigt zu werden verdienen. In den meisten der hier befindlichen Aufsätze ist auf unterhaltende Belehrung beider Geschlechter Rücksicht genommen worden. Alles, was der Vf. giebt, ist sein Eigenthum, mit Ausnahme einiger Gedichte von Tiedge, Salis, Carol. Rudolphi u. a., und der dritten Erzählung, welche die Geschichte eines deutschen Kaufmanns enthält, der sich in einer englischen Handelsstadt niederliess, und jetzt als wohlhabender Drechsler lebt. Dieser Aufsatz ist aus dem bekannten Journale: London und Paris entlehnt. Dass der Vf. die Jugend mit den Männern bekannt macht, die sie als ihre Wohlthäter anzusehen hat, ist kein übler Gedanke. In diesem Bändchen finden sich kurze Nachrichten von *Rousseau* und dem ehrwürdigen *Weisse* in Leipzig. Beide verdienen das Denkmal, das ihnen der Vf. setzt. Eine Erinnerung an die Verdienste des ersten scheint in unsern Tagen um so nöthiger zu werden, je mehr es den Anschein hat, als wolle man jetzt den armen Kleinen den Genuss der ersten Jahre ihres Lebens, die ihnen der ehrliche Rousseau zum Spiel und zur Entwicklung ihrer körperlichen Kräfte mit allem Rechte gegönnt wissen wollte, wieder rauben und sie gleich nach ihrem Ausgange aus der Wiege in die Leseschule nach einer neuen Manier vom frühen Morgen bis zum späten Abend nehmen. — In den folgenden Bändchen sollen die Leser dieser Unterhaltungen *Locke*, *Basedow*, *Salzmann*, *Jenner* u. a. als ihre Wohlthäter kennen lernen. Recht gut! Nur bitten wir, den alten *Comenius* nicht zu vergessen, welcher uns vor manchem neuen pädagogischen Wundermann eine dankbare Erwähnung zu verdienen scheint.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Ohne Druckort: *Vorschläge, wie das Missverhältniss, welches zwischen den Reichstags-Stimmen, durch die Annahme des von Russland und Frankreich vorgeschlagenen Entschädigungs- und Säcularisations-Plans entsteht, zu heben sey?* 1802. 61 S. 8. (10 gr.) Diese von vieler Sachkenntniss und Belesenheit in den ältern Reichstagshandlungen zeugende Schrift (welche dem Vernehmen nach von dem Erzherzogl. Oesterr. Comitial-Gesandten von *Fahnenberg* herrührt), zielt hauptsächlich dahin, die Verminderung, welche der katholische Religionstheil durch die erfolgten Säcularisationen, an bisherigen Stimmen in beiden höheren Reichs-Collegien erleidet, durch neue Stimmen zu ersetzen, und dadurch das Gleichgewicht beider Religionstheile zu erhalten. Das Missverhältniss in den Stimmen der altfürstlichen Häuser ist hauptsächlich durch Ländertheilungen und Fortsetzung der Stimmen erloschener Linien entstanden. In älteren Zeiten wurde zwar, bey den häufigen Theilungen, von jedem Theilnehmer eine Reichstagsstimme geführt; die Reichstandschaft gehörte aber dennoch dem älteren Bruder zu, in sofern derselbe der mit den Regalien vom Kaiser belehnte und daher an der Landesregierung vorzüglichen Antheil nehmende Lehnträger blieb. Daher soll es kommen, dass von dem Erzhause Oesterreich nur eine einzige Stimme geführt werde. Nachdem die Ländertheilungen durch Einführung des Primogenitur-Rechts grösstentheils aufgehört hatten, wurden gleichwohl zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts von den Häusern Brandenburg und Sachsen-Gotha neue Linien errichtet, welche besondere Stimmen führten. Der dagegen erhobene Widerspruch veranlasste wahrscheinlich, dass dergleichen Theilungen der Stimmen, wie auch die Fortführung der Stimmen erloschener Nebenlinien, in der Folge fast ganz unterblieben. Wenn, nach der Analogie der ältern Reichstagsverfassung, die von willkürlichen Landestheilungen und von erloschenen Nebenlinien herrührende Stimmen aufhörten, auch die Stimmen wegen höherer Würde die von niederer Würde ausser Gebrauch setzten: so würde zwar, nach des Vfs. Meynung, das allmälig entstandene Missverhältniss einigermassen zu heben seyn; aber die dabey in verschiedenen Fürstlichen Häusern vorzunehmende Reduction würde doch zu auffallend seyn, als dass sich ein erwünschter Erfolg erwarten liesse. Er bringt daher die Einführung neuer Stimmen in Vorschlag, und sucht die verschiedenen Ansprüche auf Einführung neuer oder *Readmission alter* Stimmen im Fürstenrath dahin zu vereinigen, *dass, nach einem beygefügten Verzeichniss*, der katholische Theil 70, der Evangelische 68 Stimmen erhalten solle. Zur Erfüllung der ersteren Zahl werden dem Erzhause Oesterreich 10 Stimmen, wegen Oesterreich, Steyermark, Kärnthen, Krain, Gradisca, Görz, Tyrol, Feldkirch, Bregenz, Bludenz und Sonneberg — dem Grossherzog von Toscana 8 Stimmen, wegen Salzburg, Trient, Brixen, Berchtesgaden, Gurk, Chiemsee, Seckau, Lavant — dem Reichs-Erzkanzler 3 Stimmen, wegen Regensburg, Aschaffenburg und Wetzlar, dem Johanniterorden eine zweyte Stimme, wegen der Graffschaft Bonndorf, dem Herzog von Modena zwey Stimmen wegen des Breisgau und der Ortenau zugedacht, auch die Einführung mehrerer neuen Fürsten vorgeschlagen, denen es jedoch (z. B. den Herzogen von Looz und von Croy, Fürsten von Lamberg, von Ligne, von Khevenhüller, von Portia und Bretzenheim) schwer werden würde, die nöthigen Erfodernisse zu leisten. Der evangelische Theil, der ohnehin durch die Säcularisationen und den Entschädigungsplan mehrere Stimmen gewinnt, wird nicht so reichlich bedacht, und daher fehlt sogar das fürstliche Haus Waldeck, welches gleichwohl im vorigen Jahrhundert bis 1693 im Besitz einer Viril-Stimme war. Zur Herstellung der Religionsgleichheit im kurfürstlichen Collegium wird der Antrag gemacht dass nächst der auf Salzburg und das Hochdeutschmeisterthum zu reducirenden Kurwürde, dem Reichsschluss v. 30. Jun. 1708 gemäss, eine überzählige Stimme von dem ersten katholischen Kurfürsten geführt werden möchte. Für den katholischen Theil im Reichsstädtischen Collegium soll aber dadurch gesorgt werden, dass die zum Directorialamt zu berufende Reichsstadt Augsburg, hierzu jedesmal einen, das *interesse catholicorum* besorgenden Bevollmächtigten abordne.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 9. Februar 1803.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Didot d. ä.: *Voyage dans la basse et la haute Egypte, pendant les campagnes de Bonaparte.* Par *Vivant Denon.* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Endlich fand sich zu Tentyra, am Rande der Wüste, eine kurze Frist zu unschätzbaren Zeichnungen eines Tempels voll ächt antiker Herrlichkeit. Der Charakter des Festen liegt bey allen seinen grösseren Theilen zum Grunde. Das Klima macht Dächer, Frontons, kurz alle Beschattungen überflüsig. Alle architektonische Verzierungen sind einfach, wie der schlichte Verstand. Nur darin, dass D. hieraus auf Stärke der Erbauer in abstracten Wissenschaften schliesst, (S. 136.) scheint uns seine Bewunderung einen Sprung zu machen. Sehr wahr aber scheint die schöne Bemerkung: die altägyptische Architektur sey nicht die Kindheit dieser Kunst, (über welche D. vielmehr nach Indien hindeutet) wohl aber ihr Typus für Griechen und Römer gewesen. Nicht durch Laune von Königen, sondern durch eine im Heiligthum sich unverletzbar erhaltende Regel von Dienern des Himmels scheinen diese im Bau und in den Verzierungen durchaus homogene Darstellungen der Anbetung entstanden zu seyn. Die Sculptur, welche an ihren Thiergestalten [doch nur hier und da, und selten genug] zeige, dass sie etwas vollkommeneres liefern konnte, scheint dem Vf. in den Göttergestalten, wie in den Hieroglyphen, dem priesterlichen Gebot unveränderlicher Formen unterworfen gewesen zu seyn. So wenigstens versucht er sich diesen Contrast aufzulösen. Uns scheinen die wenigen bessern Thierbilder nur in den spätesten Denkmälern vorzukommen, in denen griechische Kunst durchblickt, wenn sie gleich im Heiligen sich allerdings an alte Modelle halten musste. Diese ältern Gestalten von Göttern und Menschen sind die afrikanischen der Eingebornen, wie man sie noch sieht, [und wahrhaftig nicht idealisirt, sondern blos] durch Embleme vergöttlicht. Der Vf. unterschied dreyerley Arten der Sculptur in den Hieroglyphen. Die ältesten sind eingegrabene Umrisse ohne Erhöhung der Figuren; die mittlern bestehen aus bloser Reliefarbeit, die sich aber nur kaum heraushebt; die dritte vollkommenste Art [wie zu Tentyra] besteht aus erhöhteren Reliefsfiguren zwischen tiefer eingegrabenen Umrissen. Eine Art von Cursivhieroglyphen ist gewöhnlich, gleichsam als Erklärung, dazwischen gemischt. Eine vierte Gattung, gleichsam die ägyptischen Arabesken, hält der Vf. für Verzierung ohne einen zusammengeordneten Sinn, d. h. blos bedeutsam im Einzelnen. Ich fand hier, sagt er S. 139. Karyatiden an den Peristylien, wie sie in den Bädern des Titus gemalt, von Raphael copirt, jetzt bis in unsere Toilettenzimmer gekommen sind. Wer dächte, dass ihr Ursprung in Thebais zu suchen wäre! Am späten Abend des ersten Aufenthalts entdeckte D. mit Gen. *Belliard* das indess berühmt gewordene astronomische Zimmer, mit dem Himmels-Planisphärium. Allein man musste den Truppen nacheilen, von denen sich den Tag über viele ohne Ordre in die Ruinen hereingezogen hatten. Am Abend sagte der tapfere Latournerie: Bis jetzt war ich trübsinnig in Aegypten. Mein Schicksal sey, wie es wolle; Tentyra hat mich heute geheilt! Auch die Vegetation wird in dieser Gegend grösser. Die Einwohner bauen nicht mehr an, als sie bedürfen. Selbst Plätze, die der Nil wässert, bleiben unbebaut. Und doch sind die Dörfer halbe Lieuen lang.

Von Thebä, das man zwey Tage nachher erreichte, konnte jetzt nur ein Prospect aufgenommen werden, und beynahe wären Desaix und der Vf. in einem der Grabfelsen von wilden Hölenbewohnern gesteinigt worden. Dennoch zeichnete D. am nämlichen Tage im Vorbeyeilen einige Aufrisse von Tempeln und dem sogenannten Memnon (S. 144.), endlich zu Hermontis ein Typhonsbild. Das, was man Statue des Memnon nennt, ist eine collossale sitzende Figur, die Hände über die Schenkel hingestreckt, und die Füsse eingezogen, kurz in der ruhigsten Gestalt. Eine ähnliche nicht berühmt gewordene steht daneben, eine viel grössere aus Granit liegt auf das Gesicht gestürzt und unkenntlich gemacht auf dem Boden. Diese Gruppe hält D. für den Osymandyas, dessen Gemahlin und Tochter, (S. 250.) vgl. Herodot und Strabo. [Nach dem erstern aber L. II. c. 110. waren die zwey Säulen der Aeltern gleich gross, 300 πηχεις, die der vier Kinder aber 20 πηχεις, eine jede.] Nur griechische und römische Reisende wollten hier die klingende Memnonsäule gefunden, und sogar ihren Schall gehört haben. Esné (Latopolis) gab ihm schöne Reste eines Tempels, die mitten in der Stadt liegen. Zwischen Edfu und Silsilis war schon eine Steinwüste zu passiren, welche die Soldaten, wären sie nicht Franzosen gewesen, um alle Laune hätte bringen müssen. Bis Syene stieg die Mühseligkeit aufs höchste. Muradbey hatte sich bis über die Katarakten hinauf gezogen. Desaix gieng auf die Ostseite des Nils, um den Elfybey zu verfolgen. Hier trennte sich D. von ihm, und nahm mit Gen. Belliard von Syene Besitz. In zwey Tagen hatten sich die Zurückbleibenden schon für Bedürf-

dürfnisse und sogar für Lustbarkeiten eingerichtet. An die Spitze einer gegen Norden gehenden Baumreihe setzten sie eine Wegsäule, mit der Inschrift: *Route de Paris, Nro* 1167,340. Nur noch ein paar Tage vorher hatte man kaum einige Datteln zu essen gehabt. Für den Vf. wurde die Insel Elephantine, die zwischen dem östlichen und westlichen Syene in ihrer herrlichen Vegetation sich ausdehnt, Erholung und Lustparthie; ein Park, den die Natur, weil die Wässerung so leicht ist, mit vier bis fünf Aernten segnet, und die älteste Vorzeit mit den herrlichsten Ruinen versehen hat. Was Römer und Araber auf derselben gebaut hatten, ist zerfallen. Sie verwendeten nur ungebrannte Ziegelsteine. Aber von dem uralten Tempel des Cneph, der sich durch Schlangenembleme auszeichne, [welches aber überhaupt Emblem der Lebendigkeit und Geistigkeit gewesen zu seyn scheint] fand D. auf der Nordseite noch einige, von einem andern alten Tempel auf der Südseite dagegen mehrere sehr wohl erhaltene Reste. An dem Cneph-Tempel entdeckte sich die Seltenheit einer [etwas weniges] perspectivisch gezeichneten, historischen Gruppe von Dreyern, welche einem Vierten für die Befreyung von einem niedergeworfenen Fünften zu danken scheinen. War diese Sculptur, fragt der Vf., älter oder jünger als die typische Regel, durch welche fast allen übrigen hieroglyphischen Figuren die Perspectiv wie verboten war? Der Vf. giebt, neben einigen schönen Nilausfichten, auch die von den Nilkataракten, welche blofs aus Reihen von Felsenspitzen, wodurch die Schiffahrt unterbrochen wird, nicht, wie man sich oft einbildete, aus hohen Wasserfällen bestehen. Die schönsten Granitfelsen stofsen hier bis an die Nilufer, und zwischen ihnen und den sie unterbrechenden Oeffnungen, die auf fruchtbare Flächen den Blick richten lassen, kommt man bis zu der noch reizendern Insel Philä, jenseits welcher bald wieder ödere Gegenden beginnen. Ungefähr 10 Lieuen über Philä hinaus, war der äufserste Punkt des wissenschaftlichen Hadschismus unsers Vfs. Auf einem Granitfelsen jenseits der Katarakten verkündigt eine Inschrift, wie weit für diefsmal die Waffen der Europäer sich dem „versteckten Haupte des Nils" genähert hatten.

Die Männer unter den Nubiern fand *D.* hier um soviel kräftiger und lebendiger, dafs das weibliche Geschlecht eine ganz andere Rasse scheinen konnte. Philä mufste einem auf seine Lage trotzenden Inselvölkchen mit Gewalt weggenommen werden. Weil ein Magazin von dort wegzubringen war, gewann *D.* das seltene Glück, ungestört durch militärisch ungeduldige Eile, sechs Tage lang die Alterthümer aufzufassen, welche die Aegyptier [und Römer?] an diesem äussersten Ende ihres Gebiets so zahlreich angehäuft haben, dafs die Absicht, hier den Eintritt für Fremdlinge majestätisch zu machen, fast nicht bezweifelt werden kann. D. fand acht heilige Gebäude auf einem Raum von 300 Toisen unterscheidbar, die in verschiedenen Epochen, ohne architektonische Rücksicht auf Verhältnisse des einen zum andern erbaut, und unregelmäfsig miteinander in Verbindung gesetzt sind. Was hierdurch an Symmetrie verloren geht, findet D. durch Mannigfaltigkeit, malerischen Effect, und von selbst entstehende Gruppen ersetzt. Hier wie zu Thebä und Tentyra waren ihm drey Stufenfolgen in der ganzen Erbauung bemerkbar; zuerst wurden die Massen der Gebäude vollendet, alsdann gieng man erst an die hieroglyphische Sculptur, zuletzt an die Stucatur und Malereyen. Manche der blofs zur Vereinigung erbauten Zwischengebäude sind noch ohne alle Verzierung. [Das Alter der letztern mufs also wohl in die Zeit gesetzt werden, da die altägyptische Priestermacht gebrochen war, und grofsen Aufwand zu machen aufgeben mufste!] Die Capitäler an einem unvollendeten und seine Bestimmung nicht eigentlich andeutenden länglichten Viereck von Säulen findet *D.* S. 167. so schön, als aus der besten Zeit der griechischen Kunst. Vermuthlich waren diese verschiedene Heiligthümer verschiedenen Gottheiten [etwa denen, die den Eingang Aegyptens schützen und charakteristisch bezeichnen sollten?] geweiht. In den Tempeln selbst finden sich häufig besondere Sanctuarien, die blofs aus einem Stein bestehen, (*temples monolithes*) und zur Bewahrung des Allerheiligsten, etwa eines Sperbers (des Emblems der Sonne) oder sonst eines heiligen Thiers dienten. Im Plafond jenes Vierecks waren astronomische und physikalische Gemälde, an den Mauern Priesteraufzüge, Siegsgepräng etc. Noch zwey andere Tempel waren isolirt. Der kleinere derselben würde zeigen, dafs der Charakter, nicht die Ausdehnung ein Gebäude majestätisch macht; als klein *reize er die* Luft, ihn nach Europa wegzuzaubern. *Die Katholi*cität (wie sich der Vf. ausdrückt) war in diesen Gegenden nie so reich, eigene Tempel zu errichten. Entweder setzte man aus altägyptischen Ruinen etwas zusammen, oder man verwandelte blofs das alte Sanctuar in eine Wohnung der neuen Götter. Neben einer Isis fand dann ein Paulus Eremita seinen Platz, und mit einigen Pinselstrichen wurde aus einem Osiris ein St. Athanasius.

Man fieng schon an, zu Syene eine Befestigung zu errichten, als die Mamluken und die noch furchtbarern meccanischen Schwärmer sich abwärts am Nil zu sammeln anfiengen. Für die Gesundheit war es gleichfalls hohe Zeit zu weichen. Drey Tage Westwind hatten (es war jetzt Anfang des Ventose) der Atmosphäre die Hitze der Hundstage mitgetheilt. Eine schnelle Wendung zum kalten Nordwind verbreitete in wenigen Stunden Fieber. *D.* als krank mufste sich einschiffen, und zeichnete, blofs vom Nil aus, Tempelruinen oder aus den Wüsten hervorragende Berge voll Grabhölen zwischen Com-Ombos, Etfu und Esné. Crocodile, die sich zu Syene nicht finden, zeigten sich zahlreich zwischen Ombos und Tintyra, am meisten zu Hermontis. Sie scheinen gewisse Ufer zu lieben. Die Franzosen fanden sie auch späterhin (S. 208.) für Menschen wenig gefährlich, ob sie gleich eine Menge, von 6 Zoll an bis zu 36 Fufs in der Länge, beobachteten. Die bisherigen Untersuchungen weckten in dem Vf. die Bemerkung: Ueberall nur Tempelruinen!! Nirgends Palläste, Magazine, Fabriken etc.

Nur

Nur Priester müssen hier geherrscht haben. Oberägypten muss einst ein Paraguay gewesen seyn. Für den Menschen und Bürger geschah hier nichts grosses, nicht einmal der unentbehrliche Wasserbau zeigt Schleusen, Dämme etc. die von gleicher Sorgfalt für die Dauer des Nützlichen Zeugen seyn könnten. Diess aber ist des Priesterthums ewige Tendenz. Ausser dem Sanctuar und seinen Dienern ist alles nur Mittel! Chephrenes und Cheops, welche 30 Jahre die Tempel beschränkten, wurden in der von Priestern überlieferten Geschichte als schändliche Tyrannen gebrandmarkt.

Kritische Kriegsumstände erlaubten nicht bey Medinet-a-bou zu verweilen. — So schreibt der Vf. Andere: Medinet Abu. Rec. hat sonst schon vermuthet, dass der Name Thebä bloss durch die Aussprache dieses Namens verloren gegangen, und Medinet *Tabu* d. h. die grosse Stadt Tabu, zu denken sey. Auf jeden Fall ist Medinet-Abu eine der vier Ortschaften, welche sich zwischen den ungeheuern Ruinen des alten Thebä angesiedelt haben. *D.* konnte sich bey ihnen auch jetzt noch nicht aufhalten. Nur in der westlichen Vorstadt, der alten Nekropolis, machte er eine Prospectzeichnung. Memnonium und die Tempel von Gournoux (Kuxnu) mussten links oder westlich, wie Luxor und Karnak rechts liegen bleiben. Die Feinde hatten die fränkische Nilconvoy geplündert. Zu Benhout, drey Lieues vor Kené, dem Handelsplatz, welcher an die Stelle von Kos, so wie dieses an die Stelle des einst durch den arabischen Handel gross gewesenen Koptos getreten ist, wartete auf die Handvoll Franken der heftigste Kampf. Während Mamluken und Meccaner sie, 150 Lieuen von Kairo entfernt, aus den auf der Flottille erbeuteten Canonen mit ihrer eigenen Munition beschossen, war es bey ihnen bis zum letzten Munitionskasten gekommen, ehe die zugleich betenden und fechtenden Meccaner zur Flucht sich entschlossen. Man zittert schon für den Vf., welchem der Krieg oft genug ein Greuel wurde.

Eine Stunde nach Kos sah er rechts, am Rande der Wüste, die Ruinen des alten Koptos, gross und wüste. Einst blühte hier unmittelbarer indischer Handel. Kené hat nur noch den Vortheil, Zwischenort für die aus dem innern Afrika nach Mecca gehenden, und von dort indische Waaren zurücknehmenden Karavanen von Wallfahrern zu seyn, und erhielt daher bey weitem nicht die Grösse von Koptos. Für jetzt hatte die fränkische Expedition den Meccanern und den dorthin kommenden Indiern im sechsten Jahr die Nubischen, im siebenten die europäische und afrikanische Karavane entzogen; und diess war es, warum Interesse und Fanatismus die meccanischen Freywilligen in so grossen Schaaren, fast zum Ruin des Belliardischen Corps, herübertrieb, da Mecca, wo es immer sehr theuer ist, (das Pfund Brod zu 8 bis 10 Sous kommt) nur durch jenen Handel fortdauert. Noch ein paar ähnliche Jahre; und Mecca wäre in seinen Sandflächen, wie Jerusalem zwischen seinen Hügeln, verschwunden. Koptos besuchte *D.* späterhin (S. 213.) und fand trotz der Belagerung unter Diocletian und ungeachtet eine Araberstadt inzwischen auf der ägyptischen erbaut gewesen war, noch Ruinen von drey ägyptischen Tempeln und von einer aus altägyptischen Resten zusammengesetzen Kirche. Zu Kené konnte sich des Vfs. Bedeckung nur noch hinter Verschanzungen halten, bis Desaix, der den Muradbey in die Oasen getrieben hatte, glücklicher Weise zu ihnen stiess. Die Feinde warfen sich jetzt hinter die Gebürgskette (Mokattam) in die Wüste zwischen Kepht (Koptos) und Cosseir. Hierdurch entsteht eine vorzügliche Parthie in dem gegenwärtigen Werke, jene alte Communicationsstrasse zwischen Asien und Afrika genauer kennen zu lehren. Zwischen dem Gebürg und Cosseir sind nur vier Wasserplätze; der erste ½ Tagereise von Cosseir, der andere 1½ weiter westwärts, der dritte bey Kittah eben so weit vom zweyten. Dieser ist sehr wichtig, weil von ihm zu drey Oeffnungen des Gebürgs, nach Redisi südwestlich, nach Nagadi westlich, und nach Birambar nordwestlich Strassen führen. Zu Birambar ist der vierte Wasserplatz [daher der Name بأر عن بر *Born an der Wüste*] Kos, Kepht und Kené sind von demselben gleich weit entfernt. Konnte Desaix die Gebürgsöffnungen so besetzen, dass die Geflohenen jenseits in der Wüste bleiben mussten: so musste der Hunger sie zur Zerstreuung oder Uebergabe zwingen. Desaix besetzte Kené und Birambar, der Vf. gieng mit der Besatzung von Nagadi höher hinauf. Aber unglücklicher weise reichte die Macht nicht zu, auch den südlichsten Pass, Redisi, zu blokiren. In der Hoffnung, Thebä zu sehen, hatte sich der Vf. von Desaix getrennt, den er nicht wieder sah. Schon S. 135. macht ihm gerade, da er einen Augenblick gegen des Vfs. Wünsche, bey Alterthümern zu verweilen, launisch gewesen war, ein edles Elogium, das nicht den Charakter der Schmeicheley an sich trägt. Desaix hatte nach *D.* ein ausserordentliches Zartgefühl, vereinte alles Liebenswürdige mit der brennendsten Ehrbegierde, besass viele Kenntnisse mit dem Eifer, die Vervollkommnung, zu welcher er nicht Zeit gehabt hatte, nachzuholen, und machte daher durch unermüdete Neugierde seinen Umgang immer lebendig.

Die neue Aufopferung gewährte dem Vf. zu Kos eine herrliche Tempelruine, aus welcher man das ehemalige Apollinopolis parva erkennt. Ostwärts von Nagadi wurde ein vormaliges Cönobium, das nachher zur Moschee und dann zu Todtenkammern gedient hatte, jetzt ein Fort für *D.* und Belliards Truppe. Kaum weiss er diese Wüste in der Wüste öde und todt genug zu beschreiben. Mit einem Dromedar kann man von Nagadi in zwey Tagen, zu Fuss in drey, bis Cosseir eilen, wenn man einzeln und sicher ist. Die beiden andern Wege sind um eine Tagereise länger. Ein Kameel, welches vier Quintals trägt, eine Fracht, wofür jetzt 20 Franks bezahlt wurde, kann in sechs Tagen von Cosseir am Nil seyn. Weil die Karavanen fehlten, kostete jetzt ein Kameel, statt 60, nur 20 Piaster. Nach einem Gefecht bey Birambar, bey welchem

chem die Mamluken abermals bewiesen, dass sie Mann für Mann immer der fränkischen Cavallerie überlegen blieben, rückte man, um den Gebürgsausgang bey Redisi zu schliessen, abermals auf den Platz des hochberühmten Thebä. Drey viertel Lieuen vom Nil fand D. diessmal einen von andern nicht bemerkten Tempel, von welchem an bis zur äussersten Tempelruine von Medinet-Abu eine Strecke von 2½ Lieuen durchstudirt werden müsste. Der Vf. konnte sich fürs erste auf dem grossen Raum nur orientieren, nichts durch Zeichnung aufbewahren. Zu Karnak fand D. den von Herodot, Diodor und Strabo angegebenen ungeheuer grossen Tempel, den er als einen Rest der Kindheit der Kunst bis zu Sesostris hinaufrückt, wo sich die Macht in unmässigen Grössen, aber noch ohne Verhältnisse, äusserte. Die Aegyptier erscheinen hier als Riesen, nur einige Pforten, welche D. selbst für [um wie viel?] neuer hält, zeigen sie durch eine „wundernswürdige Reinheit" als Künstler. Die ganze Anlage bezieht sich auf einen kleinen Tempel, als innerstes Heiligthum all der Umgebungen, welche Berge und Seen enthielten, und wo in einem einzigen Säulengang 100 Säulen standen, deren kleinste sieben, die grösste elf Fuss im Durchmesser haben. Die Sphinxe haben nicht bloss weibliche Köpfe, [Zoëga schreibt den Altägyptern nur männliche Sphinxe zu!] sondern auch Köpfe von Löwen, Widdern, Stieren etc. Man erkennt noch an einer fast ½ Lieue langen Reihe von Rümpfen, dass Karnak selbst mit den eben so alten Anlagen zu Luxor [Al-Ochsor] in Verbindung gesetzt war. Das jetzige Luxor, ein Ort von etwa 3000 Einwohnern, ist in einen Tempel hineingebaut, der kleiner als jener zu Karnak, aber besser erhalten ist. Vor dem Eingang eines Thors, welches jetzt aus einer Tempelpforte Stadtthor geworden ist, stehen noch die zwey herrlichen Obelisken, welche nicht etwa hauen sondern bloss wegbringen zu lassen, die „grösste und reichste der Republik nicht Ueberfluss genug zu besitzen glaubte."

(*Die Fortsetzung folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, im Industrie-Comptoir: *Abbildung merkwürdiger Menschen, mit Rücksicht auf die Trachten verschiedener Völker in verschiedenen Zeitaltern. Nach den Gemälden und Zeichnungen eines van Dyk, Holbein, Rubens, Hollart und anderer Meister. Mit einer kurzen Darstellung der denkwürdigern Scenen aus dem Leben dieser Menschen.* Mit 16 illum. Kupfern u. 32 S. Text. gr. 4. (4 Rthlr.)

Der Vf., welcher sich unter der Vorerinnerung *Friedrich Hempel*, Rechtsconsulent, unterzeichnet hat, liefert hier ein aus Gemälden, Kupferstichen und Holzschnitten zusammengetragenes Trachtenbuch verschiedener Nationen und Zeiten; denn Portraitähnlichkeit haben die hier dargestellten Figuren, z. B. die Königinnen Maria und Elisabeth, Heinrich IV., Bayard und andere, wohl nicht. Sie sind übrigens zwar leicht weg, doch eben nicht schlecht, radirt und ausgemalt. Die historischen Erklärungen halten sich *zu wenig* an den Gegenstand, und kommen *zuweilen nur* bloss wie nebenher auf denselben zu sprechen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. Jena: *Alphabetisches Verzeichniss der vornehmsten Wörter, die fast ähnlichen Laut, aber verschiedene Buchstaben und Bedeutung haben*, als Hülfsmittel zur Rechtschreibekunst für Bürger und Landleute. Herausgegeben von *Joh. Chr. Gottlob Stoltz*, Bürger zu Jena. 1802. 85 S. 8. (5 gr.) In der etwas schwerfälligen Vorrede giebt uns Hr. *St.* zu vernehmen, dass die Schönschreibekunst zwar den Knaben und Jüngling ziere, und ihn oft zu *grossen Ruhm* und *Ehren* erhebe, die damit verbundene Orthographie aber diesen Ruhm noch mehr erhöhe, fester und dauerhafter mache. Der Vf. glaubt daher, seinen Mitbürgern mit dieser, auf Erleichterung der Orthographie abzweckenden, Schrift einen nicht geringen Gefallen erzeigt zu haben. Auf eigentliche Wörterklärungen lässt er sich selten ein; ihm genügt es, jedes der ähnlich klingenden Wörter mit einigen andern in Verbindung zu bringen, z. B. *Miethe*; er wohnt zur Miethe; *Mitte* in der Mitte der Stadt wohnen. Aus diesen Redensarten wird der lernbegierige Leser meistentheils errathen können, welches das von ihm gesuchte Wort sey. Schwerer dürfte ihm diess werden bey manchen Worterklärungen, die Hr. *St.* giebt. Wer z. B. einem andern melden wollte, dass er in einer griechischen Kirche oder sonst wo *beräuchert* worden sey, und sich nun bey unserm Vf. Raths erholte, wie dieses Wort geschrieben werden müsse, der würde S. 7. nur finden: *Beräuchern* in den Rauch hängen und *bereichern* sich reich machen. Zuweilen macht auch Hr. *St.* seinen Lesern das Vergnügen, zwey ähnlichklingende Wörter in *einen* Satz zu verbinden wie S. 57.: Mach' mir kein solch *scheel* Gesicht; sonst geb' ich dir ein paar rechte *Maulschellen*, und S. 73.: Mein Hr. *Vetter* ist *fetter*, als ein gemästeter Ochse. Wir zweifeln, dass sich, wie der Vf. S. 15. und 39. behauptet, jederzeit werde mit Sicherheit ausmitteln lassen, ob man *den* oder *dem* zu schreiben habe, wenn man diese Wörter nur sogleich in *mir* oder *mich* verwandle, und nun höre, welches von beiden wohllaute. Demjenigen, welcher bisher immer sprach: ich bitte *ihnen*, wird es schwerlich sein Gefühl lehren, dass es unrichtig sey, zu sagen: er bat *mir*. Die S. 27. angegebenen 14 Regeln über den Gebrauch der Präposition: *Für* konnten auf die Hälfte reducirt werden. Dieser Erinnerungen ungeachtet, wird die kleine Schrift immer in dem Kreise, dem der Vf. nützen wollte, Nutzen stiften können.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 9. Februar 1803.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Didot d. ä.: *Voyage dans la basse et la haute Egypte, pendant les campagnes de Bonaparte.* Par *Vivant Denon* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Einen Tagmarsch jenseits Esné nähert sich die östliche Gebirgskette dem Nil so sehr, dass ein paar mal die Artillerie kaum dazwischen passiren konnte. Zu Chenubis fand *D.* nicht nur einige Tempelruinen, sondern auch eine Art von Fortification bloss aus Backsteinen, die dennoch fast ganz erhalten war. So leicht könnten dergleichen Bedürfnisse in Aegypten ausgeführt werden. Da die Mamluken sich durch den beschwerlichen Pass von Redisi aus der Wüste mit grossem Verlust herausgezogen hatten (ihre Strasse war überall durch Leichname von Menschen, die der Durst niedergeworfen hatte, bezeichnet): so gewann der beharrliche Vf. mit neuen Anstrengungen treffliche Zeichnungen der Ruinen von Apollinopolis, die nach ihm zu den schönsten von ganz Aegypten und in eine spätere Epoche der ägyptischen Kunst, als die zu Thebä gehören. Nach ihren Emblemen war der Haupttempel dem Kampf zwischen Typhon und der Isis geweiht. *D.* bereicherte hier seinen Schatz von Hieroglyphen und Säulencapitälern durch sehr merkwürdige Stücke. Man musste sich abermals gegen die Pässe der Wüste wenden. Der Vf. kam zum viertenmal und doch bloss zum Durchflug auf die Gegend von Thebä, von welcher er jetzt einen Prospect über einen Umfang von 6 Meilen (Milles), worauf sich diesseits und jenseits des Flusses, von Karnak bis Medinet-abu, überall Ruinen zeigen, entwerfen konnte, und doch noch eine nordöstliche Ruinengruppe bey Guedimé auslassen musste. Zu Karnak zeichnete er einige historische Basreliefs von hohem Alterthum. Ein Krieger auf einem Kriegswagen verfolgt Truppen, welche Bärte und lange Tuniken tragen; er treibt sie theils in einen Sumpf, theils in eine Art von Befestigung. Ueberall ist er von einem oder einem paar beschützender Sperber begleitet. Auf einem Fragment stürzt er den schon durch einen Pfeil verwundeten Chef nieder; auf dem zweyten macht er Gefangene; auf dem vierten stellt er diese dreyen Gottheiten vor, unter denen ein Phallusgott, als ägyptischer Gott der Fruchtbarkeit, mit einem Dreschbengel ist, der Gott, welchem der grosse Tempel zu Karnak geweiht war. Späterhin (S. 246.) entdeckte *D.* in den Nebengebäuden des grossen Tempels von Medinet-abu noch mehrere Eroberungsaufzüge. Zu einem etwas befriedigenden Plan der Ruinen dieses Orts würden 8 Tage unentbehrlich seyn. Ein grosser Tempel, nebst 3 unterschiedenen andern, wovon jeder seine eigne Thore, Höfe, Säulengänge und Einfassung hat, nehmen einen Umfang ein, welchen *D.* im Trab nur in 25 Minuten umreiten konnte, und zu welchem 6 Thore führen, unter denen 3 durch vorangestellte Reihen von Sphinxen besetzt waren. Sollten, fragt hier *D.* mit Recht, etwa die Könige bey den Tempeln in tempelartigen zum Bewohnen so unpassenden Gebäuden gewohnt haben? Bey einem späteren Besuch (S. 229.) aber glaubt er doch, eine solche Königswohnung entdeckt zu haben. Ausser diesem Umfang beschäftigte sich *D.* noch mit einem Tempel von so düsterer Gestalt, dass er ihn einen Tempel der Eumeniden nennt. Die ausserordentlichen Anstrengungen der Truppen hatten um diese Zeit die Mekkaner vertilgt, die Reste der Mamluken zerstreut. Beneadi, welches im Hinmarsch sich selbstständig und furchtbar gezeigt hatte, wurde jetzt, als Sammelplatz der Unzufriedenen, ohne Complimente behandelt. Mecca, Gidda, Cosseir suchten Friede und Freundschaft. Abgaben und Lieferungen fingen an, ohne Bajonette, einzugehen. Der grösste Theil der Einwohner schloss sich, nach einigen billigen Erleichterungen, für welche Desaix den Beynamen des Gerechten bekam, mit Freuden an die Aussicht der Ruhe an. Die Unglücklichen! welch ein Typhon europäischer Rivalität hat sie in ihren alten, tausendfach vermehrten Jammer zurückgeworfen!

Zu Kos fand *D.* eine griechische Inschrift an einem altägyptischen Portal. Ein Schmeichler müsse es gewesen seyn, der hiedurch einem Ptolemäer ein uraltes Denkmal, das er vielleicht repariren liess, zueignen wollte. Zu Kené versammelten sich viele africanische Caravanen-Kaufleute. Der Vf. liefert von einem derselben die 40tägige Route über Dongola nach Darfur und Sennar. Nach Darfur kommen Caravanen von Tombut, welches 100 Tagereisen davon entfernt sey. Da zu Dendera der Miri mit Gewalt geholt werden musste, kam der Vf. nochmals zu den dortigen Ruinen, welche die Araber, wie alle solche alte Reste, Berbé [aus dem Coptischen π-ερπε Tempel] nennen. Auch jetzt, da er so vieles gesehen hatte, waren sie ihm das schönste der altägyptischen Producte. Diessmal zeichnete er den als Basrelief vorhandenen, indessen berühmt gewordenen Zodiacus, wovon bey den Kupfern mehreres. Die Tempelgebäude zeigen sich überall als der (Göttin der Erde) Isis geweiht, die den Horus säugt und schützt, über böse Genien oder Typhonsgestalten siegt, alle Opfer empfängt, doch selbst auch

auch dem Osiris zu opfern scheint. An einer südlichen Pforte des grossen Tempels fand sich in der Einfassung eine schöne griechische Inschrift: ὑπερ αυτοκρατορος Καισαρος, Θεου, ὑιου Διος, ελευ . . . . επι ποπλιου Οκταουιου ἡγεμονος και Μαρκου Κλωδιου Ποςουμου επιςρατηγου, Τρυφωνος ςρατηγουντος οἱ απο της μητροπολεως ἱερωσαν εκ νομου το προπυλον Ισιδι Θεᾳ μεγιςῃ και τοις συνναοις Θεοις, ετους λα Καισαρος Θωυθ σεβαςηι. Die zwey letzten Worte übersetzt ein Ungenannter, den der Vf. zu Rathe zog: *le college de prêtres à l'Imperatrice.* Rec. vermuthet eine Abbreviatur, und im letzten Wort am Ende einen Schreibefehler. So wäre der Ausgang *im Jahr* 31 *des Cäsar* Θεου, ὑιου Θεου, σεβαςου.

Den 28. Floreal erfuhr D die Wirkungen eines furchtbaren südwestlichen Chamsin (خمسين, Winds der 50 Tage). Er füllte die ganze Luft nicht nur mit der ermattendsten Hitze, sondern auch mit einem Sandstaub, welcher der Sonne den strahlenlosen Anblick des Mondes gab, aller Gegenstände Licht änderte, auf dem Nil einen Sturm erregte und jeden, den er in dem Freyen ergriff, fast blind machte und erstickte. Bald darauf zeigte sich ein Heer der gefräsigsten Heuschrecken. D. zeichnete Eine in Lebensgrösse; sie sind rosenfarb mit schwarz gemischt, wild, stark und schwer zu fangen. Nach dem Kupferbild wären sie etwa um die Hälfte grösser als unsere gewöhnlichen Heuschrecken, und in der Gestalt diesen sehr ähnlich. Ein entgegengesetzter Wind warf sie in die Wüste zurück.

Bald zog jetzt D. mit 365 Soldaten in der grössten Hitze nach Cosseir, wo die Engländer sich zeigten. Man marschirte mit ungefähr 1000 Menschen und eben so vielen Cameelen in der schon oben bezeichneten Richtung von Birambar aus, und kam doch in 42 Stunden Wegs dahin. Das Cameel, Quellen und Berge sind hier die Denkwürdigkeiten. Letztere waren hier zuerst Sandsteine, weiterhin Mischungen von Granit, Porphyr, Serpentin u. dgl. Urgebirgsgestein. D. zeichnete in 2 Tagen, was zu Cosseir, in diesem einzigen und doch so armen Stapelplatz zwischen Asien und Africa, nur einigermassen merkwürdig war und kehrte dann, die jetzt alliirten Araber vom Stamm Ababdé an der Spitze, in $2\frac{1}{2}$ Tage zurück. Inzwischen hatte sich die Natur am Nil durch den Chamsin-Wind sehr geändert. „In den letzten Tagen desselben wird der Lauf des Nils langsam. Er verliert seine gewöhnliche Heilsamkeit und Durchsichtigkeit, wird grünlich und bekommt an schlammigten Stellen einen häslichen Sumpfgeruch. So nahm er ab bis zum 28. Prärial, blieb 2 Tage in der Stagnation, und fing alsdann an zu wachsen" (S. 224.). Den 7. Messidor begann (S. 228.) der Nil zu wachsen. In den 3 ersten Tagen jedesmal um 1 Zoll, späterhin um 2 und 3., endlich um 1 Fuss. Das Wasser, ohne trüb zu werden, hört auf, grünlicht zu seyn. Der Nil scheint erst das helle Wasser einiger Seen vor sich herzutreiben. Nachher wird er durch das Wasser der Abessyn. Regenzeit trübe (S. 231.). Die Nordwinde mildern die Sonnenglut. Vor diesem neuen Wasserzufluss sind in Oberägypten die Winde wechselnd, bald Südost, bald Südwest; der letztere ist durch Hitze fast unerträglich. Ein Stück Eisen wird in der Nacht so heifs, als in Frankreich in der Sonnenhöhe um Mittag in den Hundstagen. Man meynt immer vor einem glühenden Ofen zu stehen. Dennoch eilten die Franzosen, mit den Einwohnern über die Wasservertheilung des Nils und über den davon abhängigen Landesertrag einig zu werden. Man fing an, den Nil zu nivelliren; der Vf. kam dadurch aufs neue nach Tintyra, und zeichnete den zweyten Zodiacus aus dem Plafond des Säulengangs, nebst vielen Hieroglyphen. Er entdeckte sogar die erst nur mit rother Kreide gezogene Grundlinie einer Figur, nebst den Verhältnisslinien, aus denen er sah, dass der ägyptische Künstler seine Figur in $22\frac{1}{2}$ Theile eintheilte, von denen $2\frac{3}{4}$ d. h. der achte Theil des Ganzen, auf den Kopf kamen. Eben das Verhältniss, welches die Griechen im heroischen Stil haben. In den versteckteften Plätzen fand D. immer die bedeutsamsten Figuren, alle mit solcher Gleichheit ausgearbeitet, dass er nicht unwahrscheinlich vermuthet, *die* Künstler müssen selbst zur Priestercaste gehört *haben* (ἱερογραμματεις?).

Durch die Westwinde und die unerträgliche Sonnenhitze entstanden bey dem Vf. und andern in allen Poren stehende Blattern (*piquure, boutons*), wie die Kinderblattern, auf der ausgetrockneten Haut. Dennoch ging D. aufs neue mit einer Abtheilung, welche, um die Arbeiter am Nil zu visitiren, sich gegen Thebä hinauf zog, von welcher aber viele *die eingetretene Solstizialwitterung nicht mehr aushielten. Bey* neuer Vergleichung erschienen die Tempel zu Tentyra als die gelehrtere, die zu Etfu als die prächtigere Anlage. Weiterhin glaubt D. in der Nähe von Esné die Ruinen von Aphroditopolis, aber äusserst zerstört, gefunden zu haben. Den Porticus zu Esne aber, als das vollkommenste aus dem ägyptischen Alterthum und als eines der reinsten Monumente aus dem Alterthum überhaupt, zeichnete er so vollständig wie möglich. Auch zu Thebä gelang ihm endlich seine rastlose Beharrlichkeit. Er gewann Zeit, nicht nur das Memnonium zu zeichnen, sondern auch ein paar Lieuen nordwestlich in das stille von Felsenmassen fast geschlossene Thal der Gräber der Könige zu kommen, zu denen die Alten absichtlich nur einen grossen Umweg von 3 Viertelstunden zugänglich liessen. Dem Boden gleich öffnen sich hier viereckigte, unscheinbare Thore, über denen ein Scarabäus, eine Menschenfigur mit einem Sperberkopf und zwey knieende Gestalten als Hieroglyphen stehen. D. besuchte in 3 Stunden (längere Zeit konnte er nicht erbitten) 8 dieser Grabstätten. So bald man eintritt, steht man in einer 12 Fuss langen, 20 Fuss hohen Galerie, alle Wände voll stuckirter, aber zugleich bemalter Hieroglyphen. In 6 der besuchten Grabstätten, wohin kein Wasser gedrungen war, fanden sich selbst die Farben, gelb auf blauem Grund, ganz frisch. Am Ende der Galerien standen prächtige Sarkophage mit Deckeln, alles voll hieroglyphischer Figuren, wie der Sarkophag der Athanasiuscapelle zu Alexandrien (der also vermuthlich von hier dorthin gebracht war?). In meh-

mehreren sind die Sarkophage von Säulenreihen umgeben; die Galerien haben alsdann Logen und Nebenkammern. An den Wänden der letzteren sah D. in der einen die kriegerischen, in der andern die häuslichen Werkzeuge und Meublen, in der dritten die des Ackerbaus, in der vierten musikalische Instrumente, vornämlich Harfen. Er zeichnete so viel, als in 20 Minuten möglich war. Die Meublen, z. B. Tabourete, Fauteuils, Ruhebetten beweisen dem Vf., dass sie aus indischem Holz mit Vergoldung und Sculpturen bearbeitet und broschirte Stoffe zur Bedeckung gebraucht waren. [Man erstaunt über diese auf Platten abgebildeten Formen, welche das, was Bruce angab, bestätigen und übertreffen. Sollten im eigentlichen Zeitalter der Hieroglyphen solche Formen des Luxus möglich gewesen seyn? Oder sollten wenigstens diese Kammern spätern Ursprungs, etwa für gräcisirend-ägyptische Oberpriester geheime Sommerwohnungen gewesen seyn?]. Auch Schwarze, denen die Köpfe abgehauen waren, und neben welchen rothe Menschen mit Mordmessern standen, wurden beobachtet. Ob Menschenopfer? Sklaven? Feinde? Ausserdem nahm D. kleine Stücke, Götterbilder aus Sycomorus, einen niedlichen Mumienfuss etc. mit sich. Noch einmal (diess war das siebente Mal) kam D. auf den Platz der grossen Diospolis (Thebä) mit einer Truppe, welche die letzten Unbotmässigen von Oberägypten, die Bewohner der Grabhölen in der Nekropolis strafte. Auch diese unglaublich vielen Hölen und Labyrinthe sind mit Malereyen von Leichen- und Götterzügen, von Scenen aus dem menschlichen Leben, sogar von perspectivischen Gruppen, von Spielen und Uebungen geziert, welche oft ungewiss machen, ob man Gräber oder Wohnungen der Grossen [etwa Schutzwohnungen gegen die Sonnenhitze und Chamsinswinde?] sehe. Indess erhielt D. mehrere, nur niemals unverletzte, Momien. Noch wichtiger wurde ein dritter Tag neuer Untersuchungen über Medinet abu, wo an den innern Wänden eines langen Porticus, der auch späterhin der Catholicität als Kirche und Klosterwohnung gedient zu haben scheint, vgl. Pl. 46. und *Explic. des planches* p. XIV. eine Menge triumphirender Aufzüge eines gigantesken Helden gegen Feinde, welche Bärte, lange Haare, lange und gestreifte Kleider, auch, nach p. XIV., eine Art altpersischer Mitren tragen, sich entdeckten. Einmal stürzen sich die Feinde, vor dem Krieger, der einzeln mit einem grossen Speer auf einem Kriegswagen steht, in einen Fluss. Nachher wirft er abgehauene Hände auf grosse Haufen zur Erde. Bald macht er einen Zug zu einem Opfer, wo er selbst opfert. Nach diesem geht er im Zug einer von 24 Priestern getragenen Gottheit, hinter einen Apis (oder Mnevis?) bis zu einem Altar, wo ein Kind, die Hände auf den Rücken gebunden, offenbar geopfert werden soll. Embleme des Todes, ein Priester, der einen Blumenstengel knickt, wegfliegende Vögel etc. zeigen hier auf ein Menschenopfer, wie Apulejus und Longus den alten Aegyptiern Menschenopfer zuschreiben. [Durch die Zeichnung werden wir über diese Figur zweifelhafter. Auf dieser ist sie nicht ein Kind, sondern bloss etwas kleiner als die Priester. Die Hände sieht man nicht gebunden, sondern abgestumpft, wie wenn das Relief hier schadhaft wäre. So wie die Füsse auf der Zeichnung stehen P. 134., waren die Hände nicht auf dem Rücken, sondern wirklich vorwärts. Sollte also nicht das dem Priester zugekehrte Gesicht bloss Zeichnungsirrthum seyn?]. Der Held wird mehrmals in andern Kleidungen, immer mit den nämlichen Gesichtszügen, vorgestellt. Er opfert dem Stier eine Garbe. Er hält 9 Personen in Stricken. Sollte er 9 Nationen besiegt haben? Man bringt ihm Weyhrauch; ein Priester schreibt auf ein Viereck, wie eine Tafel! etwa des Helden Thaten? Ein paar Tage später erhielt D. sogar eine Momie, welche in der rechten Hand und unter dem linken Arm eine Rolle aus Papyrus, ein Manuscript von unschätzbarem Werth hatte. Zuletzt gelang es ihm, in eine Höle voll von Momien hinein zu kriechen, wo aber zum Unglück die Einwohner, welche das Momienharz nach Kairo verkaufen, keine ganz gelassen und die Momien selbst (eine verwünschte Industrie!) als Leuchten gebraucht hatten. Zwey rund bossirte Menschenfiguren, die einander die Hand reichten, über ihnen die Hieroglyphe zweyer Hunde auf einem Altar, vor welchem zwey Figuren knieen, scheinen diese Höle einem paar vereinter Personen zu weihen. Uebrigens war alles, auch die Nebenkammern unverziert, die Momien lagen, wie wenn die ganze Familie hieher begraben worden wäre, neben einander auf der Erde. An solchen, die nicht eingewickelt waren, beobachtete D. die Beschneidung, auch dass an den Weiblichen, welche lange, glatte Haupthaare hatten, die Epilation nicht Sitte war. Er nahm den Kopf einer Alten mit, den er so schön findet, als eine Sibylle von Michel Angelo. Sogar Töpfe voll resinöser Materie standen hier. [Hier wäre also die Composition, mit welcher man Momien machte, leicht zu entdecken!]. Zu Luxor sammelte D. noch Münzen, kleine Idole, einen Torso, welcher das Zeichen des Löwen und der Jungfrau vorstellt.

Jetzt aber eilte er, da er wusste, dass Bonaparte während der Nilüberschwemmung im Delta Musse habe, und da er ihm versprochen hatte, ihn wieder mit sich nach Frankreich zu nehmen, nach Kairo. (Nach diesen Anzeigen scheint jene frühere Ueberfahrt ein schon zuvor gefasstes Project gewesen zu seyn S. 240.). Den 19. Messidor verliess D. Karnack zu Schiffe. Er hoffte so viel gesammelt zu haben, um ruhigere Beobachter in besseren Zeiten schnell dahin zu locken. Die Nilufer wimmelten von Pelicanen, Störchen, Enten aller Art, Krähen etc. Von den Ruinen von Antinoë fasste D. noch einen Ueberblick. Sie erschienen ihm gegen die Grösse des ägyptischen Alterthums klein und unbedeutend. Die Momienbehältnisse bey Saccara hält er für die Nekropolis des alten Memphis. Um dessen Lage zu bestimmen, räth auch er, sich ganz an die erprobte topographische Genauigkeit des Herodot und Strabo zu halten. Endlich erreichte D. Kairo wieder, war wieder von seinen Freunden im dortigen National-Institut umgeben. Aber bald musste

Bo-

Bonaparte aus seinem Lager bey den Pyramiden gegen die bey Abukir gelandeten Türken aufbrechen. Der Vf. giebt von dieser Schlacht und von der ganzen Anlage des berühmt gewordenen Abukir genaue Zeichnungen. Sie schloss Bonaparte's ägyptischen Aufenthalt mit Glorie. Zu Kairo sah dieser Denons thebaische Beute und liess ihn schnell nach Alexandrien abreisen, um zu einer Reise nach Paris bereit zu seyn. Zwey Fregatten waren bereit, die englischen Kreuzer verschwanden, alles wie vom Schicksal selbst geordnet. Um 1 Uhr Nachts, den 6. Fructidor kam Menou [Kleber war nicht eben so im Geheimniss!] und sagte, dass Bonaparte der Versammelten am Ufer warte. Eine Stunde später war man aus dem Hafen. Man nahm bis zum Cap Bon den sichersten Weg an Africa hin, und erst von dort aus querüber nach Europa. Bonaparte, wie ein blosser Reisender, beschäftigte sich unterwegs mit Geometrie und Chemie, spielte bisweilen oder lachte mit den übrigen. Selbst bey Sardinien war nichts von feindlichen Kreuzern. Nach Ajaccio nöthigte der Wind einzulaufen. Hier erfuhren sie, wie tief indess Frankreichs Kriegsglück gesunken war. Man eilt weiter. An der Küste von Frankreich sehen sich die beiden Fregatten plötzlich einem Halbcirkel feindlicher Beobachtungsschiffe nahe. Aber der Mond überzog sich; Bonaparte, statt den Vorschlag der Rückkehr nach Corsica zu billigen, befahl, sich gegen die Provence zu wenden; und am nächsten Morgen ist Frejus erreicht, der Seehafen, von wo 7 Jahrhunderte früher Ludwig IX. zu seinem ägyptischen Kreuzzug ausgelaufen war. Jetzt war auch der Vf. wieder sich selbst überlassen. In grösserer Ruhe hat inzwischen nach Bonapartes zurückgelassenem Befehl das Nationalinstitut zu Kairo eine Untersuchungsreise nach Oberägypten veranstaltet. Diese Entdeckungen werden in das grosse Nationalwerk über Aegypten kommen, welches nach einem Plan der Regierung selbst als die *Opima Orientis spolia* jetzt noch gesammelt wird. D. unterdrückte deswegen alle gelehrte Excursus. Sein Journal, sagt Er, soll nebst seinen Zeichnungen, wie er selbst auf dieser grossen Unternehmung, die Avantgarde machen. Und in Wahrheit, Er hat diese so gemacht, dass Vergleichungsweise die Foderungen an die, welche mit mehr Musse und in vereinter Gesellschaft nach ihm kamen sehr gross werden.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KINDERSCHRIFTEN.

Essen, gedr. b. Bädeker u. in Comm. b. d. Helwingschen Buchh. zu Duisburg am Rhein: *Anleitung zu einer gründlichen Erkenntniss des Christenthums für Kinder*, denen Luthers kleiner Katechismus schon erklärt worden (ist), von *J. F. Hülsmann*, Prediger in Lüdenscheid. (1802.) XIV. u. 182 S. 8. (8 gr.)

Für Kinder, die muthmasslich künftig in die *grosse* Welt kommen, durch Lectüre und Umgang mit religiösen und irreligiösen Menschen allerley Meynungen kennen lernen werden, verfertigte der Vf. ein eignes kleines Handbuch der Religion, um sie (S. XI.) möglich zu verwahren, *nicht Schiffbruch an ihrem Glauben zu leiden*. Die vor uns liegende Anleitung ist aus jenem grossen Glaubensrettungsbuche als ein Auszug anzusehen. Dass sie in Ansehung ihres Inhalts dem ältern Glaubenssystem getreu bleibe, lässt sich nach dieser Ankündigung schon erwarten. Auch in Absicht auf Form wurde die älteste Katechismusmanier beybehalten. Die erste Frage und Antwort in *der Einleitung*, welche von der Unzulänglichkeit *der Vernunft* zur Erkenntniss der Religion handelt, wird hinreichend seyn, den Geist der Materie und des Vortrags kenntlich zu machen. „Welche Wahrheit erkennt *jeder* Mensch, *so bald* er anfängt, seine Vernunft zu gebrauchen? Die Wahrheit: es ist Ein Gott, ein einiger Schöpfer und Herr der ganzen Welt.“ — Die Auswahl der Bibelsprüche hat uns im ganzen Buche noch am besten gefallen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Paedagogik. *Arnstadt* u. *Rudolstadt*, b. Langbein und Klüger: *Anleitung, wie Kindern die Erlernung der zehn Gebote nützlich und anwendbar gemacht werden kann.* Ein Hülfsbüchlein für Aeltern und Lehrer, welche ihren Kindern diese Gebote lernen (lehren) wollen und sollen. 1802. 76 S. 8. (4 gr.) Hr. *Carl Heinrich Biel* — so unterschreibt sich der Vf. unter der Dedication — will hier einen Versuch liefern, wie die alte Lehrart nach den zehn Geboten auch in unserm Zeitalter bey dem *ersten* (?!) Unterricht gebraucht und angewendet werden könne. Unter jedem, ohne Luthers Erklärung hier abgedruckten Gebote findet man einige kurze Anmerkungen, die mit dem Inhalte des Textes in näherer oder entfernterer Beziehung stehen, Bibel- und Liederverse, Erzählungen, Dialogen, kurz alles, was sich ohne viele Mühe auftreiben liess. Das ganze Unternehmen kommt uns eben so sonderbar vor, als wenn jemand den Einfall hätte, die zur Nahrung der Säuglinge bestimmte Milch ihnen nicht anders, als in einer Meerrettigsuppe zu reichen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 10. Februar 1803.

ERDBESCHREIBUNG.

Paris, b. Didot d. ä.: *Voyage dans la basse et la haute Egypte, pendant les campagnes de Bonaparte. Par Vivant Denon.* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der Kupferband, in welchem des Vfs. Eifer, als Künstler nicht nur aufzufassen, sondern mit Sorgfalt, und überall mit Kraft und Leben seine Erfahrungen wieder zu geben, gleich grofs ist, muss um so genauer studirt und excerpirt werden, da er in seiner Erklärung der Kupfer selbst noch so vieles interessante einzustreuen wufste. Möchte nur dem forschenden Leser die Erleichterung gewährt seyn, mit den Beschreibungen *Denons* in der Hand, deren Inhalt sogar sehr mit dem lästigen, jetzt dafür gewählten Format contrastirt, sich vor das Kupferwerk selbst hinstellen zu können. Auf diese Art würde das Prachtformat der Kupfer mit der Bequemlichkeit prüfender Leser hier und bey dergleichen Werken überhaupt, vereinbar werden, statt dass man jetzt, um einen geistreichen Text, welcher der Niedlichkeit eines Taschenbuchs werth wäre, mit dem Kupferbande zusammen zu halten, zwey Monolithen neben einander hin und her wälzen muss. Wir wünschen dem Nationalwerk über Aegypten zunächst diese bequemere Einrichtung. Doch, wir vergessen nicht, dass diese Monolithen reiche Sanctuarien der Kunst und des Alterthums sind, und dass, wer von den altägyptischen Monumenten herkam, wohl auch schwerere Massen für leicht achten konnte. Die ganze Kupfersammlung stellt uns dreyerley Hauptclassen von Gegenständen dar; malerische Ansichten von Gegenden; charakteristische Zeichnungen von Menschen, menschlichen Gebräuchen und Werkzeugen, nach den verschiedenen Nationen, welche dem Vf. vorkamen; Schilderungen der Alterthumsreste, die der Vf. beobachtet und bey denen er das Charakteristische mit dem Malerischen, so oft als möglich, vereinigt hat. Von naturhistorischen Gegenständen findet sich nur weniges. Ein schöner Baumschlag von Sycomoren und Cassien, ein Nilfisch, der Kopf eines gereizten, schreyenden Kameels, ein Ichneumon, die schädliche Heuschrecke, die Schlangenart, mit welcher die Psyllen ihr Spiel treiben, und die sich nach des Vfs. Erfahrung, (S. 88.) während man sie mit der einen Hand reizt, mit der andern durch geschickte Berührung unschädlich machen läfst. Bey der angenommenen Wuth, mit welcher die Psyllen diese Schlangen unter Convulsionen zerfleischen und auffressen, begehren dieses Jongleurs vorher von einem Meister die Inspiration (*souffler l'esprit*). Er haucht ihnen in den Mund, und alsdann beginnen die tollsten Verzerrungen der Augen, des Gesichts und des ganzen Körpers. Der Schlange selbst aber ist zuvor der untere Kiefer zerbrochen und auch der obere gelähmt. Man sieht leicht, wenn man des vorurtheilfreyen Vfs. Beschreibung dieser sehr natürlichen Zauberey zum Beyspiel mit den an sich wahrhaften Notizen von Antes über eben diese Materie vergleicht, wie nothwendig besonders in wundersamen Dingen die „Kunst zu sehen" ist. *A.* sieht wahr, aber nur das Wundersame, und so bleibt er bey der Unerklärbarkeit stehen. *D.* sieht das Wundersame eben so sehr, zugleich aber auch seine natürliche, sichtbare, und doch von *A.* nicht gesehene Enträthslung. Witzig vergleicht *D.* die vielfachen Rollen, welche die Schlange in der Geschichte und Bildnerey der Religionen übernommen hat, von der Schlange im Edenspark an bis „*tout recemment le devirgineur Cheik Harridi chez les Musulmans*" in Aegypten, der sie so zu gebrauchen wufste, dass noch bey seinem Grabe die Almen aus ganz Aegypten häufig Schlangenfeste begehen, welche Beverlands Erklärung des Schlangensymbols realisiren. Was hob, frägt *D.* die Schlange? „*Il a rampé; il est parvenu!*"

Wir nennen jetzt von jedem Kupferbogen das merkwürdigste, und setzen statt aller Uebergangsformeln jedesmal blofs die römische Zahl der Kupferplatte voran. So werden einige Bemerkungen zugleich einen nicht ganz unschicklichen Platz finden. I—V. Ansichten der Inseln und Küsten Italiens, welche die Flotte passierte, auch unbedeutender Alterthümer von Gozo. Dergleichen Ansichten, da sie auf langen, nicht hohen Streifen gegeben werden konnten, liefert eine Platte vier bis sechs unter einander. VI. Fort Marabu, benannt von der Moschee Mar-abu („Herr Vater") wo die erste französische Fahne wehte. VI. VIII. und X. Die verschiedenen Seehafen von Alexandrien, der alte Eunostos, einschliessend den kleineren Kibotos; der neue Hafen nebst dem Pharillon. (Es würde sehr gut seyn, wenn bey dergleichen Ansichten die Direction nach Norden angedeutet werden könnte.) VII. Eine schätzbare, nach den damaligen astronomischen Bestimmungen der Franzosen verfertigte Karte von Niederägypten, welche aber, wie *D.* zum voraus bemerkt, von derjenigen sehr übertroffen werden wird, die aus allen Resultaten des National-Instituts von Kairo nun entstehen soll. IX. Ein ägyptischer Fakir und die — zum Bettler gewordene — Hauptkirche Alexandriens. X. Drey schöne von andern Reisenden nicht bemerkte Säulen, nahe der Hauptkirche, deren Beziehung auf ein wahrscheinlich prächtiges Gebäude durch Nachgrabungen zu bestimmen ist. [Niebuhr hat die-

diese Säulen, wiewohl kurz, bemerkt, S. 46. seiner Reisebeschreibung.] XI. Grundriss der ersten entscheidenden Schlacht bey den Pyramiden, nebst XII. einem grossen Bataillenstück. Auf beiden Platten werden die Umgebungen von Kairo bis zu den Pyramiden von Gize und Saccara hin deutlicher, als auf irgend einer uns bekannten Zeichnung. XIII. XIV. Ansichten des lieblichen Rosette. XV. Abukir, Durchzug und Fahrt auf dem See Madié auf dem Wege dahin. Aussichten auf die französischen Kriegsschiffe, XV. und XVIII. Einzelne Gegenden im Delta. XVII. Von Gen. Dugua mitgetheilte Grundrisse eines Isistempels bey Beibeth; und eines andern bey Sann (Zoan). Hier findet sich eine Statue der Isis. [Lucas hat diese Gegenden besucht, und davon vergleichenswerthe Notizen gegeben. *Voyage fait en 1714. dans la Turquie etc.* Amsterd. 1720. T. I. p. 281. sq.] XIX. Ansichten der drey Pyramiden bey allmälicher Annäherung von Kairo aus. D. hält diese für die nördliche, und die von Saccara für die südlichen Endpunkte des alten Memphis, welches östlich und westlich durch die Bergketten begränzt seyn musste. XX. Durchschnitt der geöffneten Pyramide. Die Beschreibung ihres Innern und der forcirten Oeffnung stimmt mit dem, was schon Maillet beobachtete, überein. Der Riss aber und des Vfs. Beschreibung davon ist, sowohl bey den Gängen und den mit Gewalt versuchten Abweichungen von den Hauptgängen, als bey den zuletzt gefundenen Kammern, weit deutlicher und reiner, als das was Maillet, mit seinen Hypothesen vermischt, gegeben hat. Selbst der neue Grobertische Durchschnittsriss ist hier übertroffen. Den sogenannten Brunnen in der ersten Pyramide, die Höhe und die Umgebungen dieser Monumente aber hat Grobert bestimmter. Um das Beste über die Pyramiden bey Gize zu haben, müsste man die letztern Punkte aus Grobert und den Durchschnitt von *Denon* mit dessen Pl. XX. einer ganz neuen Zeichnung der forcirten Oeffnung und des Sphinx, vereinigen. Doch wird erst das Nationalwerk über Aegypten abzuwarten seyn. Hieroglyphen hat auch D. in diesen Pyramiden nirgends beobachtet. XXI—XXV. Einzelne Ansichten in und bey Kairo. XXVI. Pyramiden von Ellahun, Meidun, Saccara. XXVII. 3. Na-oura [ناعورة] eine Wässerungsmaschine für die Felder am Nil, wovon auf XXXVI. die Maschinerie [deutlicher aber bey Niebuhr Tab. XV.] zu sehen ist. Uebrigens XXVII. bis XXX. Ansichten vom Anfang des Marschs nach Oberägypten. XXXI. Säule bey Benesé, jünger als Diocletians Zeit. XXXII. Das weisse Kloster, Deir Beyad. Im Aeussern viele Nachahmung ägyptischer Bauart. Nach dem innern Bau gehört es ins vierte Jahrhundert. XXXIV. Die ersten altägyptischen Ruinen. Ein Porticus zu Hermopolis, von 120 Fuss in der Länge, 60 in der Höhe. Die Säulen, von feinem Sandstein, haben 8 Fuss 10 Zoll im Durchschnitt. Das Capital ist keinem bekannten gleich, giebt aber in der ägyptischen Baukunst das, was das Dorische in der griechischen. Jede Säule steht 12 Fuss von der andern. Am Fusse ist jede Säule nach der Lotuspflanze, wie diese an der Wurzel ist, gebildet. Der Schaft ist durch drey Reihen von Reifen in zwey gleiche Theile getheilt. Diese Reifen oder Bänder vermehren den Eindruck der Festigkeit, welchen das Ganze macht. Der untere Theil des Schafts ist voll hieroglyphischen Figuren, der obere canelirt. Ueber dem Thor sind zwey geflügelte Kugeln übereinander, wie an allen ägyptischen Tempeleingängen. Der einzige von der Cornische übrige Stein ist 34 Fuss lang. Welche Massen die Aegyptier zu bewegen wussten! Welche Kunst im Maschinenwerk sie also schon besassen! Von dem Gebäude, wozu dieser Porticus gehörte, war nichts zu bestimmen. Die nämliche Platte giebt eine der in den Berg Siut (Lycopolis) eingegrabenen Grabhölen von aussen und im Grundriss. Ein sehr regelmässiges Souterrain. Man tritt in eine länglichte, von dieser in eine ähnliche nach der Breite laufende Galerie ein. Die Rückwand der letztern ist in zwey Kammern und zwischen diesen in den Eingang zu einer schmäleren, länglichten Galerie getheilt, die wieder zu einer kleinern nach der Breite laufenden führt, deren Rückwand abermals in zwey Seitenkammer, und zwischen diesen in eine länglichte Galerie getheilt ist. Man sieht den simplen und doch durch Variation und Zweckmässigkeit sich empfehlenden Plan, nach welchem man, so weit der Felsen reichte, immer tiefer ohne Aenderung fortarbeiten konnte. XXXIV. Karavanseray. Die Stadt Girge (Dschirdsche) nebst dem Einzug eines *Kaschefs.* XXXV. Grundriss eines Badehauses. Ein Badender unter den Händen der Diener. XXXVI. Schlacht von Samanhut. Der Riss der Schlacht bey den *Pyramiden* zeigt die Angriffsart der Mamluken, dieser mehr die Haltung der französischen Truppen in ihrer Attake. XXXVII. Ansichten und Tempel von Tintyra. Münzen von Constantin und Theodosius finden sich hier so häufig, dass Tintyra noch zur Zeit dieser Kaiser zahlreich bewohnt gewesen seyn muss. Späterhin haben Mohammedaner auf die Gipfel der Ruinen sich Wohnungen gebaut, die jetzt schon, wer weiss, wie oft, zerfallen sind. XXXVIII. Eines der herrlichsten Stücke. Das innere Thor des Sanctuars und der Aufriss eines Porticus von je sechs Säulen, die als Karyatide einen Isiskopf haben, so dass das Säulencapital über demselben aus dem Viereck eines Tempelthors, welches oft als der Isis auf den Kopf gestellt erscheint, entstanden ist. Alles ist voll Hieroglyphen. Ueber der obern Plinthe aber sind Spuren einer griechischen Ueberschrift, die der Vf. nicht copiren konnte. Er copirte eine andere über dem südlichen Eingang. Dass sie sich, wie der Vf. p. XI. der *Explication des Planches* sagt, auf Ptolemäer beziehe, ist wohl Erinnerungsfehler? Er verweisst p. XII. darauf, dass er die Inschrift S. 212. gegeben habe. Dort aber steht die auf einen Cäsar, wahrscheinlich Augustus, sich beziehende Inscription, welche wir oben bereits anführten. D. hält sie bloss für eine schmeichelnde Weihung eines viel ältern Werks. Sollte es nicht, besonders wegen der gar zu richtigen Sculptur der Isisköpfe und eines Löwenkopfs Pl. XL. Nr. 2. erlaubt, ja, wenn ein skeptischer Kunstliebhaber gegen einen Künstler so sprechen darf, hinreichend motivirt seyn, diese Arbeit für etwas griechisch ägyptisches aus der Römerzeit zu halten? Hier, gerade hier,

und sich auch der Zodiacus, (von welchem unten bey Pl. 131. 132.) Ausser dem genannten Detail giebt XL. eine der Säulen, nebst dem Grundriss des Porticus und Tempels, und einen Prospect des ganzen Ruinenfelds von Tentyra. Wir müssen bey dieser Säule noch bemerken, dass sie gar nicht jene Nachahmung eines aus den rohern Stengelblättern bis zur Blüthe (dem Capital) aufschiessenden Pflanzenstiels hat, die an andern, als älter angenommenen ägyptischen, Säulen unverkennbar ist. Man vergleiche den in vielem sonst ähnlichen Porticus von Latopolis, Pl. 64. Selbst die hieroglyphische Menschen- und Thiergestalten an dem Tempelthore und neben der Säulen scheinen uns beträchtlich mehr Rundung, Muskelnbewegung und Form zu haben, als auf den altägyptischen Denkmälern. Und, wie der Vf. versichert, sind hier auch die Hieroglyphen von ihm mit vorzüglicher Genauigkeit abgezeichnet. Die Verzierungen der Cornische, gerade unter der griechischen Inschrift, haben sogar mehr das Ansehen von leichten, aus Hieroglyphen entstandenen Arabesken, als das feyerlichsteife bedeutsamer Hieroglyphen. Der griechisch römische Künstler scheint mit den einst steiferen ägyptischen Heiligthümern schon als Künstler zu spielen. Unter den Hieroglyphen zu Tintyra findet sich Pl. 114. Nr. 79. eine Brieftaube; der Brief hängt als Viereck ihr am Halse. Vgl. *Explic.* p. XXXV. Kann diess von sehr hohen Alter seyn? XLI. Ein Tempel aus einem Stein, (Monolith) in welchem ein heiliges Thier aufbewahrt zu werden pflegte. Ansicht eines Tempels zu Karnu, schon nach Thebä gehörig. Nr. 4. giebt von dem Pallast bey dem Tempel zu Medinet-Abu her, ein Beyspiel der ältesten Karyatiden. Je vier Brustbilder mit geschornen Köpfen ragen an den innern Wänden dieses Pallasts hervor, um vornen mit dem Kopf, auf beiden Seiten aber mit den emporgestemmten Ellbogen eine leichte Frise gleichsam zu stützen. Den Pallast giebt Pl. 45. als das einzige Gebäude, das nicht Tempel ist, aber an den Tempel gränzt. Es ist voll historischer Basreliefs, die der Vf. zu copiren nie Gelegenheit fand. In jeder Rücksicht eines der merkwürdigsten Stücke, welches künftige Beobachter aufs genaueste zu zeichnen und zu beschreiben Ursache haben. Historische Figuren müssen weit eher, als die ewig wiederholten Göttergestalten auf Enträthslungen führen. XLII. Plan von den Thebäischen Gräbern der Könige (*Necropolis Thebaica*) nebst Grundrissen von zweyen derselben, und von einem Felseneingang dazu. Ruinen des sogenannten Memnonium auf der linken Seite des Nils, welcher das prachtvolle Thebä in 2 Städte theilte. Der rechts liegende Theil besteht gegenwärtig aus Karnak, Luxor, und Redime. Links liegt das Memnonium, (welches der Vf., wie wir schon anführten, für das Monument des Osimandyas hält) und Medinet-Abu. An einem Thore bey dem Memnonium beobachtete der Vf. barbarisch gearbeitete Basreliefs, die eine Schlacht vorstellen. Prächtige Tempelruinen von Karnak, mit einigen Sphinxen. Den Plan von diesen und dem Memnonium giebt Pl. 93. XLIII. Die sogenannte Statue des Memnons mit ihrer gleichen Gesellschafterin. Jede aus einem Stein, 55 Fuss hoch. XLIV. Eine andere Seite des Memnonium mit einem umgestürzten ähnlichen, sitzenden Steinbild, wovon der Vf. nur den Unterfuss nach Europa zu bringen wünschte, um die ägyptischen Massen anschaulich zu machen. XLVI. Ueberblick und Grundrisse der Tempel und Palläste zu Medinet-Abu. XLVII. Anblick von Luxor und einer Crocodileninsel. Ein dortiger auf den Nil stossender Tempel, nebst einem Sturm des Chamsinwindes. Eben dieser Tempel erscheint Pl. 50. von einer andern Seite. XLVIII. Näherer Prospect der vier schon genannten auf dem Boden von Thebä stehenden Hauptorte. Grundriss des Tempels zu Luxor, oder wie es scheint, zweyer Tempel, welche in ungleicher Richtung gegen einander lagen, und bloss durch einen langen Porticus vereinigt sind, welcher eben deswegen auf der einen Seite mehrere Säulen hat, als auf der andern. Die Länge des vereinten Gebäudes beträgt mehr als 350 Fuss. XLIX. Ueberblick von Luxor. L. Das prächtige Tempelthor mit zwey Obelisken, jetzt der Eingang von Luxor als Wohnort. Die Einwohner nisten nämlich mit ihren jetzigen Hütten überall in und auf den alten Ruinenmassen. Die Armseligkeit mitten in den Trümmern der Pracht. Sie können sich rühmen, das prächtigste Stadtthor in der Welt zu haben. Wo einst das Tempelthor war, mussten sie vielerley Einbau machen, um in der Mitte desselben ihr kleines Stadtthor anzubringen. Auf beiden Seiten stehen Reste von 2 Collossalstatuen, die als Menschengestalten, vermuthlich von Mahommedanern, verunstaltet worden sind. Nun erheben sich die mächtigen Seitenwände des Tempelthors, gegen welche diese Colossen mässig gross erscheinen. Diese Seitenwände selbst erhöhen wieder für das stufenweise sich erhebende Auge die Höhe der 2 Obelisken, welche jetzt noch 70 Fuss ausser dem Boden, und wohl 30 unter ihm haben. Man sieht, wie gut durch Abstufungen der Effect der grossen Massen bezweckt wurde. Auch die Hieroglyphen darauf sind noch wohl erhalten. Die Umrisse von jeder sind mit gleicher Sorgfalt tief eingegraben, so, dass die Figur selbst zur erhabenen Arbeit wird. LI. Plan und Prospect einer Tempelruine und eines alten Bassins zu Ermente (Hermontis.) LII. Tempelruinen bey Esne. Zwey sonderbare Berge, Dschebelein genannt. Auf dem einen thut ein Santon noch täglich Wunder. LIII. Tempel zu Esne. In der Ausführung der reinste und im Plan der proportionirteste, welchen deswegen D. ganz genau aufgenommen wünschte. Belliard liess den Porticus davon reinigen und einen hübschen Bazar umher anlegen. Die Einwohner hatten an dieser Verschönerung viele Freude. Ein anderer Tempel in Contra-Latopolis, auf der Ostseite des Nils. Auch hier sind Isisköpfe auf Karyatiden, und solche Capitäler, wie zu Tintyra. Die Ruinen gehören zu den entstelltesten. LIV. Ein Beduinenzelt und, zum Contrast, der herrliche Aufriss eines Porticus von 6 Säulen in der Breite und 4 in der Tiefe, zu Esne. LIV. b. Ein paar sentimentale Naturzeichnungen. In der öden Wüste, bey Grabstätten der Eingebornen, macht in der Dämmerung ein Schakal einem Raben die Reste eines gefallenen Franken streitig, während einer der vielen Erblindeten unter ihnen vorbey geleitet wird. Bey den

wenigen Resten von Hierakonpolis zeichnet der Vf. sich selbst in dem ruinenartigen Costum und unter den wenigen Hülfsmitteln seiner forcirten Künstlerreise. LV. Trümmer zu Kofs. Grabhölen im Gebürge bey Silsilis. LVI. Tempelruinen bey Etfu. LVII. Ein kleiner Typhonstempel zu Apollinopolis. Der grosse Tempel ebendaselbst, diessmal von innen heraus im Aufriss gezeichnet. Eine der interessantesten Platten. Den Grundriss giebt Pl. 61. LVIII. Mächtige Tempelruinen von Apollinopolis Magna zu Etfu, von denen das Detail künftigen Untersuchern empfohlen werden muss. LIX und LX. Eine sehr merkwürdige Sammlung der entdeckten verschiedenartigen Säulencapitäler. Funfzehn borgen ihre Verzierungen sichtbar aus dem Pflanzenreich und zwar blos aus dem einheimischen. Wie der Fuss und der Schaft der ägyptischen Säulen häufig Nachahmung einer Pflanze ist, die von der Wurzel aus ihrem Stengel emportreibt, so waren besonders die Capitäler Nachahmung der Pflanzenkrone. Der Nilschilf, die Palmbaumarten, der Lotus, die Weinrebe (in Oberägypten fand auch D. hier und da noch Weinpflanzung) u. dgl. borgen, nach den Veränderungen, die mit dem Gewächse selbst vorgehen, den Säulen eine grosse Varietät von Verzierungen. An andern sind diese Verzierungen schon aus etlichen Pflanzen zusammen gesetzt. Bey zweyen könnte der Gedanke ausgeführt scheinen, auf den Säulenschaft eine Art ägyptischer Vase zu stellen. Besser erklärt diese der Vf. für Nachahmungen eines noch nicht geöffneten Blüthenbüschels des Palmbaums. Diese Säule steht Pl. 61. ganz, und ist offenbar auch Pflanzennachahmung. Eine andere Säule liess man in einen Umkreis von Prismen endigen, auch der Schaft dieser Säule ist in Prismen getheilt, und stellt eine Art von Crystallisation vor. Sollte hierzu das Natron die Idee gegeben haben? Der Vf. erklärt sie für Nachahmung des dreyeckigten Blumenschafts der Papyrusstaude. An einem andern Capital ist der Isiskopf, mit ägyptischen herabhängenden Haarwulsten coeffirt und mit Kuhohren ausgestattet, die Karyatide, s. schon Pl. 38. Das Capital besteht aus dem Tempelthor, welches die Isis auf dem Kopfe zu tragen pflegt. Auf einem zweyten steht alles diess über einem aus dem Blumenreich entstandenen Capital. Diess Kunstwerk vereinigt also die zwey Classen von Capitälern, deren eine aus der Pflanzenwelt, die andere aus den Götteridealen entstanden war. Noch ein anderes setzt, im nämlichen Geschmack, einen Typhon über ein Blumencapital. Nr. 11. Pl. 60. hat ein aus Schwämmen (*fungis*) zusammengefügtes Capital. Auf 10. ist die Karyatide ein Ochsenkopf zum Capital gemacht, weil die Säule s. Pl. 61. Nr. 12. nichts schweres zu tragen hatte. D. fand 6 dergleichen in einem der Königsgräber zu Thebä. Nr. 12. endigt sich die simpelste Säule, wie eine Terme, ohne Verzierung, bloss in einem sich heraus beugenden Kreis. Diese zeigt gleichsam die Basis, an welcher die übrigen Verzierungen aufgetragen wurden. Sie fand sich in einer der Galerien des grossen Tempels zu Karnak. Hier begann also das einfachste, das wir kennen. Auch hier zeigt sich wieder das Autochthonische der Aegyptier. Ueberall sind nur einheimische Pflanzen, so wie auch bey ihren ältesten Göttergestalten und Hieroglyphen nur Gegenstände der in ihrem Klima einheimischen N[...] nachgeahmt! Wenn übrigens D. in der Explicat[...] XVII. bey diesem Reichthum verschiedener Verzi[...]gen sich wundert, dass man den Griechen glauben [...]ne, „die 3 Säulenordnungen derselben seyen die [...]gen Wahrheiten der Kunst," so ist nicht zu verge[...] dass das Wesentliche dieser Säulenordnungen gar n[...] in den Verzierungen besteht, welche auch dort äus[...] verschieden angebracht werden können. Viel[...] kömmt alles auf das Verhältniss der drey wesentlic[...] Theile der Säule (Säulenstuhl, Schaft und Gebälk) und man behauptet nur in so fern die Unmöglich[...] mehrerer Säulenordnungen, als der Schaft das Pro[...] zweyer Primzahlen oder Grössen seyn soll, die ni[...] weiter zerfällt werden können, und von denen die e[...]ne (die des Säulenstuhls) jedesmal die grössere seyn muss. S. Krafts Theorie in den *Comment. Acad. Petropol. T. XI.* Ueber die Säulenordnungen der *Aegyptier* aber kann man durch den Vf. deswegen nicht architektonisch genau urtheilen lernen, weil er nur Aufriss giebt, nicht aber die Verhältnisse der drey Haupttheile gegeneinander, nach Messungen, anzeigt, und auf das ganze Gebälk der Säule, über dem Capital, fast nie Rücksicht nimmt. LXI. Giebt mehrere ganze Säulen. Eine cannelierte aus der Galerie des grossen Tempels zu Karnak ist das wahre Vorbild der sogenannten *rustica*. Sie ist blos ein verhältnissmässig abnehmender tief *canelierter* Schaft, mit einem niedern Gebälk, ohne Piedestal. Drey andere (5. 8. 9.) beurkunden das Aufsprossen der Säulen aus dem Pflanzenreich. An dem *sogenannten* Memnonium tragen Pilaster, an denen *ganze Menschen*gestalten in erhobener Arbeit angebracht sind, unmittelbar das Gebälk. Figuren mit hohen, conischen Mützen, und langen, ebenfalls conischen Bärten, beide Arme kreuzend. Die Verwandtschaft dieser Verzierung mit den Karyatiden ist auffallend. LXII. Ein Quai am Nil bey Etfu, verschönert durch eine Gruppe von Barabra's oder Nubiern, von jenseits der Katarakten. Der Orientale hat nicht nur Sommer- und Winterwohnungen, sondern auch Sommer- und Winterweiber. Die Nubierinnen mit ihren runden, festen Muskeln werden, weil ihre Haut etwas erfrischendes geben soll, als Beyschläferinnen für den Sommer gekauft. — Ruinen der äussersten Pyramide am Nil, über Etfu, 300 Lieues von Gize. D. verziert den trockenen Anblick durch eine Gruppe von ackerbauenden Arabern, in ihrer gewöhnlichen monotonischen Reverie, über welche er eine wichtige Bemerkung macht. So langsam die Morgenländer in diesem halbträumenden Zustand einen Begriff verlassen, um das Gemüth mit einem andern zu unterhalten, so sehr drücken sie sich während dieses Ruminirens das ein, was sie einmal festhalten, zerlegen es auch in alle daran bemerkbare Attribute. Daher finde man mit Erstaunen, wie genau sie das kennen, was sie kennen, und wie gross in allem übrigen ihre Unwissenheit ist. Auch die Skizze einer arabischen Haushaltung aus Tauben, Hünern, Gazellen, Hunden, Geyern, etc. zusammengesetzt, ist interessant.

(Die Fortsetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 11. Februar 1803.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Didot d. ä.: *Voyage dans la basse et la haute Egypte, pendant les campagnes de Bonaparte. Par Vivant Denon* etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Nun nähert sich der Vf. dem Thule seiner Expedition, Syene, Elephantine und Philä. Unter seinen Prospecten hievon ist LXIII. der von Philä LXIV. der Eintritt des Nils nach Aegypten malerisch schön. LXV u. LXVI. Ruinen zu Elephantine (ein merkwürdiger Cneph-Tempel) und Syene, LXVII u. LXVIII. Granitfelsen, meist voll Hieroglyphen. LXIX. Anblick der Katarakten. Eine nubische Wohnung. LXX. Philä mit den Grundrissen seiner vielfachen Tempel. Die Beschreibung ist zu reich für unsern Auszug. Nirgends war der Vf. ungestörter. Und doch waren es auch hier nur 6 Tage, in denen er sich dieser Insel fast ganz bemächtigte. LXXI u. LXXII. Prospecte von Philä, von einzelnen Tempeln und Felsen. LXXIII. Prospecte der Wüste bey Beneadi, Nagadi, Syene. LXXIV. Eine feinere Aegyptierin im Harem. Araberzelte in Granitklüften. LXXV. Ruinen von Ombos und Chnubis. LXXVI. Grabhölen bey Silsilis, mit den darin an den Wänden sitzenden, aus dem Felsen heraus gehauenen rohen Menschengestalten. LXXVII. Blick in eine Strafse vor Dschirdsche. Die Häuser sind mehr Wohnungen der Tauben als Menschen, weil man zum Pflanzen der Pasteken und Melonen den Taubenmist nöthig hat. Fort Bajuth. LXXVIII. Die ägyptische Manier, auf ein paar Strohbüscheln über den Nil zu rudern. Ein Divan Rath haltender Scheichs. Todeskampf des Generals Düplessis. LXXIX. Aegyptische Backöfen. Ein Nachstück von der Einquartirung in den Grabhölen zu Negadi. LXXX Sürporte eines Tempelthors zu Apollinopolis parva (Kofs), mit folgender Inschrift: Βασιλισσα Κλεοπατρα και Βασιλευς Πτολεμαιος θεοι μεγαλοι Φιλομητορες (και Φιλοπατορε)ς και τα τεκνα, Ἡλιῳ θεῳ μεγιςῳ και τοις συνναοις θεοις. D. giebt sie zwar in Uncialen, aber in neuer Gestalt. Warum diese Umänderung? LXXXI bis LXXXIII. Lagerplätze an Quellen auf dem Marsch nach Cosseir. Ankunft daselbst und Prospect der Stadt vom Meere her. Eine wohlgenährte Harems-Dame. LXXXIV. Berathschlagender Divan und Gastmal der Einwohner und Franzosen unter dem Schatten eines schönen Sykomorus. LXXXV. Sitzung eines Schiedsgerichts. Ein Maccaronibecker. LXXXVI u. LXXXVII. Nilansichten. LXXXVIII. Eine Mondlandschaft; der grofse Platz Elosbekieh in Kairo, während der Ueberschwemmung, von Lustschiffen voll. LXXXIX u. XC. Grundrifs von Bonaparte's letzter ägyptischer Schlacht bey Abukir, mit dem Rifs dieses Castells, Dorfs und der ganzen Landzunge. XCI. Die Ansicht von Ajaccio und den Ruinen bey Frejus schliefsen des Vfs. Reise.

Die übrigen Kupfer liefern Beyträge zur Sitten- und Menschenkunde und Zusammenstellungen von mancherley Alterthümern. XCII. Costum eines Scheik und eines Barbiers; jener als Schwächling sich wichtig machend durch Aufgeblasenheit und Verhüllungen; dieser den Bart mit einer das wichtigste Geschäft verkündigenden Mine besorgend. XCIII. Ein Fellah in seiner Reverie. Ein arabischer Familienvater. XCIV. Hausgeräthschaften. XCV. Alle Waffenstücke eines Mamluken; auch der französischen Cavallerie nachgeahmte Sattel. XCVI. Zusammenstellung kleiner ägyptischer Götterbilder aus Porzellanerde, Sycomorusholz u. dgl. Die Erklärungen sind nicht ganz ohne Hypothese. Ein Torso, die Arme auf den Rücken gebogen oder gebunden, scheint dem Vf. ein Opfer. Warum nicht ein Kriegsgefangener? ein Sklave? ein Verbrecher? — XCVII u. XCVIII. Scarabäen mit mancherley Verzierungen. Hieroglyphen und Umrisse aus einer Grotte bey dem Sphinx von Gize. XCVIII. Einzelne Verzierungen, welche Br. Amelin in einer weiblichen Momie von Thebä gefunden hat, und welche eine grofse Kunst, die feinsten gezwirnten Fäden zu spinnen, auch Geschicklichkeit in Silber zu graviren und zu vergolden, beweisen. Ein einbalsamirter natürlicher Phallus lag dieser Momie zwischen den Beinen. Auch unter den Hieroglyphen der Tempel fand D. oft (f. p. XXXV. Pl. 114. Nr. 47. 54.) dieses Bild. Der Name Phallus ist ägyptischen Ursprungs. Φ-αλλος f. Scholz im Eichhornschen Repertorium. XIII, 22. IC. Die sehr merkwürdige Zergliederung zweyer Ibismomien, durch welche die Knochen dieses unbekannt gewordenen Vogels constatirt werden. Sie sind hier in der natürlichen Gröfse gezeichnet. Die Beschreibung zeigt sehr genau das Detail der ganzen Einbalsamirung. C. Ein Teller aus gebackener Erde mit dem Brustbild des Osiris (halb Sperber, halb menschlich) und der Isis, verziert mit Lotus und Weinranken. Die oben schon bemerkte, 2 Fufs 9 Zoll lange, dem Vf. in einer Momie gebrachte Rolle, woraus Pl. 126. eine Vignette und Schriftprobe giebt. Der feine Fufs einer Momie. Man sehe noch, dafs die Nägel mit Hené tingirt waren. CI. Ein Mamluk in voller Kleidung, selbst die Hände einhüllend, wenn er vor feinem Herrn steht. Einer in der Kriegskleidung. Eine Almé. Ein Han-

delsmann. Eine Frau, in ganzer Verschleyerung über die Strafse gehend. Ein Bauer. Ein Santon. Verschiedene Frauencostume. Ein nubischer Caravanenführer. CII. Ein Beduinenlager. Allerley Arten, Waffer zu schöpfen. CIII. Ein Leichenbegängniss. Ein Hochzeitzug. Eine Schule, wo es bey zwey gravitärischen Meistern Sprüche aus dem Koran oder Bastonnaden auf die Fussfohlen einzunehmen giebt. CIV. Die Psyllenschlange (Schade, dafs ihr naturhistorischer Charakter nicht genannt ist). Sie bläft, gereizt, den Hals, welchen sie emporstreckt, in einer Länge von 6 Zoll auf, und erscheint dadurch furchtbar. Bis CXII. folgen charakteristische Köpfe aus den vielen in Aegypten beobachteten Nationen. Unter ihnen ist ein reicher Kophte, Mallem Jakub, der sich in allen Gefahren sehr an die Franken, besonders an Desaix anschlofs. Da er Desaix's Tod und dafs ihm ein Denkmal errichtet werden sollte, erfuhr, schrieb er: die Kosten möchten seyn, so gros sie wollten; er bezahle den dritten Theil, unter der Bedingung, dafs auf dem Denkmal bemerkt werde: Mallem Jakub, der Freund von Desaix, habe täglich an dessen Seite gefochten. Jakub starb auf der Ueberfahrt nach Frankreich. Auch seinem sehr getreuen und verständigen arabischen Diener stiftet D. hier ein Denkmal. CXIII. Fragmente alter Menschen und Thierköpfe von den Wänden der Privat-Grabhölen westlich von Thebä. CXIV. Zusammenstellung auffallender einzelner Hieroglyphen, mit Anzeige des Orts, wo sie copirt wurden. Die von Tentyra scheinen uns, bald durch die Form, bald durch den Gedanken, als verfeinert sich auszuzeichnen. Der Vf. macht selbst die Bemerkung bey einem Menschen, der einen Hasen darbringt (Pl. 127. Nr. 13.), dafs die beiden Figuren für ein griechisches Product gelten könnten. CXV. Sammlung von Verzierungen, die sich auf den Köpfen der hieroglyphischen Gestalten von Göttern, Helden, Priestern etc. finden lassen und bedeutsam gewesen seyn müssen. Aegyptische Vasen, zum Theil von sehr niedlichen Formen. CXVI. Frisen verschiedener ägyptischer Tempel mit emblematischen Figuren. Ein gewisses Ensemble solcher Figuren wird gewöhnlich auf der ganzen Frise auf gleiche Art wiederholt. Die Hauptgottheit des Tempels ist in der Mitte, andere [vermuthlich die συνναοι θεοι?] rechts und links gegen sie gerichtet. Isis und Typhon kommen am häufigsten vor, nebst der im Sumpf der Nilcanäle wachsenden Lotusblume. CXVII. Aehnliche emblematische Frisen, meist von einfacherer, älter scheinender Zusammensetzung. Sehr häufig erscheinen hier Kugeln, die den Erdball, getragen von Sperbern (gleichsam beschützt von der Sonne) vorzustellen scheinen. Unter einem schützenden Sperber schwimmt eine solche Kugel, auf einer Frise zu Philä, auf einem Kahn. D. vermuthet, dafs hier schon der Erde astronomische Bewegung zugeschrieben werde. Auf anderen astronomischen Emblemen scheint allerdings immer der Kahn Zeichen der Bewegung. s. Pl. 132. CXVIII. Inscriptionen, auf der Ostseite des Obelisks von Luxor, und anderswo gesammelt. CXIX. Insignien, wie Augurstäbe mit dem Kopf des Wiedehopfs oder einer gehaubten Ente etc. Einzelne auf Postementen mit Stangen stehende Götterbilder, welche D. sehr wahrscheinlich für Insignien hält, die in Kriegszügen, Processionen etc. voran getragen wurden. Man sieht sie auf diese Weise unter den historischen Figuren. Pl. 134. CXX u. CXXI. „Götter, Helden und Priester in bedeutsamen Stellungen, meist mit einer, wie es scheint, erklärenden Hieroglyphenschrift." Z. B. vier auf die Knie niedergeworfenen und an den Armen rückwärts gebundenen [weiblichen] Figuren, droht eine rüstige Gestalt mit einem über ihren Köpfen gehaltenen Pfeil u. dgl. m. Man sinnt hier unvermeidlich auf Enträthselungen, und scheut sich wieder vor den Täuschungen der grundlos spielenden Imagination, während die ächte Deutung in Hieroglyphenschrift neben den Figuren zu stehen scheint, die Wifsbegierde reizt und nie befriedigt. CXXII. Embleme, unter denen auch Schakale und ein Giraffe erscheinen. Nr. 14. scheint ein Schmetterling zu seyn; wie der Vf. bemerkt, eine Figur, die in der Hieroglyphenschrift häufig ist. CXXIII. Embleme. Eine klagende Frau, gewöhnlich am Eintritt vor Grabhölen [auch auf dem Anfang der Momienrollen]. Das Sistrum der Isis. Ein Opfer von drey Enten und andern unkennbaren Materialien an dem Phallusgott. CXXIV. Einem schwarzen, welcher rückwärts an einen Augurstab gebunden kniet, ist der Kopf durch einen rothen Menschen abgehauen; aus den Königsgräbern zu Thebä. [Diefs ists, was sich der Vf. als ein Menschenopfer erklärt. Es könnte auch *Schlachtung* von Kriegsgefangenen zur *Rache*, von *Sklaven* zur Todtenfeyer seyn]. Spiele, z. B. ein Esel, der einem Menschen auf die Schultern gesprungen, während 4 andere wartend stehen. D. bezieht diefs auf die Wettrennen der Esel. Von einer Ruine zu Sues erscheint hier ein ganz fremdartiges Bruchstück; der Kopf eines alten Persers mit einer Keilinschrift, vom General Dugua mitgetheilt. Ein sonderbarer Rest aus den Zeiten der persischen Herrschaft über Aegypten. Oben darüber ist das altägyptische Emblem der langgeflügelten Kugel. So amalgamirten sich ägyptische Alterthümer mit persischen. [So und mehr noch späterhin mit griechischen, römischen!]. CXXV. Neunzehn Vignetten und Figurengruppen von einer aus neunzehn Seiten bestehenden Momienbandage. Die Schrift, mit welcher das Ganze beginnt, ist nicht die hieroglyphische. Sie hat Aehnlichkeit mit dem, was man auf der allmälich bekannt werdenden dreyfachen Inscription von Rosette für die gemeine Landesschrift hält und aus dem Coptischen zu erklären angefangen hat. Vgl. das Titelkupfer zum vierten Bande der A. L. Z. 1802. nebst der Erklärung, und die Recension des Akerbladischen Erklärungsversuchs Nr. 347—49. Der Vf. hat nur die unter der ersten Vignette stehende Schrift angegeben. Da sie mit jener nicht mehr ganz unbekannten Inschrift vergleichbar scheint: so verdient sie deswegen bald genau bekannt gemacht zu werden. Vielleicht führt das Zusammenhalten von beiden Seltenheiten einen de Sacy, Akerblad oder andere in der Entzifferung bald weiter.

Nr. 18. zeigt deutlich, dass in den Monolithen heilige Vögel aufbewahrt wurden. Fast in allen Vignetten der Momienrollen erscheint eine lang bekleidete Figur, wie die klagende Frau Pl. 123. in flehender oder anbetender Stellung vor irgend einer Gottheit [oder einem der Laren, wie die Sperber, Ibis etc. gewesen zu seyn scheinen]. CXXVI. Götterembleme. Der Sperber (Sonnenbild) von Lotusstengeln wie Strahlen umgeben, von der Isis selbst angebetet. Von beiden Seiten nähert sich ein böser Genius, der eine in der gewöhnlichen Typhonsgestalt, der andere mit einem Crocodilskopf. Hinter diesen aber zeigt sich das Emblem der Fruchtbarkeit, als Phallusgott. Auf wie vielerley Art läſst sich nun eine solche Gruppe auslegen, so lang der Schlüssel der beygezeichneten Hieroglyphenschrift nicht zu finden ist? Nr. 5. scheint uns eine Mutter zwey Säuglinge der Isis, die zweymal als Kuh gestaltet da ist, zu weihen. CXXVII. Dem Sperbergott wird von einem Thier (Gazelle oder Stier?) Herz und Schenkel geopfert. Diess, bemerkt D., sind die gewöhnlichen Opferportionen. Anbetung eines Crocodils. Andere Göttergruppen. CXXVIII. Opfergruppen aus dem Cnephtempel zu Elephantine. So viel wir sehen, ist es der Gott mit dem Widderkopf (Amon), welcher hier Opfer empfängt, und vor dessen Bild der opfernde Vornehme Nr. 5. von einem Priester mit einem heiligen Helm geziert wird. Bey dieser Ausrüstung scheint dieser Vornehme, der sogar einen Schlüssel der Nilcanäle (oder überhaupt als Symbol der Macht?) hat, ein langes Schlachtschwerdt zu tragen. Vom Gott Cneph (Schlange) sehen wir keine Embleme. CXXIX. Auf mehreren Gruppen dieser und folgender Platten scheint durch Gestalten, welche sich mit dem Oberleib bis in eine horizontale Lage beugen und alsdann die Hände zur Erde herabsenken lassen, die gröſste Adoration hieroglyphisch angedeutet zu werden. Diese Adorationshieroglyphe, welche D. nicht zu deuten wagte, umgiebt gewöhnlich von drey Seiten das adorabile, worauf sie sich bezieht. Die adorirten Zeichen scheinen sich auf Astronomie zu beziehen. CXXX. Das inzwischen unter der Benennung: der Zodiacus von Tentyra, berühmter gewordene Himmels-Planisphärium, welches sich als Plafond in einem obern kleinen Zimmer des grosen Tempels zu Tentyra fand, wo auch noch die auf Pl. 129. gezeichnete astronomische Figuren mit der Adorationshieroglyphe als Plafonds von der nämlichen Gröſse existiren, und noch eine an die Wand gezeichnete Momie mit emporgestreckten Armen bey sich haben. D. enthält sich aller Bemerkungen über diese Seltenheit, und er verdient für die reine, ohne Zweifel möglichst genaue Mittheilung dieser und der folgenden astronomischen Zeichnungen vorzüglichen Dank, weil bey ihnen, da wir die Gegenstände selbst eher errathen können, mehr als anderswo eine Enträthslung zu hoffen ist. Man sieht leicht, dass sich das Ganze auf den gestirnten Himmel bezieht. Es sind der Sterne genug darauf zerstreut und vornehmlich den am Horizont ringsherum angebrachten Gestalten zugetheilt. Aber alle diese Sterne machen sie ein Sternbild. Sie sind nicht nach ihren am Himmel sichtbaren Distanzen und Lagen geordnet, sondern in formlosen Gruppen zu 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 9. 11. 14. bloss zusammengestellt und gewissen Göttergestalten, meist dem Sperbergott, dem Widdergott etc. zugegeben. Ob mit Bedeutsamkeit oder blos als verzierendes Spielwerk des Künstlers, wagen wir nicht zu entscheiden, ungeachtet uns die Voraussetzung, überall tiefe Bedeutsamkeit zu ahnden, oft gar nicht wahrscheinlich ist. Was nun aber vorzüglich die zur Frage gekommenen 12 Figuren des Zodiacus betrifft: so lassen sich zwar dieselben heraus finden. Allein fürs erste stehen sie nicht alle innerhalb eben derselben Kreislinie, sondern zum Theil darüber, zum Theil unter derselben, bloss zusammengruppirt. Fürs zweyte, und was das sonderbarste scheint, einige folgen nicht in der Ordnung auf einander, wie der Himmel sie giebt. Eben so sonderbar ist drittens, dass sie zum Theil doppelt vorkommen. Man findet zwey Löwen, einen unter dem Krebs, den andern unter der Wage. Eine lang gekleidete Figur mit einem Bogen und Pfeil steht auch hinter dem Widder, und hinter ihr die Figur mit zwey Amphoren, welche wir für den Wassermann im Thierkreise nehmen müssen. Will man zuerst die Zodiacalzeichen selbst finden: so ist die Wage in die Augen fallend. Geht man von dieser im Kreise rückwärts: so folgte deutlich: *Scorpius*, *Arcitenens*, *Caper*. Hinter diesem aus einem Fisch an Bauch und Schwanz, und aus dem Vordertheil eines Bocks mit langen, spitzen Hörnern zusammengesetzten Zeichen, geht ein Mann mit einer schmalen Vase in jeder Hand. Ganz wahrscheinlich also der Wassermann, mit der doppelten Amphora. Hinter demselben zeigen sich die Pisces, zwischen ihnen ein längliches Viereck, mit drey undulirenden Linien; vermuthlich die Hieroglyphe des Wassers. Sechs Bilder folgen demnach richtig hinter einander. Aber nun? Hinter den Fischen ist nichts von Aries zu sehen; sondern zwey Anubisfiguren neben einander mit Augurstäben. Soll man aus diesen die Zwillinge machen? Es scheint so. Denn hinter ihnen ist in vollem Sprung der Stier, und hinter diesem der Widder, liegend auf einem Kahn, mit einem Stern zwischen den Hörnern. Läſst man also den doppelten Anubis für die Geminos gelten: so wären hier Aries, Taurus, Gemini in einer Reihe. Wie können aber auf das Zwillingspaar die Fische folgen? Von den noch zu findenden drey Zodiacalbildern zeigt sich der Krebs und der Löwe *hinter* dem Widder. Und weil nun doch die Jungfrau noch fehlt: so muss wohl die kleine Gestalt mit der Kornähre zwischen dem Löwen und der Wage diese Virgo seyn. Auf jeden Fall aber ist der Krebs nicht in der Kreislinie, sondern über dem Löwen, ganz auſser derselben. Eben so liegt der Widder auſser der Linie unter dem Löwen. Vier Zeichen sind demnach bloss in eine Gruppe zusammen gedrängt, und in einen Raum, welchen nach Verhältniſs der einzige springende Taurus einnimmt. Will man das Zwillingspaar dem Krebs und Stier näher haben: so kann man die zwey beschriebenen Anubis, ungeachtet sie mitten im Kreis zwi-

schen

schen Taurus und Pisces stehen, etwa ihrer Erhebung zum Zwillingspaar wieder entsetzen; man kann die zwey, vom Krebs gegen den Widder zu stehende, einander gleiche langgekleidete Figuren dafür gelten lassen. Allein immer haben diese weder etwas ausgezeichnetes, noch stehen sie im Kreise. Sie machen vielmehr mit *aries* und *taurus* ein Dreyeck, statt dass sie, wenn man von der Wage an rechnet, vor dem Stier und dieser vor dem Widder, der Widder aber nächst vor den Fischen kommen müsste. Immer bleibt das höchst sonderbar, dass den Fischen Taurus näher steht, als der Aries. Diess alles musste Rec. anführen, um jeden, der diess Planisphärium betrachtet, vor der Uebereilung zu warnen, dass er nicht etwa einen Schluss darauf baue, welcher eine genaue Ordnung der Figuren des Thierkreises voraussetzen müsste; einen Schluss, wie die laut gewordene Behauptung war, dass zur Zeit, da dieser Zodiacus gezeichnet wurde, die Sonne in einem andern Zodiacalbild, als jetzt, bey der Tag- und Nachtgleiche gestanden habe, und dass die Zeichnung dieses Zodiacus weit über die sonst bekannte Zeitrechnung hinauf gehe. Will man sich nicht Räthsel zu lösen aufgeben, die nicht Räthsel sind: so müsste erst das Datum, wovon man ausgeht, historisch unleugbar seyn. Hiezu wäre im gegenwärtigen Fall vor allem nothwendig, dass die Zodiacalzeichen durchaus in ihrer bestimmten Ordnung, und in einer solchen Kreislinie, wie die 6. zwischen der Wage und den Fischen sie wirklich halten, nicht zum Theil in ungeordneten Gruppen dargestellt wären. Wer kann wissen, warum die Bilder zwischen Aries und Virgo nicht eben so geordnet auf einander folgen? Möglich ist es, dass ein um astronomische Zwecke unbekümmerter Maler bloss seinen Raum nicht gut eingetheilt hatte, und nun den Krebs offenbar, vielleicht auch die Zwillinge, bloss nebenher anbringen musste. Diess bleibt immer sicher: wegen dieser Unordnung fehlt es in diesem Zodiacus an der festen Basis, um irgend ein unbekanntes, auffallendes Datum darauf zu bauen. Aber auch aus andern Gründen ist in diesem Zodiacus ganz und gar kein Beweis von einer über die Zeit des Ptolemäus und Hipparchus weit hinauf gehenden Präcession der Nachtgleichen zu finden. Es muss zwar astronomischen Forschern auffallen, dass das Sonnenzeichen bey mehreren Zodiacalbildern dieser Zeichnung steht. Ueber der Wage, auf der Seite gegen den Scorpion zu, zeigt sich der Sperbergott, das Sonnensymbol, mit der Kugel über dem Kopf und dem behaubten Augurstab in der Hand, ruhig sitzend. Eben derselbe tritt mit einem Fuss auf dem Steinbock, wie ein fortschreitender. Zwischen dem Krebs und dem Löwen ist wieder dieser Sperbergott. Und so sitzt auch zwischen dem Widder und Stier nächst vor dem Widder ein Sperber auf einem Lotusstengel. Was aber kann man nun daraus schliessen? Wenn der Sperber zwischen dem Krebs und dem Widder, wie es durch die drey andern damit bezeichneten Thierbilder wahrscheinlich wird, dem Krebs angehört: so sind mit dem Sonnenzeichen gerade die 4 Zodiacalbilder bezeichnet, die noch jetzt den zwey Tropicis oder Solstitialzirkeln und den beiden Aequinoctialpunkten den Namen geben; ungeachtet der Steinbock und Krebs bekanntlich nicht mehr, wie die arabischen Astronomen sie nannten, die Thüren des Himmels sind, durch deren eine die Sonne den Himmel hinauf- und durch die andere hinabsteigt (da diess jetzt vielmehr in den Zwillingen und dem Schützen geschieht), und ungeachtet jetzt nicht mehr der kleine Stern Mesarthim im Widder, wie vor 2000 Jahren, gerade über dem Punkte steht, wo die Sonnenbahn und der Aequator im Frühlingsäquinoctium einander schneiden, da gegenwärtig dieser Aequinoctialpunkt vielmehr beym südlichen Fische im Thierkreise steht. Man kann demnach annehmen, aber auch nur annehmen, dass der Urheber des Tentyräischen Zodiacus das Sonnenbild diesen 4 Thierzeichen nicht etwa bloss aus alter Gewohnheit beygesetzt habe, wie wir immer noch das *aequinoctium vernum* durch den Widder, das *solstitium aestivum* durch den Krebs u. s. w. nach alten Herkommen bezeichnen, ungeachtet jetzt die Sonne im ersten Fall eigentlich in den Fischen, im zweyten eigentlich im Arcitenens u. s. f. steht. Wäre nun aber diese, nicht erwiesene, Annahme wirklich die richtige: so folgt alsdann doch daraus nichts anders, als dass der Tentyräische Zodiacus in der Zeit gezeichnet worden sey, wo jene vier Veränderungen des Sonnenstandes noch in dem nächsten Zodiacalzeichen vor dem, in welchem sie jetzt geschehen, geschehen seyn müssen. Ist man dieser Annahme geneigt: so mag der Tentyräische Zodiacus etwa 2000 Jahre alt seyn. Er kann aber auch jünger und, wie wir oben aus der griechischen Inschrift *des Tempels* vermutheten, dem Augustus gleichzeitig seyn, da auch damals das *aequinoctium vernum* immer noch im Widder war, der Sperber als ägyptisches Sonnenzeichen, also immer noch dem Widder angehörte. Dass aber der Sonnenstand bey der Frühligs-Nachtgleiche in diesem Zodiacus nicht dem Widder, sondern sogar dem Taurus zugeschrieben sey, dass folglich bey Entstehung dieses Zodiacus die Sonne im *aequinoctium vernum*, nicht bloss um 1, sondern sogar um 2 Zodiacalbilder östlicher gewesen sey, als jetzt, diess ist völlig wider den Augenschein, widerspricht auch den 3 übrigen Sperberemblemen, welche bey der Libra, nicht bey der Virgo, beym Caper nicht beym Arcitenens etc. stehen. Nur wer eine auffallende Behauptung erzwingen möchte, kann diess anders sehen. Wir bemerken noch, dass der Schütze hier bereits ein Centaur ist. Doch wollen wir nicht leugnen, dass diese Composition aus Pferd und Mensch wohl ägyptischen Ursprungs seyn könne. Auf dem Zodiacus des Porticus zu Tentyra Pl. 132. hat er sogar 2 Köpfe, einen menschlichen vorn und den gewöhnlichen Anubiskopf rückwärts blickend; eine Figur, welche aus Zoega's Vermuthung, dass einst der Anubis der Gott der Jagd gewesen und daher mit einem Hundekopf und Pfeil bezeichnet, nachher aber mit dem Merkur vermischt, und alsdann mit einem schönen Menschengesicht begabt worden sey, erklärbar wäre. Der zweyte tentyräische Arcitenens scheint beides, den alten und den gräcisirten Anubis zu vereinigen. (Vgl. Tychsens Biblioth. d. alten Lit. und Kunst. St. 7. S. 76. 77.)

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 12. Februar 1803.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Didot d. ä.: *Voyage dans la basse et la haute Egypte, pendant les campagnes de Bonaparte.* Par *Vivant Denon.* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Auch CXXXI. und CXXXII. enthalten astronomische Hieroglyphik. Auf der letztern Platte, dem Tentyräischen zweyten im Porticus des Tempels befindlichen Zodiacus, sieht man auf der einen Seite, wenn wir von der linken zur rechten rückwärts gehen, unten *Cancer* allein, oben in einer Linie *Leo*, die Aehrenträgerin, welche wir schon für die *Virgo* nahmen, *Libra*, *Scorpius*, *Arcitenens*, *Caper*. Allein ausser manchen Göttergestalten steht zwischen dem Löwen und der Jungfrau eine lange den Schwanz vorwärts krümmende Schlange, zwischen Scorpion und Schütz ein Schakal, (auch der erste Zodiacus hat, und zwar als das Centralbild einen Schakal!) zwischen dem Schützen und Steinbock ein Stier blos mit einem Hinterfuss, an welchem ein Anubis ihn mit einer Kette hält. Was sollen diese zwischeneingekommene, den Zodiacalbildern an Grösse und sonst gleiche, Zeichen? Sollen die Aegyptier mehrere Bilder dieser Art angenommen haben? oder spielte der Maler in astronomischen Decorationen? Auf der andern Seite des sogenannten zweyten Thierkreises, folgt vor dem Wassermann eine Gans oder ein Schwan, alsdann ein Mann mit einer schmalen Amphora in jeder Hand, und der undulirenden Linie (als Hieroglyphe des Wassers) nächst vor den Fischen. Nach diesen ein Ball, von derjenigen Gestalt, durch welche die Sonne, Erde etc. angedeutet zu werden pflegt; in dieser Sphäre hält ein Mann ein Schwein. (Auch auf dem ersten Zodiacus präsentirt sich am Horizont ein Schwein!) Alsdann folgt Widder und Stier. Nahe vor diesen ein Mann mit 2 Sperberköpfen vor- und rückwärts blickend. Hiermit sollte der Zodiacus am Ende seyn. Allein nach sieben mit vielen Sternen begabten Götterfiguren kommen noch 3 Kähne, auf deren einem ein Widder dem Zodiacalbild auf Pl. 130. gleich, auf dem andern ein Wasser giessender Mann ist. Auf einer zweyten Linie bewegen sich ringsumher 38 (im ganzen also 41) ähnliche Kähne mit Gestalten, denen Sterne beygegeben sind, welche folglich astronomisch seyn könnten, wenn nur aus der Zahl 41 in der Astronomie etwas zu machen wäre. Genug; wer vermag die Vermischung der Zodiacalbilder mit mehrern andern? wer vollends die übrigen auf Kähnen in Bewegung gesetzte (planetarische?) Sternpersonificationen auszulegen? Der Sperbermann kommt unter ihnen am häufigsten (elf- vielleicht zwölfmal!) vor.

Wir eilen noch den Rest der Kupfer anzugeben. CXXXIII. und CXXXIV. Die oben berührten historischen Figuren des Kriegs und Siegs. CXXXV. Die Geräthschaften von den Wandgemälden der Thebäischen Königsgräber, welche unerwartet vielen Kunstgeschmack in Verzierungen und Annehmlichkeiten des Lebens beweisen. CXXXVI. Malereyen mit vier Farben, Azurblau, Braunroth, Gelb und einem tristem Grün gemacht; (diess sind die einzigen Farbenarten, welche D. auf den altägyptischen Gemälden irgend fand!) Auch sechs Seiten voll Schrift. Alles von einer Mumienrolle aus Papyrus, von welcher Bonaparte Besitzer war, sie aber der Nationalbibliothek übergeben hat. Die Schrift hat eine grosse Anzahl verschiedener Züge, ist auch von der kleinen Hieroglyphenschrift, nicht aber von der auf Pl. 138. befindlichen verschieden. Rec. erlaubt sich etliche Bemerkungen. Um diese deutlich zu machen, müssen wir uns die Seiten paginirt denken. Die nächste nach dem Opfer an die vier Götter sey 1. und so fort von der rechten zur linken bis die vor dem Bilde der Isiskuh die sechste wird. Diese hat nur 4 Zeilen, die so gestellt sind, dass sie das Ende, und nicht den Titel, zu machen scheinen. Nun ist leicht zu bemerken, dass die ersten sieben Charaktere in der untersten Zeile S. 3. und in der untersten Zeile S. 4. (wenn man sie von der rechten zur linken geschrieben denkt) nicht nur öfters in eben dieser Ordnung vorkommen (z. B. auf eben dieser Seite mitten auf der vierten Zeile von unten; auf S. 4. Zeile 4. von unten; auf S. 5. Zeile 4. von oben) sondern es ist auch auffallend, dass eben dieselben 12 Charaktere, welche auf S. 5. Zeile 4. unmittelbar vor jenen öfters vorkommenden 7 Zügen vorangehen, auf der S. 3. und 4. beidemal den Schluss der vorletzten Zeile machen; woraus unstreitig folgt, dass auch diese Schrift von der rechten zur linken geschrieben sey. S. 4. Zeile 4. von unten sind nicht blos die 12 vorher angemerkte, sondern sogar 16 Charaktere hintereinander eben dieselbe, welche S. 3. die vorletzte Zeile schliessen. Eben diese 16 Charaktere fangen S. 3. Zeile 5. von unten, ihre Reihe an, dort wo auf der Zeile eine Lücke gelassen ist, und gehen von der rechten zur linken auf der vierten Zeile von unten fort, bis sie zu den 7 uns leitenden Charakteren kommen. Hier aber ist bey einem andern Zug die Zeile geendigt, als in der vorletzten Zeile eben dieser Seite. Um so deutlicher wird die Folgerung, dass das Schreiben von der Rechten zur Linken gieng.

Auch

Auch die letzte Zeile der S. 2. hängt mit der ersten von S. 3. durch diese Charaktere zusammen. Und S. 4. Zeile 3. von oben gehen den 7 Charakteren, welche uns zuerst auf diese Spur brachten, wenigstens elf von den übrigen, abermals in der nämlichen Ordnung, voran. Ist diess also etwa Name und Titulatur? Wir haben indess genug, andern Forschern einige Augenblicke durch die Bestimmung, dass auch diese Schrift dexiographisch sey, und eine beträchtliche Anzahl von Zügen auf dieser Platte so oft widerholt sind, zu ersparen. Dass diese Schriftzüge der alten Aegyptier sich durch diesen Charakter an die orientalischen ihrer Nachbarn, der Phönicier, Hebräer etc. anschliessen, ist zwar nicht unerwartet und schon übereinstimmend mit Herodot II, 36. γραμματα γραφουσι καὶ λογιζονται ψηφοισιν, ἑλληνες μεν απο τ. αριςερων επι τα δεξια φεροντες την χειρα, Αιγυπτιοι δε απο τ. δεξιων επι τα αριςερα, ... διφασιοισι δε γραμμασι χρεωνται· καὶ τα μεν αυτων ἱρα, τα δε δημοτικα καλεεται. Die von Büttner nach Clemens Alex. Strom. V. 4. epistolographisch genannten Momiencharaktere, von denen er aber freylich nur erst eine kleine Anzahl hatte beobachten können, wurden auch von ihm mit Buchstaben der ältern semitischen Alphabete noch am leichtesten vergleichbar gefunden. Vgl. die vorzügliche Abhandlung von Tychsen über ägyptische Buchstabenschrift und die triglottische Inschrift von Rosette. Aber die Sache selbst, welche durch diese Momienrolle sich sehr bestätigt, führt zu mancherley Betrachtungen. Was von Worten in der koptischen Sprache wirklich uralt ist, möchte selbst von den semitischen Dialecten nicht so weit entfernt gewesen seyn, als man meist annimmt. Man denke an Μωυσης, wo Μωυ wie מי *Wasser*, an den Namen Aegyptens χημι, wie חם Ps. 105, 23. 27. 106, 22. u. dgl. m. erinnert. CXXXVII. Ein anderes Momien-Manuscript, theils rohe Gemälde, theils hieroglyphische Charaktere. Durch seine Simplicität reizt es vorzüglich zu Enträthslungsversuchen. CXXXVIII. Noch eine Momien-Handschrift von Br. Amelin. Die Schriftzüge sind eben dieselben wie Pl. 136. nur reiner und etwas grösser. Auch hier zeigt es sich, nur auf eine andere Art, nämlich durch die Ausgänge einiger Zeilen, dass die Schrift von der Rechten zur Linken geht. CXXXIX. Alte Gefässe, kleine Götterfiguren (unter denen ein Anubis, mit Pfeil und Bogen, mit dem, was wir oben über den zweyköpfigen Schützen im Zodiacus muthmassten, zu vergleichen ist!). Aus dem Stöpsel einer irdenen Vase, auf welchem hieroglyphische Charaktere stehen, die auf einer andern Materie abgedruckt werden konnten, schliesst der Vf., die Buchdruckerkunst sey nicht europäische Erfindung. Der Stöpsel scheint als Sigill gedient zu haben. Das uralte Stechen und Abdrücken der Sigille führte freylich am Ende auf das Buchstabenschneiden und Abdrucken. Aber durch welche weite Wege! Ein ägyptisches Schloss mit Schlüssel, wie es noch jetzt an Thüren und Thoren ist, und schon in den Alterthümern von *D.* gefunden wurde. Genauer und deutlicher, als wir es sonst sahen. Artige Bordüren an ägyptischen Wollenzeugen aus Momien. Nur wenn der Vf. ihr Alter auf 4000 Jahre setzt, möchten wir für ein Paar der Tausende nicht Bürge seyn. CXL. Route des Vfs. nach Oberägypten, mit Hinweisung auf alle von ihm gezeichnete Denkmäler. Ein wahres Ehrendenkmal für den rastlosen Künstler selbst. CXLI. Noch eine Tafel voll Bilder von Göttern und Menschen, nebst Hieroglyphenschrift, aus einer Momie. Dieses ganze Manuscript, das grösste von allen bekannten, gehört dem General Andreossi, ist 12 Fuss lang und giebt 19 Seiten Schriftzüge. Das Manuscript scheint aus verschiedenen Abtheilungen zu bestehen, die mit einer roth geschriebenen Linie beginnen. Drey Seiten scheinen eine Recapitulation zu seyn. Sie bestehen aus halben Zeilen. Das erste Wort ist auf allen Zeilen der Seite das nämliche. Ein Artikel? Eine Präposition etwa? Jede der drey gleichsam recapitulirenden Seiten hat ein anderes solches Anfangswörtchen. Diese hat *D.* in der Frise an leeren *Stellen* als Schriftprobe hingezeichnet, und mit A. B. C. angedeutet. Sie lassen uns kaum zweifeln, dass auch die Schrift dieser Momie mit der auf Pl. 135. 138. einerley sey. Wir wünschten sie noch lieber vor uns zu haben, als das hier mitgetheilte Sanctuar, der Anfang der Rolle. Denn, ist je Enträthslung dieser Schrift möglich, so kann diese nur aus der Vergleichung vieler von ihr gemachten Anwendungen entstehen. Der zweyte Buchstabe bey C. ist ⊀ völlig das mit einem Haken in der Mitte durchstochene Eliph der *Inscriptionum citicarum et malthanarum* s. Büttners Vergleichungstafeln; der vom Vf. mit A bezeichnete Zug scheint dem dritten (oder ƛ) der von *Büttner* gesammelten epistolographischen zu correspondiren. Unter den gemalten Gestalten ist eine, welche eine mit einem Ibisschnabel versehene, den ganzen Kopf bedeckende Maske trägt. Sie hält in der Rechten etwas, wie ein Schreibewerkzeug, in der Linken eine Rolle, (fast wie auf Pl. 135.). *D.* äussert die wahrscheinliche Vermuthung, dass bey den Menschengestalten dergleichen Thierköpfe als bedeutsame Insignien anzusehen seyen, welche ein Attribut, eine Bestimmung der Gestalt, z. B. einen niedern oder höhern Priestergrad, Stufen in den Initiationen etc. andeuten sollten. Allerdings könnte die Ibismaske, Hieroglyphe der schriftkundigen Priesterclasse (ἱερογραμματεων) seyn, da der Ibis nach Horapollo L. I. Nr. 36. dem Hermes, als πασης καρδιας καὶ λογισμου δεσποτῃ (dem Herrn des Herzens, der Rede und Schlusskraft) oder wie Aelian sagt: τω πατρι των λογων (dem Vater des Denkens und Redens) geweiht war. Dürften wir dem Vf. ein Ehrendenkmal aus der von ihm so geliebten altägyptischen Kunstsprache setzen: so würden wir nur in Verlegenheit seyn, zu der Ibismaske noch die significantesten Hieroglyphen für die Attribute des Kunstfleisses, der Darstellungsgabe, des Muths und der Bescheidenheit aufzufinden und sie in unzerstörbaren Zügen damit zu vereinigen. Er selbst setzt den Verdiensten dieses Werks am Ende die Krone auf, indem er versichert, dass er in seinen Zeichnungen, was er auffasste, „mit der Reinheit einer Vestalin“ genommen habe und eben so wieder gebe.

SCHÖNE KÜNSTE.

London, b. Phillips: *A Complete Dictionary of Music.* To which is prefixed, a familiar Introduction to the first Principles of that Science; by *Thomas Busby*, LL. D. (1801.) XXXIV. u. 340 S. kl. 8. (2 Rthlr.)

Sowohl die äussere als innere Form dieses Wörterbuchs sind der Absicht desselben, ein *Vade Mecum* für Musiker und Musikliebhaber zu werden, gemäss gewählt. Auch die Einleitung sollte *familiar* seyn, und ist es auch eben so sehr von Seiten der Popularität als der sehr summarischen Kürze. Nur die Hauptveränderungen in der Geschichte der Tonkunst werden angeführt, und dann die vornehmsten theoretischen Gegenstände und nothwendigsten praktischen Grundregeln, besonders die Geltung und das Verhältniss der Noten und Töne erläutert. Das Meiste hiervon ist jedoch so elementarisch, dass es dem, der nur einigermassen mit der Musik bekannt ist, sehr entbehrlich seyn wird, und zugleich so oberflächlich und unzulänglich, dass der Anfänger nur wenige und sehr kurze Fortschritte nach dieser Anleitung machen kann. Auch gesteht der Vf. selbst, dass sie die Anweisung eines Musiklehrers nicht entbehrlich mache, und dass sich das Praktische dieser Kunst durch keinen bloss schriftlichen Unterricht beybringen oder erlernen lasse. — Bey dem Wörterbuche selbst hat sich der Vf. zwar, wie er selbst bekennt, die ähnlichen Arbeiten seiner Vorgänger zu Nutze gemacht; indess fand doch Rec. manche Artikel, die jene nicht hatten, und manche Erläuterungen anders, und zum Theil bestimmter, gefasst. Diese schränken sich nicht bloss auf neue, jetzt gangbare, Kunstwörter ein; sondern es ist auch auf die Musik des Alterthums und deren Eigenheiten Rücksicht genommen. Wir Deutschen besitzen mehrere bekannte Hülfsbücher dieser Art, die zum Theil vollständiger und belehrender sind; sie liessen sich indess durch manche hier befindliche, aber besser auszuführende, Artikel bereichern.

Gotha, b. Becker: *Das goldene Kalb.* Eine Biographie. 1802. *Erster Band.* 320 S. *Zweyter Band.* 304 S. 8.

Während die meisten unserer Romane, welche die Frühlingswärme der Ostermesse hervorlockt, und die Michaelismesse dahin welken sieht, einem kärglichen Tribute der Armuth an die Armuth gleichen, so dass ihre Verfasser von keinem Gedanken als dem der Mittelmässigkeit und Geistesdürftigkeit ihres Publicums erfüllt zu seyn scheinen, kündigt sich der gegenwärtige auf allen Seiten mit einer fast allzu grossen Fülle als das Product eines reichen, auf vielfältige Weise genährten und gebildeten Geistes an. Ein Reichthum trefflicher Erfahrungen, die nicht aus Büchern wiederholt, sondern in dem Leben selbst gesammelt sind, feiner und überraschender Bemerkungen, aus der Tiefe des Herzens geschöpft, witziger Zusammenstellungen, sinnreicher Bilder und Beziehungen, welche überall den scharfsichtigen Beobachter, den geistreichen Denker verrathen, beschäftigt, belehrt und vergnügt den Leser von einem Ende des Werkes bis zu dem andern. Wenn von dieser Seite etwas getadelt werden sollte; so wäre es dieses, dass sich der Strom zu ungestüm ergiesst, dass der Reichthum zu wenig vertheilt ist, dass das ununterbrochene Witzfeuer den Leser bisweilen mehr blendet als erwärmt. Dieser Fehler, dessen sich wenige Romane rühmen dürften, ist mit einer gewissen Eintönigkeit verbunden, welche zum Theil aus dem Umstande entspringt, dass die Darstellungsgabe in dem Gemüthe des Vfs. von seinem Witze und seinem Beobachtungsgeiste überwogen wird, dass ihn mehr die *Laune*, sich seiner Ideen zu entschütten, als die *Begeisterung* treibt, einige genialische Schöpfungen ausser sich darzustellen, und dass er, von jenem immer regen Triebe beseelt, seine meisten Romanenhelden mehr oder weniger mit seiner eigenen Individualität ausstattet. Zwar ist es noch nicht Zeit, über den Kunstwerth des Romans als eines Ganzen abzusprechen, aber derjenige Theil der Geschichte, welcher schon vor den Augen des Lesers aufgerollt ist, ist gross und ausgebreitet genug, um den Werth der Zeichnung, des Kolorits und der Ausführung mit Zuverlässigkeit beurtheilen zu lassen. In allen diesen Punkten ist die Manier des Vfs. mehr geistreich als künstlerisch. Seine Figuren sind mit einigen kecken Strichen mehr bezeichnet als ausgeführt; sie folgen sich einander, aber sie gruppiren sich nicht; die eine führt nicht auf die andere fort, und es ist überhaupt kein sonderliches Ineinandergreifen der einzelnen Theile der Geschichte sichtbar. Erst gegen die Mitte des *zweyten Theils* schlingen sich die einzelnen Fäden etwas mehr ineinander, und das am Ende desselben neu angelegte Gewebe lässt noch eben so interessante Abentheuer erwarten, als die Geschichte Purpurinens, welche unter allen am sorgfältigsten geründet und ausgeführt ist. Solche einzelne Stücke scheinen zu beweisen, dass der Vf. die Kunst, durch romantische Verwickelungen anzuziehen, mehr verschmäht als entbehrt, und dass er absichtlich das Interesse der Geschichte dem Interesse seiner geistreichen Zugaben unterordnet. Diesem Zwecke ist es auch gemäss, dass der Onkel, als der Held der Geschichte, die Begebenheiten seines Lebens halb vorliest, halb erzählt, wodurch die Mittheilung des Didaktischen an Wahrscheinlichkeit, der Vortrag desselben an Lebhaftigkeit gewinnt; während bey einem entgegengesetzten Zwecke die beständige Rücksicht auf ein lauschendes Individuum eher zu tadeln als zu loben wäre. Aber hier, wo dem andern eine Lebensgeschichte nur als Exempelbuch mit Erläuterungen und Anmerkungen überliefert werden soll, werden oft aus der unmittelbaren Theilnahme an den besondern Verhältnissen des Zuhörers neue Reihen von Ideen hervorgelockt, und auch diejenigen, welche sich ohne diess dargeboten hätten, gewinnen doch oft durch diese Beziehung den Anstrich einer lebendigen Laune und einen, der satyrischen Tendenz des Ganzen, unentbehrlichen Ton von Gutmüthigkeit und Wohlwollen.

Hier-

Hierdurch wird denn auch allerdings der Eindruck der Bitterkeit gemildert, die das ganze Werk durchströmt und sich vorzüglich über das weibliche Geschlecht ergiesst. Dafs dieses reizende Geschlecht hier so scharf beurtheilt, dafs alle seine Geheimnisse und Schwächen mit unbarmherziger Hand aufgedeckt werden, fällt dem Vf. nicht zur Last, und man würde ihn ganz unrichtig verstehen, wenn man seine Diatriben, die aus der reinsten Achtung der ächten, aber nur zu oft verschmähten weiblichen Tugend und Vortrefflichkeit entspringen, als den Ausflufs unreiner Misogynie betrachten wollte. In der mit Unmuth getränkten Darstellung der verführten und verführenden Weiblichkeit, welche allerdings einen grossen Raum in dieser Geschichte füllt, spricht sich die lebendige Liebe der Vollkommenheit aus, und die Satyre ist hier nur der Wiederhall des Misstons, welchen die Wirklichkeit mit dem harmonischen Ideale seines Herzens macht. So weit die Geschichte bis jetzt geführt ist, spielt die Koketterie in mannigfaltigen Mischungen die gröfste Rolle in ihr; doch da sich der Vf. bis hierher von den häslichern Gestalten immer zu schönern erhebt; so darf man vielleicht hoffen, den gekränkten Genius des weiblichen Geschlechts in der Folge versöhnt zu sehn. — Einzelne Proben von der geistvollen Manier des Vfs. zu geben, dünkt uns unnütz, da jeder Leser beym ersten Aufschlagen des Buchs des Anziehenden und Glänzenden genug finden wird, um zu weiterer Lectüre gereizt zu werden. Noch weniger fühlen wir uns genöthigt, einige Stellen anzuzeichnen, in denen der humoristische Ausdruck an das Abentheuerliche streift, oder wo den belesenen Vf. sein Gedächtnifs getäuscht hat.

Leipzig, im Industrie-Comptoir: *Leipziger Modemagazin des neuesten, deutschen, französischen und englischen Geschmacks*, von Dr. *Gruber* und *M. A. Berrin*. Acht Hefte. mit bunten und schwarzen Kupfern, der Text in fortlaufenden Seitenzahlen zusammen 274 S. 4. (6 Rthlr.)

Aus englischen und französischen Modejournalen sind hier manche zierliche Anzüge zu finden, welche daher der Verpflanzung nicht unwerth waren. Nur weniges hat uns ganz misfallen, unter diesem wenigen aber stehen die faden Pariser Carricaturen oben an, denen es durchaus an Witz, Geist und Geschmack gebricht. Der Text wird, da er aus Allerley zusammengesetzt ist, seinen Zweck zu unterhalten bey dem gröfsten Theil der Leser nicht verfehlen, wiewohl genau untersucht des Schlechten oder Mittelmäfsigen weit mehr als des Besseren ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Stuttgart*, b. Mezler: *Beytrag zur Erörterung der Lehre von der Erbfolge der weiblichen Nachkommenschaft in subsidiarischen Weiberlehen. Ein Auszug aus einem Informativ-Gutachten.* 1802. 48 S. 8. (3 gr.) In dem *Juridischen Archive* (Band 1. Heft 1. S. 100.), das zu Tübingen erscheint, wurde ein Auffatz unter der Aufschrift eingerückt: — *Ein merkwürdiger Successionsfall in einem Weiberlehen.* — Die dort gegebene Entscheidung hat begreiflich dem einen der Interessenten misfallen, und es hat sich daher derselbe bewogen gefunden, ein zu seinen Gunsten eingeholtes Gutachten hier abdrucken zu lassen. Sonderbar ist es bey diesem Unternehmen, dafs das Gutachten viel älter ist, als der Auffatz, so dafs mithin in jenem eine Widerlegung der in diesem aufgestellten Grundsätze unmöglich gesucht werden kann. — In dem Archive nämlich wird die Entscheidung vorzüglich gebaut: 1) auf die Natur und Beschaffenheit der Linealerbfolgeordnung überhaupt; 2) auf die in der Mitte liegende wahre Sammtbelehnung (*in sensu juris communis, non saxonici*); 3) auf das Princip, dafs die *Filia ultimi masculi* anderen Personen des zur Familie gehörigen weiblichen Geschlechts vorgehe; endlich 4) auf den Grundsatz, dafs bey successiven Weiberlehen nach Abgang der Agnaten derjenige Cognat, ohne Unterschied des Geschlechts zur Succession gerufen werden müsse, der dem letzten Agnaten nach Linie und Grad am nächsten verwandt ist. — Gegen das Alles sind nun hier keine Gründe vorgetragen, sondern der Vf. des Gutachtens begnügt sich mit der alleinigen Beziehung auf die Nähe des Grades, so wie auf den Vorzug des Geschlechts, und glaubt seinem Klienten damit den Sieg verschaffen zu können. — Nun würde es zwar offenbar gegen den Zweck dieses Journals anstofsen, wenn wir uns hier auf eine Erörterung des zur Sprache gebrachten Rechtsfalles selbst einlassen wollten; allein ganz unberührt kann es doch nicht bleiben, dafs der Vf. des gedachten Gutachtens am Ende noch einer nicht unwichtigen thetischen Frage Erwähnung gethan hat.

Es suchen nämlich mehrere Schriftsteller, und unter diesen neuerlich auch *Danz* in der historischen Entwickelung der gemeinrechtlichen Erbfolgeart in Lehen, S. 249. fg.: *den nächsten Grund* der Linealordnung in der Investitur, und glauben mithin, man müsse bey jedem Successionsfalle, um die Person des Nachfolgers zu bestimmen, auf die nächst vorhergegangene Investitur so lange, aber auch nur so lange zurückgehen, bis sich eine finde, aus welcher der Prätendent zunächst sein Recht herleiten könne. — Diese Darstellung will man nun hier aus dem Grunde bestreiten, weil der Zweck der Investitur es mit sich bringe, dafs nur solche Bestimmungen in dieselbe aufgenommen würden, welche auf das Interesse des Lehnsherrn einen mittelbaren oder unmittelbaren Bezug hätten; welches aber von der den letzteren gar nicht kümmernden Erbfolgeordnung nach keiner Hinsicht gesagt werden könne. Allein, wenn man auch zugiebt, die Bestimmung der Erbfolgeordnung berühre den Lehnherrn auf keine Weise: so fällt es doch auf, wenn man bemerkt, dafs der hier erhobene Zweifel schon von *Danz* selbst angeführt, und dessen Wegräumung aus der Natur einer jeden Erwerbung eines Stammguts versucht worden ist. Warum hat also der Vf. des Gutachtens hierauf nicht geantwortet, und auf diesem Wege das Feld der Wahrheit zu erweitern gesucht? —

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 14. Februar 1803.

GESCHICHTE.

Riga, b. Hartmann: *Einleitung in die allgemeine Menschengeschichte*, als Leitfaden zu akademischen Vorlesungen, von *G. R. Pöschmann. Erster* Theil. 1802. 16 Bog. 8. (16 gr.)

Die Zahl der Bücher, die eine Einleitung in die allgemeine Geschichte enthalten, ist so gross und der Gehalt der mehrsten so mittelmäsig, dass Rec. ein jedes neues Werk dieser Art mit Vorurtheil und Ueberdruss in die Hand nimmt. Allein er fand, dass ihn der Titel des vor ihm liegenden, der nicht bestimmt genug den Inhalt desselben angiebt, zu dem Irrthume verleitet habe, es für ein Compendium der Geschichte zu halten. Es gehört aber nicht in die lange Reihe derselben, die jede Messe verstärkt hat, sondern es ist historiographischen und historiemathischen Inhalts, und untersucht mit Gründlichkeit und Einsicht die Materien, die in unsern bessern und ausführlichern Handbüchern der Geschichte in der Einleitung pflegen abgehandelt zu werden. Rec. hat über diese Materien selbst häufig nachgedacht, und darin gearbeitet. Er freuet sich, dass er in vielen Stücken mit dem Vf. übereinstimmt, wenn er gleich in mehrern wichtigen Sätzen von ihm abweicht, und selbst in der Hauptsache nicht seiner Meynung ist. Wir wollen der Gedanken-Reihe desselben folgen, so weit es der Raum erlaubt. Gleich die Definition, welche er von einer allgemeinen Menschengeschichte giebt, zeigt, zu welchen Zwecken er die allgemeine Geschichte studirt sehen will, und was für Nutzen er davon erwarte. Sie ist ihm: „eine wahre Erzählung von den Begebenheiten und Schicksalen des Menschengeschlechts, *in sofern daraus der Bildungsgang desselben erklärbar wird*," mit Weglassung alles desjenigen, was nicht zur Beförderung dieses Zweckes gereicht. Die Geschichte der Menschheit ist nicht eigentlich Menschengeschichte, noch weniger ist es die politische Geschichte, doch kann sie beider nicht entbehren, so wie auch nicht der Archäologie und der ältern Statistik. Die Frage, ob die Menschengeschichte dasjenige immer gewesen sey, was sie nach dieser Bestimmung seyn sollte, führt den Vf. zu einer schönen Kritik über die Schriftsteller der allgemeinen Geschichte, der ältern Zeiten, und zu einer Geschichte der Menschengeschichte, welche zu den besten Theilen seines Buchs gehören, und Beweise genug darbieten, dass er seine historischen Kenntnisse nicht aus andern Compendien geschöpft habe. Er geht dann zu der Frage über: wie die Universalhistorie geschrieben werden müsse, und setzt fest, dass sie „eine solche wahre Erzählung von geschehenen Dingen sey, die zwar die Begebenheiten und Schicksale einzelner Nationen, aber beständig mit Hinsicht auf das Ganze, auf die gesammte Menschheit und zwar immer so erzählt, dass man dieses Ganze unter den einzelnen Facten, die von einem Volke angeführt werden, nie aus den Augen verliert. Gegen diese Festsetzung des Hauptcharakters der allgemeinen Geschichte wird niemand etwas einwenden, der über den Zweck derselben nachgedacht hat. Aber die streitige Frage ist, wie soll diese Hinsicht auf die ganze Menschheit beschaffen seyn, und welchen Standpunkt muss man wählen, um sie nie aus den Augen zu verlieren? Der Vf. sagt S. 158., es geschieht alsdann: „wenn die Universalhistorie nur dasjenige erzählt, was den Bildungsgang der Menschheit, als das Product vereinigter Menschenkräfte, vor die Augen stellt, und auf die Zustände (den Zustand) und Verhältnisse unter denen ein Volk lebte, nur in sofern Rücksicht nimmt, als der handelnde Mensch dieselben auf irgend eine Art benutzte. Der allgemeine Geschichtschreiber wähle also aus der Geschichte eines jeden Volks solche Facten aus, woraus der Bildungsgang desselben, und aus diesem wieder der Bildungsgang der ganzen Menschheit erklärbar wird (S. 159.). Das Princip für die Menschengeschichte ist also (S. 160.) der Bildungsgang und die Erziehung des Menschengeschlechts; der höchste Zweck und die schönste Frucht ihrer Untersuchungen, das Resultat, dass die Menschheit im Allgemeinen nicht rückwärts gegangen ist, sondern bey allen anscheinenden Verschlimmerungen gewonnen und zugenommen hat. Alsdann ist die Geschichte nicht mehr ein wüstes Gewebe von Thatsachen, aus welchem sich am Ende nichts weiter als ein ewiges Aufblühen und Vergehen, ein stetes Zunehmen und Abnehmen, ein Steigen und Fallen, mit einem Worte, ein ewiger Kreislauf der Dinge ergiebt. (S 162.) So der Vf. Er führt diese Sätze aus, und giebt dann die Auswahl und Behandlung der Materialien für eine solche Menschengeschichte an. Rec. würde dem Vf. in vielen von diesen Sätzen beypflichten, wenn derselbe nicht eine auf diese Art vorgetragene Geschichte für eine Universalhistorie erklärte, und zwar für die einzige wirklich nützliche und brauchbare Universalhistorie. Wird sie als eine solche betrachtet, so ist der Zweck dabey zu einseitig, die Ausbeute gutes Erz, aber nur einerley Art. Der Universalhistoriker muss allerdings trachten es zu gewinnen, aber neben demselben auch dasjenige, was sich ausserdem darbietet, und das von keinem mindern Gehalt ist, nicht wegwerfen. Sehr viele

Begebenheiten sind von der Art, dass wir ihnen nur sehr gezwungen einen Einfluss auf den Bildungsgang der Nationen, welchen der Vf. im Auge hat, dass nämlich die Menschheit im Ganzen gewonnen und zugenommen habe, würden zuschreiben können. Gleichwohl sind diese Begebenheiten oftmals von so groser politischer oder staatsrechtlicher Bedeutung, dass es sehr fehlerhaft seyn würde, sie aus der Erzählung wegzulassen. Eine bloss zur Erreichung des von Hn. P. angegebenen Zweckes abgefasste Erzählung würde allerdings eine lehrreiche Unterhaltung seyn, aber, bliebe sie ihrem Zwecke getreu, eine sehr mangelhafte Universalhistorie, die im Unterrichte so viel Lücken lassen würde, dass derjenige, der nur diesen empfangen hätte, sich bald genöthigt sehen würde, sein Studium der Universalhistorie nach einer andern Methode noch einmal zu beginnen. Selbst dieses Lob gilt nur alsdann, wenn man mit dem Vf. annimmt, wie Rec. allerdings mit einiger Beschränkung auch thut, dass die Menschheit an Bildung gewonnen und zugenommen hat. Bestimmter glauben wir, würde dieses ausgedrückt seyn, wenn man sagte: der Bildungsgang der Menschheit hat in der Maasse Fortschritte gethan, dass ein Theil der Menschheit dadurch an Bildung mehr gewonnen und zugenommen hat, als dieses vorher je der Fall war. Denn von der ganzen Menschheit, selbst von dem allergrössten Theile derselben, gilt diese Behauptung keineswegs. Wenn übrigens der Vf. sagt, dass er durch eine solche Behandlung der Geschichte vermeiden will, dass sie kein Gewebe (*wild* ist dasselbe nur bey schlechten Schriftstellern) von Thatsachen werde, aus welchen sich weiter nichts als ein ewiges Aufblühen und Vergehen, ein Steigen und Fallen, und ein ewiger Kreislauf der Dinge ergiebt: so muss auch dieses nicht zu unbeschränkt verstanden werden. Dieser Kreislauf ist menschlichen Dingen angemessen. Mehrere Nationen haben jetzt einen hohen Grad der Cultur. Dass sie ihn einmal verlieren werden, macht die historische Erfahrung bey allen wahrscheinlich, und bey einigen ist der Anfang durch Ausartung in wüthende Schwelgerey schon eingetreten. Sie werden fallen und andere werden an ihrer Stelle steigen, vielleicht mit Gewinn, vielleicht mit Verlust für die Menschheit. Der Rest des Buchs enthält das übrige von dem, was man in der Einleitung der Handbücher der allgemeinen Geschichte abzuhandeln pflegt. Am unzufriedensten ist Rec. mit der von Hn. P. gegebenen Perioden-Eintheilung. Er hat dabey ganz und gar die Vorschriften vergessen, gegen die nicht gefehlt werden darf: Eine historische Periode muss ein für sich bestehendes Ganze, wo nicht in jeder, doch wenigstens in einer Hauptbinsicht ausmachen; und: die Einschnitte müssen daher nur bey einer Begebenheit gemacht werden, welche eine bedeutende Veränderung in der historischen Welt hervorgebracht haben, so dass dadurch die Reihe der Begebenheiten merklich abgebrochen, und eine neue angefangen wird. — Eine reiche Literatur bey jedem Absatze, wo sie nöthig war, zeugt von des Vfs. Belesenheit und eine reine, der Materie angemessene, in keine Dunkelheiten gehüllte Schreibart, ist eine Zierde seines Buchs.

Jena, b. Göpferdt: *Geschichte der Republik Frankreich im Grundrisse;* zum Gebrauch für akademische Vorlesungen, entworfen von *Carl Julius Schütz.* 1802. 11 Bog. 2 Bog. Tab. gr. 8. (20 gr.)

Hr. D. *Schütz* trägt auf der Universität zu Jena Geschichte vor, und verbindet mit seinen Privatvorlesungen über die gesammte Geschichte, öffentliche, in welchen er, in einer genauern Erzählung der Begebenheiten einer wichtigen Periode, die Geschichte aus dem Gesichtspunkte der Kunst behandelt, *und* in seinen Zuhörern Sinn für die Schönheit der Form zu erwecken und auszubilden sucht. Er wählte *dazu* mit Recht die Geschichte der französischen Revolution, und um ihnen einen festen Leitfaden zu geben, schrieb er diesen Grundriss, welcher sehr geschickt ist, seinen Zweck zu erreichen. In allgemeinen Vorerinnerungen über den Charakter, die Tendenz und die Behandlungsgesetze der französischen Revolutionsgeschichte, theilt Hr. *S.* das grosse Drama in zwey Akte; nämlich in die Geschichte der Gründung der Republik, oder der eigentlichen Revolution; und in die Revolutionen der Revolutionen, oder die Geschichte der Republik. Das Buch zerfällt diesem gemäss in zwey Theile, welche auch *Akte* überschrieben sind, vielleicht ein zu poetisches Wort, um die Theile eines historischen Lehrbuchs zu bezeichnen. In der Einleitung vor dem ersten Theile giebt der Vf. dem Lehrer Gelegenheit, die Ursachen und Veranlassungen der Revolution zu entwickeln, unter welchen er sehr richtig unterscheidet. Die *Ursachen* findet er nämlich schon unter den Regierungen Ludwigs XIII, XIV, und XV. 1) in dem Charakter und der Cultur der Nation, welche letztere durch die damals lebenden philosophischen Köpfe, besonders Rousseau, und durch das physiokratische und ökonomische System bewirkt wurde. 2) In dem Charakter der Könige. 3) In dem Systeme der Staatsverwaltung und desselben Verfall. 4) In den Schwierigkeiten einer Reform derselben. Die *Veranlassungen* gab die Regierung Ludwigs XVI. durch 1) die Individualität des Königs und der Königin, 2) mehr noch durch die gemeine Meynung von beiden, 3) Durch die Vorfälle und Fehler in der Regierung, den Minister-Wechsel, die (unbedingte) Wiederherstellung der Parlemente. (Es hätte hinzugefügt werden können: und durch das nachherige eigennützige, Aufruhr erregende Verfahren derselben); Theilnahme an der Befreyung Nordamericas; und an den republikanischen Bewegungen in den vereinigten Niederlanden; die Direction der Finanzen; die Zusammenberufung der Notablen; durch Brienne; die Cour pleniere; durch Necker, und den Schluss des Staatsraths, die Reichsstände zu versammeln. Hier fängt Hr. *S.* die eigentliche Geschichte der Revolution an. Das Ganze ist eine fortgesetzte

ehro-

chronologische Tafel, die durch diejenigen Begebenheiten, welche eine wichtige Veränderung in den Gang der Revolution brachten, in Abschnitte getheilt wird. Diese sind in diesem ersten Theile: 1) Von der Eröffnung der Nationalversammlung bis zur Wegführung des Königs von Versailles nach Paris, 2) bis zur misslungenen Flucht des Königs, 3) bis zum Schlusse der constituirenden Nationalversammlung, 4) bis zur Kriegserklärung gegen Oesterreich, 5) bis auf die Proclamation der Republik. So wie schon diese richtige Bestimmung der Perioden zeigt, dass Hr. *S.* den Gang der grosen Begebenheit durchgedacht hat: so wird man durch die Wahl der einzelnen Vorfälle, sowohl in diesem, als in dem zweyten Theile des Buchs, noch mehr davon überzeugt. Keiner von denjenigen, die dazu beygetragen haben, dass diese schreckliche Umwälzung der ganzen politischen, bürgerlichen und geistlichen Verfassung von Frankreich vor sich gehen konnte, ist ausgelassen, und ungeachtet alles nur in kurzen abgebrochenen Sätzen abgefasst ist: so machen dieselben doch einen völlig pragmatischen Vortrag aus, und geben entweder mit ausdrücklichen Worten oder durch Winke die Ursachen, die Folgen und die Tendenz jeder einzelnen Begebenheit an. — Der Lehrer erhält dadurch überall Gelegenheit die guten und bösen Plane der Haupttheilnehmer an der Revolution, so weit man ihnen jetzt hat nachspüren können, aufzudecken. Die allgemeinen Bemerkungen in der Einleitung vor dem zweyten Theile scheinen Rec. nicht zureichend genug, oder vielmehr er hätte gewünscht, dass vor jedem Abschnitt dieses zweyten Theils, solche allgemeine Betrachtungen voraufgeschickt wären. Der Vf. giebt nämlich durch dieselben Gelegenheit, von der Lage der Dinge beym Anfange der Republik zu reden. Da sich diese Lage bey jeder, hier durch die Abschnitte bezeichneten, Revolution der Revolution änderte: so wäre die jedesmalige Anstellung allgemeiner Betrachtungen darüber an ihrem rechten Orte gewesen. Die Abschnitte sind: 1) Vom Anfange der Republik bis zur Unterdrückung der Gironde, 2) bis auf den Sturz der Jacobiner am 9. Thermidor, 3) bis auf die 3te Constitution, 4) bis auf den Frieden zu Campo Formio, 5) bis auf den Anfang der Consular-Regierung, 6) bis auf den Frieden zu Amiens. Zwey Tabellen sind hinzugefügt; eine genealogische, welche das königl. bourbonische Haus von Ludwig IX, Roberts Vater, an, enthält, und eine, sehr brauchbare, chronologische, welche den ganzen Krieg darstellt, die in jedem Feldzuge mit einander kriegenden Mächte, die Schlachten und wichtigsten Eroberungen, und Gewinn und Verlust in jedem Jahre an Land. Noch findet man S. 58. und S. 162. ein ziemlich reiches Verzeichniss der über die Revolution herausgekommenen Schriften, das indessen noch vermehrt werden kann. Ausser dem Zwecke, wozu der Vf. sein Buch bestimmte, ist es ein vortreffliches Repertorium, um Tag, Jahr, und nächste Verhältnisse einer Begebenheit aufzufinden, und Rec. hat sich der Hülfe desselben verschiedenemale selbst bedient.

KINDERSCHRIFTEN.

1) Hamburg, b. Villaume: *Lesebuch für Bürger- Land- und Soldatenschulen.* Von *P. Villaume*, als nothwendiges Nebenstück der zweyten Auflage seines Handbuchs. 1801. 332 S. 8. (18 gr.)

2) Strassburg, gedr. b. Lorenz u. Schuler: *Lesebuch zur ersten (?) Bildung der Jugend in niedern Schulen.* Im 10ten Jahre der franz. Rep. (1802.) 234 S. 8.

3) Zeulenroda, a. K. d. Vfs.: *Lesebuch für die obern Classen in Bürgerschulen;* auch als Hauslectüre — von *Johann Georg Dietz*, Rector zu Zeulenroda. 1802. XVI. u. 216 S. 8. (10 gr.)

Drey Lesebücher von sehr ungleichem Werthe. Nr. 1. das in die Classe der guten gehört, wie schon der Name des Vfs. vermuthen läfst, besteht aus einer Anzahl interessanter und belehrender Erzählungen, die ihrem Inhalte nach zum Theil schon bekannt sind. Der Vf. hat sie nach einem, auf fünf Jahre berechneten, Unterrichtscursus in sofern nach einem Stufengang geordnet, als diess bey Erzählungen möglich ist; denn hiebey dürften sich wohl am wenigsten für den in der Pädagogik so beliebten Stufengang feste Regeln ausmitteln lassen. Angehängt ist eine kurze Geschichte Brandenburgs vom 30jährigen Kriege an, welche weiter nichts als Kriegsauftritte erzählt.

Nr. 2. stehet seinem Vorgänger schon darum weit nach, weil der hier aufgenommene Stoff, der sich keinesweges für den *ersten* Unterricht im strengsten Sinne des Worts eignet, in einer ganz verkehrten Ordnung zusammengestellt ist. Nach einer Reihe biblischer und anderer meistentheils bekannter Sentenzen, folgen Erzählungen zur Bildung des Herzens, welche mit und ohne Abänderung aus Rochow, Campe, Thieme etc. entlehnt sind. Unter der Rubrik: moralische Gedichte werden einige allgemeine bekannte Fabeln und Lieder zum Besten gegeben und im Anhang noch einige Nachträge dazu geliefert, nachdem erst vorher einige Bogen mit erträglichen Gesprächen über Gottes Daseyn, einer kurzen Lebensgeschichte Jesus und einer Naturbeschreibung des menschlichen Körpers angefüllt worden. Wer findet es nicht unnatürlich, dass der Vf. seine Schüler vorher über Gott und Jesus belehrt, ehe er sie mit ihrem eignen Körper bekannt gemacht hat? Indessen ist dieses Lesebuch immer noch mittelmäsig, wenn man es mit Nr. 3. zusammen hält, welches durchaus und in jedem Betrachte elend ist. Schon die blosse Inhaltsanzeige ist ein handgreiflicher Beweis für seine Erbärmlichkeit und gänzliche Planlosigkeit. In dem *ersten* Kap. wird von der menschlichen Stimme und dem Ursprunge der Tragödien (die der Vf. S. 20. durch Bockslieder übersetzt) und Comödien, im *zweyten* und *dritten* von dem menschlichen Körper und der menschlichen Seele, und im *vierten* von einigen Pflichten der Aeltern und Kinder gehandelt. Eben so unnatürlich als der Plan ist, ist auch die Ausführung. Der Vf. kommt von dem Hunderten aufs Tausende, und kramt an sich schon in ein solches Buch nicht gehöri-

hörige Dinge aus, von denen man aber noch weniger einzusehen im Stande ist, wie sie *dahin* passen, *wo* sie der Vf. anbringt. Wir müssten, um diess zu beweisen, das ganze Buch abschreiben. Man darf nur die ersten 9 Seiten lesen, und man wird sich über die Confusion nicht genug wundern können, die in *dem* Kopfe herrschen muss, der die auf diesen Blättern zusammengestellten Dingen an einander reihen kann. Zur Erläuterung der Vorschrift: *lies langsam* schwatzt er von Uebereilungen im Gehen, im Scherze, in Güterankauf, in der Wahl der Freunde, von Dionysius und Augustus Denksprüchen, und schaltet bey dieser Gelegenheit, nach der löblichen Manier, in welcher ganz ungebildete Leute zu erzählen pflegen, Nebensache an Nebensache ein. An verkehrten Begriffen und ganz unrichtigen und sonderbaren Ausdrücken fehlt es auf keiner Seite. So wird S. 4. von einem geistigen und *materiellen* (?) *Ich* geredet; ja S. 115. wird sogar Sixt V. das *päpstliche* Ich genannt. Zwischen den Abschnitt: von den *Thierseelen* und *Thierhandlungen* schiebt der Vf. einen kurzen Abschnitt von der Hypochondrie ein, die er S. 68. auf eine wirklich lächerliche Weise beschreibt. Seine Recensenten hält Hr. D. Vorr. S. VI. für so einfältig, dass er fürchtet, sie würden sein Lesebuch darum für unnütz erklären, weil wir ja schon die Bibel hätten! Mit gelehrter Rectormiene demonstrirt er ihnen daher vor, dass die Bibel viel von ihrer hohen Achtung verliere, wenn man sie als ein *Buch benutze, um daraus lesen zu lernen.* (*O sancta simplicitas, ora pro nobis!*). Es thut uns warlich weh, diesem Selbstverlage eines vielleicht armen Schulmannes eine so schlechte Empfehlung mitgeben zu müssen. Allein die Pflicht der Gerechtigkeit gegen das Publicum ist eine höhere Pflicht, als die der Güte gegen einen einzelnen Mann, welcher durchaus keinen Beruf hat, sich an die Reihe der Schriftsteller anzuschliessen. Leider! glaubt freylich jetzt Mancher, der zu andern Arbeiten kein Geschick hat, sein Glück als pädagogischer Schriftsteller versuchen zu müssen, weil er doch wohl etwas klüger, als ein Kind seyn werde.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Hannover*, b. Hahn: *Ueber die allgemeine eheliche Gemeinschaft, in Hinsicht auf Theilung und Todesfall, nach Bremischen Stadtgesetzen.* Von Dr. *Albert Hermann von Post.* 1802. 68 S. 8. (4 gr.) Als besondere, aus den Bremischen Stadtgesetzen hieher gehörige Verordnungen werden aufgezählt: A. Der überlebende Ehegatte wird, es mögen Kinder vorhanden seyn oder nicht, durch den Tod des andern alleiniger Eigenthümer und Besitzer des Sammtgutes, das von diesem Augenblick an aufhört Sammtgut, zu seyn. Die Gütergemeinschaft selbst nimmt hier ein Ende; doch hat sie noch wichtige Folgen. — Die Frau kann, wenn sie die überlebende ist, ihr Eingebrachtes nicht aus dem Concurse zurücknehmen, sondern die Güter beider Eheleute haften den Gläubigern, wodurch der für einen Handelsstaat so wichtige Credit ungemein befördert wird. — Wenn nach römischem Recht den Kindern ein Pflichttheil hinterlassen werden muss, der ihnen nur in wenigen, genau bezeichneten Fällen entzogen werden darf: so gehen die Bremischen Gesetze darin noch weiter, und bestimmen den Kindern und fernern Nachkommen, die in ihrer verstorbenen Aeltern Stelle treten, eine sogenannte statutarische Portion, welche der überlebende Ehegatte ihnen in keinem Falle willkürlich entziehen darf. Die Grösse dieser statutarischen Portionen hängt von der Zahl der Personen ab, denen sie gebühren, und der Gegenstand derselben ist zunächst nur das von beiden Ehegatten zusammengebrachte, und während der Ehe erworbene Vermögen. Bemerkenswerth ist aber, dass die Kinder sie in gewissen Fällen schon bey Lebzeiten des überlebenden Ehegatten fodern können, und zwar kann: 1) der Vater nur dann zur Abtheilung gezwungen werden, wenn er das Vermögen schlecht verwaltet: die Mutter hingegen, 2) ausserdem dass sie dem Vater gleich ist, wenn ein majorenner Sohn, oder eine Tochter, die erwachsen genug ist, um sich verheyrathen zu können, mit Einwilligung der nächsten Verwandten ihren statutarischen Antheil fodern; wenn sie zur zweyten Ehe schreiten will; endlich wenn sie Stiefmutter ist, gleich nach ihres Mannes Tode. — Uebrigens haben die Gesetze der Mutter sowohl, als dem Vater im Theilungsfalle ausser ihrer statutarischen Portion ein gewisses *praecipuum* angewiesen. — B. Stirbt der überlebende Ehegatte mit Hinterlassung mehrerer Kinder aus derselben Ehe: so müssen folgende drey Fälle unterschieden werden: Es sind keine Kinder abgetheilt; dann erben sie den Nachlass zu gleichen Theilen; eben so auch dann, wenn sie alle abgetheilt sind, und gleich viel erhalten haben; sind aber, drittens, einige abgetheilt, andere nicht; oder haben einige ihre ganze statutarische Portion erhalten, andere nur einen Theil derselben: dann muss jeder das, was er bereits erhalten hat, conferiren. — C. Ueber die Zulässigkeit testamentarischer Verordnungen endlich geben die Bremischen Gesetze genaue Bestimmungen; allein man sieht es diesen alten Verordnungen an, dass sie für einen geldarmen Staat berechnet waren, wo Grundstücke, Häuser, Geräthschaften, Vieh und Kleidungsstücke, die Hauptgegenstände des Privateigenthums ausmachten. *Natürlich musste* mit den veränderten Zeitumständen ein grosser *Theil derselben* seine Anwendbarkeit verlieren, und dieses gilt namentlich von den Verboten der Veräusserungen von Immobilien ausser der Familie. Der überlebende Ehegatte, der ohne Kinder ist, kann jetzt sein ganzes Vermögen hinterlassen, wem er will; nur versteht es sich, dass hier die römische Lehre vom Pflichttheile der Ascendenten, und der Geschwister, wenn ihnen eine schlechte Person vorgezogen ist, eingreift. Hat er Kinder, die abgetheilt sind: so disponirt er frey über die ihm gebliebene statutarische Portion, sie mag aus unbeweglichen oder aus beweglichen Gütern bestehen; und wenn sie nicht abgetheilt sind, über seine künftige Portion ohne alle Einschränkung. Eben so erstrecken sich die Verbote der Veräusserungen an Geistliche und Fremde jetzt nur so weit, dass jeder, der überhaupt in Bremen Immobilien erwerben will, Bremischer Bürger seyn muss.

Diess ist in gedrängter Kürze der Inhalt der vorliegenden Schrift. Bey unbefangener Erwägung desselben ergiebt sich von selbst das Urtheil, dass, da der Vf. bey allgemeinen Sätzen stehen geblieben ist, weder im allgemeinen die Lehre von der ehelichen Gütergemeinschaft, noch die bereits von so vielen verdienten Schriftstellern bearbeitete Bremische Partikulargesetzgebung über diesen Gegenstand durch ihn neues Licht gewonnen haben. Auffallend ist am Schlusse folgendes Urtheil über die Bremische Gesetzverfassung. — „Wünschenswerth wäre freylich entweder eine neue, deutlichere, dem Geiste der Zeit und der gegenwärtigen Lage der Dinge angemessnere Gesetzgebung, oder doch wenigstens eine genaue gesetzliche Bestimmung dessen, was von jener alten noch für praktisch zu halten sey, und was nicht mehr. Beides findet aber leider in der Bremischen Verfassung sehr grosse Schwierigkeiten; „*und die Anwendbarkeit jener alten Statuten bleibt daher nach wie vor dem Gerichtsgebrauche überlassen, welcher, schwankend und unbestimmt wie überall, den Advocaten ein weites Feld zu einer reichen Aernte darbietet.*" —

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 15. Februar 1803.

SCHÖNE KÜNSTE.

Florenz, a. K. d. Vfs.: *Principes pour apprendre à dessiner le paysage d'après nature, gravés à l'eau forte*, par *Philippe Hackert*. 2 Hefte. 1801. 1802. gr. Fol. (Jeder Heft kostet 3 Scudi.)

Obgleich Hr. *Hackert*, der seit einigen Jahren in Florenz lebt, sich über den Zweck dieses Werks nicht ausdrücklich erklärt hat: so scheint es uns doch bloss für Dilettanten bestimmt zu seyn, denen es nicht eben darum zu thun ist, die Principien der Kunst gründlich zu studieren, weil sie diese bloss zu ihrem Vergnügen ausüben wollen. Wer aber die Kunst zur Hauptbeschäftigung seines Lebens machen, und als Künstler ausüben will, wird sich sobald als möglich unmittelbar an die Natur wenden, und aus ihr selbst den Charakter der verschiedenen Gegenstände, nebst der Art denselben auszudrücken, entwickeln müssen, wenn er die Absicht hat, nicht ein blosser Nachahmer der Manier eines andern, sondern ein selbstständiger Künstler zu werden. Als zum Unterrichte für Liebhaber bestimmt, können wir dem Hackertschen Werke unsern Beyfall nicht versagen; denn es kann dazu dienen, Kunstliebhaberey im Publicum zu befördern, und dem beschränkten Kunsttriebe, der sich mehr auf Lust als auf Talent gründet, in seinen schwachen Bestrebungen zu Hülfe zu kommen. Da aber Hn. *Hackerts* Ruf leicht das Publicum verleiten könnte, diesen Blättern einen höheren Zweck unterzulegen, und überdiess die kurze Einleitung an der Spitze des ersten Blattes Maximen enthält, welche im Stande sind, junge Künstler, die über das Studium der Landschaftmalerey noch keine richtigen Begriffe und Grundsätze haben, irre zu führen, und sie glauben zu machen, dass die Befolgung derselben wirklich zum Studium des wichtigsten und schwierigsten Theiles ihrer Kunst, des Baumschlages, hinreiche: so scheint es uns nicht ganz unnützlich, diese Maximen einer genauerer Prüfung zu unterwerfen. Die Einleitung zu dem Hackertschen Zeichenwerke lautet in der Uebersetzung folgendergestalt: „Um das Studium der Bäume überhaupt zu erleichtern, kann man die verschiedenen Arten des Laubes auf drey zurückführen, deren genauere Kenntniss von Wichtigkeit ist; diese sind: das Laub der Kastanie, der Eiche und der Pappel. Wenn die Hand hinreichend geübt ist, diese drey Arten von Laub mit der Kreide oder Feder auf alle Weise zu zeichnen, so wird es sehr leicht, alle andern Arten von Bäumen nachzuahmen; denn im Kleinen besteht die ganze Verschiedenheit darin, dass man die Züge länger oder kürzer, und die Einschnitte stärker oder schwächer macht. Die Laubparthieen, der Stamm und der Wurf der Aeste bestimmen dann vollends den besondern Charakter jeder Baumart. Dieses lernt sich leicht durch Zeichnen nach der Natur, und durch die aufmerksame Vergleichung der Besonderheiten jeder Art von Bäumen." —

Aus dieser Einleitung erhellet, dass diese Hackertschen Anfangsgründe der Landschaftzeichnung sich bloss auf den Baumschlag einschränken werden. In der That ist auch der Baumschlag der wichtigste und zugleich schwerste Theil dieser Kunst, so wie die richtige Zeichnung der menschlichen Gestalt in allen ihren Theilen, Stellungen und Bewegungen der wichtigste und schwerste Theil der Historienmalerey ist. Das hier aufgestellte Princip, dass der Baumschlag oder die charakteristische Zeichnung des Laubes der verschiedenen Baumarten, die in der Landschaft vorzukommen pflegen, sich auf das Laub der Kastanie, der Eiche und der Pappel zurückführen lasse, würde, wenn es damit seine Richtigkeit hätte, in der That dem Künstler das schwere Studium des Baumschlages ungemein erleichtern; aber die Unzulänglichkeit dieses Princips muss jedem einleuchten, der von der Landschaftmalerey und von dem Studium derselben richtige Begriffe hat, und den verschiedenen Charakter der Baumarten durch genauere Vergleichung kennt. Man wird es darum auch für keine Vermessenheit halten, wenn wir einem praktischen Künstler und einem so berühmten, wie Hr. *H.* ist, die Richtigkeit der von ihm aufgestellten Maxime, nach der er selbst vielleicht seine Kunst ausübt, abzustreiten wagen. Die Kunstgeschichte bietet mehrere Beyspiele dar, dass die Maximen berühmter Künstler zuweilen einseitig und unzulänglich waren, oder sonst von den wahren Grundsätzen der Kunst abwichen. Ein Grundprincip aller bildenden Kunst, von dessen Befolgung die Wahrheit ihrer Darstellungen abhängt, ist, dass jeder Gegenstand, also auch in der Anwendung dieses Grundsatzes auf die Landschaftsmalerey, jeder Baum, z. B. der Platanus, die Weide, der Ulmbaum, die Pinie, die Fichte etc. in dem eigenthümlichen Charakter seiner Art erscheine. Die Befolgung dieses Princips, den Charakter der Gegenstände bestimmt auszudrücken, ist in der Landschaftmalerey nicht weniger nothwendig, als in den übrigen Zweigen der Kunst, obgleich es selten in ihr befolgt wird, weil die Künstler mit ihrem Studium selten so tief ins Detail eindringen, dass der eigenthümliche Charakter des Objects daraus hervorgehen könnte, sondern sich gewöhnlich an diese oder jene Manier des Baumschlags hängen, welches höch-

höchstens eine oberflächliche Aehnlichkeit, aber nie den wahren Charakter giebt. Wir fürchten, dass die Hackertsche Maxime zu einer gleichen Oberflächlichkeit im Studiren der Natur führe. Denn wie will ein Künstler, der nach ihr allen Baumschlag auf die angegebenen drey Formen des Kastanien-Eichen- und Pappelnlaubes reducirt, das Laub des Platanus und der immergrünen Eiche, der beiden schönsten Bäume der italiänischen Landschaft, — wie will er die Weide, die Buche, die Birke, die Linde, die Klageweide, den Feigenbaum, den Ulmbaum, etc. wie will er das Laub der verschiedenen Nadelhölzer, der Zypresse, der Pinie, der Tanne, etc. kenntlich ausdrücken? Es ist wahr, viele dieser Bäume zeichnen sich durch ihre Form im Ganzen, durch ihren Stamm, durch den Wurf ihrer Aeste, durch den Umriss ihrer Kronen von den übrigen so auffallend aus, dass auch ein Stümper in der Kunst diesen Unterschied ausdrücken kann. Aber jede Art hat zugleich ihren besondern Baumschlag im Laube, und der Künstler kann auch in so ausgezeichneten Baumarten nur zur Hälfte wahr seyn, wenn er nicht auch diesen in seinem eigenthümlichen Charakter auszudrücken versteht. Dazu ist aber noch nicht hinreichend, dass die Züge der Umrisse länger oder kürzer, die Einschnitte stärker oder schwächer gezeichnet werden. Auch in der Thierwelt herrscht eine Analogie der Gestalt in den verschiedenen Gattungen. Diess ist aber nur der allgemeine Charakter, und was würde man sagen, wenn ein Thiermaler alles Studium der verschiedenen Thierarten auf drey, z. B. auf Pferd, Ochse und Hund reduciren wollte. Um jede Art von Thieren ähnlich darzustellen, muss er den Charakter einer jeden besonders studieren. Dasselbe gilt in der Landschaftmalerey für den Baumschlag. Der Künstler muss das Charakteristische jeder Baumart aus dem Studium des Detail entwickeln, und die Manier der Zeichnung ausfindig zu machen suchen, welche dasselbe am wahrsten und kenntlichsten ausdrückt, damit in einer gewissen Nähe und Gröfse, wo man das Detail unterscheidet, jede Baumart in der Abbildung kenntlich sey. Bey dieser Treue wird darum doch der Künstler nicht weniger originell seyn können; denn wenn auch mehrere denselben Gegenstand auf gleiche Weise sehen, so wird doch jeder ihn auf seine eigene Weise ausdrücken. Nach Hn. *H's.* Methode wird der Künstler höchstens die Kastanie, die Eiche und die Pappel charakteristisch darstellen können, weil er auf diese sein Studium beschränkt hat. Und, wir wollen es nicht verhehlen, die Unzulänglichkeit seiner Maximen ist auch in Hn. *H's.* eigenen Landschaften sichtbar. Die freye, durch viele Praktik erworbene Sicherheit, womit Hr. *H.* Eichen, Pappeln und Pinien in seinen Landschaften gleichsam hinschreibt, täuscht und besticht das Auge; aber sie ist Manier, obwohl des Künstlers eigene Manier; und man vermisst den wahren Charakter in den meisten seiner übrigen Bäume, wenn diese sich nicht besonders durch ihre Form auszeichnen: so z. B. erinnern wir uns nicht in Hn. *Hackerts* Gemälden, soviel uns davon zu Gesicht gekommen sind, die immergrüne Eiche, in ihrem wahren Charakter gesehen zu haben. Wir wollen durch dieses Urtheil Hn. *Hs.* Verdienste nicht herabsetzen; im Gegentheil haben wir dasselbe dadurch, dass wir seine eigenthümliche Manier in gewissen Theilen des Baumschlages anerkannten, in seinem wahren Werthe zu würdigen gesucht; und Hn. *Hs.* Verdienste sind keinesweges auf diesen Theil allein beschränkt. Er besitzt auch in andern Theilen seiner Kunst, besonders in seinen Fernen grosse und schätzbare Vorzüge, die ihm seinen Rang unter den vorzüglichsten Landschaftmalern unserer Zeit längst gesichert haben. Nur können wir seine für das Studium des Baumschlages aufgestellte Maxime nicht für richtig und zulänglich erkennen, und rathen daher jedem jungen Künstler, dem es um ein gründliches Studium zu thun ist, sich durch die anscheinende Leichtigkeit der von diesem berühmten Meister empfohlenen Methode nicht blenden zu lassen, sondern lieber den schwierigen aber belohnenden Weg eines Claude und Ruisdahl, die von solchen Maximen nichts wussten, zu wandeln, und ohne vorgefasstes System das Eigenthümliche jeder Baumart in der Natur zu studiren. Die Aehnlichkeit, aber auch zugleich die charakteristische Verschiedenheit mancher Baumarten wird sich ihm dann von selbst darbieten.

Das bisher Gesagte galt den von dem Vf. aufgestellten Maximen. Jetzt wollen wir die Blätter selbst näher betrachten. Das *erste* aus fünf Blättern bestehende Heft enthält einzelne Laubparthieen, *Zweige* und halbe Bäume mit Aussichten hinter *denselben*, in blossen Umrissen ohne Schatten und Licht. *Tab. I. Châtaignier; Chêne; Peuplier;* zeigt die Umrisse des Kastanien-Eichen- und Papellaubes in einzelnen Blättern, in kleinern und grössern Parthieen. Das Laub der Kastanie ist weniger charakteristisch als das Laub der beiden übrigen. In der Vergleichung dieser Tafel mit einem Blatte, worauf Hr. *Klengel*, Landschaftmaler in Dresden, Anfangsgründe des Baumschlages einiger Bäume radirt hat, haben wir gefunden, dass diese letztern mit mehr Charakter und Geist entworfen sind, als die Hackertschen, welche bloss mit Fertigkeit hingeschrieben sind. *Tab. II. Tilleul; Peuplier;* jeden dieser Bäume zur Hälfte. Das Laub der Linde ist hier ganz dem Laube der Pappel gleich; das Ganze ist als Linde nicht charakteristisch genug; hingegen ist die Pappel in Stamm, Zweigen und Laub recht gut gelungen. *Tab. III. Pin; Sapin;* die Pinie ist, wahrscheinlich des engen Raumes wegen, von unansehnlicher, gedrückter Form. Die Perspectiv des Aquaducts im Mittelgrunde ist unrichtig. Der Tanne fehlt es an charakteristischen Parthieen. *Tab. IV. Erable; Hêtre;* der Ahorn ist hier von der Eiche nicht zu unterscheiden; an der Buche hingegen sind Stamm und Laub ziemlich charakteristisch ausgedrückt. *Tab. V. Châtaignier; Chêne;* die Kastanie ist höchstens kenntlich, nicht charakteristisch; die Eiche hat mehr Aehnlichkeit. Das *zweyte* Heft von vier Blättern enthält ganze, und in Schatten und Licht ausgeführte Bäume. *Tab. VI. Châtaignier.* Hier ist das Laub der Kastanie weniger charakteristisch als in den Umrissen im

ersten

ersten Hefte; der Stamm hat den Charakter dieser Baumart. Im Ganzen ist dieser Baum glatt; welchen Fehler man auch den meisten übrigen vorwerfen kann; besonders vermisst man in allen die perspectivische Zeichnung der vortretenden und zurückweichenden Zweige und Laubparthieen, welche macht, dass die Ründung des Baumes so täuschend wird, dass man in das Innere des Laubgewölbes hinein zu sehen glaubt, wozu die ründende Abstufung der Licht- und Schattenparthieen allein nicht hinreicht. *Tab. VII. Chêne;* Stamm und Zweige sind charakteristisch; das Laub ist in Hackertscher Manier frey hingeschrieben. Nach oben zu ist der Baum besser gerundet als niederwärts. *Tab. VIII. Tilleul;* das schlechteste Blatt dieses Hefts. Die Linde ist durchaus unkenntlich; der Stamm gleicht dem Stamme eines Olivenbaums; die Krone ist von häfslicher Form, als ob der Baum ehemals geköpft gewesen sey; und platt gleich den übrigen. *Tab. IX. Sophora Japonica;* ein ausländischer Baum, der sich im königlichen Garten zu Caserta befindet. Da wir kein Original dieser Baumgattung gesehen haben, so können wir über die Aehnlichkeit nicht urtheilen; auch kann man sich von dem Charakter des Laubes aus dieser Darstellung keinen Begriff machen. Der Baum ist malerisch durch Form und Masse; auch ist er besser gerundet als die übrigen. Wie interessant aber auch dieser Baum an sich ist, so scheint er uns doch in dieser Sammlung nicht ganz zweckmäsig; denn wohl die wenigsten, die von diesem Werke Gebrauch machen, werden Gelegenheit haben, ihn in der Wirklichkeit zu studieren.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. H. Gräff: *Bragur.* Ein literarisches Magazin der deutschen und nordischen Vorzeit. *Siebenter Band.*

Auch mit dem Titel:

Braga und Hermode, oder: *Neues Magazin für die vaterländischen Alterthümer der Sprache, Kunst und Sitten.* Herausgegeben von F. D. Gräter. *Vierter Band. Erste Abtheilung.* 1802. VI. u. 245 S. *Zweyte Abtheilung.* 1802. 294 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Freunden der vaterländischen Alterthumskunde wird die Wiedererscheinung und neue Fortsetzung dieser in ihrer Art sehr schätzbaren Zeitschrift gewiss sehr erwünscht seyn. An Beyträgen dazu fehlt es dem würdigen Herausgeber nicht; vielmehr hat er manche, die in seinen Händen sind, auch diessmal noch zurückbehalten müssen. Er selbst liefert zu Anfange des gegenwärtigen Bandes eine hexametrische Uebersetzung des Liedes von *Erich dem Wanderer*, oder die Erzeugung der drey Stände, aus dem Isländischen Original, welches sich bey *Sandwig* befindet, und erst vor Kurzem von Hn. *Sjöborg* mit Anmerkungen wieder herausgegeben ist. Von Hn. *Gr.* ist auch die Fortsetzung des nordischen Kämpferromans, *Tyrfing*, oder das Zwergengeschmeide, aus der Hervararsage. In einer Abhandlung *über die Menschenopfer der Deutschen* von Hn. *Delius* in Wernigerode wird dieser oft, und erst unlängst ohne neue Gründe wiederholte Vorwurf von den alten Germanen abgelehnt. Die Nachrichten des Tacitus von ihnen werden hier in Hinsicht auf Umfang und Glaubwürdigkeit sehr richtig gewürdigt. Die Vermuthung des Herausg. dass in einigen heutigen Oerternamen noch Spuren von der auch in Deutschland geschehenen ehemaligen Verehrung der nordischen Gottheiten zu liegen scheinen, wird durch die von Hn. *Karl Heinze* mitgetheilte Sammlung von Oerter- und Städtenamen dieser Art bestätigt, wenn der Sprachforscher auch nicht überall den angenommenen Ableitungen beystimmen sollte. Die *Miscellen für altdeutsche Sitte und Denkart* sind meistens aus *Lehmanns* bekannter Speyerscher Chronik gesammelt und mit Anmerkungen begleitet. Sie betreffen theils verschiedene Strafgesetze; theils liefern sie einen nicht unerheblichen Beytrag zur Geschichte der Ordalien. Des Herausgebers schon vor zehn Jahren entworfene Ideen über die Brauchbarkeit der *nordischen Mythologie* für die redenden und zeichnenden *Künste* bestimmt diesen neulich wieder zur Sprache gebrachten Gegenstand ohne Vorurtheil, mit den dabey nöthigen Ausnahmen und Einschränkungen. Eine lesenswürdige Abhandlung von *Suhm* über die leichte Verdrängung der *Odinischen Religion* durch das Christenthum ist in der ersten und zweyten Abtheilung dieses Bandes befindlich, und von Hn. *Gr.* übersetzt. Es werden daran sowohl die Hindernisse und Schwierigkeiten, als die Erleichterungs- und Beförderungsmittel bey jener Religionsveränderung sehr gründlich erörtert. Von den *Liedern der Minnesinger* des 13ten Jahrhunderts liefert Hr. *Joh. Gottfr. Hermes* gleichfalls in beiden Abtheilungen überaus glückliche Nachbildungen. Wir haben deren nun schon so manche, dass wohl eine Sammlung davon, mit Beyfügung der Originale und Spracherläuterungen, zu wünschen wäre. Von dem Prediger *Heyer* im Magdeburgischen findet man hier ein alphabetisches Verzeichniss der ältesten deutschen *eigenthümlichen Namen* bis ins zwölfte Jahrhundert, wo die Geschlechtsnamen aufkamen. Die Einleitung zu diesem Verzeichnisse enthält manche gute Bemerkung, und führt unter andern vorläufig die gewöhnlichsten alten deutschen Wörter auf, von denen jene Namen abzuleiten sind, die auch *Wachter* schon ausgesondert hat. Das Verzeichniss selbst ist hier nur erst mit einem Theil des ersten Buchstaben angefangen; und so möchte das Ganze wohl eher zu einer besondern Schrift geeignet seyn. Aus den altdeutschen poetischen *Handschriften* der kaiserlichen Bibliothek werden hier wieder zwey Proben geliefert; es sind gereimte Schwänke aus der Ritterzeit, ganz in der Manier der französischen Fabliaux, auch in sittlicher Hinsicht. Die Nachricht von der Wolfenbütteler Handschrift des gereimten Ritterromans, *Friedrich von Schwaben*, wird in dieser Abtheilung geschlossen, und liefert zuletzt eine dankenswerthe Reihe von alten Wörtern, Redensarten und Idiotismen, die dem Vf. dieses Gedichts am geläufigsten sind, obgleich die meisten

ften derfelben fich fchon in unfern vier Hauptgloffarien aufgeführt und erläutert finden. Die Merkwürdigkeiten aus der neuern altnordifchen Literatur betreffen theils die Verdienfte des verftorbenen *Suhm*, theils den gleichfalls bedeutenden Verluft, welchen diefs Studium durch das Abfterben des gelehrten Isländers *Gudmund Magnäus* oder *Magnuffon* erlitt, der fich mit der kritifchen Bearbeitung der Sämundinifchen Edda befchäftigte, deren Herausgabe nun wohl fo bald nicht wird vollendet werden.

Die fchon im dritten Bande der *Bragur* angefangenen *Briefe über den Geift der nordifchen Dichtkunft und Mythologie* werden in der zweyten Abtheilung diefes fiebenten Bandes fortgefetzt. Beygefügt find neue Stammtafeln der nordifchen Gottheiten, die ein junger Freund des Herausg. in eine leichte Ueberficht zufammenftellte. Sie follten auch hier auf einer Kupfertafel *neben* einander ftehen; der Verleger aber hielt es, wohl nicht ganz mit Recht, für eben fo gut, diefe Tafeln *nach* einander abdrucken zu laffen. Nach einer fernern Lieferung von elf den Minnefingern durch Hn. *Hermes* nachgeformten Liedern der Liebe folgt ein intereffanter Artikel unter der Auffchrift: *Gothifche Ueberrefte des fünften und fechften Jahrhunderts.* Zuerft *Suhm's* Nachricht und Urtheil über eine von *Sabbatini* bekannt gemachte Urkunde, eine in gothifcher Sprache gefchriebene Quitung von einem oftgothifchen Priefter an der Kirche St. Anaftafiä in Ravenna, Namens *Ufitahari*. Unter andern ergiebt fich aus diefem Inftrument unwiderfprechlich, dafs die Sprache und Buchftaben beym Ulphilas wirklich gothifch find. Auf vier Tafeln findet man diefe merkwürdigen Ueberrefte, die eigentlich vier Quitungen enthalten, hier abgebildet; und dann folgt eine vollftändige Erklärung der erften Quitung von dem berühmten *Ihre*, den *Suhm* darum erfucht hatte. In einem Nachtrage theilt der Herausg. noch die drey andern faft gleichlautenden Scheine im Original, nebft einer Ueberfetzung mit. Sie liefsen fich durch *Ihre's* fcharffinnige Bemerkungen erklären und ergänzen. Aus der kaiferlichen Bibliothek zu Wien findet man hier die zweyte Lieferung *altdeutfcher Volkslieder* von Hn. *Leon*; unter ihnen eins von *Ulrich von Hutten* und zwey zu feinem Lobe verfertigt. Zu der im vorigen Bande befindlichen *Erklärung deutfcher Gefchlechtsnamen* giebt Hr. *Niz* neue Beyträge. Sie werden theils aus Vornamen, theils aus deutfchen und flavifchen Dialekten hergeleitet. Angehängt find noch einige der fchwerern Namen, um die ächte etymologifche Methode noch fichtbarer zu machen. Unter der Rubrik Handfchriften hat Hr. *Dr. Cludius* zu Hildesheim einiges zur Erklärung des im erften Bande der *Bragur* abgedruckten alten Gedichts *von den todten Königen* mitgetheilt, und daffelbe aus der Abänderung des Kopiften in die fchwäbifche Mundart auf den reinen plattdeutfchen oder faffifchen Dialect zurückzubringen gefucht. Es findet fich zwar ein altes niederfächfifches Gedicht von ähnlichem Inhalte, mit der Ueberfchrift: *Van dren Konyngen*, in *Staphorft's* Hamburgifcher Kirchengefchichte, B. IV. S. 263.; es ift aber in der Einkleidung fo verfchieden, dafs es dem *Vf.* diefer Abhandlung, wenn er es auch gekannt hätte, zu feiner Abficht nicht brauchbar gewefen wäre. Unter den Merkwürdigkeiten aus der antiquarifchen Literatur neuerer Zeit wird die *nordifche Literatur* des vorhergehenden Stücks fortgefetzt; dann folgen einige Bemerkungen des Herausg. über die Preisfrage der Berliner Akademie, die *Gothen* und den *Gothicismus* betreffend; und in Hinficht auf die *fränkifche Literatur* wird von ihm der Irrthum berichtigt, nach welchem *Katzungali* für einen der älteften deutfchen Dichter gehalten wurde. Es findet fich nämlich, dafs diefs Wort nichts anders als *cantiuncula*, in der Bayerfchen Mundart verftümmelt *Kanziunkeli*, ift. Auch die Auszüge aus Briefen an den Herausgeber, und die vermifchten Anzeigen diefer Abtheilung find nicht ohne Intereffe.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Minden*, b. Körber: *Abhandlung über Phyfiognomik*, von *Horftig*. 1801. 48 S. 8. (5 gr.)

Was eigentlich der Zweck diefer kleinen Schrift fey, ift fchwer zu errathen. Sie enthält, ohne auf das Verdienft eines tiefern Eindringens oder auch nur einer neuen Anficht, wodurch fie fich dem Kenner empfehle, Anfpruch machen zu können, Bemerkungen über ihren Gegenftand, die, von der Oberfläche gefchöpft, fchon fehr oft gefagt find. Selbft Dilettanten können hier wenig finden, das fie bey einigem Nachdenken fich nicht felbft fagen könnten, und bey einigem Studium gewifs fchon oft gehört und gelefen haben. Auch find Unrichtigkeiten darin. Der Satz (S. 34.), dafs unter allen lebendigen Gefchöpfen in dem Menfchen verhältnifsmäfsig die gröfste Maffe von Gehirn zu finden fey, ift bekanntlich falfch. Dafs *Leffing* verwachfen gewefen fey, ift eben fo unwahr, als die Hypothefe unhaltbar ift, für welche fein und *Aefop's* Beyfpiel fprechen foll: dafs ein gebogener Rückgrad (!) den Nervengeift (?), der fich durch diefen Kanal (??) in das Gehirn ergiefst (???), eben fo wie ein gebogener Zweig den Saft des Baumes (!) durch eine feinere Läuterung veredle. — Wo foll man, nach diefer Hypothefe, die Quelle des Nervengeiftes fuchen, der durch den Rückgrat ins Gehirn hinauffteigen foll?

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 16. Februar 1803.

RÖMISCHE LITERATUR.

1) Wien, b. Degen: *Quintus Horatius Flaccus.* 1802. 381 S. kl. 8. (Velinpap. 3 Gul. Schreibp. 1 Gul. ordin. Pap. 36 kr.)

2) Kopenhagen, b. Arentsen u. Hartier: *Corn. Nepotis Vitae excellentium Imperatorum.* Optimis editionibus collatis edidit *Matthias Rathje.* 1800. 522 S. 12. (20 gr.)

3) Erfurt, b. Müller: *Cornelii Nepotis Vitae excellentium Imperatorum,* ad optimas editiones collatae: studio et cura *Jo. Joach. Bellermanni,* Theol. et Philos. P. P. O., Gymn. Erford. Direct. 1802. 186 S. 8. (6 gr.)

4) Kopenhagen, b. Arentsen u. Hartier: *Scriptores historici latini,* variantibus lectionibus necessariis et notis selectis illustrati, cura *A. Winding Brorson M.,* Schol. ill. Herlovianae Conr., editi. T. I. 1801. Text und Register 354 S. Anmerkungen 278 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

5) Ebendas., b. Ebendems.: *P. Ovidii Nasonis Metamorphoseon* Chrestomathia in usum juventutis conscripta ab *A. W. Brorson.* 1802. VIII. u. 266 S. gr. 8. (14 gr.)

Vor zwanzig oder dreyssig Jahren war es billig, dass wiederholte Abdrücke der alten Classiker, auch wenn sie eigener Vorzüge ermangelten, mit aufmunterndem Beyfall empfangen wurden: denn es fehlte damals an bequemen und wohlfeilen Handausgaben, um das Studium der Alten auf kleineren oder grösseren Lehranstalten so, wie es nöthig war, zu befördern. Jetzt aber, da an solchen Ausgaben schon lange kein Mangel mehr ist, und weniger für Herbeyschaffung dessen, was nicht fehlt, als für Verbesserung und zweckmässigere Einrichtung dessen, was da ist, gesorgt werden sollte, jetzt scheint der Kritik die Pflicht obzuliegen, die unnütze Vervielfältigung solcher Editionen mit gleichem Ernste zu missbilligen. Denn *unnütz* ist ohne Zweifel das zu nennen, was weder Lehrlinge noch Lehrer, am allerwenigsten die Wissenschaft, einen Schritt vorwärts bringt; und *schädlich* noch obendrein, wenn dadurch vielleicht hier und da bessern und zweckmässigern Ausgaben der Eingang verschlossen, oder doch erschwert wird. Ob die Herausgeber der vorliegenden Autoren dieses beherzigen wollen, ehe sie ihr Unternehmen weiter fortsetzen, bleibt ihnen billig anheim gestellt; dass aber ein Unternehmen, welches sich überhaupt durch gar keinen eigenthümlichen Vorzug empfiehlt, und dagegen, wenigstens bey einigen der genannten Ausgaben, noch positiven Tadel verdient, weder ihnen selbst zum Ruhme, noch dem Publicum zum Nutzen gereiche, davon, dünkt uns, brauchen wir sie nicht erst zu überzeugen.

Der Herausgeber des *Horatius* (Nr. 1.) ist uns völlig unbekannt. Dass aber ein solcher wirklich thätig gewesen, und dass mithin hier mehr als die Hand des Verlegers zu finden sey, liegt am Tage. Mehr freylich; wenn nur auch etwas Besseres! Der Text des Dichters nämlich scheint im Wesentlichen nach *Gessners* Recension abgedruckt zu seyn, jedoch mit mancherley Veränderungen, welche grösstentheils aus *Bentley's* Kritiken entlehnt sind. Keine Vorrede belehrt von dem Plan, nach welchem, keine Note von den Gründen, aus welchen der Herausgeber diese Aenderungen getroffen hat. Und so kann es nicht fehlen, dass man an vielen Stellen die Frage aufwirft, warum hier die neue Lesart gewählt, dort die alte beybehalten wurde. Z. B. in dem Brief an die Pisonen V. 197. hat der Herausgeber mit *Bentley et amet pacare tumentes,* aufgenommen, aber im vorhergehenden Verse, wo *Bentley* mit grösserem Recht *et consilietur amicis,* die *Vulgata amicis* fortgepflanzt. Dasselbe gilt von II. Epist. I, 46. wo *Bentley* und *Cuningham* das bessere *demo et item* (st. *etiam*) *unum,* von II. Epist. II, 152. wo *Bentley,* mit *Baxters* und *Sanadons* Billigung, *cui rem Di donarint* (st. *donarent*), und von vielen andern Stellen, wo *Bentley* oder andere Kritiker die richtigere Lesart hergestellt hatten. Warum also an diesen Stellen versäumt, was der Herausgeber sich anderwärts, auch ohne Uebergewicht der kritischen Gründe, erlaubte? Oder, um die Frage allgemeiner zu fassen, womit kann eine solche Willkürlichkeit in einer Ausgabe gerechtfertigt werden, welche sie nicht selbst durch Noten des Herausgebers rechtfertiget, und die gleichwohl bestimmt ist, Lehrlingen in die Hände gegeben und in Schulen eingeführt zu werden? Sollen die Lehrer, welche schwerlich die Gründe des Herausgebers überall errathen möchten, auch dem, wovon sie die Ursache nicht begreifen, mit glaubiger Resignation den Vorzug einräumen, oder sollen sie vielmehr die aufgenommenen Lesarten bestreiten, und den alten ihr Recht wieder verschaffen?

Alle diese Fragen sind auch auf Nr. 2. anwendbar. Denn auch der Text des *Nepos* stimmt mit keinem der Texte, die wir damit verglichen haben, überein. Dass aber die Wahl der Lesarten hier so wenig, als bey dem *Horaz,* von einem wahrhaft kritischen Geiste geleitet ward, könnten wir durch viele überzeugende Beweise

weise darthun. Nicht einmal von Druckfehlern ist diese Ausgabe gehörig gesäubert: als einen solchen betrachten wir Miltiad. 4, 3. *Phillippidem* für *Philippidem*, statt dessen andere *Philippidem* lesen.

Hr. Prof. *Bellermann* übernahm, auf Antrag seines Verlegers, die Herausgabe des *Nepos* (Nr. 3.), dem noch andere Schriftsteller in gleicher Gestalt und zu gleich wohlfeilen Preisen folgen sollen, vorzüglich deshalb, weil eine lange Erfahrung ihn von den Nachtheilen überzeugt hatte, welche der in Schulen und Gymnasien gewöhnliche Umstand mit sich führe, wenn nicht sämmtliche Schüler einer Classe eine und dieselbe Ausgabe vor sich haben. Wenn hier nicht von den untersten Classen der Schulen, sondern von Gymnasien, oder überhaupt von höheren Lehranstalten, die Rede seyn soll: so bekennt Rec., dass er andere Erfahrungen gemacht hat, und dass er oft mit Vergnügen wahrnahm, wie bey verschiedenen Texten der Classiker in verschiedenen Ausgaben der kritische Scharfsinn der Lehrlinge gleichsam von selbst erwachte, und desto leichter nach richtigen Grundsätzen der Kritik ausgebildet und geschärft werden konnte. Den Text liess Hr. B. aus der *Zweybrücker* Ausgabe abdrucken, (welche bekanntlich die *Heusingerische* Recension befolgt,) jedoch mit Verbesserung vieler Druckfehler und mit häufiger Berichtigung der Interpunktion. Und von dieser Seite verdient die Sorgfalt des Herausgebers alle Empfehlung. Da übrigens auch er den Text ohne alle Noten gab: so billigen wir es sehr, dass er, anstatt hier und da nach Willkür zu ändern, lieber eine bestimmte Recension des Textes genau wiederholte, obgleich ihm selbst nicht unbekannt seyn konnte, dass auch der *Heusingerische* Text, so sehr er vor den übrigen hervorragt, noch manche Berichtigungen erfodere, und dass selbst seine nächsten Vorgänger, *Heinrich* und *Schmieder* (s. A. L. Z. 1802. Nr. 76.), von diesem Texte abzuweichen, häufige und gegründete Veranlassung fanden.

Bey den genannten drey Ausgaben bleibt also der eigenen Einsicht des Lesers oder dem Unterricht des Lehrers alles das überlassen, was zur Beurtheilung der Schriftsteller, zur Würdigung der aufgenommenen Lesarten, zum Verständniss einzelner Stellen nöthig ist. So viel setzt der Herausgeber von Nr. 4. und 5. nicht voraus, welcher überhaupt bey seiner, ebenfalls auf eine zusammenhängende Reihe von Bänden berechneten, Unternehmung einen andern Weg eingeschlagen hat.

Mit Nr. 4. nämlich ist es auf eine ganze Reihe der römischen Historiker angelegt, welche mit dem Sallustius eröffnet wird; daher auch folgender besonderer Titel:

C. Crispi Sallustii bellum Catilinarium et Jugurthinum. Variantibus et notis illustravit *A. W. Brorson.*

Der Text des Sallustius, der voran geht, ist, nach der Wahl des Herausgebers, aus den bessern Ausgaben zusammengesetzt; dann folgen die Fragmente; darauf die wichtigsten Varianten mit einiger, doch zu dürftigen, Beurtheilung, und die erklärenden Anmerkungen. Auf Neuheit thut der Vf. selbst Verzicht, und setzt sein Verdienst in die Auswahl des zur Sache gehörigen und des Besten aus den vorherigen Auslegern, die er mit Treue bis auf die neuesten, Teller und Dahl herab, benutzt. Die Fruchtbarkeit der beiden letzten bey ihrer Kürze vermisst man hier ungern, insonderheit vorn herein, wo oft ein dürrer Minellianismus oder Junkerianismus herrscht; tiefer hinein werden aber die Anmerkungen reichhaltiger; sie enthalten indess nicht immer alles, was der Belehrung suchende Jüngling wünschen wird, und manches, was ins Compendium der Alterthümer gehört. Als Probe von der Auswahl der Lesarten legen wir eine Stelle von bekannten Schwierigkeiten aus dem Jugurthinischen Kriege, C. 47. (C. 43. bey Teller) von dem Handelsort Vaga in Numidien, in welchen Metellus eine Besatzung legte, nach Brorsons Texte vor: *Huic consul, simul tentandi gratia, si paterentur opportunitates loci, praesidium imposuit: praeterea imperavit, frumentum, et alia, quae bello usui forent, comportari; ratus id, quod res monebat, frequentiam negotiatorum, et commeatuum juvaturam exercitum, etiam paratis rebus munimento fore. Simul* ist dem Herausgeber verdächtig; es hätte freylich wohl aus *consul* entstehen können: *cos. simul;* aber *simul* und *praeterea* beziehen sich offenbar auf einander, und sind Theilungsglieder. Der Consul legte Besatzung in die Stadt, theils um den Jugurtha auf die Probe zu stellen (*simul tentandi gratia*), theils um einen Ort für die Magazine und nöthigen Kriegsvorräthe zu haben (*praeterea imperavit cet.*) Nach *tentandi* lässt der Herausgeber mit Recht *et operiundi* aus. In welchem Sinn er doch wohl *paterentur* statt *paterent*, wie Teller mit Corte liest, beybehalten haben mag? Construirte er etwa: *praesidium imposuit* (für: *imponere constituit*), *si paterentur opportunitates loci*? Nach: *„quae bello usui forent"* lässt Teller mit Corte *comportare* als müssig weg; der Herausgeber schreibt mit der Zweybrücker Ausgabe *comportari*. Die Worte *juvaturum exercitum* umklammert Teller nach Corte als Glossem; nicht so der Herausgeber, welcher wie die Zweybrücker *juvaturam exercitum* lieset. Gleich darauf giebt er mit den meisten Ausgaben: *paratis rebus*, wogegen die Lesart der Zweybrücker *pacatis rebus* vorzüglicher scheint. Die Vorräthe, welche sie für den Krieg sammelten (*quae bello usui forent*), würden ihnen auch im Frieden (*pac. rebus*) vortheilhaft seyn. — Wir erinnern nur noch, dass es dem Druck (auch zuweilen dem Ausdruck des Herausgebers) an Correctheit fehlt.

Was Nr. 5. anlangt: so empfiehlt sich Ovids Verwandlungs-Gedicht durch Inhalt und Form so sehr zu einem Lesebuch für Schulen, dass es schon in dem *Seidelschen* Auszug und vollständiger in der zusammenhangendern Chrestomathie, welche die Braunschweigische Schul-Encyklopädie enthält, der Jugend hat in die Hände gebracht werden sollen. Die letzt genannte Chrestomathie ist auch in dieser Hinsicht dem gegenwärtigen Auszuge vorzuziehen. Um das, was aus pädagogischen Gründen weggelassen wurde, nicht ganz verloren gehen zu lassen, schaltet der Herausgeber jedesmal in Prosa den Inhalt der ausgelassenen

Fabel

fabel summarisch ein. Da aber hier die Hauptmomente der aus sittlichem Zartgefühl unterdrückten Stücke ziemlich unverschleyert angedeutet sind: so möchte dadurch leicht eine schädliche Neugier und Lüsternheit erregt werden. Mehr Correctheit wäre auch dieser Chrestomathie dienlich gewesen. Buch 15, 818 steht *secedat* für *accedat*, 823. *sentiet* für *sentiet*, 831. *quoquo* für *quoque*. Statt *Jupiter* liest man stets mit unrichtiger Verdoppelung *Juppiter* u. s. w.

Was endlich das Aeussere dieser Abdrücke betrifft: so zeichnet sich die *Degensche* Ausgabe des *Horaz* durch Reinheit des Drucks und das Gefällige der Typen am vortheilhaftesten aus; nur, dass der Gebrauch dem Leser durch gänzliche Vermeidung der Verszahlen gar sehr erschwert wird. Nach dieser verdient der *Bellermannische Nepos* des deutlichen Drucks halber Empfehlung. Die *Kopenhagner* Ausgaben sind in dieser Hinsicht die schlechtesten, und auch am meisten durch Druckfehler entstellt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LONDON, gedr. b. Straham: *The Bardic Museum* of Primitive British Literature; and other admirable Rarities; forming the Second Volume of the *Musical, Poetical and Historical Relicks of the Welsh Bards and Druids*, drawn from authentic Documents of Remote Antiquity. ——— By *Edward Jones*, Bard to the Prince of Wales. 1802. XX. u. 112 S. gr. Fol. (8 Rthlr. 12 gr.)

Der erste Band dieses Werks erschien im J. 1785 unter der auf dem Titel des gegenwärtigen angezeigten Aufschrift, und verband mit den darin theils aus mündlicher Ueberlieferung, theils aus Handschriften gesammelten Ueberresten des alten *Walisischen* oder *Welschen* Bardengesanges, und dessen Melodieen, eine Geschichte dieser Barden von den frühesten bis auf die jetzigen Zeiten, nebst mancherley Nachrichten von ihrer Musik, Dichtkunst, und musikalischen Instrumenten. Das Ganze war eine mehr mühsame als wohlgeordnete Compilation, und zum Theil ein seltsames Gemisch von wahren und fabelhaften, glaubwürdigen und unglaublichen Angaben. In der nämlichen Gestalt und in dem nämlichen Geiste ist nun auch diese Fortsetzung abgefasst. Auch sie liefert, nach einer vorausgehenden Einleitung, ähnliche poetische Ueberreste, mit englischen Uebersetzungen und historischen Erläuterungen; und dann, auf einer Reihe von Kupfertafeln, die Melodieen zu den Kriegsgesängen und von andern Tonstücken der alten welschen Barden, für die Harfe, das Klavier, die Geige und Flöte eingerichtet, und von dem Herausgeber mit neuen Bässen und Variationen versehen.

Schon mehrere englische Schriftsteller, unter andern Dr. *Brown* in seinem bekannten Werke über die Poesie und Musik, hatten ihre Leser auf die ältern brittischen Barden aufmerksam gemacht; und im J. 1764 gab ein walisischer Geistlicher, *Evan Evans*, *Some Specimens of the Poetry of the ancient Welsh Bards* heraus, die er mit einer lateinischen Abhandlung von den Barden überhaupt, und besonders von dieser Gattung derselben begleitete. Vier Jahre hernach lieferte Dr. *John Macpherson* (verschieden von dem berühmten Bearbeiter Ossianischer Gedichte) kritische Abhandlungen ähnlichen Inhalts, die in der kleinen Schrift *von den Barden*, Leipzig 1770. 8. ins Deutsche übersetzt wurden. Man suchte das Alterthum der kambrischen oder welschen Barden noch höher als das der schottischen hinaufzuführen; und *Evans* behauptete schlechthin, dass keine europäische Nation grössere Ueberreste alter und ächter Gedichte aufweisen könne, ob er gleich dabey gestand, dass die hochländisch-schottischen Bardenlieder dadurch den Vorzug hätten, dass ihre Sprache noch jetzt verständlich sey, da hingegen die Sprache des *Taliesin* und anderer im sechsten Jahrhundert in Wales berühmten Barden selbst von den besten dortigen Gelehrten und Alterthumsforschern nur wenig und schwer verstanden werde.— Hr. *Jones* ging indess schon in dem ersten Bande seines Werks in der Würdigung des Werthes sowohl als des Alterthums jener Bardengesänge noch viel weiter; und in diesem zweyten Bande wiederholt er in der Einleitung alles ihnen in beiderley Hinsicht ertheilte Lob. Die Britten, sagt er unter andern, seyn von jeher wegen dreyerley Dinge berühmt gewesen, wegen schöner Weiber, tapferer Krieger und herrlicher Barden. Die Alterthümer der letztern hält er für unbezweifelte Ueberreste und Denkmäler. Anfänglich waren es Druidenbarden, *Derwyddreirdd* genannt; nachher wurde ihr poetischer Charakter von dem priesterlichen getrennt. Eine historische Quelle der spätern Zeit ist die im zehnten Jahrhundert von *Howel*, König in Wales, veranstaltete Sammlung der alten Urkunden und Gesetze (*Leges Wallicae*); und aus dieser zieht unser Vf. dasjenige aus, was die Barden und ihre verschiedenen Rangordnungen betrifft. Dieser Auszug enthält manches Merkwürdige in Ansehung der Sitten und Denkweise des damaligen Zeitalters. Im zwölften Jahrhunderte wurden die walisischen Barden in drey verschiedene Classen abgesondert, in Tonkünstler, Dichter und Herolde; und jede derselben hatte wieder ihre Untergattungen. Die Herolds-Barden währen noch jetzt, mit ihren Würden und Titeln fort; ihr Amt ist Geschlechtsforschung, Wappenkunde und Cerimoniel; der Vornehmste heisst *King of the Bards*. Auch die Stellen eines Hofdichters (*Poet Laureat*) und des Anführers der königlichen Kapelle in England haben daher ihren Ursprung; und zu Richards II. Zeiten hiess der letztere *King of the Minstrels*. Noch andere Hofämter lassen sich gleichfalls von jenen Barden-Classen herleiten; und selbst die ehemaligen Jesters oder Hofnarren, die nicht bloss an den Höfen, sondern auch in den Häusern mancher vornehmen Standespersonen in England gehalten wurden, gehören dahin. — Was besonders nun die Nationalmusik der Waliser betrifft, die der Vf. *aboriginal Britons* nennt, so ist sie seit undenklicher Zeit durch mündliche Ueberlieferung aufbehalten, und noch jetzt in Wales gangbar. Die Melodieen, welche in dieser Sammlung mitgetheilt werden, sind daher, einige wenige schriftlich aufbewahrte ausgenommen, meistens traditionell und erst von dem Vf. aufgeschrieben; die Gedichte hingegen sind sämmtlich aus alten Handschriften ent-

entlehnt und ins Englische übersetzt. Hr. *Jones* ist aus *Meirionydd* gebürtig, wo sich alle Volksgebräuche noch am treuesten erhalten haben, und kennt daher jene Tonstücke von Kindheit an; auch ist er selbst Musiker. Er versichert, die Melodieen so ächt als möglich geliefert zu haben; nur hat er, wie gesagt, dazu einen neuen Bass und einige Variationen gesetzt. Sie unterscheiden sich sehr von der neuern Musik. In Hinsicht auf den poetischen Werth der hier gelieferten Bardenlieder sind sie freylich den Gedichten Ossian's nicht an die Seite zu setzen; und nicht alle Leser möchten die hohe lyrische Begeisterung wahrnehmen können, die der Vf. einigen derselben beylegt. Merkwürdig aber bleiben sie doch immer, besonders in antiquarischer und historischer Rücksicht. Dass sie so leicht und so lange im Gedächtnisse blieben, lässt sich aus ihrer metrischen Einrichtung, und aus der darin herrschenden Alliteration erklären. In dieser besassen jene Sänger eine eigene Kunst, *Cyfrinach y Beirdd*, oder das poetische Bardengeheimniss, genannt. Der Vf. sucht zu zeigen, dass sie unter den Namen: *Barddoniaeth*, *Peroriaeth* und *Cerddwriaeth*, worunter man gemeiniglich jetzt nur die Musik versteht, ehedem Poesie, Philosophie, Gebehrdenkunst, und selbst den ganzen Bezirk von Elementarkenntnissen, begriffen. Indess gelten die Beweise, die er aus classischen Schriftstellern anführt, mehr nur von dem bekannten Umfange, welchen die Griechen mit dem Worte μουσικη verbanden. Die Harfe, das gewöhnliche Instrument zur Begleitung des Bardengesanges, hat allerdings ein hohes Alterthum, und wahrscheinlich war es das erste, worauf man Harmonie und Contrapunkt versuchte.

Die Gegenstände dieser Bardenlieder waren sehr mannigfaltig; z. B. Religion, Moral, Krieg, Thatenlob, Liebe, Schönheit, Freude, Schmerz, Satire, Musik, Dichtkunst, Geschichte, u. s. f. und man sieht daraus, dass die Walliser bey weitem nicht so roh und ungebildet waren, als manche Geschichtschreiber sie schildern. Die welschen Kunstnamen der verschiedenen Liedergattungen beziehen sich meistens auf ihren Hauptcharakter; und man findet sie hier angeführt und erklärt.

Der Verfall, worin diese Kunst, und besonders das Harfenspiel, seit einiger Zeit in Wales geräth, und die immer zunehmende Gleichgültigkeit gegen die Nationalmusik und Poesie, bewogen den Vf., einen alten feyerlichen Wettstreit der versammelten Barden (*Eisteddfod*) zu erneuern, der ums Jahr 1788 zu Corwen in Meirionethshire wirklich gehalten, und seitdem an irgend einem Orte in Nordwallis jährlich wiederholt wurde. Dem besten Tonkünstler, Sänger und Dichter wurden von ihm Preise ertheilt. Jenen Verfall schreibt er mit eiferndem Unwillen fanatischen Betrügern oder unwissenden, gemeinen Pfaffen zu, die im Lande umher ziehen, und das Volk von seiner rechtmäsigen Kirche sowohl, als von seinen gewohnten unschuldigen Ergötzungen am Spiel, Tanz und Gesang, abwendig zu machen suchen. Die Folge davon, sagt er, sey, dass Wales, ehedem das munterste und fröhlichste Land in der Welt, jetzt eins der todtesten und traurigsten Länder geworden ist.

In diesem patriotischen Eifer des Vfs. kann man das Edle und Wohlgemeynte nicht verkennen; aber fällt überall die mühselige Arbeit dieses Werks in die Augen. Nur Schade, dass so viel unnützer Aufwand von Worten an dem sehr weitläuftigen und buntscheckigen Commentar verschwendet ist. So verliert sich gleich bey dem ersten Stücke, *The Bardic Triads*, welches nicht viel mehr als ein trocknes Register von Namen und Würden ist, die Notensucht des Vfs. in die fremdartigsten Dinge und unwahrscheinlichsten Conjecturen, von denen sich auffallend seltsame Beyspiele geben liessen. In den Exkursen, die von Zeit zu Zeit eingeschaltet sind, findet man einige ganz merkwürdige Nachrichten und Untersuchungen, obgleich die Ueberschriften mehrentheils zu viel versprechen. So stehen S. 19. einige Nachrichten von *Taliesin*, dem oben schon genannten berühmtesten welschen Barden im sechsten Jahrhundert, der goldnen Bardenzeit. Der so dunkeln und schwer der wahren Grundlage nach zu enträthselnden Geschichte vom Könige *Arthur* hofft der Vf. durch Zusammenstellung dessen, was in alten wallisischen Handschriften und Urkunden über ihn vorkömmt, eine grössere Aufklärung zu geben; und wenn diess auch nicht in historischer Hinsicht der Fall seyn möchte, so verdient doch das, was hier S. 20—26. zusammengetragen ist, die Aufmerksamkeit derer, denen es um Uebersicht und Vollständigkeit dieser so viel bearbeiteten Dichtung zu thun ist. Hr. *J.* selbst fand es indess nicht für gut, das Romantische vom Historischen zu scheiden, sondern scheint, hier wie überall, *sehr gutwillig* jenes für dieses gelten zu lassen. *Eben diess gilt* von einigen hier aufbehaltenen historischen Gedichten, deren poetischer Gehalt übrigens sehr geringe ist. Auch die von jenem berühmtem *Taliesin* gelieferten Proben geben uns keinen sonderlichen Begriff von seinen Talenten. Die aus der spätern Zeit nehmen sich schon besser aus; einige sind von einem Freunde des Vfs. *Richard Williams*, in gereimte englische Verse übersetzt. — Die Bardenpoesie flüchtete sich in der Folgezeit in die Klöster, bis diese im J. 1537 durch Heinrich VIII. aufgehoben wurden. In den grösern wurden vorher eigene Barden und Minstrels besoldet. Auch aus dieser Zeit enthält die gegenwärtige Sammlung einige Proben; unter andern eine Legende des Schutzheiligen *Tydecho*, aus dem funfzehnten Jahrhundert. In die frühere romantische Periode gehören die *dreyzehn königlichen Raritäten* oder Regalien, die an Arthur's Hofe zu Caerlleon aufbewahrt wurden, S. 47. ff. und einige andere folgende Stücke; Anrufungen, Oden, Elegien, u. s. f. — Kurz, die Arbeit des Vfs. wird immer ihr Verdienst erhalten; und in einem Auszuge, der das Fremde, Unnütze und Unstatthafte daraus wegliesse, und bloss das freylich seltnere, Interessante beybehielte, liesse sich daraus ein nicht unwichtiger Beytrag zur poetischen und musikalischen Literatur bilden, der sich nicht bloss auf den Hauptgegenstand dieses Werks, auf das Bardeninstitut in Wales beschränken dürfte. Solch ein Auszug aber würde keine leichte Arbeit seyn, und einen mit diesen weitschichtigen Materialien vorläufig schon bekannten Unternehmer fodern.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 16. Februar 1803.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PRAG, b. Widemann: *Alles und das Höchste, was sich von Gott und über Unsterblichkeit denken läfst, dann Lieder und Gedichte zur Enthüllung jener Wahrheiten, die stete Zufriedenheit bey frohem Muthe und ächte Güte begründen*, von Dr. *Joh. Roth.* 1802. 188 S. 8. (1 Rthlr.)

In der Abhandlung S. 1—77. macht der Vf. den Leser mit den Grundsätzen bekannt, die ihn in den folgenden Gedichten geleitet haben, nämlich dafs nicht alles zufällig ist, sondern dafs eine weise höchste Macht exiftirt. Er schliefst S. 9. so: „Nichts ist unmöglich, folglich mufs etwas nothwendig seyn; denn wäre Etwas nicht nothwendig: so müfste nichts möglich, denkbar oder bestehend seyn, weil alles Denkvermögen durch ein Bestehen bedingt ist." Diefs ist dunkel und unbestimmt gesagt, und nimmt Ausdrücke als synonym, die es nicht sind. Daraus, dafs Etwas uns oder irgend einem Menschen aus Unkunde nicht denkbar ist, folgt noch nicht dessen Unmöglichkeit, und daraus, dafs unser Denkvermögen durch ein Bestehen (ein aufser demselben Vorhandenseyn) bedingt ist, folgt noch nicht, dafs ohne *unser* Denken *nichts* möglich, denkbar und bestehend sey, ja dafs etwas nothwendig seyn müsse. Der Phantast denkt wohl Etwas, das nicht besteht, der Idealist denkt alles als nur *in ihm* bestehend, als Geschöpf seiner Vorstellungskraft. Vielleicht hat der Vf. sagen wollen: weil ich mir nichts denken könnte, wenn es nicht Etwas Bestehendes, Denkbares, also Mögliches gäbe: so führt mich diefs zuletzt auf die Idee eines Nothwendigen, in dem das Bestehende gegründet ist. Dieser Schlufs erfodert freylich noch viel Mittelsätze, des Vfs. Sinn wäre aber doch verständlicher. Eben so ist auch sein folgender Satz in Dunkel eingehüllt: „Nichts ist unmöglich, dem gar nichts Sinnliches zum Grunde liegt." Deutlicher hiefse der Satz: alles ist möglich, dem nichts Sinnliches zum Grunde liegt, oder alles Transcendentale ist möglich — und da zeigt sich, dafs der Satz falsch ist, da jemand transcendental gedachten Subjecten widersprechende Prädicate beylegen könnte, die also nicht möglich sind. Dagegen hat der Vf. recht, wenn er es eine ungereimte Federung eines neuern Philosophen nennt: alles Denkbare sammt dem Denkgrunde wegzudenken, damit jener Satz gleichsam denkbar würde, indem im Wegdenken das Denken gesetzt bleibt; ingleichen wenn er sagt: das nothwendige Wesen kann nicht das Denken überhaupt seyn, weil das Denkvermögen ohne einen Denkgrund nicht möglich ist, daher es aufser dem gesammten Denkvermögen bestehen, und so der Grund, die einzige Ursache alles Möglichen, ein Allbegründendes, also auch der Grund der Denkfähigkeit und des dadurch gegebenen Unendlichen seyn mufs. Ferner: „Wirkungen auf uns sind da, diese sind ohne Wirkungsgrund nicht möglich, folglich mufs Etwas auf uns Wirkendes da seyn, und da die Wirkungen nicht immer die nämlichen sind: so müssen verschiedene wirkende Ursachen da seyn; nun ist ein unendlicher Vorschritt und Rückschritt mit der Vorstellung, dafs immer eine Wirkung wieder die Ursache einer andern Wirkung sey, nicht möglich, weil das so viel hiefse, als: das All der Wirkungen ist (anfänglich) ohne Wirkungsgrund, hat nichts Wirkendes — ein nothwendiges Wesen aber kann aus Zufälligkeiten, die keinen Grund ihres nothwendigen Daseyns enthalten können, nicht entstehen. — Naturkräfte wirken in entgegenstehender Richtung, widerstreitender Bewegung, wie Lichtstrahl, Schwerkraft, Ausdehnungskraft, Willenskraft; wären diese Kräfte gleich stark: so würden sie stets wechselseitig gehemmt, es mufs daher eine über alles stärkere Kraft bestehen, damit die Wirkungen jener Kräfte möglich seyn, und das mufs eine ewig selbstständig höchste Kraft seyn. Diese kann wiederum nicht der Urstoff des Weltgebäudes, die Materie seyn, welcher Urstoff auch ohne Bewegung denkbar ist (doch hält der Vf. hernach wieder Materie mit Ausdehnungskraft für einerley). Die vernunftlose Körperwelt mit allen ihren so verschiedenen oft sich so entgegen wirkenden Kräften kann nicht selbst die nothwendig unbegränzte ewige Kraft seyn, da die Einhelligkeit und Ordnung der Wirkungen aller Naturkräfte nur in *einer* Kraft, die das Vermögen hat, zu vergleichen und die verschiedenartigen Mittel auf einen Zweck hin zu reihen, ihren Grund haben kann, also eine Vernunftkraft. Unsre Menschenvernunft ist dazu zu ohnmächtig, folglich eine allerhöchste Vernunftkraft, die in dem unbegränzten Weltgebäude eben so aller Orten gegenwärtig ist, wie des Menschen Seele in ihrem Körper." — Diese Ideenreihe ist nicht neu, aber gut und deutlich (wenigstens in diesem Auszuge, denn die Schreibart ist oft geziert und verschroben). Ueber den Optimismus urtheilt er, dafs er durch die Bruchstücke aus der Geschichte der Menschen ohne Gründe a priori bisher nicht hinlänglich als Factum erwiesen sey, führt aber doch wohlgewählte Proben des Möglichbesten aus der Sinnen- und moralischen Welt an. Wider den Idealismus sagt er sehr gut: „ob der Nebenmensch ein lebendiges vernünftiges (aufser mir befindliches) Wesen sey, davon werden wir nicht durch

durch seine Gestalt, durch den Anblick seines Körperbaues und durch seine Sprache überführt, weil sein Leib nicht sein Ich ist, sondern durch unser Gesicht von seinem *verständigen* Wirken und durch seine verständlich geäusserten *Vernunftgründe.*" Von der *endlosen Fortdauer unsers Bewusstseyns* (als dem 2ten auf dem Titel angegebenen Thema) sagt er: „die Unmöglichkeit eines Beweises aus Erfahrungs- oder Vernunftgründen ist unverbesserlich gut; Mendelssohn beweiset nur die unmögliche Vernichtung unsrer *Lebenskraft*; der Beweis aus dem Hervorgehen der Zeit aus dem Bewusstseyn schliesst aus dem, was rückwärts war, auf das, was vorwärts seyn wird, aus den verflossenen Acten des Bewusstseyns, deren Nothwendigkeit nicht einmal gezeigt werden könne, fälschlich auf die Fortdauer ihres Grundes; der Beweis aus Gottes Allmacht, Gerechtigkeit und aus der Beschwerde über sonstigen Unwerth des Erdenlebens sey eine ekelhafte Lästerung (?). Alles was wir über unser künftiges Schicksal mit Gewissheit bestimmen können, sey auf Möglichkeiten eingeschränkt; entweder werde unser Bewusstseyn in einer endlosen Annäherung zur Vollkommenheit fortdauern, oder unsre Lebens- und mit Willen verbundene Vernunftkraft werde in eine andere für ihre Wirkungsart vorbereitete Maschine (einen neuen organischen Körper) übergehen, und dann wieder in dem ewigen Kreislaufe der Dinge erscheinen (Seelenwanderung). Die letzte, die sich bloss auf Aehnlichkeit in der materiellen Welt gründet „meynt er" hebe weder Religion, noch Etwas von der Strenge des Sittengesetzes auf, und die erste sey kein Widerspruch; doch sey alles blosse Wahrscheinlichkeit, und ein zweifelsfreyer Beweis sey unmöglich. Diess sey deshalb gut, weil die *ungezweifelte Gewissheit* ewiger Belohnung und Strafe endlich doch zu den *dunkeln* Vorstellungen (?), von deren regem Antriebe wir uns keine Rechenschaft geben können, übergehen, und wir nur eigennützig ohne Gewissenstrieb, oder aus Furcht vor der Hölle handeln würden." (Ist denn diese sinnliche Vorstellung unaufgeklärter Völker und Menschen auch die Vorstellung vernünftiger Philosophen und Christen? ist sie einerley mit der Erwartung endloser Annäherung zum Ideal der Urvollkommenheit?). Von dieser durch blosse Wahrscheinlichkeit unterstützten Erwartung sagt er, sie sey nach der Analogie des überall herrschenden Gesetzes der Liebe, oder der Annäherung des Aehnlichen, und weil Wirklichkeit alles möglichen Guten, Besten, eben sowohl in dem moralischen als im physischen Reiche Gottes sein Zweck seyn muss, weil Nichtseyn nie ein Gegenstand seines Willens seyn kann, ja weil das Gebot: hoffe Unsterblichkeit! die Foderung enthält: lebe tugendhaft aus Zuversicht auf endliches Erfülltwerden deiner Hoffnung! die beseligende Krone eines uneigennützigen ernstlichen Strebens nach Rechtschaffenheit ist. S. 50. f. macht der Vf. noch gute Bemerkungen über das nothwendige Daseyn dessen in der physischen Welt, was wir Uebel nennen, zur Vollkommenheit des Ganzen, also auch die Vorstellung vom Tode zum Begriff von Frohseyn und Wohlbefinden, und S. 61. über die Unentbehrlichkeit des Glaubens an Gottes Daseyn, theils zur Beruhigung in Widerwärtigkeiten, die wir abzuwenden unvermögend sind, theils zur Versinnlichung des allmäligen bessern Zustandes durch die Vorstellung, dass Gott als gerechter Richter Gutes belohnen und Böses strafe, für diejenigen, die erst spät überzeugender Beweise von Gottes Daseyn fähig seyn werden. Der Vf. zeigt sich überhaupt als einen denkenden scharfsinnigen Kopf, auch in den Schlussanmerkungen, z. B. S. 161. „Wissenschaft hat alles geleistet, wenn sie zeigt, dass der Satz: es ist kein Gott! bey der Verbindung denkbarer Sätze mit der Urgewissheit so viel heisst, als: ich bin nicht! und dass ein Mangel in Gottes Wesen, wie dessen Nichtseyn, der Widersprüche wegen nicht gedacht werden kann."

Diese prosaische philosophische Abhandlung soll laut der Vorrede nur die Grundsätze bekannt machen, die den Vf. in den folgenden Gedichten geleitet haben. Dieser sind nun 26, längere und kürzere, deren Inhalt religiös, aber ohne dichterisches Verdienst ist. Die meisten sind gereimte trockene Prose, aus vielen blickt ein durch Leiden niedergedrückter Sinn hervor, der sich durch Glauben an Gott und Unsterblichkeit aufzurichten strebt. Unter den letzteren sind einige nicht ganz ohne Dichterschwung, z. E. die Lieder: *Erinnerung und Entschluss; Freude; die Grasmücke.* Unter dem Text sind bekannte Melodieen zum Theil berühmter Componisten zum Singen der Lieder angegeben. Die Orthographie, *die der Vf.* S. 173. rechtfertigt, ist sehr abentheuerlich, *er schreibt* di, ni, wi, vil, Zil, Gwal, gwälen, Begwämlichkeit, Gwelle, Gweer; u. s. w. Wenn wird man doch aufhören, in solche Einfälle ein Verdienst zu setzen? In der Prosodie sind auch viele Härten und Fehler: aushalten, aufblühen, Glück, Nacht, Huld, stets lang, den Blitz, Kenzeichen, mein Gott, was gut ist. dem Tod die Hand geben. Wer so arg gegen die Hauptregeln des deutschen Tonmaasses verstösst, sollte sich mit dem Versmachen gar nicht abgeben. Die Schrift ist auf Velinpapier schön gedruckt und mit einem in Kupfer gestochenen Brustbilde des Vfs. geziert.

Winterthur, in d. Steiner. Buchh.: *Bekenntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst.* Fortgesetzt von **. *Vierter* Band. 1801. 382 S. 8.

Auch mit der besondern Aufschrift:

Charakterzüge, Grundsätze und Meynungen der Königin Christine von Schweden. (1 Rthlr. 4 gr.)

Im *ersten* Abschnitte dieser Schrift (bis S. 177.) steht zuerst ein *Abriss des Lebens der Königin Christina*; wie man leicht erachtet, aus *Arkenholzens* reichhaltigen Memoires gezogen. Unterdessen ist es doch nichts ganz vollständiges; ihre eigentliche Regierungsgeschichte ist zu kurz abgefertigt; und was man bey einer so sonderbaren beynahe aus Widersprüchen zusammengesetzten Fürstin hauptsächlich erwartet, eine bün-

bündige und möglichst zusammenstimmende Schilderung ihres Charakters, dieses fehlt durchaus. Uebrigens liest sich dieser Abriss wegen der beygefügten Auszüge aus ihren Briefen, und aus den Schilderungen, welche bedeutende Männer von ihr in den frühern Jahren ihres Lebens gemacht haben, angenehm genug. In *Bielefelds* sogenanntem Porträt dieser Fürstin, das S. 174. f. angehängt ist, finden sich zwar einige treffende Züge; aber auch spielender Witz genug; z. B. „In allem ausserordentlich, wollte sie nur durch *grosse* Handlungen glänzen, und verschmähte sich genug, sich in kleinen auszuzeichnen. — *Alexander hatte die ganze Welt erobern* wollen; *Christine* hatte *den Wunsch, die Herrschaft über dieselbe ablegen zu können.* — Sie durchreiste fremde Länder eben so sehr aus *Coketterie*, als aus *Neugierde.* — In Schweden *von den Gesetzen abhängig*, kannte sie keines mehr, so bald sie *keine Macht* mehr besass, *selbst Gesetze zu geben*; — nicht zu gedenken der *tausend Talente, die mit ihr geboren wurden* u. dgl. m. Hierauf folgt im *zweyten* Abschnitte *das Leben der Königin Christine, von ihr* selbst; eine Art von Bekenntnissen, welche sie acht Jahre vor ihrem Tode niederschrieb; auch aus *Arkenholzens Werke.* Ob es gleich immer ein lesenswürdiger Auffatz bleibt, um Christine so kennen zu lernen, *wie sie selbst gekannt* seyn wollte: so haben wir doch demselben niemals viel Geschmack abgewinnen können. Augenscheinlich wollte sie sich darin zur Schau tragen; und besonders ist es auffallend anstösig, dass sie in demselben dem lieben Gotte eine Menge Dinge vorerzählt, die in Staatsgeschichten, Biographieen u. dgl. m. aber nicht in Selbstbekenntnisse über Geist, Herz und Leben der Verfasserin gehören. Einiges darunter fällt sogar ins Komische; und der gegenwärtige Uebersetzer hat daher auch einiges, nur noch lange nicht genug, weggelassen. Endlich folgen im *dritten* Abschnitte (S. 264. fg.) Grundsätze *und Meynungen Christinens*; Auszüge aus zwey ihrer in mehrgedachten Werken befindlichen Aufsätzen: *Ouvrage de Loisir* und *Sentimens.* Mit Recht sagt der jetzige Herausgeber davon: „Vermuthlich wird der Leser manches darin schön und erhaben, manches sonderbar und paradox, manches wohl auch gewagt und unrichtig finden. Aber da das letztere so gut wie das erstere zur genauern Kenntniss eines so ausserordentlichen Geistes gehört: so glaubte ich es in einem Versuche zur Darstellung des Charakters Christinens nicht weglassen zu dürfen." Wenn er jedoch hinzusetzt: „Die Schlüsse, die man aus ihren Handlungen auf ihren Charakter zieht, sind, wie bey jedem Menschen unsicher; diese ihre eigensten Maximen hingegen gewähren uns tiefe Blicke in ihr Herz, und sind ihre beste Apologie:" — so sind wir gerade der entgegengesetzten Meynung. Darf man den grössten Geist, wie den kriechenden, nicht nach seinen Handlungen beurtheilen: so giebt es überall keinen festen Grund des Urtheils über andere. Man kann die herrlichsten Maximen im Munde führen, und zu Papier bringen, ohne dass sie uns das Herz des Sentenzenreichen Kopfs aufschlössen; zumal wenn er dafür bekannt ist, Witz und Paradoxieen zu lieben. Uns dünkt, diese ganze Sammlung diene theils zu einer lehrreichen Belustigung; theils zur Uebung im Denken und Prüfen, endlich auch die Fruchtbarkeit des Geistes der Verfasserin in Wendungen aller Art zu überschauen. Bald sagt sie (S. 262.), *Gott habe den Papst und die Kirche* auf eine so merkwürdige Art durch so viele Wunder, *durch so viele Concilien und andere Zeichen autorisirt*, dass kein vernünftiger Mensch an der Erfüllung der Weissagung zweifeln dürfe, durch welche er sie über die Pforten der Hölle siegen liess; bald wiederum (S. 266.): „Nichts spricht stärker für die Wahrheiten der katholischen Religion, als alles das erbärmliche Zeug, das jetzt (1680.) zu Rom geschieht." In der Folge wechseln gar oft scharfsinnige, einnehmende, grosse Gedanken mit ganz gemeinen, halb wahren, schiefen und bloss glänzenden, z. B. es ist eine grosse Niederträchtigkeit, etwas Geringeres als Gott verlangen; — Ruhe ist ein Gut, welches über alles tröstet; sie ist das grösste unter allen Geschäften; man findet sie nie, wenn man sie sucht; — die Trägheit der Fürsten macht sie von ihren Ministern abhängig: — das einzige Geheimniss nicht beherrscht zu werden, ist, wenig glauben, und viel arbeiten; — die wahre Grösse hängt nur von dem Herzen ab, wenn dieses gross ist: so ist es alles; — die Verachtung seiner selbst ist der einzige Vortheil, den man von der Sünde zieht; — der Ausspruch des Orakels zu Delphi: Erkenne dich selbst! woraus man die Quelle menschlicher Weisheit machen wollte, ist vielmehr die Quelle menschlichen Elends; — Liebe und Ehe sind beynahe unvereinbar; — alles was man giebt, ist Gewinn, und alles was man nicht giebt, Verlust. — Immer Schade, dass eine solche Fürstin die grosse Maxime nicht genugsam, und Statt aller andern erwog: *Quod sis, esse velis, nihilque malis!*

ERBAUUNGSSCRIFTEN.

LEIPZIG, b. Linke: *Anreden bey der allgemeinen Beichte zur Vorbereitung auf die Abendmahlsfeyer, theils mit Rücksicht auf die Evangelien der gewöhnlichen Sonn- und Festtage des ganzen Jahrs, theils über freye Themata für Familienandachten bearbeitet:* Erstes Heft. *Vom ersten Advent* 1800 *bis sechsten Epiphanias* 1801. *Nebst einer Abhandlung über den Gesichtspunkt, den die allgemeine Beichte bey der gegenwärtigen Lage des Christenthums auf die Veredlung der Bekenner desselben und auf die Aufrechthaltung dieser göttlichen Religion in ihrer Reinheit haben kann.* 1800. XXXII. u. 216 S. *Zweytes* Heft, *vom Feste Mariä Reinigung* 1801 *bis zum dritten Osterfeyertage desselben Jahres. Drittes* Heft, *vom Sonntage Quasimodogeniti* 1801. *bis zum sechsten Sonnt. nach Trin.* in fortlaufenden Seitenzahlen bis 529. *Viertes* u. *fünftes* Heft *bis zum Schlusse des Kirchenjahres.* 334 S. 8. (2 Rthlr. 20 gr.)

In der dem ersten Hefte vorangeschickten Abhandlung werden die Vorzüge der allgemeinen Beichte vor der

der Privatbeichte mit einleuchtenden Gründen dargethan. Was diese Arbeit selbst betrifft: so hat der uns unbekannte Vf. *denkende* Lehrer des Christenthums vor Augen gehabt, und sie soll uns zur Weckung neuer Ideen, zum Durchdenken eines moralischen hieher gehörigen Stoffes dienen. Will sie der Stadtprediger und der Landprediger noch weiter gebrauchen: so muss ihm sein *Locale* sagen, wie weit er dabey gehen darf. Der Vf. hat auch wirklich meistens gute Materialien geliefert, demungeachtet aber möchte es auch denkenden Predigern schwer werden, sie gehörig zu benützen. Beichtreden sollten nicht über eine gute Viertelstunde dauern; sie sollten kräftig und rührend seyn, und die Confitenten in möglichster Kürze auf die Hauptsache aufmerksam machen. Hier aber kommen mit unter Anreden vor, welche im Druck einen ganzen Bogen einnehmen, und mehr die Form einer Predigt als einer Beichtrede haben. Will nun der Prediger die aus den Evangelien hergeleiteten Hauptsätze benutzen: so wird er entweder zu weitläuftig und ermüdet die Andacht seiner Zuhörer, oder er muss Manches zur Sache gehörige weglassen, und kann sein Thema nicht gründlich ausführen. Aus diesem Grunde scheint dem Rec. die Methode, den Stoff zu Beichtreden aus den Evangelien zu nehmen, überhaupt nicht bequem und zweckmäsig zu seyn. Um nur Ein Beyspiel zu geben: so wird in der 17 Seiten langen Beichtrede am vierten Adventsonntage *von den strengen Sitten Johannes des Täufers* Veranlassung genommen den Confitenten *die stärkenden Beyspiele der strengen Tugend* vorzustellen. Diese Abhandlung ist viel zu weitläuftig; auch hat sich der Vf. nicht immer bestimmt genug ausgedrückt. Er sagt unter andern (S. 40.): „Jesus war in seinem Leben nicht so streng wie Johannes u. s. w. Diess führt uns auf eine eigne Bemerkung. Die Sittenlehre Jesu verlangt nämlich nicht von allen ihren Bekennern die *strenge* Tugend, die Johannes zeigte; denn Jesus fühlte es zu gut, dass nur wenige den strengen Sinn in sich entwickeln können, den Johannes errungen hatte; aber sie erkennet mit Achtung und Gerechtigkeit das *Verdienstliche* und *Grosse* in dieser Handlungsweise, und macht sie in keiner Rücksicht verwerflich oder verdächtig." Hier hätte doch wohl, um Missverstand zu verhüten, bestimmter bemerkt werden sollen, in wie fern die strenge Tugend des Johannes von der Tugend Christi, und von derjenigen, nach welcher alle Christen streben sollen, unterschieden gewesen sey. Das ist aber wenigstens nicht mit der gehörigen Deutlichkeit und Bestimmtheit gezeigt worden; und dennoch werden die Zuhörer zuletzt ermahnet: *Das Gelübde der strengen Tugend leget heute ab.* Hier und da wird man auch die gehörige Popularität vermissen. So heisst es in eben dieser Anrede (S. 52.): „Der Kampf, der im Anfange mit dem Ringen nach jeder Fertigkeit verknüpft ist, liegt einst im Hintergrunde hinter uns, wenn uns das Bild des errungenen Sieges erquickt! — Die grosse Gränzlinie zwischen dem Laster und der Tugend muss mit aller Strenge gezogen werden, wenn es sich so gar anmasen will, den Schein der Tugend anzunehmen, und in ihrem himmlischen Lichte aufzutreten." Indessen kommen doch dergleichen Stellen selten vor, und überhaupt sind die Anreden im fünften Hefte zweckmäsiger als die in den vorhergehenden. Von den *Materialien zu allgemeinen Beichtreden*, die zu Ostern des Jahres 1800 zu Leipzig herausgekommen sind, urtheilt der Vf. viel zu hart. Nach seinem Urtheil verdienen sie keine Aufmerksamkeit, und man kann ihr Daseyn bloss durch den *gänzlichen Mangel* an Sammlungen dieser Art erklären. Rec. muss bekennen, dass er manche Anreden in jener Sammlung noch zweckmäsiger gefunden hat, als die hier angezeigten. — Uebrigens sollen im *sechsten Hefte* die Reden bey Familienandachten isolirt erscheinen, und ein Ganzes für sich bilden.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Frankfurt u. Leipzig*: *Ueber Freyheit und Eigenthum der alten bayerschen Nation.* 1801. 86 S. 8. (6 gr.) Ist man mit dem Durchlesen dieser kleinen Schrift am Ende: so weiss man nicht recht, was der Vf. hat beweisen wollen. Nur so viel leuchtet hervor, dass, welches jedermann zugestehen wird, der einem Grundherrn untergebene Bauer, mit Auflagen zu sehr gedrückt wird, dass diess sein Loos in den ältern Zeiten, vorzüglich in den ältesten, wo das Bajuwarische Recht noch galt, nicht war. Aber diese Sätze versteckt der Vf. unter einen Schatz von übel verdauter Gelehrsamkeit, die zuweilen Lächeln abnöthigt. Der Vf. weiss z. B. sehr bestimmt, nicht nur, dass die Römer sich in Bayern niedergelassen und mit den Bayern sich befreundet haben, sondern dass sie auch *loteeigene* und erbliche *Lehengüter* erhielten etc. Dadurch und durch andere Umstände, die wir in der Schrift nachzusehen bitten, entstanden denn nun Barones, Berschalken oder Freybauern, und diese waren nach S. 17. so fleissige Landbebauer, dass ihnen das baiuwarsche Gesetz verbieten musste, nicht am Sonntag zu arbeiten. Eine solche Auslegung über dieses Gesetz ist Rec. noch nicht zu Gesicht gekommen; er glaubte bisher mit andern die Enthaltung von Sonntagsarbeit sey zur Beförderung des Christenthums unter den noch meist heidnischen Einwohnern des Landes so sehr eingeschärft worden; denn es lag schwere Strafe auf den Uebertreter.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 17. Februar 1803.

GOTTESGELAHRTHEIT.

BRAUNSCHWEIG u. HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: *Lehrbuch der Religions- und Tugendlehre nach Anleitung der Lehre Jesus und der durch sie geweckten und gebildeten Vernunft.* Für die oberste Classe der Gymnasien und für höhere Unterrichtsanstalten überhaupt. *Erste Abtheilung*, welche die allgemeine vorbereitende Einleitung und die Religionslehre enthält. Von *Joh. Wilh. Heinr. Ziegenbein*, Prediger an der Petrikirche und Religionslehrer am Katharineum zu Braunschweig. 1802. 202 S. gr. 8.

Der Unterricht in der Religions- und Tugendlehre, welcher in Gymnasien und ähnlichen Lehranstalten, besonders in den obersten Classen, ertheilt wird, kann eines der vornehmsten Mittel werden, ächte religiöse und moralische Aufklärung zu verbreiten, Aberglauben und Unglauben zu unterdrücken, und der Religion and Tugend selbst wahre Freunde zu verschaffen. Hier werden Jünglinge unterrichtet, welche einst durch Grundsätze und Beyspiel den gröfsten Einflufs auf die übrigen Menschen haben werden, hier wird ihnen der religiöse und moralische Unterricht als ein wichtiger Theil der menschlichen Bildung überhaupt mitgetheilt, und hier kann ihnen eine reine aufgeklärte Achtung für die Sache selbst, vielleicht auf ihr ganzes Leben eingeflöfst werden. Der Unterricht, welcher von den Geistlichen als Vorbereitung zur Confirmation ertheilt zu werden pflegt, kann diese Zwecke nicht so gut erreichen; da sind die Zuhörer vermischter und meist noch in einem Alter, welches den Unterricht auf sehr enge Gränzen beschränkt. Auf Universitäten ist es einmal eingeführt, dafs Jünglinge, welche sich nicht der Theologie widmen, sich um den Religions- und Moral-Unterricht und die damit verbundene historische Kenntnisse wenig oder gar nicht bekümmern. Desto wichtiger ist es, dafs dieser Unterricht in Gymnasien auf eine zweckmäfsige Art und so ertheilt werde, dafs Religion und Moral ein bleibendes Interesse für die Lehrlinge gewinne, und eine Angelegenheit des Lebens für sie werde. Allein das wie, das wie viel und wie wenig, ist in der That eine schwere Aufgabe, zu deren Lösung nicht nur mannigfaltige Kenntnisse und philosophischer Geist, sondern auch eigene Versuche, Uebung and Erfahrung erfodert werden. Der Vf. des vorliegenden Lehrbuchs besitzt diese Eigenschaften. Er vereinigt sehr zweckmäfsig Philosophie und Geschichte, und wir billigen es sehr gerne, dafs er die Religionslehre als *Lehre Jesu und der durch sie geweckten und gebildeten Vernunft* vorträgt. In einer allgemeinen vorbereitenden *Einleitung zur Religions- und Tugendlehre* handelt er von *Religion und Offenbarung* überhaupt, von den *Religionsbüchern der Juden und Christen insbesondere*, und von *Jesus dem vollkommensten Religions- und Tugendlehrer des menschlichen Geschlechts*, wobey er die *Geschichte Jesu*, die *Würde seiner Person*, *seine Lehre*, *sein Beyspiel* und *seine Kirche* noch in besondere Betrachtung zieht, und zuletzt den *kirchlichen Lehrbegriff* von der Person Jesu, seinem Tode, der Dreyeinigkeit und dem Abendmahle darstellt. Dafs er übrigens von allen diesem schon in der *Einleitung* handelt, hindert ihn nachher nicht, auch in der *Religionslehre selbst* überall von der Lehre Jesu Gebrauch zu machen, und sie mit dem Ganzen zu verbinden. Der ausführlichste Abschnitt der *Einleitung* ist derjenige, welcher von den *heiligen Schriften der Juden und Christen* handelt. Der Vf. halt es bey einem zweckmäfsigen Religionsunterrichte auf Schulen für nothwendig, dafs die Jünglinge in der obersten Classe mit dem Geiste der alt- und neutestamentlichen Urkunden vertraut bekannt gemacht werden. Er redet daher nicht nur von diesen Urkunden überhaupt, sondern von jeder insbesondere, und pflegt bey dem Unterrichte selbst einzelne Stellen und Abschnitte aus denselben zu zergliedern, wozu er durch die Ausführlichkeit des Lehrbuchs mehr Zeit gewinnt. Wir finden diese Methode sehr gut, und glauben, dafs dadurch eine bessere und dauerhaftere Achtung gegen die Bibel begründet wird, als wenn man bey dem Allgemeinen stehen bleibt, und die Leute nie von der wahren Beschaffenheit der einzelnen Bücher offen unterrichtet. Auch erhält dadurch der Religionsunterricht eine anziehende Mannigfaltigkeit, welche überhaupt der Vf. auch sonst diesem Lehrbuche mitzutheilen gewufst hat. Die *Religionslehre selbst* theilt er in *Theologie* und *Anthropologie* ab. Die Theologie handelt er als *Lehre Jesu von Gott dem Vater der Menschen* ab. In der Anthropologie redet er am ausführlichsten von der Unsterblichkeit und Vergeltung. Fast jedem Paragraphen sind literarische Notizen beygefügt, wobey nicht Vollständigkeit, sondern Zweckmäfsigkeit und Brauchbarkeit, beabsichtigt wurde. Oft führt der Vf. auch ganze, zuweilen lange, Stellen aus Religionsschriftstellern an, besonders aus *Ständlin*, *Henke*, *Paulus* und *Herder*, welche auch seine vornehmsten Führer sind. Er pflegt solche Stellen, so wie auch andere aus poetischen Schriften, in den Unterrichtsstunden vorzulesen oder vorlesen zu lassen und zu erklären. Wenn gleich alles diefs sehr vortrefflich ist, und

und dem Religionsunterricht ein vielseitiges Interesse geben muss: so erfodert es doch einen sehr geschickten und gewandten Lehrer, dergleichen in Ansehung der Religion nur wenige bey Gymnasien vorhanden seyn möchten. In der zweyten Abtheilung dieses Lehrbuchs haben wir eine *Tugendlehre* und eine auf die Bedürfnisse der Jünglinge berechnete *Klugheitslehre*, und dann überhaupt eine *Reihe von Lehrbüchern für die verschiedenen Classen der Gymnasien*, nebst der sich auf jeden Cursus beziehenden *Methodik*, von dem Vf. zu erwarten. Alsdann wird auch noch klarer werden, warum er in dieses Lehrbuch für die oberste Classe nicht mehr und nicht weniger aufgenommen hat. Wir müssen gestehen, dass er uns viel gegeben zu haben scheint, was blofs in den Unterricht für Theologen gehört. Auch haben wir dieser Schrift hier und da mehr Einfachheit und Popularität gewünscht, und nehmen keinen Anstand, hierin *Niemeyers* Lehrbuche den Vorzug zu geben, wiewohl uns in andern Rücksichten wiederum Hn. *Ziegenbeins* Lehrbuch den Vorzug zu verdienen scheint. Die Lehrbücher für die untern Classen werden in ihren verschiedenen Abstufungen noch schwerer abzufassen seyn, als das gegenwärtige.

München u. Amberg, in d. Seidelischen Kunst- und Buchh.: *Grundriss der Reinhardischen Dogmatik*, zunächst für Gymnasien und Schulen, in einem gedrängten Auszuge aus dem gröfsern Werke. 1802. 184 S. gr. 8.

Als Auszug ist diese Schrift recht gut abgefasst, aber ein Auszug aus akademischen Vorlesungen über die Dogmatik und zumal solchen, welche schon vor so langer Zeit gehalten sind, und in welchen es vorzüglich auf Darstellung und Vertheidigung eines Lehrbegriffs angesehen war, welcher unter Streitsucht entstand, und in mancherley temporären und localen Rücksichten gebildet wurde, kann unmöglich zweckmäsig zum Religionsunterricht in Gymnasien und Schulen seyn. Wenn man eine solche Menge von Unbegreiflichkeiten und Subtilitäten in den ersten Religionsunterricht verwebt: so wird dadurch die Religion unfruchtbar für Verstand und Herz, ja oft für das ganze Leben widerlich und zurückschreckend. Der Vf. bestimmt diesen Auszug zugleich auch angehenden Theologen und Candidaten des Predigtamts und zum Leitfaden bey akademischen Vorlesungen. Zu jedem dieser Zwecke möchte er noch eher taugen, als zu dem, der auf dem Titel bemerkt ist. Aber wie kann der Vf. sich vorstellen, dass dieser Auszug zugleich zu allen angegebenen Zwecken dienen könne? Die Lehrart muss doch immer nach den Subjecten verschieden seyn, und Jünglinge auf Gymnasien können nicht wohl nach einem Lehrbuche unterrichtet werden, welches solchen, die einst selbst Religionslehrer werden sollen, bestimmt ist. Ueber die Grundsätze der Reinhardischen Dogmatik selbst, haben wir hier kein Urtheil zu fällen, aber eine Bemerkung können wir hier nicht unterdrücken. Seit Hr. D. *Reinhard* in Dresden ist, werden Predigten und akademische Vorlesungen von ihm durch fremde Herausgeber, und fast immer ohne alles sein Zuthun, an das Licht gestellt, seine Schriften werden von andern in Auszüge gebracht, die er gewiss oft selbst nicht billiget, seine philosophischen und theologischen Lehrsätze werden aus allen seinen Schriften herausgehoben und in ein System gebracht, er wird von ihnen unter die Repräsentanten des philosophischen Skepticismus gestellt, und verschiedene kursächsische Schriftsteller ändern ihre Denkart und modeln sie ganz nach der seinigen um. Man kann sich dabey des Verdachts kaum erwehren, dass bey solchen Herausgebern nicht reines Interesse an der Sache, auch nicht reine Hochachtung für die Person, sondern vielmehr selbstsüchtige und politische Rücksichten im Spiele sind, welches wir um des Besten der Religion und der Wissenschaft willen bedauern müssen.

ERDBESCHREIBUNG.

Kopenhagen, b. Proft: *Bemerkungen auf einer Reise durch das südliche Deutschland, den Elsass und die Schweiz* in den Jahren 1798 und 1799 von C. U. D. von *Eggers*, Königl. Dän. Leg. R. und Dep. im Finanzcoll. 1801. *Erster Band.* XXIV. u. 454 S. *Zweyter Band.* VIII. u. 471 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Von den sechs Bänden, die der Vf. ankündiget, liefert der *erste* die Reise von Kopenhagen nach Rastadt, Bemerkungen über die Markgrafschaft Baden, *Züge aus* der französischen Revolutionsgeschichte, Nachrichten von der Revolutionirung Italiens und eine kurze Darstellung des Falles der Schweizerrepublik. Im *zweyten* findet man die Beschreibung der Stadt Strasburg und des Elsafses, mit vielen Wahrnehmungen von den Folgen der französischen Revolution. Der *dritte* und *vierte* Theil wird zwey Reisen des Vfs. in die Schweiz enthalten, im Frühjahre und im Herbste 1798. Der *fünfte* wird von der Auflösung des Congresses zu Rastadt handeln, und eine Reise zur kaiserlichen Armee und bis Zürich im May 1799 beschreiben. Der *sechste* soll des Vfs. Reise über Constanz und Regensburg nach Wien, Prag, Töplitz und Dresden enthalten.

Der *erste* beginnt, wie bereits erwähnt worden, mit des Vfs. Reise von Kopenhagen nach Rastadt, die er so eilig zu machen genöthiget war, dass er mehrentheils Tag und Nacht reisen, und weder Zeit hatte, selbst viele Bemerkungen zu machen, noch Erkundigungen von andern einzuziehen. Hierüber wäre nicht das geringste zu sagen; dass aber demungeachtet 138 Seiten damit angefüllt werden, ist eine böse Vorbedeutung für das ganze Werk. Auch trifft man hier auf verschiedene Unrichtigkeiten. So wird S. 32. die Bevölkerung von Cassel mit 30,000 Menschen angegeben, welches um viele 1000 übertrieben ist; nach S. 130. ist das Postgeld in allen Ländern erhöhet worden, nur in Holstein nicht; im J. 1799. fand es aber Rec. in Holstein von 16 auf 24 Schillinge erhöht, dahin-

hingegen es in einigen deutschen Provinzen noch wie vor 50 Jahren bezahlt wurde. Desto interessanter sind die Nachrichten über die Markgrafschaft *Baden* und vorzüglich *Rastadt*. Im J. 1797. waren zu *Rastadt* 3668 Menschen, die Zahl der Häuser 242, ohne die herrschaftlichen Gebäude. Durch den Congress kamen hierzu 858 Fremde. Bey einer dritten Zählung waren 602 gesandtschaftliche Personen und 283 andere Fremde, mit Einschluss des hinzugekommenen Militärs. Bloss für Hauszins bezahlten die Gesandtschaften monatlich 15,000 Gulden. Man hat gesagt, dass in den 18 Monaten, die der Congress dauerte, die Hälfte aller Häuser in Rastadt bezahlt worden ist. Angenommen, dass von den 50 Gesandtschaften jede nur einen Louisd'or täglich verzehrte, so würde das monatlich ungefähr 65,000 Gulden machen. Bloss die Bedienten verzehrten gegen 12,000 Gulden monatlich. Die Polizey wurde von einer Badenschen Commission besorgt, der die Gesandten ihre Bedienten unterwarfen; auch wurde für diese ein Krankenhaus errichtet, wo einer für 1 Gulden täglich Wohnung, Licht, Speise, Bett und Wäsche erhielt. Der Arzt kam unentgeldlich. — In dem Carlsruher Park befindet sich die merkwürdige und wichtige Mayersche Steinschleiferey. Vorzüglich veredelt man hier einheimische Steine. Schöne Rheinkiesel. Seit 1754 hat man edle Steine im Lande entdeckt, und jetzt zählt man ihrer gegen 80 Arten. Auch wird hier isländische Lava zu Dosen, Halsbändern etc. verarbeitet. (S. 362. wo es heisst: „Indem der General Schauenburg das Münster und Emmenthal, als Theile des Bisthums Basel, besetzte" etc. muss statt Emmenthal Arguel, oder St. Immerthal, gelesen werden; S. 365. muss es statt „auf Jahrtausende angeben" etc. *Tausende*, oder so etwas heissen; S. 368. ist statt Mouden, Moudon, oder Milten; S. 402. statt Campo varino, vaccino, S. 450 und 451. statt Büron, Büren zu lesen).

Der *zweyte* Theil, der mit einer Reise nach Strasburg anfängt, enthält Bemerkungen über Fort Louis, die berühmten Linien, Kehl, die Fehler, die die verbündeten Mächte im letzten Kriege gemacht haben. In *Strasburg* wohnt der Vf. dem grossen Feste der Souverainität des Volkes bey, und findet durchaus eine unaussprechliche Gleichgültigkeit. Die Wahlen sind nicht frey, und die allerwenigsten Wahlfähigen gehen dazu. Niemand scheint einen höhern Wunsch zu kennen, als Ruhe, Sicherheit der Personen und des Eigenthums. An den Belustigungen des Abends schien nur der ganz niedrige Pöbel Theil zu nehmen. — Die (S. 91. ff.) mitgetheilten Reden von Dietrich und Blessig, und (von 159 bis 233.) die, mit sehr wenig Unterbrechung, gelieferten Auszüge aus einem Actenwerke über die Revolution von Strasburg dürften die mehresten Leser hier wohl zu weitläufig finden. Dagegen sind die Nachrichten über die Strasburger Fabriken, wie sie vor der Revolution waren, sehr interessant. In der Stadt allein waren zwischen 20 und 30 Tabaksfabriken, die über 5000 Menschen beschäftigten. Im J. 1719 verarbeitete man 80,000 Centner, und die Bauern, welche die Blätter dazu lieferten, erhielten 1 Million Livers, den Centner zu 12 Livers gerechnet. Damals waren über 100 Fabriken in der Stadt, die mehr als 10,000 Menschen ernährten. Jetzt sind nur 45 Fabriken in der Stadt. — Im 25sten Briefe benutzt der Vf. eine Civil- und Criminalsache, der er beywohnte, als Anlass, seine Meynung über die Gerichte durch eine Jury, über die englische Gerichtsverfassung, über die Wandelbarkeit der Richter, über die buchstäbliche Anwendung der Gesetze etc. sehr weitläuftig darzulegen, scheint aber keinesweges mit dieser gerichtlichen Verfassung, am allerwenigsten mit der Englischen, hinlänglich bekannt, und zu sehr an einen andern Gerichtsgang gewöhnt zu seyn, als dass er hierüber ganz unpartheyisch hätte urtheilen können. — Der 26ste Brief enthält mancherley statistische Nachrichten über den Elsass. Im 27sten verfolgt der Vf. die Schweizerrevolution, über die er schon früher Nachrichten gegeben hat. Da kommt denn so manches wieder vor, was zu der Zeit, als er es niederschrieb, allerdings neu war, das aber seitdem allgemein bekannt geworden, und in mehreren schon längst erschienenen Schriften zu finden ist. Gewiss würde der wohlunterrichtete Vf. die allermehresten seiner Leser verpflichtet haben, wenn er alles das abgekürzt und von vielen bloss die Resultate geliefert hätte. Das nämliche läst sich gegen den 28sten Brief einwenden, welcher Bemerkungen über das Betragen der Franzosen zu Hamburg, und — was noch auffallender ist — die Vertheidigung *Büsch'ens* für den Hamburger Rath enthält, obgleich diese, wie der Vf. noch in einer Anmerkung hinzufügt: „*in dem Anhange zu B's. Handlungsbriefsteller gedruckt ist.*" Uebrigens sind diese Briefe, einige Kleinigkeiten ausgenommen, gut geschrieben, und verrathen durchaus einen sachkundigen, wahrheitliebenden und edeldenkenden Mann. Seine Lage in Rastadt setzte ihn in den Stand, gute Nachrichten einzuziehen, und er hat nicht nur mit Fleiss, Sorgfalt und Beurtheilungskraft gesammelt, sondern auch alles in einem guten Vortrage dargestellt. Nur hin und wieder hat Rec. einige Wendungen bemerkt, die nicht ganz rein sind. S. 270. Th. I. „Die Regierung werde ihn sehr entbehren" etc. statt vermissen. S. 335. „Der General Delmas hatte sie geliehen" etc. statt geborgt. Das Wort „unberechbar" (*incalculable*) das zu wiederholten Malen vorkommt, möchte wohl auch das Bürgerrecht noch nicht erhalten haben.

GESCHICHTE.

HALLE u. LEIPZIG, b. Ruff: *Abriss der allgemeinen Weltgeschichte bis auf die neueste Zeit.* Ein Lehrbuch für Schulen von *K. E. Mangelsdorf.* 1802. 20 Bog. 8. (12 gr.)

Hn. *M.* Schriften sind häufig Mittelgut; allein dass Rec. den Namen desselben vor einem solchem Buche finden würde, erwartete er doch nicht. Es ist die fehlerhafteste, nachlässigste, dürftigste Compilation, die

die nicht verdient, dafs man das Papier verschwende, um diese harten Ausdrücke zu rechtfertigen. Denn der Kenner der Geschichte mag aufschlagen welche Seite er will, so wird er auf derselben Beweise von einer dieser fehlerhaften Eigenschaften finden. Eine niedrige gemeine Schreibart macht das Ganze noch ekelhafter. Rec. wollte anfangs gar keine Probe geben, indessen mag folgende Beschreibung der spartanischen Staatsverfassung hier stehen, S. 55.: „Man musste neue Einrichtungen in die Staatsverfassung machen, — — und man *überliefs* diese wichtige Sache — dem Lykurg. Dieser grosse Mann meynte, er müsse bey der allgemeinen Verderbniss auf den ersten Grund zurückkehren, und die Verbesserung des Staats mit der Verbesserung der Erziehung und des häuslichen Lebens anfangen. Und hier befolgte er den Grundsatz: je weniger der Mensch bedarf, desto besser ist er. *Da durften nun die grossen erwachsenen Leute nicht mehr essen und trinken was sie wollten.* Denn alle Bürger mussten gemeinschaftlich speisen. Auch den Luxus in Kleidung, Gebäuden, Vergnügungen etc. schaffte er ab, wozu die Einführung einer eisernen Münze viel half, und der strengsten Subordination. Deswegen theilte er alle Länder in 9000 gleiche Theile, die aber nur von den Leibeignen des Staats, den Heloten, gebauet wurden. Denn der freye Spartaner beschäftigte sich bloss mit solchen Uebungen, die seinen Körper abhärteten und ihn zum Kriege geschickt machten." Hn. *M.* Schüler sind nun von Lykurgs Staatsverfassung unterrichtet. Hinter jedem Absatz stehen Fragen über das in demselben enthaltene, welches vermuthen läfst, dass das Buch eine Verbesserung irgend eines alten Compendiums sey. Eine Vorrede ist gar nicht da.

* * *

Erlangen, b. Palm: *Bibeltexte zu Leichenpredigten, benutzt zum Gebrauch für Landpfarrer* von G. H. *Lang.* 2tes Bändch. 1802. 219 S. (12 gr.) 3tes Bändch. 1803. XXII. u. 207 S. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1800. Nr. 29.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Giessen* u. *Darmstadt*, b. Heyer: *Bemerkungen über die Erdmandel, aus eigenen Erfahrungen. Auch etwas weniges über den Weinbau in Deutschland.* Von Lt. *J. H. Bücking*, Reg. Procurator zu Marburg in Hessen. 1801. 40 S. 8. (3 gr.) Das nützliche Product der Erdmandel, dessen Bekanntmachung und Verbreitung Deutschland hauptsächlich dem unermüdeten Schriftsteller und Oekonomen Hn. Oberpf. *Christ* verdankt, und welches zum allgemeinen Nutzen Aufmerksamkeit zu erregen anfängt, ist so wichtig, dafs kein Beytrag, keine wiederholte Anpreisung und Ermunterung zum Anbau desselben überflüssig ist. Ausser der Bestätigung dessen nun, was gelehrte Schriftsteller uns von der Erdmandel, deren Bau und Nutzen bekannt gemacht, enthält diese Brochüre weiter nichts Interessantes, als dafs die Pflanze nicht so empfindlich gegen die Kälte und den Frost sey, als man Anfangs glaubte. Der Frost im Junius des Jahrs 1800, der Kartoffeln, Gurken und Bohnen gröfstentheils tödtete, machte zwar das schon ziemlich hohe Gras der Erdmandeln bey ihm ganz roth und verwelken; doch brachen bald wieder unzählige und weit mehrere neue Grasspitzen aus der Erde hervor, und ersetzten dasselbe desto stärker. Indessen spürte der Vf. bey der Einsammlung der Früchte eine merkliche Verminderung derselben. — Die Aeusserung des Vfs., *„dafs er nichts auf das „Behäufeln derselben halte, und er auch selbst die Kartoffeln nie behäufeln würde:"* beweist, dafs er noch wenig Kartoffeln müsse gebauet haben, und dem alten verlebten Gartenvater *Rammelt* (wie er sich ausdrückt) ohne Prüfung und ohne wiederholte Probe nachbete, da die Erfahrung bey saumseligen und faulen Landwirthen, die ihre Kartoffelfelder bisweilen nicht häufeln, nicht die Hälfte Ertrag haben. Auch die ersten Grundsätze des Landbaues überzeugen schon den geringsten Bauer, dafs schon die Auflockerung des Bodens zur Fruchtbarkeit desselben unumgänglich nöthig sey, und das Anhäufeln eines solchen Knollengewächses, das seine Früchte weit und nach allen Richtungen ausbreitet, desto mehr und ungehinderter seine Früchte treibe, und desto mehr Nahrungstheile für dieselbe erhalte, je mehr es aufgelockerte, frische und fruchtbare Erde über sich erhält. — Das *etwas weniges über den Weinbau in Deutschland* enthält eine Aufmunterung für die Bürger Marburgs, den Weinbau in ihrer Gegend und auf ihren Bergen zu versuchen, da er dort seit 10 Jahren einen Weingarten angelegt habe, der ihn überzeuge, dafs daselbst ein sehr guter, haltbarer, und bald im ersten Jahr vollkommen trinkbarer weisser Wein gebauet werden könne. Der arbeitsame oft dürftige Bürger, der so gerne mit seinem Grabscheit die Berge hinan klimme, und dessen Lohn des sauern Schweisses am Ende dann nur Kartoffeln seyen, könnte dann Braten essen und Wein trinken, — wenn er ihn selbst baute. — — Rec. würde fast Bedenken tragen, seine Mitbürger in einer rauhen Gegend zum Weinbau aufzumuntern, auf Bergen und Anhöhen, wo er noch gute Kartoffeln erziehen kann, da der arme Weingärtner in dem gelobten Lande des Weinbaues im Rheingau oft 5 Jahre auf den Ertrag seines Schweisses warten, und sich in dieser Zeit so verschulden muss, dafs ihm alsdann das glückliche Weinjahr nur halb zu statten kommt. — Vielleicht kann der Marburger durch Bepflanzung solcher Berge mit Kastanienbäumen, Süss- und Sauerkirschbäumen u. dgl. zehnfach gröfsern Ertrag fast *ohne Arbeit* bey einiger Industrie sich verschaffen, als mit Weinbergen, die das ganze Jahr Arbeit erfodern. Legt er z. B. nur einen Berg mit der fränkischen Wucherkirsche, der Ostheimerkirsche, wie einen Weinberg an, holzet denselben alle sechs Jahre aus, und verjüngt ihn durch seine Wurzelschöfslinge, trocknet alle Jahre diese vortreffliche Kirsche zum Verkauf: so kann er aus einem Morgen Landes jährlich mehr Ertrag und Nutzen erwarten, als im Durchschnitt von 10 Morgen Weinberg — in seiner Lage.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 18. Februar 1803.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

HEILBRONN u. ROTHENBURG, b. Class: *Erläuterungen der Erregungstheorie*, von *Joseph Frank*, Primararzt im allgemeinen Krankenhause zu Wien. 1803. IX. u. 338 S. gr. 8.

Einen solchen Reichtum durchdachter, erfahrungsmäfsiger Vorstellungsarten, eine solche Fülle der geläutertsten, reinsten; im Grofsen angestellten Beobachtungen haben noch wenige Schriften dargeboten. Und welch ein Geist spricht uns aus dem Werke an? Ein reiner, unbefangner Sinn für Wahrheit, ein kräftiges Bestreben sie zu erforschen, die ausgebildetsten Talente, der gröfste Umfang von Kenntnissen und die ächte Richtung des Arztes, sich von allen Fesseln jedes Systems, selbst des eignen, möglichst zu befreyen, das Alte nicht im voraus zu verwerfen, das Neue am schärfsten zu prüfen und zu läutern, alles den Aussprüchen der Erfahrung zu unterwerfen. Es sind wichtige Lehren und Resultate, die wir Hn. *Fr.* verdanken; aber noch wohlthätiger kann sein Beyspiel werden, als ein Muster anhaltender, tiefer, vielseitiger, unpartheyischer Untersuchung medicinischer Wahrheit, welche im Handeln und Beobachten am Krankenbette errungen wird, nicht aber durch entlehnte metaphysische Sätze und Speculationen, die auf ihrem eignen Gebiet noch im Streit sind, so bequem sich damit prahlen läfst, Aufklärung gewinnen kann.

Das, was der Brownianism Gutes und Neues hat, sticht in des Vfs. Darstellung eindringend und anschaulich hervor, und wird durch ihn an Verbreitung und Achtung gewinnen, gerade weil er es so beschränkt und modificirt, so viel Besseres daran knüpft, und so wenig ansteht, alles andere, was nicht den Gehalt hat, zu verwerfen. Die gröfsere Zahl der nicht Brownschen Aerzte wird sehr beweitwillig seyn, so viele treffliche Bereicherungen ihres Wissens sich anzueignen. Am nützlichsten mufs aber die Schrift den Brownianern, Erregungstheoristen, medicinischen Naturphilosophen werden, die hier gar vieles lernen können, besonders aber Ehrfurcht für Erfahrung, die Kunst, einzulenken, kurz es anders und besser zu machen, als sie seither thaten. Von allen Spuren der nachtheiligen Folgen einer Vorliebe für ein einmal angenommenes System können wir den Vf. indefs nicht frey sprechen, und es bleibt ihm auch von der Seite für die Zukunft in seinen Ideen und Ansichten noch mehreres zu vervollkommnen übrig, worauf wir ihn aufmerksam zu machen uns bestreben werden.

Erste Abtheilung. Allgemeine Betrachtung der Zustände, in welchen sich lebende Wesen befinden können. Leben. Die allgemeinen Betrachtungen, welche die höhere Theorie bilden, sollte der Vf. mehr vermeiden. Ihre oberflächliche Berührung giebt zu viel Blöfse. Er gesteht ihnen ja wenig Einflufs auf die Praxis zu. Wie schwach ist das, was er darüber sagt, ob die Erregbarkeit Resultat des Organismus oder Folge eines eignen Princips sey; wie wenig dringt er ein, wenn er die Einheit der Erregbarkeit darthun will! Alle erregende Potenzen sollen in einer Wirkung übereinstimmen, wodurch sie die Summe der Reize vermehren. Es seyen ihnen aber noch andere Wirkungen, sowohl chemische, als mechanische, eigen, von denen wir zwar wenig wüfsten, die aber grofse Rücksicht verdienten, vorzüglich bey den Arzneymitteln. Die zweckmäfsige Organisation erfodre ihre eigne Erwägung. Die Erregung hebe den Einflufs der chemischen und mechanischen Gesetze der todten Natur im Organismus gröfstentheils auf. Die Erregung vermöge aber das nur im vollkommnen kräftigen Zustande. So gleiche das Verdauungsgeschäft geschwächter Menschen oft ganz offenbar der sauren oder faulichten Gährung u. s. w. *Gesundheit.* Vorzüglich gegen den Misbrauch übel verstandner Brownscher Lehren in der Diätetik. Die Kinder würden zu blofs fleischfressenden Thieren gemacht, an Wein und andere hitzige Getränke gleich Postillionen gewöhnt, noch zum Ueberflusse in Pelzwerke gehüllt, und durch allerhand übertriebne Bewegungen, selbst durch halsbrechende Spiele erschüttert. *Anlage.* Fälschlich ziehen nach dem Vf. viele Brownianer Krankheitserscheinungen hieher, als z. B. die Zufälle der Dispepsie vor dem Ausbruch vieler Fieber. Zu subtil, aber nicht treffend und deutlich, scheint er uns aber hier zu verfahren. Mehrere Symptome des Uebelbefindens belegt man für sich noch nicht mit dem Namen Krankheit, mit welchem man gewöhnlich ein bestimmtes Zusammenseyn von Krankheitserscheinungen bezeichnet. Der Brownsche Begriff der Opportunität ist eine schätzbare Bereicherung unsrer Kunst, welchen uns die Brownianer nicht wieder nehmen sollen. Opportunität geht auf die semiotischen Zeichen, ob ein eintretendes Uebel den Charakter von Sthenie oder Asthenie haben werde. Die Unterscheidung durch dieselbe zwischen allgemeinen und örtlichen Uebeln scheint uns mit dem Vf. in allen schwierigen Fällen nicht viel zu leisten. Wahr ist es, allgemeine Krankheiten stellen sich zu Zeiten dar, ohne dafs et- was

was sie verkündigte, und wichtiger ist noch der vorher schon aufgenommenen Begriff von Prädisposition, der Empfänglichkeit für Krankheitsstoffe, für bestimmte Krankheiten ausdrückt, und sowohl schwache Theile, die besonders leicht kränklich afficirt werden, als auch eine hervorstechende Neigung zu gewissen Krankheitsformen bezeichnet. *Krankheit.* Brown bewies sicher zuerst, dass die Zufälle der Krankheiten nicht zur Richtschnur bey der Classification derselben dienen könnten. [Die bessern Aerzte aller Zeiten legten immer das mehrste Gewicht auf Erforschung der Ursachen, die sie aber nicht, wie Brown, in den unmittelbar vorhergegangenen Schädlichkeiten suchten. Der letztre Gesichtspunkt ist Brown eigen]. Der Wasserfenchel stehe in asthenischen intermittirenden Fiebern nach häufig angestellten Versuchen an Wirkungskraft der China nicht viel nach. Die Erfahrung bestätige täglich mehr, dass die intermittirenden Fieber, von welcher Natur sie seyn mögen, von den anhaltenden *bloss des geringern Grades halber* unterschieden sind. [Man denke aber an das bösartige, soporöse Tertian-Fieber, an so manche hartnäckige Quartan-Fieber]. Die asthenische Peripneumonie sey bey weitem häufiger als die sthenische Art. [Nimmermehr, das Wort Peripneumonie in strenger Bedeutung genommen und von allen Zeiten und Orten gesprochen]. Ein ganz besonderes Verdienst Browns sey es, das Forschen nach den Schädlichkeiten als das sicherste Mittel zur Entdeckung der Ursachen der Krankheiten dargestellt zu haben. Indessen gehe auch Brown zu weit, wenn er behaupte, das führe so ganz sicher. Hr. F. sah viele Brownianer ihren Aeusserungen entgegen, am Krankenbette weit weniger darauf Rücksicht nehmen, und sich vorzüglich mit der Untersuchung der Erscheinungen abgeben. Diess sey auch nicht anders möglich, wolle man nicht zu den irrigsten Schlüssen verleitet werden. Der Vf. urtheilt nun über das Schwankende aller Urtheile, welche sich auf blosse Berechnung der Reizsumme, die einwirken, gründet, ganz so wie der Rec. der Röschlaubschen Schriften in der A. L. Z. 1799. Nr. 376. [Hn. v. Hoven mag das zur nochmaligen Prüfung des Gehalts seiner Einwürfe eine Auffoderung seyn]. Ueberhaupt gestehe er gern ein, dass Aerzte, welche viele Kranke gesehen haben, und noch täglich sehen, sich weit mehr an die Symptome halten können, als diejenigen, welche nicht in diesem Falle sind. Für letztre bleibt die sorgfältige Betrachtung der einzelnen Ursachen eine sehr nöthige Sache. Erstre können sie, einige schwere Fälle ausgenommen, *nicht selten* übergehen. Nicht wenige Anhänger der Erregungstheorie wissen sich es bequem zu machen, und nehmen in den meisten Fällen gar keine Rücksicht auf die Bestimmung des besonderen Leidens, und halten sich bloss an den allgemeinen Krankheitszustand. Hieran mag Ignoranz oder Faulheit Schuld seyn, die Sache ist gleich tadelnswerth. Viele geben sich nicht einmal die Mühe, der Krankheit einen Namen beyzulegen. Sie glauben, dass es genug sey, wenn man bestimmt habe, ob Sthenie oder Asthenie zum Grunde liege. Hieran, und dass es nicht wenigen jungen Aerzten ganz an praktischen Sinn mangele, haben grösstentheils die Lehrer auf verschiedenen Akademien Schuld. So hochgelehrt jene über die dunkelsten Gegenstände, als über die Natur der Erregbarkeit, über die Mischung und Form der Materie; über die Anomalie der Lebenskraft u. s. w. zu sprechen wissen, so wenig sind sie im Stande, die alltäglichsten Uebel am Krankenbette zu erkennen, geschweige gegen dieselben einen ordentlichen Heilplan zu entwerfen. Die Brownsche Lehre habe keinesweges in den Stand gesetzt, eine für unheilbar erklärte einzelne Krankheitsform zu heilen. Aber sie heile geschwinder, und mit weit geringerer Gefahr andrer darauf folgender Krankheiten. [Ist der Vf. berechtigt, dieses Resultat im Allgemeinen zu ziehen?]. Die Lehre der Krisen kann nicht durch die Erregungstheorie verdrängt werden; auch stösst sie keinen einzigen Grundsatz derselben um. Indessen ist die Lehre der Krisen zu weit ausgedehnt und übel angewendet worden. Wahrheit der Lehre von Metastasen. Gegen Brown, dass es auch bey allgemeinen Krankheiten Fälle giebt, in denen der Arzt mehr oder weniger die *methodum expectativam* zu befolgen hat. Ausser den Ausschlagsfiebern zieht er den Typhus aus Ansteckung hieher. Diese Krankheiten laufen ihre Perioden durch, man mag thun, was man will. Rec. Erfahrung spricht für jeden Typhus, der sich förmlich gebildet hat, und nicht im Entstehen gehoben worden ist. Aber, setzen wir hinzu, die *methodus expectativa* schliesst hier die wirksamsten Arzneymittel nicht aus, um die Kräfte zu *erhalten*, *einzelne* Symptome zu beseitigen, die edleren Organe zu befreyen, aber ohne die Hoffnung, die Dauer der Krankheit selbst abzukürzen. Ueberhaupt stelle der leidende Theil nach gehobnen allgemeinen Krankheiten noch Zeichen von Störung dar, als Folge der in ihnen stattgefundenen Veränderungen in der Mischung und Form. Bey gehöriger Leitung der Erregung stelle die Zeit alles her; [die Kunst muss und kann aber doch oft nachhelfen]. Viele allgemeine Krankheiten verbergen sich unter der Larve örtlicher Uebel, als Scirrhus, Mastdarmfistel, Geschwüre der untern Gliedmassen, Aneurismata, Blutaderkröpfe, Ischias, Ausweichen des Oberarmbeins. Aber öfters haben auch örtliche Fehler den Anstrich allgemeiner Krankheiten, als intermittirende Fieber, Epilepsie, Irrereden oder Manie. Grosse Wichtigkeit der von Brown zuerst aufgestellten Unterscheidung allgemeiner und örtlicher Krankheiten; sehr wahr. Der Verdacht eines örtlichen Uebels entsteht: 1) wenn eine Krankheit lange und unter ganz verschiedener Lebensart stets mit derselben Stärke anhält. Die mehrsten chronischen Krankheiten rühren von örtlichen Fehlern her, oder haben sich wenigstens in ihrem Verlauf mit denselben verbunden. Der Vf. beschränkt indess diesen Satz sehr. 2) Wenn sowohl die reizmindernde, als die reizvermehrende Methode in ihrem ganzen Umfange ohne besondern Nutzen oder Schaden angewendet wurde. 3) Wenn man vermuthen kann, dass die Krankheit angeerbt ist. 4) Wenn bey einer vor-

vorhergegangenen heftigen Erregungskrankheit irgend ein Organ besonders stark angegriffen war, so dass sein Bau dadurch eine Störung erleiden konnte. Das Charakteristische der Oertlichkeit und Allgemeinheit nüanciret so vielfach, dass ihre Unterscheidung oft sehr schwierig ist; beide laufen häufig in einander, was man nicht richtig als Complication bezeichnet. Man solle eine örtliche Krankheit nicht mit einer organischen verwechseln. [Uns sind nicht alle örtliche Uebel organische, aber alle organische Uebel stets örtliche]. Es wäre beynahe nicht zu bezweifeln, dass es auch *allgemeine* organische Krankheiten gebe, die nicht unter die zwey Formen der Erregungskrankheiten zu bringen wären. [Der Vf. scheint solche Uebel als die Lustseuche zu meynen. Es kann etwas den ganzen Körper treffen, ohne von Erregung auszugehen, oder dieselbe wesentlich zu afficiren. Oertlicher Fehler ist dann allerdings ein unschicklicher Name]. Man habe bisher die Erregungskrankheiten zu abstract behandelt, als wären sie ganz von der Organisation getrennt, da doch eine solche Absonderung in der Natur gar nicht stattfinde (vortrefflich). *Erregungskrankheiten*, Alle allgemeine Krankheiten liessen sich unter Hypersthenie (so will Hr. *Fr.* immer die Brownsche Sthenie, Röschlaubs Vorschlage gemäss, genannt wissen) oder Asthenie bringen. Ihr Wesentliches liege aber nicht in blosser Vermehrung oder Verminderung der Erregung. Sehr oft sah er Erregungskrankheiten, deren Ursprung, Verlauf und Ende wahrlich durch *blosse* Asthenie oder Sthenie nicht könnten erklärt werden. Aber ihre Classification unter eine dieser Ordnungen leite doch den Praktiker zu einigen Massregeln, wenn ihm alles dunkel bleibe. Die Bestimmung gründe sich auf die reizende Wirkung aller erregenden Kräfte, deren Nebenwirkungen die Krankheiten mehr oder weniger compliciren. Diese Ansicht sey für Therapie und Arzneymittellehre von grosem Einfluss. Die ihr zum Grunde liegenden Beobachtungen haben wahrscheinlich zu dem Begriffe der in *modo* veränderten kranken Erregung geführt. Sein Geständniss ist: dass, obwohl *alle* Erregungskrankheiten entweder zu den Sthenien oder Asthenien gehören, Sthenie und Asthenie doch nicht hinreiche, um das Wesen einer jeden Krankheit befriedigend zu erklären. Mit Recht wird der Brown eigene Satz ausgehoben und gepriesen, dass das mehr leidende Organ in Erregungskrankheiten weder der Ursprung, noch der Sitz des Uebels, sondern bloss eine grössre Aeusserung des allgemeinen Leidens ist. Der Unterschied, welcher zwischen den Erregungskrankheiten der sthenischen oder asthenischen Classe stattfinde, stamme theils und vorzüglicher Weise von der Verschiedenheit der mehr leidenden Organe her, theils von dem verschiednen Grade des Erregungszustandes. Nach Brown sey selten von Complicationen der Krankheiten die Rede. [Der Vf. scheint uns nicht consequent zu verfahren, indem er hier Brown unbedingt beystimmt]. Hat man eine der Natur und dem Grade einer Erregungskrankheit angemessene Behandlungsart gewählt; so nimmt man auf den dritten therapeutischen Punkt Rücksicht, auf das vorzüglich leidende Organ, oder besonders afficirte System. Nicht ganz habe Brown diesen Gesichtspunkt in der Therapie, wie in der Pathologie vergessen, aber doch zu oberflächlich berührt und nicht gehörig gewürdigt. In der Heilmittellehre und Therapie, Schriften, auf die Hr. *Fr.* oft verweiset, und die wir begierigst erwarten, werde er diese Lücke auszufüllen [illegible]. Hier stelle er indess einige Bruchstücke auf. Er sehe ein, dass er hierdurch die Brownsche Praxis der gewöhnlichen nähere, ohne aber doch im Widerspruch mit der Brownschen Theorie zu seyn. Ein Arzt, welcher nach den Erregungsgrundsätzen handeln wolle, könne nicht genau genug der besonderen Wirkung der erregenden Potenzen auf die verschiednen Theile des Organismus nachspüren. *Sthenische Krankheiten.* Seine Zuhörer warne er, nicht zu glauben, sthenische Krankheiten kämen überall so selten vor, als im Wiener allgemeinen Krankenhause. Unter 12000 Kranken, welche er daselbst jährlich im Durchschnitt behandle, wären selten 6—8 sthenische Kranke, wenn er die Exantheme, als Pocken etc. ausnehme. Er sey nicht Hufelands Meynung, dass unter den exanthematischen Krankheiten vorzüglich das Scharlachfieber einen asthenischen Charakter annehme. Das sey nur der Fall in gewissen bösartigen Epidemien. Sonst weiche es der antiphlogistischen Behandlung. [Eine grosse Wahrheit, nicht genug zu beherzigen in der jetzigen Zeit]. Jede Krankheit könne sthenisch seyn, selbst die Pest. Auch schwächliche, übelgebaute Körper können in Sthenie, vorzüglich gelinderer Art, verfallen. Aus Vorliebe für Asthenien urtheilten die jungen Brownschen Aerzte nie, der Puls ist klein und weich, aber er kann es ja auch bey Sthenien seyn, wie sie doch oft beym harten und vollen Puls umgekehrt schliessen. Den Schaden dieser Vorliebe für Asthenien habe er oft wahrgenommen. Schauder erregende Geschichte des Todes des Dr. Göthe durch einen solchen Missverstand. Das sind die Folgen des Betragens so manchen jungen Arztes, heisst es, wenn er mit grosen Eigendünkel nach Wien kommt, die Klinik *en petit maitre* behandelt, die allda vorgetragenen goldnen praktischen Regeln als Empirismus, wodurch die Arzneykunde als Kunst nichts gewinnen kann, betrachtet; allenfalls einige Collegien über die Encephalognomik anhört, vielleicht auch ein Clinicum über Augenkrankheiten einigemal besucht, übrigens aber seine Zeit mit dem Lesen unsrer neuen philosophischen Werke, oder einiger beissigen Journale verschleudert u. s. w. [Trauriges, aber nur zu wahres Gemälde der jetzigen medicinischen Jugend!]. Browns Versuch, den *Calorem morbosum* zu erklären, sey äusserst misslungen. Der wahre praktische Blick, eine göttliche Eigenschaft.. Sehr wahr, dass man sich büten müsse, die Sthenie bey Ausschlagskrankheiten zu sehr zu vermindern, sie zu activ zu behandeln. Das Incitament werde zu sehr vermindert, die Erregbarkeit dann zu sehr vermehrt, der Krankheitsreiz nicht mehr zu ertragen, und die weitre Folge sey ein indirect asthenischer Zustand mit der grössten Gefahr.

Die

Die grössen Aerzte hätten das immer beachtet, fast zu sehr. Der Uebergang der Sthenie in indirecte Asthenie sey sonst etwas seltenes, nicht wie der Vf. ehemals nach Brown lehrte, eine tägliche Erscheinung. Die Brownianer verkennen oft Asthenien, behandeln sie oft als Sthenien, und wollen lieber eine Umänderung der Krankheit annehmen, als einen Irrthum eingestehen. Einem Kranken im Hospital zu Pavia, der an Peripneumonie litt, wurde 27mal zur Ader gelassen, er starb, und der Arzt bedauerte, nicht Zeit zum 28ten Aderlass gehabt zu haben. Wenn der Vf. die kühle Temperatur in Sthenien empfiehlt: so verstehe er das blosse Vermeiden der Hitze. In einigen Krankheiten der von Sthenie afficirten Organe verkennt er, wie uns scheint, den grosen Nutzen der Vesicatorien. Die Idee des Gegenreizes, durch die dieser wohlthätige Erfolg erklärt wird, hätte seine Prüfung verdient. Den Salpeter sieht er als ein reizendes Mittel an, ob nicht aus blossen theoretischen Gründen? *Asthenische Krankheiten*. Der Vf. vermuthet, es könne auch wohl Vermehrung der Erregbarkeit stattfinden, ohne durch Verminderung der Erregung, und also durch Entziehung der Reize veranlasst worden zu seyn. [Wir stimmen ihm bey, glauben aber, dass vermehrte Erregbarkeit und die gehörige Summe der Reize zur Sthenie führen müsse]. Bey directer Asthenie sey der Uebergang in örtliche Fehler oder die Störung der Organisation, so wie überhaupt die Zersetzung der organischen Masse durch die äussre Natur weit seltner, als bey indirecter Schwäche. Dort schütze nämlich die angehäufte Erregbarkeit den Organismus vor dem Einflusse der chemischen und mechanischen Gesetze. Man nehme dieses noch mehrere Stunden nach dem Tode wahr. Nach Versuchen eines ungerischen Arztes, Schmidt, behielten unter allen äussern Theilen die Lippen am längsten die Erregbarkeit. Die letzte Empfindung eines Sterbenden dürfte daher die der Küsse seiner Freunde seyn! Die Erregbarkeit sey in Krankheiten oft so angehäuft, dass die Summe der Reize durch Arzneyen nicht zu erhöhen, sondern zu vermindern sey, und der Arzt das Ansehen erhalte, er behandle asthenische Krankheiten antiphlogistisch. Es wird hieher die gewöhnliche alte Heilmethode der Mutterblutflüsse, des Scorbuts und der Asphyxie gezogen und gerechtfertigt, welche man den Brownianern so oft entgegensetzt, und welche diese leugnen zu müssen glaubten. [Es sind aber nur gewisse Formen der Krankheiten, welche unter die Classe der directen Asthenie gestellt werden, welche diese Sparsamkeit mit Reizen erfodern. Unser Schluss hat daher viel für sich, dass die Gesetze der Erregung nicht zur Erklärung der Natur und Heilung dieser Krankheiten zureichen, sondern dass es auf andere Eigenthümlichkeiten hinaus läuft]. Nichts sey einseitiger und irriger, als bey den Reizmitteln, wie er sonst that, bloss auf den Grad oder die Quantität des Reizes zu sehen, und nicht zugleich auch die Natur oder die Qualität desselben zu betrachten. Hallers saures Elixir sey gegen directe Asthenie, ausser in Fällen von Leiden der ersten Wege, was das Opium gegen indirecte Asthenie ist, und sollte er einem von beiden entsagen müssen: so würde ihm die Wahl schwer fallen.

(Der Beschluss folgt.)

PARIS, b. Courcier: *Elémens de la Science des Accouchemens*, par le Docteur *Sacombe*. An X. (1802.) XXII. und 456 S. 8.

Wir können uns bey der Anzeige dieses Buchs des fruchtbaren Hn. *Sacombe's* um so kürzer fassen, da eine ausführliche Darstellung seiner Eigenthümlichkeiten in der Geburtshülfe in den Erg. Bl. Jahrg. II. Nr. 60. gegeben ist, und wir hier grösstentheils seine früher bekannt gemachten Ideen in einer andern Ordnung, übrigens aber eben nichts Neues gefunden haben. Es wäre also eben die Anordnung der Ideen, die wir hier zu beurtheilen hätten, und von dieser müssen wir gestehen, dass sie eben nicht die vorzüglichste ist, und dass, wenn auch die Geburtshülfe fähig wäre, zu einer Wissenschaft erhoben zu werden, sie wenigstens nicht diesen *Elémens de la Science des accouchemens* ihre Erhebung zu verdanken haben werde. Das ganze Werk zerfällt in 4 Abtheilungen: *Schwangerschaft*, Geburt, Kindbett und Kinderkrankheiten; diess wäre so übel eben nicht, aber in den einzelnen Abtheilungen liegt alles so unter einander, dass selbst ein Geübter nur mit Mühe einen Faden für das Ganze herausfinden kann. Das Interessanteste für Rec. war Dedication, Vorrede und eine ihr angehängte Reclamation an Docteur *Kurt Sprengel*. — Die Vorrede hat die Ueberschrift: *Le voeu de l'humanité au Gouvernement français* und ist gleichsam ein *resumé des preuves materielles*, welche der *Luciniade* angehängt waren. — In der Reclamation an D. *Kurt Sprengel*, macht der Vf. dem deutschen Arzte grose Complimente, beklagt sich aber über das Urtheil, das dieser verdiente Schriftsteller in seiner kritischen Uebersicht über ihn gefällt hat, und schickt ihm ein Exemplar seiner Elemente. Die sehr originelle Dedication an den Frieden, den Friedensstifter, die Consuls und den damaligen Staatsrath Röderer ist lateinisch und im Lapidarstil abgefasst; der Vf. nennt darin sein Buch: *novae scientiae partuum elementa nec caesareo nec symphiseo (!) sanguine madentia* u. s. w., und schliesst mit der Unterschrift aus *Cic. de Off.: Prima officia debentur diis immortalibus*.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 19. Februar 1808.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Heilbronn u. Rothenburg, b. Class: *Erläuterungen der Erregungstheorie*, von *Joseph Frank*, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Bey der indirecten Schwäche hat die Idee mehr Bedeutung, ob sie nicht durch eine besondere Operation des innern Organism, indem dieser das Vermögen verliere, die Erregbarkeit zu erzeugen; also ohne zu heftig erregende Potenzen, ohne vorhergegangene zu starke Erregung entstehen könne. Sehr unbefriedigende Erklärung der Ausnahmen des Satzes, dass im Alter indirecte Asthenie statt finde. Die indirecte Asthenie unterscheide sich besonders von der directen durch Beständigkeit und Trägheit in den Symptomen und Entmischung der Organisation. Ueber den Ersatz der Erregbarkeit ausführlich, aber ohne zu unterscheiden, was durch mangelnde Erregung sich anhäuft, und was aus andern Quellen zufliesst. Eine scharfsinnige Idee ist es, welche indess nur als Hypothese und zur Rechtfertigung des Curplans der indirecten Asthenie durch grosse Reizmittel aufgestellt wird: die kräftige Erregung, die diese bewirkten, sey eine nothwendige Bedingung der so nöthigen Erzeugung neuer Erregbarkeit. Unanwendbar sey die Regel, mit Reizen anzufangen, die nur etwas unter der Summe stehen, welche die Krankheit veranlassten, und sie allmälich zu verringern, da dieser Calcul in einzelnen Fällen gar nicht anzustellen ist. Sehr lehrreich über die Heilmittel der indirecten Asthenie. Nur wie das Queckfilber hier seinen Platz finde, will uns nicht einleuchten, es sey denn, dass einige mit ihr verbundene oder von ihr veranlasste Localübel ins Auge gefasst sind. Ueber den Mohnsaft vortrefflich. Er sey in der indirecten Asthenie die *sacra ancora*. Desto verderblicher sey sein Gebrauch in directer Asthenie, und zwar selbst in den kleinsten Gaben. Er sahe schon von zwey bis drey Tropfen Laudanum die übelsten Folgen bey sehr erregbaren Subjecten. Nur die Verbindung mit Säuern mache dessen Anwendung erträglich. Es gebe indess Ausnahmen, wo selbst bey indirecter Asthenie der Mohnsaft schlecht bekomme; die wichtigste sey das aus indirecter Asthenie entstandene asthenische Fieber. Zu einigen bisher nicht genau bestimmten Fällen desselben sey er zwar indicirt und rette das Leben, aber im Allgemeinen sey er dieser Krankheit nicht angemessen, und unsere neuen [Brownschen] Aerzte stifteten grosen Schaden durch dessen Gebrauch. Röschlaub sey entgegengesetzter Meynung; aber des Vfs. Erfahrungen wären zu zahlreich und geläutert. Er bitte im Namen der Menschheit von diesem unbedingten Gebrauch des Mohnsaftes in asthenischen Fiebern abzustehen. Von der Anwendung der Reizmittel in der indirecten Asthenie sagt er vortrefflich, sie wären nicht im Stande, die Grundursachen des Uebels zu heben, sondern sie liessen nur Zeit gewinnen, d. h. sie unterstützten die Erregung nur einstweilen, bis sich die Erregbarkeit wieder ersetze. Ueber den wichtigen Punkt der vermischten Schwäche finden wir in den Vorstellungen des Vfs. eine grosse Verwirrung. Er frägt, existirt dieser Zustand? bejaht es, thut aber nur dar, dass zugleich einige Reize zu sehr vermehrt, andere zu sehr vermindert einwirken können. Das mag nach den Erregungsgrundsätzen, deren Gültigkeit wir dahingestellt seyn lassen, einige Momente durch einen sonderbaren Conflict von Entgegensetzung darstellen, wird aber unmöglich einen dauernden Widerspruch im Charakter der Krankheit bilden, da beide Schädlichkeiten dieselbe Einheit der Erregbarkeit afficiren. Müsste nicht viel leichter Sthenie und Asthenie zugleich denselben Organismus ergreifen können, da indirecte Asthenie nur eine entfernte Folge der Sthenie ist, und doch leugnet Hr. *Fr.* dieses Zusammenseyn. Zu irren scheint er uns auch, wenn er den Uebergang der directen Asthenie durch Anwendung zu starker Reize in indirecte Asthenie hierherzieht, da sich dann entgegengesetzte Zustände folgen, *nicht zugleich* statt finden. Dass man in Gefahr sey, indirecte Asthenie in directe zu verwandeln, können wir nicht begreifen. Das Verfahren, welches dahin führen soll, müsste den Tod verursachen. Vortrefflich über die Zeichen, durch die zu erkennen ist, dass man die Reize im Uebermaass anwende, dass man Ueberreizung veranlasse. Diese verleiteten oft, fälschlich das Uebel als eine in Sthenie übergegangene Krankheit anzusehen. Die Reize müssen dann vermindert, aber nicht ausgesetzt werden, und am wenigsten darf die schwächende Methode ergriffen werden. *Wiedergenesung.* Sie spiegle den vollkommenen Uebergang einer Krankheit in Gesundheit vor, während der Grund zu jener, folglich die Gefahr eines Rückfalles noch nicht gänzlich gehoben ist.

Zweyte Abtheilung. Besondere Betrachtung des Einflusses der bekanntesten unter den erregenden Kräften auf die Erzeugung der verschiedenen Erregungszustände. Luft. Den mechanischen Druck der Luft berücksichtige man jetzt zu wenig. Auf dem St. Gotthardsberge soll der Scorbut endemisch seyn, wahrscheinlich am mehrsten vom Mangel frischer Nahrung.

Wärmestoff. Nahrungsmittel. Brown habe die Wirkung derselben sehr einseitig betrachtet, da er sie in den blossen Reiz lege. Die ernährende Eigenschaft stehe nicht immer mit der reizenden in geradem Verhältnisse; ja meistens scheine sie mit dieser im umgekehrten Verhältniss zu seyn. *Blut.* Die neuen Pathologen, welche erschrecken oder lachen, wenn man von der fehlerhaften Beschaffenheit des Blutes spreche, hätten die einseitigsten Begriffe von der Würde und dem Einflusse dieses Stoffes. Sonderbar wäre es, dass die alten Pathologen die Plethora mehr als Ursache von chronischen asthenischen Krankheiten, wo sie nicht existiren könne, als für Ursache der Sthenie ansehen. Aber nicht allein in Hinsicht auf Menge, sondern selbst auf Qualität, scheine es äusserst wahrscheinlich, dass man dem Blute eine Sthenie erzeugende Kraft beylegen könne. Was man in den Pathologieen unserer Väter von wässerigem, dünnem, aufgelösetem Blute lese, sey nicht so unsinnig, als man jetzt wolle glauben machen; denn wären auch solche Veränderungen des Blutes ursprünglich eher Wirkung, als Ursache der Krankheit: so verhindere diess nicht, dass sie im Verlaufe derselben wieder zur Ursache anderer Erscheinungen, oder wenigstens zur Ursache der Vermehrung der bereits vorhandenen Krankheit werden können. Von Humoralpathologie zeigt sich der Vf. dennoch, wie man von seinem Scharfsinn erwarten kann, sehr entfernt. *Von den aus dem Blute abgesonderten Säften.* Besonders gut über die Galle. *Licht, Gerüche und Schall. Verrichtungen des Hirns und der Nerven.* Unbefriedigend. *Muskelbewegung.* Ein trefflicher Abschnitt. *Arzneymittel, Gifte und Ansteckungsstoffe.* Positiv schwächende Mittel kenne er nicht; die Säuern reizten! Man könne mit ziemlicher Zuverlässigkeit sagen, der Typhusstoff wirke reizend! Er sey der Meynung, dass der *Typhus a contagio* eine Krankheit sey, die jeder Mensch, der zu einem gewissen Alter gelange, eben so auszustehen habe, als Pocken, Masern u. s. w. Wenigstens kenne er nicht viele Personen, welche zu einem gewissen Alter gelangt wären, ohne ein solches unter hunderterley Namen bekanntes Uebel erlitten zu haben. [Eine gewiss durchaus falsche Behauptung!] Er sey daher nicht weit entfernt zu glauben, dass der *Typhus a contagio* kein einfaches asthenisches Fieber, sondern ein *exanthematicus primarius*, gleich den Pocken u. s. w. sey. Die Petechien scheinen sich zum Typhus zu verhalten, wie die andern Ausschläge zu den sie begleitenden Fiebern. Gebe es contagiöse *Typhi* ohne *Petechien*, so gebe es auch Pocken- Masern- und Scharlach-Fieber ohne Pocken- Masern- und Scharlach-Ausschlag. Venerische, welche mit Quecksilber behandelt werden, bekämen äusserst leicht den *Typhum contagiosum*, und würden sehr hart mitgenommen. Man kann wohl nicht mit dem Vf. sagen, das *contagium* des Typhus wirke als Heilmittel, wenn man die Beobachtung macht, dass während und nach dem Typhus vorher eingewurzelte Krankheiten, als Epilepsie u. s. w. gehoben werden. Das Contagium ist hier nicht das Heilmittel, sondern die Veränderungen, welche die Fieberbewegungen herbeyführen.

Dieser kritische Auszug, der nicht alle dem Vf. eigenthümliche Sätze aufnehmen durfte, wird jedem den grossen, innern Gehalt der Schrift bemerklich machen, welche der Titel mit Unrecht als eine zweyte, obgleich neu bearbeitete Auflage *der Erläuterungen der Brownschen Arzneylehre* bezeichnet, da sie durchaus mit diesem frühern Werke nichts gemein hat. Wir können die Bemerkung nicht zurückhalten, dass wir uns nicht irrten, wenn wir die Behauptung wiederholt aufstellten, dass von Umschmelzungen der Lehre Browns in Erregungstheorie, dass von den mit derselben verschmolzenen vermeyntlich höhern Speculationen, dass überhaupt von der weitern und tiefern Ausführung und Begründung der Theorie ein besserer Gang der Dinge nicht zu erwarten sey, welcher Annäherung der streitenden Partheyen und Aufhellung und Entscheidung der streitigen Fragen zur Folge haben könne. Nur durch vernünftigen Empirismus können medicinische Angelegenheiten gedeihen. Hn. *Fr.* Schrift zeigt, dass ächte Aussprüche der Erfahrung einzig im Stande sind, die hellen *Seiten* eines neuen Systems geltend zu machen, dasselbe mit den zuverlässigen Erfahrungssätzen der vorhergehenden Zeit zu bereichern, und durch die gehörige Beschränkung, Aufklärung und Ausfüllung seiner eigenthümlichen Lehren derselben, als ein Gewinn für Kunst und Wissenschaft jedem Unbefangenen darzuthun. Es fehlt nicht viel, und dieses grosse Ziel ist erreicht. Wir empfehlen insbesondere Hn. *Fr.* eine nochmalige Prüfung des Brownschen Satzes, *dass jede äussere Einwirkung die Summe der Reize vermehre*, also den Thätigkeiten im Organismus immer ein neuer Sporn seyn müsse. Schon, dass er ihnen anderweitige Nebenwirkungen zuschreibt, müsste diesen Satz umzustossen vermögen, der auf des Vfs. Forschungen noch viel zu viel Einfluss hat.

Erfurt, b. Keyser: *Diätetisches Lexicon oder theoretisch-praktischer Unterricht über Nahrungsmittel und die mannigfaltigen Zubereitungen derselben* u. s. w. Ein Familienbuch, in allen die Erhaltung des Lebens und der Gesundheit betreffenden Angelegenheiten bestimmt von D. *Ludwig Vogel*. *Erster* Band. A bis K. 361 S. *Zweyter* Band. L bis Z. 328 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Dieses Buch ist eine vollständige Diätetik für Gesunde und Kranke, und enthält daher nicht allein eine umständliche Betrachtung, sowohl seltener als der gewöhnlichen Nahrungsmittel, sondern auch eine ebenso umständliche vieler anderen im menschlichen Leben vorkommenden Dinge in Rücksicht ihrer heilsamen und schädlichen Wirkungen auf die Gesundheit. Die Idee, die Artikel alphabetisch zu ordnen, hat in diesem Fache menschlicher Kenntnisse vorzüglich viel für sich; eben diese Ordnung macht ein solches Buch der gewiss nicht kleinen Zahl von Lesern brauchbarer, welche, bey dem Wunsche, ihren Körper in gutem Stande zu erhalten, gern bey allen vorkommenden Zweifeln sich an einen medicinischen Rathgeber wenden,

den, und daher schnell Antwort verlangen, die ein systematisches Werk ihnen nicht so bald gewähren kann, weil sie nicht allemal wissen, in welchem Kapitel sie dieses oder jenes suchen sollen. Es ist sehr zweckmäsig, dass auch die *Krankheiten* besondere Artikel ausmachen, so dass ein Kranker finden kann, welche Nahrungsmittel u. s. w. bey *seiner* Krankheit zuträglich oder schädlich seyn, und dass in jedem dieser Artikel die Kennzeichen der abgehandelten Krankheit angegeben sind, damit jeder, der eine gewisse Krankheit zu haben *meynt*, erst untersuchen könne, ob er sie wirklich *habe*. Auch die *Schwangeren*, *Gebärenden*, *Wöchnerinnen*, *Erziehung der Kinder*, haben besondere Artikel erhalten. Unter der Rubrik: *Krankenspeisen*, findet man eine grosse Zahl grösstentheils gewiss recht guter Recepte zu Speisen und Getränken; die Artikel *Witterung* und *Essen* fehlen, obwohl unter diesen über Abhärtung und Mässigkeit, die Hauptmomente aller Diätetik, sich viel treffliches hätte sagen lassen. Die Abhandlungen sind gründlich und die Vorschriften nicht bloss der neueren Theorie, sondern, was hier wichtiger ist, der Erfahrung gemäss; die besten Schriften aus allen Fächern der Medicin sind benutzt; die Schreibart ist plan und fasslich und in den meisten Artikeln angenehm.

In einem dritten Bande soll eine *Seelendiätetik* folgen, obwohl schon in diesen beiden Bänden manches vorkommt, was dahin gehört. Wir wünschen, dass der Vf. die Schwierigkeiten derselben überwinde, und sie eben so brauchbar liefere, als dieser gegenwärtige Theil seines Werkes wirklich ist.

Paris, b. Gabon: *Nouvelle methode pour manoeuvrer les Accouchemens*, par *J. P. Maygrier*. 1802. 137 S. 8.

Eins der besseren französischen Bücher über Gegenstände der Geburtshülfe. Der Vf. scheint seinen eignen Weg einschlagen zu wollen, und ist kühn genug, nicht alles anzunehmen, was *Baudelocque*, der in den neueren Zeiten fast allgemein für den grösten französischen Geburtshelfer gilt, gelehrt und vorgetragen hat. Wirklich hat der Vf. über den Gegenstand, den er behandelt, gedacht; aber noch ist er nicht von manchen Vorurtheilen der älteren Schulen der Geburtshülfe frey, und hat daher manches noch nicht so beobachtet, als es die Natur darbietet, wenn man sie ungestört wirken lässt. Die unendlich vielen Kindeslagen, durch deren Annahme Baudelocque das Studium der Geburtshülfe so sehr erschwert, hat der Vf., wie schon einige Deutsche es seit geraumer Zeit gethan haben, auf eine viel geringere Anzahl reducirt. Er nimmt drey Hauptlagen an: 1) wo der Kopf, 2) wo der Rumpf, 3) wo die Extremitäten vorliegen. Diese drey Hauptlagen können nun zwar nach den Richtungen des vorliegenden Theils vervielfältigt seyn, aber die Hauptlagen erfodern doch die vorzüglichste Aufmerksamkeit des Geburtshelfers. Nach diesen drey Hauptlagen des Kindes, werden nun auch drey Hauptmanoeuvres angenommen, die der Vf. *manoeuvre capitale*, *troncale* und *extremitale* nennt und die nun ausführlicher behandelt werden. — Sollten auch hier nicht viel mehr als eine neue Ordnung und einige neue Namen der Dinge angenommen seyn: so muss Rec. doch gestehen, dass diese Idee von Vereinfachung ihm bey einem Franzosen sehr gefallen hat. — Etwas überflüssig ist die Abtheilung der Wendung (*manoeuvre extremitale et troncale*) in die *tems d'intromission*, *tems d'exploration*, *tems de mutation*, *tems d'extraction*. Solche Unterschiede beym Manoeuvriren sind höchstens an dem Fantome zu beobachten. Die Handgriffe sind ziemlich genau. — Sehr vernünftig ist das Manoeuvre bey vorgefallenem Arme angegeben. Ueber *Steissgeburten* aber so wie über *Gesichtsgeburten* findet man sehr bedeutende Irrthümer. Ueberhaupt liebt der Vf. die Wendung wohl zu sehr, mehr als er es selbst das Ansehn haben will. — Die Instrumentalhülfe theilt er in *einfache* (Zange, Hebel, stumpfer Hacken) und *zusammengesetzte* (scharfe Hacken, Messer, Kaiserschnitt etc.). Der Gebrauch der Zange ist gut angegeben und mit Recht (gegen die Grundsätze der Zangenliebhaber) darauf eingeschränkt, dass der Kopf schon in den Eingang herabgetreten seyn muss. — Um bey dem Gebrauch des Hebels, den der Vf. nur in sehr wenigen Fällen anwendet, Quetschung der Geburtstheile zu verhüten, schlägt er vor, ein Band mit einem Ende in der Mitte des Hebels zu befestigen, das andere Ende auf der Erde hängen zu lassen, mit dem Fusse darauf zu treten und so das Hypomochlium von den Geburtstheilen gleichsam entfernt zu halten. — Der Gebrauch der scharfen Instrumente ist ebenfalls ganz gut angegeben. Der *article additionel* ist aber wieder voller Irrthümer. Die *Zwillingsgeburten* z. E. werden hier als sehr gefährlich und künstlicher Hülfe sehr bedürftig vorgestellt, da doch im Gegentheil eine Zwillingsgeburt gewöhnlich eben so regelmäsig, als eine einfache Geburt, von statten geht, und dann auch durchaus keiner besondern Hülfe bedarf.

London, b. Mawman: *An inquiry into the efficacy of Oxygene, in the cure of Syphilis.* To which are subjoined, *a few general Observations on its Application, in various other Disorders.* By *Charles Platt*, Surgeon to the New Finsbury Dispensary, and Member of the Royal College of Surgeons, London. 1802. 6½ Bog. gr. 8. (16 gr.)

Die Einleitung über die Identität des Contagium der Gonorrhoe und Lues, nach *Hunter* und gegen *Bell*, und die hierauf folgende summarische Geschichte der Anwendung oxygenreicher Substanzen gegen syphilitische Krankheiten enthalten nichts Neues. Gegen den Gleet wandte der Vf. (S. 22.), in der Absicht, durch hervorgebrachte Reizung die andere aufzuheben und die absorbirenden Kräfte zu erhöhen, die Salzsäure (*muriatic acid*) neuerlich mit sehr gutem Erfolge an; er mischte vierzig Tropfen derselben unter vier Unzen destillirten Wassers und bediente sich dieser Mischung drey- bis viermal des Tags als Einsprützung. Das Verhältniss der Säure sey, nach den Umständen,

zu

zu vermehren oder zu verringern. — Er habe eine Menge von Fällen beobachtet (S. 29. f.), in denen die neuen Mittel nur zu offenbar fehlschlugen. Von diesen theilt er hier achte mit, die ihm am beweisendsten scheinen, und wobey, wie er (vgl. S. 65.) versichert, *Cruickshank's* Vorschriften so sorgfältig, als die Umstände es nur erlaubten, befolgt wurden. In drey derselben wurde gegen Chanker, Phimosis, anfangende und eiternde Bubonen, Gonorrhoe etc. die rauchende Salpetersäure von 1½ bis 2 oder 3 gemessenen Drachmen in einem Quart Wasser 40 Tage lang und darüber täglich ohne Erfolg oder unter Verschlimmerung der Zufälle gegeben, so, dass Queckfilber endlich die Cur bewerkstelligen musste. Eben so ging es in zwey Fällen mit Chanker, Bubonen und Phimosis bey dem, einen Monat und darüber fortgesetzten Gebrauche der oxygenirten Salzsäre (*oxygenated muriatic acid*) von zehn Tropfen steigend bis vierzig pro Dosi viermal des Tages: in dem ersten Falle vertheilte sich doch ein Bubo, und der andere aufgebrochene wurde beynahe geheilt, allein der Chanker nahm dagegen überhand. Die letzten beiden Fälle betreffen den Gebrauch des salzsauern Gewächsalkali (*oxygenated muriate of potash*). 1) Der erste dieser Kranken hatte Chankers an der Eichel, Phimosis, und einen anfangenden Bubo. Während eines dreywöchentlichen und längeren Gebrauchs jenes Salzes von 3 bis 36 Gran viermal des Tags, wurde zwar die Entzündung der Vorhaut beträchtlich vermindert und der Bubo beynahe vertheilt, allein die Chankers nahmen an Zahl und Grösse zu, worauf endlich, als diese Cur noch vierzehn Tage ohne besseren Erfolg fortgesetzt worden war, Mercurius angewandt wurde und den Kranken herstellte. 2) Der zweyte Kranke litt an venerischem Ausschlage, Gliederschmerzen, und Knochengeschwulst an der Tibia. Das Salz wurde viermal des Tags von 6 bis 40 Granen 56 Tage hindurch angewandt, wobey zwar das allgemeine Befinden, der Appetit und die Kräfte des Kranken sich sehr besserten, aber die eigentlichen Zufälle unverändert blieben. Man setzte das obige Verfahren noch fast 14 Tage lang ohne zu bemerkende Besserung fort, und griff darauf zum Queckfilber, das die gewünschten Dienste that. — Da der Vf. sich nur auf eine so geringe Anzahl von Krankheitsgeschichten eingeschränkt hat: so könnte man allerdings mit Recht erwarten, dass er wenigstens diese vollständig und mit allen Umständen bekannt gemacht haben würde. Diess ist jedoch bey weitem der Fall nicht. — Wenn das Oxygen, fährt er S. 44. fort, wirklich die Ursache von der Wirksamkeit des Queckfilbers und der Säuren ist, warum giebt man es denn nicht als Lebensluft, in welcher Gestalt es grösseren Nutzen hervor bringen würde? (Die Antwort hierauf hat *Rollo* längst gegeben). Man irrige ferner sich oft in der Diagnosis, und halte manche Krankheiten der Genitalien und benachbarten Theile für venerisch, die von ganz andern Ursachen herrühren. Erörterung dieses (lange nicht mehr neuen) Gegenstandes nach *Adams*, *Willan*, *Hunter*. Die Yaws oder Sibbens haben zwar in einigen Stücken grosse Aehnlichkeit mit der venerischen Krankheit, sind aber in andern sehr wesentlich von ihr verschieden. Sowohl die Prophylaxis, als Heilmethode, begünstigen die Vermuthung, dass die Sibbens eine eigne Hautkrankheit sind, die von der Einsaugung eines Krankheitsgiftes herrührt, das sich jedoch wesentlich von dem venerischen unterscheidet. Ein Chanker oder ächtes venerisches Geschwür zeichnet sich durch verdickte oder callöse Ränder und Basis und dadurch aus, dass es mit wenigem oder gar keinem Schmerze verbunden ist, denjenigen ausgenommen, der von der nöthigen Anwendung äusserer Mittel entsteht: letztere Bemerkung will der Vf. jedoch *bloss* auf den, durch das Gift der Lustseuche bewirkten „ulcerativen Process" angewandt wissen. Zwey Krankengeschichten, zur Bestätigung dieses Satzes. — Das End-Resultat ist (S. 66.) folgendes: Die neuen Mittel können nach Beschaffenheit der Umstände von Nutzen seyn, aber sie haben in keinem einzigen unzweifelhaft venerischen Falle irgend eine specifike Eigenschaft gezeigt.

Ein Anhang enthält (S. 69.) *Bemerkungen über die pneumatische Medicin.* Sie sind gegen die neuere pathologische Lehre von Hyperoxygenation und Deoxygenation des Körpers und gegen *Beddoes*, *Darwin*, *Hamilton* (der Vf. der Schrift über *die Hydrophobie*), gerichtet und zum Theil mit unnöthiger Weitschweifigkeit, auch mit unter etwas bitter, abgefasst, enthalten aber manche sehr gründliche und zur Beherzigung zu empfehlende Gedanken. Von *Browns* Systeme heisst es S. 73.: „es schien bey seiner Entstehung fruchtbarer zu werden, als irgend ein noch vorhandenes, allein es ist, wie viele andere ephemerische Producte, eine kurze Zeit lang in Flor, und wird vielleicht mehr durch die Sonderbarkeit, als die Brauchbarkeit seiner Grundsätze der Vergessenheit entgehen." S. 79. wird mit Recht bedauert, dass ein Werk von so grossen Ansprüchen auf allgemeine Achtung, wie *Darwin's* Zoonomie, und von solchen literarischem Werthe, so wenige praktische Belehrung gewährt.

Weimar, b. d. Gebr. Gädicke: *Reisen und Abentheuer Rolando's und seiner Gefährten.* Ein Robinson für Kinder zur Erlernung geographischer und naturhistorischer Vorkenntnisse. Nach dem Französischen des *Jauffret*. 5tes Heft. 1802. 11 Bog. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1802. Nr. 295.)

Num. 53.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 21. Februar 1803.

OEKONOMIE.

TÜBINGEN, b. Heerbrandt: *Von der Weisellosigkeit und dem Rauben der Bienen.* Eine Abhandlung, welche durch eine Vergiftungsgeschichte veranlasst worden, nebst einem *Anhang von Gesetzen, zur Beförderung der Bienenzucht.* Von M. S. F. *Wurster*, Pfarrer zu Zainingen, im Wirtemberg. Ober-Amte Urach, und der physik. ökonom. Bienengesellschaft in der Oberlausitz Ehren-Mitglied. 1802. 80 S. 8. (6 gr.)

Der Vf. dieser sehr interessanten Abhandlung ist einer von den ächten Kennern der praktischen Bienenzucht, und ein glücklicher Bienenwirth auf der rauhen Alp. Er klärt hier einen der allerwichtigsten Punkte der Bienenzucht auf, den gleichwohl so wenige Bienenbücher recht gründlich abhandeln. Die *Weisellosigkeit* oder der öftere Abgang der Königin ausser der Zeit des Eyerlegens, und wenn die Bienen keine dreytägige Eyer oder Bienenwürmer haben, um sich eine neue Königin statt der abgegangenen oder verunglückten erbrüten zu können, ist das schlimmste Uebel bey der Bienenzucht, und die Ursache, warum so viel tausend Binenstöcke eingehen. Sie ist die Haupt-Ursache von dem Berauben der Bienen unter einander, und der Mangel der Kenntniss und der Einsicht in diese Ursache eine Quelle von verkehrten und ungerechten Behandlungen der sogenannten Raubbienen, und von verwerflichen Schlüssen und Gesetzen über diesen Vorfall. Eine solche schädliche Unwissenheit verleitete einen Bienenwirth in Ludwigsburg zu der Vergiftungsgeschichte, deren auf dem Titel gedacht wird. Seine Bienen wurden nämlich beraubt, weil sie vermuthlich weisellos waren, oder er vielleicht selbst auf irgend eine Weise Anlass zum Rauben aus Unwissenheit oder Saumseligkeit und schlechte Aufsicht auf seine Bienen gegeben hatte. Er stellte vergifteten Honig aus, um sich den Rauber vom Halse zu schaffen, und verderbte dadurch eine Menge guter Bienenstöcke der halben Stadt.

Der Vf. zeigt nun zuförderst, woher die öftere Weisellosigkeit entstehe, und wie besonders die mehreren Schwärme von *einem* Stock die gewöhnliche Ursache von der Weisellosigkeit des Mutterstocks werden. Er giebt sodann die äusserlichen und innerlichen Kennzeichen der Weisellosigkeit an und lehrt ferner, wie die Weisellosigkeit zu verhüten sey, durch Bedeckung und Warmhalten der Stöcke bey kühlen Nächten, durch Verhüten des öftern Schwärmens der Bienen vermittelst des Verstellens des schwarmlustigen Stocks mit einem andern, etwa schwächern, Stock oder zweyer mit einander, deren beide Königinnen rufen: oder durch Aussetzung des ersten Schwarms an die Stelle des Mutterstocks sogleich nach dem Schwärmen. Endlich zeigt er, wie einem weisellosen Stock zu helfen sey; diess geschehe entweder durch Einspiessen eines Stücks Rose oder Wabe mit tauglicher junger Brut (das aber nur rathsam gefunden wird, wenn der Stock noch stark von Volk ist; sonst ist es besser, man jagt die wenigen Bienen hinaus, und lässt sie zu den Nachbarn einfliegen, oder vereinigt ihn mit einem nicht allzu volkreichen Stock): — oder durch eine junge Königin, die man aus solchen Stöcken austrommelt, die das zweytemal schwärmen wollen, und deren Königinnen rufen, als welche man oft noch spät erhalten kann; sey es aber so spät, dass man diese nicht mehr bekommen könne: so thut man am besten, wenn man die weisellosen Stöcke, die alsdann schwach und nicht mehr füglich zu erhalten sind, ausjagt, und zu einem andern nicht allzu volkreichen Stock, den man an den Platz des weisellosen rückt, einziehen lässt.

In der zweyten Abtheilung kommt der Vf. auf das *Rauben* der Bienen. Seine richtigen Grundsätze darüber sind folgende: Alle gute Bienenstöcke rauben, wenn sie können, oder ihnen Gelegenheit und Veranlassung dazu gegeben wird. *Rauben* aber (als welches Wort hier in einem ganz uneigentlichen Sinn gebraucht wird), heisst bey diesen unschuldigen Thierchen nichts anders, als ihre Nahrung, den Honig, nach ihrem Naturtrieb überall aufsuchen, wo sie ihn finden und erlangen können. — Der Bienenwirth ist aber meistens, ja fast allemal *selbst* Schuld, wenn seine Bienen beraubt werden: *entweder* lässt er weisellose Stöcke auf seinem Stand stehen, und hilft ihnen nicht mit einer neuen Königin, oder treibt ihn nicht aus, und zu andern Stöcken: *oder* er geht unvorsichtig mit dem Füttern um, verzettelt Honig bey dem Stand, oder lässt das Futtergeschirr mit Honig über Tag stehen: *oder* er giebt nicht auf Nebenöffnungen, unten, oben, hinten u. s. w. acht, wodurch fremde Bienen einschlupfen können: *oder* er lässt das Flugloch zur Raubzeit zu gross, dass zumal schwächere Bienen ihren Eingang nicht genug vertheidigen können. Das sind die gewöhnlichsten Ursachen des Raubens. — Die eigentliche *Raubzeit* der Bienen ist einmal *im Frühjahr*, durch etliche Tage, wo die Witterung zwar gut und warm, aber noch keine Nahrung im Felde ist; hernach *im Spätjahr*, wo die Nahrung besonders durch ein anhaltendes kaltes Regenwetter plötzlich unterbrochen worden, und dauert 10—14 Tage.

Tage. Die Bienen besuchen alsdann durch die sogenannten Näscher, welche *Spurbienen* heissen können, alle Bienenstände, und untersuchen durch ihren feinen Geruch, vermittelst ihres Schwebens in gerader Richtung vor den Fluglöchern, ob eine Königin im Stock sey oder nicht: — ob keine Nebenöffnung am Stock vorhanden: — ob das Flugloch nicht gross genug sey, einzudringen? — Gelingt es *einer*, einzudringen und sich mit Honig anzufüllen (wie denn die weisellosen Stöcke muthlos sind, und sich wenig vertheidigen): so bringt sie sogleich noch mehrere Helfer mit, und in wenigen Stunden ist der halbe Schwarm da, und keine Rettung mehr, als den beraubten Stock zu verschliessen und in eine finstre Ecke zu stellen. Ist derselbe weisellos, wie gewöhnlich der Fall, und folglich von wenig Werth: so wird das noch übrige Volk ausgejagt, und etwas schwache Stöcke damit verstärkt. — Durch Kunst oder gewisse geheime Fütterungen lassen sich keine Raubbienen machen. — Nach diesen sichern Grundsätzen, nach welchen der Bienenwirth, dessen Stöcke beraubt werden, durch seine Nachlässigkeit selbst Schuld hat, kann weder der, dessen Bienen geraubt haben, zum Schaden-Ersatz, der ohnehin nicht bestimmt werden kann, angehalten, noch ihm das Urtheil gesprochen werden, seinen Stock auf eine Stunde Wegs aus dem Orte zu schaffen, noch vielweniger hat der Beraubte das Recht, die raubenden Bienen auf irgend eine Weise zu tödten, oder durch ausgesetzten schädlich vermischten Honig zu verderben, wodurch zugleich viele andere herbeygelockte noch mehr unschuldige Bienen mit verderbt werden; vielmehr ist er nebst der Strafe zum Schadenersatz selbst anzuhalten. Ein gütlicher Vergleich, Verwechslung der Stellung des beraubten Stocks mit dem raubenden, wenn es noch Zeit ist, mag hiebey das Beste thun.

Der *Anhang* von den Bienengesetzten giebt eine sehr gute Anleitung, diese Lücke in der Landwirthschafts-Polizey auszufüllen. Da aber die Methoden der Bienenzucht selbst in einem und demselben Lande verschieden sind, und nur solche Rechtsgelehrte, welche die Bienenzucht von Grund aus selbst verstehen, im Stande sind, Bienenrechte und Gesetze aufzustellen und von den Obrigkeiten der Gegenden sanctioniren zu lassen: so sollten von allen Gegenden, die einerley Methoden ihrer Bienenzucht haben, von den Bienenverständigen derselben die Stimmen, Gutachten, Beyträge etc. gesammelt, von bienenverständigen Rechtsgelehrten in ein Ganzes gebracht und von der Obrigkeit sanctionirt und durch den Druck bekannt gemacht werden.

Erfurt, b. Rudolphi, *Praktische Anweisung zur Forstwissenschaft* in 10 Tabellen enthaltend die Naturgeschichte der deutschen wilden Holzpflanzen und die cubische Vermessung der Holzkörper, nebst einem Anhange gesammelter Forstbemerkungen von *Ludwig Freyherrn von Lobkowitz.* 1802. 80 S. kl. 8. mit 10 Tabellen. (18 gr.)

Der Vorrede zufolge entstand diese praktische Anweisung aus Fragmenten, die der Vf. gelegentlich über forstwirthschaftliche Gegenstände bearbeitete, und dann in zwey Abschnitte ordnete. Von diesen enthält der *erste* in einzelnen Kapiteln. Aufsätze über den Schaden, welcher den Forsten durch Menschen, Thiere und Insecten zugefügt wird, in Verbindung mit den Mitteln dagegen, wovon einige besondere Aufmerksamkeit verdienen. Der *zweyte* Abschnitt behandelt den Nutzen, welcher den Forsten durch Verbesserungen und Aenderungen verschafft werden kann; die hieher gehörigen Fragmente beziehen sich auf die Anlegung guter Wege und zweckmässiger Holzabfuhren, auf das Ausmachen der Stöcke, auf Eintheilung der Laubhölzer, Verpflanzen der Birken und Abschaffung der Lochbäume, welche Gegenstände grösstentheils einer weitern Ausführung bedürften. — Der botanische Theil besteht aus Tabellen. Von diesen zeigt die erste die Haupt- und wesentlichsten Bestandtheile der Bäume, und die von denselben abzuleitenden botanische Eintheilungen in einer Uebersicht macht. Die drey folgenden sind dem Laubholz, die fünfte den Nadelholzbäumen, und die übrigen dem ganz- und halbharten- und weichen Sträuchern gewidmet. Die IX. begreift die Erdhölzer, und X. schliesst mit einer tabellarischen Uebersicht der cubischen Messungs-Maximen, der Balken, Walzen und Kegelstücke.

Erfurt, b. Hennings: *Die deutsche Landwirthschaft in ihrem ganzen Umfange, nach den neuesten Erfahrungen* bearbeitet von einer Gesellschaft praktischer Oekonomen, herausgegeben und *mit einer* Vorrede begleitet von *J. V. Sickler. Erster* Band. 1802. 350 S. 8. mit 1 Kupf. (1 Rthlr.)

Auch unter dem besondern Titel:

Deutschlands Gartenschatz, nach der Grundlage des ältern Reichardschen Gartenschatzes, mit den neuesten Entdeckungen praktischer Gärtner und Landwirthe bereichert, und bearbeitet von *Ernst Heinrich Göring*, und herausgegeben von *J. V. Sickler*. etc.

Bey dem grossen Umfang der Landwirthschaft ist es allerdings für einen praktischen Oekonomen so wohl, als für den Liebhaber, der sich in einigen Theilen der Landwirthschaft unterrichten will, kostspielig, aus allen Theilen derselben sich die nöthigen Bücher anzuschaffen. Es ist daher diess Unternehmen der Gesellschaft einiger praktischer Oekonomen sehr erwünscht und verdienstlich, von einem jeden Theil der Landwirthschaft etwas gründlich Unterrichtendes in gedrängter Kürze zu liefern, und zwar so, dass der weniger Bemittelte sich daraus diesen oder jenen Band wählen und anschaffen kann, der ihn in einem Theil der Landwirthschaft und Oekonomie unterrichtet, welcher ihn vor andern interessirt. Auf der andern Seite ist es auch für solche Leser und Liebhaber der Landwirthschaft, die mehr aufwenden können, angenehm, ein gutes Werk sich anzuschaffen, das sich über alle Theile derselben, z. B. Viehzucht, Branteweinbrennerey, Bierbrauerey und andere ökonomische Operationen

nen verbreiten soll. — Dass die Auswahl der Mitarbeiter dem Endzweck entsprechend sey, dafür bürgt schon, ausser der ersten Probe in diesem Bande, der an ihrer Spitze stehende Herausgeber, ein in vielen Theilen der Landwirthschaft *praktischer* Oekonom.

Der *erste* hier erschienene Band lehret den *Küchengarten* bestellen. *Reichards Land- und Gartenschatz* war vor 40 Jahren ein classisches Werk, wodurch sich der Vf., der damals durch Erziehung der Gemüse, wie überhaupt durch seine physikalischen Kenntnisse sich vortheilhaft auszeichnete, sehr verdient machte. Hier nun werden die Reichardschen Erfahrungen kürzlich voraus bemerkt, und die Resultate der neuern Untersuchungen und Erfahrungen folgen in Zusätzen: woraus man zugleich in historischer Rücksicht sehen kann, wie weit man seit seiner Zeit gekommen ist.

Die *Einleitung* zu dem Gemüsebau liefert einen kurzen aber bündigen Abriss der Anatomie und Physiologie der Pflanzen. — Weiterhin lehren einzelne Abschnitte und Kapitel das Nöthige vom Gemüse- und Gartenbau. Im *ersten Abschnitt* handelt das *erste Kapitel* von Erziehung, Behandlung und Anwendung der Sämereyen. — Bey diesem im Ganzen guten und ziemlich umfassenden Unterricht, vermisst Rec. sowohl in dem 1. §. *von der Erziehung der Sämereyen* als auch in dem 13. §. *über die Ausartung der Saamen* etc. die Bemerkung über die im Feld- und Gartenbau nöthige und erprobte Vorsicht, dass man sowohl einen und denselben Saamen nicht immer auf ein und dasselbe Land bringen darf, als auch, dass man zur Verhütung des Ausartens der Pflanzen sich nicht immer eines solchen Saamens bedienen solle, der stets in eben dem Garten erzogen worden, in welchem man ihn aussäet. Ohne hier die Gründe zu untersuchen, so ist in der Erfahrung bewährt, dass sowohl die Abwechselung mit Saamen aus einer entfernten Gegend zum Gedeihen und zur ächten Fortpflanzung der Gewächse überaus zuträglich sey, als auch, dass man nicht auf ein und demselben Land oder Acker die nämliche Frucht oder eben das Gewächse erziehe, welches ein, zwey oder drey Jahre darauf gestanden hat. — Das *zweyte Kap.* handelt *von der Anlegung eines Küchengartens.* — *Drittes Kap. Von der Bearbeitung und Bedüngung des Küchengartens, und Behandlung der Gewächse im Allgemeinen.* — Hier sind auch die *Mist*- oder *Treibebeete* abgehandelt. — *Zweyter Abschnitt. Von der Erziehung und Behandlung der einzelnen Küchengewächse, wie auch von dem Gebrauch derselben. Erstes Kap. Ueber dem Anbau der Küchenkräuter.* — *Zweytes Kap. Von den Kohlgewächsen.* — *Drittes Kap. Von den knollichten Gartengewächsen.* — *Viertes Kap. Von den Wurzelgewächsen.* — Der 16. §. enthält eine nützliche Beschreibung der Gruben und einer Stellage im Keller, wo die Wurzelgewächse durchgewintert werden sollen. — *Fünftes Kap. Von den Zwiebelgewächsen. Sechstes Kap. Von den wässerigen Gartengewächsen.* — *Siebentes Kap. Von der Erziehung des Spargels, der Artischocken und der Cardonen.* — *Achtes Kap. Von den Hülsenfrüchten, oder von den Gartenbohnen und Gartenerbsen.* — *Anhang. Erstes Kap. Von der Vertilgung der dem Küchengarten schädlicher Thiere. Zweytes Kap. Uebersicht der monatlichen Verrichtungen im Küchengarten. Nachricht von einigen Gartenwerkzeugen.* — Alles ist kurz und zweckmäfsig abgehandelt; auch sind Papier und Druck gut.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Felisch: *Sittliche Schilderungen*, entworfen *auf einer Reise von Braunschweig, über Pyrmont, Rinteln* etc. nach Cassel *in Briefen an einen Freund* herausgegeben von *W. F. Chassot v. Florencourt*, Hz. Brsch. Lüneb. Cammersekretär. 1801. XVI. u. 342 S. 8. (1 Rthlr.)

Folgende Orte und Länder bieten dem Vf. vorzüglich Stoff zur Entwicklung seiner Ideen und zur Mittheilung seiner Empfindungen und Phantasien dar: die Weser-Gegenden, Pyrmont (wo er am längsten verweilt), Meyenburg, Graffschaft Detmold, Hameln, Hessen, vorzüglich Cassel. Die Briefe sind weniger *über* diese kleine Reise, als *auf* derselben geschrieben. Das Werkchen schien uns eine auffallende Aehnlichkeit, Theilweise sogar Identität mit v. Florencourt's Bemerkungen auf einer Reise durch einen Theil des Niedersächsischen und Obersächsischen, Westphälischen und Oberrheinischen Kreises zu haben; es mag aber seyn, dass uns das Gedächtniss trügt, welches um so leichter der Fall seyn kann, da wenigstens in beiden Schriften einerley Geist weht; da in beiden derselbe helle Kopf, das warme Herz, die feurige Einbildungskraft, ähnliche Ansichten der Dinge, mit gleicher Einseitigkeit und jugendlicher Ueberspannung gepaart sind. Hr. v. Florencourt giebt sich übrigens nicht für den Vf. sondern für den Herausgeber der sittlichen Schilderungen in Briefen, die im Sommer 1796 geschrieben sind. Er erklärt sogar, nicht in allen Punkten mit dem Vf. einverstanden zu seyn, und setzt sich in einer Anmerkung mit Lebhaftigkeit einer Ungerechtigkeit entgegen, die er gegen das schöne Geschlecht begangen habe. Wie es zugehe, dass die Vorerinnerung des Herausgebers Braunschweig d. 1. Nov. 1796 unterzeichnet sey, da das Buch auf dem Titel die Jahrzahl 1801 zeigt, wissen wir nicht.

London, b. Cox u. Baylis: *L'Ambigu, Variétés Atroces et amusantes, Journal dans le Genre Egyptien.* Nr. I—V. S. 1—126 S. fol.

Dieses sind die fünf Numern eines Folio-Blattes, welches wegen seiner zügellosen Ausfälle gegen Bonaparte und dessen Regierung, nicht nur in Frankreich, sondern auch in der fünften Woche seit seiner Entstehung, im May 1802, selbst in dem pressfreyen England, verboten wurde. Verfasser davon war *Jean Peltier* aus Paris, der schon 1790 die *Correspondance politique*, dann den *Courier de l'Europe*, den *Courier de Londres*, ferner das *tableau de l'Europe* — 1795 das Wochenblatt *Paris*, und früher die *Actes des Apotres*

tres schrieb. In der meisterhaften Einleitung wird der Titel dieses Journals im Gegensatz von *Ambigu* und *Stable* erklärt, obgleich der Geist sich deutlicher in der Vignette und deren allegorischen Figuren darstellt. Die Satyre wird vorzüglich in Wortspielen, Doppelsinnen, *Calembourgs*, und ähnlichen Witzeleyen, oft aber gar nicht versteckt. Der Vf. übertritt die Gränze der Rechtlichkeit am meisten, indem er Bonaparte's Herkunft, Lebenslauf, Charakter, Fähigkeiten, Schicksale, Verwandtschaften, kurz Alles, was ihn, seine erklärten Anhänger und Freunde, und die consularische Regierung überhaupt betrifft, zwar oft mit Witz, und Laune, meist aber mit dem Stachel eines tödlichen Hasses und giftiger Bosheit verfolgt. Die Pariser officiellen Artikel gegen die Londner Journale gaben dazu einen Anlass mehr, welcher noch in der vierten und fünften Numer benutzt werden konnte. Die *Ephéméridimachie ou la Guerre des Journaux Français et Anglais.* S. 120 — 121. enthält ein geistreiches Gemälde der europäischen Zeitungs-Taktik. Die Authenticität mehrerer eingeflochtenen Thatsachen ist bey der leidenschaftlichen Stimmung des Emigranten Peltier wohl mehr als verdächtig; worauf auch, selbst ganz unbefangne Leser, denen gerade nicht alles Gold ist was glänzt, durch das eröffnete gerichtliche Verfahren in dieser Sache geleitet werden. Denn schon am 18. November 1802 machte der General-Procurator dem Vf. Peltier die Anzeige, dass, nach Weihnachten, auf Reclamation der französischen Gesandschaft ein Criminal-Verhör gegen ihn angestellt werden würde.

* * *

Leipzig, b. Gräff: *Wie kann und soll man jungen Leuten helfen, wahre Christen zu werden? Von Carl Ludwig Droysen.* Ein Anhang zu der Schrift: Ueber die beste Art die Jugend in der christlichen Religion zu unterrichten. 3te umgearbeitete und verbesserte Auflage. 1802. 128 S. 8. (8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1803. Nr. 21.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. Ohne Druckort: *Briefwechsel über Gegenstände der innern Organisation von Bayern, der oberen Pfalz, Neuburg und Sulzbach.* 1—2tes Heft. 1801, 3tes Heft. 1802. zusammen 6 Bog. 8. (6 gr.) Ein dem Vorgeben nach wirklich geführter Briefwechsel zwischen einem Staatsmann in München und einem Landrichter soll Aufklärungen über die im Staatsrathe zur Sprache gekommene Frage geben, ob es für das Wohl des Landes zweckmässig sey, mehrere der bisherigen Pflegämter oder Landgerichte zu vereinigen, sie dadurch grösser zu machen, und die Einnahme der Landrichter auf fixe Besoldung zu setzen; ob man nicht einzele weit entlegene Gemeinen besser zu einem näher liegenden Amte schlagen; ob in jedem Amte nicht Justiz- und Kameralgeschäfte getrennt von verschiedenen Beamten verwaltet werden sollten; und ob es nicht besser wäre, anstatt der bisherigen Gerichtsdiener Dorfschulzen anzustellen. — Gegen das Verändern einzelner Gemeinen erklärt sich der Hr. Landrichter gerade zu; die Vereinigung mehrerer Aemter geht ihm eher ein, so dass die bestehenden höchstens 20,000 Seelen fassten; dadurch könnte die jetzt bestehende Zahl von 129 Landgerichten in Bayern und der Oberpfalz auf 82 reducirt werden. Eine solche Menschenzahl setzt aber bey Bayerns Bevölkerung einen Flächenraum von wenigstens 12 Quadratmeilen voraus. Man denke sich also die Last des Bauern, sein Recht immer mehrere Meilen weit holen, seine Abgaben, seine Frohndienste in so grosser Entfernung leisten zu müssen. Dieser Einwurf schreckt aber den Hn. Landrichter nicht ab, er hält es für gut, dass der Bauer nicht in jedem Augenblicke zu Gerichte laufen kann, eine Menge Processe und unnützer Kosten würden erspart, wenn er erst einen Weg von einigen Stunden (einigen Meilen) zu laufen habe. Seine eigne Erfahrung habe ihm das gelehrt. Wohl mag es wahr seyn, dass der Bauer lieber Unrecht erträgt, als den weiten Weg, und wie es oft geschieht, noch dazu vergeblich macht. Aber dass diess recht und gut sey, wird wohl so leicht niemand behaupten. Da steht denn der Landmann unter dem Gerichtsdiener, oder, wie er dort heisst, Schergen, vor welchem, als einer in Bayern wichtigen Person, er den Hut nicht minder höflich als vor dem Amtmann abnimmt; denn jener kommt nach Belieben *in sein Dorf*, in sein Haus, spielt den Herrn, erschwert oder *erleichtert Dienste* nach Belieben, und weiss durch tausend Wege seinen Beutel zu füllen. Diese Schergen sind nun in einzelnen Bezirken, und in soferne sie ihren Sitz an andern vom Amte verschiedenen Orten, hatten, abgeschafft. Von den Aemtern hat man angefangen, einige zusammen zu ziehen, zufolge des kurfürstl. Dekrets vom 24. März 1802, welches hier im dritten Hefte mit abgedruckt ist. Ob aber zum Besten des Landes und selbst des Fiscus, ist eine andere Frage, welche die Zukunft schwerlich bejahend entscheiden wird. Besser berechnet scheint die Fixirung der Beamten auf feste Besoldungen und die Entziehung aller Sporteln zu seyn, wenn der Plan für jetzt noch durchgesetzt werden kann. Allen Beyfall verdient die Trennung der Geschäfte; der Landrichter soll in Zukunft nur Justiz und einige Theile des Polizeywesens zu besorgen haben; das ganze Kamerale hingegen unter einem Rentamtmanne stehen, und beide sollen von einander unabhängig seyn. Diess erklärt das Dekret, und so hatte auch der Brief des Landrichters gerathen. Ob aber die Einrichtung mit den zwey Führern in jedem Dorfe, welche einen Theil der ehemaligen Geschäfte des Schergen bey Polizeyanstalten auf sich haben, und zugleich zum Mittelgliede zwischen dem Amte und dem Bauern sich erheben sollen, volle Wirkung thun werde, bezweifelt Rec. bey der gegenwärtigen Lage der Aufklärung unter den niedern Ständen Bayerns. Der Bauer kümmert sich wenig um seine Führer, und diese dürfen es mit der Gemeine, deren Mitglied sie sind, nicht verderben, noch weniger durch häufige Klage den Hass derselben sich zuziehen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 22. Februar 1803.

MATHEMATIK.

BERLIN, b. d. Vf. u. in Comm. b. Lange: *Astronomisches Jahrbuch für das Jahr 1805*, nebst einer *Sammlung der neuesten in die astronomischen Wissenschaften einschlagenden Abhandlungen, Beobachtungen und Nachrichten.* Mit Genehmhaltung der Königl. Akad. d. W. berechnet und herausgegeben von *J. E. Bode*, Astronom und Mitglied der Akademie. 1802. 266 S. 8. Mit 2 Kpft. (1 Rthlr.)

Ostern fällt 1805 den 14. April. Von fünf Sonnenfinsternissen und zwey totalen Mondsfinsternissen dieses Jahrs ist in Europa nur der Anfang der ersten Mondsfinsterniss am 15. Januar, und der grössere Theil der zweyten am 11. Julius zu sehen. In der Berechnung des Himmelslaufs für 1805 ist bereits unter den Planeten auch die Ceres aufgenommen, und ihr Ort von 8 zu 8 Tagen jeden Monats angesetzt: ihre Stellungen für 1803 stehen am Ende des Jahrbuchs S. 248. — Unter den beygefügten astronomischen Abhandlungen enthält sogleich die *erste* vom *Herausgeber* die Bestätigung, dass eben dieser bewegliche Stern ein zwischen Mars und Jupiter längst vermutheter Hauptplanet unseres Sonnensystems sey, sammt Beobachtungen desselben auf der K. Sternwarte zu Berlin. Nach langem unermüdeten Suchen hatte endlich der Obrist *von Zach* die *Ceres* am 7. December 1801, und Dr. *Olbers* am 1. Januar 1802 (dem Jahrstage ihrer ersten Entdeckung durch *Piazzi*) am Himmel wieder aufgefunden; (*von Lindener* in Schweidnitz glaubt, sie schon am 2. und 4. November 1801 gesehen zu haben). *Bode* erkannte sie zuerst am 15. Januar 1802, und theilt hier Beobachtungen mit, die vom 26. Januar bis 25. Junius desselben Jahrs gehen. Um die Zeit ihrer grössten Erdnähe im März 1802 erschien Ceres als Stern 7 Grösse; einige haben sie damals mit blossen Augen gesehen. Nach *Schröter* wäre ihr Durchmesser 2½ mal kleiner als der Erddurchmesser, und ihre Kugel 15 mal kleiner als die Erdkugel; Ceres wäre also ungefähr so gross als Mercur; genauere Bestimmungen ihrer Grösse sind noch zu erwarten. Die Perturbationen der Ceres, insbesondere durch Jupiter, nebst den Seculargleichungen, sind bereits durch *Burckhardt*, *Wurm*, *Oriani*, *Schubert* und *Gauss* vorläufig berechnet worden; sie sind sehr beträchtlich, und daher zur Bestimmung der Bahn der Ceres durchaus erforderlich. *Bode* theilt die Elemente dieser Bahn nach Dr. *Burckhardt* in Paris und Dr. *Gauss* in Braunschweig mit, von letzterem die zum siebentenmal berechneten. Die neueste (achte) Berechnung der Ceresbahn von Dr. *Gauss*, mit Zuziehung der Störungen, giebt folgende Resultate (Mon. Corresp. November 1802): Mittlere Länge für 1801 und den Seeberger Meridian 77° 19′ 34″, 9, Sonnenferne 326° 33′ 37″, Knoten 80° 54′ 59″; Tägliche tropische Bewegung 770″, 7951, Tropischer Umlauf 1681 Tage 9 Stunden, Excentricität 0,0788352, Neigung der Bahn 10° 37′ 56″, mittlerer Abstand von der Sonne 2,7673605. 2) Wiederauffindung des neuen Planeten *Ceres* und Beobachtungen desselben von Dr. *Olbers* in Bremen. 3) *Ebendesselben* Entdeckung eines andern beweglichen Sterns, den er *Pallas* nennt, sammt Beobachtungen und Berechnungen über diesen Stern. *Olbers* machte diese glückliche äusserst unerwartete Entdeckung am 28. März 1802. *Pallas* war nahe bey der *Ceres*, dieser in allem sehr ähnlich, und zuerst 7. Grösse; nachher wurde sie kleiner. Kreis und Parabel sind mit den Beobachtungen der *Pallas* gleich unverträglich; nur eine Ellipse blieb für ihre Bahn übrig. Nach allen Beobachtungen kann man nun diesen Stern für nichts anders als für einen Planeten, oder doch planetartigen Körper (S. unten Nr. 20.) zwischen Mars und Jupiter ansehen, dessen mittlerer Abstand von der Sonne und Umlaufszeit mit dem Abstande und Umlaufe der *Ceres* beynahe einerley ist, so dass beide Bahnen auf eine merkwürdige bisher unerhörte Art in einander verschränkt sind, und einander schneiden. Auch ihre Grösse ist nach *Schröter* der Grösse der *Ceres* sehr nahe gleich. Der Entdecker der *Pallas* ist daher auf den Gedanken gerathen, ob nicht gar beide Sterne, *Ceres* und *Pallas*, Trümmer eines einzigen Planeten seyn könnten; vielleicht findet man von letzterem noch mehrere solcher Bruchstücke. Nach den zum viertenmal berechneten Elementen des Dr. *Gauss*, wobey indess die Störungen noch nicht angewendet worden, ist die mittlere Länge der *Pallas* auf den 31. März 1802 für Seeberg: 162° 55′ 6″, 8, Sonnenferne 301° 38′ 42″, Knoten 172° 26′ 31″, Neigung der Bahn (die ungewöhnlich stark ist), 34° 36′ 59″, Excentricität (noch etwas grösser als bey Mercur) 0,243888, tägliche tropische Bewegung 769″, 7263, mittlerer Abstand von der Sonne 2,770124. 4) Ueber die eigene Bewegung einiger Sterne zwischen 1756 und 1797 von *Prévôt* und *Maurice* in Genf. Schon vor 20 Jahren hatten *Herschel* und *Prévôt* die bey einigen Fixsternen wahrgenommene Ortsveränderung aus einer Bewegung unseres eigenen Sonnensystems zu erklären gesucht (vgl. Astr. Jahrbuch 1786) und zu finden geglaubt, dass diese Bewegung von dem Punkte 78° gegen 258° gerader Aufsteigung, und in der Abweichung von Norden gegen Süden gerichtet sey. Mit dieser Voraussetzung stimmen 21 von *Tob. Mayer* und

und *Römer* beobachteten Sterne, bis auf einen, nach gerader Auffteigung überein; aber unter 17 von *La Lande* unterfuchten Sternen giebt es fechs Ausnahmen, und überdem hat die angebliche Richtung jener Bewegung einen gar zu grofsen Spielraum, da Arcturus und Athair, zwifchen welchen die Bewegung von + in — übergeht, um ganze 84 Grade in der geraden Auffteigung auseinander liegen. Für die Richtung von Norden nach Süden laffen fich blofs fünf Sterne mit Sicherheit anführen, nämlich Arcturus, Sirius, Aldebaran, Procyon und Pollux; fo viele andere Sterne, deren Abweichung veränderlich ift, beweifen eben fo wenig für als wider die Hypothefe. Indefs haben *Prévôt* und *Maurice*, obige Bewegung unferer Sonne zwifchen 1706 und 1756, oder zwifchen *Römer's* und *Mayer's* Beobachtungen, als richtig vorausgefetzt, noch weiter unterfucht, ob fich feit *Mayer's* Zeiten, oder zwifchen 1756 und 1797 die Bewegung der Sonne geändert habe, oder nicht. Sieben hellere Sterne (an diefen mufs auch die Syftemalparallaxe am fichtbarften feyn) fcheinen anzuzeigen, dafs die Richtung der Bewegung in gerader Auffteigung und Abweichung noch eben dieselbe ift, aber dafs die Gefchwindigkeit abnimmt, fo dafs unfere Sonne fich gegenwärtig vom Brennpunkte eines höhern Syftems entfernt; fie würde fich alfo dem Zeitpunkte ihres Stillftandes nähern, und diefs könnte Anlafs geben, Jahrhunderte lang ihre Beweglichkeit wieder zu bezweifeln. Uebrigens gründen fich alle diefe Schlüffe eigentlich nur auf ganz fichere Beobachtungen bey drey Sternen, Arcturus, Sirius und Pollux. Ein Nachtrag vergleicht diefe Folgerungen mit ähnlichen Unterfuchungen in der *Conn. d. tems pour l'année VI.* von *La Lande;* diefer giebt z. B. die Bewegung des Fomalhaut zwifchen 1756 und 1797 in gerader Auffteigung + 18″, 45, *Prévôt* hingegen nur + 1″, 54, für Procyon hat der erfte — 40″, 1, der zweyte — 20″, 0, für Sirius der erfte — 18″, 46, der zweyte — 28″, 8. Man fieht wohl, fo lange die Data noch fo wenig ausgemacht find, fo können es auch die Schlüffe nicht feyn. 5) Beobachtungen von *Méchain* auf der National-Sternwarte in Paris angeftellt (von diefem find auch Nr. 16. und 28.). Es find Verfinfterungen der Jupiterstrabanten, Fixftern- und Planetenbedeckungen, Beobachtungen der Ceres und Pallas, und der mittlern Schiefe der Ekliptik. Letztere ift für das Sommerfolftiz 1801 im Mittel aus 122 Beobachtungen aus einem ganzen 16 zölligen Kreife 23° 27′ 56″, 3. Entdeckung, Beobachtung und Berechnung zweyer Kometen von 1801 und 1802. Den erften fand *Méchain* am 12. Julius 1801 in derfelben Nacht zugleich mit *Meffier* und *Bouvard*, ohne dafs einer von dem andern wufste. *La Lande* hatte auf die erfte Entdeckung eines neuen Kometen im J. 1801 einen Preis von 100 Laubthalern ausgefetzt; diefen erhielt *Pons*, Caftellan in Marfeille, welcher fchon 12 Tage früher als die Parifer Aftronomen am 30. Junius den nämlichen Kometen beobachtet hatte; auch *Reiffig* in Caffel verfichert, ihn am 30. Junius gefehen zu haben, aber ohne genauere Angabe feines Orts. Den zweyten Kometen fand *M.* am 28. Auguft 1802 fo wie 5 Tage fpäter auch *Olbers*. Für die Parifer Ster[illegible] te verfertigt *Carochez* ein Telefkop, deffen S[illegible] von Platina find; der gröfste hat 7 Fufs Bren[illegible] und 7 Zoll im Durchmeffer; ein bey *Ramsden* beftelltes fchönes Mittagsfernrohr wird erwartet. [illegible] follen auch in Paris die neuen Mondstafeln von *B*[illegible] und die neuen Sonnentafeln von *Delambre* im D[illegible] erfcheinen. 6) Aftronomifche Nachrichten und B[illegible]bachtungen von *Nicander* in Stockholm. Fortg[illegible] der neuen Gradmeffung unter dem Polarkreife du[illegible] den Ingenieur *Oefverbom* und den Aftronom *Svanbe*[illegible] 7) Geographifche Längen aus der Bedeckung der [illegible] ca. am 30. März 1801 berechnet von dem Canonic[illegible] Hauptmann *von Wahl* zu Allftedt im Magdeburgifch[illegible] Die Polhöhe fand der Vf. 51° 24′ 16″, die Länge [illegible] obiger Bedeckung 36′ 14″, 6 in Zeit öftlicher als [illegible]ris. 8) Ueber die Anzahl der Fixfterne, vom Co[illegible]gienrath und Ritter *Schubert* in St. Petersburg, [illegible] 13) Ebend. über die Störungen der Ceres durch Ju[illegible]ter, foweit fie von der einfachen Excentricität abh[illegible]gen; auch hiernach können fie in der Länge bey [illegible] Minuten betragen. Die Anzahl der Fixfterne läfst *Lambert* in feinen kosmologifchen Briefen (S. 155.) w[illegible] das Quadrat ihrer Gröfse zunehmen, wobey angeno[illegible]men wird, dafs die der erften Gröfse noch einmal [illegible] weit entfernt feyen, als die der zweyten, eine Hypothefe, die wegen vermuthlich nicht fehr ungleicher Abweichungen auf beiden Seiten fchon zugelaffen werden kann. *Sch.* hat die Sache genauer nach geometrifchen Gründen unterfucht, und findet *für die Anzahl N der erften Gröfse*, dafs cofin. $a = \frac{2r^2 - 1}{4r^2 - 1}$ und

$$N = \frac{a}{\frac{1}{2}a - 30^\circ}$$

So wäre, der Ordnung nach die Anzahl Sterne der erften bis zur fechften Gröfse 14. 57. 130. 231. 362. 521. welches etwas genauer mit den Beobachtungen ftimmt, als *Lambert's* Zahlen, die nach dem Quadrat der Gröfse der Sterne zunehmen, 14. 56. 126. 224. 350. 504. Indefs nähern fich letztere Zahlen den erftern mehr geometrifch beftimmten um fo mehr, je gröfser r oder die Ordnung der Sterne ift; nach den Beobachtungen, welche für die Sterne der 4 erften Gröfsen 18. 68. 209. 453. geben, wächft die Anzahl der Sterne in einem noch etwas ftärkeren als dem Quadratverhältniffe. Wenn des nächften Fixfterns Entfernung von uns nicht 100000 Halbmeffer der Erdbahn, demnach feine jährliche Parallaxe nicht 2 Secunden überfteigt (nach Nr. 21. ift fie noch weit kleiner); fo folgt, den Durchmeffer der Sonne 1920″ gefetzt, dafs der Durchmeffer des nächften Fixfterns nicht über 1920, dividirt durch 100000, oder nicht über den 50 Theil einer Secunde betragen könne; unglaublich mufs alfo die Irradiation für uns die Fixfterne vergröfsern. 9) Beobachtungen zu Wien 1801 angeftellt, fammt neuen aus Fixfternbedeckungen hergeleiteten Elementen der Mondsbahn, von Dr. *Triesnecker*, K. K. Aftronom. 10) Mit welchem Grade der Genauigkeit läfst fich die gröfste Mittelpunktsgleichung aus der Excentricität, und umgekehrt diefe aus jener, durch

durch Reihen bestimmen? Nebst einigen hierher gehörigen Bemerkungen vom Diaconus *Camerer* in Stuttgardt. Nachdem *Hennert* im astronomischen Jahrbuch 1804 nicht nur diese, sondern überhaupt astronomische Auflösungen durch Reihen verdächtig zu machen gesucht hatte: so zeigen nun genauere Prüfungen, dass erhebliche Rechnungsfehler vorgefallen, und überhaupt nicht scharf genug gerechnet war. Schon im Jahrbuch 1790 hatte *C.* solche Reihen aufgestellt, und erweisst nun theils empirisch durch Rechnungsbeyspiele, dass sie das Gesuchte mit aller erfoderlichen Schärfe geben, theils lehrt er auch theoretisch in diesem Aufsatze, mittelst der Hindenburgschen combinatorischen Analytik das Gesetz von dergleichen, wenn schon sehr zusammengesetzten Reihen zu finden, und damit möglich eingeschlichene Fehler zu verbessern, eine Entwickelung, die der gewöhnlichen Analyse meist zu schwer fallen dürfte. Es würde vielleicht von Nutzen seyn, die neue Analytik auch auf andere astronomische Reihen anzuwenden. 11) Astronomische Beobachtungen zu Prag 1801 angestellt von Canonicus *David* und Adjunct *Bittner*. 12) Beobachtungen über den Sehungsbogen der Sterne, von Prof. *Wurm* in Blaubeuren. Beobachtungen dieser Art, welche zur Erläuterung alter Schriftsteller dienen, sind eben so leicht (da sie keiner Instrumente bedürfen) als sie selten sind; der Astronom überliess sie gewöhnlich dem Freunde der alten Literatur, und dieser suchte sie, wiewohl meist vergeblich, bey dem Astronomen auf. Man findet einiges wenige hierher gehörige bey *Ptolemäus*, *Hevelius*, *Lambert*, u. s. w. Nach einem Mittel aus des Vfs. Beobachtungen vom J. 1782 und 1783 ist der beyläufige Sehungsbogen, zum Theil übereinstimmend mit *Lambert*, für Sterne der ersten Grösse 6½°, der zweyten 9°, der dritten 11°, der vierten 13°: verschiedene Umstände lassen hierin keine Gleichförmigkeit zu. 14) und 30) Dr. *Koch's* in Danzig Beobachtungen der Ceres. Man hatte vermuthet, ob der berüchtigte Venustrabant nicht Uranus gewesen seyn könnte; Dr. *Koch* findet diess nicht sehr glaublich, da nur ein einigesmal dieser Planet der Venus nahe genug war, und bloss 16 Minuten von ihr abstand, während dass *Rödkier* in Copenhagen am 4. März 1764 den Venustrabanten gesehen haben wollte. *Koch* muthmasst dagegen, ob nicht der Trabant gar ein bisher unbekannter kleiner Hauptplanet, in gleichem Abstande von der Sonne wie Venus, gewesen seyn könnte, ein Gedanke, der weiterer Bestätigung noch sehr bedarf. 15) und 17) Nachtrag zu dem Aufsatze über die Parallaxenrechnung im Jahrbuch 1800 von Prof. *Klügel* in Halle; Zusatz von Formeln, welche scheinbare Data enthalten, und Berichtigung einiger Stellen in *Rohde's* Parallaxen auf dem Sphäroid. Formeln zur Bestimmung des Orts der Sonne, wenn sie, während dass ein Stern im Horizont ist, eine gewisse Tiefe unter, oder Höhe über, dem Horizonte für einen gegebenen Ort hat, von *Ebendemselben*. Diese Formeln haben ebenfalls, so wie die Beobachtungen unter Nr. 11., den *Ortus* und *Occasus poëticus* nächstens zum Zwecke. Die Auflösung führte den Vf. unmittelbar auf eine quadratische Gleichung, die zweyerley Werthe giebt; zur Erleichterung der Rechnung aber schlägt er noch eine andere Methode vor, zieht, ausser der Tiefe der Sonne, zugleich noch einen andern Winkel, ihre gleich grosse Höhe, in die Rechnung, und giebt Formeln, die halbe Summe und den halben Unterschied beider Winkel zu finden. 18) Geographische Längen und Breiten verschiedener Oerter in Aegypten, durch *Nouet* bestimmt (astronomische Resultate der bekannten ägyptischen Expedition). 19) Oppositionen des Saturnus und Uranus 1801 zu Kremsmünster beobachtet von Canonicus *Derfflinger*. 20) bis 24. 27. 32. und 34) enthalten weitere Nachrichten über Ceres und Pallas, und Beobachtungen beider Gestirne in Berlin, Quedlinburg, Wilna und Palermo, von *Bode*, *Fritsch*, *Poczobut* und *Piazzi*. *Bode* hatte vermuthet, ob nicht der 7 Nebelfleck der ersten Classe bey *Herschel*, den dieser bald am Himmel vermisste, und der ein Komet zu seyn schien, vielleicht die Ceres gewesen seyn könnte; nach näheren Nachrichten aber von Herschel hat diess keine Wahrscheinlichkeit. Durch *Schröter's* starke Teleskope erschienen Ceres und Pallas meistentheils mit einer nebelartigen Begränzung, zuweilen aber auch ohne dieselbe; sie scheinen einem merkwürdigen atmosphärischen Wechsel unterworfen zu seyn, und haben viel ähnliches in ihrem Aussehen mit dem Kometen von 1799. *Herschel's* Beobachtungen oder Berechnungen über die Durchmesser beider neuen Sterne (er findet den Durchmesser der Ceres nur 35, der Pallas gar nur 15 geographische Meilen gross) scheinen, mit den sorgfältig angestellten Schröterschen Messungen verglichen, etwas zweifelhaft zu seyn; man begreift auch nicht, wie eine dunkle Scheibe bloss von etwa ⅛ Secunde im Durchmesser noch hätte messbar, und sogar durch ganz mässige Fernröhre bemerkbar seyn sollen; *Schröter* findet die Ceres bey 20, die Pallas 40 bis 50 mal grösser im Durchmesser, als *Herschel*, der sie zu einer Art von Taschenplaneten macht, und dessen Angaben zufolge die Oberfläche der Ceres nicht völlig so gross wäre, als die Preussischen Staaten vor den neuen Acquisitionen, und die der Pallas nur so gross, als Kursachsen. Wegen ihrer Kleinheit, und besonders wegen ihres Fixstern ähnlichen Aussehens (aber nach andern z. B. nach *Schröter*, sind sie auch Kometen ähnlich) will sie *Herschel* mit einem eigenen Namen, *Asteroiden* genannt, und nicht zu den Planeten gerechnet wissen, ein Vorschlag, der bisher wenigen Beyfall gefunden zu haben scheint. An sich betrifft übrigens die für die Astronomie und die Astronomen sehr gleichgültige Frage vom Planetismus der beiden neuen Sterne nicht eine Sache, sondern einen blossen Namen; es ist die Rede nicht davon, ob sie Planeten *sind*, sondern ob man sie so *benennen* soll, was immer schwer zu entscheiden seyn möchte, da sie mit den ältern Planeten viel ähnliches, aber auch manches unähnliche haben, in anerkannten Hauptsachen jedoch, der nahen kreisartigen Bahn und der fortdaurenden Sichtbarkeit, unstreitig den planetischen Character behaupten. Was aber Durchmesser, Excentricität

cität und Neigung anlangt: so ist es den Astronomen nie eingefallen, hierüber Gränzen festzusetzen, welche die Planeten nicht überschreiten dürfen. Dass die Pallas- und Ceresbahn einander schneiden, thut auch nichts zur Sache; einen solchen Fall hatten die Astronomen nie vorausgesehen, und also auch nichts darüber beschliessen können; inconsequent ist es übrigens, wenn einige aus *dieser* Ursache die Pallas von der Planetenreihe ausschliessen, und nicht auch zugleich die Ceres, da der Grund bey beiden der nämliche ist. Am Ende läuft alles ungefähr darauf hinaus, dass beide Sterne der Planetengattung am nächsten kommen, aber dass sie zugleich gegen die übrigen bekannten Planeten etwas auszeichnendes haben, wovon das für uns ungewöhnlichste ohne Zweifel diess ist, dass nicht nur Ceres in einigen Punkten ihrer Bahn sich weiter als die andern Planeten von der Ekliptik entfernt, sondern dass Pallas manchmal sogar eine geocentrische Breite von 54° südlich und 48° nördlich haben kann; doch auch den Zodiakus machen ja — die Planeten, und nicht die Astronomen, so wenig als die Ekliptik. Es giebt ausserordentliche Fixsterne, ausserordentliche Kometen; warum nicht auch ausserordentliche Planeten? Dass es dergleichen in allen drey Classen giebt, ist bloss ein Beweis, dass unsere alte hergebrachte nun nicht mehr abzuändernde Classification sehr mangelhaft ist; um die Sternarten richtiger zu sondern und abzutheilen, müssten wir etwas mehr von ihrer *innern* Einrichtung wissen. — Im J. 1803 wird Pallas an Licht sehr klein, und nicht viel heller als im August 1802 erscheinen; doch ist Hoffnung, sie wieder zu finden; Dr. *Gauss*, der sich um die Berechnung der Bahnen beider neuen Gestirne sehr verdient gemacht hat, giebt S. 228. des Jahrbuchs eine kurze Ephemeride auch für die Pallas vom 4. Februar bis Junius 1803; am 30. Junius kommt sie in die Opposition mit der Sonne.

(*Der Beschluss folgt.*)

ERBAUUNGSSCRIFTEN.

FÜRTH, im Büreau für Literatur: *Predigten über wichtige Gegenstände der christlichen Sittenlehre nach freyen Texten*, gehalten von *Georg Friedrich Götz*, erstem Prediger bey der evangelisch-lutherischen Gemeine u. s. w. zu Cassel. 1802. 306 S. 8. (20 gr.)

Der Vf. glaubt, in der Vorrede, behaupten zu dürfen, dass diese 20 Predigten keine alltäglichen Materien abhandeln, und dass sie sich wenigstens in etwas über das Mittelmässige erheben. Beides findet Rec. eben nicht, ob sie gleich für Ort und Zeit des mündlichen Vortrages, wenn letzterer sie durch Lebhaftigkeit und würdigen Anstand gehoben hat, ganz erbaulich und gut zu hören gewesen seyn mögen. Unter den gewählten Materien zeichnet sich keine von den gewöhnlichen in jeder Gemeine wohl in jedem Jahre vorgetragenen nützlichen Materien aus, bis auf die drey Predigten über den Selbstmord, worüber doch auch nur das Allerbekannteste, und wie in allen übrigen Predigten, zwar ordentlich disponirt, doch kalt und trocken, wenn gleich für des Vfs. Gemeine vielleicht hinreichend gut und belehrend gesagt ist. Wenn alle in der evangelischen Kirche gehaltene Predigten von gleicher Güte gedruckt werden sollten: so möchte in ganz Europa dazu nicht Papier genug zu finden seyn; wenigstens wäre es ein Unglück, wenn Predigten, wie diese, sich als vorzügliche Muster in Deutschland auszeichneten.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Leipzig*, b. Göthe: *Christ. Gotth. Hübner*, J. U. et Phil. D. juris professor P. O. *de natura obligationum, quae quasi ex contractu et quae quasi ex delicto nascuntur conjecturae.* 86 S. gr. 8. (8 gr.) Diese Schrift ist vorzüglich gegen Hr. Prof. *Weber* in Rostock gerichtet. Diesem macht der Vf. den Vorwurf, dass dessen Theorie von Quasicontracten zu unbestimmt und zu weit sey, und wenn man ihr folge, eine Menge anderer Geschäfte z. B. *funeris curatio, obligatio ad exhibendum, finium confusio* zu den Quasicontracten gehören müssten. Dagegen zeigt der Vf., dass es keine andere Quasicontracte gebe, als die Gesetze ausdrücklich nennen, und definirt die Quasicontracte dahin: *sunt obligationes, ex quibus sola legis potestate intervenientibus factis honestis non contractibus dantur actiones civiles nomine et formula illis simillimae, quae contractibus sunt propriae.* Zwischen dieser und der Weberschen Definition sieht Rec. keine merkliche Verschiedenheit. Der Vf. setzt sie darin, dass *Weber* zwischen Contracten und Quasicontracten eine innere und reale Aehnlichkeit, er aber nur eine äussere und formale annehme: im Grunde aber und in praktischer Hinsicht wird zwischen beiden Begriffen kein bedeutender Unterschied seyn; die nämlichen Gründe, aus denen der Vf. zeigt, dass sein Begriff andere Geschäfte, die das Gesetz nicht ausdrücklich nennt, von den Quasicontracten ausschliesse, kann auch *Weber* gebrauchen, um zu zeigen, dass auch in seinen Begriff andere Geschäfte nicht passen, und folglich keine Quasicontracte seyn können, wie diess z. B. bey der *curatio funeris* und *actio finium regundorum* sehr auffallend kann gezeigt werden. — Auch die Weberische Definition von Quasidelicten beschuldigt der Vf., dass sie zu weit und zu unbestimmt sey. Dagegen ist der Begriff, den der Vf. aufstellt: *facta adversus legem, quae ratione ejus, qui inde tenetur, delicta privata non sunt, ex quibus aliquis perinde obligatur, ac si delictum privatum ipse admisisset,* wirklich besser und genauer, da nach dem Weberschen Begriffe auch die *delicta excepta Quasidelicte* seyn könnten, welche aber der Begriff des Vf. ganz ausschliesst. — Ueberhaupt beweiset diese ganze Schrift, dass der Vf. seinen Gegenstand wohl durchgedacht, und viele Sorgfalt auf dessen Bearbeitung sowohl der Materie als der Form nach verwandt habe. Verschiedene gründliche Bemerkungen, welche sich nicht selten finden, wird jeder Kenner mit Vergnügen bemerken.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 23. Februar 1803.

MATHEMATIK.

Berlin, b. d. Vf. u. in Comm. b. Lange: *Astronomisches Jahrbuch für das Jahr 1801.* etc. von *J. E. Bode* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

21) Dr. *Schröter* über die Parallaxe der Fixsterne. Hiezu wählt Hr. *S.* seit einigen Jahren, nachdem ihm andere Methoden nicht hatten gelingen wollen, sehr nahe Doppelsterne; ein äusserst einfaches Projectionsmikrometer, das aus mehreren Paaren von Lichtpunkten besteht, läst ihn einzelne Decimalen einer Raumsecunde ganz sicher unterscheiden; das negative Resultat seiner bisherigen Wahrnehmungen ist, dass bey allen von ihm beobachteten Doppelsternen, selbst auch bey Rigel, die Parallaxe nicht ½ Sec. übersteigen kann, das positive, dass sie für ζ im Orion und für Mesarthim wirklich ⅓ bis ½ Sec. beträgt. 25) Beobachtung eines beweglichen Sterns im Löwen von Prof. *Huth* in Frankfurt a. d. Oder. Der Stern wurde zwischen dem 3. December 1801 und 5. Jan. 1802 mehrmalen, aber nie vollständig genug beobachtet, um seinen Ort genau bestimmen, und seine Bahn daraus berechnen zu können; es war ohne Zweifel ein entfernter teleskopischer Komet. 29. 33 u. 36) Beobachtungen des kleinen am 2. September 1802 zu Bremen (am 28. Aug. zu Paris) entdeckten Kometen von *Olbers* in Bremen und *Harding* in Lilienthal. Er erschien im Schlangenträger, und war sehr lichtschwach und nebelartig, ohne merklichen Schweif. Dr. *Olbers* hat ihn vom 2. bis 13. September siebenmal beobachtet, und vorläufig seine Bahn bestimmt. 31) Beobachtung von zwey Bedeckungen Jupiters durch den Mond am 21. Jan. und 16. März 1802 von dem Obrist *von Lindener* in Schweidniz. *Arndt* zu Schmiedeberg will bey der letzten Bedeckung da, wo Jupiter eintrat, einen Mondberg bemerkt haben, der sich auf der hellen Scheibe des Planeten sehr gut ausnahm, und von dessen Spitze bis an den eigentlichen Mondrand zu kommen, Jupiter 14″, 6 Zeit gebraucht haben soll. 26) Dr. *Herschel* über die Natur der Sonnenatmosphäre, Anfang einer von *Ideler* frey übersetzten Abhandlung. Dass die Sonne ein bewohnbarer Körper sey, hat H. schon in einer frühern Abhandlung (II. Suppl. Band. S. 65.) gezeigt; mit verbessertem Sonnenapparat eines 10 füssigen Teleskops setzte er indess seine Untersuchungen weiter fort, um die auf der Sonne vorgehenden grossen Veränderungen, welche zur bessern Einsicht in die Natur von Licht und Wärme, vielleicht auch zur Beurtheilung der künftigen Temperatur der Jahreszeiten für uns nicht unwichtig sind, genauer zu erforschen. Wir sehen gewöhnlich nicht die eigentliche Oberfläche des Sonnenkörpers, sondern bloss die glänzende, ihn einhüllende Decke: was uns zuweilen etwas von dem festen nicht leuchtenden Körper der Sonne erblicken lässt, die sogenannten schwarzen Flecken, nennt der Vf. *Oeffnungen*, und den scheinbaren Halbschatten, der diese schwarzen Flecken meist umgiebt, nennt er *Untiefen*. Nach seinen Beobachtungen sind die Stellen, wo Oeffnungen und Untiefen sichtbar werden, nichts anders als Gegenden, von denen sich die höher liegenden glänzenden Sonnenwolken zurückgezogen haben; grössere Oeffnungen haben gewöhnlich Untiefen um sich, kleinere aber nicht; die Oeffnungen laufen gerne zusammen, und vereinigen sich; wenn sie abnehmen, zertheilen sie sich, und lassen bey ihrem Verschwinden oft rauhere Stellen hinter sich; ihre tiefere Lage verräth die schwarzdunkle Farbe. Untiefen kommen aus den Oeffnungen, oder gehen als Zweige aus andern Untiefen hervor, und liegen ebenfalls niedriger als die glänzende Decke, die wir gewöhnlich über der Sonne sehen. Ein elastisches aber nicht leuchtendes Gas scheint aus den Oeffnungen hervorzuströmen, sich über die glänzenden Wolken der obern Region zu verbreiten, sie auseinander zu treiben oder aufzulösen; in diesem Falle geschieht es, dass uns zuweilen die Untiefen oder die Wolken einer niedrigen Region als glänzende von der dunkeln Fläche der Sonne beträchtlich entfernte und über sie herhängende Dämme sichtbar werden. 32) Ueber die eigenthümliche Bewegung der Sonnenflecken, von Pastor *Fritsch* in Quedlinburg. Der Inhalt ist mit dem vorigen Aufsatze verwandt; auch in seinen Ansichten stimmt Hr. Fr. mit *Herschel* in manchen Stücken überein: nach ihm lassen ebenfalls die dunkeln Flecken, welche eher von einer atmosphärischen Verdünnung als Verdickung herrühren, uns auf die dunkle Sonnenfläche hinabschauen; sie sind eigentlich etwas Negatives, eine Leere und Oeffnung im Sonnendunstkreise; was sich also bewegt, ist nicht sowohl der Flecken, als etwas anderes, dessen Folge der Flecken ist. Seit 1798 hat Hr. Fr. die Sonnenflecken anhaltend und mit Sorgfalt beobachtet; er findet, dass man sie, in Rücksicht auf ihre schon in ältern Zeiten bemerkte Beweglichkeit, unter vier Classen bringen kann. Es giebt nämlich Flecken, die langsam oder schneller vorwärts rücken, die eine rückwärts gehende Bewegung haben, die sich mit dem Aequatorzuge oder diesem entgegen bewegen, und die, ohne merkliche Verrückung, schnell wieder verschwinden. Am gewöhnlichsten sind vorwärts gehende oder

oder auch dem Aequatorzuge der Sonne parallele Bewegungen, seltener die rückgängigen und die jenem Zuge entgegengesetzten. Im Aequatorialgürtel findet man die häufigsten Sonnenflecken, und die stärkste eigenthümliche Bewegung derselben; hier scheint die Atmosphäre am unruhigsten zu seyn. Oeffnungen in der Atmosphäre (Flecken) können entstehen, wenn ihre bewegten dichtern Schichten gegen hohe über sie hinausragenden Gebirge anstossen, dergleichen die Sonnenfackeln und die lichten die Flecken umgebenden Kränze zu seyn scheinen. Geschieht nun die Bewegung der dichtern Schichten dem Aequatorzuge gemäss, und prallen diese stark an entgegenstehende Gebirge an: so kann die Erschütterung eine Wirkung rückwärts hervorbringen; die entstehenden Oeffnungen bewegen sich eine Zeitlang von der Rechten zur Linken, bis sie von dem mächtigern Zuge des Aequators überwältigt werden: so läfst sich das Rückwärtsgehen einiger Flecken erklären. Die Bewegungen in der Sonnenatmosphäre müssen übrigens sehr rasch von Statten gehen. Am 29. März 1802 war ein schwarzer Flecken 28′ 30″ vom westlichen Sonnenrande entfernt um 10 Uhr Morgens, nach 3 Stunden nur noch 19′ 30″, nach 4 Stunden 10′ 15″. Der Vf. berechnet, dass einige in einer halben Stunde 1690, 1720, 2050 Meilen zurücklegten; ja der erstgenannte vom 29. März hatte sich in einer halben Stunde 101833 Meilen von seiner vorigen Stelle entfernt; die Erschütterungen in der Atmosphäre müssen sich also ungemein schnell fortpflanzen; eine Oeffnung entsteht, füllt sich schnell wieder, und eine neue kommt zum Vorschein. 34) Anmerkungen und Verbesserungen zu dem neuen seinen grofsen Himmelskarten beygefügten Sternverzeichnisse, von *Bode*. Einige Herschelschen Nebelflecke sind nachgetragen, auch gewisse schon seit Ausfertigung des Verzeichnisses am Himmel fehlende Sterne angemerkt. 37) Vermischte Beobachtungen und Nachrichten. Noch einige Beobachtungen aus Gotha, Bremen, Celle und Leipzig, und Anzeige neuer astronomischer Schriften. Nach einem Briefe von *Cuvier* an *De Luc* (Paris vom Jun. 1802.) ergiebt sich nunmehr aus genauen in Frankreich angekommenen Abbildungen der ägyptischen Thierkreise, dass sie von dem nichts beweisen, was man von ihrem hohen Alter zu voreilig geurtheilt hat; alles erklärt sich aus dem ungewissen Jahre der Aegyptier von 365 Tagen, dessen erster Tag in 1460 Jahren durch alle Punkte der Ecliptik herum kam; einer dieser Thierkreise ist später als Alexanders Zeitalter; in einigen derselben haben die Kreise eben die Lage, die man ihnen zu den Zeiten des Eratosthenes ohne Rücksicht auf den Himmel zu geben pflegte.

Leipzig, b. Joachim: *Handbuch der rechnenden Astronomie* von *Christ. Friedr. Rüdiger*, Prof. und astronom. Observator zu Leipzig u. s. w. *Dritter* Band. 1802. 240 S. 8. mit 1 Kupfer. (1 Rthlr. 10 gr.)

Dieser Theil führt auch noch den besondern Titel: *Praktische Anweisung zur Berechnung der mit Hadleyschen Spiegelsextanten angestellten Beobachtungen am Himmel.* Der Vf. setzt seine vor einigen Jahren angefangene nützliche Arbeit fort, welche zum Zweck hat, durch ausführliche praktische Anleitung und durch Entwicklung jeder Rechnungsmethode in Beyspielen den Geschmack an astronomischen Rechnungen, zu denen man in den gewöhnlichen astronomischen Schriften meist nur allzu kurze Anweisung findet, so viel möglich zu befördern. Der vorhergehende zweyte Band enthielt eine praktische Anleitung zur ebenen und sphärischen Trigonometrie, bereits durch einige astronomische Beyspiele erläutert; der dritte Band setzt nun die Anwendung der gegebenen trigonometrischen Formeln auf weitere astronomische Aufgaben fort, hauptsächlich in Beziehung auf solche Beobachtungen, die sich mit einem neuerlich auch in Deutschland mehr verbreiteten Werkzeuge von vielseitiger Brauchbarkeit, dem Hadleyschen Spiegelsextanten, anstellen lassen. Man findet im gegenwärtigen Bande die Berechnungsart hieher gehöriger Beobachtungen, 1) zur Zeitbestimmung, 2) zur Breitenbestimmung, 3) zur Längenbestimmung. Alles ist, wie in den vorhergehenden Bänden, auf wirkliche Beyspiele, worunter zum Theil einige von dem Vf. selbst oder von andern angestellte Beobachtungen, angewendet, und die Rechnung überall in ihrem ganzen Umfange beygebracht; einerley Problem ist meistentheils nach mehreren Methoden und Formeln aufgelöst, und die verschiedenen Fälle, welche vorkommen können, sind abgesondert dargestellt. *Hie und da* eine kurze Nachweisung auf Schriften, *wo ein Problem* ausführlicher, oder nach dieser Methode zuerst abgehandelt wird, möchte vielleicht für manchen Leser, der sich weiter zu belehren wünscht, keine unnöthige Zugabe gewesen seyn. — Die *Zeitbestimmung* begreift folgende Probleme. Aus einzelnen Sonnenhöhen, wenn Polhöhe und Abweichung der Sonne bekannt sind, die Zeit zu finden. Aus Sonnenhöhen verschiedener Tage den Gang der Uhr zu bestimmen. Wenn zwey Mittage an der Uhr beobachtet sind, die wahre oder mittlere Zeit einer zwischen jene Mittage fallenden Beobachtung anzugeben (nach der bequemen auf leichte Formeln zurückgeführten Darstellung in *Bohnenberger's* Anleitung zur geographischen Ortsbestimmung). Den Durchgang des Monds, der Planeten und Fixsterne durch den Mittagskreis zu berechnen (nach *Kästner's* Formeln, welche man im Berliner astronom. Jahrbuch 1790 von *Delambre* in Tafeln gebracht findet. Bey dem Monde können indess diese Formeln die Culmination auf ein paar Minuten irrig geben, wenn man nicht in gewissen Fällen auch auf die zweyten Differenzen der 24stündlichen Veränderung seiner Rectascension Rücksicht nimmt). Aus zwey nahe um den Mittag fallenden Sonnenhöhen, die nicht übereinstimmend, und entweder vor oder nach der Culmination der Sonne genommen sind, die Zeit des wahren Mittags zu finden. (Die Auflösung setzt bloss den Unterschied der Höhen, nicht die absoluten Höhen, als genau bekannt voraus, kann also auch bey nicht vollständig berichtigten Instrumenten manchmalen

malen

malen gebraucht werden). Aus zwey ungleichen Vor- und Nachmittags gemessenen Sonnenhöhen die Zeit des wahren Mittags zu finden (nach der bekannten von dem General *von Tempelhoff* im I. Suppl. Bande zu den Berliner astronomischen Jahrbüchern zuerst angegebenen Methode: noch etwas bequemer sind die Formeln von *Klügel* im astronomischen Jahrbuch 1801 und von *Rohde* in seiner Schrift: Parallaxen auf dem Sphäroid, ausgedrückt; der Vf. braucht, ohne diese neuern Zusätze zu jener Methode zu erwähnen, bloss die ursprünglichen Tempelhoffschen Formeln). Bey übereinstimmenden Sonnenhöhen die Mittagsverbesserung für den wahren Mittag oder auch für die wahre Mitternacht zu berechnen; eben diese Verbesserung aus vier gleichen Sonnenhöhen, die Vor- und Nachmittags an zwey zunächst auf einander folgenden Tagen gemessen worden, und aus den Zeiten der Uhr für diese Höhen, unmittelbar herzuleiten. (Letztere Methode, von *Rittenhouse* in den *Transact. of the american Philos. Soc. Philadelphia* 1789. Vol. I. p. 155. bekannt gemacht, und auch in des Frh. von *Zach Tabul. motuum Solis* p. 91. beschrieben, lehrt zugleich den 24stündlichen Gang der Uhr gegen wahre Sonnenzeit kennen). Wenn eine Uhr Sternzeit weisst, ihren Gang mit Sonnenzeit zu vergleichen, und eine nach derselben gemachte Beobachtung auf wahre oder mittlere Zeit zu bringen. — Bey der *Breitenbestimmung* findet man die Aufgaben: die Polhöhe zu berechnen, wenn die Mittagshöhe der Sonne selbst, oder wenn einige um den Mittag gemessenen Sonnenhöhen oder auch, wenn zwey ihrer Höhen, die eine nahe am Mittage, die andere einige Stunden vor oder nachher beobachtet, bekannt sind; Verfahren, wenn man von einem Gestirn drey Höhen kennt, entweder in der Nähe des Mittags, oder auch weiter von demselben entfernt, sammt den Zwischenzeiten der Beobachtungen. — Zur *Längenbestimmung* gehört: wie aus dem scheinbaren Abstande zweyer Gestirne, desgleichen ihrer scheinbaren und wahren Höhe, der wahre Abstand zu finden; die drey bekannten Auflösungen nach *de Borda, Delambre* und *Dunthorn*; Behandlungsart dieses Problems für die Fälle, wenn entweder drey Beobachter, alle zur nämlichen Zeit, der eine eine Anzahl von Sonnenhöhen, der andere von Mondshöhen, der dritte von Abständen gemessen hat: so dass diese Beobachtungen alsdann auf eine einige gleichzeitige reducirt werden, oder, wenn nur ein einiger Beobachter in nahe aneinander liegenden Zeiträumen Abstand und Höhen beobachtet hat, oder auch wenn nur Abstände allein genommen worden, und die Höhen aus der als bekannt vorausgesetzten Zeit der Beobachtung durch Rechnung hergeleitet werden müssen. Verbesserung der gemessenen Abstände durch Rücksicht auf die abgeplattete Gestalt der Erde. (Der Vf. berechnet seine Beyspiele mit der Abplattung $\frac{1}{230}$. Die neuesten französischen Gradmessungen geben bekanntlich $\frac{1}{334}$: die dem Buche angehängte Tafel für Verbesserung der Mondsparallaxe würde auch schicklicher nach einem dieser beiden Verhältnisse eingerichtet seyn, statt dass sie noch $\frac{1}{230}$ voraussetzt). Berechnung des wahren Abstands des Mondes von der Sonne oder von einem Fixsterne; letzteren Abstand lehrt der Vf. nach einer sechsfachen Formel berechnen, worunter die fünfte von *Maskelyne*, die sechste von *Delambre*. (Bey Fixsternabständen bestimmt der Vf. scheinbare und wahre Höhe des Fixsternes so, dass er die mittlere gerade Aufsteigung und Abweichung desselben geradehin aus der *Connaissance des tems* für den Anfang des gegebenen Jahres entlehnt, ohne, was doch nicht überflüssig wäre, da es auf den gesuchten Abstand nothwendigen Einfluss hat, theils auf die Präcession des Sterns in gerader Aufsteigung und Abweichung bis zu dem laufenden Monatstage, theils auf die Gleichungen durch Nutation und Aberration einige Rücksicht zu nehmen). — Das Werk beschliessen einige Hülfstafeln, worunter die erste die schicklichsten Höhen zur Zeitbestimmung angiebt, für die geographische Breite 30 bis 60°, und die Nordpolardistanz der Sonne 66 bis 90°. Die übrigen betreffen: Unterschied der Mittagshöhe der Sonne von ihrer Höhe bey 1 Minute Zeitabstand vom Meridian, für die nördlichen Breiten 30—60°, und die Nordpolardistanz der Sonne 66 bis 114°; Höhenparallaxe des Monds, weniger die Refraction (in eine Tafel zusammengefasst) von 10 zu 10 Minuten der scheinbaren Mondshöhe; mittlere Stralenbrechung; Reduction der horizontalen Mondsparallaxe von Paris auf andere Breiten; Reduction wegen der Abplattung; Vergrösserung des Mondshalbmessers für verschiedene Höhen.

WIEN, b. Trattnern: *Ephemerides astronomicae anni* 1803 ad meridianum Vindobonensem Jussu Augustissimi a *Franc. de Paula Triesnecker*, Astron. Caes. Reg. Universit. etc. supputatae, cum Appendice. 1802. 396 S. 8.

Der Anhang zu den Ephemeriden begreift I. Astronomische Beobachtungen zu Wien und an andern Orten angestellt. Unter den Wiener Beobachtungen von 1801 finden sich auch die beiden Gegenscheine des Saturnus und Uranus. Von auswärtigen macht der Herausgeber folgende bekannt: Beobachtungen zu Ofen 1800 und 1801 von dem K. Astron. *Taucher* und den Adjuncten *Bogdanich* und *Huliman* (Bogdanich ist indess durch einen frühen Tod den Wissenschaften entrissen worden), zu Kremsmünster von *Thaddäus Derflinger*, Bened. Mehrere correspondirende Fixsternbedeckungen hat der Frhr. *von Zach* mitgetheilt, darunter auch einige ältere 1700. 3 Oct. Bedeckung des Aldebaran zu Smyrna, und 1753. 10 Jun. Bedeckung der Spica zu Diarbekr; da es für die Berechnung der letztern an corresp. Beobachtungen fehlt, so hat der Herausg. die Greenwicher Mondsbeobachtungen von Bradley zwischen dem 7. und 12 Jun. beygefügt. Störungen des Mars, durch die Wirkungen der Erde, des Jupiters und der Venus von *Schubert*. Auszüge verschiedener astron. Beobachtungen aus der *Connaiss. des tems pour l'anné IX*, und aus dem Berliner Astron. Jahrbuche auf 1802. II. Einige ältere astronom. Beobachtungen in Bayern und Südamerika

im

im vorigen Jahrhundert angestellt, und mitgetheilt durch *Franz Zallinger*, Prof. der Phys. in Insbruck. Die Berechnung dieser wahrscheinlich bisher ganz unbekannt gebliebenen Beobachtungen kann noch jetzt für die Astronomie und Geographie von einigem Nutzen seyn. Es sind: eine Mondsfinsterniss 1749. 23 Dec. zu Ingolstadt, München und Landshut, eine Sonnenfinsterniss 1750. 8 Jan. zu München, Landshut und Rom, und von demselben Jahr eine Mondsfinsterniss am 19 Jun. zu Augsburg, München und Ingolstadt beobachtet. Noch folgt eine Reihe mehrerer in Paraguay vom Jesuiten und Missionar *P. Bonav. Suarez* in der Stadt SS. Cosmas und Damian (unter 27° 26′ südl. Breite, und 3 St. 52′ 23″ östl. Länge in Zeit von Paris nach Wargentin) angestellten Beobachtungen; die Instrumente waren ein 19füssiger Teleskop und 5füssiger Quadrant. Vier Sonnenfinsternisse vom J. 1719, 21, 22, 26 und drey Mondsfinsternisse 1722, 25 und 26. Ferner gegen 147 Ein- und Austritte der 4 Jupiterstrabanten ebendaselbst in den Jahren 1720 bis 1727 mit einem 16 und 18füssig. Teleskop beobachtet, samt Conjunctionen der Trabanten unter sich und mit Jupiter, und ihren Vorübergängen vor der Jupitersscheibe 1720 und 1721. Fünf Beobachtungen des Kometen 1723 vom 15 bis 19 Oct. Meridiandifferenzen in Zeit zwischen obgedachtem Beobachtungsorte und andern meist Amerikanischen Orten. III. Neue Mondstafeln von *Triesnecker* berechnet, samt den neubestimmten Gleichungen des Monds in Länge und Breite. Während dass andere Astronomen durch neuere Mondsbeobachtungen in Verbindungen mit der Theorie die Mondstafeln zu verbessern suchen, hat der Herausg. auf andere, vielleicht manchem etwas gewagt scheinende Art sich der nämlichen schweren Arbeit unterzogen, und bloss Fixsternbedeckungen dazu gebraucht, deren er eine beträchtliche Anzahl zu geographischem Endzweck bezeichnet hatte. Der Erfolg hat diess Unternehmen vollkommen gerechtfertigt, und die neuen hier gelieferten Mondstafeln von S. 313—387 haben einen Grad von Genauigkeit, den man auf diesem Wege zu erreichen wohl schwerlich erwartet hätte. Letztere gründen sich zunächst auf 65 Bedeckungen, unter denen nur vier sind, wo der Fehler der Länge auf 14 bis 15 Sec. steigt. Eben diese neuen Tafeln hat der Vf., um sich von ihrer Richtigkeit zu versichern, einer gedoppelten Prüfung unterworfen. Einmal hat er andere 66 Fixsternbedeckungen in Greenwich beobachtet, damit verglichen, und nur bey zweyen einen Längenfehler von 16″ gefunden; diess waren aber unvollständige Beobachtungen, bey denen der Fehler der Breite sich nicht gehörig bestimmen liess. Ueberdem hat er auch noch 556 Greenwicher Mondsculminationen, die zwischen 1789 und 1793 fallen, unmittelbar reducirt, und mit seinen Tafeln verglichen; bey 512 Beobachtungen war der Längenfehler geringer als 12 Sec. und nur bey 44, die aber an sich etwas zweifelhaft sind, zwischen 12 und 20 Sec. Auch über die Breite des Monds hat der Vf. neue Untersuchungen angestellt, und sich dazu mit glücklichem Erfolge der bessern unter den Occultationen bedient: so entstanden neue Breitentafeln, welche nur bey drey der zum Grunde gelegten Bedeckungen einen nahe an 10 Sec. reichenden Fehler zurücklassen; sonst sind die Breitenfehler meistens weit geringer. Seine neuern Gleichungen der Länge hat der Vf. mit den Bürgschen verglichen, von denen sie, wenn schon nach ganz anderer Methode gefunden, nur wenig abweichen; seine neuen Breitengleichungen stellt er zur Vergleichung den Masonschen gegenüber. *Mason* hat eilf Breitengleichungen; die dritte, welche in *Mayer's Theorie* sich findet, ist nach Triesnecker nur + 9″, 7; noch hat letzterer eine zwölfte Gleichung beygefügt, welche nach *La Place* vom Sinus der mittlern Mondslänge abhängt; aus Beobachtungen findet sie der *Vf.* nur — 5″, 2. Eine andere Breitengleichung *hingegen*, die bey Mason nicht vorkommt, und nach Mayer's Theorie Arg. XI. Lat. + 2 Arg. I Lat. zum Argument haben würde, hat er, da sie bloss einen Werth von + 0″, 2 gab, nicht aufgenommen. Auch die Mayersche Parallaxe unter dem Aequator ist von dem Vf. nach genauen hierüber angestellten Untersuchungen verbessert, und 10 Sec. davon abgezogen worden; am Ende sind noch *Delambre's* Tafeln der stündlichen Bewegung des Monds angehängt. Die Epochen der mittlern Länge des Monds, seiner mittlern Anomalie und des Knotensupplements sind durch die von *La Place* neuentdeckten Seculargleichungen verbessert. IV. Geocentrische Stellungen der Ceres für das J. 1803 nach *Gauss* Elementen berechnet.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *München*, b. Seidel: *Staatsrechtlicher Versuch über die Edelmannsfreyheit in Bayern.* Von *H. L. Spengel*, d. R. Lic. und kurfürstl. beygeordnetem Staatssekretär. 1802. 47 S. 8. (4 gr.) Eine gute, nur etwas zu wenig ausgeführte Darstellung dieser Lehre. Der Vf. unterscheidet zwey Epochen der Edelmannsfreyheit vor 1557 und nachher. Die alte besteht vorzüglich im Steuer-Musterungs- und Schaarwerksrechte, die neue ward noch mit dem Rechte der Gerichtsbarkeit vermehrt. Die Geschichte, Natur, den Umfang, die Erwerbs- und Verlustarten der alten und neuen Edelmannsfreyheit untersucht der Vf., und belegt seine Sätze durchgängig mit gesetzlichen Beweisstellen, wodurch diese Schrift an Wichtigkeit sehr gewinnt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 23. Februar 1803.

ERDBESCHREIBUNG.

WEIMAR, in Industrie-Comptoir: *Guide des Voyageurs en Europe. Tome premier.* XII u. 610 S. nebst 191 S. Einleitung. *Tome second.* 636 S. ohne das Register. 8. (8 Rthlr.)

Mit Wahrheit sagt der Vf. in der Einleitung, dass diese *zweyte* Ausgabe in mehreren Artikeln beynahe als ein neues Werk zu betrachten ist. Er hat nicht nur Alles abgeändert, was durch die grossen Weltbegebenheiten eine andere Gestalt bekommen hat, (wohin vorzüglich Frankreich und die Schweiz gehören) sondern auch eine Menge neuer Reisebeschreibungen und andere Hülfsmittel benutzt, die seit der ersten Erscheinung seines Werkes erschienen sind. Hierzu kommen noch 4 Reisekarten, und die Plane von 4 grossen Hauptstädten. Und so ist es denn für Reisende das brauchbarste Buch geworden, das Rec. kennt, und das einzige von diesem Umfange und diesem Werthe, das in irgend einer Sprache existirt. Da der Vf. so viel gethan und so vielen Fleiss angewandt hat: wäre es vielleicht ungerecht, hinzuzusetzen, dass noch vieles zu thun übrig bleibt, und so Manches noch zu verbessern ist. Es liegt in der Natur der Reisebeschreibungen, dass reine Wahrheit und vollkommene Genauigkeit nicht erreicht werden können; auch dann nicht, wenn unzählige Dinge, die sich ohne Unterlass verändern, immer die nämlichen blieben. Um so mehr also sind Mängel und Irrungen in einem Werke zu entschuldigen, in welchem eine so ungeheure Mannigfaltigkeit von Gegenständen verhandelt wird, wie in dem vor uns liegenden. Der Vf. konnte nicht alle die Länder bereisen, von denen er Nachricht giebt; und wäre diess auch der Fall: so wäre er, wie alle Reisebeschreiber, in gewissen Dingen dem Irrthume unterworfen gewesen. — Um diese neue Ausgabe noch brauchbarer zu machen, hat er sein Werk in einzelne Hefte getheilt, so dass der *erste* Band 1) die allgemeine Einleitung, 2) Portugall und Spanien, 3) Frankreich, 4) die Schweiz, 5) Italien; der *zweyte* aber 6) Deutschland, 7) die batavsche Republik und Grossbrittanien, 8) den Norden, Ungarn und Constantinopel enthalten. Auf diese Art ist man nie genöthigt, mehr als einen Heft jedesmal bey sich zu führen, nämlich die Beschreibung des Landes, in welchem man sich befindet, und allenfalls einen zweyten, die allgemeine Einleitung, die so viel Wissenswerthes enthält, dass der Reisende, in welchem Lande er auch sey, sie immer zur Seite zu haben wünschen wird; wiewohl sie manches uns überflüssig scheinende enthält, da der, der nur die Hälfte der Vorsichtigkeitsregeln bedürfte, oder alle die Bequemlichkeiten suchen wollte, die hier angegeben sind, besser thäte, nie eine Nacht ausserhalb seiner Wohnung zuzubringen.

Nun noch einige einzelne Bemerkungen. I. B. S. XLVIII. Der Reisende verlasse sich ja nicht zu sehr auf die Allgemeinheit der französischen Sprache! Ausser England, welches der Vf. ausdrücklich nennt, giebt es eine Menge Länder, wo diese Sprache allein keinesweges zureicht. Im innern Italien fand man sonst wenig gemeine Leute, auch in den grossen Wirthshäusern, die diese Sprache redeten, und in Unteritalien stiess man auf eine Menge Personen von Stande, die keine französische Unterredung führen konnten. In den dänischen Staaten kommt man weit besser mit der deutschen Sprache fort, in Norwegen besser mit der Englischen, und in Schweden, wo Leute von Erziehung ziemlich allgemein französisch reden, findet man äusserst selten einen Aufwärter oder Lohnbedienten, der diese Sprache verstände. S. CLXXXIII. Die Preise von Lohnbedienten, Kutschen und dergl. sind immer ungewiss; aber im Ganzen sind mehrere Artikel hier zu niedrig angegeben. S. 451. Die Gemälde des Giulio Romano im Pallaste T zu Mantua sind im letzten Kriege vernichtet worden. S. 512. In England giebt man dem Bedienten nie etwas, wenn man in einem Hause gespeisst hat. S. 541. Im J. 1799 waren die Posten in dem Venetianischen ganz wie in Oestreich. S. 555. Schon 1793 gingen Engländer mit Wagen über den grossen Bernhardt. Rec. selbst machte in diesem Jahre die Reise mit einem grossen englischen Wagen, für den er von Martinach bis Aosta 17 franz. Louisd'or accordirte, Koffer und Gepäcke mit einbegriffen. Andere sind seitdem für 15 hinüber gebracht worden. — Dass Hannibal über diesen Berg gegangen sey, wird schwerlich jemand glauben, der dort gewesen ist. Freylich hat ein gelehrter Engländer erst vor ein paar Jahren noch zwey Bände für diese Meynung geschrieben; allein der Mann kannte die Gegend nicht.

II. B. *Deutschland* erscheint in dieser neuen Ausgabe mit grosser Sorgfalt umgearbeitet, und der Leser findet hier mehrere Veränderungen auf der neuesten Zeit, so wie auch verschiedene der neuesten Reisebeschreibungen benutzt. In der allgemeinen Uebersicht ist der Verlust nebst den übrigen Veränderungen angegeben, den dieses Land durch den Frieden von Lüneville erlitten hat. Auf das Besondere konnte der Vf. sich damals noch nicht einlassen. — Gellerts Denkmal, das sonst zu Leipzig in Wendlers Garten stand, ist

ist der Universität geschenkt worden und befindet sich jetzt im botanischen Garten. Das andere, das Hr. Reich zu Sellerhausen errichten liess, hat dessen Wittwe nach Gohlis verehrt, wo es im Garten des herrschaftlichen Hauses steht. — Der Artikel von *Grossbrittanien* ist etwas mager und für den Gebrauch des Reisenden nicht hinreichend. Indem aber Rec. diese Bemerkung macht, gesteht er auch zugleich, dass er gar wohl die Schwierigkeit einsieht, unter der ungeheuern Menge der Materialien und Merkwürdigkeiten zu wählen, die England allein darbietet, und dass der Artikel zu weitläuftig geworden seyn würde, wenn auch nur ein Viertel der wichtigsten Strassen, die das Land durchschneiden, angegeben worden wäre. Was übrigens Irland betrifft, welches am allerdürftigsten behandelt ist: so läst sich mit Recht zur Entschuldigung sagen, dass dieses Land wenig besucht wird. Uebrigens finden sich auch über Grossbrittanien in der Einleitung manche interessante Nachrichten aus der neuern Zeit, welche beweisen, dass des Vfs. verbessernde Hand auch hier nicht unthätig gewesen ist. S. 382 ist statt Meesey, Mersey, S. 387 statt Candil Kohlen, Kendal coals, oder charbons de terre de Kendal zu lesen. S. 390 ist ein bedeutender Druckfehler, wenn gesagt wird, dass die Zinsen der Nationalschuld 56,445,000 Pf. jährlich wären. Sie betragen ungefähr 1 Drittel dieser Summe. S. 404. Die Bevölkerung von Dublin ist mit 40,000 Menschen vielleicht um die Hälfte zu niedrig angesetzt. Auch Edinburg, das mit 85,444 angegeben ist, hat, nach mehreren neuern und guten Nachrichten, wenigstens 100,000 Einwohner. Glasgow, das jetzt über 90,000 Seelen enthält, Liverpool mit 77,653, Manchester mit 84020, Birmingham mit 73,670 hätten wohl auch eingetragen werden sollen. — Als der Vf. seine zweyte Ausgabe bearbeitete, hatte er die Bevölkerungslisten noch nicht, die seitdem dem Parlament vorgelegt worden sind. Diesen und andern neuern Untersuchungen zu Folge hat das vereinte Grossbrittanische Reich zwischen 15 und 16 Millionen Einwohner, Bristol aber nur 63,645. — Zu den Büchern über Schottland sind seitdem noch zwey Hauptwerke „Garnetts Reise durch die Hochlande und die Hebriden und Campbells Reise von Edinburg durch einige Theile von Nordbrittanien“ gekommen.

Auch der Artikel von *Schweden* und *Dännemark* erscheint in dieser neuen Auflage in einer sehr veränderten Gestalt, und der Vf. hat das Neueste über diese Länder sorgfältig benutzt. — Das Postjournal, dessen S. 484 gedacht wird, ist eine Verwechselung, und passt auf Schweden. In den eigentlichen dänischen Staaten bekümmert sich der Gastwirth nicht um diese Postangelegenheiten, auch fragt sonst niemand darnach, und in Schleswig verlangt der Postknecht bloss ein schriftliches Zeugniss, dass der Reisende mit ihm zufrieden ist. — Dass man mit Hülfe der deutschen und französischen Sprache, durch Schweden reisen könne (S. 499) lässt sich schwerlich behaupten. Beide sind selten unter den gemeinen Leuten, und die deutsche auch unter den höhern Ständen. Rec. ist oft ganze Tage gereist, ohne auf jemand zu stossen, der eine ausländische Sprache verstanden hätte, und im besten Wirthshause zu Gothenburg war niemand, der etwas anderes verstand als Schwedisch. — S. 615. Upsal hat, statt 10,000 Einwohner, nicht die Hälfte dieser Zahl. — Dass es in Schweden auch Münze giebt, womit man sich helfen kann (S. 521.) ist freylich wahr; sie ist aber so selten, dass an sehr vielen Orten schlechterdings keine zu haben ist; und da man nichts anders als Kupfer hat, womit man sich doch nicht pfundweise beladen kann, wenn es ja irgendwo zu erhalten wäre: so kann der Reisende bisweilen wirklich in grosse Verlegenheiten kommen. — S. 612. Von den beiden Zahlen, die für die Bevölkerung von Constantinopel angegeben sind, ist die kleinere von 700,000 Menschen noch immer viel zu gross. Diese Stadt hält nicht mehr eine halbe Million. —

Am Ende der Vorrede entschuldigt sich der Vf. über das Mangelhafte der Sprache, in der sein Werk geschrieben ist. Allerdings konnte der Hauptzweck des Buches erreicht werden, ohne dass es schön französisch, oder auch nur ganz richtig geschrieben sey; indessen bedauert Rec. doch, dass man das Mspt. nicht irgend einem Franzosen zur Durchsicht übergab, der es, ohne viele Mühe, und ohne grosse Aenderungen zu machen, doch von den auffallendsten Mängeln gereinigt haben würde. — Uebrigens ist das Papier gut, die Typen schön, und der Druck so eingerichtet, dass Alles gut in die Augen fällt und leicht gefunden werden kann. Für den *letztern Umstand* ist auch durch ein allgemeines *Register gesorgt.*

Ronneburg u. Leipzig: *Marco Paolo's Reisen in den Orient während der Jahre* 1272 *bis* 1295. Nach den vorzüglichsten Originalausgaben verdeutscht, von *Felix Peregrin.* 1802. 248 S. 8. (1 Rthlr.)

Eine neue Ausgabe des weiland berühmten *Marco Polo*, oder eine sorgfältige, getreue Uebersetzung seiner asiatischen Reisen, welche christlichen Erdbeschreibern selbst lange nach den Entdeckungen der Portugiesen zum Wegweiser dienten, war allerdings ein Bedürfniss unserer Zeiten, weil die bisherigen Herausgeber die darüber vorhandenen Nachrichten, ohne die mindeste Kenntniss der von ihm besuchten Weltgegenden, und ohne zu ahnden, dass sie in einer sehr unförmlichen Gestalt, und durch Wiederholungen und Schreibfehler verfinstert uns überliefert sind, abdrucken liessen. Allein da wir noch nicht zuverlässig wissen, ob das wahre Original, welches Marco Polo 1298 in seinem Gefängniss in Genua lange nach seiner Zuhausekunft aufsetzte oder aufsetzen liess, noch vorhanden ist, ob dasselbe lateinisch oder italiänisch niedergeschrieben war, (wiewohl das letzte aus mancherley Gründen, die wir hier nicht vorlegen können, höchst wahrscheinlich ist) und ob die ersten in Venedig gedruckten Ausgaben mit diesem Original übereinstimmen oder nicht: so war es Pflicht für den Unternehmer einer solchen Arbeit, den wahren

ren Text dieser Reisen aufzuspüren. Gewifs ist dieser auf irgend einer italiänischen Bibliothek vorhanden, wie mehrere Verzeichnisse beweisen, wenn ihre Verfasser gleich mehr um Erhaltung des Titels als des Inhalts besorgt waren. Diese alte wahrscheinlich auf mancherley Art interpolirte oder abgekürzte Urschrift müfste ferner mit den frühesten Uebersetzungen, der französischen von Ritter Theobald Cepoi, vom 1307, welche sich in Bern nach Sinners Anzeigen handschriftlich befindet, und der ebenfalls gleichzeitigen lateinischen des Franz Pipin von Bologna von 1820, welche die königliche Bibliothek in Berlin aufbewahrt, verglichen werden. Von dem allen hat der sogenannte F. *Peregrin*, ungeachtet seiner vermeynten Bekanntschaft mit M. Polo nichts geahndet, wenn er gleich auf dem Titel versichert, seine Verdeutschung nach den vorzüglichsten Originalausgaben verfertigt zu haben. Was er aber unter dieser Benennung versteht, etwa ältere in Menge vorhandene deutsche Uebersetzungen, ist schwer auszumachen; denn als er schon die Hand ans Werk gelegt hatte, erfuhr er erst, dafs *Bergeron* in seiner bekannten Sammlung alter Reisen auch den M. P. aufgenommen habe. Er ist über die Entdeckung eines von Schnitzern wimmelnden, in jeder Rücksicht unbrauchbaren Auszugs so hocherfreut, dafs er kaum Worte genug finden kann, seinen stockblinden Führer als ein Meisterwerk zu schildern. Aber eben durch diesen unverzeihlichen Misgriff hat er eine kritische unsern Zeiten angemessene Ausgabe der Reisen des M. P. auf viele Jahre verzögert. Denn schwerlich möchte sich nun unter uns ein sachkundiger Gelehrter entschliessen, M. P. Erinnerungen von seinen sechs und zwanzigjährigen Reisen durch Asien aufzuklären, und dessen entsetzlich verdorbenen Namen von Ländern, Städten, Natur- und Kunstprodukten zu enträthseln, weil dazu ein eignes Studium und eine vertraute Bekanntschaft mit der trockenen chinesischen Geschichte gehört, und ein Verleger nach diesem verunglückten Versuch schwerlich eine neue, wenn gleich vollkommenere Ausgabe wagen dürfte. Wir sagen daher nicht zu viel, wenn wir Hn. Peregrins Uebersetzung für ein höchst überflüssiges, unreifes Produkt der neuern Buchmacherey erklären, das in seiner gegenwärtigen Gestalt, weder den Geschichtsforscher, noch den Erdbeschreiber oder blosen Dilettanten befriedigt. Unser Uebersetzer hat keinen Begriff von der Entstehung dieser Reisen, ihren mannigfaltigen Wiederholungen, und den seltsamen Sprüngen von einer asiatischen Provinz in die andere gehabt, die M. P. in Ermanglung eines sichern Wegweisers begehen mufste. Wir glauben freylich, dafs Hr. F. P. in seinem Commentar über diese Reise, welchen er im zweyten Theile verspricht, manches aus einem andern Gesichtspunkt betrachten, und viele Fehler verbessern wird, die er aus bloser Unbekanntschaft mit seinem Autor und was über ihn bisher geschrieben ist, begangen hat. Jedoch um unsere Leser zu überzeugen, dafs unsere nachtheilige Meynung von dieser Verdeutschung auf hinlängliche Beweise gegründet ist, sind wir gezwungen, uns in ein näheres Detail einzulassen, so gering auch dabey der Gewinn für den Erdbeschreiber, oder den künftigen Commentator Marco Polos seyn dürfte.

Zuerst hat Hr. *F. P.* das Unglück gehabt, auf den schlechtesten, verdorbensten Text des *M. P.* oder einen höchstelenden Auszug seiner Reisen zu fallen, wenn er gleich überzeugt ist, er liefere den alten Venezianer in seiner ganzen Reinheit. *Bergerons* französische Uebersetzung ist gerade die trübste Quelle; B übertrug ohne alle Kenntnifs des mittlern Asiens, des Berlinischen Probst *Müllers* lateinische Ausgabe, liefs sich aber dabey viel Nachlässigkeiten und Uebereilungen zu Schulden kommen, und übersah eine Menge von *Müllers* Varianten und Anmerkungen. Seine Uebersetzung ist zwar durch eine Karte erläutert, allein diese ist gerade nach der damaligen Sitte entworfen, auf derselben alle Länder Polo's Berichten anzupassen, ohne zu bedenken, ob diese Länder je vorhanden waren, oder in der angegebenen Richtung liegen. *Müller* verwendete, zwar grofsen Fleifs auf seine Ausgabe des *M. P.*, allein ob er gleich im Besitz der oben erwähnten reichhaltigen Berliner Handschrift war, liefs er dennoch seinen Autor nach der fehlerhaften abgekürzten Ausgabe des *Grynäus* abdrucken, von der man nicht weifs, aus welcher Quelle sie entlehnt ist, und ob sie mit *Madrignanis* Ausgabe (Mayland 1508) übereinstimmt oder nicht. Diesen über alle Maafsen verdorbenen Text suchte er durch jene bessere und vollständigere Handschrift zu interpoliren, theilte aber nicht immer aus derselben die Zusätze und die im Auszuge fehlenden Stellen und Abschnitte mit, sondern begnügt sich zuweilen die Abweichungen durch *quaedam alia* zu bemerken. *Ramusio's* weit vollkommnern, vollständigern Abdruck des *Marco Polo*, den er zum Theil nach italiänischen Handschriften veranstaltete, und der so manche Lücken ausfüllen, und falsche Lesarten berichtigen konnte, benutzt er gar nicht. Unser Uebersetzer weifs nichts davon, dafs *M. P.* italiänisch in *Ramusio's* Sammlung vorhanden war, und diese Ausgabe weit mehrere Nachrichten enthält, als die bisher gedruckten lateinischen Auszüge.

Doch aufser dieser Vernachlässigung, den ächten *M. P.* auf vaterländischen Boden zu verpflanzen, hat Hr. *F. P.* eine Menge von *Bergeron* begangener Fehler nachgeschrieben, und diese zuweilen mit neuen vermehrt. Hier können nur einige derselben angegeben werden, denn auch nur die auffallendsten zu rügen, würde mehr Raum erfodern, als der Plan der A. L. Z. erlaubt. S. 7. übersetzt er 20 *Diaetas* oder Tagereisen durch 20 französische Meilen, und 10 Gesandten, die den Fremden 40 Tagereisen entgegengeschickt wurden, durch 4000 Mann. S. 24. werden unter den persischen Manufacturwaaren schöne Sachen von Federn gerühmt, weil Bergeron *opus acupictorium* so übersetzt. Was sind S. 27. Audanic Minen. *M. P.* nennt den besten, feinsten Stahl *Andanicum*, aus welchen im Morgenlande Spiegel und Schwerdter verfertigt werden. S. 32. die Schiffe sind nicht mit Pech kalfatert, sondern blofs mit Fischleich. *B.* hat zwar auch *Semence des Poissons* übersetzt; aber der lateinische Text beym

beym *Müller* sagt *Piscium Sumine* und *Ramusio*: *S'ungono le navi con olio fatto di grasso di pesci*, also Fischtrahn. S. 108. und an andern Stellen werden Moris-Bäume genannt, weil der Uebersetzer nicht an Maulbeerbäume dachte. S. 146. heisst es: Gold das die Einwohner Paglola nennen, *M. P.* sagt *Oro di Pajola* (*Pagliola*) Goldblättchen oder Staubgold. S. 199. wenn man sich zur See nach Garbinium wendet. Schwerlich wird man es glauben, dass der Uebersetzer den Garbino, Südwestwind in eine Stadt oder ein Land verwandeln konnte. Hier hätte ihn schon *Bergerons* Karte oder jedes italiänische Lexicon zurecht weissen müssen. S. 210. Sosimkörner, aus denen man Oel verfertigt. Wem muss hier nicht gleich *Sesam* beyfallen. Nach S. 235. hat Hr. *F. P.* nie von einer Giraffe gehört, so umständlich auch *M. P.* dieses Thier beschreibt, aber *Bergeron* hat dasselbe Graffa verschrieben, also wird dieser Fehler hier treulich beybehalten. Ja ohne Bedenken wiederholt er den ärgsten Unsinn aus *Bergeron*, wie S. 189. die schönsten Epitaken und Epimaken. Von diesen Thieren, welche in Abyssinien gefunden werden, hat wohl Niemand je etwas gehört. Der erste Name ist aus *Psittaci*, Papagayen verdorben, die andere Thierart nennt *M. P. Gatti mamoni*, oder Meerkatzen. Zuweilen wagt es der Uebersetzer, die unglaublich verdorbenen Namen zu berichtigen, aber da er weder *Müllers* Ausgabe, noch die des *Ramusio* kennt, die ihm bey diesem Versuch gut aushelfen konnten; so lässt er es bloss bey einzelnen Erklärungen bewenden, erläutert die Schreibfehler oft unrichtig, oder nimmt solche ohne Bedenken auf, die mit einiger Kenntniss der bereisten Länder leicht zu verbessern waren. Z. B. S. 18. übersetzt er *Jannenses*, durch *Jannuaner*, ungeachtet es hinlänglich bekannt ist, dass *Genua* im Mittelalter *Janua* genannt ward, es hier also Genueser heissen muss. Eben daselbst spricht *M. P.* von den Mahometanischen Türkomannen und rühmt ihre Viehweiden, auf denen eine Menge Pferde und Rindvieh (*pecorum*) vorhanden sind, er liest aber lieber mit *Bergeron*: *porcorum*, ungeachtet sie wegen ihrer Religion, Schweine verabscheuen. S. 22. werden die Curden bey Mosul Cardis genannt. S. 24. bleibt immerhin das alte Bascia stehen, da doch der Zusammenhang ergiebt, dass Bassora gelesen werden muss. Eben so leicht war es hier das unverständliche Cremosor durch Ormus zu verbessern. Die chinesische Gränzstadt Sachion heisst keinesweges Schatschu, sondern So-tschen. Sie liegt in der Provinz Chensi, und wird von den Reisenden des Mittelalters Tluzo, Tuko, Succio, und von Shah Rockhs Gesandten Sac-chu geschrieben; die weiterhin S. 63. genannte Stadt Suchur ist eben dieselbe. Unter dem Namen Botiam, Vociam S. 153. ist Butan nicht zu verkennen, wie der ganze Zusammenhang und der Krieg von Bangala (Bengalen) beweisst. Eben so muss ebendaselbst Mien, durch Pegu oder Ava erklärt werden. *M. P.* hörte den chinesischen Namen dieser Reiche, Zomien, und da er hier die reich vergoldeten Tempel oder Prahs des Landes auf gleiche Art beschreibt, als neuere Reisende, so ist diese Erklärung wohl kaum zu bezweifeln. Wir hören auf mit mehreren Beyspielen darzuthun, dass Hr. F. P. völlig unvorbereitet, diese Arbeit unternahm, und dass er bey bekannten Gegenden, den Häfen im Persischen Meerbusen, bey Abyssinien *völlig* im Dunkeln tappt. Wer nur einige *Belesenheit in den* Reisen des Mittelalters und des sechszehnten Jahrhunderts besitzt, wird ihn fast auf allen Seiten, Fehler und Uebereilungen mancher Art zeihen können.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Darmstadt*, b. Will: *Juridische Beobachtungen*, gesammelt von *Maximilian Arnold Fabricius*. — *Erstes* Heft. 1801. 93 S. 8. (5 gr.) „Ich bin eben jetzt im Begriffe, sagt der Vf. S. 32, meinem zwar noch keineswegs emancipirten Entwicklungsgeiste zu seiner Prüfung und Vorübung allerley selbst geschürzte Knoten über mancherley Dinge aus allen vier Enden der Rechtskunde vorzulegen. Dass ich aber sodann die nämlichen Probleme sammt deren Aufschlüssen und zwar diese so frisch, wie sie vom Stegreif kommen, die Presse passiren lasse, das geschieht nur allein zu einziger Kundschaft meines vielgeehrten Setzers, da derselbe von Amtswegen zum Lesen vermüssigt ist u. s. w." Wahrlich ausser dem Setzer und Recensenten möchte wohl niemand seyn, der sich dem sauern Amte, diesen Unsinn durchzulesen, unterzöge. Nirgends die Spur eines bestimmten Zweckes, nirgends ein Funke deutlicher Begriffe; daneben ist, um für die gehaltlose Scribeley einiges Interesse zu erregen, das Ganze in den schalsten und oft ganz unverständlichen Witz gekleidet. Damit jedoch unser Urtheil niemanden zu hart dünke: so geben wir auch eine Probe des innern Gehaltes aus dem nächsten, besten Abschnitte: S. 44, wo von der natürlichen Rechtslehre die Rede ist, heisst es: „Wird nach den Gesetzen der Vernunftlehre über jeden Fall förmliches Schlussgericht gehalten, und hiebey durchaus nichts hypothetisches geduldet, so muss sich ohnfehlbar deutlich enthüllen, was *natürlichen* Rechtens ist. Die zu diesem Verfahren erfoderlichen Beweise finden sich in der sogenannten *mathematischen* Gewissheit; denn viele Dinge sind schon ohnfehlbar gewiss; sobald die allgemeine innere Empfindung aller vernünftigen Menschen das Gegentheil für unmöglich erklärt; das übrige giebt die Gewissheit aus Erfahrung; denn alles, was sich unsern Begriffen durch äussere Empfindung mittheilt, ist nichts weniger und nichts mehr als die Natur selbst u. s. w." — Wer überzeugt sich nicht hieraus, dass dieses Allerley unter den schlechten Produkten, welche die juristische Literatur seit langer Zeit hervorgebracht hat, eines der elendesten ist?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 24. Februar 1803.

ERDBESCHREIBUNG.

MOSKAU, in d. Univerfitätsbuchdr.: *Puteschestwie w poludennaju Rossiu, w pismach, isdannüch Wladimirom Ismailowüm*, d. i. *Reise durch das füdliche Rufsland*, in Briefen, herausgegeben von *Wladimir Ismailow. Zwey Bände*. 1802. 8.

Hr. *I.*, ein junger ruffischer Edelmann, der fich auf dem Titel zwar nur als Herausgeber diefer Reife ankündigt, in der That aber Vf. derfelben ift, giebt feinen Landsleuten dadurch ein gutes Beyfpiel, das, wenn es befolgt würde, über viele, noch wenig bekannte Gegenden des grofsen ruffifchen Reichs ein helleres Licht verbreiten müfste. Denn fo häufig auch die reichen und gebildeten Ruffen in das Ausland, und vorzüglich nach Deutfchland und Frankreich, reifen, fo wenig giebt es doch, die ihr Vaterland bereifeten, um es in Rückficht feines moralifchen und phyfifchen Zuftandes beffer kennen zu lernen. Auch rühmt fich der Vf. in der Vorrede, dafs er das erfte Beyfpiel diefer Art gebe, und in der That hat er Recht, wenn man *Sumarokow* [deffen Reife durch die Krimm etc. auch in's Deutfche überfetzt ift] ausnimmt; denn die Reifen der Akademiker können nicht füglich hierher gerechnet werden, da fie nicht aus eigenem Antriebe, fondern auf kaiferlichen Befehl, unternommen wurden, zu gefchweigen, dafs die meiften diefer Reifenden Ausländer waren.

Hr. *I.* kündigt fich als einen *empfindfamen Reifenden* an. „Ich durchwandere, fagt er S. 7., die rei„zendften Gegenden zu Fufse, luftwandle im Gehöl„ze, klettre auf Berge, durchftreife die Thäler, und „fuche die Lebhaftigkeit meiner Empfindungen mit „der ganzen Natur zu theilen. Ich mache meine Leu„te auf jede neue Entdeckung meines Blickes aufmerk„fam, umarme fie im Taumel der Freude, und frage „fie: feht ihr, wie die Wellen diefes klaren Baches „fpielen? Hört ihr, wie füfs die Nachtigall fchlägt? „Fühlt ihr, wie das Herz in zarten Gefühlen bangt?" und S. 9. „Manchmal geh' ich, allein mit meinem „treuen Hunde, — durch Dörfer und Flecken. Eine „glückliche Familie, ein zärtliches Paar, ein Hirt, „welcher der Natur auf feiner Schalmey das Geheim„nifs feines Herzens entdeckt, ein Reihentanz von „Landmädchen, eine Gruppe Kinder, ein gefühlvol„les Lächeln, ein rührender Blick — nichts entgeht „meiner Aufmerkfamkeit." — Nach einer folchen Ankündigung läfst fich freylich nicht viel mehr als empfindfame Tiraden über Wiefen und Fluren, über Berge und Thäler, über Unfchuld des Landlebens und hübfche Mädchen, vermifcht mit einigen Anekdoten von glücklicher oder unglücklicher Liebe, vermuthen, wie man fie, unter allerley Titeln, in Deutfchland zu hunderten hat, und in der That findet man auch davon genug in diefen Briefen. Aber mitten unter diefen Ergiefsungen des Gefühls, die fich — wenige Fälle ausgenommen — durch Naivetät und Anfpruchlofigkeit gleichfam erträglicher machen, ftöfst man auf manche intereffante Notizen, die, befonders im Auslande, wo man fo wenig Nachrichten über den neueften Zuftand einzelner Städte und Oerter im Innern von Rufsland hat, gewifs willkommen feyn werden. In diefer Rückficht heben wir hier das Intereffantefte aus diefer Reife aus, zumal da noch keine Ueberfetzung davon erfchienen ift.

Die Reife geht von Moskau aus über Serpuchow zuerft nach *Tula*, (S. 19.) wo der Vf. die Gewehrfabrik befucht. Achtzehn grofse Räder werden durch Waffer getrieben, und fetzen die verfchiedenen Hämmer, Blafebälge und übrigen Werke in Bewegung. Dann befieht er die Werkftätte eines Deutfchen, der mathematifche Inftrumente, Elektrifirmafchinen etc. verfertigt. Rec. hätte hier mehr Ausführlichkeit gewünfcht, denn fowohl die Gewehrfabrik, als die Werkftätte des Hn. *Dowig* [fo heifst der deutfche Künftler, den der Vf. nicht nennt, deffen Bekanntfchaft aber Rec. auf einer Reife durch Tula gleichfalls gemacht hat] verdienten wohl eine ausführliche und genaue Befchreibung. — Die beften Gebäude in Tula find: das *Theater*, das *Gouvernementsgebäude*, das *Findelhaus*, das *Zuchthaus* etc. Das Schlofs, oder die Feftung, ift von Iwan Waffiljewitfch [der Vf. fagt nicht, von welchem?] erbauet, und von Catharinen II. erneuert worden. Die Lage von Tula in einem Thale [richtiger am Abhange zweyer Anhöhen] ift befonders deswegen fchön, weil man faft überall die Ausficht auf grüne Wiefen und Hügel hat. Die Hauptkirche ift reich verziert. Der Vf. erwähnt das Zeughaus nicht, das nicht nur eins der anfehnlichften Gebäude in Tula, fondern auch wegen der Menge Waffen aller Art, die dort aufbewahrt werden, und gröfstentheils von der tulifchen Fabrik find, merkwürdig ift. *Orel*, (S. 30.) die zweyte merkwürdige Stadt, durch welche der Vf. reift, ift ziemlich grofs, aber im ganzen fchlecht gebaut. Eins der fchönften Gebäude ift die *Hauptvolksfchule*. *Kursk* (S. 39.) hat eine romantifche Lage, zum Theil auf einem hohen Berge, an deffen Fufse der Flufs Auskar ftrömt. Es ift beffer gebaut, als Orel. Die fchönften Gebäude find das Kaufhaus, der kaiferliche Pallaft, das Gouvernementsgebäude, das Snamenskifche Klofter und die *Volksfchule*, die auch eine Bibliothek und ein phy-

sikalisches Kabinet hat. In *Kleinrussland*, (S. 55.) das der Vf. nun betritt, findet er mehr Reinlichkeit, bessere Wohnungen und überhaupt mehr scheinbare Wohlhabenheit, bey den Landleuten, als bey den übrigen russischen Bauern. Der kleinrussische Bauer beschäftigt sich nur wenig mit dem Feldbau; das meiste Land bleibt zu Wiesen und Weiden für seine zahlreichen Heerden, besonders von Hornvieh, liegen. Seine Sitten sind einfach und unverdorben. Die eheliche Treue wird heilig beobachtet. Aber die unverehlichten Dirnen sind frey im Umgange und fast jede gleicht, nach des Vfs. Ausdruck, *Levaillants Narina*. Die Männer scheeren sich den Bart, [im Gegensatz der grosrussischen Bauern, die sich den Bart wachsen lassen] und einen Theil des Vorderkopfs. Sie haben gröfstentheils ein sehr kluges Ansehen, und für die Natur und ihre Schönheiten scheinen sie viel Sinn zu haben; denn ihre Dörfer haben, fast alle ohne Ausnahme, eine reizende Lage. Jeder hat sein Lieblingsschaf in der Heerde. Es giebt nur wenige, die nicht musikalisch wären. Die Geige ist ihr Lieblingsinstrument. — *Kiew* (S. 91. fg.) gewährt eine schöne Ansicht von weitem. Der Dnepr, die Abwechselung von Berg und Thal, und die zahlreichen Thürme der Kirchen und Klöster geben ihm ein imposantes Ansehen, das aber in der Nähe verschwindet; denn da findet man schlechte hölzerne Häuser, enge ungepflasterte Strasen, und man glaubt in einem Dorfe zu seyn. Kiew wird sehr fleisig von Pilgern besucht, die hier aus ganz Russland zusammenströmen. Ihre Anzahl beläuft sich jeden Sommer auf 60,000. In dem petscherskischen Kloster, das mehrere Kirchen in seinem Bezirke umschliesst, ist die Hauptkirche zur Himmelfahrt Mariä die prächtigste und reichste. In ihr liegt der Feldmarschall Rumänzow begraben. Die Katacomben, wo sich über hundert unverwesete Leichname — unter andern auch der Leichnam des Annalisten Nestor — befinden, sind nicht in Stein gewölbt, sondern blos in die Erde gegraben. In der Sophieenkirche sieht man im Gewölbe über dem Altare eine schöne Mosaik, welche die heilige Jungfrau nebst den Aposteln und Evangelisten vorstellt, und am Eingange ein vortreffliches Gemälde, die Geburt Christi, das eine Copie von einem italiänischen Gemalde seyn soll. Die Gräber Wladimirs I. und Olgens, die beide in der Zehntenkirche begraben sind, sucht man vergebens. Unter den übrigen Kirchen Kiews, die gröfstentheils reich und prächtig verziert sind, zeichnet sich die Michaelskirche durch innere und äussere Pracht vorzüglich aus. In der Akademie — dem geistlichen Seminarium — wohnte der Vf. den Disputirübungen bey. Die Theses, welche er anführt, sind philosophischen Inhalts, schmecken aber ein wenig nach Scholastik. Die Bibliothek der Akademie enthielt sonst mehrere kostbare Handschriften, die aber in einem Brande verloren gegangen sind. Die Sitten der Bewohner Kiews sind einfach und patriarchalisch. Eine gewisse Frömmigkeit ist allen Ständen und Altern gemein. Die Kirchen werden fleisig besucht. Doch fängt der Adel an, in seinem Umgange und in seiner Lebensart das Beyspiel der Hauptstädte nachzuahmen, und die Promenade Hofgarten, welcher der Vf. beywohnte, scheint g[illegible] nach Petersburg oder Moskau copirt zu seyn. — [illegible] *rejaslaw* (S. 223.) ist der Geburtsort Cheraskows, [illegible] Dichters der Rossiade. Einige Werste vor der S[illegible] steht auf dem Orte, wo Boris und Gleb, auf Be[illegible] ihres Bruders Jaropolk, erschlagen wurden, eine [illegible]pelle. — *Poltawa* (S. 237.) giebt dem Vf. Veranlassu[illegible] sich an eine der wichtigsten Epochen der russisc[illegible] Geschichte zu erinnern. (Ueberhaupt streut er hä[illegible] Erinnerungen an den ehemaligen Zustand Russla[illegible] und an die vaterländische Geschichte ein, die eine [illegible]genehme Abwechselung gewähren). Zum Anden[illegible] der entscheidenden Schlacht bey Poltawa ist eine [illegible]ramide in der Stadt errichtet; aber diess Monum[illegible] das in einer engen Strasse steht, und auch schon [illegible]zustürzen anfängt, ist des grosen Gegenstandes u[illegible] würdig. Das Schlachtfeld ist nahe bey dem Dorfe [illegible]menowka. Die Lage Poltawa's ist sehr schön. [illegible] wird von Kosaken, Kleinrussen und Juden bewo[illegible] Auf der Steppe (S. 272.) zwischen Krementschuk [illegible] Cherson überfällt den Vf. ein Sturm, den er als [illegible] fürchterlich beschreibt. Auch sah er da die Heusc[illegible]cken, die in diesem Jahre (1799) grosen Schaden [illegible] den dortigen Gegenden angerichtet hatten, wie [illegible] Sumarokows Reise bekannt ist. — Acht Werste vom der Stadt *Cherson* (S. 280.) zeigt ein hoher Obelisk von weissen Steinen den Ort, wo *Howard* begraben ist. Cherson ist im Ganzen gut gebauet und ziemlich volkreich. Die Einwohner bestehen, *ausser den Russen*, aus Polen, Deutschen, Franzosen, Engländern, Griechen und Juden. Im Hafen sah der Vf. griechische, türkische und russische Schiffe. — In Nikolaew (S. 308.) besuchte er einen Schüler Linnés, Hn. *Afonin*, einen würdigen Greis, der hier in philosophischer Ruhe und Zurückgezogenheit lebt. Vor einigen Jahren war in Nikolaew ein Blitzableiter, den aber das Volk zerstörte, weil es ihn für die Ursache der anhaltenden Dürre hielt! — *Otschakow* (S. 338.) liegt fast noch ganz in Trümmern. Der Vf. ertheilt Hn. *Matthias*, dem Aufseher der Quarantäne in Otschakow, bey welchem er wohnte, dasselbe Lob der Gefälligkeit und Menschenfreundlichkeit, das ihm in Sumarokows Reise beygelegt wird. In seiner Gesellschaft besuchte er *Kinburn*, (S. 343.) wo der Kommendant, gleichfalls ein Deutscher, ihnen mit groser Genauigkeit die bekannte Landungsgeschichte der Türken im letzten Kriege erzählte, bey welcher Suworow zuerst recht als Suworow erschien. Der Umstand, den hier der Kommendant als Augenzeuge bestätigt, dass nämlich Suworow deswegen so lange nicht angriff, weil er ein Husarenregiment, das er zu kommen beordert hatte, erwartete, und den Rec. schon anderswo gelesen oder gehört zu haben sich erinnert, rechtfertigt den russischen General, den man wegen seines verzögerten Angriffs so oft der Grausamkeit hat beschuldigen wollen, gewiss nicht wenig. — Von Otschakow geh[illegible] der Vf. nach *Odessa*. (S. 358.) Seine Bemerkungen übe[illegible] diese Stadt, so wie über *Ovidiopol*, (S. 366.) sind fa[illegible] dieselben, die Hr. *Sumarokow* in seiner Reise macht

und deswegen heben wir sie hier nicht aus. Nur die Anekdoten, warum man letztere Stadt für das alte Tomi, den Verweisungsort Ovids, gehalten, und ihr deswegen den Namen Ovidiopol beygelegt hat, ist vielleicht nicht allgemein bekannt. Als nämlich der Grund zu dieser Festung gelegt wurde, fand man ein in Stein gehauenes weibliches Brustbild. Diess wurde von der königlichen Gesellschaft in London, an welche es die Kaiserin schickte, für das Bild Julia's, der Tochter August's gehalten, und man glaubte nun so die eigentliche Lage von Ovids Verweisungsorte gefunden zu haben. Die neue Stadt wurde deswegen, auf Befehl der Kaiserin, Ovidiopol genannt. — Von da kehrt der Vf. wieder nach *Cherson* (S. 381.) zurück, wo er noch manche interessante Bemerkungen über die Schafzucht, die in der umliegenden Steppe sehr gut gedeihet, über die Rasse wilder Pferde in dem Ingulschen Thale, nicht weit von Cherson, über die Güte des Bodens in der Steppe und über den Handel Chersons macht. Von Cherson aus tritt er denn seine Reise über Kisikermen (S. 402.) nach der *Krimm* an. Der Eintritt in diese Halbinsel und das Thor derselben, *Perekop*, (S. 404.) werden hier mit eben den traurigen Farben geschildert, mit welchen sie Sumarokow malt. Aber die Gegend um Achmetschet [Simpheropol] (S. 414.) erscheint dem Vf. dafür um desto reizender. Vor allen Dingen erzählt er nun (S. 420.) die Geschichte *des krimmischen Werthers* eines jungen Officiers, der sich aus Liebe zu der Tochter des berühmten *P.* wenige Tage vor des Vfs. Ankunft, in Achmetschet „mit einem tatarischen Dolche" erstochen hatte. Diess ist denn etwas für unsern *empfindsamen Reisenden*, und wird es wahrscheinlich auch für *empfindsame* Leser seyn; denn mit grosser Umständlichkeit und recht *con amore* erzählt der Vf. diese traurige Geschichte, mit welcher sich der *erste* Band seiner Reise schliesst.

Der *zweyte* hebt mit der Erzählung von des Vfs. Aufenthalte im Hause des ehrwürdigen *Pallas* an, der, wie bekannt, in Achmetschet wohnt. Der Vf. hatte einen Brief an ihn von dem moskowischen Naturforscher [wer darunter gemeynt sey, ist schwer zu errathen] und Hr. *P.* liess nicht ab, bis er zu ihm zog, um während seines Aufenthalts in Achmetschet bey ihm zu wohnen; wie denn Hr. *P.* (S. 113.) gewöhnlich alle Reisende von Bedeutung, die nach Achmetschet kommen, bey sich aufnimmt. Dieser Zug von edler Gastfreyheit, so wie alles, was der Vf. von dem gelehrten Veteranen erzählt, nimmt sehr für ihn ein. Wir können uns nicht enthalten, hier das Bild, welches der Vf. von ihm (S. 30. u. fg.) entwirft, herzusetzen: „Ungeachtet seines Alters ist Pallas noch frisch „und munter. Seine enthaltsame und mässige Le„bensart erhält seine wankende, durch lange und be„schwerliche Reisen geschwächte, Gesundheit auf„recht. Sein Aeusseres ist im Ganzen genommen nicht „einnehmend; aber der Ausdruck seines Gesichts ist „angenehm, und sein Blick verräth Klugheit und „Sanftmuth. Man sieht es ihm deutlich an, dass das „Laster sich nie seinem Herzen näherte. Seine Rede „ist, gleich der Natur, die er studiert, einfach, still „und anziehend. Er scheint keine Materie des Ge„sprächs vorzüglich zu lieben, sondern spricht über „alle Gegenstände mit gleicher Lebhaftigkeit und glei„chem Interesse. Das Reisen ist seine Leidenschaft, „und er versichert, dass er sich nie glücklicher ge„fühlt habe, als auf seinen Reisen. Niemand kann „weniger von sich sprechen, als er. Es scheint, als „wenn sein so ruhmvoll bekannter Name ihm allein „unbekannt wäre." — Nach allen diesen schönen Zügen müssen die Worte, mit welchen der Vf. das Bild des Weisen beschliesst, traurige Eindrücke in der Seele des Lesers zurücklassen. „Aber man glaube nicht, „sagt er, dass dieser edle Mann ohne Kummer lebe, „und unter dem Schilde der Philosophie vor allen „Stürmen des Lebens sicher sey! Dummheit, Neid „und Bosheit suchen die Ruhe seiner letzten Tage zu „stören." — Uebrigens sagt der Vf. über Achmetschet, und ferner über Baktschisarai, und Tschu-Fut-Kaln, nichts, was nicht schon bekannt wäre. Von Baktschisarai aus kommt der Vf. durch mehrere, russischen Edelleuten gehörige, Landgüter, worunter sich auch eins befindet, das (S. 76.) Hr. *Hablizl*, der Vf. der physischen Beschreibung der Krimm, besitzt. Darauf setzt er seine Reise über Inkermann, (S. 78.) Sewastopol oder Achtiar, (S. 84.) und Balaklawa, (S. 94.) nach den Gebirgen fort, wo er das schöne Thal von Baidari, (S. 104.) das er das Thal der Liebe und Zärtlichkeit nennt, die reizende Gegend von Alupka, (S. 114.) den Wasserfall Akar-Su, (S. 119.) der sich von einer Höhe von 150 Faden herabstürzt, das majestätische Jalta, (S. 122.) und die übrigen, zum Theil lieblichen, zum Theil erhabenen, Schönheiten dieser russischen Schweiz mit lebhaften Farben malt. In Tarachtasch (S. 151.) stattet der Vf. einen Besuch bey einer tatarischen Fürstin, der Schwester des letzten Chans der Krimm, ab, die hier auf halbeuropäischen und halbasiatischen Fuss, wie eine Lais lebt. Von Kaffa oder Feodosia, (S. 160.) kehrt der Vf. über Karassubasar, (S. 173.) welches unter allen Städten der Krimm am meisten bewohnt ist, nach Achmetschet zurück, von wo aus er den Tschatir-Dag und die Quellen des Salgir (S. 185.) besucht, und eine Reise nach Eupatoria (S. 206.) macht, bey welcher Gelegenheit er die Heilkräfte des Schlammes vom See Sack, der in der Nachbarschaft dieser Stadt liegt, gleichfalls sehr rühmt. Endlich verlässt er Achmetschet gänzlich. (S. 212.) „Schicken sie uns oft Reisende aus Moskau zu" sagt ihm Pallas bey'm Abschiede, — ein Wort, das dem schönen Bilde, das der Vf. von ihm entwirft, die Krone aufsetzt. Die Reise geht nun über Eski-Krimm [Alt-Krimm], (S. 214.) Arabat, (S. 216.) Kertsch, (S. 218.) und Jenikal, das alte Pantikapäum, (S. 225.) von wo er nach der Insel Fanagoria oder Taman übersetzt. Ehe er die *Krimm* verlässt, giebt er eine Uebersicht dieser Halbinsel (S. 250. u. fg.) vorzüglich in Rücksicht ihres physischen Zustandes, die aber nach Pallas und Hablizl freylich nichts neues enthalten kann.

Die im Jahre 1786 gegründete Stadt *Fanagoria*, auf der Insel gleiches Namens, die auch *Taman* genannt

nannt wird, besteht jetzt noch aus nichts weiter, als der Festung, und hat keine andern Einwohner, als ein Regiment Soldaten. Der bekannte, hier gefundene, und vom Grafen Mussin-Puschkin erklärte, Stein, der den Streit über die Lage des tmutarakanischen Fürstenthums entschieden hat, liegt unter einem hölzernen Dache, neben der Garnisonkirche, und ist mit einem eisernen Gitter umgeben. Der Hügel, der vor einigen Jahren Feuer auswarf, raucht noch immer, und es fliesst schwarze Naphta, nebst einem schwarzgrauen Schlamm, aus demselben, auf welchem sich Blasen erzeugen. Die Insel Taman ist den sonstigen Saporoger-Kosaken, jetzt Kosaken des schwarzen Meeres, zum Wohnsitz angewiesen. Jecatherinodar ist der Sitz ihres vornehmsten Attamans [Koschewii Attaman]. Nun reist der Vf. längs der kaukasischen Linie, grösstentheils durch Steppen, in welchen das Klima sehr ungesund, und die Sterblichkeit unter den dort stehenden Regimentern gross ist. Nur von Georgiewsk an sieht man wieder Wälder und blühende Wiesen. Von Constantinogorsk aus besucht der Vf. den mineralischen Quell im Kaukas, den Pallas den Alexanderquell genannt hat, und der bey den Tscherkessen Nar-San heisst. Sein Wasser gleicht dem Selterwasser. In Constantinogorsk sieht der Vf. auch das, *was er mehr, als alles, zu sehen gewünscht hat — eine junge Tscherkessin* (Circassierin) die er als ein Wunder von Schönheit beschreibt. Auch stattet er einen Besuch bey einem tscherkessischen Usden, oder Edelmann, ab, der durch den Umgang mit Russen zwar mehr civilisirt ist, als seine Landsleute, *so dass er sogar Boston spielt;* in seinem Hause aber ganz auf Tscherkessisch lebt. Nun folgt eine Beschreibung der kaukasischen Völkerschaften, die wir übergehen. Die warmen Bäder bey Constantinogorks werden eben so fleissig besucht als die Mineralquellen. Von Jecatherinograd macht der Vf. auf einmal einen Sprung bis Astrachan. Ueber Mosdok, Kislar etc. finden sich nicht die geringsten Nachrichten. Die Ursache dieses Stillschweigens ist die Verlegenheit, in welche der Vf. durch die Krankheit seiner beiden Bedienten gerieth, die das hitzige Fieber bekamen. Diess beschäftigte und beunruhigte ihn, bey dem Mangel an Aerzten — denn nur mit Mühe konnte er den Regimentschirurg in Mosdok erhalten — so sehr, dass er alles andre darüber vergass, und nur für die Pflege seiner Leute sorgte. In *Astrachan* war gerade Weinlese. In den Weingärten werden über zwanzig Sorten Trauben gezogen, unter welchen der Vf. dem Kischmisch den Vorzug giebt. Der Gouverneur in Astrachan, Hr. Sacharew, ein grosser Liebhaber der russischen Literatur, besitzt eine gute russische Bibliothek und giebt wöchentlich einigemal Gesellschaften, bey denen sich, ausser dem Adel, auch Kaufleute von verschiedenen Nationen, vorzüglich Armenianer, deren es sehr reiche in Astrachan giebt, einfinden. Das Paulshospital ist ein schönes Gebäude und im vortrefflichen Zustande. Die Beschreibung des Kaufhauses, des indianischen Gottesdienstes, so wie die Bemerkungen über den astrachanischen Handel leiden keinen Auszug. *Sarepta*, die herrnhuthische Colonie bey Zarizijn ist im grösten Flore. Die Zahl der Mitglieder dieser Colonie beträgt ungefähr 500. Sie stehen unter einem Director und Polizeymeister. Die Schilderung des Vfs. von der Reinlichkeit, Ordnung und Wohlhabenheit, die hier herrschen, stimmt völlig mit dem überein, was wir aus andern Nachrichten wissen. Auch das Dorf *Schönbrunn*, einige Wersten von Sarepta, wo ein Gesundbrunnen ist, wird von Herrnhuthern bewohnt. — Ueber Zariziin, sagt der Vf. nur wenig Worte. Ein starker Regen, der ihn am Ausgehen hinderte, dient ihm zur Entschuldigung. — Der letzte Brief ist aus Bronnizii geschrieben, wo der Vf., um seine Worte zu gebrauchen, den Wanderstab ablegt, und seine *Durchflüge* mit den Worten schliesst: *Et s'ils n'ont fait ma gloire, ils ont fait mes delices.*

Dieser gedrängte Auszug wird hinreichen, zu beweisen, dass diese Reisebeschreibung zwar wenig neue Aufklärungen in Rücksicht der Länder- und Völkerkunde gewährt, übrigens aber nicht ohne Interesse ist. Und bedenkt man, für welches Publicum Hr. L. eigentlich schrieb, und dass es ihm vorzüglich nur darum zu thun war, seine Landsleute auf manche, in vieler Hinsicht merkwürdige, Gegenden des Vaterlandes aufmerksamer zu machen: so verstummt die Kritik, die vielleicht sonst manches an dem Vortrage des Vfs. rügen, und ihn besonders mehrerer Unterlassungssünden zeihen könnte.

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERATURGESCHICHTE. *Landshut*, b. Krüll: *Rede, als die Kurfürstl. Universität zu Landshut die ehemalige Dominikanerkirche in Besitz nahm, und daselbst den ersten akademischen Gottesdienst hielt*, vorgetragen von *G. A. Dietl*, der Theol. u. Phil. D. geistl. Rathe öffentl. u. ordentl. Lehrer der Aesthetik und Pfarrer zu Berg. 1802. 40 S. 8. (3 gr.) In dem Eingange dieser gut und angenehm geschriebenen Rede verspricht der Vf., seine Zuhörer mit dem Zustande der Universität Landshut, den verschiedenen Fächern, die dort gelehrt werden, und mit dem Grade der Vollkommenheit, zu dem sie sich empor geschwungen haben, umständlich bekannt zu machen. Aber die ganze übrige Rede enthält nichts, als ganz allgemeine Bemerkungen, wie die Philosophie, Medicin, Rechtslehre, Theologie vormals überhaupt beschaffen waren, und was sie jetzt sind. Von einer Anwendung auf die Universität Landshut ist überall nichts zu finden. Mit einiger Aenderung würde diese Rede auf jede gute Universität passen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 25. Februar 1803.

SCHÖNE KÜNSTE.

PARIS u. STRASBURG, b. Treuttel u. Würtz: *Gli Animali Parlanti*, Poema Epico, diviso in ventisei Canti, di *Giambatista Casti*. Vi sono in fine aggiunti quattro Apologhi del medesimo Autore non appartenenti al Poema. T. I. XVI u. 387 S. T. II. 412 S. T. III. 415 S. gr. 8. Anno X. 1802. (9 Rthlr.)

Ueberzeugt von den Vortheilen, welche der freymüthige Schriftsteller durch die Einkleidung kühner und treffender Wahrheiten in das Gewand der Fabel gewinnt, und von dem Nutzen, den diess Vehikel von jeher geschafft hat, gerieth der als einer der glücklichsten scherzhaften neuern Dichter seiner Nation durch mehrere Arbeiten, besonders durch seine nur allzu freyen *Novelle Galanti*, bekannte Abbate *Casti* auf den Gedanken, dass es rathsam und wirksam seyn würde, ein grosses Gedicht dieser Art zu verfertigen, worin die Thiere handelnd und redend eingeführt würden, und diesem Gedichte eine politische Tendenz zu geben. Wenn es indess gleich seine Hauptabsicht war, die Fehler und Mängel politischer Systeme, vornämlich neuerer Zeit, unter der Hülle einer epischen Thierfabel darzustellen: so verwahrt er sich doch wider den leicht entstehenden Verdacht, irgend eine besondre Regierung oder Zeitbegebenheit im Auge gehabt zu haben, wobey das Interesse des Gedichts weder allgemein, noch von Dauer seyn könnte. Vielmehr wollte er in seinem Gedichte ein allgemeineres Gemälde von den Gebräuchen, Meynungen und Vorurtheilen in Hinsicht auf Regierung und Staatsverwaltung aufstellen, und von den herrschenden Leidenschaften derer, die höhere öffentliche Würden bekleiden, sie mit starken und zuweilen etwas überladenen Farben schildern, und dabey immer die Gegenstände mehr als die Personen copiren. Jedem Leser wird hier der *Reinecke Fuchs* einfallen; und diess Gedicht war unserm Vf. nicht unbekannt; es scheint ihm aber mit dem seinigen nichts weiter, als die Anwendung der Thiere zu handelnden und redenden Personen gemein zu haben; welches doch schwerlich der Fall seyn möchte. Uebrigens erkannte auch er die Beständheit und Unveränderlichkeit der Thiercharaktere für einen wesentlichen Vortheil ihres Gebrauchs in der Fabel. Durch den Beyfall, welchen einzelne kleinere Apologen des Vfs. erhalten hatten, die gegenwärtigen grösserm Gedichte wieder angehängt sind, ward er zur Ausarbeitung dieses letztern noch mehr ermuntert. Vieljährige Erfahrung und in mehrern Ländern fortgesetzte Beobachtung des Weltlaufs versahen ihn mit einer so grossen Menge von Ideen und Betrachtungen, dass es ihm schwerer wurde, sich einzuschränken, als auf Erweiterung zu sinnen: da er indess schon sein achtzigstes Lebensjahr erreicht hat: so glaubt er mit grösstem Rechte sagen zu können, er habe nicht Zeit gehabt, sich kurz zu fassen. Glücklich preist er sich indess durch seine Lage und durch seinen jetzigen Aufenthalt in Paris, die ihm alle Freymüthigkeit erlaubten und ihn aller ängstlichen Rücksichten überhoben.

Das Gedicht selbst besteht aus sechs und zwanzig Gesängen, in sechszeiligen Stanzen, deren die meisten Gesänge über hundert enthalten. Man wird leicht fürchten, dass die gewählte Materie und Form schon für sich einer so weiten Ausdehnung nicht fähig seyn dürfte, ohne in der Länge einförmig und ermüdend zu werden; und ganz lässt sich diess Gedicht wider diese Besorgniss wohl nicht rechtfertigen. Aber abschrecken darf sie doch den Leser nicht; denn er wird finden, dass der Vf. ihn anhaltend genug durch eine bewundernswürdige Leichtigkeit und Anmuth seines Vortrages, durch die Lebhaftigkeit der Darstellung, durch überall eingewebte witzige und launichte Wendungen und feine satirische Züge, und durch den ungemein fliessenden Wohlklang seiner Verse zu unterhalten und zu interessiren weiss. Diess Alles ist ihm bey einem so hohen Alter und bey der grossen Schwierigkeit der von ihm gelöseten Aufgabe desto mehr als ein nicht gemeines Verdienst anzurechnen. Hiezu kömmt, dass der historische Stoff und der ganze Plan dieses epischen Gedichts äusserst einfach ist, und dass der Vf. von Episoden sehr wenig, von Digressionen auf Betrachtung aber desto öftern Gebrauch gemacht hat. Die Ankündigung des Inhalts scheint zwar ein sehr weites Feld zu öffnen; der Dichter will die Sitten, die Gebräuche, Schicksale, Zwistigkeiten und Kämpfe der Thiere besingen. Aber sein Hauptgegenstand ist doch die Staatsverfassung und das politische Verhältniss der Thiere; und ihre Berathschlagung über die zu wählende Regierungsform macht den Inhalt des ersten Gesanges aus. Die Königswahl geschieht im zweyten; sie fällt auf den Löwen. Seine und der Löwin Hofhaltung werden darauf beschrieben, dann seine Krönung, die feyerliche Aufwartung und Zulassung zum Pfotenlecken. Nach dem Tode des ersten, milde regierenden Löwen, erhält die Löwin die Regentschaft, während welcher der noch minderjährige Thronfolger, nicht gar erbaulich, erzogen wird. Es entstehen Empörungen; man bildet einen politischen Klub; es erfolgt ein blutiger Krieg; einige Thiere schliessen Allianzen, andre gründen ein Neutrali-

tralitätssystem; es wird ein Manifest bekannt gemacht, u. s. f. bis endlich durch eine grosse Revolution und Ueberschwemmung die Gestalt der Welt sich verändert, die Thiere Sprache und Vernunft verlieren, und nun, ohne Staat und Regierung, ihrem Schicksale überlassen werden. Einer genauern Anzeige des Inhalts überhebt uns der im vorjährigen *Neunten* Stücke des *Deutschen Merkur's* angefangne umständliche Auszug dieses Gedichts; und wir begnügen uns mit Auszeichnung einiger weniger Stellen, die zugleich den mit der italiänischen Sprache bekannten Leser über die Manier des Vfs. näher bekannt machen, und ihn gewiss zur Lesung des Ganzen reizen werden.

Im vierten Gesange wird dem Löwen als neu erwählten Regenten gehuldigt, und die Thiere werden zum Pfotenlecken gelassen; denn so (*leccazampa*) hiess das bey den Thieren, was Handkuss (*bacciamano*) bey den Menschen heisst. Sehr treffend setzt nun der Vf. in folgender Stanze hinzu, alle Ehrenbezeugungen der Thiere und Menschen geschehen bloss mit dem Munde, und Huldigung der Herzen lasse sich auch von dem mächtigsten Monarchen nicht erzwingen:

Presta omaggio il quadrupede? ti lecca:
Omaggio presta l'uomo? un bacio scocca.
Presta omaggio il volatile? ti becca.
E ogni omaggio si presta colla bocca.
Nè alcun sovran, per quanto sia potente,
Omaggio esiger può di cor, di mente.

Im fünften Gesange wird der König Löwe von seinem Premier-Minister, dem Hunde, in die neu angelegte Bibliothek geführt, wo ihm die Maus, als Bibliothekar, unter andern ein Werk von hundert Bänden zeigt, dessen äusserst kurzer Titel mit seinem weitläuftigen und vielumfassenden Inhalte contrastire, indem er alle Lehrsätze der Physik, Metaphysik und Moral enthalte:

Se il titol chiedi, ella ha per titol Io,
Io! ripiglia il Lion: certo è gran cosa.
E il sorcio allar: l'Uomo, la Bestia, e Dio
Dell' Io senton la forza portentosa:
Riceve solo da quell' Io le attive
Sue facoltà quanto si muove, e vive.

Sollte man nicht fast glauben, dieses hundertbändige Werk über *Ich* sey ein Commentar über die neueste deutsche Transcendentalphilosophie gewesen? — — Im sechsten Gesange entsteht ein Rangstreit zwischen der Kuh und der Hirschkuh, den der Affe als Ceremonienmeister, für diese unterscheidet. Hierüber ruft der Dichter aus:

Oh sublime scimmiata dottrina,
Gl'imperi, i regni, e l'universo intero
Avanti a te si prostra, a te s'inchina;
Da te suo premio attende il merto vero!
L'alto poter dei gran dominatori
Dona pel tuo canal cariche, e onori.
Tu colle venerate auliche leggi
Della volgar prevenzion trionsi,
Tu la comune opinion correggi,
Fieri per te van gli oziosi e gonsi;
Per te gli studi, la virtù, la savia
Industria, al vizio cede et all' ignavia.

Um seine Ministerwürde noch glänzender zu machen, und diesen Glanz noch auf die Nachwelt zu bringen, stiftet der Hund (*Ges. VII.*) eine Akademie; und in ihrer Beschreibung hält der Dichter unter andern eine ironische Lobrede auf die vielen, seltsam benannten, akademischen Gesellschaften seiner Landsleute:

Il primo onor, gloria sia resa a voi.
O vasi di scienza, e di dottrina,
Che vi potete dir delle moderne
Academie le lucide lanterne!

A voi gloria, Umoristi, Oscuri, Ombrosi,
Infernali, Lunatici, Incensati,
Stupidi, Rozzi, Indomiti, Fumosi,
Umidi, Muti, Torpidi, Intronati,
E tant' altri, di cui per dir i nomi,
Vi vorrebbero almeno un par di tomi!

Durch das ganze Gedicht strömt eine nie versiegende Ader von ähnlicher Laune und Munterkeit; die Bilder und Gleichnisse sind fast immer neu, und treffend gewählt; die Beschreibungen und Charaktergemälde zeugen von feiner und scharfer Beobachtung und Weltkunde; und wenn gleich der Vf. es nicht Wort haben will, dass seine Darstellungen von individueller Beziehung sind: so merkt es der Leser doch bald, dass die neuesten politischen Zeitbegebenheiten seinem Geiste beständig vorschwebten, und die Unterlage der meisten Dichtungen sind, wodurch denn ihr Interesse allerdings nicht wenig verstärkt wird. Welchem deutschen Leser wird nicht z. B. der achtzehnte Gesang, *Il Manifesto* überschrieben, *infandum renovare dolorem?* Es wird darin unter andern eines zum Behuf der Verfertigung solcher Manifeste verfertigten kritischen Wörterbuchs gedacht, woraus folgende Phrasen ausgehoben und commentirt werden: *Amore per li popoli; Beneficenza; Ben publico; Docilità; Dritto; Mezzi che il Cielo tra posti nelli mani; Moderazione; Participazion confidenziale; Pubblica economia; la Tranquillità publica* u. s. f. — Dem Schlusse des Gedichts ist noch ein Gesang von 103 Stanzen angehängt, welcher *Origine dell' Opera* überschrieben ist, und eigentlich zum Prolog des Ganzen bestimmt war. Der Vf. giebt darin von der Quelle seiner Erzählungen Rechenschaft, und sagt, ein präadamitischer Schriftsteller habe sie ursprünglich als Geschichte seiner Zeit aufgezeichnet, in welcher die Thiere Sprache und Vernunft hatten. Vor mehr als siebenzig Jahren habe ein reicher Engländer eine Reise nach Indien gemacht, und dort einen Braminen nach vieler Mühe überredet, ihm diese zu den heiligen Schriftdenkmälern gehörende Geschichte mitzutheilen; mit einer Uebersetzung ins Englische habe er diese Handschriften sorgfältig in ein

fest verschlossenes Behältnifs verwahrt, und sey damit zu Schiffe gegangen. An der isländischen Küste sey diefs Schiff mit Maus und Mann verunglückt; nicht lange hernach aber sey ein Malteser Ritter aus Liebe zur Naturforschung nach Island gereist, wo die Fischer einen ungeheuren Wallfisch gefangen, in seinem Bauche jenen Verschlag mit den Handschriften gefunden und sie dem Ritter für wenig Geld verkauft hätten. Von dem Enkel desselben habe sie nun unser Dichter erhalten. Die Zeit aber, worin alle diese Dinge vorgegangen, die sein Gedicht erzähle, sey wenigstens neunmal hundert tausend und achtzig Jahre von unserm jetzigen Zeitalter entfernt.

Nürnberg u. Altdorf, b. Monath u. Kufsler: *Wernher*, eines Geistlichen im zwölften Jahrhundert, *Gedicht zur Ehre der Jungfrau Maria.* Herausgegeben von *M. Friedr. Wilh. Oetter*, königl. preussischen Superintendenten. 1802. XVI. und 230 S. gr. 8. Mit 6 illum. Kupf. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf. dieses altdeutschen Gedichts, und das Daseyn des Gedichts selbst, sind so unbekannt nicht, wie der Herausg. glaubt, nach dessen Aeusserung sich die Erwähnung desselben in keinem Verzeichnisse der alten Poeten, dergleichen von *Gottsched*, *Adelung* und *Kinderling* mitgetheilt worden, befinden soll. Nicht blofs *Schilter*, der es in seinen Thesaurus nach *Eckardt's* Bericht aufnehmen wollte, hat es gekannt; sondern früher noch wurden moralische Verse aus *Wernher's* Gedichten von *Taubmann* in der Vorrede zu seiner Ausgabe von *Virgilii Culex* (Witteb. 1609. 8.) angeführt, und schon *Morhof* nennt unter den schwäbischen Dichtern den *Bruder Werner*. Auch *Gottsched* kannte diefs Gedicht in der nämlichen Handschrift, woraus es hier herausgegeben ist, und seine kurze Beschreibung desselben lieferte Hr. Prof. *Ebeling* unter den aus G's. Nachlass mitgetheilten Nachrichten von altdeutschen Gedichten in den *Hamburg. Unterhaltungen*, B. VIII. S. 306. Andre Gedichte von diesem *Wernher* stehen in den Proben der Schwäbischen Poesie, S. 213., in der Sammlung von Minnesängern, II. 159.; in *Wiedeburg's* Nachrichten von poetischen Manuscripten der Jenaischen Bibliothek S. 14.; und in der *Müllerschen* Sammlung, gegen das Ende des zweyten Bandes, gleich zu Anfange des Abdrucks von dem Jenaischen Meistergesangbuche. In dem Verzeichnisse der Schwäbischen Dichter vom Hofr. *Adelung*, in seinem Magazin für die deutsche Sprache, B. II. St. 3. wird nicht nur Nr. 51. dieser *Bruder Werner*, sondern auch das gegenwärtige Gedicht, die Senkenbergische Handschrift, und selbst die kleine Schrift von 1 Bogen angeführt, worin der Vater des Herausgebers, *G. S. Oetter* im J. 1775. eine Beschreibung und Ankündigung davon, unter der irrigen Voraussetzung gab, diefs Gedicht sey das älteste deutsche Werk nach dem *Ottfried*. Endlich hat auch Hr. *Kinderling* in *Koch's* literarischem Magazin St. 2. S. 4. eine Anzeige von dieser nämlichen Handschrift gegeben; und *Gräter* in der *Bragur* III. 461. — Diese, und noch einige andre, literarische Notizen hätten billig dem Herausg. nicht fremd bleiben sollen, und sie sowohl, als Nachrichten und Auszüge von *Wernher's* übrigen bekannten Gedichten hätten in der Vorrede ihren rechten Platz gefunden, um so mehr, da diese letzten von nicht unbedeutendem Werthe sind.

Der verstorbene Reichshofrath *von Senkenberg* erhielt die schöne pergamentne Handschrift des gegenwärtigen Gedichts unter den von ihm erstandenen Schilterschen Manuscripten, und versprach es schon dem Vater des Herausg. zur Bekanntmachung durch den Druck. Erst lange aber nach des ältern *v. S's.* Tode erhielt er es durch dessen Sohn, den nun auch verstorbnen Regierungsrath *v. Senkenberg* in Giessen. Der Vorsatz des ältern *Oe.* blieb unausgeführt; und die Auffoderungen mehrerer Gelehrten bewogen seinen Sohn, den vor uns liegenden Abdruck zu veranstalten.

Von dem Vf. belehrt uns das Gedicht selbst, dass er ein Geistlicher, und zwar ein Evangelier oder Diakonus gewesen sey; und die Zeit der Verfertigung dieses Werks läfst sich gleichfalls daraus bestimmen; sie fällt um die Mitte des zwölften Jahrhunderts, unter Kaiser Friedrich I. Der Codex ist wahrscheinlich aus dem dreyzehnten Jahrhundert und hat 84 kleine Gemälde, von denen hier sechs zur Probe beygefügt sind, deren Wahl jedoch der Herausg. nicht selbst getroffen zu haben scheint, indem er bedauert, dafs es nicht die wichtigern sind. Wenigstens ist die damals übliche deutsche Tracht, von der er sagt, dafs sie diesen Gemälden desto gröfsere Merkwürdigkeit gebe, in den nachgestochenen nicht recht erkennbar. Uebrigens ist die Abschrift des Textes mit genauer Sorgfalt genommen, und bis auf einige am Schlufs angezeigte Druckfehler ist auch der Abdruck im Ganzen correct genug. Durchgehends sind Worterklärungen beygefügt, in denen wohl meistentheils der rechte Sinn getroffen ist. Das Anachronistische in der Uebertragung der Sitten und Verfassung zur Lebenszeit des Dichters in das Zeitalter August's wird den, der mit ähnlichen altdeutschen Gedichten bekannt ist, nicht befremden. Für die Anwendung erhält es selbst durch diese Wiedersinnigkeit gröfsern Werth; und für die Sprache läfst sich Manches daraus lernen, was in unsern bekannten deutschen Glossarien unbemerkt und unerläutert geblieben ist. Auch von Seiten des innern Werths ist diefs alte Gedicht nichts weniger als unbeträchtlich, und wenn Rec. auch nicht „die erhabenen Gedanken und vortrefflichen Stellen“ darin fand, die ihm der Herausg. beylegt, so ist es doch weniger gedankenleer und matt, als so manche andre gleichzeitige Verse; und der Ton hat durchgehends eine gewisse natürliche, unbefangne Treuherzigkeit, wodurch er immer anziehender und unterhaltender wird. Unsre ältere Dichterliteratur hat also durch den Abdruck dieses Sprachdenkmals eine mit Dank zu erkennende Bereicherung erhalten. Uebrigens verspricht der Herausg. eine Auswahl der wichtigste und interessantesten Stücke aus dem Briefwechsel seines Vaters mit vielen grofsen Männern; und erregt dadurch

durch eine Erwartung, die jeder Freund der Literatur bald befriedigt zu sehen wünschen wird.

Nürnberg, in d. Rasp. Buchh.: *Versuch einer Anweisung Thiere, besonders wilde, zu entwerfen und auszuzeichnen. Erstes* Heft. *Hunde*. 1801. Mit 6 Kpf. und den Titel einbegriffen 8 S. Text kl. längl. Fol. (1 Rthlr.)

Der Vf., der sich unter den von Nusbiegel gestochenen Kupfern mit den Anfangsbuchstaben J. F. unterzeichnet hat, gesteht, alle Thiere dieses Heftes seyen aus verschiedenen Ridingerischen Werken entlehnt; in der Vorerinnerung erklärt er sich gegen den Selbstunterricht, und sagt, dass er diesen bey seinem Werk ganz und gar nicht berücksichtigt habe. Ueberhaupt ist der Text verständig geschrieben, und wir wünschen, dass alle diejenigen, welche sich dieses Werks bedienen, denselben lesen und beherzigen.

RÖMISCHE LITERATUR.

1) Warschau, b. Wilke: *C. Jul. Caesaris de bello gallico et civili*, nec non aliorum *de bello Alexandrino, Africano et Hispaniensi* commentarii. Ad exemplar Oudendorpii recudendos curavit, indicem historicum et geographicum adjecit et vitam Caesaris a Suetonio conscriptam praemisit *Jo. Chsti. Frid. Wetzel*. 1797. VIII u. 583 S. 8.

2) Lemgo, b. Meyer: *Des C. Crispus Sallustius sämmtliche Werke* nach der Recension der Zweybrücker Ausgabe mit deutschen Anmerkungen und einem erklärenden und historischen *Wörterbuche* versehen zum Gebrauch der Schulen von *Alb. Chstia. Meinecke*. 1802. 398 S. Das Wörterbuch 119 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Die Herausgeber sind beide längst als fleissige Anfertiger von Schulausgaben unter uns bekannt. Die Ausgabe des Cäsar entspricht ihrer Absicht vollkommen. Was sie enthält, sagt der Titel hinlänglich. Der Oudendorpische Text ist wie bey Morus zum Grunde gelegt; eine Anzahl von Stellen, in welchen der Herausg. andern Lesarten folgt, ist am Schlusse verzeichnet. Die Kapitel sind in Paragraphen getheilt, welches leider in Morus Ausgabe nicht der Fall ist. Das historische Register von Oudendorp und Morus (welches sehr flüchtig gearbeitet war) hat der Herausg. verbessert und erweitert und mit dem geographischen verschmolzen, bey welchem das Clarksche zum Grunde liegt. Die Karte vom alten Gallien, welche die Vorrede ankündigt, finden wir bey unserm Exempl. nicht. — Der Herausgeber der, übrigens nicht zu verwerfenden, Ausgabe des Sallustius hütet sich nicht sorgfältig genug vor Trivialität und Minellianismus. Er bestimmte ja seine Ausgabe, wie billig, für die *erwachsnere* Jugend und musste dieser also das Schwere in der Sprache und dem Ausdruck erklären und die Sachen erläutern, aber nicht das Kinderleichte, oder was der Nachdenkende bald von selbst findet, erst vorsagen. Dieser Fehler erstreckt sich auch auf das Wörterbuch, wo alles voranalysirt (*Abstinentia, ae, fem.*, die Enthaltsamkeit. *Abstraho, xi, ctum, ere*, verleiten. *Absum, fui, abesse*, entfernt seyn, sich entfernen. *Absurdus, a, um*, unschicklich u. s. w.) und das Gemeinste und Bekannteste vorgekäut wird, gleich als hätte es der Vf. mit den Lesern der leichtesten Elementarbücher zu thun. Diese Verkehrtheit ist bereits an andern Registern dieses Vfs. gerügt worden. Die Vorrede ist schon vom 12 Dec. 1800 datirt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Hamburg*, b. Meyn u. Mahncke: *Die Friedens-Präliminarien zwischen Frankreich und England*, historisch, politisch und freymüthig dargestellt. Auch in Beziehung auf Hamburg. 1801. 62 S. 8. (8 gr.) Der Hauptsatz, den der Vf. zu erweisen sucht, ist dieser: dass die Friedens-Präliminarien zwischen Frankreich und England wahrscheinlich von keiner langen Dauer seyn möchten, weil von der einen Seite der Grund zum Frieden, Nothwendigkeit und Zwang, von der andern Seite Zufriedenheit (?), Gewinn und Ruhe (?) sey, weil der eine Theil so wenig entschädigt werde, dass es kaum Entschädigung zu nennen sey, und von der andern Seite ein Theil dessen gewonnen werde, was vorher dort Nothwendigkeit zu erhalten war; weil endlich den ausser dem Kriegstheater befindlichen Mächten keine beruhigenden Aussichten hierdurch eröffnet würden." Dass diese Gründe auf die meisten Friedensschlüsse passen, scheint der Vf. nicht zu glauben, dagegen tröstet er seine Leser und vorzüglich die Bürger Hamburgs, auf die er zunächst Rücksicht nimmt, damit: dass vielleicht der Definitiv-Friede zu Amiens vollkommen zum Wohle der Menschheit *erscheinen* werde. Zugleich verspricht er ihnen, dass sich in diesem Fall „seine Jubel in die des Erdbodens mischen und seine Leser ihn wieder sehen sollen." —

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 26. Februar 1803.

LITERATURGESCHICHTE.

Meissen, b. Erbstein: *Literatur des Staatsrechts und der Statistik von Sachsen.* Von *Benjamin Gottfried Weinart*, kurfürstl. sächsischem Finanzprocurator und Mitgliede verschiedner gelehrter Gesellschaften, auch kursächs. u. oberlauf Advocaten. *Erster* Theil. 1802. 282 S. 8. (18 gr.)

Ausser den mangelhaften literarischen Nachrichten, die man von dem sächsischen Staatsrecht (womit sich der erste Band des gegenwärtigen Werks allein beschäftigt) in *Kreyssigs* historischer Bibliothek von Obersachsen S. 181. u. f. findet, war noch keine dieser Wissenschaft allein gewidmete Literatur vorhanden. Hr. *W.* hat diese Lücke in sofern allerdings ausgefüllt, als er ein ziemlich reichhaltiges Verzeichniss von Staats- und Privatschriften für diese Wissenschaft liefert; dagegen aber hat er die Geschichte ihrer allmäligen Entwicklung und Ausbildung, die jenem ein weit höheres Interesse gegeben haben würde, wenn sie, wie bey *Pütter* in seiner musterhaften Literatur des deutschen Staatsrechts, als Einleitung wäre vorausgeschickt worden, ganz mit Stillschweigen übergangen. Doch wir bescheiden uns gern, dass es von ihm selbst abhing, ob er seinem Plane diese Ausdehnung geben wollte. Der wesentlichste Mangel des Werks besteht unstreitig in der Unordnung, in welcher die verzeichneten Schriften aufgeführt sind; wie man schon daraus beurtheilen kann, dass der Vf. am Ende dieses Bandes in einer Note verspricht, noch verschiedne Materien des innern sächsischen Staatsrechts bey der Statistik nachzuholen, obgleich der gegenwärtige Theil die publicistische Literatur umfassen sollte. Noch einleuchtender wird dieser Tadel durch die Vergleichung der Hauptrubriken, welche das Inhaltsregister aufführt, mit den daselbst angeführten Schriften. So wird z. B. unter den Werken, welche *von dem sächsischen Staatsrecht überhaupt* (also von dem Kur- und Herzoglich-Sächsischen) handeln, *Richters* Entwurf einer Staatskunde von Kursachsen und *Römers* Staatsrecht des Kurfürstenthums Sachsen bemerkt; dagegen unter den das *Kurhaus allein* angehenden Schriften viele genannt sind, welche auch die Herzogl. Ernestinische Linie betreffen; ja man findet sogar bey der einen gänzlichen Mangel des Systems schon verrathenden Aufschrift: *Vermischte Angelegenheiten des Kurhauses* eine eigne Abtheilung, welche die Literatur der Herzogl. sächsischen Landtage enthält. Wegen dieser Verwirrung wird es schwer, einzelne Zusätze beyzufügen, weil man oft nicht mit Zuverlässigkeit bestimmen kann, ob eine Schrift ganz übergangen, oder nur durch eine falsche Rubrik verborgen wird; doch wollen wir uns deshalb diesem Geschäfte nicht ganz entziehen.

Bey der S. 11. angeführten Abhandlung über die Lehnsabhängigkeit des H. R. R. Erbmarschallamtes von dem Kurhause Sachsen hätte erwähnt werden sollen, dass man dieselbe auch in der Sammlung vermischter Nachrichten zur sächsischen Geschichte Th. 8. Nr. III. S. 201. findet. Zu der eben daselbst über die sächsische Kur bemerkten Literatur muss, ausser den Schriften von *Hahn* und *Menken*, die der Vf. in seiner Literatur der sächsischen Geschichte S. 197. u. f. anführt, *Mithofs* Bericht, wie die Herzoge von Lauenburg um ihre Wahlgerechtigkeit gekommen, in *Ludwigs* Erläuterung der G. B. Th. 2. S. 239. beygefügt werden. *Ueber das sächsische Reichsvikariat* (welches allein in diese Literatur gehört) S. 18. gehören 1) *Hect. Wilh. von Günderode* über die Eintheilung des deutschen Reichs in Franken und Sachsen; in *Meusels* historisch-literarischen Magazin Th. 1. (1785.) N. 1. auch in *Günd.* sämmtlichen Werken Th. 2. (1788.) S. 55. 2) Die Anschlag-Protocolle der sächsischen Vicariats-Commission in der deutschen Ministerialzeitung vom J. 1790. St. 88 u. 89. 3) Addrefs-Verzeichniss der kurfürstl. sächsischen Reichsvicariats-Commission und dazu gehörigen Gerichts, wie auch der geheimen Reichsvicariats-Kanzley 1790. fol. — Die S. 32. wegen des *Directorii Corp. Evangel.* erwähnte Schrift von *Gottfr. Dan. Hofmann* hat nicht die mindeste Beziehung auf diesen Gegenstand und muss daher ganz weggelassen werden; auch hat es die nämliche Bewandniss mit der S. 44. von *Wiedeburg* angeführten über die Reichstagsstimme. *Ueber das Recht der Erstgeburt und der Landeshoheit bey dem Hause Sachsen Albertinischer Linie* (die hieher gehörigen Schriften verbreiten sich zum Theil auch auf die Ernestinische), S. 47. sind zuzusetzen: 1) *Adam Friedrich Glafeys* Erörterung der Frage: Ob ein kur- und fürstlich sächsischer Lehnsmann zugleich ein Landsass und Unterthan sey. Leipzig 1719. 4. 2) *Burch. Gotth. Struv de jure Landsassiatus in Thuringia.* Jen. 1722. 4. *Ueber das Jus de non appellando et evocando* S. 54. fehlt folgende nur wenig bekannte, aber mit vieler Sachkenntniss abgefasste Deduction: Darstellung der vor dem Herzoglich sächsischen Justizamte zu Gotha wider den Schwerdtfeger Johann Gottlob Sartorius anhängig gewesenen Untersuchung, wegen eines demselben angeschuldigten doppelten Ehebruchs. Zur Widerlegung einer von dem erwähnten Sartorius bey dem Reichs-Kammergerichte zu Wetzlar sich angemassten Nulli-

tätsklage und daselbst übergebene Druckschrift unter dem Titel: Beytrag zur Kenntnifs der deutschen Rechtspflege in peinlichen Sachen 1795; wobey zugleich gezeigt worden: dafs diese Sache sowohl wegen der kundbaren kur- und fürstl. sächsischen Gerechtsamen, als auch, weil durch ein jedes *Privilegium de non appellando* die Nullitäts Querel ausgeschlossen wird, keinesweges zur Cognition der höchsten Reichsgerichte qualificirt sey. Gedruckt auf Befehl der Herzoglichen Regierung zu Gotha. 1794. 4. Bey *Erbvereinigungen mit Böhmen*, die fälschlich *Erbverbrüderungen* genannt werden, mufsten, wenn der Vf. die hieher gehörigen Urkunden (die aber eigentlich, wenn keine Erläuterungen derselben beygefügt sind, aufser seinem Plane liegen) anführen wollte, noch *Müllers* Reichstagstheatrum unter Friedrich V. Vorst. 11. K. IX. und *Horns* Leben Friedrich des Streitbaren im Urkundenbuch Nr. 305. u. 306. bemerkt werden. Unter den *Erbfolgen des sächsischen Hauses* vermifsten wir zuförderst die Thüringische und Hennebergische, indem von der zweyten blofs die über die hennebergischen Aemter zwischen Gotha und Saalfeld entstandnen Streitigkeiten S. 153. erwähnt sind. Wegen der ersten f. 1) *Hundeshagen* kurze Untersuchung der Trennung der Landgraffschaften Thüringen und Hessen Cassel 1756. 4. 2) *Carl Gottl. Weber (Praes. Christ. Gottl. Biener) Comment. de justa Henrici III. in Thuringia successione Lips.* 1795. 4.; wegen der letzten: 1) Diplomatische Geschichte der Erbfolge des Hauses Sachsen in der Graffschaft Henneberg, in der Sammlung vermischter Nachrichten zur sächsischen Geschichte Th. 12. S. 1—73. 2) Ein Gutachten der Juristenfacultät zu Jena über die sächsische Erbfolge in Henneberg, in dem juristischen Journal. Jahrgang 1798. St. 1. *Ueber die Jülich-Clevisch- und Bergische Successionssache* S. 90. steht: Von der importanten Jülichischen Successionssache überhaupt und von dem, was dieserhalben letzthin weiters zum Vorschein gekommen, insbesondre *in Selectis juris publici novissimis.* Th. 3. Kap. 1. Ebendaselbst wird auch Th. 9. K. 1. Th. 12. K. 6. und Th. 13. K. 10. eine Abhandlung über die von dem Vf. ganz übergangene *Meiningische Fürsten-Standeserhöhung und Successionsfähigkeit der aus einer Mifsheyrath erzeugten Kinder des Herzogs Anton Ulrich* mitgetheilt. Mehrere andre hieher gehörige Staatsschriften f. bey *Kreyfig* S. 242. Endlich findet man l. c. Th. 4. K. 9. einen Auszug aus der *wegen der kursächsischen Ansprüche auf die österreichische Erbfolge* unter dem Titel: „Ursachen, welche Ihro K. M. in Pohlen“ u. f. w. erschienenen von dem Vf. S. 155. bemerkten Deduction. — *Ueber die sächsischen Territorialrechte in Ansehung der Grafen von Schönburg.* f. *Reufs* deutsche Staatskanzley Th. 19. S. 148—172. Die S. 194. angeführte Schrift über die *Verhältnisse des Gräfl. Hauses Stolberg gegen das Kurhaus Sachsen* ist nicht blofs in dem neuen Museo für die sächsische Geschichte B. 2. H. 2. befindlich, sondern auch zu gleicher Zeit und in der nämlichen Verlagshandlung in einem besondern Abdruck erschienen, wobey sich als Vf. derselben der Kreisamtmann *Just* genannt hat. Aufser dem vermifst man auch die in dem gedachten Museo B. 2. H. 1. S. 95. vorhandne Abhandlung *von der Probstey Göllingen und deren Verhältnissen gegen das Kurhaus Sachsen*, die nach der von dem Vf. gewählten Ordnung S. 194. unter einer besondern Aufschrift hätte bemerkt werden sollen. An dieser Stelle hätte auch die Literatur von dem *ehemaligen staatsrechtlichen Verhältnisse Sachsens zu Nordhausen und Mühlhausen* eingeschaltet werden können, wozu vorzüglich folgende Schriften gehören: 1) Von Kaiser Ludwigs IV. Verpfändung der Reichsstädte Mühlhausen und Nordhausen an Markgraf Friedrich den Ernsthaften in der Sammlung vermischter Nachrichten zur sächsischen Geschichte Th. II. Nr. III. S. 228. 2) Von den Gerechtsamen des Hauses Sachsen in der Stadt Nordhausen, und der Landgräfl. Thüringischen Burg zu Furra mit der selbige eine Zeitlang vereinbart gewesen, in dem angeführten Museo B. 3. H. 2. Nr. VI. S. 152. Ein auffallender Irrthum ist es endlich, dafs der Vf. S. 249. die bekannte Schrift von *Franke de lite exemtionis Gleichensis* (Lips. 1776. 4.), welche das staatsrechtliche Verhältnifs der Graffschaft Gleichen betrifft, bey der Diffamationssache der Frau von Gleichen anführt, so wie auch S. 21. die garnicht hieher gehörige Literatur über den zwischen Sachsen-Lauenburg und der Reichsstadt Lübeck wegen der Vogtey Möllen entstandnen Streit, als eine besondre Nummer unter den vermischten Angelegenheiten der Ernestinischen Linie.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Crusius: *Arabisches, syrisches und chaldäisches Lesebuch, das Arabische gröfstentheils nach bisher ungedruckten Stücken, mit Verweifungen auf die Grammatik und mit erklärenden Wortregistern* herausgegeben von D. *Friedr. Theod. Rink*, Prof. der Theol. u. erstem Pred. an der Dreyfaltigkeitskirche zu Danzig, und *Joh. Sev. Vater*, Prof. d. Theol. u. morgenl. Sprachen zu Halle. 1802. 192 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Ob es gleich nicht an guten Chrestomathien fehlt, die man bey dem Unterricht in dem Chaldäischen, Syrischen und Arabischen gleich anfangs gebrauchen kann: so ist doch dieses neue Lesebuch deswegen nicht überflüssig. Dadurch, dafs die Zahl solcher Lesebücher vermehrt wird, wird das Studium dieser Sprachen wirklich erleichtert und befördert, wenn man nur nicht dasselbe, was schon in andern Chrestomathien steht, wieder abdrucken läfst, und dagegen andere zweckmäfsige und seltenere Stücke auswählt. Der Lehrer kann alsdann mit den Lesebüchern abwechseln und seine Zuhörer weiter führen; und dem Anfänger, der sich die kostbaren und zum Theil seltenen Hülfsmittel zur Erlernung dieser Sprachen nicht anschaffen kann, wird es möglich gemacht, sich ohne grofsen Aufwand mit diesen Sprachen vertrauter zu machen. Dieses neue Lesebuch, das mehrere seltene und auch bisher ungedruckte Stücke enthält, schliefst sich zugleich an die

von

von Hn. *Vater* herausgegebene syrische, chaldäische und arabische Grammatik an, und erleichtert durch die unter dem Text stehenden Hinweisungen auf die Grammatik das Verstehen und Uebersetzen der hier gelieferten Stücke. Sie folgen nicht in der auf dem Titel bemerkten, sondern in umgekehrter Ordnung. Das chaldäische Lesebuch steht zuerst, und nimmt nur 12 Seiten ein. Nach der Vorrede hat jedes Lesebuch die Ausdehnung erhalten, wie es das Verhältniss der Wichtigkeit der Sprachen zu erfodern schien. Die chaldäischen Stücke, welche man hier abgedruckt findet, sind folgende: das 1. Kap. aus dem zweyten Buch Moses nach Onkelos Uebersetzung, eben dieses Kap. nach dem Targum des Pseudo-Jonathan, nebst den Fragmenten aus Hierosolymitanischen Targum, das 52 u. 53. Kap. aus Jesajas, der 110 Psalm, Sprüchw. 27, 1—8. und Hiob 19, 19—27. Das syrische Lesebuch S. 13—52. enthält aus der Uebersetzung des A. Test. folgende Abschnitte: Ps. 110., Sprüchw. 27, 1—8. und Hiob 19, 19—27.; aus Barhebräus den Kreuzzug Königs Richard I. von England; aus einer Handschrift der Hallischen Waisenhausbibliothek ein Stück aus einer syrischen Tauf-Liturgie; aus der Philoxenianischen Uebersetzung die Stelle Mark. 1, 1—15. Mark. 3. Luk. 6, 1—11. Matth. 27, 3—10. und aus der Hierosolymitanischen Uebersetzung die von Adler bekannt gemachten Perikopen Joh. 7, 53. 8, 11. und Math. 27, 3—10. Die Stücke von 33 an — also mehr als die Hälfte des Lesebuchs — sind unpunktirt gelassen. Rec. findet dieses nicht ganz zweckmässig. Schwerlich wird der Anfänger, der nur das vorhergehende gelesen hat, schon im Stande seyn, sich bey diesen unpunktirten Stücken selbst zu helfen: denn es gehört schon viele Uebung dazu, unpunktirte Stücke lesen zu können. Selbst alsdenn, wenn der Lehrer auch vorliefet, möchte dem Anfänger doch noch nicht alles einleuchtend genug werden, Rec., der mehrmals den Versuch gemacht hat, hat diess erfahren, selbst bey solchen, die schon weit mehrere punktirte Stücke, als hier geliefert sind, gelesen hatten. Es würde daher besser und zweckmässiger gewesen seyn, wenn Hr. *V.*, um den Anfänger allmälig zum Lesen unpunktirter Aufsätze anzuleiten, anfangs nur die aus dem vorhergehenden schon bekannten Wörter ohne Vocale hätte abdrucken lassen, alle übrige aber, wobey der Anfänger natürlicher Weise noch anstösst, punktirt hätte. Das letzte Stück hätte allenfalls ganz unpunktirt bleiben können. Bey dem S. 53—72. folgenden Verzeichniss der chaldäischen und syrischen Wörter, welche in dem Lesebuch vorkommen, kann es Rec. nicht billigen, dass die Wörter aus beiden Dialecten unter einander nach der Ordnung des Alphabets stehen. Es hält sicherlich den Anfänger auf, wenn er z. B. die chaldäischen Wötter aus den dazwischen stehenden syrischen Wörtern heraus suchen muss, und er kann leicht dabey irre werden. Auch gefällt es uns nicht, dass hier blos diejenigen Wörter angegeben werden, die in den hebräisch-chaldäischen Lexicis über das A. Test. und in dem Lexicon Syriac. bey Gutbiers syrischen Testament nicht aufgeführt sind.

Es sind zwar auf diese Weise einige Bogen erspart, aber wie mühsam ist es für den Anfänger, wenn er erst in einem hebräisch-chaldäischen Lexicon oder in Gutbier das Wort aufsuchen muss, und es erst alsdann, wenn er es dort nicht findet, hier aufschlagen kann? Gewiss würde gern ein jeder noch etwas mehr für das Buch bezahlt haben, wenn nur das Wörterbuch vollständiger wäre, und er des mühsamen Nachsuchens in mehreren Büchern hätte überhoben seyn können. Bey einer etwas sparsamern Einrichtung des Drucks hätte das vollständigere Wörterbuch nicht einmal die Bogenzahl sehr vermehrt. Mancher Anfänger, der nicht gleich Gutbiers Wörterbuch erhalten kann, wird sich nun bey den hier gelieferten syrischen Stücken gar nicht forthelfen können. Ueberhaupt ist für die Bedürfnisse des Anfängers zu wenig gesorgt. Auch fehlen mehrere Wörter und Bedeutungen einzelner Formen und Zusammensetzungen. Rec. hat nur die vier ersten Seiten des chaldäischen Lesebuchs verglichen, und vermisst folgende Wörter und Bedeutungen. מְבָאִישׁ *einer der einen übel behandelt*. Das Peal בְּאֵשׁ *böse seyn, missfallen*, kommt zwar Dan. 6, 15. vor, aber die Form אַבְאִישׁ *übel behandeln* hätte doch um so viel eher bemerkt werden sollen, da der Anfänger durch die hebräische Bedeutung des Hiphils kann irre geführt werden; בְּדִיל *um, wegen, damit*; אַפְלַח *zur Arbeit zwingen*; פּוּלְחָנָא *die Arbeit, Dienstbarkeit*; חַכִּים *er weiss, er kennt*; כְּדוּן *nun*; קֳדָם עַד לָא *damit nicht, ehe nicht*; אֲרוּם *weil, wenn*; שַׁיִּיר *er hat übrig gelassen*; אוּף *auch*; כְּדֵין *also*; מִן בְּגַלַּל *damit*; צַעַר *bedrücken, quälen*; קִירְיָא *die Stadt*. Auch fehlen mehrere Wörter die in dem syrischen Lesebuch vorkommen und Gutbier nicht hat. Z. B. S. 16. ܡܓܕܠܐ oder ܡܓܕܘܠܐ *der Thurm* [illegible] *von etwas ablassen, etwas unterlassen* u. s. w. Das arabische Lesebuch S. 73 bis 162. ist vorzüglich schätzbar wegen der bisher ungedruckten Stücke, die hier zum erstenmal mitgetheilt werden. Die erste Abtheilung S. 73—96. ist von Hn. P. *V.*, und enthält eine zweckmässige Auswahl einzelner Stellen aus der gedruckten arabischen Bibelübersetzung und dem Koran. Aus der Bibelübersetzung sind Ps. 110. Hiob 19, 19—27. und Joh. 7, 53.— 8, 1—11. ausgewählt; aus dem Koran Sur. 2, 123—146. 178. Sur. 3, 121—125. 142—145. und 161. 162. Sur. 17, 13—16. und 21—26. Sur. 29, 45. 46., und alsdann die Stellen, welche von Jesus Christus handeln Sur. 2, 87. Sur. 3, 45—49. 54. Sur. 4, 156, 157. und 169. 170. Sur. 5, 13—19. 81. 82. 84. 125. 126. Sur. 19, 19—22. 29—34. Sur. 23, 51. 52. Sur. 61, 6. Die darauf folgenden ungedruckten Stücke S. 97—162. sind aus dem handschriftlichen Vorrath des Hn. D. *Rinks*. Der erste Abschnitt enthält Stücke geographischen Inhalts aus Jakut's Wörterbuch, Nuweiri's Bibliothek, Abulfeda und Makrisis Beschreibung des Thales Hadhramaut. Der zweyte Abschnitt liefert Stücke historischen Inhalts aus Masudis morgenländischer Geschichte, Tammi's Geschichte der Araber in Spanien, und Nuweiri's Bibliothek. Im dritten Abschnitt stehen einige Auszüge oratorischen, grammatischen und erzäh-

len-

lenden Inhalts, nämlich einige kleine Erzählungen und Hariri's 14ter Consessus mit Scholien. In dem vierten Abschnitt sind einige kleine jugendliche Gedichte des Motanabbi, Gedichte aus der Hamasa des Abu Temman mit Scholien und die letzten 53 Baits aus Lebid's Preisgedicht. Alle diese schätzbaren Auszüge aus Handschriften sind bis auf einige Wenige unpunktirt abgedruckt. So nützlich es auch ist, den Anfänger zum Lesen unpunktirter Schriften anzuführen, so vermisst doch auch hier der Rec. das gehörige Verhältnifs zwischen den punktirten und nicht punktirten Stücken. Sicherlich würde Hr. R. manchen Anfängern und besonders solchen, die dieses Lesebuch ohne Beyhülfe eines Lehrers gebrauchen wollen, die Sache erleichtert haben, wenn er wenigstens die ersteren Abschnitte mit Punkten versehen hätte. Der Anfänger hätte doch noch genug übrig behalten, um sich im Lesen unpunktirter Stücke zu üben, und er wäre alsdann auch schon mehr dazu im Stande gewesen. Das Verzeichnifs der arabischen Wörter, die in dem Lesebuch vorkommen, S. 163—276. ist ziemlich vollständig, aber es fehlen doch auch wieder einzelne Wörter. Hr. V. sagt selbst in der Vorrede, dass es bestimmter und genügender hätte können abgefasst werden, entschuldigt es aber durch Mangel an Zeit. Eben deswegen sind auch manche Erläuterungen des Textes der Chrestomathie weggeblieben. Die angehängte Literatur der in arabischer Sprache gedruckten Schriften von Hn. P. Vater ist gewiss sehr nützlich und angenehm. Es wäre zu wünschen, dass auch von dem Chaldäischen und Syrischen die Literatur wäre beygebracht worden. Das hier gelieferte Verzeichnifs bedarf aber doch noch mehrere Zusätze und Berichtigungen. So fehlt z. B. *Centuria proverbiorum Arabicor. editore A. Sennerto. Witteb.* 1658. *Locmani fabulae et selecta quaedam Arab. adagia Lugd.* 1615 u. 1636. *Poema Tograi cur. H. van der Sloot. Franeq.* 1769. *Carminum arabic. Specimen I. c. Hezel. Lemg.* 1788. *Grammatica Arab., quae vocatur Giarumia. Romae* 1592. *Liber Tasriphi. Romae* 1610. *Testamentum et pact. inter Muhamed. et Christian. c. Hinckelmann. Hamburg* 1690. *Epist. ad Roman. Galat c. Erpenii* 1615. *Quatuor evangelia arabice. Romae* 1619. *Uschmannshausen gymnasium arab. s. tres priores Davidis Odae. Witteb.* 1724. *Psalterium arab. Haleb.* 1706. *Passio Jesu Christi sec. Matthaeum arab. Leidae* 1613. *Doctrina christiana Arab. et Lat. Romae* 1613. *Paris* 1635. Das arabische N. Test. gab Erpenius 1616 zu Leiden heraus. Rec. kennt aber kein arabisches Psalterium, das Erpenius herausgegeben hätte. Eben so wenig ist ihm die S. 285. angeführte Ausgabe von *Reland de relig. Muhamed.* bekannt. Die erste Ausgabe kam 1705 und die zweyte verbesserte 1717 in 8. heraus. Ausser den zuletzt bemerkten Druckfehlern kommen noch mehrere in dem Buche vor, die billig hätten bemerkt werden sollen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Hannover*, b. Hahn: *Handbuch der Obstbaumzucht* für Schullehrer und alle Liebhaber auf dem Lande, denen an diesem so nützlichen als einträglichen Nahrungszweig gelegen ist, von *J. H. Stein*, Hofgärtner in Detmold. 1801. 87 S. 8. (6 gr.) Dieses kleine Buch hat der Vf. vorzüglich für Schullehrer bestimmt, welche bey der Jugend auf dem Lande in diesem wichtigen Theil der Landwirthschaft, in der Baumzucht und dem Obstbau, viel Gutes stiften können. Um es wohlfeil zu machen, hat er sich der Kürze beflissen, jedoch die Hauptsachen fasslich und im Ganzen gut beschrieben. Seine Abhandlung hat 2 Abschnitte. In dem ersten redet er von der *Baumschule*, ihrem dienlichen Erdreich, deren zuträglichsten Verbesserung, wenn sie solche nöthig hat etc. — (Wider alle Erfahrung ist S. 9. die Behauptung: „es sey eine schon längst anerkannte Wahrheit, dass junge Bäume, in einer auf sandigtem Boden angelegten Baumschule gezogen, sich mit glücklicherem Erfolg in jeder anderer Erdart verpflanzen lassen, als die in einem schweren Boden gezogenen." Hier findet gerade der entgegengesetzte Fall statt. Nie taugt eine Baumschule im Sandboden etwas, es müsste denn der Sand sehr stark mit Mergel vermischt seyn; jedoch ist sie auch dann nicht der besten Baumschulen eine. Aber im Sandboden ist kein guter und dauerhafter Baum zu erziehen. Wird er nicht durch Mistdünger gezwungen, (der aber den Baum verzärtelt und zur Dauer in rauhem Klima und schwerem Boden untüchtig macht): so wächst er elend und kümmerlich, seine Wurzeln bestehen in tieflaufenden grossen Zacken und bekommen wenig Nahrung und sogenannte Haarwurzeln etc., allein ein Baum in gutem schweren Boden erzogen, bekommt kernhafte und dauerhafte Wurzeln, die in jeden Boden taugen, haben engere Saftröhren und sind daher dem Verderben durch Frost nicht so sehr unterworfen, als jene im Sand erzogene). — In diesem Abschnitte kommen auch die *Veredlungsarten* vor: das Okuliren, Propfen, Anplacken, Wurzelpropfen, Kopuliren (wobey das Herbst- und Winterkopuliren nicht hätte sollen vergessen werden), das Ablactiren oder Absaugen. (Letzteres hätte wegbleiben und anstatt des Anplackens mit dem Zünglein wäre das einfache Ansetzen des Reises leichter und besser gewesen). Der *zweyte Abschnitt* handelt *von Baumgärten und Baumplätzen*: und *vom Verpflanzen der Bäume.* — (Dass der Vf. bey dem Verpflanzen und Beschneiden der Bäume alle Haarwurzeln wegschneiden lehrt, weil sie nichts zur neuen Bewurzlung beytrügen, ist durchaus nicht zu billigen. Warum lehrt er denn das so heilsame Einschlämmen, wodurch alle Würzelchen sich an die Erde ansaugen? Erhalten nicht die grössern Wurzeln durch diese Haarwurzeln Kraft und Saft zum An- und Fortwachsen? Warum soll man dem Baum das wegnehmen, was er sogleich wieder ersetzen soll und ihm unumgänglich nöthig ist?) *Krankheiten der Bäume und andere nachtheilige Zufälle nebst den Mitteln dagegen*, folgen noch in diesem Abschnitt; und endlich *einige Obstsorten, die unter den verschiedenen Obstgattungen die nützlichsten sind.* — Zwischen dem ersten und zweyten Abschnitt findet sich eine unverzeihliche Lücke bey Erziehung der jungen Bäume, wie nämlich dieselben, wenn sie veredelt sind, zu hochstämmigen Bäumen sollen erzogen werden; was am Stamm zu schneiden; wenn die Krone zu bilden; wie sie alle Jahre zu behandeln, bis der Baum ausgepflanzt wird etc.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 28. Februar 1803.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Utrecht, b. Paddenburg: *Specimen hermeneutico-theologicum exhibens vindicias facultatis, apostolis Jesu Christi olim datae, peregrinis loquendi sermonibus*, quod praeside *J. Heringa*, publ. examini submittit scriptor *Adrianus Christiaanse*, Portoltetensis, in coetu christ. reform. Spankerano sacerdos. 1801. 147 S. gr. 8. (1 Gul. 5 Stüb. holl.)

Die Erklärungen, die man in neueren Zeiten von der Erzählung der Geschichte am ersten Pfingstfest gegeben hat, nach welcher alles Wundervolle in dieser Begebenheit wegfällt, werden hier aufs neue untersucht. Der Vf. zeigt dabey nicht allein eine gute Belesenheit, sondern hat auch selbst über die Sache weiter nachgedacht, und trägt zugleich seine Bemerkungen mit Bescheidenheit und Würde vor. Wenn man auch nicht immer durch seine Antworten völlig befriedigt wird und wünschen könnte, dass er hin und wieder tiefer möchte eingedrungen seyn: so bleibt doch die Abhandlung ein interessanter Beytrag zur Erklärung jener streitigen Geschichte, und Manches, was hier erinnert wird, ist beherzigungswerth.

In der vorausgeschickten Einleitung redet der Vf. von den Wundern, die nach der Erzählung der evangelischen Geschichte geschehen sind, und zeigt kurz, dass Jesus und die Apostel sich darauf berufen haben, um dadurch die Göttlichkeit der Lehre zu bestätigen. Die Abhandlung selbst bestehet aus zwey Theilen. In dem *ersten* S. 10—102. sucht der Vf. darzuthun, dass die gewöhnliche Meynung, welche in der Erzählung des Lukas ein Wunder annimmt, allerdings wahrscheinlich sey, und dass eigentlich nichts darin liege, was den vorsichtigen Ausleger nöthigen könne, jene ältere Meynung zu verwerfen. Zuerst wird die gewöhnliche Meynung näher bestimmt, dass die Apostel wirklich am ersten Pfingstfest in fremden Sprachen geredet haben, und es werden vorläufig folgende Fragen beantwortet: 1) welches sind die ἁπαντες, denen nach der Erzählung die Gabe in fremden Sprachen zu reden; verliehen wurde? 2) welches war dabey die göttliche Absicht? 3) haben die Apostel alle die verschiedenen Sprachen und Dialecte geredet, oder erhielt ein jeder nur das Vermögen, in der Sprache zu reden, die er besonders bedurfte? 4) war dieses Vermögen in fremden Sprachen zu reden beständig, oder dauerte es nur eine Zeitlang? Darauf wird in dem ersten Abschnitt gezeigt, dass die verliehene Gabe in fremden Sprachen zu reden nichts enthalte, was unwahrscheinlich, oder Gottes unwürdig sey. Der Vf. macht zuerst auf die wunderbaren Umstände der Begebenheit aufmerksam, und zeigt, dass sie mit der Handlungsweise und Absicht Gottes übereinstimmen. Durch das Christenthum sollte die alte Form der Religion abgeschaft werden. Mit Recht konnte man es also erwarten, dass die Aufhebung des Gesetzes eben so feyerlich angekündigt wurde, als seine erste Einführung. Diess geschahe auch nun unter auffallenden Zeichen der Gegenwart Gottes, und an dem Ort und zu der Zeit, da sich das ganze Volk zur feyerlichen Verehrung Gottes versammelte. Diese feyerliche Erklärung war zugleich geschickt, der christlichen Religion Ansehen zu verschaffen, ihre Natur und Beschaffenheit anzudeuten, und den Unterschied zwischen der alten und neuen Religionseinrichtung bemerkbar zu machen. Hierauf redet der Vf. von dem Vermögen, selbst in fremden Sprachen zu reden, und bemühet sich zu zeigen, dass die Mittheilung dieses Vermögens ebenfalls mit der göttlichen Absicht zusammenstimme. Eben dadurch erhielten die Apostel einen offenbaren Beweis, dass Gott sie auf eine besondere Weise begünstige, sie wurden dadurch in den Stand gesetzt, auch fremden Völkern die Religion Jesu zu verkündigen, und ihr ganzer Vortrag erhielt eben durch diese Gabe, in fremden Sprachen zu reden, ein wirklich göttliches Ansehen; auch war davon, dass die erste Verkündigung des Evangeliums nicht bloss in der hebräischen Sprache geschahe, eine symbolische Anzeige, dass die Lehre des Evangeliums nicht auf die Israeliten allein beschränkt bleiben, sondern allen Völkern bekannt gemacht werden sollte, und diese Bekanntmachung wurde dadurch auch vorbereitet. In dem zweyten Abschnitt beweiset der Vf., dass die gewöhnliche Meynung sich dadurch empfehle, dass die Erklärung einfach und leicht sey. Lukas hat überhaupt einen simpeln und planen Stil, und bemühet sich deutlich zu erzählen; auch hier ist die Erzählung, wie in dem vorhergehenden und folgenden, ganz einfach. Die wahre und richtige Erklärung dieser Geschichte muss deswegen auch nothwendig mit dem einfachen Stil des Lukas zusammenstimmen. Dieses ist nun wirklich bey der gewöhnlichen Erklärung der Fall, aber nicht bey den neueren Erklärungsversuchen. Man übersetzt am natürlichsten γλωσσαις ἑτεραις λαλειν *in fremden Sprachen reden*. Die gewöhnliche Bedeutung des Worts γλωσσα und der Gegensatz V. 11. ἐν ἡμετεραις γλωσσαις λαλειν stimmt damit überein; auch der Gebrauch des Worts διαλεκτος, welches zweymal in dieser Erzählung vorkommt, und wie bey den 70. mit γλωσσα verwechselt wird, bestätiget es. Die Aufzählung der Zuschauer nach den ver-

verschiedenen Völkerschaften, die den Galiläern oder Aposteln offenbar entgegengesetzt werden, führet ebenfalls darauf hin, u. s. w. Der dritte Abschnitt macht darauf aufmerksam, dass die gewöhnliche Erklärung mit der ganzen evangelischen Geschichte zusammenstimme. Die ganze Geschichte zeigt, dass Gott auf eine wundervolle Weise das Ansehen Jesu und der Apostein bekräftiget habe, warum sollte dieses also auch hier nicht geschehen seyn? Auch Jesu wurde der heilige Geist unter einem sichtbaren Symbol mitgetheilt, Jesus hatte den Aposteln ausserordentliche Geistesgaben, und unter andern auch das γλωσσαις καιναις λαλειν, verheissen und ihnen befohlen, die Erfüllung dieser Verheissung in Jerusalem zu erwarten; die grosse Veränderung, die mit den Aposteln von diesem Zeitpunkt an vorgieng, und die sich gerade in dem Augenblick dieser Begebenheit zeigte, lässt sich ohne eine übernatürliche Dazwischenkunft nicht erklären, eben so wenig als der ausserordentliche Eindruck, den die Sache auf die Zuschauer machte. Der vierte Abschnitt zeigt, dass die gewöhnliche Erklärung auch durch Apostelg. 10, 45—48. 19, 6. und vornehmlich durch die Stelle 1. Kor. 12 — 14. bestätigt werde. Der Vf. benutzt diese Stelle sehr gut. Ganz richtig wird bemerkt, dass γλωσσαις λαλειν Apostelg. 10, 46. nur ein abgekürzter Ausdruck anstatt γλωσσαις ἑτεραις λαλειν Kap. 2, 4. sey, dass Petrus bey dieser Begebenheit eben in diesem γλωσσαις λαλειν ein neues ungewöhnliches mitgetheiltes Vermögen erkannt habe, und dieses für dasselbe K. 11, 15. erkläre, welches die Apostel am ersten Pfingstfest erhalten hatten. Auch wird bey der Ermahnung Pauli 1. Kor. 14. mit Grund erinnert, dass sich von dem sonderbaren Verlangen und Bestreben der Korinthischen Christen, in fremden Sprachen zu reden, kein eigentlicher Grund angeben lasse, wenn nicht angenommen werde, dass ehemals die Apostel diese Gabe erhalten hatten. Der Vf. verweilt lange bey der letzten Stelle. Die verschiedenen Erklärungen von Bardili, Eichhorn, Döderlein, Hezel und Meyer werden angeführt und kurz geprüft. Zuletzt wird ausführlich gezeigt, dass alles am besten zusammenhänge, wenn man annehme, dass die Gabe in fremden Sprachen zu reden, in den ersten Zeiten des Christenthums statt gehabt habe. Es werden 12 Griechen angeführt, die diese Erklärung bestätigen. Dieser Abschnitt verdient nachgelesen zu werden. In dem *zweyten* Theil der Abhandlung S. 103—147. werden die neuern Erklärungen von der Geschichte des ersten Pfingstfestes noch näher untersucht und widerlegt. Der Vf. sucht zu zeigen, dass bey diesen Erklärungen verschiedenes willkürlich und ohne hinreichenden Grund angenommen werde, und dass die gegen die gewöhnliche Erklärung gemachten Schwierigkeiten wenig zu bedeuten haben. In dem ersten Abschnitt wird die Meynung von Hn. *Eichhorn* und Hn. *Paulus* geprüft, und auf ihre Gründe und Schwierigkeiten geantwortet. Der Vf. folgt vornehmlich Hn. *Storr*, doch hat er auch seine eigene Bemerkungen und Erinnerungen, die man aber in der Abhandlung selbst nachlesen muss. In dem zweyten Abschnitt wird die *Herdersche* Erklärung näher gewürdigt. Der Vf. setzt ihr entgegen, dass sie nicht mit dem Zusammenhang und dem Sprachgebrauch stimme; dass sie auch deswegen nicht könne angenommen werden, weil die Aussprüche der Apostel den Meynungen und Erwartungen der Juden unmöglich entsprechen konnten, wenn nichts weiter hinzukam; dass sie etwas enthalte, welches mit der Würde Jesu und Gottes nicht zu vereinigen sey, und endlich, dass sie in Ansehung der Simplicität mit der gewöhnlichen Erklärung nicht könne verglichen werden. Zuletzt wird auch auf die Schwierigkeiten geantwortet, welche Hr. *Herder* der gewöhnlichen Erklärung entgegengestellt hat.

Leipzig, b. Linke: *Mussestunden eines Landpredigers, der Bibelerklärung und Volksbildung gewidmet, nebst einer Abhandlung über die Perikopen,* von *Johann Friedrich Gottlob Löser.* 1802. 119 S. 8. (10 gr.)

Wenn ein Landprediger seine Musse so gut anwendet, als der Vf. dieser Schrift: so wird er sich nicht nur zu einem brauchbaren Bibelforscher bilden, sondern auch seine Gemeine gründlich und nützlich unterrichten. Folgende erklärte Stellen Röm. 8, 18 bis 25. Joh. 8, 4. Hebr. 9, 14. 1. Kor. 15, 29. Joh. 3, 1—17. 7, 19. 9, 6. 12. 41. 1. Joh. 3, 20. Jac. 1, 17. 2, 18. Marc. 9, 49. 50. sind eine Probe von dem rühmlichen Fleisse, und von der vertrauten Bekanntschaft des Vfs. mit der Bibel und ihren *Auslegungsmitteln*. Wir heben davon bloss die *erste Stelle aus*: allgemein ist der Wunsch nach etwas Bessern, als man auf Erden erhalten und geniessen kann; selbst die Christen, ja selbst wir Apostel hegen ihn; wir sehnen uns, das zu werden, was die vollendeten Gottessöhne sind. Diese Erklärung, ob sie gleich nicht neu ist, finden wir doch aus dem Sprachgebrauche und dem Zusammenhange sehr gut hergeleitet. Der Vf. bemühet sich vor allen Dingen die Gottessöhne, und die υἱοθεσιαν zu bestimmen, und glaubt, dass sich daraus auch über die übrigen dunkeln Worte ein helleres Licht verbreiten werde; sobald unter Gottessöhnen vollendete selige Menschen verstanden würden: so müsse man unter der Schöpfung, die den Gottessöhnen entgegengesetzt, und als leidend und hoffend beschrieben würde, nothwendig solche verstehen, die noch Bewohner der Erde sind. Aber daran zweifelt wohl niemand; nur ist man noch nicht einig, was unter der hoffenden κτισις eigentlich zu verstehen sey. Der Vf. sagt zwar, es könne uns hier gleichgültig seyn, ob der Apostel an die ganze Menschheit, oder an die Anfänger im Christenthume, oder an die ganze auf Erden lebende Schöpfung gedacht habe; der Sinn bleibe immer: allgemein ist der Wunsch nach etwas Bessern etc. Allein das scheint uns gerade der Hauptknoten in der ganzen Stelle zu seyn, dessen glückliche Auflösung man wünscht. Wenn übrigens der Vf. bey der Aufzählung der verschiedenen Erklärungen des Worts, κτισις, sagt: wo giebt es noch ein Geschöpf, die Seligen im Himmel ausgenommen, das man

man nicht hätte unter die seufzende Kreatur gerechnet, so sind nach einem ältern berühmten Ausleger, *Zegerus*, auch jene davon nicht befreyt geblieben: *angeli quoque, inquit, vanitati cuidam et servituti corruptionis etc. subjecti sunt etc.* Dieser Meynung sind auch verschiedene Kirchenväter. Einige Interpreten denken hier sogar an die bösen Engel. Dem Recensenten scheint, nach dem Zusammenhange, und den erhabenen, der κτισις beygelegten Prädicaten, die Menschheit, mit besonderer Beziehung auf die Vers 17. 18. bezeichneten Christen, noch immer das Wahrscheinlichste zu seyn, das man sich hierbey denken kann. Ungern trennen wir uns hier von dem würdigen Vf. und bemerken nur etwas von seinen Gedanken über die Perikopen. Er ist nicht für die Abschaffung derselben, weil der gemeine Mann von Jugend auf mit ihnen bekannt sey, und sie für ihn viel anziehendes haben, sondern er wünscht, dass die Stellen der unfruchtbaren Texte durch fruchtbarere ersetzt werden möchten, welches auch schon in verschiedenen Ländern und Städten geschehen ist. Wir wundern uns, dass der Vf. nicht auch die Schwierigkeiten der eigenen glücklichen Auswahl der Texte in Ansehung mancher Prediger, und die besorgliche Missdeutung der Absichten derselben von Seiten der Gemeinen, und auch den nicht seltenen Missbrauch mancher Prediger selbst, bey der freyen Wahl solcher Stellen, bemerkt hat. Uns scheint noch immer am besten und rathsamsten zu seyn, ganze Stücke des N. T. mit Auswahl nach der Reihe zu erklären. Der Entwurf des Vfs. zur fruchtbaren Benutzung der gewöhnlichen Perikopen, und der Vorschlag, wenigstens in einigen Jahren die gesammte christliche Religionslehre dem Volke vorzutragen, hat uns vorzüglich gefallen. Nicht weniger verdient die angehängte Abhandlung von dem Einflusse der bürgerlichen Gesetze auf die Moralität der Unterthanen unsern Beyfall, wo er folgende Bedingungen festsetzt: dass die Gesetze in einer populären Sprache vorgetragen werden; dass derselben nicht zu viel seyn; dass ein Gesetz, welches wegen Zeit und Umstände nicht mehr gültig ist, feyerlich abgeschaft werde; dass jedes Gesetz vollkommen deutlich und bestimmt sey; dass die Verletzung des Gesetzes nicht als eine blosse Geldsache behandelt werde; die Dispensationen in den meisten Fällen für Geld aufhören; die Abgaben sich auf Dinge beziehen, die die Obrigkeit übersehen kann; nie einzelne Verordnungen ergehen, die mit irgend einem geltenden Gesetz in Widerspruch stehen; über jedes Gesetz strenger gehalten werde, als gewöhnlich (*hinc illae lacrymae!*) Warum hat der Vf. hier der so häufigen, grösstentheils zu viel fodernden Eide, die der Moralität so sehr nachtheilig sind, nicht gedacht?

GESCHICHTE.

HALLE, b. Hendel: *Versuch einer historischen Beschreibung aller ehemaligen und jetzt üblichen Wehr- und Waffenarten. Nebst einer Abhandlung über die, aus Volksfesten, Volksbewaffnungen und Waffenübungen der Alten nach und nach entstandenen Waffenarten in Deutschland.* Gesammelt und herausgegeben von *Joh. Chr. Hendel*, mit 11 Kupfern, mehrern Holzschnitten und 2 Tabellen. 1802. 8.

Auch unter dem Titel:

Archiv für deutsche Schützengesellschaften. Erster Band. 1801. 339 S. *Zweyter Band*, welcher die Beschreibung der Schützengesellschaften von 40 Städten enthält. 1802. 304 S. 8. (2 Rthlr. 18 gr.)

Ueber diesen Gegenstand ist in unserer neuern Literatur wenig historisch-technisches vorhanden, welches zu einem Unternehmen dieser Art mit Nutzen gebraucht werden könnte. Alles, was darüber, besonders über die Waffenkunde, geschrieben worden, schränkt sich auf einige Werke ein, welche sich bloss mit der Kriegskunst älterer und neuerer Zeiten beschäftigen, und daher bey der gegenwärtigen Schrift nur als Hülfsmittel zu benutzen waren. Bey diesem Mangel an zusammenhängenden Nachrichten von dem Ursprunge, der Form und allmäligen Verbesserung aller und jeder Gewehrarten von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, ist diess Unternehmen, diesen Zweig der Literatur historisch-technisch zu bearbeiten, um so verdienstlicher, da der Vf. dabey die alten classischen Schriftsteller zu Rathe gezogen, und die genaueste Sorgfalt angewendet hat, diese Materie mit der möglichsten Vollständigkeit abzuhandeln, so dass, sollten auch hin und wieder noch einige Lücken geblieben seyn, doch nunmehr in so fern vorgearbeitet ist, dass andere auf diesem Wege weiter gehen und dem Ziele sich nähern können.

Der *erste Band* besteht aus *zwey* Abhandlungen. Die *erste* verbreitet sich über die Volksfeste, Volksbewaffnungen und Waffenübungen der Alten, in Hinsicht auf ihre Waffen und Wehrarten. Der Vf. geht hier bis auf die ältesten Zeiten zurück, und bemerkt, wiewohl nach dem Maasse der eingeschränkten Hülfsmittel, die Rüstungen und Waffenarten der Phönicier, Chaldäer, Aegyptier, Juden, Scythen, Amazonen, Meder und Perser, Griechen, Römer etc. und insonderheit der Deutschen, deren verschiedene Stämme S. 37. um deswillen namentlich angeführet werden, weil von einigen derselben eigene Waffenarten erfunden wurden, deren sie sich allein bedienten. Bey der Erwähnung der römischen Castelle, Burgen und Landwehren, hätte wohl auch des berühmten Pfal- oder Polgrabens gedacht werden können, den die Römer, zur Sicherung ihrer eroberten Lande, in der Wetterau hatten anlegen lassen, von welchem Festungswerke, als einem merkwürdigen Beyspiele der römischen Kriegskunst, noch viele Ueberreste zu sehen sind; und eben so hätte der Vf. seinen Nachrichten von den Turniren und merkwürdigsten Ritterspielen, die von 934 bis 1800 in Deutschland gehalten wurden, das im Jahre 1791 zu Rudolstadt gehaltene Ritterspiel, welches bey der Vermählung des dasigen Hn. Fürsten *Ludwig Friedrich* veranstaltet wurde, beyfügen können. —

Die

Die *zweyte Abhandlung* enthält eine, in gedrängter Kürze abgefasste, Beschreibung der alten und neuen Wehrarten, welche in folgende Classen eingetheilt sind: 1) in Schlag- und Schneidgewehre, 2) in Stangen- und Stossgewehre, 3) in Wurf- und Schnellgewehre, die theils mit Schwungkraft, theils durch Spannung geschnellt, theils auch von der Luft getrieben werden, 4) in Handfeuergewehre, und 5) in Geschütz. Sehr gross ist die Mannigfaltigkeit der zu den ersten Classen gehörigen Waffenarten, die zum Theil vor Erfindung des Pulvers im Gebrauch waren, und in besondern Kupfertafeln und Holzschnitten abgebildet sind. In dem Verzeichniss der deutschen Gewehrfabriken, der berühmtesten Büchsenmacher und Rohrschmiede, und der Zeughäuser und Rüstkammern, vermisst man das Zeughaus zu Nürnberg, welches einen beträchtlichen Vorrath von alten Kriegs- und Turnierrüstungen in sich fasst. Man findet daselbst etliche von dem Vf. mit Stillschweigen übergangene Brechschrauben, die Leonhardt Danner 1550 erfand. (Doppelmayer S. 294.); vom alten Geschütze einpfündige Kanonen von 1499, viele Doppelhaken von 1499—1545, zwey 48 pfündige Karthaunen von 1521, viele Haubitzen aus der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts und eine Menge anderer Gewehre, deren nähere Kenntniss noch manchen Stoff zur Erweiterung der Waffenkunde gegeben haben würde. Den Beschluss dieses Bandes machen zwey Tabellen über alle beschriebenen Wehr- und Waffenarten, und ein alphabetisches Verzeichniss alter und neuer, in- und ausländischer Geschützgattungen.

Der *zweyte Theil* enthält einige Bemerkungen über die Entstehung des Ziel- und Vogelschiessens, welches manche — wiewohl ohne historischen Beweis — aus dem Zeitalter der Heiden herleiten wollen, die es zum Verdruss der ersten Christen gerade am Pfingstfeste, zur Verspottung des heiligen Geistes angestellt haben sollen. Nach dem Zeugnisse neuerer Geschichtsschreiber hingegen hat Herzog Boleslaus der Streitbare von Schweidnitz im J. 1286 daselbst das erste Armbrustschiessen nach einem, auf einer Stange aufgesteckten, Vogel veranstaltet, welcher Gebrauch sich mit der Zeit in andere deutsche Länder verbreitet haben mag. In spätern Zeiten, wo Fürsten und Herrn an dergleichen Lustschiessen Geschmack fanden, entstanden nun allmälig in den Städten ordentliche Schützengesellschaften, die unter dem Schutze der Regierung, und nach gewissen Gesetzen, sich im Zielschiessen übten, und in Sachsen soll, nach der Angabe des Vfs. fast kein Dorf (?) noch weniger eine Stadt seyn, wo nicht dergleichen Lustschiessen und Volksfeste gehalten werden. Der Vf. giebt darauf eine Beschreibung des Schützenwesens von 40 deutschen Städten, in alphabetischer Ordnung, und fügt noch einen Anhang von Holzschnitten hinzu, die verschiedene Schützenfiguren und Königsscheiben abbilden, und mit den darauf passenden Devisen versehen sind. Es befinden sich aber manche darunter, welche die Bekanntmachung nicht verdienten.

Hildesheim, b. Gerstenberg: *Welthistorisches Kinder-Lesebuch.* — Nach Anleitung der Vorbereitung zur Weltgeschichte für Kinder, vom Hn. Hofrath *Schlözer* in Göttingen. 1802. 302 S. 8. (20 gr.)

Nicht eine Anleitung zur Geschichte selbst, sondern nur zu einigen für Kinder nöthigen vorläufigen Begriffen von Gott, der Welt, der Erde und ihren Veränderungen, von dem Menschen bis zu seinem Uebergang in gesellschaftliche Verbindungen giebt der Vf. nach *Schlözers* kurzer Anleitung, und fügt dann die Entwicklung vom Begriffe der Weltgeschichte und ihrer Eintheilung bey. Viele von den beygebrachten Erläuterungen sind sehr gut gerathen, und in einem leichten, ungekünstelten, nicht kindischen Tone abgefasst, so dass auch Lehrer sie für den ersten Unterricht mit Vortheil gebrauchen können. Oefters scheint uns jedoch der Vf. zu weitschweifig; eine Art von Redseligkeit lässt sich aber bey einem Buche entschuldigen, das zunächst für den Gebrauch der Jugend geschrieben ist, wo man in der That einen an sich schon klaren Begriff öfters auf mehrere Seiten kehren muss, um ihn der erst aufkeimenden Denkkraft einleuchtend, und, was eben so nothwendig ist, angenehm zu machen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Litteraturgeschichte. *Frankfurt a. M.*, in d. Behrens. Buchh.: *Ueber August von Kotzebue* in den vorzüglichsten und interessantesten Verhältnissen als Mensch, Dichter und Geschäftsmann. Mit Rücksicht auf das merkwürdigste Lebensjahr, den (die) literarischen Verbindungen, Unternehmungen und Fehden desselben. Mit d. Bildn. dieses Dichters. 1802. 6 Bogen. 8. (14 gr.) Ein mit Lebhaftigkeit verfasster, aber grösstentheils nur oberflächlicher Auszug der Nachrichten, die Hr. *v. K.* selbst über die frühern Jahre seines Lebens, seinen Aufenthalt in Wien und seine Deportation nach Sibirien bekannt gemacht hat, mit eigenen Bemerkungen, die besonders in Hinsicht der letztern Periode manches aufzuklären suchen, was dem Dichter selbst räthselhaft geblieben zu seyn scheint. Unter den Fehden desselben ist zwar die Schlegelsche, nicht aber die Massonsche berührt. — Das Ganze ist völlig zu Gunsten des Dichters bearbeitet. Diess lässt sich aber nicht von dem beyliegenden Bildnisse sagen, das vielmehr sowohl in Hinsicht der Aehnlichkeit, als des Stichs, höchst elend gerathen ist.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 1. März 1803.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Winterthur, b. Steiner: *Beyträge zur Beförderung des vernünftigen Denkens in der Religion. Neunzehntes* Heft. 1801. 204 S. *Zwanzigstes* Heft. 1802. 210 S. gr. 8.

Auch unter dem Titel:

Neue Beyträge zur Beförderung des vernünftigen Denkens in der Religion. Erstes Heft. 1801. *Zweytes* Heft. 1802. (1 Rthlr. 8 gr.)

Diese Beyträge, die seit ihrem Anfang im J. 1780 manche gute Abhandlung und zweckmäfsige Untersuchung über interessante Materien lieferten, aber nach dem Tod des Prof. Korrodi, der die Herausgabe besorgte, seit dem J. 1794 aufzuhören schienen, werden nun nach einem Zwischenraum von sieben Jahren weiter fortgesetzt. Der neue Herausgeber hat im Ganzen den vorigen Plan beybehalten. Aufsätze über Gegenstände der biblischen Kritik und Exegese, der Dogmatik, Moral, Kirchengeschichte, in sofern sie zum vernünftigen Denken über Religionssachen etwas beytragen, biblische Stellen erläutern, diese und jene Religionsbegriffe aufhellen, die eine oder andere Wahrheit klärer und fruchtbarer machen, Zweifel und Einwendungen gegen Religion und Offenbarung oder einzelne Lehren derselben bescheiden prüfen, werden darin aufgenommen. Der unbekannte neue Herausg. verspricht zugleich, dass mehrere Aufsätze praktischen Inhalts sollen geliefert und die Einseitigkeit des Systems soll vermieden werden. Nach den vor uns liegenden Heften ist es zu erwarten, dass diese neuen Beyträge mit eben dem Beyfall werden aufgenommen werden, den die vorhergehenden Hefte erhalten haben.

In dem ersten Heft stehet 1) ein Aufsatz *zum Andenken an Heinrich Korrodi*, Prof. des Naturrechts und der Sittenlehre zu Zürich, geb. 1752, gestorben 1793. Bey diesen biographischen Nachrichten liegt eine eigenhändige Lebensbeschreibung von Korrodi zum Grunde, warin er sich selbst sehr strenge beurtheilt hatte. Es ist sehr lehrreich and interessant zu lesen, wie Korrodi bey einer steifen und ärmlichen Erziehung eines schwärmerischen und grämlichen Vaters und bey einem ganz unansehnlichen und gebrechlichen Körper, den ihm die Natur verliehen hatte, sich durch seine schönen Geistesanlagen emporarbeitete, aber dennoch bey allen seinen Talenten und Kenntnissen immer ein unbehülflicher Mann blieb, und mit mancherley Hindernissen und Kränkungen zu kämpfen hatte. Schade ist es, dass der Aufsatz nicht besser und ordentlicher geschrieben ist. 2) *Nekrolog von H. Korrodi*, aufgesetzt von *L. Meister*. Dieser enthält in gedrängter Kürze die Lebensumstände und eine Schilderung des Charakters des Verstorbenen. 3) *Ueber den Einfluss der Meynungen von der Freyheit des Willens auf die Sittlichkeit*, eine nachgelassene Abhandlung von *Korrodi*. Der Vf. unterscheidet drey Systeme, das System des mechanischen Determinismus der Materialisten, des moralischen Determinismus und das System der Willkür oder des Libertinismus. Er versucht zuerst eine fassliche Bestimmung dieser drey Theorien und untersucht nachher, welche Folgen sie auf die Sittlichkeit haben können, wenn man ihnen nicht allein Beyfall giebt, sondern in der Zurechnung eigener und fremder Handlungen auf sie Rücksicht nimmt. Viele werden zwar mit dieser Abhandlung nicht zufrieden seyn, weil sie nicht im Geschmack der neuesten Philosophen geschrieben ist, sie verdienet aber dennoch gelesen zu werden. 4) *Ueber eine Erklärung von 2. Thess.* 2, 1—12. in Henke's Magazin 6. B. 1. St. S. 171. ff. Der Vf. untersucht die dort aufgestellte Hypothese genauer. Nach dieser Hypothese sollen sich die Thessalonicher schriftlich an Paulus gewendet haben, um seine Gedanken über die von den Verführern als nahe und schreckenvoll beschriebene Zukunft Christi zu erfahren. Der Apostel soll nun in der angeführten Stelle etliche Stellen aus dem Brief der Thessalonicher an ihn in sein Schreiben eingerückt, und diese mit widerlegenden und berichtigenden Anmerkungen begleitet haben. Der Vf. dieses Aufsatzes zeigt sehr gut, dass eine solche Zerstückelung der Paulinischen Stelle mehr künstlich und scharfsinnig sey, als sich durch Evidenz empfehle; und macht auf die sehr vielen Härten, die in der Erklärung vorkommen, aufmerksam. 5) *Versuch einer natürlichen Erklärung von dem Entstehen und Vergehen des Kikajons des Propheten Jonah*, oder über Jon. 4, 10. Der Vf. prüft verschiedene neuere Uebersetzungen und Erklärungen dieser Stelle, und bemerkt, dass sich dieselbe eigentlich auf das *Verwelken* beziehe. Er übersetzt: *welche in der Nacht war und in der Nacht verwelkte*, oder welcher in der Nacht, in welcher er noch war, noch existirte, verwelkte. Der Sinn ist also: Es war ein Geschöpf, das seiner Natur nach sehr vergänglich war. Ganz anders ist es mit der grossen Stadt Ninive; diese muss doch mehr Werth in meinen Augen haben, als ein schnell verdorrender Kikajon. Diese Erklärung ist übrigens nicht neu. Schon Grimm

Grimm überſetzt: der in der einen Nacht in ſeiner Blüthe ſtand und in der andern verging. Schwerlich wird der Vf. darin Beyfall finden, daſs בן als Präpoſition an ſtatt בין zu nehmen ſey, und בן - לילה eigentlich heiſse: *in der Zwiſchenzeit einer Nacht*. 6) *Ueber die Bildung der Meſſias-Idee* ähnlich den Ideen, die mehrere neuere Schrifterklärer aufgeſtellt haben.

Das zweyte Heft enthält 1) einen leſenswerthen Aufſatz über die Frage: *Wie ſich der chriſtliche Religionslehrer in Abſicht auf die natürlichen Erklärungen der Wundergeſchichten der heil. Schrift in ſeinen Vorträgen zu benehmen habe?* Der Vf. unterſcheidet drey Claſſen von chriſtlichen Religionslehrern 1) ſolche, die gar nichts wunderbares in der heil. Geſchichte annehmen, 2) ſolche, die manches, was man ehemals für ein Wunder anſahe, nicht mehr dafür halten, und 3) ſolche, die noch allenthalben Wunder finden. Bey der letzten Claſſe, die der Vf. für die ſchwächſte hält, wird nicht lange verweilt, dagegen wird von der erſten und zweyten Claſſe ausführlicher geredet. Da der Geiſt des Zeitalters mehr dahin wirkt, um den Glauben an Wunder ganz zu verdrängen und mehrere unter den jüngeren Religionslehrern dieſer Denkungsart zugethan ſind: ſo macht er dieſe darauf aufmerkſam, daſs der chriſtliche Lehrer die Geſchichte von der Lehre nicht wohl trennen lernen könne. Er ſagt: „das Chriſtenthum iſt eine gegebene, nicht eine „aus bloſser Vernunft erkennbare, und folglich eine hi„ſtoriſche Religion. Wer Religionslehren vorträgt, „ohne ſie mit der evangeliſchen Geſchichte je zu ver„binden, der kann viel Schönes lehren, aber Chri„ſtenthum lehrt er nicht. Kann er aus Gründen, die „ſeiner individuellen Vernunft als unwiderleglich ein„leuchten, bey redlicher Bemühung Wahrheit zu ſu„chen, keine Wunder annehmen, ſelbſt die Auferſte„hungsgeſchichte, auf die Chriſtus und die Apoſtel „das Chriſtenthum gründen, nicht: ſo kann er ein „guter, redlicher, verſtändiger, religiöſer Mann ſeyn, „aber ein chriſtlicher Lehrer kann er nicht ſeyn, „und keine Gemeinde, die einen ſolchen verlangt, „kann ihn als einen ſolchen annehmen." Der Vf. weiſs daher einem ſolchen, der alle Wunder verwirft, keinen Rath zu geben, als daſs er ſeiner Ueberzeugung für ſich lebe, und auf das chriſtliche Lehramt Verzicht thue. Von denen, welche dieſe und jene Begebenheit, die man ehemals für ein Wunder anſah, nicht mehr dafür gelten laſſen, wird am ausführlichſten gehandelt. Der Vf. zeigt zuerſt, daſs einer ein chriſtlicher Lehrer ſeyn könne, wenn er auch hie und da ein einzelnes Factum als Wunder in Zweifel ziehe und natürlich erkläre, und kommt darauf auf die Beantwortung der Fragen: ſoll er ſeine natürliche Erklärung eines bisher geglaubten Wunders auch äuſseren, und wie ſoll er es thun? Bey der Beantwortung der erſten Frage wird gezeigt, daſs vieles darauf ankomme, was für Stellen der Bibel es betreffe, und ob die Begebenheit mit den Grundpfeilern der evangeliſchen Geſchichte in Verbindung ſtehe; wie die Erklärung ſelbſt beſchaffen ſey, was für ein Lehrer er ſey, und mit was für Zuhörern er es zu thun habe. Zuletzt wird auch von der rechten Art ſolche Erklärungen vorzubringen gehandelt, und dabey manche nützliche Lehre gegeben. Ueber alles iſt viel Zweckmäſsiges und Gutes geſagt. 2) *Beweis, daſs die Religioſität eines Volks oder einer Gemeinde gröſstentheils von der guten Beſchaffenheit des äuſserlichen Cultus abhange.* Der Vf. ſucht es in dieſer Abhandlung einleuchtend zu machen, daſs ohne Einführung einer verbeſſerten Liturgie und eines guten Geſangsbuchs keine Sittenverbeſſerung unter Hohen und Niederen zu erwarten ſey. Er beſtimmt zuerſt den Unterſchied zwiſchen Religion und Religioſität. Das Weſentliche in dem Begriff des Worts Religion iſt gründliche und richtige Erkenntniſs und Einſicht; und das Weſentliche in dem Begriff des Worts Religioſität iſt fromme herrſchende Geſinnung in Gedanken, Worten und Thaten. Die Religionswahrheiten müſſen alſo nicht unthätig in dem Verſtande liegen bleiben, ſondern ſie müſſen das Herz und den Willen in Thätigkeit ſetzen — der fromme Sinn muſs der herrſchende in der Seele ſeyn. Bey der Beantwortung der Frage, wie dieſer fromme Sinn in dem Menſchen ſolle bewirkt werden, dürfen wir nur auf die Einrichtung unſerer Natur unſere Aufmerkſamkeit richten. Wir ſind nicht bloſs Geiſt, ſondern ſinnliche, vernünftige Geſchöpfe. Deutliche und richtige Belehrungen für unſern Verſtand ſind alſo freylich das Erſte, was hiezu erfodert wird; aber dieſe Belehrungen müſſen ſo beſchaffen ſeyn, daſs ſie unſere ganze Natur erregen, daſs alle unſere Seelenkräfte in gehörige Bewegung geſetzt werden, daſs ſogar unſerer Einbildungskraft die gehörigen Bilder vorgehalten werden, theils um dadurch gewiſſe Wahrheiten beſſer einzuſehen, theils daſs lebhaftere Empfindungen in uns hervorgebracht werden. Der Vf. zählt nun die Stücke auf, wodurch ächte und wahre Religioſität erzeugt werden kann, und theilt darüber ſeine Bemerkungen mit. Wir hoffen, daſs die verſprochne Fortſetzung dieſer freymüthig geſchriebenen Abhandlung in dem nächſten Stück folgen wird. 3) *Ueber die Verwechſelung des Ausdrucks Gott und Sohn Gottes in dem erſten Brief des Johannes.* Der Vf. macht auf dieſe Eigenheit des Johannes aufmerkſam und führt die Stellen an, die ſie auſser Zweifel ſetzen. Er ſucht auch die Frage zu beantworten, woher wohl die Verwechſelung bey dem Johannes kommen möge? S. 85. ſagt er: „Man ſiehet aus dem ganzen Inhalt der Schriften „Johannes, daſs er zeigen wollte, daſs man nicht zu „hoch von dem Sohne Gottes denken könne. Er ſelbſt „iſt von dieſer Idee der Hoheit ſeines Herrn ſo voll, „die innigſte Verbindung zwiſchen dem Vater und „Sohn ſchwebt ihm immer ſo ſehr in ſeinem Gemüthe „vor, er denkt ſich den Vater und den Sohn immer „und in jeder Hinſicht ſo ganz als Eins, Joh. 10, 30. „daſs es ihm ganz natürlich und geläufig iſt, von der „einen Idee zu der andern ſchnell überzugehen, daſs „er überzeugt iſt, er fehle nicht, wenn er von beyden Subjecten das Gleiche ausſage, wenn er ein Prädicat, das ſonſt gewöhnlicher dem einen zugeſchrieben

den wird, dem andern zuschreibe." Zuletzt wird noch insbesondere von der Stelle 1. Joh. 5, 20. in dogmatischer Hinsicht gehandelt, und gelegentlich auch die Stelle Luk. 1. 17. erläutert. 4) *Ueber den Zweck und Sinn der Versuchungsgeschichte Christi.* Der Vf. nimmt die Versuchungsgeschichte für keine Dichtung, sondern für ein inneres Factum, für eine Begebenheit, die in der Seele Jesu selbst vorging, welcher Erklärung auch Rec. beystimmt. Es wird zugleich gezeigt, dass dieses innere Factum weder in sich selbst einen Widerspruch habe, noch der Reinheit der Gesinnungen Jesu Abbruch thue. Gerade dieses Factum war auch ganz dazu geeignet, den Schülern Jesu bekannt gemacht zu werden. Die Erzählung Jesu war nichts anders als ein getreues Bild der letzten Scene seiner stillen und einsamen Vorbereitung auf seinen nächstbevorstehenden Auftritt, und gerade diese Erzählung war zur Bildung und Belehrung seiner Jünger zweckmässig und wichtig. Warum Jesus böse Gedanken als Vorspiegelungen des Teufels darstellt und das wahre Factum in eine Allegorie einkleidet, wird befriedigend beantwortet. 5) *Ueber den Inhalt des achten Psalms, mit Hinsicht auf die Storrische Erklärung.* Die Meynung, die Dr. Storr in seiner Erläuterung des Briefs an die Hebräer geäussert hat, dass nämlich David in diesem Psalm auf den Messias sehe, und dass die Verheissungen durch Nathan 2. Sam. 7 ihn zur Verfertigung dieses Psalms begeistert hätte, wird hier mit Recht nur gar zu weitläuftig, widerlegt. Der Vf. zeigt, dass die Citation des Apostels Hebr. 1. uns bey der Auslegung des Psalms nicht binde, dass Paulus gar nicht diesen Psalm erklären und richtig verstehen lehren wolle, sondern dass er nur, was er im 5. Vers nicht mehr mit eigenen Worten von der Bestimmung der Menschen zur Herrlichkeit und Glückseligkeit sagte, mit den Worten des 8. Ps. ausdrückt. Der ganze Inhalt des Psalms lehrt deutlich genug, dass er als ein Naturpsalm zu betrachten ist. Auch die Stelle 1 Korinth. 15. und Matth. 21, 15. beweisen nicht, dass er prophetischen Inhalts sey. 6) *Kann der Rationalist ein christlicher und namentlich ein protestantischer Religionslehrer seyn?* Auch diese Abhandlung enthält viel Gutes. Der Vf. zeigt, dass es der natürlichste Weg für den Rationalisten sey, alle äussere Collisionen mit der inneren Ueberzeugung zu vermeiden, wenn er überall nie das Amt eines christlichen und namentlich eines protestantischen Religionslehrers übernimmt, oder davon abtritt, sobald seine rationalistischen Grundsätze bey ihm zur Reife gekommen sind. Er bemerkt aber auch, dass der Schwierigkeiten, welche dieser Maasregel im Wege stehen, unendlich viele sind, und setzt einige der vornehmsten näher aus einander. Darauf kommt er auf die Beantwortung der Frage: wie bey allen diesen Schwierigkeiten die Verpflichtung des rationalistischen Lehrers des Christenthums sich mit seiner Ueberzeugung vereinigen lasse? Rec. muss gestehen, dass ihn nicht alles hier befriedigt. Der redliche, wahrheitliebende Mann muss auch kein anderer scheinen wollen, als er wirklich ist.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Ohne Druckort: *Journal historique des Opérations militaires du Siège de Peschiera et de l'attaque des retranchemens de Sermione, commandés par le Général de Division Chasseloup Laubat,* Inspecteur Général-Commandant en Chef du Génie à l'armée d'Italie; accompagné de Cartes et de Plans (von der Festung Peschiera, von der Halbinsel Sermione und von Catulls in Ruinen zerfallenem Landhause) *et suivi d'une note sur la maison de Campagne de Catulle, située à l'extrémité de la presqu'île de Sermione.* Par le chef d'Escadron *F. Henin*, Adjoint, Chef de l'état major des troupes du Siège. An IX. (1802.) 110 S. 8. (1 Rthlr. 3 gr.)

Der Titel giebt die darin erzählten Ereignisse hinreichend an. Das erstere lässt sich eigentlich nicht wohl eine Belagerung nennen, weil von Seiten der Belagerer kein Stückschuss geschah. Das Geschütz war noch nicht völlig auf die Batterien geführt, selbst alle Bettungen waren noch nicht gelegt, als der Waffenstillstand zwischen Oesterreich und Frankreich — von dem die Nachricht am 16. Januar 1801 zur Armee kam — den Ort in die Hände der Republikaner lieferte. Dennoch hatten diese mehr als 1200 Toisen Transcheen gezogen, und, der Heftigkeit des feindlichen Feuers ungeachtet, mehrere Batterien erbauet, deren eine 375 Schritt von der Bastion entfernt war, gegen die sie als Breschbatterie dienen sollte. Die Oesterreicher hatten, bey ihrem Rückzuge an den Mincio, Peschiera mit 2500 Mann besetzt, auf der Halbinsel Sermione noch besonders ein verschanztes Lager von 500 Mann, und auf dem Garda-See 17 armirte Fahrzeuge, unter dem Oberbefehl des Hauptmanns Blumenstein, welche die Festung immer mit frischen Lebensmitteln versorgten, ohne dass der General *Chasseloup* mit dem nur 4089 Mann starken Belagerungskorps es hindern konnte. Die Belagerten hatten rings um die Festung eine Menge Landhäuser mit Truppen besetzt, welche die Franzosen erst vertreiben mussten, ehe sie die Laufgräben selbst eröffnen konnten. Diess geschahe endlich nach einer 24tägigen Einschliessung und vielen kleinen Gefechten 375 Schritt von der Festung, auf einer dieselbe gewissermassen dominirenden Anhöhe, ohne dass es die Besatzung nur geahndet, ohne dass sie den geringsten Versuch gemacht hätte, dieser Arbeit Hindernisse in den Weg zu legen. Zwar zog eine französische Patrouille, die den Aussenwerken zu nahe gekommen war, das kleine Gewehrfeuer derselben und einige Kartätschenschüsse auf sich; doch auch dieser Vorfall blieb ohne weitere Folge, und die Belagerer gruben sich, von einer sehr dunklen Nacht begünstigt, tief genug ein, dass ihnen am folgenden Tage das heftige Artilleriefeuer aus der Festung nicht mehr schaden konnte. Was dabey jeden Leser noch mehr in Erstaunen setzt, ist: dass nach S. 35. die französischen Ingenieure die Transchee mit Pfählen abgesteckt hatten,

ten, und dafs auch diefs die Befatzung nicht aufmerkfam machen konnte. — Die üblen Wege, und der gänzliche Mangel an Pferden zu Befpannung des Belagerungsgefchützes waren für den Transport deffelben nicht unwichtige Hinderniffe; fogar die Leute zu Erbauung der Batterien auf dem rechten Ufer des Mincio konnten nicht eher als das Gefchütz felbft anlangen, und der Brigadechef *Taviel* von der Artillerie war genöthiget, die Absteckung und den Bau diefer Batterien felbft zu übernehmen. Das Belagerungsgefchütz beftand aus 8 vier und zwanzig Pfündern, 10 Zwölfpfündern, 4 Haubitzen, 2 Mörfern und 6 Kanonen zu 9 und 3 Pfund; jede war nur mit 400 Schufs verfehen, worunter fich eine beträchtliche Menge Kanonengranaden befand, von denen man fich gegen die Erdwälle der Feftung vorzüglich gute Wirkung verfprach. Weil die verzögerte Ankunft diefes Gefchützes dem Fortgange der Belagerungsarbeiten fehr nachtheilig war, und man doch kein Mittel hatte, das Feuer der Feftung einigermafsen zu dämpfen; wurden eine Anzahl guter Schützen ganz nahe an jene in befonders dazu ausgegrabene Löcher poftiret, die unaufhörlich auf alles fchoffen, was fich vom Feinde auf dem Walle blicken liefs. Ein Verfahren, das bey allen Belagerungen gewifs nicht ohne Nutzen nachgeahmt werden würde.

Auf das Belagerungs-Journal folgt eine militärifche Befchreibung des Mincio; der in demfelben befindlichen Furthe etc., dann einige zwifchen den öfterreichifchen und franzöfifchen Oberbefehlshabern gewechfelte Papiere; der am 16. Januar 1801. zwifchen den Generalen Bellegarde und Brüne gefchloffene Waffenftilleftand, wo die Unterfcheidungslinie fich von dem Meere, längft dem linken Ufer der Livenza, bis an ihren Urfprung bey Solunigo erftreckte; von da über den höchften Kamm der Gebirge hin lief, welche die Piave von der Zelina fcheiden, von dem Mauer- Krompitz- Randthal- und Spitzberge in das Luckang-Thal, bey Aigge hinab fiel; alsdann über die Gebirge hinweg nach Mitterland an der Draw und bis Linz ging, wo fie mit der grofsen durch Deutfchland gezogene Demarcationslinie zufammen traf. Einige Bemerkungen über *Catulls* ehemaliges Landhaus auf der Halbinfel Sermione machen den Befchlufs. Von diefem Landhaufe ift heut zu Tage nichts mehr übrig, als einige unterirdifche Gewölber und zerftreute Ruinen, die nur eben noch den Umfang des Gebäudes bezeichnen. Auf den Ueberreften des letzteren feierte der General La Combe St. Michel eine Art literarifchen Feftes, dem aufser den franzöfifchen und polnifchen Officiers des Belagerungscorps, der Dichter Anelli mit feiner Familie und mehrere angefehene Einwohner aus Pefchiera beywohnten, und wo der General und *Anelli* während der Mahlzeit mehrere kleine Gelegenheitsgedichte und Impromtu's theils herfagten, theils unter Begleitung der Mufik abfangen, von denen hier einige angeführt werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. Ohne Druckort: *Ueber Familienfideicommiffe* nebft zwey gelegenheitlichen Beylagen. 1802. 54 S. 8. (5 gr.) Der Vf. bringt einige allerdings bedeutende Gründe gegen Familienfideicommiffe bey, mitunter giebt es aber auch folche, die nichts beweifen. So will er gleich vom Anfange ihre Wirkfamkeit dadurch entkräften, dafs die Willenserklärung eines Teftators nur der Act eines lebenden Menfchen fey, nach deffen Tode keine Wirkung habe, und blofs von der Willkür des Erbnehmers abhänge. Wenn diefs wahr ift: fo kann es überhaupt keine wirkfamen Teftamente geben, und bekanntlich ift nach der beftehenden pofitiven Gefetzgebung diefer Grundfatz ganz fafch. Beffer ift dem Vf. der Beweis gerathen, dafs Familienfideicommiffe politifch fchädlich feyen. Aber auch hier hat der Vf. feine Gedanken fo flüchtig und kurz hingeworfen, dafs man diefen Gegenftand unmöglich von allen Seiten prüfen und würdigen kann. Die zwey am Ende beygefügten Beylagen find ganz heterogen, und hängen gar nicht mit dem Hauptgegenftande zufammen, find auch an fich unbedeutend.

OEKONOMIE. *Frankfurt a. M.*, in Comm. b. Simon: *Die vortheilhaftefte Art die Laubwaldungen zu behandeln*; ein forftwiffenfchaftliches Gutachten von Dr. *J. J. Trunk*. 1802. 40 S. 8. (4 gr.) Eine Agnatifche Forftcommiffion hat über die Freyherrlich von *Freybergifche* Waldungen zu *Bannau* eine ganz gegen alle wahren forftwirthfchaftlichen Grundfätze ftreitende Eintheilung gemacht, und hingegen ein Forftgeometer *Schmidt* diefelben, die meift Buchenftangenhölzer ausmachen, in einen 40jährigen Abtrieb gefetzt; jenes wird im Gutachten mit Recht von dem Vf. getadelt, und diefs gebilligt. Alles diefs ift jedoch dem Forftpublicum fchon längft bekannt. Wenn aber der Vf. S. 13. meynt, dafs der Satz, der da, wo man noch nicht viel von forftwiffenfchaftlichen Grundfätzen kenne, noch fehr vielfältig beftritten werde, hingegen da, wo eine gute Forftökonomie und die beftmöglichfte Benutzung der Wälder fchon alte und bekannte Dinge feyen, fchon längft entfchieden wäre, dafs nämlich auch bey harten Laubhölzern Eichen, *Buchen* (?) u. dgl., welche zu Brennholz beftimmt find, die Behandlung als Schlag- und Unterholz vorzuziehen fey: fo irrt er fich; denn Rec. könnte gerade zu umgekehrt behaupten, dafs bey den Rothbuchen der Hochwald fowohl in Rückficht der Quantität als Qualität des Holzes der Stangenholzwirthfchaft weit vorzuziehen fey, ohne einmal noch des Mifslichen des Buchenftockausfchlages zu erwähnen. Ein anderes verlangt freylich oft das Bedürfnifs; auch die Bewirthfchaftung auf Rittergütern.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 2. März 1803.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Weimar u. Leipzig: *Der Waffenträger der Gesetze*, ein allgemeiner Anzeiger des Rechts und Unrechts, und der neuesten Ereignisse im Gebiet der Rechts- und Polizeywissenschaft in Bezug auf alle Zweige derselben. 1801. Nr. VII. bis XII. zusammen 566 S. 8. (3 Rthlr. 4 gr.)

Die zweyte Hälfte dieser Monatsschrift, deren erste bereits in der A. L. Z. 1802. Nr. 11. angezeigt ist, liefert unter andern folgendes. *Julius*: I. *Wodurch kann das bisher immer mehr geschwächte Ansehen und die gesunkene Würde der Justiz- und Regierungscollegien wieder gegründet und hergestellt werden?* Ein sehr gründlicher Auffatz vom Hofr. *Sedelmayr* in Salzburg. Die Quellen des Verfalles dieses Ansehens sind ihm zufolge der Geist des Zeitalters, die französische Revolution, unberufene Volkslehrer, unbeschränkte Pressfreyheit (?), fehlerhafte Gesetzgebung, langsame Justizpflege, Abschaffung der Feyerlichkeiten bey Gerichten, Straflosigkeit, schlechte Besoldungen, ungeziemende Schreibart der Collegien unter sich, unanständiger Anzug der Räthe, vernachläfsigte Schul- und Erziehungsanstalten. Zur Hebung dieser Gebrechen macht der Vf. verschiedene Vorschläge, die grösstentheils Beyfall verdienen. II. *Ueber die vom neuen Kurfürsten von der Pfalz gesetzlich erfolgte Verbannung des Ausdrucks: Kurpfalz und die Diplomatie des eingeführten Ausdrucks: Rheinpfalz.* Ein sehr sorgfältig geführter Beweis, dass die Kurwürde nicht auf Bayern, sondern der Pfalz hafte. Durch die neuesten Staatsveränderungen in Deutschland möchte dieser Auffatz sein praktisches Interesse verlieren. Die übrigen Auffätze dieses Heftes sind minder wichtig. *August*: I. *Kurze Geschichte über das einzig mögliche und wahre Fundament alles Rechts.* Der Vf. dieses mit Kenntniss geschriebenen Auffatzes findet diess Fundament in der praktischen Natur des Menschen. Damit wird nun wohl jeder einverstanden seyn; ob aber diess Fundament nicht näher bestimmt und modificirt werden müsse, bis man es für das einzig mögliche und wahre annehmen könne, ist eine andere Frage. II. *Statuten der Stadt Rudolstadt von 1404.* III. *Wer soll nach preussischen Gesetzen in Criminalsachen die Kosten zweyter Instanz tragen, wenn diese die in der ersten erkannte Strafe mildert.* Es ist sehr gut gezeigt, dass der Verbrecher in diesem Falle zu den Kosten der zweyten Instanz nicht verbunden sey. IV. *Zur Geschichte des Niederlag- und Stapelrechts.* Ebenfalls ein sehr guter Beytrag zu dieser Lehre. V. *Ueber die Schreibart der Rechtsgelehrten, Richter und Sachwalter in unsern deutschen Gerichten.* Klagen über die Mode, alle lateinischen Worte ins Deutsche zu übersetzen. Die übrigen Auffätze dieses Hefts übergeht Rec. als unbedeutend. *September*: I. *Rechte und Freyheiten des russischen Adels.* Ein Auszug aus dem Gnadenbriefe Catharinens II. vom 21. April 1785. II. *Ueber wechselseitige besonders correspective Testamente.* Ein sehr gründlicher Nachtrag von *Böttger* zu dessen Inauguralschrift, welche 1793 zu Marburg über den nämlichen Gegenstand erschien. Minder wichtig sind die übrigen Auffätze dieses Heftes über gesetzliches Einlager, u. dgl. *October*: I. *Ueber Verbindung der Gesetze in den Pandecten als Hülfsmittel der Interpretation.* Ein vorzüglich gut geschriebener Auffatz. Der Vf. zeigt einleuchtend, dass aus der Ordnung und Verbindung der einzelnen Gesetze in demselben Titel oft ein zweifelhaftes Gesetz könne erklärt werden. Es wird damit ein sehr glücklicher Versuch gemacht, die *L. 54. D. de jur. dot.* mit der *L. 12. C. eod.* zu vereinigen, und die *L. 37. Famil. ercisc.* zu erklären. II. *Was ist positives Recht?* Es gründet sich auf gründliche Kenntniss des Rechtsprincips und des Zustands der Nation; ist die sehr überflüssige Antwort. III. *Können die aufgestellten Grundsätze des Hn. Fürstbischofs von Speyer und seiner Hofkammer: der Beständner der durch einen Orkan vom 9. Nov. 1800 eingestürzten Gradiergebäude der Bruchsaler Saline sey zur Wiedererbauung derselben gehalten, vor den Schranken irgend eines Gerichtshofes Eingang finden?* Eine meisterhafte Deduction, die mit voller Befriedigung darstellt, dass der Beständner zur Wiederaufbauung nicht verbunden sey. *November*: I. *Ludwig Fassbinder über die von Karl von Bülow den Rechtsgelehrten angedichtete Bosheit.* Eine sehr verdiente Rüge des von gedachtem Schriftsteller aufgestellten Grundsatzes, dass ein Rechtsgelehrter nie ein grosser Staatsmann seyn könne. II. *Ueber die rechtlichen Ansprüche der Freyherrl. von Lochnerschen Familie auf die achte Präbende im Damenstifte Obermünster in Regensburg.* Diese Ansprüche sind sehr anschaulich und bündig dargestellt. III. *Ueber die rechtlichen Folgen einer Cession gegen das anastasianische Gesetz.* Der Vf. sucht gegen *Weber* zu beweisen, dass die natürliche Verbindlichkeit bey einer solchen Cession nicht fortdauere. Nr. IV. und V. sind minder wichtige Auffätze aus dem Gebiete des Lehnrechts. Nr. IV. wird recht gut bewiesen, dass die Präventionshandlung bey völlig gleichen Rechtsverhältnissen, ohne gesetzliche Erhebung zum Rechtsgrundsatz, als ein solcher Grundsatz nicht gelten könne. Die folgenden Auffätze dieses Heftes sind minder erheblich.

December: I. *Ueber die Abfassung deutscher Provinzialgesetzbücher.* Ein sehr bedeutender Aufsatz von Hn. *v. Eggers*, welcher sehr gute Betrachtungen über die deutsche Gesetzgebung enthält. II. *Ueber die Erbfolge ab intestato nach den neuesten Gesetzen von Frankreich.* Der Vf. beweiset, dass diesen Gesetzen Einheit und Zusammenhang fehle. III. *Ueber den Kirchenraub.* In diesem ziemlich guten Aufsatze sucht der Vf. zu zeigen, dass der bekannte Ausdruck: tapfere Stücke im 174 Art. P. G. O. von consecrirten Sachen von grösserm Werthe zu verstehen seyen. IV. *Sollte wohl das Recht, Geschlechtswappen zu ertheilen und in den Adelstand zu erhöhen, ursprünglich dem Kaiser allein zustehen?* Ein aus der Geschichte geführter einleuchtender Beweis, dass dieses Recht ursprünglich auch den deutschen Landesherrn zustehe. Wenn man die gegenwärtige Anzeige der zweyten Hälfte dieser Zeitschrift mit jener der ersten zusammen nimmt: so ergiebt sich das Resultat, dass die Herausgeber viel Gutes und Brauchbares geliefert haben, aber der Hauptzweck, allgemeine Anzeige des Rechts und Unrechts, und der neuesten Ereignisse im Gebiete des Rechts und der Polizey, ist doch nicht gehörig besorgt worden, da bloss theoretische Abhandlungen bey weitem den meisten Raum einnehmen, und für die Polizeywissenschaft sehr wenig geschehen ist.

München, b. Lindauer: *Historisch-literarische Abhandlung über die erste gedruckte Sammlung der Westphälischen Friedensakten.* Mit urkundlichen Beylagen von *Joh. Christ. Freyherrn von Aretin.* 1802. 148 S. 8. (16 gr.)

Die erste Sammlung der westphälischen Friedensakten hat sich so selten gemacht, dass selbst der berühmte Literator des deutschen Staatsrechts *Pütter* gesteht: er kenne sie bloss aus der Anführung *Gärtners* in der westphälischen Friedenskanzley Th. 1. im Vorbericht S. 7. Und auch dieser scheint das Buch nicht selbst gesehen zu haben, weil er sonst gewiss noch mehr darüber gesagt, und einige Staatsschriften daraus seinem Werke einverleibt haben würde. Desto erwünschter ist die gegenwärtige, nach einem auf der kurfürstl. Bibliothek zu München befindlichen Exemplare abgefasste Beschreibung desselben, die zuerst im Manuscript der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen und dem Nationalinstitute zu Paris mitgetheilt wurde, wohin der Vf. auch Exemplare des Buchs übersendete, nachdem es ihm geglückt war, noch zwey ausser den bemerkten ausfündig zu machen. — Die beschriebene Sammlung selbst erschien unter dem Haupttitel: *Praeliminaria Pacis Imperii* (dem eine weitläuftige allgemeine Angabe der darin befindlichen Akten beygefügt ist) 1648. 4. Sie enthält drey Theile, die aber mit keinem besondern Titel versehen sind, und von welchen der erste aus 101, der zweyte aus 284 und der dritte aus 279 Seiten besteht. Der Compilator des Werks ist nach sichern Muthmasungen kein andrer, als der durch seine *Acta publica* bekannte *Londorp*. Die Ursache seiner Seltenheit liegt wahrscheinlich in gewissen, für einige Höfe und besonders auch für die Jesuiten, anstössigen Stellen, welche manche Aktenstücke enthalten. (Diese Behauptung gewinnt dann einen noch höhern Grad von Wahrscheinlichkeit, wenn man sich dabey an die bekannte Geschichte von der Unterdrückung der Fürsten - Concordaten erinnert). Uebrigens ergiebt sich aus der Vergleichung der gegenwärtigen mit andern bekannten Sammlungen, dass sie verschiedne zum Theil nicht unwichtige Aktenstücke enthält, die in letztern nicht vorhanden sind. Diese hat der Vf. selbst seiner schätzbaren Schrift im Anhange beygefügt, wo man zugleich auch ein Inhalts-Verzeichniss über eine im Bayrischen Landesarchiv befindliche Urkunden-Sammlung aus den Zeiten des dreyssigjährigen Krieges findet.

Heilbronn u. Rothenburg, b. Class: *Ueber Concurs und Praecurs.* Von D. *Jacob Friedrich Weishaar*, Wirtemberg. Hofgerichts-Advocaten. 1802. VIII. u. 160 S. 8. (12 gr.)

Der nächste Zweck dieser Abhandlung ist, eine Stelle des wirtembergischen Landrechts über einen Gegenstand zu erläutern, dessen Name, nicht aber die Sache selbst, (welche das gemeine Recht schon kennt), nur jenem Particularrechte eigen ist. Deswegen schickt der Vf. in der *Einleitung* die gemeinen Begriffe von den verschiedenen Perioden des Concurses voraus, erörtert in der *ersten* Abtheilung nach gemeinrechtlichen Grundsätzen die Frage: Ob, und in wie weit die Gläubiger während des materiellen Concurses Bezahlung zu nehmen befugt sind? und giebt in der *zweyten* Abtheilung, nach entwickelter Geschichte der Wirtembergischen Gesetzgebung über den Präcurs, und einzelner Eigenschaften desselben (S. 121.) folgende Realdefinition davon: „er ist die Bezahlung einer Foderung, die sich ein Gläubiger zum Nachtheil der übrigen mit vorzüglichen Rechten versehenen Gläubiger von seinem insolventen Schuldner mit oder ohne Hülfe des Richters verschaft, um andern Gläubigern zuvorzukommen." Ein solcher *Präcurs* ist im Wirtembergischen Landrechte untersagt, und der darunter leidende Gläubiger kann, nach dem Vf., sein Recht, nicht durch die *Paulianische* Klage, sondern, wenn ein nachstehender Gläubiger ein Gut an Zahlungsstatt erhalten, durch die *condictio ex Lege*, und wenn dieser zum Nachtheile jenes mit baarem Gelde bezahlt worden ist, durch die *hypothecarische* Klage verfolgen. — Man muss dem Vf. die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass er seinen Gegenstand genau ins Auge gefasst, und mit Deutlichkeit und Ordnung behandelt hat, obgleich Rec. manchen Meynungen desselben nicht beystimmen kann. So sehen wir z. B. nicht ein, warum Hr. *W.* (S. 93. u. ff.) das Verbot des Präcurses allein auf das Verhältniss der hypothecarischen Gläubiger gegen einander, oder dieser gegen chirographarische einschränken, und nicht auch auf die letztern unter sich angewendet wissen will. Der Grund des Gesetzes ist einmal unstreitig auch den ältern chirogra-

zographarischen Gläubigern vor den jüngeren günstig; eine Ausnahme in Ansehung dieser müsste also aus den Worten des Gesetzes hergestellt werden können: aber dieses spricht allgemein von Verschreibungen, und die Beysätze: *bessere* Verschreibung, oder: *mehr* Ursache der Foderung passen eben so gut auf den Vorzug der Zeit, als der Versicherung.

STATISTIK.

NÜRNBERG, b. Stein: *Statistische Aufschlüsse über das Herzogthum Bayern*, aus ächten Quellen geschöpft. — Ein allgemeiner Beytrag zur Länder- und Menschenkunde, von *Joseph Hazzi*, Kurpfalz-Bayerischem General-Landesdirectionsrath in München. — *Zweyten Bandes, zweyte Abtheilung*. 1802. 188 S. 8. und viele Tabellen. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dafs der verdienstvolle Vf. die Ausgabe seines nützlichen Werks, welches ohne Zweifel vollendet vor ihm liegt, in schnell auf einander folgenden Theilen zu Tage fördert, hat unsern ganzen Beyfall. Wir wünschen daher, ihn auch ferner den raschen Schritt halten zu sehen, damit das Publicum sich bald durch die Uebersicht des Ganzen ein treffendes Bild von Bayerns Beschaffenheit, Einrichtungen und Verhältnissen zu entwerfen vermöge, ersuchen ihn aber zugleich, dieses schöne Werk nicht zu einem Magazine von allen dem, was sonst schwerlich einen Verleger oder auch Leser finden dürfte, zu machen, wie es in der That bey dieser Abtheilung der Fall ist. Bis S. 16. liest man von Wort zu Wort einen äusserst schlecht entworfenen Contract zwischen Bayern und Tyrol, wegen des Wechselholzhaues; ein Vertrag, der nur dem unmittelbar dabey Interessirten nützlich seyn kann; mit gleichem Rechte fände jeder andere Contract, den die Regierung abschliest, hier ihre Stelle. Eben so mager ist von S. 16—24. die Uebersicht des Holzhandels zwischen Tyrol und Bayern. Das ganze Resultat ist, dass Bayern sein Holz besser benutzen sollte, wie längst, auch aus dem ersten Theile dieses Werks, bekannt war; dieses hätte aber auf wenigen Blättern, und doch interessanter als hier, dargelegt werden können. Und wer, wenn er nicht unmittelbar in die Sache verwickelt ist, wird Hn. *H.* von S. 43 bis 111. die weitschweifige Auseinandersetzung über die milden Stiftungen in Bayern danken? Die Anzeige, dass es deren viele im Lande giebt, ihre zweckwidrige Verwendung, Vorschläge zur bessern Einrichtung etc. stünden allerdings in diesem für Bayerns Statistik bestimmten Werke an ihrer Stelle; gewiss aber nicht die sorgfältige Aufzählung der Einzelnen mit den in das kleinste Detail gehenden Berechnungen. Ich schreibe vorzüglich für meine Landsleute, sagt Hr. *H.* zur Vertheidigung; aber auch bey diesen können nur wenig Lesern ähnliche geringfügige Dinge von Werth seyn; und es ist unbillig, dass das grosse Publicum für die wenigen zahlen soll, welchen an der sorgfältigen Entwicklung liegen kann. Andere in das Kleinliche gehende Untersuchungen liefern auch die folgenden Aufsätze, über die Güter und Unterthanen, welche sich in den Händen des Adels befinden; die Verhältnisse und Anlagen der bayerischen Klöster; die Uebersicht der Unterthanen ausländischer geistlicher Stände in Bayern. Diese vermengt aber Rec. nicht mit den vorher angeführten; sie geben Aufschlüsse über die innern Verhältnisse des Landes, und führen zur richtigern Beurtheilung bey den gegenwärtigen grossen Umwandlungen der geistlichen Güter in Bayern. Bey weitem das wichtigste Stück in dieser zweyten Abtheilung ist aber die Entwicklung der Finanzen, von S. 127 bis 167. Vieles lehrte schon eine andere Schrift: *Neuester aktenmässiger Zustand der Staatseinkünfte und Staatsausgaben in Bayern* etc. (1801.) aber sie verbreitete sich nur über die landschaftlichen Einnahmen, und gewährte keine allgemeine Uebersicht. Hier erscheint das Ganze in dem möglichsten Lichte, welches die verwickelten Finanzanstalten und andere Umstände erlaubten. Die bayerischen Fürsten hatten wie andere Fürsten ihre Schulden, welche von der Landschaft von Zeit zu Zeit durch Beeten getilgt wurden. Seit 1515 erwuchs daraus eine gewöhnliche Landsteuer, welche man als Simplum noch jetzt zum Grunde legt, aber allmälig nach den Bedürfnissen so erhöhete, dass sie jetzt in jedem Jahre gewöhnlich fünffach erhoben wird. Die Landstände selbst wussten sich aber vom Beytrage auszunehmen. Bloss zur Zahlung der Interessen und Tilgung der Schulden, waren diese Auflagen errichtet, und hiezu sind sie noch immer bestimmt. Da diese aber dem ungeachtet wuchsen: so kam endlich das Umgeld und die Auflage auf Fleisch etc. zur allgemeinen Steuer; dem ungeachtet sind die Schulden bis auf diesen Tag immer gestiegen; woran zum Theil die innern Einrichtungen, mehr aber noch die immer neuen Schulden Ursache waren, welche der Hof auf die Landschaft überzuwälzen wusste. Es entstand ein Unterschied zwischen den alten Landesschulden und den neu hinzugekommenen. Die Tilgung der erstern hat noch jetzt die Landschaft allein auf sich; sie betragen gegenwärtig 5,756,784 Gulden. Spätere Schulden behandelte anfangs die Kammer allein; seit 1749 zog man aber die Landstände mit zur Verwaltung, welche daher den Namen *gemeinsames Schuldenabledigungswerk* erhalten hat. Diese Schulden betragen 7,697,310 Gulden. Ob nun gleich manches Kapital getilgt würde: so kamen doch immer mehrere neue Schulden hinzu, so dass im J. 1802 die Summe aller 17,424,400 Gulden betrug, und mit jedem Jahre grösser zu werden droht. Die Einnahmen der Landschaft zur Erhaltung des Gleichgewichts aus den Steuern und Umgeld betragen nach Abzug der Hebungsunkosten 1,901,930. Hiervon bezahlt sie die Interessen, giebt eine bestimmte Summe zur Abledigung der Kapitale, und liefert an die Hauptkasse jährlich 726,200 Gulden. Aus dieser Hauptkasse werden alle Ausgaben des Hofs, der Landesadministration, und des Militärs bestritten. Ihre Einkünfte fliesen, ausser dem eben angeführten Zuschuss der Landschaft, von den landesfürstlichen Domänen, Salz-Mauth- und Zoll-

Zollgefällen, von dem reinen Ertrag der Oberpfalz und Neuburgs, und betragen in ganzer Summe 3,978,469 Gulden; folglich alle Einnahme der Bayerischen Staaten ohne die Unterpfalz, welche seit mehrern Jahren nichts bezahlen konnte und Zuschuss brauchte, aus 5,154,399 Gulden; wozu man noch die *Dons gratuits* der Landstände rechnen muss, welche bey den vielfältigen Bedürfnissen der letztern Jahren zuweilen auf 1 Million stiegen. Aber von dieser Hauptkasse und dem Beytrage der Stände sollen alle Ausgaben bestritten werden, welche für den Hof 1,655,000 Gulden; für Regierungsausgaben, Besoldungen etc. 3,500,000, und für das Militär von 21,500 Mann 3,400,000 Gulden, Summa Summarum 8,555,000 Gulden betragen. Welch schreckliches Deficit! Rec. begreift nicht, wie bey dieser Ungleichheit der Gang der Staatsmaschine in Ordnung erhalten werden kann; denn mit jedem Jahre neue Millionen auf das Schuldenwesen hinüber zu werfen, müsste in kurzer Zeit allen Credit vernichten. Neue Auflagen werden Schwierigkeiten finden, da die bisherigen, vorzüglich der Bieraufschlag, eben nicht sehr leicht auf den Schultern des Unterthanen liegen. Eine gleichere Vertheilung und sorgfältige Administration kann neue Summen hervorbringen, welche aber auf keine Weise, selbst nicht bey gänzlicher Befreyung von allen Schulden, zur Ausgleichung der für die Ausgabe geforderten Summen hinreichend seyn können. Also möchte bey den möglichsten Anstrengungen die Minderung der Ausgaben zum nothwendigen Erfodernifs werden. In der That finden sich bey denselben auffallend hohe Summen. Für die Jagd 70,000 Gulden; für Bau und Holz der Hofhaltung 147,400 Gulden; für Nebenausgaben 126,800 Gulden etc. Ruhm ist es für den Landesfürsten, dass von den starken Summen für die fürstliche Familie die regierende Kurfürstin bey weitem die kleinste mit 30,000 Gulden bezieht.

London, b. Debrett: *The Royal Kalendar* or complete and correct Annual Register, for England, Scotland, Ireland, and America, for the Year 1803 etc. 360 S. 8.

Ist wegen der neuen zahlreichen Standes-Erhöhungen, wegen des versammelten unirten Parlaments und der bekanntlich im Jahre 1802 vorgenommenen *allgemeinen Wahl*, sodann wegen derjenigen Artikel, welche von Frieden zu Amiens abhingen, vorzüglich interessant. Zu letztern gehört z. B. die Rubrik von *Gesandtschaften* S. 134 bis 136., (wobey es sonderbar ist, dass der Bothschafter *Andreossi* nur als Gesandter von *zweyten* Range aufgeführet wird,) und das Gouvernement von Trinidad und Ceylon u. s. w. S. 358. Man bemerkt aber leider! in mehrern Abschnitten, dass das Manuscript dieser am 20. Nov. 1802 in London erschienenen Ausgabe schon im Anfang Octobers geschlossen wurde. Bekanntlich wird im *April* immer eine zweyte Auflage veranstaltet, wozu die letzten Einsendungen bis zum 8ten März jeden Jahres statt finden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Münster u. Leipzig*, b. Waldeck: *Ueber den Ursprung des Leibeigenthums in Westphalen*, nebst verschiedenen Bemerkungen über die Pflichten der Leibeigenen und die Rechte der Gutsherren. Von *W. Stühler*, d. R. D. und Fürstl. Osnabrückischem Gograf des Amts Gröneberg. 1802. 72 S. 8. (9 gr.) In der uralten Verfassung der ersten Wohner und Landbauer Westphalens (die nach *Mösers* bekannter Darstellung geschildert wird) findet man keine Spuren von dem jetzigen Leibeigenthume. Wenn der Aelteste, der Vorsteher und Richter auch eine Besoldung erhielt: so bestand solche doch höchstens in Früchten, welche die Natur darbot; und diejenigen, die solche hergaben, sahen sie nur als eine Recognitions-Urkunde an, die mit dem Amte aufhörte. Sie verloren aber dadurch nicht das Mindeste von ihrer Freyheit, weil sie selbst das Richteramt zu bekleiden fähig waren. Zuerst entwickelte sich *die Hörigkeit* dadurch, dass die Besitzer mancher Güter sich bey dem Heerbann von dem Hauptmann oder Edelvogt im Dienste vertreten liessen, und dafür gewisse Pflichten und Abgaben auf deren Gute übernahmen. Der nachherige Verfall des Heerbanns und die häufigen Privatfehden unter den Grossen, vermehrten das Bedürfniss des Schutzes, und verdunkelten die ehemalige Freyheit. Denn seit dieser Zeit fand die Advokatie oder Edelvogtey mannigfaltige Gelegenheit, den Besitzer der Höfe die Bedingungen, unter welchen sie sich diesen zur Beschützung verpflichtet hatte, nach den damaligen Umständen zu verändern, und so konnte denn leicht, nach dem Beyspiel anderer Staaten, zumal bey der durch die Einführung des römischen Rechts bekannt gewordnen Lehre *de ingenuis et servis*, der Grund zu dem jetzigen Leibeigenthume gelegt werden. — Bey dieser Erzählung von dem Ursprunge des Westphälischen Leibeigenthums hat der Vf. gar keine Rücksicht auf die gründliche, ganz verschiedene Resultate liefernde Untersuchung über diesen Gegenstand genommen, die sich in folgender neuen Schrift findet: *Ueber das Entstehen des Westphälischen Leibeigenthums und über den Pachthof in der Grafschaft Mark.* (Dortmund 1799. 8.) — Unter den übrigen juristischen und politischen Bemerkungen über die Pflichten der Leibeigenen und die Rechte der Gutsherren zeichnet sich besonders die Beantwortung der Frage aus: ob es sowohl für das Interesse des Staats als der einzelnen Wehrfesten (Bauern) zuträglich sey, diese für eine gewisse Summe Geldes zu völligen uneingeschränkten Eigenthümern ihrer Stätten zu machen? Sie wird aus verschiedenen triftigen Gründen verneinet, unter andern deswegen, weil bloss das unmittelbare Interesse der Landstände an dem Wohlstand ihrer Hintersassen ihrer Stimme bey den Landtags-Deliberationen Achtung und Vertrauen verschaffe, und weil die Hörigen nur selten im Stande sind, die Kaufgelder aus eigenen Mitteln zu zahlen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 2. März 1803.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Barth: *Taschenbuch für angehende praktische Aerzte*, zum drittenmale vermehrt herausgegeben von *G. W. Consbruch*, A. zu Bielefeld. *Erster Theil.* 1800. 452 S. *Zweyter Theil.* 1801. 618 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Rec. hat die zwey vorigen Auflagen nicht gesehen, und kann also nicht bestimmt angeben, in welchen Stücken die gegenwärtige Verbesserungen erhalten habe. Der Vf. selbst erklärt sich dahin, dass im Wesentlichen keine Veränderungen vorgenommen, sondern nur Lücken ausgefüllt, zweckmäfsige Veränderungen und praktische Bereicherungen eingeschaltet worden seyen; durch *Brown* habe er sich nicht irre machen lassen. Das letzte haben wir in der That so gefunden. Von Brownischen Aerzten ist allein *Pop* aus *Röschlaubs* Magazin mit seiner unreifen Empfehlung des Terpentinöls gegen die Wassersucht angeführt worden. *Reils* ist auch fast allein in der Vorrede erwähnt, und auf seine Theorie nicht viel Rücksicht genommen worden. Dagegen hat der Vf. für das Hufelandsche System eine entschiedene Vorliebe, aus *Hufelands* Journale, einer Zeitschrift, in welcher die Medicin und die Bereicherungen derselben doch nur von einer Seite angesehen werden, sind auch die meisten Bereicherungen genommen, deren der Vf. erwähnt. Die Neigung zu diesem Systeme zeigt sich besonders in der Einleitung und der Lehre von den Ursachen der Krankheiten, und in der Eintheilung und Complication der verschiedenen Fieberzustände; sie führt aber auch alle die Mängel mit sich, welche man ziemlich allgemein an demselben getadelt hat, und aus welchen wir namentlich die nicht immer sorgfältig genug vermiedene Verbindung mechanischer, chemischer und dynamischer Grundsätze anführen wollen. Nehmen wir z. B. nur folgendes: S. 34. zu warme Luft schadet durch den Reiz ihrer *phlogistischen* Theile, woher unter andern *Fieber*, *Entzündung* und *faulichte Krankheiten* entstehen; zu kalte Luft wirkt durch *Reiz*, *Zusammenziehung*, *Erstarrung* der festen und flüssigen Theile, woher *Fieber*, *Entzündung* etc. entstehen, zu feuchte Luft schadet durch *Erschlaffung der Fasern*; S. 40. kalte Bäder *stärken die Haut* und den ganzen Körper, zu warme *erschlaffen* den Körper und *die Kräfte*. S. 49. die Grundlage der Kindesconstitution ist Schlaffheit, Weichheit, *Atonie*, verbunden mit hohem Grade von *Reizbarkeit* und *Empfindlichkeit*. S. 55. wird *Vollsaftigkeit* zu den Krankheitsanlagen gerechnet. S. 60. Die Stimmung der *Lebenskraft* wird erhöht durch Stärkung der *Faser*, Vermehrung ihrer *Capacität*, vorzüglich der *Cohäsionskraft* (so müssten adstringirende Arzneyen die besten *roborantia* seyn?) Die Mittel zur *Stärkung* bestehen auch in Vermehrung der *Dichtigkeit* der festen und flüssigen Theile, diese wird vermehrt — unter andern — durch das *Trocknen*, diess geschieht durch den Genuss vieler trocknen Nahrungsmittel, gebratenes und geröstetes Fleisch etc. S. 65. Die *Auflösung der Säfte* und *Stockungen* (was bey weitem nicht einerley ist) können wir bewirken, 3) durch Zertheilung ihrer Bestandtheile in kleinere Theile, 4) durch nähere Verbindung der dünnern und gröbern Materie der Säfte (jenes wird schwerlich in menschlichen Kräften stehen, diess würde den Anfang zum Starren geben). S. 67. Zu den specifischen Reizen, welche den Säften eine *Neigung zur Verdickung* mittheilen, gehören das venerische, scrophulöse und andere Gifte (das ist noch nicht ausgemacht. Der Vf. schliesst vielleicht von den Knoten auf verdickende Eigenschaft). S. 69. unter den gummösen Medicamenten wird aufgeführt Amoniac, Sagapenum, Myrrhe und Asant, ihre Eigenschaften angegeben und fortgefahren: doch ist die Asa — und die Myrrhe davon ausgenommen. (Nun giebt niemand das Sagapenum, also gilt alles nur allein vom Amoniak). S. 71. wird gesagt, Meister- Alant- Angelica- und Schlangenwurzel seyen weniger zu nervenreizenden Mitteln zu benutzen, als die vorigen, unter denen Eupatorium, Beyfus, Körbel stehen. Unter diesen excitirenden, stärkenden Mitteln kommen 9) die Mittelsalze, und 11) die Kälte vor. S. 77. Die *Erweichung innerer Theile* können wir bewirken durch häufigen Genuss *dünner*, *schleimichter* und *wässeriger Getränke* und *Speisen*, z. B. Emulsionen. S. 81. Wenn wir *Schweiss bewirken* wollen, müssen wir vorher der *Verstopfung des Leibes* abhelfen, (manchmal gerade umgekehrt!) S. 96. Die Erschlaffung der Faser kann zur Verminderung der Reizfähigkeit in solchen Fällen nöthig seyn, wo *Zartheit* der festen Theile mit einer ungemeinen Spannung derselben, und einem *grossen Vorrath von Lebenskraft* verbunden ist. S. 97. Es ist bey einem *lange fortgesetzten Gebrauche* der Purgirmittel nützlich und nothwendig (wenn ist aber dieser selbst nothwendig?) *angenehm stärkende* Mittel damit zu verbinden. S. 101. heisst es: *Ovum, vitellum, nutriens saponaceum; Salab dr. 2. c. Lact. unc. 8.* es sind auch da angeführt *Herb. datiscae cannab. Cort. tecamez. Hyperic. Plantago, Winter. cort. adiowaen sem. Flammula Jovis.* S. 130. Verändert der *reizende Stoff* im Fieber nur den Ort, und *wirft sich* von

von einem Theil auf den andern, so heisst das Metastase. Wird der *Krankheitsstoff* von neuem wieder in den Körper *aufgesogen*, so entsteht oft ein *Rückfall*. S. 138. kritische Geschwüre verrathen sich durch Schmerz, Röthe, Spannung, Geschwulst, Zucken und beschwerliche Verrichtung irgend eines Theils des Körpers, vorzüglich (nicht vorzüglich, sondern einzig und allein) wenn sie mit Erleichterung der Zufälle ohne andere bemerkliche Ausleerungen verbunden sind. S. 139. Dicker Urin, der *stinkt*, verräth *Verderbniss der Säfte*. Die Fieber sind übrigens, nach *Hufeland*, in einfache Reizfieber, Entzündungs-Faul- und Nervenfieber abgetheilt. Unter den Unterabtheilungen findet sich auch ein *Speichelfieber*. Die Säuern werden in höchst geringen Gaben, *Spirit. vitrioli ten. dr.* 1. bis 4 Scrupel zu 8 Unzen, empfohlen; wo reine Säuern nicht passen, gebe man lieber versüsste, als *Elix. acid. H. Elix. vitriol. M.* S. 161. wird einem hohen Grade von Kälte eine *unstreitig abspannende* Wirkung beygemessen; oben wurde vom Zusammenziehen gesprochen. S. 166. Am häufigsten würden vom Nervenfieber schwächliche, sehr reizbare Subjecte befallen, bey Epidemien trifft es aber gewöhnlich männliche Subjecte vom besten Alter zwischen 20 und 50 Jahren. Die Wirkungen des Mohnsafts sowohl S. 170. als auch S. 182. scheint der Vf. weniger aus eigenen, als aus fremden Beobachtungen zu kennen und theilweise aus nicht ganz richtigen theoretischen Voraussetzungen abzuleiten. S. 187. wird von der Vitriolnaphthe als einem der besten *kühlenden* Mittel gesprochen. S. 192. wird in die Charakteristik der häutigen Bräune das *Aufhusten eines häutigen röhrichten Wesens* gebracht, was doch so selten geschieht. Die Heilanzeige wird dahin gerichtet, die Gerinnung der Lymphe in der Luftröhre zu verhindern, was doch nur erst die Folge eines vorhergegangenen entzündungsartigen Zustandes ist. S. 258. soll die *Abstumpfung* und *Milderung* der *Wurmreizung* theils durch einhüllende Mittel, theils durch *Baldrian*, *Bisam*, *Hirschhornsalz* etc. geschehen. S. 275. wird die Rose als *blassroth* aufgeführt, da sie doch so oft bläulichtroth, dunkel ist. Rötheln werden S. 283. von Masern unterschieden. S. 313. Metastasen und Nachkrankheiten nach Blattern würden am besten durch wiederholte *Abführungen* von Quecksilber verhütet. Eine eigene Fiebergattung, welche in die vom Vf. gewählte Abtheilungsform nicht passt und bekanntlich von Hn. *Reil* herrührt, ist S. 315. Fieber mit *widernatürlich erhöhtem Gemeingefühl*. Bey hektischen Fiebern wird S. 390. auch auf *scharfe verdorbene Säfte* Rücksicht genommen. Ist die *Natur dieser Schärfe nicht bekannt:* so werden (doch bekannte) *verdünnende* und andere Mittel vorgeschlagen. Unter den Recepten ist uns besonders das folgende aufgefallen: *Rec. Rad. tarax. unc. un. Fol. Saponar. semiunc. Coque c. Aqu. libr. 3. ad libr. un. adde Extr. gramin. qu. s. ad grat. sapor.*

Im *zweyten Theile* sind die chronischen, die Kinder- und plötzlich lebensgefährlichen Krankheiten enthalten. Rec. muss gestehen, dass er nichts Erhebliches an der Behandlung derselben zu tadeln gefunden habe, wenn es nicht das ist, dass die Cur fast aller chronischen Krankheiten, auch des Scorbuts, mit Abführung angefangen wird. Hier wird auch die *Herb. aparines* empfohlen. Besonders gut ist das Kapitel Hundswuth abgehandelt. Gegen Trommelsucht wird S. 119. das Luftausziehen mittelst einer *Spritze* empfohlen; zum Reinigen der Geschwüre beym Grinde S. 139. frischer gesunder *Urin*. S. 146. ist die Gabe eines Mittels auf 8 bis 10 gr. gesetzt, ohne das Mittel selbst genannt zu haben; soll es *Aethiops mineral.* seyn, so dürfte bald Speichelfluss erfolgen. S. 152. ist unter den bittern und (zugleich) zusammenziehenden Mitteln Quassia und Colombo genannt, die nichts zusammenziehendes haben. S. 169. steht ein Recept *Ipecacoan. Opii* und *Ol. menth. p. aa. gr. IV.* Unter die bessern Kapitel gehört auch das von den Würmern. Unter den Mitteln gegen das Blutspeyen S. 275. sind auch das *Ol. momordic.* und *Ol. Spergul.* angeführt. Auch werden noch kleine, oft wiederholte Aderlässe empfohlen. Gegen die Lehre von den Nervenkrankheiten liess sich vielleicht manches erinnern. Der Vf. sagt, S. 305. die tägliche Erfahrung lehre, dass *Reizbarkeit* nicht, wenigstens nicht gleich Anfangs, *stärkende* zusammenziehende, sondern vielmehr erweichende, erschlaffende, herabspannende Mittel erfordere. Es werden hier verschiedenartige Begriffe mit einander vermischt. Auch werden sogar *Aderlässe* empfohlen. Beym Ileus S. 380. wird das widerliche und drastische *Ol. laxativ. Pogleri* zu geben gerathen. S. 385. geht ein eigener Abschnitt von *Kinderkrankheiten* an, obschon im vorigen die hauptsächlichsten abgehandelt worden sind. Diess verursacht unnöthige Weitläuftigkeit, um so mehr, da von der physischen Erziehung und Pflege der Kinder zum Theil die Rede ist, was durchaus nicht hierher gehört. Schafhusten S. 398. ist nicht die schicklichste Benennung für das *Asthma acutum Millari*. Richtiger könnte man es *hitzige Krampfbräune* nennen. S. 409. wird das gewiss unwirksame *Semen lycopodii* gegen Harnbeschwerden beym Zahnen angeführt. Müssen wir denn lauter *Specifica* haben? Den Schluss machen die plötzlichen Lebensgefahren von äussern Ursachen und mehrere Arzneyformeln. Die Kuhpocken sind nur ganz kurz S. 384. erwähnt. Verbeugungen gegen grosse Männer, welche etwas Geringfügiges gesagt oder geschrieben haben, wie z. B. S. 75. 149. 445. können einem nüchternen Leser unmöglich gefallen. Dem ganzen Werke ist ein sehr brauchbares Register beygefügt worden. — Rec. welcher von dieser Schrift glaubt, dass sie Anfängern nützlich seyn könne, ob sie gleich mehr eine Compilation aus *Hufeland*, *Frank*, *Lentin*, *Wichmann* u. a. ist, als ein Originalwerk, hat deshalb so viele Aufmerksamkeit auf sie verwandt, weil die wiederholten Auflagen beweisen, dass sie wirklich Beyfall gefunden habe. Er wünscht, dass der Vf. diese Anzeige benutze, um sie vollends von den Flecken zu säubern, welche ihr hier und da noch ankleben.

ERD-

ERDBESCHREIBUNG.

GOTHA, in d. Ettinger. Buchh.: *Erfurt, mit seinen Merkwürdigkeiten und Alterthümern, in historischer, statistischer, merkantilischer etc. Hinsicht.* Von *J. L. K. Arnold*, Dd. 1802. 382 S. und 1½ Bog. Vorrede und Erklärung des Grundrisses. 8. Mit Kupf. (1 Rthlr. 12 gr.)

Ob es gleich an Schriften über Erfurt gar nicht fehlt, indem man, ausser den ältern Werken von *Hundorph*, *Gudenus*, *Weinrich* und *Falkenstein*, welche für jetzt freylich nicht mehr hinreichen, die sehr schätzbaren Preisschriften des Hn. Prof. *Dominikus* in Erfurt, und des Hn. Prof. *Rössig* in Leipzig über diesen Gegenstand erst neuerlichst (1793 und 1794) erhalten hat: so wird man doch auch diese *Arnold'sche* Bearbeitung des nämlichen Gegenstandes nicht für überflüssig erklären, weil sie sich durch die *Beschreibung des Details der Stadtmerkwürdigkeiten*, und durch die fortgesetzte *Erzählung der Veränderungen bis zum Jahr* 1802 einen eigenen Werth erworben hat. Jeder dieser drey Topographen wählte sich eine ihm eigenthümliche Ansicht und Behandlungsweise der Materialien, und wusste dadurch seiner Schrift in Rücksicht einzelner Theile Vorzüge vor der andern zu verschaffen. Die *Dominikus'sche* Schrift bleibt als *kritisches Geschichtsbuch* mit der vollständigsten Literatur, und als *Repertorium möglichst sicherer statistischer u. a. Angaben über Stadt und Land* das Hauptwerk; die *Rössig'sche* gewährt als ein *Lesebuch für jedermann*, ja, als Schulbuch, eine angenehme Uebersicht der Erfurtischen Geschichte; die *Arnold'sche* kann man als ein *Gemälde* einzelner ausgehobenen und dem Fremden besonders interessanten Merkwürdigkeiten betrachten. In dieser Rücksicht wird man hier keine neuangestellte und gelehrte Untersuchungen über schwierige Punkte in der Erfurtischen Geschichte suchen. Das Buch ist vielmehr ein gefälliger Wegweiser für Reisende, die bey einem kurzen Aufenthalte die Eigenheiten der Stadt kennen lernen wollen. Selbst Einheimische macht der Vf. auf einzelne Sachen aufmerksam, die mancher wohl sonst übersah. Dahin rechnet Rec. die Nachrichten von den Merkwürdigkeiten in den acht Klöstern, in den sämmtlichen katholischen Kirchen besonders im Dom und in dem Severistift, die Verzeichnisse der Seltenheiten in einigen Bibliotheken und Naturaliensammlungen, die ausführlichen Berichte von den Einrichtungen in den beiden Gymnasien, die Notizen über den kirchlichen Ritus in den katholischen Kirchen u. s. w. Dergleichen Details lagen ausser der Sphäre seiner beiden Vorarbeiter, die unser Vf. übrigens in andern Stücken fleissig benutzt hat. Vielen Lesern wird es angenehm seyn, dieses alles hier beysammen zu finden. Wahrheitsliebe und Streben nach Genauigkeit sind im Ganzen unverkennbar, und diese guten Eigenschaften werden durch den unterhaltenden und oft blühenden Vortrag, wie ihn ein topographisches Gemälde zulässt, mehrern Lesern um so anziehender werden, je trockner sonst dergleichen Bücher (als Raritäten-Cataloge) zu seyn pflegen. In der Form dieser freyen Schilderungen glaubt Rec. den Vf. als einen Mann von sehr achtungswerthen Talenten zu entdecken, und gerade deshalb ist zu wünschen, dass er sich immer mehr eines classischen Ausdrucks befleissigen, und Nachlässigkeiten nebst üppigen Auswüchsen wie S. 318. 319. 330. u. a. vermeiden möge. Folgendes bemerkte Rec. hier zum Behuf einer neuen Auflage. S. 17. Die Thore wurden von 1—3 Sonntags Nachmittags nicht gesperrt, nur von 8—10 Uhr. — S. 41. Die Hirschlache wird nicht viermal, sondern nur zweymal *über die Gera* geleitet; aber Wasserleitungen von der gedachten Art über tiefer fliessende Gewässer giebt es sechs: 1) bey dem stumpfen Thurm über den Stadtgraben; 2) bey dem Karthäuser Stege; 3) in der engen Gasse; 4) in der Augustgasse; 5) an der Krämpfer-Brücke; und 6) bey dem Moriz-Thore. — S. 70. Die Beschreibung des sonderbaren Gemäldes in der Domkirche, welches eine versinnlichte Vorstellung der Transubstantiation abbildet, ist nicht ganz richtig; denn die vier Evangelisten schütten nebst den Einsetzungsworten, Korn in den Mühlstotz, aus dem Trichter kommt es in der Gestalt der Hostie, und endlich aus dem Mühlrumpfe als Jesuskind verwandelt hervor. — S. 94. Das Schottenkloster stellte nicht vier, sondern nur drey Professoren zur philosophischen Facultät. — S. 191. Die Thüren der Schränke in der Universitätsbibliothek sind nicht von Golddraht, sondern von Messingdraht. — S. 218. Die Erfurtische gelehrte Zeitung kann 1754 nicht im Verlag der Keyserschen Buchhandlung erschienen seyn, weil diese Buchhandlung damals noch nicht existirte. — S. 219. Das evangelische Landschullehrer-Seminar wurde nicht 1608, sondern 1774 errichtet. — S. 220. Patron des evangelischen Gymnasiums ist nicht der regierende, sondern der ganze Stadtrath evangelischen Bekenntnisses. — S. 252. Die Kinder im evangelischen Waisenhause schlafen nicht ihrer vier in einer Kammer, sondern gemeinschaftlich in geräumigen Schlafzimmern. — Ungeachtet Rec. einem Autor nicht vorschreiben will, *was* derselbe aufnehmen und weglassen soll, so vermisst man doch unter den S. 8. angeführten Prospekten von Erfurt, die *Dornheim'schen*, die gerade mit zu den besten gehören. S. 283. Herrman und Fr. Lieut. Gottschalk fabriciren ebenfalls viel Waid. — In der Beschreibung der majestätischen Domkirche vermisst man bestimmte Angaben der Breite und Länge, der Zahl der Altäre; etc. bey dem hohen Altar dürften solche Unbestimmtheiten 8—10 Stufen nicht vorkommen. Als Probe der Arbeit des Vfs. setzt Rec. etwas von S. 68. hierher. „Gleich neben diesem Bilde (dem kolossalischen Gemälde des sogenannten grossen Christophs auf der Wandfläche in der Domkirche) fällt ein kolossalisches Kruzifix, von Holz ausgehauen, auf, das wider die Gewohnheit der Vesperbilder bekleidet ist. Man erinnert sich einer Zeit, wo man es für unanständig hielt, den Heiland nackend in den Kirchen aufzustellen. Aus jener Periode rührt dieses Kruzifix, das auch von einigen für die heilige *Wiltgefortis* gehalten wird, die nach der Legende einen heidnischen Mann nehmen sollte, und von ihrem Va-

ter gekreuzigt wurde, weil ihr Gott auf ihr inständiges Bitten, sie von diesem heidnischem Freyer zu erlösen, in einer Nacht einen Bart wachsen liess. Ob er sie im übrigen auch zum Manne metamorphosirt habe, davon schweigt die Legende." Die auf dem Titel genannten Kupfer bestehen in einer Vignette, welche die Cyriaks-Burg vorstellt, und in dem Grundrisse der Stadt.

Weimar, in Industrie-Comptoir: *Adam Christian Gaspari — vollständiges Handbuch der neuesten Erdbeschreibung. — Ersten Bandes, erste Abtheilung,* welche die allgemeine Einleitung enthält. *Zweyte* vermehrte und verbesserte Auflage. 1802. 519 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der innere Werth dieses sehr vorzüglichen Werks verschaffte demselben so viele Käufer und Leser, dass nach dem Verlaufe weniger Jahre hier schon die zweyte Auflage davon erscheint, obgleich bis jetzt, der Zeitumstände wegen, nichts als dieser Anfang erschienen war. Sie würde erschienen seyn, wenn auch das Buch ohne alle weitere Fortsetzung bliebe, wegen der allgemeinen Einleitung. Rec. kennt in der That kein anderes Werk, welches mit der nämlichen Kürze, Deutlichkeit und Vollständigkeit, auch für den Nicht-Mathematiker, die Hauptlehren von der mathematischen und physikalischen Erdbeschreibung vortrüge! Die allgemeinen Sätze der politischen Geographie sind nicht minder gut vorgetragen, und diesem Ganzen entsprach die topographische Darstellung mehrerer Kreise unsers Vaterlands. Die gegenwärtige Auflage umfasst einzig die allgemeine Einleitung; welche ihrer ursprünglichen Güte wegen nur äusserst wenige Abänderungen erhalten konnte. Hin und wieder ein kleines weggelassenes, oder hinzugefügtes Wort, ein bestimmter ausgedrückter Satz; das ist alles, und wirklich auch alles was nöthig war. Es versteht sich aber bey dem verdienstvollen Vf. von selbst, dass er die Erweiterungen, welche vorzüglich die astronomische Kenntniss seit der Erscheinung der ersten Ausgabe erhalten hat, nicht übergieng; er fügt sie an passender Stelle überall mit möglichster Kürze ein. So wird S. 48. die Bereicherung unserer Kenntnisse von Ava und Cochinchina durch Symes's und Makartney's Gesandtschaften, und S. 80. die im J. 1798 geendigte neue französische Gradmessung bemerkt; S. 91. bey den Angaben von der Schiefe der Ekliptik Hn. Obristlieut. v. *Zachs* neueste Berechnung auf 23°, 28', 3" angeführt, mit der auch *La Lande* bis auf eine Kleinigkeit zusammenstimmt; S. 103. findet sich die Anzeige von der Entdeckung des neuen Planeten Ceres zwischen dem Mars und Jupiter; und S. 105. die Länge von Merkurs Tag nach Hn. *Schröters* Entdeckungen auf 24 Stunden, 5 Min. angegeben. — Deutschlands Beschreibung folgt in zwey Abtheilungen dieser allgemeinen Einleitung erst dann, wenn die gegenwärtige Krisis sich völlig entwickelt hat. Jeder Käufer wird für diese nothwendige Zögerung danken. Vielleicht verursacht sie auch, dass der natürlichen Ordnung nach, die allgemeinen geographischen und statistischen Angaben von unserm Vaterlande den einzelnen topographischen der Kreise an die Spitze gesetzt werden. Bey der ersten Auflage war diess nicht möglich, weil man mit dem Allgemeinen damals noch gar nicht auf das Reine kommen konnte. Uebrigens bleibt Hr. *G.* seinem ursprünglichen Plane getreu, dieses Handbuch der Geographie auf sechs Bände, jeden von zwey Abtheilungen, zu beschränken: so, dass der zweyte Band noch die übrigen Theile Deutschlands, der dritte das westliche und südliche Europa, der vierte das nördliche und östliche Europa, der fünfte Asien, der sechste die übrigen *Theile* der Erde umfassen wird. Ohne Zweifel ist schon sehr vieles zur glücklichen und ununterbrochenen Erscheinung der einzelnen Theile vorgearbeitet, so dass wir dem Mangel eines nicht magern, und doch nicht überfüllten Handbuchs bald abgeholfen zu sehen hoffen dürfen. Die Aufmunterung des Publicums fehlt ihm zuverlässig um so weniger, da auch die Verlagshandlung durch gefällige Einrichtung des Aeussern das Ihrige zur Vervollkommnung beygetragen hat.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. Ohne Druckort: *Geschichte des Straubinger Aufruhrs und seiner Quellen.* 1802. 54 S. 8. (6 gr.) Die Veranlassung dieses Auflaufes war das erneuerte Verbot, die abgeschaften Feyertage zu feyern. Mehrerer Warnungen ungeachtet feyerten die Straubinger Handwerksbursche den Georgiustag 1802 mit Zechen und Enthaltung von der Arbeit. Mehrere derselben wurden arretirt, und ihnen eine Geldstrafe von 30 Kr. angesetzt, die sie zu erlegen sich weigerten. Unterdessen zog eine sehr zahlreiche Menge Volks vor die Hauptwache, und kurz hernach vor die Wohnung des Regierungspräsidenten, und foderte mit wildem Lärmen und Ungestüm die Loslassung der Gefangenen. Da die Menge sich immer vergrösserte, die Drohungen immer heftiger wurden, und das in der Stadt liegende Militär zu schwach war, so entliess man einstweilen die Arretirten. Kurz darauf erschien eine Verstärkung des Militärs, worauf der Vorfall von Regierungswegen untersucht, und die Sache dahin entschieden ward, dass an 30 Aufrührer auf einer Bühne ausgestellt, zur Abbitte angehalten, zum Theil mit Stockschlägen bestraft, und zu fernerem Arreste abgeführt wurden. Diesen Vorfall erzählt der Vf. im Detail, und zeigt dessen Strafbarkeit auf eine beyfallswürdige Weise.

Num. 64.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 3. März 1803.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Halle, b. Gebauer: *Ideen und Plane zur Verbesserung der Polizey- und Criminalanstalten*, dem neunzehnten Jahrhundert zur Vollendung übergeben von *Heinr. Balth. Wagnitz. Zweyte* Sammlung. 1802. 142 S. gr. 8. (10 gr.)

Die Einrichtung ist völlig wie bey dem ersten Nr. 261. v. J. angezeigten Stücke, und der innere Gehalt auch eben so lehrreich und nützlich für den edeln Endzweck der Bemühungen des Vfs. In der *ersten* Abhandlung über die *Deportation der Verbrecher* hat Hr. *W.* mit besonderem Fleiss aus dem römischen Alterthum gesammelt. Nach Dio Cassius ward sie anstatt der vorher gewöhnlichen Verweisung (*interdictio aquae et ignis*) zuerst von August auf einen Vorschlag der Livia wider gefährliche Staatsverbrecher eingeführt, und hernach durch willkürliche Machtsprüche der Kaiser und Statthalter mit Bestätigung jener häufig angewendet. Die Strafe war nach den Umständen der Zeit für die Sicherheit des Staats und der Obern klug und zweckmäſsig ausgedacht und fürchterlich hart für die gebildeten und ehrgeizigen Vornehmen, da sie weit von der glänzenden Hauptstadt einsam und still auf einer wüsten Insel oder sonst in einer öden Gegend, ihrer Freunde, alles Ansehens und Vermögens beraubt, kümmerlich leben mussten. Doch aber gab es, wie *l. 4. D. de interdictis* zeigt, auch eine mildere Art der Verweisung mit Beybehaltung des Vermögens, wie etwan Ovid zu Tomi in Pontus lebte. Unter den neuern Staaten gebraucht schon seit Anfang des 17ten Jahrhunderts England die Transportation nach America und neuerlich seit 1787 nach Neusüdwales (nicht eigentlich Botanybay) zur Beförderung des Anbaues der Ländereyen und Besserung mancher Verbrecher. Rufsland verbannet sie nach Sibirien und Kamtschatka, wo sie zu Acker- und Bergbau, zu Fabriken und Besatzung der Festungen, dienen müssen. Am meisten glich der römischen Deportation die neufranzösische nach Cayenne, wo durch die Grausamkeit der Directoren in der Behandlung von 331 Unglücklichen in 7 Wochen 172 starben. Aus Vergleichung der verschiedenen Endzwecke und Grundsätze bey der Verbannung werden hiernächst allgemeine Folgerungen in Absicht der guten Einrichtung solcher Strafen gezogen. Sie müssen nämlich durchaus nicht willkürlich, sondern nach Gesetzen, ordentlichem Rechtsverfahren und Urtheilsspruch mit gehörigem Unterschied zwischen gebildeten und rohen Menschen zuerkannt, gesunde Oerter gewählt und auf den Fall der sittlichen Besserung Anstalten zu ihrer Rückkehr oder doch einem erleichterten Schicksal getroffen werden. Dann können sie zur Entfernung schädlicher Menschen und Gesindels nützlich seyn, auch wohl öde Gegenden allmälich bevölkern helfen. Aber die Beobachtung jener Maasregeln hat viele Schwierigkeit, und macht grofse Kosten, wie Colquhouns Berechnungen über die Transporte nach Jacksonsbay zeugen. Zuletzt macht Hr. *W.* hievon noch eine besondere Anwendung auf den preussischen Staat. Die Ueberfüllung der Zuchthäuser und Festungen mit gefährlichen Menschen, die man nicht gehörig beschäftigen kann, und doch ernähren muss, die eine hohe Schule der Bosheit für andere neben ihnen ausmachen, und die endlich doch nur gar zu oft ausbrechen, oder den Hütern entkommen, gab Anlass zu dem Vorschlag einer weit entfernten Verbannung. Weil aber Preussen selbst keine dazu schickliche Oerter hat: so wurde anfänglich, wie es heisst, mit Portugal eine Unterhandlung angefangen, um sie nach Angola zu bringen, dann aber Sibirien vorgezogen, und mit Rufsland abgeschlossen, sie zur Arbeit in den Nertschinskischen Bergwerken zu überlassen. Dieses hält nun Hr. *W.*, so lange die Verbesserung der Zuchthäuser noch Hindernisse findet, zwar überhaupt nicht für tadelhaft, er bemerkt aber doch mit Recht, dafs der Staat allen noch möglichen Nutzen von den Kräften der so verbannten ganz verliert, sie der baldigen Zerstörung in dem harten Klima und der Behandlung fremder Aufseher preisgiebt, und die weite Entfernung schwere Kosten erfodern muss. Auch giebt er die eben daraus folgende heilsame Warnung, die Strafe nicht zu leicht und häufig zu gebrauchen, sondern nur gegen solche Verbrecher, deren Besserung nicht wahrscheinlich ist, und welche bisher mit lebenswieriger oder nahe an diese gränzender Festungsstrafe belegt sind, und die auch noch Kräfte zur Arbeit haben, damit sie nicht aus Mangel daran einer grausamen Behandlung ausgesetzt werden. Diesen aber würde schlechterdings keine Rückkehr zu gestatten seyn. Denn sollten sie auf den Fall der Besserung eine mildere Behandlung hoffen dürfen: so müfsten Anstalten zu ihrer sittlichen Hebung, deutsche Aufseher und Gerichte, etwan selbst aus ihrer Mitte, und nach der Rückkehr zur Prüfung in einem gelindern Besserungshause da seyn, welches alles grofse Schwierigkeiten habe. Dagegen würde gleichwohl nach der Gröfse der Verbrechen ein Unterschied der Gegenden, z. B. von Tobolsk oder Irkuzk und der Bestimmung zur Bergwerksarbeit oder dem Landbau wohl selbst mit Gründung einer neuen Familie zu beobachten seyn. — Um

Um auch endlich den abschreckenden Endzweck der Strafe desto besser zu erreichen, wird vorgeschlagen, nach Art der Römer eine feyerliche Abführung etwa mit Todtengeläute, schwarzen Kitteln, geschornen Köpfen oder zerstreuten Haaren und Ketten an Armen und Beinen zu veranstalten, und es hinterher auf eine zweckmäsige Art von den Kanzeln bekannt zu machen. Das meiste hievon nun ist wirklich zur Ausführung gekommen, nur nicht der feyerliche etwas zu schauspielerische Aufzug. Denn öffentlichen Nachrichten zufolge sind im ganzen Lande nach gefoderten Berichten überhaupt 60 der schlimmsten Zuchthaus- und Festungsgefangenen unter 50 Jahren ausgesondert, mit doppelter Kleidung und Wäsche versehen, seit dem April von Wesel und Halle als den äussersten Punkten an durch Magdeburg, Berlin u. s. w. zusammen und fortgebracht, und so am 17ten Junius v. J. dem Commendanten zu Narwa 58 übergeben, von wo sie noch 285 Tagereisen haben sollen: so dass die Kosten für jeden auf 200 Rthlr. betragen. Für manche Verehrer des Buchstabens der Gesetze und rechtskräftigen Urtheile war dieses ein bedenklicher Donnerschlag der höchsten Machtvollkommenheit und Willkür, da die Gesetze und Richtersprüche bisher nichts davon enthielten. Allein auf der andern Seite kann es nach der höhern Absicht der Sorge für das gemeine Beste und die Sicherheit des ganzen Staats wohl vielmehr als eine Art von Begnadigung mit einer gelindern Strafe angesehen werden. Auch ist nun wenigstens fürs künftige zu Beruhigung aller Klagen unterm 7ten Julius ein neues Gesetz ergangen und von den Kanzeln verlesen, wonach den unverbesserlichen Dieben, Räubern, Brandstiftern und Verfälschern (*falsariis*) ausdrücklich die Strafe der Verbannung nach Sibirien angekündigt wird. Fürs erste mögen der Name und die dunkeln Ueberlieferungen von Zobelfangen und Heidenthum für den gemeinen Haufen auch wohl etwas abschreckende Wirkung haben; in der That aber ist, die beschwerliche Reise und strengere Kälte abgerechnet, die Behandlung der in die Nertschinskischen Bergwerke Verbannten gar nicht zu hart für Verbrecher, sondern es geht da gerade wie bey uns in Zuchthäusern oder vielmehr noch besser und leidlicher. Denn nach Georgi's Reise arbeiten sie etwa halb so viel als freye ehrliche Leute, wohnen in Kasernen unter weniger Aufsicht, bekommen Lebensmittel gleich den Soldaten, jährlich neue Pelze und jeden Arbeitstag ein Pfund Fleisch. Ja sie können sich Weiber nehmen, artige Häuser bauen, und wenn sie sich einige Zeit wohl verhalten, sogar in ordentliche Berg- und Hüttenstellen befördert werden. Auch pflegt gewöhnlich der achte Theil jährlich davon zu laufen, wovon aber die meisten umkommen. Hiernach scheint es weit rathsamer, die grossen Kosten nach Hn. *W*. Vorschlägen auf eine zweckmäsige Einrichtung der einheimischen Gefangenschaft mit Arbeit, gesunder Verpflegung, Sicherheit u. s. w. zu verwenden.

Die zweyte Abhandlung ist eine *Geschichte des Armenwesens in England* nach *Morton Eden's* 1797. in drey Quartbänden erschienenem *State of the Poor or History of the labouring Classes*, in einem Auszuge von Hn. Landrath von *Wedell* dem jüngern, und enthält manche auffallende Merkwürdigkeit, wie man bereits aus der Anzeige dieses wichtigen Werks in der A. L. Z. (1801. Nr. 354.) weiss.

Die kleinern vermischten Nachrichten enthalten: 1) eine *Instruction für das Hallische Zuchthaus bey Aufnahme eines jungen Menschen von Stande*. Sie gehet auf Reinlichkeit, magere Kost und strenge Einsamkeit, welche zu Nachdenken und Besserung führen soll. Ob aber die Wandinschriften dazu eben so wirksam seyn möchten, ist zu bezweifeln, da sie natürlich in kurzem etwas altes und fast gar nicht mehr bemerkt werden müssen. Der Gefangene soll nie singen, auch der Wärter nie ein Wort mit ihm sprechen. Das ist doch nicht ausführbar; auch könnte es eher erbittern und zu Schwermuth oder Verzweiflung hinleiten. 2) *Gutachten über die Classification der Züchtlinge nach Grösse der Verbrechen*, von einem Hn. *S*. ausgestellt, da im Torgauer Zuchthause 1791 ein Flügel abgebrannt war. Das Hauptübel der Vermischung ist das grössere Sittenverderben durch Verführung, welches gehörig ins Licht gestellt wird. Einige waren der Meynung, es sey schon genug Unterschied durch die Dauer der Strafe, leichte und schwere Arbeit, Gebrauch zu Hausgeschäften, Feld- und Gartenbau, Verschickungen u. a. Vorzüge der bessern und gebildetern, die selbst als Beobachter und Ermahner für die schlimmeren dienen, und mit durch den Abscheu vor solcher Gesellschaft gebessert werden. Allein darauf wird mit Recht geantwortet, dass hierunter oft die gute Zucht und Ordnung durch Zank, Verfolgung und nächtliche Schlägerey leidet, ja selbst die Flucht befördert wird. Besser würde es daher seyn, mehrere Classen, etwa drey, ganz abzusondern: so könnte man Unterschied in Absicht der Kleidung, Kost, Arbeit und deren Bezahlung machen, für jeden gleich im Urtheil die Classe bestimmen, und, nach dem Betragen und einer Censur der Beamten, Versetzungen in eine bessere oder schlimmere vornehmen. Auch gegen die Besorgniss, dass die ausgesuchten Bösewichter allein der Wache und den Beamten zu gefährlich seyn, Aufruhr, Mord und Ausbruch unternehmen werden, that Hr. *S*. zweckmäsige Vorschläge vorsichtiger Behandlung, ohne alle Gemeinschaft mit den übrigen selbst in der Kirche. Desto mehr ist zu bedauern, dass obgleich alles diess anfänglich Gehör fand, und die Commission den neuen Bau für drey männliche Classen mit eigenen Schlaffälen, Arbeitsstuben u. s. w. einrichten liess, dennoch nachher aus der Absonderung nichts ward. 3) *Dresdner Baugefängnisse*. Hr. *W*. fand bey seinem Besuch etwa 70 Gefangene, meistens Soldaten, in drey Classen, die nur durch die Schwere der Beineisen unterschieden wurden. Die Wohnung besteht in dunkeln Wallgewölben, die schmutzig und voll Ungeziefer sind, die Arbeit vornehmlich in Strassenbau, Holzspalten, Klammernschneiden u. dgl. Sie bekommen jährlich Kittel, Jacke, Hosen und Schuhe und täglich 2 Pfund Brod, können sich aber für ihr Geld in einer Küche

war-

warme Speisen und Getränke machen, und dazu einkaufen; gleichwohl kosten sie fast noch einmal so viel, als die Züchtlinge, halten sich aber für ehrlicher und freyer. Das letzte Vierteljahr der Strafzeit wird ihnen erlaubt mit einer Wache in den Häusern zu betteln, damit sie nicht aus Noth wieder zum Bösen verleitet werden. Möchte doch Hr. *W.* künftig ähnliche und noch umständlichere Berichte von seiner auf königl. Befehl und Kosten angestellten Reise nach Berlin und Spandau bekannt machen, wo die Betteley der Baugefangenen, wie er hier nur beyläufig anführt, so zudringlich und arg war, dass er jeden Schritt mit ausgeworfenem Gelde erkaufen musste, und die Wache selbst ihn nicht schützen konnte. Doch ist seitdem auf Anlass seiner Erinnerungen schon jetzo manches verbessert. 4) *Auszüge der Rechnungsbücher des Armen- und Arbeitshauses zu Philadelphia vom 25. März* 1800 — 1801. Es wurden im Durchschnitt 221 Männer, 226 Weiber und 163 Kinder verpflegt; eine Untersuchung des Aufsehers im October, zeigte aber, dass 324 mehr in den Büchern als wirklich in dem Hause vorhanden waren. Alle diese Menschen erwarben mit ihrer Arbeit nicht mehr als 2022 Dollar, folglich jeder noch nicht 3½ Dollar, hingegen kosteten sie an Lebensmitteln 21683, an Kleidung 3973, Arzney 1741, Feurung 3816, Gehalt, Bau, Geleuchte, Begräbnisskosten u. s. w. 8903, zusammen 40862, also der Kopf über 66 D., und ausserhalb wurden noch 21912 D. auf Arme verwendet. Das alles scheint nun so wenig musterhaft und preiswürdig, dass d[illegible]ersprochenen Erläuterungen wohl erst das beste [illegible] müssen.

Ohne Druckort: *Wider einige geistliche Projecte in Baiern.* 1802. XVI. u. 127 S. 8. (8 gr.)

Die Tendenz dieser Schrift ist ganz gegen die Reformen gerichtet, welche der Kurfürst von Baiern mit der Geistlichkeit vornimmt. Der Vf. ist ein erklärter Gegner aller Neuerungen, und seine Deduction schliesst sich meist mit dem Grundsatze: man soll es bey dem Alten lassen, was freylich das Leichteste, aber nicht allezeit das Beste ist. Wenn man aus dem bitteren Tone des Vfs. gegen die neue Philosophie und die Regierungsmaassregeln des kurbaierschen Hofs einen Schluss ziehen dürfte: so sollte man glauben, dass unter der Maske der Anonymität ein *Cicero pro domo* verborgen wäre. Aber seine Waffen sind von keiner besondern Bedeutung; sein Raisonnement geht oft in ein fades Geschwätz über. Am stärksten ist er in ökonomischen und statistischen Berechnungen. Oft nämlich sucht er zu zeigen, dass manche Reform, z. B. die Aufhebung der Klöster, von Seiten der Oekonomie nicht räthlich sey. Ob aber des Vfs. Berechnungen richtig seyen, kann Rec. aus Mangel an Localkenntnissen nicht ermessen. Der *erste* Theil der Schrift beschäftigt sich mit den Projecten über Klöster. Der Vf. ist nicht geneigt, dem Landesherrn das Recht Klöster aufzuheben, zu gestatten. Das Obereigenthum, meynt er, trete hier nicht ein, weil kein Nothfall da sey; und der Fürst müsse jedem das Seinige lassen. (Aber die Mönche sagen ja selbst, dass sie keines Eigenthums fähig seyen, sie haben ja Armuth geschworen). Auch sind die Klöster dem Staate nicht unnütz, weil sie ohnediess schon starke Abgaben geben, in Nothfällen des Staats grosse Unterstützung leisten können, Künstler und Arme, unterstützen, und in der Seelsorge aushelfen (weislich hat der Vf. die Frage unberührt gelassen, ob auch die Klöster dem Zeitgeiste angemessen sind; weislich hat er nichts vom Aberglauben und andern Uebeln gesprochen, die von den Klöstern ausgehen). Aus diesen Prämissen zieht der Vf. das Resultat, dass die Aufhebung der Klöster nicht nützlich sey. Klöster können aufgehoben werden, wenn es ein Kloster verlangt, oder wenn ein solches ein grosses Verbrechen begeht, wenn darin keine Ordnung und Disciplin herrscht, oder wenn ein Kloster so eingegangen ist, dass es seine Verrichtungen nicht mehr besorgen kann, oder wenn ein Kloster in Concurs verfällt. (Also nicht, wenn die Menge der Klöster offenbar dem Lande schädlich ist, oder wenn von den Klöstern solche Grundsätze ausgehen, die mit wahrer Moralität und dem unbezweifelten Staatszwecke nicht bestehen können?). Nicht einmal das Recht Novizen aufzunehmen, noch weniger die Unterthanen will der Vf. den Klöstern entzogen wissen. *IIter* Th. Projecte über die Weltgeistlichen. Ganz im Vorübergehen behauptet er, es sey ungerecht, den Dom- und Chorherrn ihr Brod zu nehmen, ob er gleich gesteht, dass sie unnütz seyen. Länger beschäftigt sich der Vf. mit den Pfarrern. Der Landesherr, sagt er, ist nicht befugt, diesen ihre Oekonomie zu nehmen, weil zwar nicht der einzelne Pfarrer, aber doch die Geistlichkeit in Corpore eine Art Eigenthumsrecht daran habe (dieses Eigenthum wünschte Rec. erwiesen zu sehen; ihm ist es unbekannt), auch hält der Vf. diese Entziehung der Oekonomie nicht für nützlich. Eben so wenig ist er dafür, dass man den Pfarrern den Zehenden und die Stolgebühren entziehe, und ihnen eine Congrua dafür an Geld gebe. Mit einem Worte, es soll alles bey dem Alten gelassen werden!!!

Frohnhausen (Mainz, b. Vollmer): *Unterthänigst gehorsamstes Antwortschreiben vom Magister Theophilus Neumann auf das hochgnädige Sendschreiben des Magnus Freyherrn von Herkomman, über die Aufrechtstellung der dermaligen ständischen Privilegien in Baiern.* Nebst zwey Preisfragen über die Gerichtsbarkeit in Baiern. 1801. 342 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die gute Sache hätte einen bessern Vertheidiger verdient. Der nämliche witzig seyn sollende burleske Ton, der aus dem Titel spricht, herrscht in einem grossen Theil der Schrift, und das übrige wird in einem gezerrten lästigen Advocatenstil vorgetragen. Der Gegenstand, welcher des Vfs. Galle in Bewegung gesetzt hat, sind die Hofmärkte, oder die in der That übermässig privilegirten adelichen Güter und Gerich-

richte, deren Besitzer dem Unterthan öfters drey bis vierfaches Laudemium abfodern, allmälig eine Menge kleiner und grösserer Lasten unter mancherley Titel dem Unterthanen aufzulegen gewusst haben, unbedingte Scharwerk (Frohnen) abnöthigen, in jedem Falle der Klage zugleich Richter in eigener Sache sind, und selbst bey eingetretener Appellation unterdessen durch Arrest und Stockschläge den Spruch zur Execution bringen. Die schlichte unbefangene historische Untersuchung des allmäligen Anwachsens dieser Vorrechte ohne affectvolle Theilnahme, würde wohl am zweckmäsigsten die Gerechtigkeit einer Beschränkung der Auswüchse einleuchtend machen; würde wahrscheinlich machen, dass zwar privilegirte Güter nicht viel weniger alt sind, als die Erblichkeit der Fürstenwürde selbst; dass man aber bey günstigen Gelegenheiten auch auf andere Güter diese Vorrechte zu bringen wusste, die man der gewöhnlichen Gerichtsbarkeit des Landes entzog; dass vorzüglich die Landstände die Geldverlegenheiten der Fürsten zur Abdrängung immer vermehrter Privilegien benutzten; dass man mehrere derselben eigenmächtig ausdehnte, und in der Folge unter dem Titel alte wohl hergebrachte Observanz zu behaupten, den Landmann wirklich in eine Art von Leibeigenschaft zu bringen wusste. Die meisten dieser Sätze liegen auch in den diffusen Darstellungen des Vfs. Da er aber statt des kalten Untersuchers die Rolle des hitzigen Advocaten wählt: so streitet er alle Vorrechte der Hofmärkte in den ältern Zeiten weg, sucht auch den Satz nach seiner Art zu beweisen, und bringt eine Menge Nebensachen herbey, welche mehr verwirren als belehren.

Frankfurt u. Leipzig: *Vorschläge eines deutschen Staatsbürgers zu einer allgemeinen Gerechtigkeitspflege und Gesetzverfassung.* 1801. 191 S. gr. 8. (16 gr.)

Man darf in diesen Bogen keine zusammenhängende Entwicklung, keine gründliche Darstellung der Lehren erwarten, worauf Gerechtigkeitspflege und Gesetzgebung eigentlich sich stützen sollen. Der Vf. trägt nur oberflächliche Bemerkungen vor, die sich weder durch Stärke der Gedanken, noch durch Lebhaftigkeit des Vortrags auszeichnen. Zum Theil sind jene zwar richtig; aber die an sich wahren Sätze sind entweder so trivial, dass sie nicht das mindeste Interesse einflösen, oder sie werden auch durch schiefe Anwendungen so entstellt, dass sie meistens ihre Brauchbarkeit verlieren. Nicht selten sind wir auch auf ganz irrige Behauptungen gestossen, auf bestimmte Rathschläge, die weder von Einsicht noch von Ueberlegung zeugen, z. B. dass jeder Stand eine ausgezeichnete Kleidung haben müsse. Bey diesen unverkennbaren Beweisen der Mittelmäsigkeit können wir den Wunsch nicht zurückhalten, dergleichen Versuche nicht gedruckt zu sehen. Mittelmäsige Schriften frommen selten; im Fach der Politik schaden sie mehr vielleicht, als in irgend einem andern. Je schwerer es dem politischen Schriftsteller wird, etwas erhebliches zu wirken, und je wichtiger gerade sein Einfluss ist, desto stärker ist die Pflicht gegen die bürgerliche Gesellschaft, sich nicht in diese Laufbahn ohne entschiedenen Beruf zu wagen. Diesen können wir aber unserem Vf. nicht beymessen. Das Gute seiner Schrift besteht nur in einigen einzelnen, zwar nicht mit ausgezeichnetem Scharfsinn, aber doch nachdrücklich aufgestellten Sätzen, und in verschiedenen gut gewählten und gut angebrachten historischen Zügen. Diese hätten sich für einen Aufsatz in einer Zeitschrift geeignet, nicht für ein besonderes mit einem allgemeinen täuschenden Titel ausstaffirtes Werk. So z. B. die als Belege der Verwerflichkeit der Machtsprüche angeführte Anecdote, dass Kurfürst Friedrich August von Sachsen dem grossen Friedrich II. von Preussen das wiederholte dringende Gesuch um Erlassung eines von einem in den preussischen Staaten wohnenden Vasallen begangenen Lehnsfehlers immer abgeschlagen habe, weil ein Dritter bey diesem Pardon würde gelitten haben, und der Kurfürst in dem Lehnmandat versprochen hatte, in dergleichen Fällen nicht zu begnadigen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. Ohne Druckort: *Renseignemens sur les Evénémens, qui ont eû lieu en Suisse en Septembre et Octobre* 1802. 24 S. 8. In gleichem Geiste, wie die Nr. 316. der A. L. Z. 1802. S. 311. angezeigten Redingschen Actenstücke, jedoch mit mehr Leidenschaft geschrieben. Es ist darin der militärische Hergang, mit Benennung aller Personen, und zwar ganz anders erzählt, als ihn damals die öffentlichen Blätter meldeten. Auch scheint der Hauptzweck dieser anonymen Schrift dahin zu gehen, die in den Pariser Blättern erzählten Unrichtigkeiten unvermerkt zu berichtigen. Am Schlusse wird versichert, dass bis jetzt die *mündlichen* Versprechungen des Generals Rapp und des Ministers Talleyrand unerfüllt geblieben seyen, und dass das Personale der interimistischen Regierung (nämlich im Dec. 1802.), der grössern Zahl der Schweizer äusserst misfalle.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

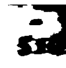
Freytags, den 4. März 1803.

ERDBESCHREIBUNG.

London, b. Longman u. O. Rees: *A Journey from Edinburgh through parts of North Britain. By Alexander Campbell.* 1802. *Erster* B. XXIV u. 408 S. *Zweyter* B. VIII u. 380 S. ohne das Register. 4. m. 44 Kpf. (30 Rthlr.)

Dieses Werk, das wegen seiner Umständlichkeit im Auslande wenig Glück machen wird, gehört doch für das genauere Studium der Länder- und Völkerkunde unter die wichtigern; und so sehr man auch geneigt seyn mag, hundertmal mit dem Vf. wegen seiner oft unverzeihlichen Weitschweifigkeit zu hadern: so fühlt man sich ihm wiederum für die Mühe und den ausserordentlichen Fleiss verbunden, womit er seine Nachrichten zusammengetragen hat. Ausserhalb Grossbrittanien werden sich freylich nicht sehr viele entschliessen, 800 Quartseiten zu lesen, die ihn am Ende nur mit einem kleinen Theile Schottland bekannt machen. Da diese Umstände und der Preis von 30 Rthlr. wohl Ursache seyn möchten, dass es in Deutschland nur in wenige Hände kommen wird: so sey es Rec. erlaubt, darum desto umständlicher in seiner Anzeige zu seyn. Die Reise geht von Edinburg nach Linlithgow, Falkirk, Stirling in das Hochland, in welches er zwar nicht sehr tief eindringt, worüber er aber viele wichtige und interessante Nachrichten liefert. Zuerst von den Seen Venuehar, Lubnaig, Tay, Rannoch, Achray und Kaitrin, bey deren grossen malerischen Schönheiten der Vf. sich lange aufhält und von denen er mehrere vortreffliche Aussichten liefert. Er geht dann über Killin und Dungeld nach Perth, verfolgt die Küste nach St. Andrews (womit sich der 1ste Band schliesst und der 2te anfängt) und geht dann an dieser Küste zurück in die Gegend von Edinburg. Hier verfolgt er das nördliche Ufer des Forth, geht über diesen Fluss bey Queens Ferry und besucht die Orte, die zwischen der Fähre und der Hauptstadt liegen, wo er S. 110 wieder ankommt. Alles Uebrige von hier an bis zu Ende des Werks handelt von *Edinburg*. Es versteht sich von selbst, dass der Vf. nicht zwey Quartbände mit der Beschreibung dieses Landstriches füllen konnte! Einen grossen Theil derselben nehmen historische Nachrichten ein, die man zum Theil in jeder Geschichte von Schottland findet, wovon aber ein anderer Theil wenig bekannt ist, und allerdings dadurch interessanter wird, dass der Vf. jede Geschichte an dem Orte erzählt, wo sie sich zugetragen hat. Besonders verweilt er bey den Schicksalen mehrerer Schottischen Könige, bey den mancherley Schlachtfeldern und den kleinen Kriegen, die die verschiedenen Clans und der Schottische Adel so häufig mit einander führten. So sind die ersten hundert Seiten des 1sten Bandes grösstentheils historisch. Manchen Ort scheint der Vf. bloss zu besuchen, oder zu nennen, um bey Gelegenheit desselben Alles zu erzählen, was sich je da zugetragen hat. Dabey kommt durchaus viel Familiengeschichte vor, die denn für den nicht Schottischen Leser oft wenig anziehend ist. Am allerwenigsten unterhaltend aber ist die Geschichte aller ehemaligen Klöster, Schlösser, Kirchen und selbst Brücken, auf die er stösst. Am langweiligsten schien Rec. der Artikel St. Andrews, welches jetzt ein sehr unbedeutender Ort ist, und womit vierzig Seiten angefüllt sind.

Nun einige nähere Nachrichten. In der Vorrede sagt der Vf., dass er, ausser drey Reisen, die er in der Absicht durch Schottland machte, um die Gegenden zu zeichnen, und den gegenwärtigen Zustand des Landbaues, der Fabriken und des Handels zu beobachten, zwölf Jahre lang häufig Gelegenheit gehabt habe, den ganzen Strich zu bereisen, durch den er den Leser führt. Zwey Meilen von Edinburg steht noch Merchistonhouse, einst der Wohnsitz des Lords Napier, des Erfinders der Logarithmischen Tafeln. — Stirling hat 5000 Einwohner. (S. 85.) Seine vornehmsten Manufacturen sind gestreifte Zeuge, Schallons, Bodenteppiche und baumwollene Zeuge. Der Lachsfang, der ehemals für 30 Pf. verpachtet wurde, bringt jetzt 405. — Der Erfinder der Dreschmaschine war Mich. Stirling, ein Landwirth zu Craighead im Kirchspiele Dumblane, der 1796 starb. Er verfertigte schon 1748 eine solche Maschine, die sehr einfach war. Meikle, ein Ingenieur, sahe sie und baute darnach jene Dreschmaschine, die seitdem, mit wenigen Abänderungen, allgemein im Gebrauche gewesen ist. — S. 160 ff. findet man Untersuchungen über die Celtischen Volkerstämme in Schottland. Hier einiges über *Ossian*. — „Es ist vergebens, die Zeit genau bestimmen zu wollen, in der *Ossian* gelebt hat. Seit dem eilften Jahrhundert ist das Gaelic in Schottland sehr in Verfall gekommen, und man wird immer gleichgültiger dagegen." „Die Hochländer nennen ihr Land noch diese Stunde Alabin, und das, welches die Celtischen Irländer bewohnten, Erin. Ihre eigene Sprache nennen sie Gaelic Alabinish, und die Irische Mundart Gaelic Erinish. Die Bewohner des niedern Landes nennen sie Fremde (die Niederschotten) und Sachsen (die Engländer.) Beide Sprachen, das Alabinish und das Erinish sind eine und dieselbe und nur als verschiedene Dialecte zu betrachten. Es ist also sehr



fehr lächerlich, wenn Johnson fagt, dafs the Earfe (fo nennt er das Gaelic der Schottifchen Hochländer) nie eine gefchriebene Sprache gewefen wäre, und dafs es kein Mfpt. in der Welt gäbe, das über hundert Jahre alt wäre. Man hat neue und fehr alte Manufcripte in Menge, und beide Sprachen find eine, werden auch von einigen ältern Schriftftellern, ohne Unterfchied, Irifch genannt. Es ift eine fchöne und reiche Sprache und fo gebildet, dafs man die Griechifchen und Römifchen, fowohl als die Englifchen Claffiker darein überfetzen könnte. Im J. 1792 wurde zu Edinburg eine Gefellfchaft von jungen Hochländern geftiftet, die fich im theologifchen Hörfale verfammelte. Ihre Reden und Debatten waren deutlich, beftimmt, elegant. — Diefe ift noch jetzt die Landesfprache von den Ufern des Sees Lomond und dem Fufse der Grampifchen Gebirge bis an den Murray Frith und den obern Theil der Graffchaften Caithneth im Norden und Nairne im Often, und bis nach St. Kilda weftlich. — Donald Monro war Grofsdechant der Hebridifchen Infeln, bereifte die mehreften im J. 1549 und gab eine fehr umftändliche und genaue Befchreibung davon. Eine neuere Ausgabe davon erfchien zu Edinburg 1774. — Fin-mac-cumbal, oder, wie Macpherfon ihn nennt, Fingal, wird von den Schotten fowohl als von den Iren in Anfpruch genommen. „Da beide Sprachen die nämlichen find: *fo liegt wenig daran, in welcher Infel von beiden Fingal und feine Helden geboren find und blüheten.*“ Der erfte Schriftfteller von Bedeutung, der Fingals gedenkt, ift Barbour, Erzdechant von Aberdeen, der gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts fchrieb. Hector Boethius, Buchanan und Leslie gedenken des Finmaç-cuil, fo wie auch Nicholfon in feinen *Scotifh hiftor. Library*, reden aber fo von ihm, dafs fie das, was man von ihm erzählt, für einen Roman halten.— Rec. wundert fich nicht wenig, dafs der Vf. nach dem allen, des fogenannten Originals von Offian mit keinem Worte gedenkt. Hier wäre doch der Ort gewefen zu fagen, ob man mehrere Abfchriften davon habe, wer etwan eine befüfse, wer fie mit Macpherfon's fogenannter Ueberfetzung verglichen habe; wer fich etwa erinnert, es zuerft gefehen, oder davon gehört zu haben, woher es gekommen fey, was fich etwa aus dem Papiere, oder der Handfchrift fchliefsen laffe etc. Von allem dem nicht ein Wort. Eben fo wenig, warum die längft verfprochene Herausgabe des fogenannten Originals nicht erfcheint. Schon find es fechs Jahre, dafs Rec. von einem gelehrten Hochländer hörte, dafs daran gedruckt würde, und noch ift es nicht erfchienen. Das Werk ift ja gar nicht grofs. Und wenn es nicht möglich war, Geld zu einer Prachtausgabe aufzubringen: fo dürfte man ja nur eine gemeine liefern. Das vor uns liegende Werk des Hn. Campbells koftet 12 und 15 mal mehr als das Bändchen von Offians Gedichten betragen würde. Der Artikel von Edinburg nimmt allein 240 Seiten ein, und die ganze Zeit über konnte der Vf. kein Plätzchen finden, uns einigen Auffchlufs über fo viele Fragen zu geben, die fich jedem Unbefangenen darftellen werden. Die Schotten find ja fonft nicht fo gleichgültig gegen ihre Nationalehre; der Vf. fchrieb gewifs nicht für feine Landsleute allein, und eben fo wenig konnte es ihm unbekannt feyn, dafs eine Menge Engländer die Authenticität diefes Originals noch diefe Stunde bezweifeln. So viel glauben wohl die allermehreften, dafs Fingal lebte und Offian fang. Auch daran zweifeln wenige, dafs man in den Schottifchen Hochlanden einige Rhapfodien hat, die von Offian feyn follen, und die feit Jahrhunderten durch mündliche Fortpflanzung fich erhalten haben. Eben fo wahrfcheinlich ift es, dafs Macpherfon, als er *feinen* Offian herausgab, mehrere folche Rhapfodien befafs, die er fich entweder vorfagen liefs, oder die früher niedergefchrieben worden waren. Dafs aber von *dem Offian*, den uns Macpherfon geliefert hat, ein Original exiftire, ift fo lange zu bezweifeln erlaubt, bis die Schotten uns beffere Beweife davon geben, als die zeitherigen gewefen find.

Ueber die Auswanderungen der Schottifchen Hochländer wird hier mancherley gefagt und doch nicht genug; wenigftens kommt man nirgends auf ein reines Refultat. Ja der Vf. beftimmt nicht einmal genau den Begriff des Auswanderns; denn wenn viele Hochländer ihren fchlechten Boden verlaffen und in die Städte gehen, oder, was noch gemeiner ift, den Pachter im Niederlande überbieten und vertreiben: fo find diefe freylich aus dem Hochlande, aber doch nicht aus Schottland gewandert. An einigen Orten hat die Bevölkerung allerdings etwas abgenommen, an andern aber hat fie fich ungeheuer vermehrt. Nirgends wird gezeigt, ob die Verminderung der Bevölkerung durch das Auswandern oder durch andere Umftände hervorgebracht worden ift. Im Ganzen fieht man aus diefem Werke fowohl als aus einer Menge anderer Thatfachen, dafs Schottland in den letzten Zeiten aufserordentlich an Bevölkerung, Nahrungsquellen, Wohlftand und Aufklärung gewonnen hat. Gleichwohl klagt der Vf. häufig bald über den hohen Pacht, den der Landmann dem Eigenthümer, bald über die grofsen Abgaben, die man der Regierung entrichten mufs. Nur ein einzigesmal kommt er, und nur dunkel, auf den Gedanken, dafs Schottlands allgemein verbefferter Zuftand gerade aus der Zeit der hohen Abgaben und des erhöhten Pachtes fich datirt. Ueber alles das fcheint Hr. C. kein beftimmtes Syftem zu haben, und daher find diefe Gegenftände hier wenig auseinander gefetzt. Ueberhaupt verfteht er nicht die Kunft, ein Refultat zu ziehen, oder feine Materialien dem Lefer fo vorzulegen, dafs diefer fie verbinden und über gewiffe Gegenftände fich felbft Licht fchaffen könnte. — Was die Auswanderungen betrifft, fo fcheint die ungeheuer vermehrte Schafzucht eine Haupturfache davon zu feyn. Die Eigenthümer finden fo fehr ihren Vortheil dabey, dafs fie ganze grofse Strecken, wo feither der Landbau auf die alte Art getrieben wurde, in Schaftriften verwandelt haben. Die Folge davon ift, dafs einige wenige Schäfer die Stelle von einem Dutzend Familien kleiner Pachter einnehmen. Der gröfsere Theil der Hochlande foll jetzt in Schaftriften verwandelt feyn.

(Ift

(Ist das nicht etwas übertrieben?) In Rosshire wurden vor einigen Jahren an 30 Familien auf diese Art vertrieben, die, ehe sie abzogen, alle Arten von Ausschweifungen begingen. Von beiden Seiten des Sees Tay sind die Bewohner mehr als einmal ausgewandert, und es ist zu befürchten, dass eine noch grössere Wanderung, als die vorhergehenden, statt haben wird, wenn man nicht Mittel findet, den Beschwerden der Leute des Lord Braidalbane abzuhelfen. Und doch findet sich in dieser Gegend das Kirchspiel Kenmore, das im J. 1794—95 nicht weniger als 3463 Personen enthielt. Im J. 1755 waren nur 3067. In diesem Kirchspiele wohnen 9 Maurer, 10 Schmiede, 8 Bötticher, 20 Flachsbereiter, 63 Weber, 38 Schneider, 1 Färber, 26 Schuster, 36 Arbeiter in Holz, und 4 Strumpfhändler; also 215 Handwerker. Dieses zeigt offenbar, wie sehr die Hochlande fortschreiten. Um Fortingal herum wohnen und leben die Leute durchaus besser, als vor 50 Jahren, sind reinlicher, haben mehr und besseres Geräthe etc. — Killin (S. 203) ist auch ein schönes Dorf am See Tay. Am westlichen Ende dieses Sees liegt Kinnel, der kleine Sitz des Hn. M'Nabbs, dessen Begräbnissstätte nahe bey dem Hause ist. Hier soll Fingal begraben liegen, und hier sieht man 6 graue Steine, die in gleichen Entfernungen von einander stehen und der schönen Beschreibung Ossians von Fingals Begräbniss entsprechen: „Fingal steigt hinab in das enge „Haus, wo Trenmor und Trathil ruhen. Sechs graue „Steine bezeichnen die grüne Erhöhung, wo die Hel„den im Staube schlafen."

S. 306 ff. Um *Perth* herum sieht man überall Arbeitsamkeit und Fleiss. Ländliche Verzierungen, Geschmack, Eleganz machen schnelle Fortschritte und zeugen von Reichthum, Sicherheit und Ueberfluss. Das Land wird immer mehr angebauet, die Stadt immer grösser. Die örtlichen Vortheile zu Anlegung von Maschinen sind ausserordentlich; auch fehlt es an keinem Material zum Bauen, Holz ausgenommen. Die Arbeit ist getheilt und das Capital sehr gross. Hierzu kommt die Tay, die bis an die Stadtmauern schiffbar ist. Ueber 15,000 Stühle arbeiten zu Perth und in der Nachbarschaft beständig in Linnen und Baumwolle. Im J. 1794 rechnete man das jährliche Erzeugniss (aber zu geringe angesetzt) auf 120,000 Pf. St. Hier sieht man häufig 60 bis 70 Schottische Morgen Landes mit Leinwand bedeckt. Auch sind hier Korn- Oel- und Papiermühlen, nebst beträchtlichen Gerbereyen. Die Handschuhmanufacturen sind sehr wichtig. Zu Perth werden jährlich an Büchern 20 bis 30,000 Bände gedruckt. Der Lachsfang bringt jährlich 7 bis 8000 Pf. ein. — Das Land am Tay ist vortrefflich angebaut, vorzüglich in der Nähe von Perth. Die ganze Gegend umher ist ein reicher und prächtiger Garten. Der Strich zwischen dieser Stadt und Dundee wird der goldene Kornboden von Schottland genannt. *„Obgleich der Pacht hoch ist, und noch „immer steigt: so wird er doch bezahlt, und der Pachter „lebt anständig und legt noch etwas zurück."!!* — Ruthven Castle (S. 363) wo einst Jacob VI. gefangen gehalten wurde, wird jetzt von Calicodruckern bewohnt, die sich 1792 hier niederliessen, und deren jährlicher Arbeitslohn 3600 Pf. St. beträgt. Perth hat eine Privatstiftung, die aber von der Obrigkeit autorisirt ist. Vier Männer lehren die verschiedenen Zweige der Mathematik, Physik, Handel, schöne Wissenschaften, Zeichnen und Französisch. Man hat jetzt ähnliche Stiftungen in fast allen grossen Städten Schottlands. Die Obrigkeit liess in Perth das Gebäude errichten, und durch Privatsubscriptionen erhielt man die Instrumente.

Im J. 1562 hatte Perth 5000 bis 6000 Einw.
— — 1755 — — — 9019 Einw.
— — 1796 — — — 19,871 —

S. 380. *Dundee* treibt einen ansehnlichen in- und ausländischen Handel. Der Damm ist gross, die Docken geräumig und bequem und die Niederlagen am Kay gut gelegen. Schiffe von 500 Tonnen kommen bis an den Strand. Im J. 1792 hatte die Stadt 34 Schiffe, die den ausländischen, 78 die den Küstenhandel trieben und 4 Grönlandfahrer. Aber seitdem haben diese Zahlen sich sehr vermehrt. Die Stapelwaaren sind Linnen und Linnengarn; nebenher Baumwollengarn, Musselin und Wollenmanufacturen. Die Zahl der Stühle ist 2000 und der jährliche Betrag 4,500,000 Yards, wovon ein Viertel in den nahen Kirchspielen, das übrige in Dundee und der unmittelbaren Nachbarschaft verfertigt wird. Man liefert ein Jahr ins andere für 269,568 Pf. gefärbtes Garn, wozu 66 Mühlen und 370 Personen gebraucht werden, ohne 1340 Spinner. Ueberdiess Gerbereyen, 1 Zuckerraffinerie, 1 Glasfabrike, Tabaksfabriken, Seife- und Schmelzeisengesellschaften. Das coursirende Papiergeld ist 160,000 Pf. St. Die Feuerassecuranz-Comp. versichert ein Eigenthum von 800,000 Pf. St. Die Bevölkerung der Stadt, als ein Kirchspiel betrachtet, ist 23,500 Menschen.

Band II. Vor der Kirchenreformation war *St. Andrews* eine Stadt, wo man Kaufleute aus der ganzen handelnden Welt fand, und 200 bis 300 Schiffe besuchten ihren Hafen. Von den Brauern, die ehemals hier waren, ist nicht ein Drittheil, und von den Bäckern nicht ein Fünftheil mehr da. Nach und nach ist die Stadt so gesunken, dass Stadt, Vorstädte und Land, als Kirchspiel, nicht mehr als 3950 Menschen enthält. Die grösste Zahl der Studenten in irgend einem Jahre war 179. — Zu Upper Largo wohnt *Joh. Selkirk*, ein Weber, Grossneffe des Alex. Selkirk, welcher 1676 zu Largo geboren war, 1703 als Meister des Schiffes Cinqueport in die Südsee gieng, und wegen einer Empörung auf der Insel Juan Fernandez ausgesetzt wurde, wo er 4 Jahre lebte, bis ihn der Capitän Wood Rogers mit sich nach England brachte, worauf Selkirk sich wieder an seinen Geburtsort begab. — Rec. hat oft in England gehört, dass Selkirk die Geschichte seiner Begebenheiten dem Schriftsteller de Foe mittheilte, welcher sie niederschrieb, ihm aber nachher sagte, dass sich nichts daraus machen liess, wirklich aber sie zur Grundlage seines Robinson Crusoe brauchte. Als *S.* diese Treulosigkeit erfuhr, soll er sein Leben selbst herausgegeben, damit aber kein Glück gemacht haben, weil Viele es

es für eine Betrügerey hielten. Den letzten Theil dieser Anekdote mag Rec. nicht verbürgen. In und um *Kirkaldy* sind 2000 Weberstühle für Linnen, wovon sich 250 in der Stadt und dem Kirchspiele befinden. Hier wurde Adam Smith geboren, von welchem der Vf. interessante Nachrichten liefert, die man aber umständlicher in *Dugald Stuarts Account of the life and writings of Dr. Smith* findet. — S. 85 liest man folgende merkwürdige Stelle: „Unsere südlichen Nachbarn halten 10 bis 15,000 Pf. St. für ein erträgliches Capital, um in der Welt etwas damit anzufangen; wir hingegen ziehen uns mit einer weit kleinern Summe aus den Geschäften zurück." — Hätte der Vf. diese Worte durch sein ganzes Werk hindurch immer erwogen: so würde er die vornehmste Ursache, warum Schottland noch nicht alles ist, was es seyn könnte, darin gefunden haben, weit besser und wahrhafter als in den *unerträglichen* Abgaben, in den hohen Pachte der Ländereyen und im Englischen Drucke. So lange man sich genügt, mit den Zinsen eines kleinen Capitals als Gentleman zu leben, können die Geschäfte nie im Grofsen getrieben werden. Aus der nämlichen Ursache wird auch Irland noch lange zurückbleiben, wo Unzählige mit einer kleinen Summe als Gentlemen leben, mit welcher die nämlichen Individuen in England in den Handel treten, oder die Rechte studiren würden. S. 110 bis 346. *Edinburg*. So weitläuftig auch der Vf. über diese Stadt ist: so giebt er uns doch wenig über das bürgerliche Leben, den Ton und die Sitten der gegenwärtigen Zeit. Was er liefert, ist mehr ihre Geschichte seit der Union, und die Beschreibung ihrer Kirchen, Stiftungen und Nachbarschaft. Sehr lange hält er sich bey der Geschichte ihres unbedeutenden Theaters und der Geschichte seiner Künstler auf. Nicht einmal die Bevölkerung von Edinburg giebt er bestimmt an; doch redet er davon ein paar mal als von einer Stadt von mehr als 100,000 Einwohnern. Die Universitäten von St. Andrews, Glasgow und Aberdeen hatten schon sehr lange bestanden, ehe man an die von Edinburg dachte. Nach der Reformation erhielt der Stadtrath von der Königin Maria einige geistliche Häuser und stiftete eine Schule. Vermächtnisse und Privatpersonen setzten ihn in den Stand, ein Collegium für Professoren und Studenten zu errichten, wozu Jacob VI. (I.) eine Charter gab. Es wurde 1583 geöffnet. Cromwell setzte ihm jährlich 200 Pf. aus und Wilhelm III. 300, welche Summe aber von der Königin Anna wieder geschmälert wurde. Da diese Universität eine Privatstiftung war und unter der Aufsicht des Stadtrathes errichtet wurde: so hat dieser auch allein das Recht, die Professoren zu ernennen. — Ueberaus merkwürdig ist die Geschichte der medicinischen Schule, welche jetzt vielleicht die wichtigste in der Welt ist. Der Wundarzt *Monro* hatte einen Sohn, der vorzüglich das anatomische Studium getrieben hatte. Für diesen stiftete der Stadtrath im J. 1720 eine anatomische Lehrstelle, und der nämliche Mann bewog den Dr. *Alston*, medicinische Vorlesungen zu halten. Diess ist die ganze Grundlage der berühmten Schule, auf welcher seit dem 15,930 Personen Medicin und Anatomie studirt haben. Gegen das Jahr 1790 waren hier über 1000 Studenten. Sie wohnen bey den Bürgern in der Stadt umher, sind ohne besondere Aufsicht und haben auch zuweilen Duelle. Von S. 346 bis 380 folgt ein Anhang mehrentheils über Orte, die schon im Werke selbst behandelt worden sind. Das Einkommen der Regierung von geistigen Getränken in Schottland soll jährlich 900,000 Pf. St. betragen. Die Unmäfsigkeit nimmt in den Ständen aller Art immer mehr zu. — Joh. Christie, ein Schäfer und Eingeborner des Kirchspiels Dollar hat eine Büchersammlung von 370 Bänden in verschiedenen Zweigen der Literatur, als Geschichte, Reisen, Theologie und vermischte Schriften. Darunter sind die Englischen Classiker, als der Zuschauer, der Rambler, Guardian, Tatler etc. Ueberhaupt sind wissenschaftliche Kenntnisse in Schottland allgemein verbreitet, und in keinem Lande der Welt kann man sie sich so leicht und so wohlfeil verschaffen. Die Schullehrer sind über alle Massen schlecht bezahlt, und doch findet man geschickte und gelehrte Männer bis in die entlegensten Winkel dieser Halbinsel. — In der Nachbarschaft von Dollar ist eine grosse *Bleiche*, deren Eigenthümer schon im J. 1790 einen *Preis* für eine chemische Bleiche (oxygenirte *salzige Säure*) erhielten, welche seitdem auf den mehresten Bleichen eingeführt worden ist. Diess geschah also vor 12 Jahren, in einem Winkel von Schottland, während unsere deutschen Schriftsteller noch darüber schreiben und manche unserer Bleicher die Sache noch immer für unzulässig halten.

Die Sprache des Vfs. ist weder classisch, noch angenehm. Durchaus herrscht eine gewisse Weitschweifigkeit, welche bisweilen der Bestimmtheit schadet. Auch stöfst man auf ungewöhnliche Wendungen und hin und wieder auf Schottische Ausdrücke. Papier und Druck sind geschmackvoll und prächtig. Die Aussichten sind vortrefflich gewählt, sehr gut gezeichnet, und so ausgeführt, dass das Buch in dieser Rücksicht unter die schönsten seiner Art gehört. Nach den 44 Kupferstichen wäre wohl eine Karte von dem Striche, durch welchen die Reise geht, und ein Plan von Edinburg zu wünschen gewesen.

Zum Uebersetzen ist dieses Werk nicht geeignet. Wollte sich aber jemand die Mühe nehmen, auf 20 Bogen von den wichtigsten Gegenständen eine gute Auswahl zu liefern: so würde dieses gewiss ein sehr interessantes Bändchen seyn.

Num. 66. 522

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 5. März 1803.

GESCHICHTE.

WIEN, b. Schaumburg u. C.: *Geschichte der österreichischen Monarchie*, von *Franz Mich. Reisser*, öffentlichem Lehrer der allgemeinen und österreichischen Geschichte, bey der k. k. adelichen Arcieren-Leibgarde galizischer Abtheilung. *Erster Band, erste Abth.* bis zum J. 1156. 1799. 208 S. *zweyte Abth.* bis z. J. 1278. 1800. 221 S. *Zweyter Band, erste Abth.* bis z. J. 1427. 206 S. *zweyte Abth.* bis z. J. 1507. 232 S. *Dritter Band, erste Abth.* bis z. J. 1576. 212 S. *zweyte Abth.* bis z. J. 1657. 318 S. Der *zweyte* und *dritte Band.* 1802. 8. (6 Gul. und mit Einschluss der nachfolgenden 2 Theile 8 Gul.)

Das Bedürfnis einer Geschichte der österreichischen Monarchie, als eines aus mehrern Bestandtheilen zusammengesetzten Gesammtkörpers, wurde in eben dem Maasse empfunden, als das Studium der Geschichte überhaupt bey den Lehranstalten der Monarchie zunahm, und als auch die Regierung sowohl, als die österreischen Patrioten die Nothwendigkeit wahrnahmen, in so viele und verschiedenartige Theile, wo nicht Einheit der Sprachen, Sitten, und Verwaltungsart, doch Einheit des Zwecks, und des Strebens nach demselben zu bringen. Es war hierin der gleiche Fall in der österreichischen, wie in der preussischen Monarchie, ja wie in Deutschland überhaupt als Reich betrachtet. Ein Hauptersodernis hierbey war die vorläufige, gute und genaue Bearbeitung der Specialgeschichten der einzelnen Länder; und hierin war in Hinsicht auf die österreichische Monarchie zwar nicht alles, aber doch vieles geleistet. Wer nun die Geschichte der österreichischen Monarchie schreiben will, von dem fodert man billig, dass er die historische Literatur der einzelnen Länder genau kenne, bis auf das Neueste, was hierin noch fortwährend geleistet wird; dass er dieses alles geschickt zu einem Ganzen mit stetem Hinblick auf einen Hauptzweck zusammenstelle, auf den Zweck nämlich, den verschiedenen Ländern und deren Bewohnern nicht nur zu zeigen, wie sie nach und nach unter einen Fürsten kamen? sondern auch wie vortheilhaft für gemeinsame Sicherheit und Wohlfahrt diese Vereinigung gewesen, und wie dieselbe nach der Lehre der historischen Erfahrung noch immer vortheilhafter werden könne? In dem Ganzen eines solchen Werks, welches, wie der Vf. richtig erinnert, nach der Realmethode, nicht aber nach der geographischen, streng chronologischen oder synchronistischen eingerichtet seyn muss, sind Episoden nicht nur verzeihlich, sondern auch nothwendig; das heisst: wenn man zu einem Zeitpunkt fortgerückt ist, wo der Monarchie ein neues Land zuwuchs, muss die vorherige Geschichte dieses Landes von den Zeiten, als es für sich, oder in andere Verhältnisse verwickelt war, summarisch aber pragmatisch nachgeholt werden.

Hn. R. Werk kann Rec. zwar nicht für einen durchaus schlechten — er muss es aber gewissenhaft für einen sehr mittelmäsigen Versuch in diesem Fache erklären; für einen Versuch, den er selbst noch mit mehr Fleiss und historischer Belesenheit — und ein anderer nach ihm mit mehr Gewandtheit im Ueberblick und in der Darstellung vervollkommen muss; ein Urtheil, das auch dann noch gerecht bleibt, wenn man die Censurschwierigkeiten berechnet, die der Vf. übersteigen musste.

Die Epochen, die der Vf. aufstellt, sind im Ganzen nicht übel gewählt, lassen aber doch im Einzelnen Erinnerungen zu. Sie sind folgende: *Die erste* von der ältesten Zeit bis zur Erhebung der östlichen Mark zu einem Pfalenz-Erzherzogthum 1156. *Die zweyte* bis zur Schlacht bey Laa zwischen Rudolph und Ottokar 1278. *Die dritte* bis zur Vereinigung aller deutschen Erblande durch Maximilian I. 1493. *Die vierte* bis zum Antritt der Regierung Ferdinands II. aus der gräzerischen Linie. 1619. *Die fünfte* bis auf die Erlöschung des männlichen Stammes des Hauses Habsburg. 1740. *Die sechste* bis auf unsere Zeiten. 1800. Rec. würde die dritte Periode durch einen Zusatz bis zum J. 1526 d. h. bis zur Besitzergreifung des ungarischen Reichs, welche in der Geschichte der österreichischen Monarchie eine höchst wichtige Epoche macht, verlängert haben: auch hätte er zur Bezeichnung einer neuen Epoche nicht den Antritt der Regierung Ferdinand II. eines intoleranten, und von richtigen Regierungsgrundsätzen sehr entfernten Fürsten, sondern lieber den Anfang des 30 jährigen Kriegs gebraucht. I. S. 24—40. schickt der Vf. unter dem Titel Erdkunde etc. einen statistischen Abriss der ganzen Monarchie, und S. 41—50. von Niederösterreich voraus, dessen Geschichte die Grundlage des Ganzen ausmacht; das nämliche leistet der Vf. bey den übrigen Ländern, so wie sie nach und nach zu Oesterreich kamen. Hier mag der Vf. am meisten durch die Censur gehindert worden seyn, der Magerkeit dieser seiner statistischen Abrisse abzuhelfen; aus denselben wird ein belesener Ausländer schwerlich etwas neues, ihm unbekanntes lernen. Die vollständigen literarisch-kritischen Angaben der Quellen der Geschichte hat der Vf. unterlassen; — hier ist aber auch seine schwächste Sei-

Seite; er kennt die historische Literatur der einzelnen Bestandtheile der österreichischen Monarchie nicht in gehörigem Maasse; daher bey ihm so wenig neues, von ihm selbst durchforschtes, sondern meistens nur eine Zusammenstellung des Bekannten zu finden ist. Dabey ist sein Stil zwar nicht schlecht, aber doch nicht der empfehlungswürdigste: manche grammatische und syntaktische Fehler mögen zwar zu Druckfehlern gehören; andere muss man nothgedrungen dem Vf. selbst zuschreiben; sonst ist der Stil des Vfs. einfach und meist deutlich, dabey aber ohne besondere Kraft, und ohne Rundung und Vollendung des Periodenbaus; und doch hätte der Vf., der es nicht mit kritischen Untersuchungen und neuen Forschungen zu thun hatte, gerade auf den Stil desto mehr Aufmerksamkeit wenden können und sollen.

Einzelne Bemerkungen mögen das bisher im allgemeinen Gesagte bestätigen. Zuerst einige Proben der Schreibart. — I. *Erste Abth.* S. 145. Nur die Macht Piligrins an dem kaiserlichen Hofe, und die Furcht Leopolds, sich in einen öffentlichen Streit mit einem Bischofe einzulassen, kann uns (*die*) Unthätigkeit dessen (desselben) bey diesen passauischen Foderungen erklären. I. *Zweyte Abth.* S. 110. Der österreichische Freyheitsbrief *berufte im* Abgange männlicher Erben bloss die erstgeborne Tochter des letzten Herzogs zur Nachfolge. II. 1. S. 113. Die österreichischen Herzoge *erfühlten* (wohl nur ein Druckfehler) die Bedingungen. Herzog Leopold rettete das Leben des Kaisers Heinrich VII., als Mayland in *Aufruhr kam*, und das Haus *della Torre die verlorne Signorie mit dem Blute des Kaisers* wieder *herzustellen* suchte. II. 2. S. 210. zweymal *gemeinschäftlich*, und S. 99. *Stadthalter*. S. 231. *Stadthalterin*. III. 1. S. 143. Ferners sollte der Kurfürst von Sachsen Ferdinanden als römischen König erkennen, ihm *deswegen gebührenden Titel* geben, und von aller *Disputation* der Wahlsachen abstehen. III. 2. S. 205. Die ungarischen Hülfsvölker retirirten nach der Moldau, viele von ihnen verloren aber *bey Uebersetzung dieses Flusses* ihr Leben.

Nun mögen einige ohne besonderes Nachforschen leicht zusammengelesene Proben der hier und da vernachlässigten Sorgfalt des Vfs. bey Namen und Sachen folgen. I. 1. S. 38. sagt der Vf.: „Siebenbürgen sey die *Dacia mediterranea*." — Hierüber hätte sich der Vf. aus Gatterers Einleitung in die synchronistische Universalhistorie, II. S. 596. eines bessern belehren können. Bey der Geschichte von Pannonien kennt der Vf. weder Schönwiessners noch Mannerts noch v. Engels Vorarbeiten. — Die höchst unslavische überall wiederholte Rechtsschreibung *Bellocroatien* (S. 97.) und König *Bella* von Ungarn ziemt kaum einem Anfänger in der Geschichte. Ueber die ungarische Geschichte kennt und benutzt der Vf. fast keine andere Schriftsteller, als Pray und Gebhardi; sogar die Namen Palma und Katona sind ihm fremd. In der österreichischen Geschichte sind Schröter, Mumelter und Rauch die vorzüglichen Führer des Vfs. Zwar geht er in derselben noch am meisten auf die historischen Quellen zurück, aber ohne dieselben zu erschöpfen. So z. B. benutzt er bey der Erzählung von Matthias Eroberung von Wien und Oesterreich, die er überhaupt zu trocken abfertigt, das von Doctor *Tichtl* aufgesetzte und von Rauch neuerlich herausgegebene Tagebuch nicht. (II. 2. S. 139.). Nirgends citirt und braucht er das für die ältere Geschichte Bayerns sowohl als Oesterreichs classische Werk: *Dolliners* historisch-kritischer Versuch über das angebliche Verhältniss der östlichen Gränzprovinz und Gränzgrafen zu Bayern unter den Carolingern, (Wien 1796. 8.). — In Rücksicht der alten Geschichte Tyrols fehlt dem Vf. die Kenntniss des folgenden Werkes: Versuch einer pragmatischen Geschichte der Grafen von Andechs nachherigen Herzoge von Meran von Joseph Freyherrn v. *Hormayr*, (Insbruck 1797. 8.) vergl. Westenrieder Beyträge zur vaterländischen Historie, Geographie und Statistik. (VI. B. 1800. 8. S. 73.). Daher begeht er den Fehler, dass er den Titel eines Herzogs von Meran nicht auf Tyrol, sondern auf Dalmatien bezieht. (II. B. 1. S. 183.) Von Wallenstein, den der Vf. immer unter dem weniger gebräuchlichen Namen Waldstein aufführt, scheint er die neuern Biographieen nicht zu kennen. — Wenn Hr. *R.* die Bemühungen des Erzherzogs Ferdinand erzählt, in Inneröſterreich den Protestantismus auszurotten, so nennt er den Hauptrathgeber nicht, den der dabey gehabt hat, den Georg Stobäus von Palmaburgo, Bischof von Lavant. u. s. w.

Freymüthigkeit des Urtheils wird man bey unserm Vf. so wenig, als besondern Scharfsinn suchen. Ein Hauptzug in der Geschichte der österreichischen Monarchie ist wohl dieser, dass zwar Jesuiten und einige erbärmliche Minister mehrmalen alles gethan hatten, was sie zum Untergang hätte bringen können; dass aber immer ein guter Genius sie gerettet hat. Unter Ferdinand II. und schon früher war Grundsatz des Lamormainé, man müsse die Protestanten durch Druck zu Unruhen und Empörungen reizen, hernach müsse man schreyen: der Protestantismus führe den Geist des Ungehorsams und der bürgerlichen Unruhe mit sich, also müsse er ausgerottet werden. Dieses Sophisma scheint auch unsern Vf. angesteckt zu haben. (III. 2. 163.) Nachdem er III. 2. S. 217. gemeldet hat, dass wegen des böhmischen Bekehrungs-Unwesens 30,000 arbeitsame und reiche Familien dieses Land verliessen, und dann Sachsen und Brandenburg emporbrachten, lobt er doch S. 317. Ferdinands II. Gerechtigkeitsliebe und Klugheit, und billigt es S. 316. mit Mumelter, dass sein Ministerium mit der Religionsverschiedenheit zugleich die ständischen Freyheiten in Böhmen und Oesterreich zu vernichten gewusst habe. Die Wahrheit ist, dass sowohl die ganze Monarchie, als besonders Böhmen sich erst unter Maria Theresia und Joseph II von den unter Ferdinand II. erlittenen Beschädigungen haben erholen können. Doch macht folgender Wink, den der Vf. S. 211. giebt, seiner Unpartheylichkeit Ehre: „Der kaiserliche Beicht-„vater Lamormainé, ein Jesuit aus französisch Flan-„dern,

„dern, sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller, steht in „dem grössten Ansehen beym Kaiserhofe. Seine Rath„schläge nicht nur, wenn die Frage von Religion und „Gewissen ist, sondern auch in Staatssachen, haben stets „das Uebergewicht. In seine Hände kommt alles, und „wer ihn zum Freunde hat, kann seiner Sache sicher „seyn."

Fürth, in Bureau f. Literatur: *Charaktere und Anekdoten aus Soulavie's Denkwürdigkeiten der Regierung Ludwigs des Sechszehnten.* Mit 8 Portraits. 1802. 304 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Da *Soulavie's* Memoiren bereits in unsern Blättern (A. L. Z. 1802. Nr. 308. ff.) ausführlich angezeigt worden sind: so begnügen wir uns hier mit der Bemerkung, dass der Vf. dieses Auszuges, wie schon der Titel andeutet, bloss die darin aufgestellten Charaktere der Glieder der königlichen Familie, der Maitressen Ludwigs XV. und des Ministers Choiseul, so wie einiger Minister Ludwigs XVI. und mehrere dazu gehörigen Anekdoten ausgehoben habe, mit Weglassung vieler andern, die man bey der Bekanntschaft mit dem Originale hier wohl ebenfalls vermuthen dürfte. Ohne diese Rücksicht gewährt der Auszug eine unterhaltende Lectüre; nur hätte der Vf. mehr auf die Reinheit und Richtigkeit der Sprache sehen, und z. B. nicht auf einer und derselben Seite *Noel's* und *Sort* unübersetzt lassen, auf etwas *zählen*, *Verlass nehmen* u. a. Ausdrücke mit richtigern vertauschen, *trotz* nicht mit dem Genitiv, sondern mit dem Dativ construiren sollen u. gl. m. — Auf den Titelkupfer sind die Portraits Ludwig XVI., seiner Gemahlin und seiner zwey Brüder, der Prinzen Condé und Conty, und der beiden Herzoge von Orleans zusammengedrängt.

Leipzig, b. Hinrichs: *Leben Bonaparte's*, ersten Consuls der französischen Republik, von seiner Geburt bis zum Frieden mit England. — Für alle Stände bearbeitet von *J. A. W. Beck.* Mit Portrait und Karte. 1802. 144 S. 8. (12 gr.)

Wie würde sich Bonaparte schämen, wenn ein widriger Zufall das Machwerk dieses unberufenen Lobredners ihm in die Hände bringen sollte. Alles findet er gross an seinem Helden, er lässt ihn seine Siege so leicht erlangen, wie dem Schnitter sein Getraid unter der Sichel fällt, spricht von seinem grossen Namen beym Blutbade zu Paris, wo B. erst bekannt zu werden anfieng, und findet nichts gut und nichts recht als was B. that. Dass bey einer solchen Anlage die Anekdoten von *Bs.* Geburt, von seinem seltsamen Betragen in dem Erziehungshause, mit tiefem Stillschweigen übergangen werden, versteht sich von selbst; es wird nur bemerkt, dass er seine Studien mit ausgezeichnetem Eifer machte. Eben so wenig wird man nur einen Schein von Unpartheylichkeit erwarten; der Vf. erzählt ausschliessend nach den französischen Zeitungsberichten, und vergisst sich in seinem Eifer so weit, dass er z. B. in der Erzählung „Unsere Colonien" sagt, wenn er von den französischen Colonien sprechen will; dass er die Zögerungen zu Rastadt ausschliessend auf Rechnung der Oesterreicher setzt, und von den Seeräubereyen der Engländer spricht. Doch möchte die unmässige Partheylichkeit noch hingehen, wenn das Buch uns etwas Neues sagte; aber wer Zeitungen gelesen hat, findet hier keinen neuen Zug. Und sein Vortrag! Wenn der Vf. aus dem Schlachtengetümmel heraus ist, wo ganz plan die Zahl der Gebliebenen und Gefangenen in jedem Gefechte, versteht sich nach französischen Angaben, vorgelegt wird, erhebt er sich zu ganz eigenem Schwung. Da „donnern S. 53. Batterien aus glühenden Schlünden." Zum Verstande anderer Stellen z. B. S. 84. erwarten wir erst den Commentar. B. geht nach Mayland zurück. „Er „installirte eine provisorische Regierung, aus neun Glie„dern bestehend, die weder die richterliche noch die „gesetzgebende Gewalt haben sollten. *So achtete er die „ewigen Grundlagen eines wohleingerichteten Staats.*" — Es lohnt der Mühe nicht, bey einem solchen Buche die einzelnen Facta aufzustellen, welche gegen historische Wahrheit sündigen.

PHILOLOGIE.

Görlitz, b. Anton: *Elementarbuch des Wissenswürdigsten und Unentbehrlichsten aus der deutschen Sprache*, für den Schul- und Privatunterricht geschrieben von *Karl Heinrich Ludwig Pölitz.* 1802. XVIII. u. 506 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Ueber den pädagogischen Zweck und Gebrauch dieses Buchs erklärt sich der Vf. in der vorausgeschickten Einleitung und Propädeutik. Es soll nämlich zwischen dem Elementar- und zwischen dem systematischen Unterrichte das Mittel halten, damit jener mehr ausgebildet, und dieser zugleich besser vorbereitet werde. Ganz richtig und zweckmässig scheint der Stufengang vorgezeichnet zu seyn, den der Lehrer bey dem Elementarunterrichte in der Sprache zu nehmen hat; wenn dieser nun gehörig gefasst und durch praktische Uebungen in Fertigkeit übergegangen ist: so räth der Vf. nicht, sogleich zu dem strenge systematischen Vortrage überzugehen, sondern vorher zu einem zwar wissenschaftlichen, aber mehr darstellenden als durchaus bündigen und vollständigen Unterrichte. Und diesen zu ertheilen, ist das gegenwärtige Lehrbuch bestimmt. Durch Popularität und Fasslichkeit und durch die aufgenommenen Beyspiele, soll es sich an den Elementarunterricht anschliessen; aber auch durch die festgehaltene Ordnung, wissenschaftliche Behandlung und Darstellung der höhern Theile des Sprachunterrichts sich der systematischen Haltung nähern, und den Uebergang zu einer vollständigen und ausführlichen Theorie des Stils, zur Rhetorik und Poetik erleichtern, im Ganzen aber mehr theoretisch als praktisch seyn. Die Bestandtheile dieses Lehrbuchs sind nun: eine psychologische Entwickelung der geistigen Anlagen des Menschen in Beziehung auf die Sprache und deren wissenschaftlichen Anbau; eine histori-

storische Darstellung des Ganges der Bildung der Sprachen überhaupt, und der deutschen insbesondere, um die Aufstellung einer Theorie des Stils vorzubereiten; eine gedrängte Darstellung der Grundzüge der deutschen Grammatik; die Entwickelung ihrer Resultate für Correctheit, Sprachreinigkeit und Sprachrichtigkeit; eine gedrängte Darstellung der Logik; Entwicklung ihrer Resultate für die logisch formelle Correctheit des Stils, oder höherer Syntax; Darstellung der allgemeinen ästhetischen Principien zur Begründung der Rhetorik und Poetik; eine gedrängte Darstellung dieser beiden Wissenschaften selbst; eine kurze Theorie der Deklamation; die allgemeinsten Principien der Interpretation, durchgehends durch praktische Versuche erläutert; und endlich eine Analysis stilistischer Aufgaben, als die praktische Fertigkeit im Gebrauche und in der Anwendung aller vorhergehenden theoretischen Grundsätze. Auf diese Weise scheint dem Vf. das ganze Gebiet der gesammten stilistischen Wissenschaften erschöpft werden zu können; und man muss ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass er jene zahlreichen und mannigfaltigen Gegenstände nicht nur in einer planmäsigen Verbindung, sondern auch in beständiger Gemäsheit zu seinem Zwecke abzuhandeln gewusst hat. Dieser war vornehmlich, jene Gegenstände encyclopädisch zu bearbeiten, und Grammatik, Logik, Rhetorik und Poetik, die man gewöhnlich von einander getrennt lehrt, in unmittelbare Verbindung und gegenseitige Beziehungen zu bringen, und die praktischen Sprachübungen mit den theoretischen Regeln sogleich zu vereinigen. Aus seinem *System des deutschen Stils* hat der Vf. hier Vieles herübergenommen, aber doch nicht schlechthin wiederholt, sondern das Meiste kürzer und anders geordnet vorgetragen. Mehrere Theile, die er in der Vorrede nachweiset, sind hier ganz neu und zum erstenmale bearbeitet. Rec. ist mit jenem System und mit den übrigen Arbeiten dieses fruchtbaren Schriftstellers zu wenig bekannt, um mit Gewissheit anzugeben, ob und in wie weit er in diesem Lehrbuche das, was er schon in andern vortrug, wiederholt habe. Uebrigens gesteht er selbst, dass er den Schriften derer, die diess Feld weiter bearbeiteten, viel verdanke; und es sollte nicht schwer fallen, mehrere Quellen nachzuweisen, woraus er, zuweilen wörtlich, geschöpft hat. Hier ist diess jedoch wohl nicht so sehr der Fall, als es ehedem bey dem Lehrbuche des Vfs. für den ersten Cursus der Philosophie (A. L. Z. v. J. 1796. Nr. 200.) von einem andern Recensenten gerügt wurde. Der Plan des Ganzen und die Zusammenstellung der Gegenstände bleiben auf jeden Fall dem Vf. eigen; und in beiderley Hinsicht kann diess Lehrbuch zur Uebung der Jugend in der Sprach- und Denkwissenschaft mit Nutzen gebraucht werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Dresden* u. *Leipzig*, b. Hilscher: *Elementarlogik für pädagogische Zwecke*, von *Karl Heinr. Ludw. Pölitz*. 1802. 67 S. 8. (4 gr.) Diese populäre Logik hat der Vf. in der guten Meynung abgefasst, damit einem Mangel bey dem Schulunterrichte abzuhelfen, da er die gewöhnliche Behandlung der Logik für Schulen als sehr unzweckmäsig kennen lernte, und eine ihres Schulgewandes entkleidete Logik vermisste. Uns scheint aber dieser Versuch ganz verunglückt zu seyn. Er besteht erstlich aus einer Reihe von Definitionen von *neun* von dem Vf. sogenannten *logischen Formen*, auf 15 S. und *dann* aus einem sogenannten *praktischen* Theil, auf 39 S. welcher blosse Beyspiele zu jenen Definitionen enthält. Die logischen Formen oder Begriffe, die in jenem theoretischen Theile definiret werden, sind: Begriff, Urtheil, Schluss, Definition, Description, Deduction, Destinction, Partition und Division. Warum gerade nur diese Begriffe aus der Logik herausgehoben sind, davon ist kein Grund angeführt; vielleicht hat er aber geglaubt, es müssten dieser logischen Formen so viele, als in der deutschen Sprachlehre Redetheile, seyn; denn §. 8. sagt er: „so wie durch die *Redetheile* in der Grammatik das ganze praktische Gebiet dieser Wissenschaft bestimmt wird, und das *Sprechen* und *Schreiben* davon abhängt: so wird das praktische Gebiet der Logik durch diese *Formen* bestimmt, von denen alles Denken abhängt." Er hätte aber die Zahl 9 noch mit andern Verstandeshandlungen, deren er nicht gedenkt, vermehren können, z. B. Verbinden, Bezeichen, Abstrahiren, Trennen, Analysiren, Entgegensetzen, Limitiren, Bejahen, Verneinen, Contraponiren u. s. w. ohne welche, zum Theil wenigstens, jene unrichtig sogenannten 9 Formen, nicht einmal möglich sind. Von nicht besserer Beschaffenheit ist der Inhalt der Definitionen *selbst*. So wird z. B. S. 16. gesagt: die *Vorstellung* sey von dem *Begriffe* in so fern verschieden, in wie fern sie ihm *vorausgehen* müsse, und durch dieselbe das Mannigfaltige noch gar nicht nach seinen Merkmalen (ein Wort, das gar nicht erkläret wird), zu einer Einheit, die wir durch ein Wort näher bezeichnen, verknüpft, sondern bloss *als ein von uns verschiedenes Mannigfaltiges* wahrgenommen werde. Der Vf. vermischt hier Vorstellung mit Anschauung, und vergisst oder weiss nicht, dass Vorstellung der Gattungsbegriff von Anschauung und Begriff ist. Nach dem Vf. liefert uns die *Anschauung* ein Mannigfaltiges, wir nehmen es wahr; wir bekommen aber eine *Vorstellung* davon, indem wir es als ausser uns wahrnehmen, dieses Mannigfaltige von uns unterscheiden, und es *als verbundenes* Mannigfaltiges *verknüpfen*. Sobald wir aber dieses *angeschaute* und *vorgestellte* Mannigfaltige durch *ein Wort* bezeichnen, z. B. ein *Haus* nennen, sobald wird aus der Vorstellung ein *Begriff*. Wir könnten noch mehrere dergleichen Unrichtigkeiten aus dieser 15 Seiten langen Theorie auszeichnen, wenn wir uns nicht bey einem so kleinen Producte kurz zu fassen hätten; aber statt aller Anmerkungen, die wir noch machen könnten, deuten wir nur noch auf den schönen Unterschied zwischen *Partition* und *Division*, dessen Lächerlichkeit jedem Kenner von selbst in die Augen fallen wird.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 7. März 1803.

LITERATURGESCHICHTE.

WINTERTHUR, b. Steiner: *Johann Kaspar Lavaters Lebensbeschreibung*, von seinem Tochtermann *Georg Gessner*. *Dritter und letzter Band.* 35½ B. gr. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Ungeachtet Hr. G. in den vorhergehenden Theilen gegen die Beurtheiler seines Werks sich das Ansehen einer grofsmüthigen Verachtung gegeben hatte: so sieht man doch deutlich aus diesem Theile, dass er sich vor verschiedenen Fehlern warnen liess, wovon die ersten Theile wimmeln, und diess gereicht ihm gewiss mehr zur Ehre, als wenn er auf gegründete Kritik keine Rücksicht genommen hätte; auch berichtigt er einige historische Umstände, deren Unrichtigkeit ihm von dem Rec. (A. L. Z. 1802. Nr. 278—79.) nachgewiesen worden war. Den Fehler, dass er immer *von sich selbst* redet, hat er inzwischen noch nicht abgelegt; auch in diesem Theil heisst es häufig: „Nun muss ich das sagen"; oder: „Man wird „wohl merken, warum ich diess erzählte oder ein„rückte"; oder: „Ich glaubte diess meinen Lesern „schuldig zu seyn" u. dgl. m.; auch ist der Stil noch immer nicht edel und correct, sondern vielmehr nicht selten lächerlich. So heisst es S. XII. der Vorrede: „L. habe seiner Humanität *nicht los werden können.*" S. 354. „Die *Stäfa'er* untergruben *an den* Fundamen„ten der Staatsverfassung." Mit Vergnügen giebt jedoch der Rec. dem Vf. das Zeugniss, dass er die letzten Lebenstage seines Schwiegervaters rührend beschrieben hat. Nicht nur sieht man deutlich, dass er sich Mühe gab, *der Wahrheit getreu zu bleiben*, sondern er schreibt auch mit Gefühl, ohne in den empfindelnden Ton zu fallen, enthält sich in diesem Abschnitte der Ausfälle auf L's. angebliche Feinde und treulose Freunde, und ist nicht zu weitläuftig. Gleichwohl wird, wer Lavaters Leben genau kennt, sich auch bey diesem Bande mancher Bemerkungen nicht enthalten können; Rec. will nur einen Theil desjenigen, was in demselben auffällt, etwas näher beleuchten.

Hr. G. sagt S. 5. mit Beziehung auf „*L's. Geist, aus dessen eignen Schriften gezogen*": *jeder* Schriftsteller könne lächerlich gemacht werden, wenn man zu diesem Zwecke einzelne Stellen aus seinen Schriften aushebe, und in ein besonderes Buch sammle. Diess wird ihm aber nicht zugegeben werden, da bey weitem der kleinere Theil der Schriftsteller aus so excentrischen Menschen besteht, als L. war, mithin auch sehr viele dem Publicum nichts zu lachen geben würden, wenn man gleich sie durch Auszüge aus ihren Schriften lächerlich zu machen bemüht wäre. — Wenn es S. 9. heisst, dass niemand jemals L. *moralischen Charakter* angetastet habe: so erinnert sich Hr. G. nicht, dass *Mirabeau* diess allerdings gethan hat, wie man schon aus der dem Hn. Landgr. zu Hessen-Homburg zugeschriebenen *Lettre à Mr. le Comte de M.* sehen kann, wo hierauf Rücksicht genommen ist, obgleich Hr. Capellmeister Reichardt in seinem Schreiben an den Grafen diese Beschuldigungen mit Stillschweigen überging. Auch in *Pockels Beyträgen zur Beförderung der Menschenkenntniss*, oder in einer andern Schrift dieses Mannes, erinnert sich Rec., vor mehrern Jahren einen starken Angriff auf den Charakter L's. gelesen zu haben. Solche unhistorische Behauptungen sollten nicht vorkommen. — S. 28—39. wird des Rufs nach *Bremen* ausführlich gedacht. Sein Benehmen bey diesem Vorfalle wird vertheidigt; allein es ist zuvörderst nicht einzusehen, warum L. seiner Gemeine sogleich an dem ersten Sonntage nach erhaltenem Rufe von der Kanzel Nachricht davon gab, warum er nicht vielmehr damit wartete, bis er seinen Entschluss gefasst hatte. Denn sollte wohl die *Gemeine* entscheiden, ob er dem Rufe zu folgen habe oder nicht? Sollte ihr Wunsch und Wille auf seine Entscheidung Einfluss haben? Dann stände er mit sich selbst im Widerspruche, indem er S. 32. erklärte: „Weder der *Privatwille meiner Gemeine*, noch der *Privatwille der Bremischen Gemeine* kann und soll mich bestimmen. Nun *was* sollte ihn denn bestimmen? Er fodert die Gemeine zur Fürbitte auf: „dass Gott sein „Herz nach Seinem Willen lenke," d. h. wenn nicht etwas Wunderbares darunter verstanden werden soll, dass ihm Weisheit verliehen werde, nach reifer Ueberlegung zu thun, was Vernunft und Pflicht ihm gebiete. Dazu ist aber stille Ueberlegung und Abwägung der Gründe, verbunden mit dem Rathe treuer Freunde und einer verständigen Gattin, ein zweckmäsiger gewähltes Mittel, als die Einholung der Urtheile einer ganzen grofsen Gemeine. Es ist deswegen, wenn man bedenkt, dass so viele andre Männer, welche ähnliche Vocationen erhielten, statt der Sache sogleich eine so grofse Publicität zu geben, sie *in der Stille* prüften, und dann sich entschieden, dem Zürcherschen Publicum gewiss nicht zu verdenken, dass es allgemein über den Lärm, den Lavater über seine Erwählung zum dritten Prediger der Ansgarii-Gemeine in Bremen erhob, spottete, und dass die Gelehrten daselbst sagten, Hr. L. wolle nur *gebeten* seyn, in Zürich zu bleiben. Doch aus der ganzen Erzählung und aus jener Menge von Briefen, die L. nach Bremen

men schrieb, und die hernach Gerontodidaskalos serius sammelte und drucken liess, erhellt, dass L. den Grundsatz hatte, nur ein *Gegenruf* von der Gemeine, an der er schon stehe, könne den erhaltenen auswärtigen Ruf entkräften; wirklich sagte er auch (S. 38.) in einer folgenden Predigt: „er habe sich entschlossen, den vielen und dringenden Bitten der bremischen Gemeine die noch dringenderen der petrinischen *vorzuziehen*." Also nicht *Vernunftgründe*, sondern *Bitten*, die von aussen an ihn gelangten, entschieden! Sonach wären aber in der Christenheit die Gemeinen übel daran; und keine wäre sicher, ihre Lehrer zu behalten, so bald es einer andern Gemeine desselben oder eines andern Landes einfiele, ihnen einen Ruf zuzusenden, es wäre denn, dass sie bey ihnen mit *neuen dringenden Bitten*, dass sie doch bleiben möchten, einkäme; und jedesmal müsste dann ein Aufsehen gemacht werden, wie L. in dem J. 1786 mit seiner Vocation machte, wobey nach Hn. G. offenherziger Versicherung (S. 35.) die Anhänger dieses Mannes „einen *enormen Grad von Unklugheit und Mangel an gutem Tact* und *Ton*" verriethen. Was bilden sich übrigens die *Kirchenältesten* der Gemeine zu St. Peter in Zürich ein, dass sie sich S. 35. ein *Consistorium* nennen? Doch es ist möglich, dass diese Herren nicht einmal wissen, was ein *Consistorium* ist; sie haben vielleicht von einem *Presbyterium* gehört, und glaubten, dass ein Consistorium und ein Presbyterium einerley sey. Verstiess doch selbst L., der die Welt gesehen hat, in seinem Briefe an die Kirchen-Bauherrn zu St. Ansg. zu Bremen auf eine eben so auffallende und lächerliche Art gegen das Schickliche, indem er an diese Vorsteher einer christlichen Gemeine schrieb: *Hochdieselben* haben *geruht* (!!), mir meine Erwählung zu eröffnen. — S. 41. beklagt sich der Biograph darüber, dass man L's. Reise nach Bremen so bitter getadelt habe, und Rec. findet es freylich natürlich, dass, da er einmal in Göttingen war, und nach Bremen eingeladen wurde, er noch die Reise dahin machte, wo man ihn einen Monat vorher zum Prediger gewählt hatte; inzwischen hat doch selbst einer seiner besten Freunde, der Graf *Friedr. Leop. zu Stollberg*, sich damals in einem durch die Zeitungen bekannt gemachten Gedichte über L's. Aufenthalt in Bremen aufgehalten, indem man ihn angestaunt habe:

„Wie einen Luftball in der Höh'
„Als wie ein Wunder aus der See,
„Wie eine seltne Aloe,
„Um welche stumm die Gaffer stehn";

Da nun L. mit seinem *Rufe* dahin so viel Aufsehen gemacht hatte, so war es niemanden zu verargen, wenn man die dabey verrathene Eitelkeit auch auf diese *Reise* übertrug. — S. 57. gedenkt Hr. G. der Predigt über die *Ziehenschen Weissagungen*, als eines Beweises, wie vernünftig L. gedacht habe; und gewiss zeichnet sie sich sehr vortheilhaft aus; er hätte hinzusetzen können, dass sie mit grossem Beyfalle aufgenommen und zweymal nachgedruckt ward. Hr. G. lerne hieraus, dass das Publicum nicht so ungerecht gegen L. war, als er uns glauben machen will, sondern dass man dem, was Beyfall verdiente, vollen Beyfall angedeihen liess. — Wie nöthig es ist, gegen L. Vorstellungen *äusserst misstrauisch* zu seyn, wenn er das angebliche Unrecht anderer gegen ihn durch Parabeln, Sentenzen, Gedichte u. dgl. ins Licht setzen will, dass lässt sich an einer S. 93. erzählten Geschichte deutlich zeigen. L. hatte Hottinger'n ein Exemplar seiner Messiade, wovon drey Bände bereits gedruckt waren, mit den Kupfern zu allen vier Bänden zum Geschenke gemacht, nachdem *H.* dem tödtlichkranken *L.* im Vertrauen einen freundschaftlichen Brief geschrieben hatte, damit er seinethalben mit einer frohen Empfindung in die Ewigkeit gehe; nachdem nun *L.* gegen Erwartung wieder genesen war, gieng er auf eine unvorsichtige Weise mit diesem Geheimnisse um, und setzte dadurch *H.* in sehr unangenehme Verlegenheiten; war es also nicht ganz in der Ordnung, wenn *H.* den *vierten* Band der Lavaterschen Messiade, als er erschienen war, und ihm von dem Vf. zugeschickt wurde, wieder zurückschickte, und durchaus nicht annehmen wollte? War es nicht zugleich natürlich, dass er die früher erhaltenen Bände und Kupfer behielt, weil diese ihm *vor dieser* Indiscretion waren zugeschickt worden, und er *L.* nicht durch die Zurückschickung auch dieser *frühern* Geschenke kränken wollte? Und nun lese man auf der angeführten Seite die hierauf zielende *Geschichte*, *in* der *L.* als der allein Gerechte und Edle, *H.* aber als ein schwacher und mit Launen behafteter Mensch erscheint! Ist nicht *L.* hier vielmehr *allein der Fehlbare*, der sein eigenes Unrecht und das Recht des andern durch eine die Wahrheit entstellende Parabel verbirgt? In dieser Rücksicht hat *L.* gewiss manchem, der es nicht um ihn verdiente, bey seinen Anhängern auf eine nicht zu rechtfertigende Weise geschadet, und sie in einen schiefen Gesichtspunkt über viele Dinge und Vorfälle gestellt. — Wenn der Vf. S. 102. 103. sagt, *L.* habe „mit einer *Schonung und Toleranz ohne gleichen alle* (?) *Andersdenkende behandelt*," so wissen wir andern wohl, was davon zu halten ist; wir erinnern uns der Humanität, mit der er von *Teller*, *Semler* und *Steinbarten* sprach; wir gedenken des in dem ersten Bändchen seines *Vermächtnisses für Freunde* befindlichen humanen Angriffs auf „*den neuen Paulus*," und so vieler andern Ausfälle auf neuere Theologen. Zwar will Hr. G. seine Behauptung mit *L's. Gesprächen zweyer Volkslehrer* beweisen; allein diese Schrift enthält eine Dichtung, und beweisst nur, dass *L.* wohl wusste, dass ein Christ tolerant gegen Andersdenkende seyn sollte, nicht aber, dass *er* es gegen *alle* Andersdenkende war. Besser hätte Hr. G. L's. Brief an den katholisch gewordenen Grafen zu Stolberg zu seinem Zwecke benützen können. Eben so wenig beweisen die zwey Gedichte auf *Salomon Gessners* und *Leonhard Usteri's Tod*, dass er gegen Männer von Verdiensten gerecht in seinem Urtheile gewesen sey; denn *L.* hatte *zwey Urtheile*, eins für die Welt, und eins

eins für einen engern Kreis; die letztern Urtheile waren oft von den ersten ganz verschieden, und denjenigen, auf die sie sich bezogen, eben so ungünstig, als jene ihnen zum Ruhme gereichen sollten; hier ist also wohl zu unterscheiden. — Lachen muss man, wenn man Hn. G. S. 121. von einem *Lord* (!) Fox, und S. 339. von einem damaligen *Sprecher* (!) in der französischen Nationalversammlung reden hört. Warum liess er sich nicht die Handschrift von einem Freunde corrigiren, der ihm sagen konnte, dass Fox kein *Lord* ist, und dass wohl das Unterhaus in England einen *Sprecher* hat, dass aber die französischen Nationalversammlungen *Präsidenten* hatten? — Was von dem sel. *Pfenninger* S. 197. u. fg. S. gesagt wird, ist grösstentheils sehr wahr; nur ist dabey nicht zu vergessen, dass, wenn *Pf.* seinem Freunde *L.* widersprach, er im Herzen doch immer wünschte, dass *L. Recht* haben möchte, auch im Stillen glaubte, dass er am Ende Recht bekommen würde; diess verräth eine gewisse Schwäche des Verstandes, ob gleich nicht zu läugnen ist, dass Pf. ein sehr feiner, beynahe nur zu feiner Kopf war. Auch darf nicht verhehlt werden, dass diesen in mancher Hinsicht vortrefflichen und liebenswürdigen Mann die Freundschaft für L. oft sehr ungerecht in seinen Urtheilen über andre machte. — Nach S. 210. unterwarf L. seine Lehrmeynungen gerne andern Forschern von entgegengesetzter Denkart, und foderte alle ihm bekannten Forscher auf, ihn entweder gründlich zu widerlegen, oder zu bekennen, dass er Recht habe; es kam aber, sagt Hr. *G.*, nichts dabey heraus; man antwortete nicht gerade zu, man wich aus, und diess konnte L. leicht vertragen; er ward dann derbe (grob) und die Correspondenz hörte auf. Natürlich, setzt Rec. hinzu; denn, auch abgesehen von den *Derbheiten*, denen man sich im Laufe einer solchen Correspondenz mit L. aussetzte, wie konnte etwas dabey herauskommen, wenn man von ungleichen Principien ausging, und wenn doch L. mit der ihm eignen Gewaltsamkeit verlangte, man sollte entweder sein System ganz über den Haufen werfen, oder bekennen, dass es wahr sey? Ausserdem ist nicht zu vergessen, dass L. alles, was man ihm mittheilte, einem Kreise von Anhangern anvertraute, welche nicht immer Einsichten und Kenntnisse genug hatten, um es richtig aufzufassen und zu beurtheilen, woraus oft hässliche Klätschereyen entstanden; diess scheute, wer es wusste, und man wich deswegen lieber Lavatern in solchen Fällen aus, oder liess sich doch nicht tief mit ihm ein. — Ueber die satyrische *Reise nach Fritzlar* durfte L. sich nicht beklagen, da er durch das erste Heft des *Tagbuchs seiner Reise nach Copenhagen* dem Spötter nur zu viele Blössen gegeben hatte; freylich ist diese Satyre nicht ganz so treffend, wie eine andre desselben Vfs. (v. Knigge) auf den Ritter v. Zimmermann, oder wie das *Freudenlied der Jünger L.*, dessen Hr. G. nicht gedenkt, und das in seiner Art ein Meisterstück ist; dass aber nicht alles in der v. Kn—schen Satyre auf L. passt, war ein Glück für L.; denn dadurch erlangte er einen ihm sonst entgangenen Vortheil über den Vf. derselben. — Unter dem, was Hr. G. aus den Schriften L's. aushebt, haben ihm die „*Worte Jesu*" (S. 285.) beynahe am wenigsten gefallen. Sie zeichnen sich nicht aus, und machen doch grosse Ansprüche; auch sind sie nicht ganz den andern Worten Jesu analog gedichtet; Jesus sprach kürzer und reichhaltiger. — Nach S. 300. hatte L. alle seine Glaubensgründe in die *einfachsten Sätze* aufgelöst, und sich anheischig gemacht, jeden sogleich durchzustreichen oder zu zerreissen, dessen unbedingte Wahrheit man nicht sogleich anerkennte, aus den übrigbleibenden Sätzen aber, die man schlechterdings als unumstösslich wahr anzuerkennen genöthigt wäre, sein System als *apodictischgewiss* darzuthun. Vor diesen Sätzen nun hatten, Hn. *G's.* Erzählung zufolge, bey weitem die meisten Gelehrten, denen er die Vorlesung anbot, eine unüberwindliche Furcht, weil sie sich Lavatern nicht auf Gnade und Ungnade ergeben wollten, und sich auf der andern Seite doch nicht getrauten, diese Sätze zu entkräften; allein die Wenigern, die den Muth hatten, in diese Sonne hinein zu blicken, erstaunten, umarmten L., und wollten auch nicht einen einzigen Satz vernichtet wissen. Und diess schon in L's. Pontius Pilatus angekündigte *Organon*, das auf Einmal allem Streite über L's. System ein Ende macht, und die grosse Frage: *was ist Wahrheit?* — auf immer unwiderleglich beantwortet, hat Hr. G., der das Publicum schon mit fünf Bänden nachgelassener Schriften seines Schwiegervaters beschenkte, der Welt bis dahin vorenthalten? Wie kann er, der doch als Menschenfreund wünschen wird, dass uns allen geholfen werde, und dass wir zur Erkenntniss der Wahrheit kommen; diess Verbergen vor seinem Gewissen verantworten? Er mache doch ja bald diess Werk, das der Menschheit angehört, bekannt, und setze dadurch L. ein unvergessliches Denkmahl! Denn wie hart es auch sey, nicht nur zum *Verstehen*, sondern sogar zum *Annehmen* eines Systems *gezwungen* zu werden: so wird man doch auf einmal allen Zweifeln entrissen, und wandelt hinfort, wenn man nicht durch die furchtbare Lichtmasse geblendet, das Gesicht verliert, in dem Lichte. — Eine sonderbare Predigt hielt L. am 3. Febr. 1793. nach der Hinrichtung des unglücklichen Ludwigs XVI.; denn nicht anders, als wenn er die Mitglieder des Convents, welche diesen König zum Tode verurtheilten, vor sich in der Kirche sähe, apostrophirt er *sein Zeitalter* in einer langen Tirade; wenn nun gerade diess einzelne Wort: *Zeitalter*, einem Zuhörer entging, wie diess in einer Predigt leicht bey manchem der Fall seyn konnte: so wusste ein solcher gewiss nicht, was er denken sollte, wenn er zu wiederholten Malen unter mannigfalligen Wendungen *sich* den Vorwurf machen hörte: „*Du* hast deine Hand an den Gesalbten des Herrn „gelegt; es wird dir nicht ungestraft bleiben" u. s. f. Rec. würde diess ganz unbemerkt lassen, wenn nicht diese Anrede einige Octavseiten lang fortgesetzt würde, woraus bey Ungebildeten so leicht ein Missverstand entstehen konnte. Auch ist es charakteristisch, dass L. bey allem seinem Protestantismus doch dem Oele der *ampoule sacrée*, womit die

die Ludwige zu Rheims gesalbt würden, halb und halb eine gewisse heiligmachende Kraft beyzulegen scheint, was mit den *beständigen Gebeten*, die während der Reise L's. nach Copenhagen (S. 214.) unter seinen christlichen Freunden in Zürich veranstaltet wurden, worüber L. Zähren der Bewunderung bald fallen liess, bald im Auge behielt, ungefähr in Eine Rubrik gehört. — Eine auffallende Uebertreibung kömmt S. 356. in einer übrigens schönen Predigt L's. vor, die zur Rettung des Lebens der verhafteten *Stäfaer* gehalten ward. „Fället, sagt L. den Richtern, „ein Urtheil, das mit dem *möglichst menschenfreund-„lichen Sinne* abgefasst sey! *Dann* sey es strenge, „*schrecklich strenge*, so strenge, dass ein Menschenherz „davor *erzittern* muss; es bleibt darum doch ein *christ-„liches* Urtheil (!!).“ Uebrigens erhellet auch aus Hn. G. Erzählung, wie *blutdürstig* damals (in dem J. 1795.) das Publicum in Zürich dachte. Selbst solche Bürger und Bürgerinnen, von denen L. als von *Christen* Humanität und Milde zu erwarten berechtigt war, gingen (S. 353.) von *Milde und Menschlichkeit* ab. Die Geschichte wird einmal in dieser Hinsicht beynahe unglaubliche Dinge von Lavaters Vaterstadt erzählen. So ist es z. B. bekannt geworden, dass, als darüber in dem Rathe votirt wurde, ob *Bodmer* sterben oder begnadigt werden sollte, ein Mitglied sich folgendermassen vernehmen liess: „Ich sehe, dass „meine gnädigen Herren im Ganzen übereinstimmend „votiren, und dass sie *nur* darin von einander abwei-„chen, ob das Schwerdt *über* oder *unter* B's. Kopf „geschwungen werden soll; ich stimme dafür, dass „es *unter* dem Kopfe geschehe.“ — Was das *Brieferbrechen* betrifft, wovon Hr. G. S. 411. redet: so hat leider keine Parthey diessfalls der andern etwas vorzuwerfen. — Bejammernswerth waren die Leiden des verewigten Lavaters auf seinem letzten Krankenlager, und kein Menschenherz kann ohne die innigste Rührung diesen Theil der Biographie lesen oder hören. In der letzten Zeit ward sein Rücken vom Liegen ganz wund; er hatte peinliche Schmerzen in den Uringängen; zwey Schusswunden waren immer offen; ausserdem litt er von anhaltendem Husten und Schwindel; und doch blieb sein Geist selbst in diesem schrecklichen Zustande, wenn ihm die Schmerzen auch nur einige Ruhe liessen, immer thätig, und sein zur Liebe geschaffenes Herz verleugnete sich nicht bis ans Ende; so gar *heiter* fand man ihn oft, und es gab Augenblicke, wo er sich bis zum Scherzen über seine „sechs Uebel“ erheben konnte. Gewiss, wenn L. persönliche Feinde hatte, sie hätten sich alle mit ihm versöhnt, sie hätten ihm alle vergeben, alle hätten ihn lieben und bewundern müssen, wenn sie ihn während seines letzten Krankenlagers in seinen schönern Stunden zu sehen die Gelegenheit gehabt hätten. Zur Warnung für Gelehrte, die im Bette schreiben, ist hier noch zu bemerken, dass sich Lavaters Rücken im Bette an eine solche *Beugung* gewöhnte, dass ein Wirbel des Rückgrats auswärts getrieben ward, woraus nachher eine Wunde entstand, die ihm viel Schmerzen machte. — Einen feinen Zug seiner grossen Menschenkenntniss verrieth er noch an seinem letzten Geburtstage am 15. November 1800., nach welchem er bekanntlich nur noch bis zum 2. Januar 1801. lebte. Seine Vertrauten liess er nach und nach an *diesem* Tage zu sich kommen, und bat sie unter andern, wenig von ihm zu sprechen, *als nur, wenn sie unter einander wären.*

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Literaturgeschichte. *Wien*, b. Pichler: *Epigraphe Caroli Ludovici Archiducis Austriae* etc. a *Joh. Hankeo Hankensteinio*, Nobili Moravo Holessovino S. C. R. M. Bibliothecario emerito et nonnullarum Societatum literariarum membro actuali et honorifico exarata, *stylo lapidario adumbrata et in gallicam, et in linguam germanicam translata.* 1802. 21 S. 4. Dieser Lobredner von Oesterreichs erhabenem Prinzen wählt den in neuern Zeiten emporgebrachten lapidarischen (oder lieber afterlapidarischen) Stil, den man, wenn ein Birkenstok und ähnliche geistvolle Männer sich dessen bedienen, nicht ohne Vergnügen lieset. Dürftiger an Geiste fühlte sich Hr. *Hanke*; er bedient sich nicht eigener Worte; nachahmend diejenigen, welche neuere Begebenheiten mit alten Worten der Classiker erzählt haben, schildert er bloss den kriegerischen Charakter des Helden, und zwar nur mit Worten des Livius oder Polybius, ohne sich in eine Biographie des Prinzen, oder in die Erzählung seiner ruhmvollen Thaten einzulassen. Wie wenn aber vor dem Richterstuhle der Humanität und ächten Grösse Carls Verdienst als des Beförderers des Friedens grösser erscheint, als Carls des Kriegers? Doch auch diese Phrasen, womit Hr. *Hanke*, Rec. weiss nicht ob mehr sich, oder den Helden zu verherrlichen gedenkt, sind nicht allemal so gewählt, dass guter Anstand und Wahrheit dabey nicht leiden sollten. So z. E. ist das Motto aus dem Horaz sehr übel angebracht: *Vixere fortes* etc. Und: *Non ego tuos patiar labores* u. s. w., denn Carls Nachruhm beruht gewiss nicht auf der Feder des Vfs., der noch deutlicher in der französischen Paraphrase dieses Motto sich selbst mit Birkenstok, Jenisch u. s. w. in eine Parallele stellt. Von der Phrase: *Nullo labore aut corpus ejus fatigari, aut vinci poterat*, ist zu wünschen, dass sie ganz wahr wäre. Bey dieser Phrase will Rec. auch eine Probe der französischen Paraphrase wörtlich ausheben: „*Son Corps et son Esprit sont à l'épreuve de toutes fatigues*“ Livius L. XXI. — Ferner für: „*Romanis artibus, virtute, opere, armis vicit*“, wird im Französischen gesetzt: „*Il se piquait, de ne jamais vaincre autrement, que par les arts ordinaires de la guerre.*“ In einem Werke, wovon einige Exemplare auf Velinpapier abgezogen worden, sind Druckfehler, wie z. E. *je m'empresse* etc. unangenehmer, als in andern.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 8. März 1803.

LITERATURGESCHICHTE.

WINTERTHUR, b. Steiner: *Johann Kaspar Lavaters Lebensbeschreibung, von Georg Gessner. Dritter und letzter Band* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Beym Ueberschauen dieses ganzen Werks drängt sich nun dem Leser, der Lavatern, und seine ganze Denkart kannte, noch manches auf, was er daran vermisst, und von dem Vf. mit Billigkeit verlangt werden konnte, wenn man ihm auch gerne verschiedenes erlässt, was ausserdem noch zu sagen war, da freylich dem Vf. nach seinen Verhältnissen nicht zuzumuthen war, dass gerade *er* es dem Publicum sagte.

Was war es, frägt zuförderst der Rec., wodurch sich Lavater in der Welt einen Namen erwarb? Als Jüngling ward er durch seine Anklage eines ungerechten Beamten berühmt; später gaben ihm seine Schweizerlieder eine grosse Celebrität; vorzüglich aber kam er durch seine *Physiognomik* und durch seine *Lehrmeynung von der Kraft des Glaubens und des Gebetes* in Ruf. Natürlich war also die Erwartung des Publicums, in Hn. G. Schrift, L. insbesondere in Ansehung dieser zwey Puncte ganz geschildert zu finden, mithin zu erfahren, was L. diessfalls gelehrt und geleistet habe, wie er auf beides gekommen sey, und wie er seine hierauf sich beziehenden Lehrsätze allmählig weiter ausgebildet, verändert, und näher bestimmt habe. Es ist zu bedauern, dass der Biograph gerade in Ansehung dieser zwey Puncte weniger geleistet hat, als er nach dem vorhandenen reichen Vorrathe an Hülfsmitteln leicht leisten konnte. Man muss sich sogar verwundern, dass Hr. G. das theologische Lehrsystem L's nicht einmal recht gefasst zu haben scheint; er behauptet S. 73 dieses dritten Theils: *„Man irrt sich*, wenn man ihn in einem andern Sinne *des Verlangens nach Wundern* beschuldigt, als in wiefern man *die positive Erhörung positiver Bitten* Wunder nennen will.“ Diess verräth keine genaue Kenntniss der Lehren Lavaters. Es ist allgemein bekannt, dass L. in dem siebenten Jahrzehende des verflossnen Jahrhunderts nach *Wundergaben* strebte, und die evangelischen Verheissungen von der Kraft des Glaubens und des Gebets auch auf *Wunder* ausdehnte: so wie er auch die Eintheilung der Geistesgaben in *ordentliche* und *ausserordentliche* verwarf, und auch die *ausserordentlichen* jedem Glaubenden vindicirte. Diese seine frühern Behauptungen nahm er so wenig zurück, dass er vielmehr sein Streben nach diesem von ihm nie erreichten Ziele von Zeit zu Zeit unzweydeutig genug durch Lieder, Briefe und mündliche Aeusserungen zu erkennen gab. So heisst es in einem Liede an Christus, das er im J. 1784 schrieb:

„Rege bald den Hauch des Lebens!
„Endlich hilf zum Ziel des Strebens!
„Einmal lass es mich erreichen!
„*Endlich einmal gieb ein Zeichen*,
„Ein entscheidend, wie kein Wahn
„Eines sich erkünsteln kann!

So ist es bekannt, dass er vielen seiner auswärtigen Freunde auf das heiligste versprach, ihnen mit erster Post Ευρηκα (ich hab's gefunden) zu schreiben, sobald er ein Zeichen von Christus erhalte; auch glaubte er in den letzten acht Jahren seines Lebens dem Ziele des Strebens so nahe zu seyn, dass er mit Zuversicht es ankündigte, und sogar mehrere, die er als Ungläubige an Christo betrachtete, mit Beziehung auf 1. Kön. XVIII. 44, gleichsam drohend, schrieb: sie sollten ja eilen, dass sie noch vor dem Gewitterregen unter das Dach kommen, sie sollten den Sohn küssen, dass sie nicht umkommen auf dem Wege. Unmittelbar vor seiner Kopenhagener Reise versicherte er ferner seinen Vertrauten, er gehe hin, *nie gesehene Dinge* zu sehen, und *nie gehörte* Dinge zu hören, und er würde als *ein ganz neuer Mensch* zurückkommen; und wie oft behauptete er, dass, wenn nur einmal ein *Sanherib* recht derb dem lebendigen Gotte (Christo), als vermöge er nichts, Hohn spreche, die Kraft zum Wunderthun sich urplötzlich in seinem dadurch ergrimmten Gemüthe entwickeln werde, dass man ihn nur einmal recht böse machen dürfe, um zu erfahren, dass er Blinden das Gesicht und Tauben das Gehör durch Wunder ertheilen könne, u. dgl. m.! Gieng er nicht eben wegen seiner Lehre vom Wunderglauben Gassnern nach? Bezog er nicht den *thierischen Magnetismus* auf seine *Wundertheorie*, und betrachtete Christum als den grössten Magnetiseur? Suchte er nicht, eben um endlich einmal zu seinem Zwecke zu gelangen, den *Evangelisten Johannes* auf, von dem er nach Joh. XXI. 23. annahm, dass er noch auf Erden lebe, und glaubte er nicht sogar einmal, er habe ihn kennen gelernt? Wahrlich Hr. G. muss seine Leser für Kinder halten, wenn er sie glauben machen will, L. habe *nicht* nach Wundern verlangt. Nein, was wahr ist, muss wahr bleiben; L. hat beständig *auf Zeichen und Wunder* gehofft, hat aber nie das geringste Zeichen oder Wunder gesehen, oder selbst gethan;

than; nie hat er jemanden ein vorbehaltloses, keine Hinterthür offen lassendes Ευρηκα geschrieben; er ist gestorben, ohne zum Ziele dieses seines Strebens gekommen zu seyn; und selbst das, was Hr. G. noch als Wundererwartung zugeben will, *sein Glaube an positive Erhörung positiver Bitten* hat ihn häufig getäuscht, was er auch selbst ehrlich zugab; er irrte sich aber auch noch darin, dass er glaubte, das *Evangelium* verspreche diese positive Erhörung positiver Bitten, oder das Erhalten jeder bestimmten Sache, die man von Gott in seinem Gebete bestimmt und anhaltend verlange, und man musste in der That in der Schriftauslegung so schwach als L. seyn, um eine *so erweislich falsche* Meynung mit solcher Zuversicht und Intoleranz gegen Andersdenkende *als Lehre Jesu* vorzutragen. — Rec. vermisst sodann in diesem letzten Bande des Gessnerschen Werks mehrere wesentliche Stücke, welche zur Geschichte des Gangs des Lavaterschen Geistes gehören. So beschäftigte sich L. in den Jahren 1787. 88., wie bereits angedeutet ward, mit gewissen *philosophischen Lehrsätzen*, welche in seinem Systeme Epoche zu machen begannen, und er schuf einen Theil der Form, in welche er vorher seine Ideen gebracht hatte, ganz um. Da diess nun bey L. nicht Resultat seiner Lectüre war, sondern eignes Selbstdenken, eignes Verarbeiten der Frucht seiner Meditationen ihn auf die Ideen führte, die für ihn damals so viel Anziehendes hatten: so wäre es für den Leser unterhaltend gewesen, wenn Hr. G. Nachricht davon gegeben hätte. Man weiss, dass L. damals mit vielen Personen, sowohl Zürchern als reisenden Fremden, darüber sprach, und es werden sich gewiss Anzeigen davon in seinen Tagebüchern und andern Papieren finden. — Verschiedene Zeitschriften haben ferner bereits bemerkt, dass L. seit dem Jahr 1793 die alte Lehre von *der Seelenwanderung* liebgewonnen habe, und es finden sich auch Spuren davon in seinem *Tagebuch einer Reise nach Kopenhagen;* hier hätte also Hr. G. zeigen sollen, wie L. darauf gekommen und wie weit er hierin gegangen sey; wollte er L. zeigen, *wie er war*, so durfte er diess nicht verheimlichen. Auch sieht Rec. nicht ein, wie diese Meynung dem Herzen Lavaters zur Unehre gereichen kann; und da des Hn. G. nähere Bekanntschaft mit L. gerade in die Jahre von 1792 bis 1800 fällt: so war man um so eher berechtigt, zu erwarten, dass er seinen Lesern diess nicht als eine Sünde verbergen würde. Wenn er sich dagegen in weniger wichtigen Erzählungen, z. B. in der des Sterbebettes der Schwiegermutter L's., kürzer gefasst hätte: so wäre, ohne den etwas starken Band noch stärker zu machen, für solche wichtigere Theile der Lebensgeschichte seines Helden noch Raum genug übrig geblieben. — Viele endlich, die L. genauer kannten, und seinen *Charakter* etwas tiefer erforschten, werden durch Hn. G. Charakterschilderung dieses Mannes nicht befriedigt werden, und den Wunsch nicht unterdrücken können, dass ein so interessanter Mann, als L. war, noch von einem geistreichen und geübten Schriftsteller, der ihn ganz übersehen, und seine vorzüglichen Eigenschaften eben so gerecht als seine Schwächen würdigen kann, mit Feinheit und Edelmuth möge geschildert werden. Diesen bessern Biographen, dem wir noch entgegensehen, macht Rec. noch auf dasjenige aufmerksam, was L. (S. 184. des vorliegenden Bandes der Gessnerschen Arbeit) seinem Enkel bald nach dessen Geburt auf eine scherzhafte Weise von sich selbst schrieb: „Der *Johannes* in mir „hatte immer gute Meynung, guten Sinn, gutes Denken; aber der Meister *Caspar*, der sonst auch alter „*Adam* heisst, wollte immer darein reden, und Recht haben; wenn dann *Johannes* schweigend auf die Seite gieng, und dem *Caspar* seinen Kopf liess: so „gieng es nicht, wie es gehen sollte, und der gute „*Johannes* musste dann die Sache wieder gut machen, wenn *der Caspar* dumme Streiche gemacht „hatte.“ In *diesem* Geiste schreibe der, welcher noch kommen soll, sein besseres Werk; er unterscheide in Lavatern den *Johannes* und den *Caspar*, und lasse jedem sein Recht wiederfahren.

STATISTIK.

FRANKFURT u. LEIPZIG: *Kurzer Bericht von der Beschaffenheit der zerstreuten zahlreichen Illyrischen Nation in den K. K. Erblanden.* 148 S. 8.

Ein Unbekannter leistet hier der Staatenkunde den Dienst, das statistische Lehrbuch des Freyherrn von *Bartenstein*, wornach der damalige Kronprinz *Joseph* über das Illyrische Volk seiner Erblande unterrichtet werden solte, herauszugeben. Aehnliche Bartensteinische Unterrichtsschriften sollen auch über Ungern, Böhmen, Oesterreich, und die übrigen Länder der Oesterreichischen Monarchie vorhanden seyn; warten aber noch auf das Licht der Publicität.

Der Herausg. hat in seiner Vorrede einiges, aber doch nichts Befriedigendes über den Hauptzweck und den Gesichtspunct des *v. Bartensteinischen* Aufsatzes gesagt. Man muss nämlich in der ungerschen Regierungsgeschichte der K. K. Maria Theresia zwey Perioden sorgfältig unterscheiden: jene längere vor- und die kürzere nach der Aufhebung der Jesuiten 1772. In der erstern Periode brachte es der jesuitische Einfluss allerdings dahin, dass man an der Bekehrung der Protestanten, und an der Union der Orientalisch-Gläubigen durch mehrere von Hof aus getroffene Anstalten und Verfügungen arbeitete. Nach der jesuitischen Theologie können ja die Ketzer der ewigen Verdammung nicht entrinnen; was blieb also dem wohlwollenden Mutterherzen der verehrten Kaiserin anders übrig, als herzlich zu wünschen, dass sie sich bekehren möchten! Nur verhinderte immer der helle Verstand und das gute Herz der Kaiserin, so wie die Klugheit ihrer gutgewählten Minister, dass trotz der beständigen Zudringlichkeit der Jesuiten keine Gewalt gebraucht wurde; die Beyspiele der Unruhen unter Ferdinand II. und III. und unter Leopold I. standen warnend vor Augen, und man hielt sich an den

Grund-

Grundsatz: „*Peragit tranquilla potestas, quod violenta nequit.*" Besser wäre es freylich gewesen, die Bekehrungs- und Unionsversuche auf die Seite zu legen; wie es nach dem J. 1772, wo sich auch der Einfluss des Kronprinzen Joseph wirksamer zeigte, geschah; es wären dadurch manche Unruhen und Auswanderungen, die das Mutterherz der Kaiserin kränkten, vermieden worden; doch war es immer ein Gewinn für die Menschheit, dass man die Bekehrung der Protestanten und die Union der Orientalisch-Gläubigen mehr durch Ueberredung, Belohnungen und Gnadenbezeugungen als durch Zwangsmittel förderte.

Diess war denn auch der Geist der auf Veranlassung der im J. 1751 geschehenen starken Auswanderung nach der Ukräne im J. 1752 (nicht, wie der Herausgeber sagt, erst im J. 1760) errichteten Illyrischen Hofdeputation, und des Lehrers vom Kronprinzen Joseph, des Fhn. v. Bartenstein. Diese Hofdeputation war freylich im Sinne der ungrischen Publicisten nicht — constitutionel; die Servier waren durch ihre Einwanderung nach Ungern Bürger dieses Reichs geworden, und ihre Geschäfte sollten also bey den ordentlichen ungrischen Hof- und Landesstellen verhandelt werden; aber damals lag über der Mehrheit der Glieder der ungrischen Kanzley ein düsterer Nebel religiöser und nationaler Abneigung gegen die Servier; die Illyrische Hofdeputation war also für jene Zeiten sehr wohlthätig; wie dieser Bericht es ausweist, musste sie mehremale mit der ungrischen Hofkanzley wegen glimpflicherer Behandlung der Servier eine ernsthafte Sprache führen. Der Gedanke, eigene servische Referenten und Secretärs zu den ungrischen Dikasterien und den servischen Clerus zu den Reichstägen gleichsam als Wortführer der Servier zu ziehen, und dadurch eine eigne sogenannte Illyrische Hofstelle entbehrlich zu machen, konnte damals noch nicht obsiegen; die Ausführung desselben war den helleren Zeiten unter Franz II. vorbehalten.

Diese letzte, jedoch noch nicht ganz ausgeführte Operation dürfte auch jeden Schatten von Furcht vertilgen, als ob die Servier irgend einer fremden Macht von gleichem kirchlichen Bekenntniss mehr, als der ungrischen Krone zugethan wären: eine Furcht, die selbst unser Herausgeber in übertriebenen Ausdrücken äussert. Gleich gerechte und gleich billige Behandlung der Servier, so wie aller andern Bewohner und Bürger des ungrischen Reichs, ist das wirksamste, aber auch das einzige Mittel, zu einer solchen Furcht auch den entferntesten Grund wegzuräumen. Im Jahr 1792 haben die Stände auf höchsten Antrag beschlossen, dem Erzbischof und den Bischöfen der Servier Sitz und Stimme unter sich einzuräumen; aber weder auf dem Reichstag des J. 1796 noch auf jenem des J. 1802 hat man sich Zeit genommen, diese Sitze des servischen Clerus eigentlich zu bestimmen; so dass wegen dieser noch unentschiednen Formalität der servische Clerus von seinem Rechte noch bis jetzt keinen Gebrauch hat machen können.

Unser Herausgeber erinnert noch an mehrern Orten der Vorrede sehr unangenehm daran, dass er nicht nur kein geborner Unger, sondern dass er auch im Detail der ungrischen und siebenbürgischen Staatskunde sehr unbewandert sey. So z. E. lässt er S. XII. glauben „es gebe in Siebenbürgen keinen nichtunirten „Bischof, der Metropolit v. Carlowitz habe daselbst „keine Jurisdiction, und die illyrischen Kirchenangelegenheiten würden nach Bartensteins Zeugniss vom „reform. Superintendenten mitbesorgt". — Hier hat der Herausgeber selbst Bartensteins Worte missverstanden, Das Wahre an der Sache ist dieses. Einige reformirte Nationalfürsten in Siebenbürgen wollten auch die Wallachen reformiren, und räumten zu dem Ende dem reformirten Superintend. einiges Ansehn über sie ein. Diess hat aber längst unter der österreichischen Oberherrschaft aufgehört; die orientalisch-gläubigen Wallachen in Siebenbürgen haben gewöhnlich ihren eigenen Bischof, der jedoch bloss vom Gubernium in Rücksicht der gesammten Kirchenzucht von Carlowitzer Erzbischof aber nur in dogmatischen und bloss geistlichen Angelegenheiten abhängt. Gegenwärtig ist der nicht-unirte bischöfliche Stuhl in Siebenbürgen vacant; die baldige Besetzung desselben mit einem würdigen Bischof und die Errichtung eines guten Seminariums zum bessern Unterricht der nicht-unirten wallachischen Geistlichkeit wünscht jeder seinem Könige und dem allgemeinen Wohl treu ergebene ungrisch-siebenbürgische Patriot.

Eine baare Verläumdung ist die Stelle S. XV. in der Vorrede des Herausgeb. Rec. wüsste nicht leicht ein Beyspiel einer dreistern Unbesonnenheit eines Vfs. anzugeben, als diese Stelle, worin die politischen Gesinnungen und Hoffnungen eines Stephanopoli oder anderer einzelnen aus dem türkischen Gebiet gebürtigen Neugriechen, auf den gebildeten Theil einer Nation gezogen werden, die sich beständig, — man lese nur z. E. die Geschichte der Rakozischen Unruhen — durch treue Anhänglichkeit an ihren Souverän rühmlichst aufgezeichnet hat. — Höchst übertrieben und verläumderisch sind auch die Nachrichten des Vf. über den jetzigen Zustand und die Stimmung der Militärgränzer, welche grossentheils aus Serviern bestehn. (S. XXV.) Nach dem langwierigen türkischen und französischen Kriege war freylich der Friede für dieselben so wie für andre Unterthanen erwünscht; auch äussert sich das Bedürfniss einer bessern und mildern Militär-Gränzregulirung immer mehr; aber ist diese nicht auch von dem jetzigen vortrefflichen Kriegsminister, dem Prinzen Karl zu erwarten?

Viel zweckmässiger und wahrheitsforschender verfährt der Herausgeb., indem er aus des unsterblichen K. Joseph II. Verbesserungsanstalten für das Königreich Ungern dasjenige beybringt, was der *v. Bartenstein* auf die vorliegende Art unterrichtete Monarch von den Serviern dachte, und was er auch zu ihrem Heil verfügt und veranstaltet haben wollte. Man sieht auch

auch hieraus, dass Joseph II. ein selbstdenkender Monarch war, der sich selbst über das, was ein geschickter Lehrer ihm beybrachte, noch weiter hinaufschwang. Von dem friedenstörenden Unions-Wesen wollte er nichts wissen, Wallachen und Servier sollten vollkommener Toleranz geniessen, sie sollten an allen Wohlthaten des Unterrichts und der Cultur, so wie der Erleichterung des unterthänigen Landbauers gleich den andern Nationen Theil nehmen; die Nationalgehässigkeit aller Art sollte aufhören. Ehre sey der Asche des vortrefflichen Regenten!

Den Inhalt des von Bartensteinischen Werks giebt dessen Vf. selbst mit folgenden Worten an: Es ist *zuförderst* nöthig, die Histori e ihrer nach und nach erfolgten Ansiedelung in den unter der nunmehrigen K. K. Bothmässigkeit stehenden Ländern vorauszusetzen. Hiernächst und *zweytens*, die verschiedenen Umstände, welche hin und wieder ihre Niederlassung begleitet, anzumerken. Sodann *drittens* ihre Hauptabtheilung in *Militares et Provinciales*, auch woher selbige entspringen und was beiden Gattungen gemeinsam ist, oder worin sie von einander unterschieden sind, anzuzeigen: nicht minder *Viertens* die am meisten günstigen oder ungünstigen Zufälle, die einen grossen Theil der Nation in den K. K. Erblanden betroffen, zu erwähnen; ferner und *fünftens* den wahren Verstand ihrer Privilegien, und wohin sich selbe erstrecken, zu erläutern; überdiess *sechstens* ihre Verfassung *tam in civili, quam religioso* kürzlich anzuführen, und endlich *siebentens* mit dem zu schliessen, was der Staat von vielbesagter Nation für einen Nutzen theils wirklich ziehe, theils aber, je nachdem sich in Ansehung derselben benommen wird, weiter ziehen möge.

Im Werke selbst erscheint *v. Bartenstein* wohl als ein für seine Zeit gewiss gebildete Staatsmann, aber keineswegs als ein guter ordentlich didaktisch verfahrender Lehrer des Kronprinzen; eine Menge Sachen werden von ihm als bekannt vorausgesetzt; andre übergeht er ganz, und nirgends hält er sich an die chronologische Folge der Begebenheiten. Sein Werk hätte daher mehrerer Noten eines kundigen Inländers bedurft, um über das Ganze des abgehandelten Gegenstandes klares Licht zu verbreiten. So unausgestattet, wie es hier zum Vorschein kommt, bietet es nur einzelne gute Data an, die sich um den Centralpunct der kirchlichen Union drehen. Rec. betrachtet den Aufsatz zugleich als ein der Kaiserin Königin im J. 1761 eingereichtes Memoire, um sie von gewaltsamen Unions-Maasregeln, die man gerade damals vorschlug, abzuhalten. Als Kaiser Leopold I. Siebenbürgen übernommen hatte: wollte man die Unwissenheit des wallachischen Clerus und des Volks benutzen, und die Union, nach dem Rathe der Jesuiten, ohne Unterricht, bloss durch Anlockung des grössern Theils des Clerus mittelst versprochener zeitlichen Vortheile, *per acclamationem Cleri et populi* bewirken. Sie sollten kaum wissen, was Union sey, noch was sie eigentlich künftig zu glauben hätten, sondern sie sollten sich und das Volk nur für unirt erklären, dann wollte man sie erst von den Unionspuncten unterrichten, und falls sie der Union untreu würden, als Apostaten behandeln. (S. 55 ff.) So wollte man dem gewaltsamen Gewissenszwang bloss einen scheinbaren Grund unterlegen. Aber schon Leopold I. sah sich genöthigt, diesen Zwang einzustellen, und die nichtunirten Walachen unterm 12. Dec. 1701 für tolerirt zu erklären. Nichts destoweniger wollte man unter der K. K. Theresia mitten im preussischen Krieg abermals Unionsversuche, sey's auch mit Gewalt, auf Betrieb der Jesuiten und ihrer Anhänger machen; man wollte sogar den servischen Metropoliten, an den sich die bedrängten siebenbürgischen orientalisch-gläubigen Wallachen gewendet hatten, in Wien, wohin man ihn berufen hatte, verhaften. „Ich getraue mir kaum an die allerbetrübtesten Folgen zu denken, schreibt der scharfsehende Minister (S. 133.) welche nach allem menschlichen Ansehen daher zu befürchten wären; dem Fass würde damit der Boden ausgestossen; die nicht unirten Wallachen würden in Verzweiflung gerathen, auch wohl gar zu den Woywoden von der Wallachey und Moldau oder zu den Türken ihre Zuflucht nehmen; die im Felde stehenden Gränzer zurückkehren, und auf ihres Metropoliten Befreyung mit Drohungen dringen; mit einem Worte, es würde den Ungläubigen und Irrgläubigen, den Türken und Preussen der Weg gleichsam gebahnt werden, das durchlauchtigste Erzhaus auf das empfindlichste zu schwächen." — Dieses Memoire unsers Vfs. hatte auch den besten Erfolg. Die Bekanntmachung desselben ist wahrer Gewinn für die historisch-statistische Kenntniss der K. K. Erblande: nur ist noch zu erwarten, dass ein kundiger Inländer die darin enthaltenen Angaben verarbeitet mit andern Nachrichten vergleiche, chronologisch ordne, und so eine statistisch historische Kenntniss der servischen Colonisten in Ungern begründe.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Regensburg: Kurzer Blick in die geheimen Machinationen der Mönche.* 1802. 44 S. 8. (4 gr.) Eine ziemlich oberflächliche Declamation über die Nachtheile des Mönchsthums. Das Beste der Schrift ist die Erzählung eines sehr ärgerlichen Vorfalls, den ein Kapuziner gegen einen Weltgeistlichen während des Gottesdienstes zu Wasserburg erregte, und welcher dem Kapuziner zur grossen Schande gereicht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 9. März 1803.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Wolf u. Comp.: *Nizámi poëtae narrationes et fabulae. Persice ex Codice Ms. nunc primum editae, subjuncta Versione Latina et Indice Verborum.* 1802. (8 S. Titel und Vorrede, 34 S. perf. Text, 28 S. latein. Verf. 51 S. Index.) 4. (3 Rthlr.)

Nizámi, ein perfischer Dichter aus Samarkand gebürtig, lebte in der letzten Hälfte des zwölften chriftl. Jahrhunderts. Fünf gröfsere Dichtungen der erzählenden Gattung machen den Diwân (die vollftändigere Sammlung) feiner poetifchen Werke aus, nämlich: *Machzen elesrâr* (Schatz der Geheimniffe), *Chosrû we Shirîn* (Gefchichte der Liebe des Chosru und der Shirin), *Leila we Medshnûn* (Erzählung von den beiden Liebenden, Leila und Medshnun), *Haft peikèr* (die fieben Geftalten), und *Eskander Nâmeh* (Gefchichte Alexanders des Grofsen), mit der dazu gehörigen Fortfetzung *Chrád Nameh* (Weisheits Buch). Andere Poefien, welche hier und da unter *Nizámi's* Namen angeführet werden, gehören einem andern fpätern Dichter gleiches Namens. Die fünf eben genannten Dichtungen aber werden in Orient gemeinhin *Elchamsch* d. i. die *Fünf* κατ ἐξοχην genannt, und find, ihres claffifchen Inhalts und der wirklichen poetifchen Verdienfte ihres Vortrags wegen, aufserordentlich hochgefchätzt und beliebt. — Um fo mehr glaubt Rec. fich einiges Verdienft um die Kenner und Freunde der fchönen perfifchen Literatur zu erwerben, wenn er ihnen von dem oben angezeigten Producte der letztern Oftermeffe eine gewiffenhafte Beurtheilung darlegt. Die 20 Erzählungen und Fabeln, welche die Ausgabe liefert, find diejenigen, welche in dem *Machzen elesrâr* ftehen, wo fie in kurze Erörterungen religiöfer und moralifcher Gegenftände eingewebet find. Obgleich das *Machzen elesrâr* den übrigen vier epifchen Dichtungen deffelben Verfaffers in mehr als einer Hinficht am Werthe nachftehet: fo würde man diefe Erzählungen und Fabeln nichts defto weniger mit Dank aufzunehmen haben, wenn die gegenwärtige Herausgabe derfelben nicht ein ftrafbarer literarifcher Betrug wäre, und wenn fie aus der Feder eines Mannes käme, welcher, vermöge einer gründlichen Kenntnifs der perfifchen Sprache, zu folchen Arbeiten berufen ift. Die *Narrationes et Fabulae*, wie fie in diefer Ausgabe vor uns liegen, find ein Abdruck der, von dem Vf. vorfichtig mit keinem Wort erwähnten, englifchen Edition, welche fich in dem zu Calcutta herausgekommenen *Afiatic Mifcellany, Vol. II. numb.* 2. 3. befindet, mit einer fo unkritifchen Zuziehung eines Codicis in der Berliner königl. Bibliothek, dafs man fogleich den erften Anfänger bemerkt, welcher noch nicht im Stande ift, einen Codex weiter zu benutzen, als, mittelft einer blofs mechanifchen Vergleichung des todten Buchftaben eine ängftliche Varianten-Lefe zu veranftalten. Das heifst nun auf dem Titel: *ex codice Ms. nunc primum editae!* Nicht genug, dafs das *nunc primum* eine ftrafbare Unwahrheit ift, fondern es gefällt dem Herausgeber nicht einmal, feinen Lefern etwas von dem Codice Ms. zu fagen, welchen er bey feiner Ausgabe zum Grund gelegt zu haben vorgiebt. Denn dafs es der *Codex Bibl. R. Berolinenf.* ift, fahe Rec. aus forgfältiger Vergleichung derer Stellen, in denen der Text des Herausgebers von dem Englifchen abweichet, weil unter vier Codicibus des *Diwân Nizámi*, die ihm bekannt geworden find, fich auch der Berlinifche befindet, aus welchem er fich beträchtliche Excerpte gemacht hat. Die lateinifche Verfion des Herausgebers ift, wovon die Beweife auf allen Seiten zu finden find, nicht aus dem perfifchen Original, fondern aus der in der calcuttifchen Ausgabe beygefügten *englifchen Ueberfetzung* gefchmiedet, mit dem Beftreben, diefe hin und wieder, wo fie dem Herausgeber dunkel zu feyn fchien, verftändlicher zu geben, wodurch aber *meiftentheils* der Sinn des Originals ganz verfehlt, der dichterifche Genius des Perfers getödtet und die Poefie in eine gewäfferte Profe verwandelt wird. An Stellen, wo der Cod. Berol. wefentlich verfchiedene Lesarten, oder ganze Verfe mehr hat, als die englifche Ausgabe, mufs der Herausgeber natürlich die lateinifche Verfion *ex propria penu* geben, und in diefem Falle find unter zehn Stellen fechs bis fieben ganz falfch überfetzt, fo dafs man fich nie auf ihn verlaffen kann. Was der Herausgeber damit will, wenn er in der Vorrede fagt, dafs man feine lateinifche Verfion ftatt eines Commentars gebrauchen könne, begreift man nicht, indem man diefelbe, wegen ihrer Fehler und ihrer Unzuverläffigkeit, nicht einmal als fichern Leitfaden der Erkenntnifs des grammatifch richtigen Sinnes betrachten kann. Das Unbrauchbarfte der ganzen Arbeit ift wohl der Index, welcher die Stelle eines Gloffarii vertreten foll, um fo weniger brauchbar, da derfelbe mit den gröbften Schnitzern angefüllt ift, und von der grofsen Unwiffenheit des Vfs., fogar in den erften Anfangsgründen der perfifchen Sprache, die deutlichften Beweife darleget. Unter der Vorrede, welche *Halle d. 31. Mart.* 1802 datiert ift, hat fich der Herausgeber mit L. H. unterzeichnet. Wir pflegen fonft nicht Autoren, die ganz oder halb anonym bleiben wollen, aus ihrer

ihrer Anonymität hervor zu ziehn. Hier aber, wo es auf Täuschung des Publicums angelegt ist, können wir nicht unterlassen zu berichten, dass uns als Herausgeber ein Hr. *Ludwig* (*Friedr. Theod.*) *Hain* genannt worden. Dieser studierte noch 1802 in *Halle*, und, soweit des Rec. Nachrichten reichen, kann er noch hinzufügen, dass derselbe von Berlin aus dahin gekommen, und bald nach seiner Ankunft das Gerücht ins Publicum verbreitet hat, es würden die Narrationes des Nizámi von einem Hn. *von Lüderitz* bearbeitet.

Mit der dürftigen Gestalt, in welcher der junge Mann seine schriftstellerische Laufbahn anhebet, contrastiren gar sehr der in der Vorrede des Buchs angestimmte selbstgenügsame Ton, vornehmlich das lächerliche Vorgeben einer langen Bekanntschaft mit der persischen Literatur, und die kühnen Versprechungen, mehrere persische Dichter aus Handschriften hervorzuziehen, zunächst aber die Gedichte des *Hafiz* herauszugeben. Rec. ist schon von mehrern Orten her wegen des Hn. *Hill* befragt worden, von welchem wir eine Ausgabe der Werke des Dichters Hafiz erwarten sollen. Wie er erfahren hat, haben ebenbenannter Hr. *Hain* und ein zu gleicher Zeit in Halle studierender Freund von diesem, welcher auch an der Verbreitung des falschen Gerüchts von einem Hn. *von Lüderitz* thätigen Antheil genommen hat, die literarische Neuigkeit von der Hillischen Ausgabe des Hafiz zuerst von Berlin mit nach Halle gebracht. Sollte etwa Hr. *Hill* ebenfalls in der Person des Hn. *Hain* vereinigt seyn? so wäre dieses in der That mehr als spasshaft. Wenigstens macht es die Vorrede zum Nizámi p. VIII. sehr wahrscheinlich, weil daselbst der unterzeichnete Hr. L. H. (der demnach *L. Hill* würde ausgesprochen seyn wollen) von seiner Ausgabe des Hafiz im voraus beyfügt: *monendum est, omnibus, quae in prospectu emisso promisi, summa cum fide satisfieri.* Rec. will sehr gern seinen Gedanken zurücknehmen, so bald er des Gegentheils überzeugt werden wird. — Von einem Herausgeber des *Nizámi* erwartete man vor allen Dingen einige Nachricht über den Dichter, über dessen Werke, über das Verdienst derselben, wie nicht weniger über dessen Dichtungsarten und das Metrum derselben u. s. w. aber von allen diesem οὐδὲ γρῦ, ausgenommen dass p. VII. der Vorrede ein Vers des Hafiz beygebracht wird, worin des Nizámi Erwähnung geschiehet. Man glaube aber ja nicht, dass dieser Vers aus des Hn. *L. H.* Belesenheit im Hafiz geflossen sey; er hat denselben, ohne seinen Gewährsmann zu nennen, aus des W. Ouseley *Persian Miscellanies* entlehnet. Aus dem was Rec. bereits über den Herausgeber und über das Buch selbst beygebracht hat, springt sogleich in die Augen, dass das ganze Unternehmen eine Finanzspeculation ist, welche zunächst auf die Täuschung des Verlegers und des Publicums berechnet war.

Folgende Beweise werden hinreichen, das allgemein ausgesprochene Urtheil zu begründen. Der *persische* Text ist, wie schon gesagt worden, aus der calcuttischen gedruckten Ausgabe und der handschriftlichen des Berliner Codex ohne Beurtheilungskraft zusammen geschmolzen. Das unkritische Verfahren des Herausgebers, welcher sowohl den ihm in die Hände gefallenen Codex als die Arbeit des Engländers mit einem tiefen Stillschweigen übergehet, folglich auch nirgend von Varianten redet, ist folgendes. Ohne Unterschied, die Lesart sey gut oder schlecht, oder auch offenbarer Schreibfehler, wird die Variante des Berliner Codex, mit Hintansetzung der Lesart der calcuttischen Ausgabe, in den Text des Persers aufgenommen. Einige wenige Ausnahmen von dieser Maassregel haben, wie hernach gezeigt werden soll, ihre anderweitigen Gründe. Hat der Codex die Verse versetzt, so ist dieses allemal auch der Fall in dem Text der Leipziger Ausgabe. Hat der Codex ganze Verse mehr, so findet man solche auch hier; wenn Verse dem Codex fehlen, so sind sie aus der calcuttischen Ausgabe beybehalten. Hier sind zur Bestätigung einige Beyspiele. Zur Ersparung der fremden Schrift und der möglichen Druckversehen giebt Rec. diese und alle übrigen nöthigen Belege in der Regel mit lateinischen Buchstaben nach der Aussprache. Narratio I. Vers 8. *ez chedskelán der guzer u der guzár.* Statt dessen wird jeder Kenner nach seinem kritischen Gefühl die calcuttische Lesart: *der guzer ezin chedshri u der guzár* als die ursprüngliche Lesart vorziehen. Narr. II. V. 33. *ráh i bed we resm i sitem* statt des calcuttischen: *resm i bed we ráh i sitem*, und V. 35. das falsche *ba'd besi* statt *tà zibés*, auch V. 19. *molk b'dà dád merà girdekár*, statt *molk merà dád bedán girdekar.* Ein Vers wie *molk b'an...* beleidigt das Ohr des Morgenländers und sündigt überdiess wider das richtige Sylbenmaass des Dichters. V. *ult. buwed*, die calcuttische Ausgabe besser *shuwed.* Narr. IV. V. 34. ist der Schreibfehler *endáchtest* statt *endáchteh est* aufgenommen; jener ist noch dazu dem Metrum entgegen. Aber von einem Metrum scheint der Herausgeber nichts zu ahnden. — Narr. X. V. 2. *ustádeh búd* im zweyten Hemistich ist nach dem Geschmack der asiatischen Dichter sehr schön angebracht. Hr. *L. H.* hat dagegen dem Berliner Codex getreu *áwurdeh búd.* Und doch ist sichtbar diese Lesart aus einer Glosse entstanden, welche bloss den Sinn des Wortspiels erläutern sollte. Solchen Lesarten opfert ein Kritiker nie die ihnen entgegengesetzten schwereren auf. In derselben Narr. kommen noch *vier* V. Lect. vor, welche alle, gut und schlecht, in der Leipziger Ausgabe aus dem Berliner Cod. aufgenommen sind. Und nun auch ein paar Beyspiele von den Ausnahmen, wo der Hallische Editor die abweichende Lesart des Berliner Codex entweder übersehen, oder solche mit Wissen übergangen und die calcuttische beybehalten hat. Uebersehen zu haben scheint er sie etwa Narr. XVIII. V. 11. *beshâh* für *zishâh*, und V. 19. *ber ser men* für *ber ser in* des Codex, und so in ähnlichen Fällen. In andern Stellen hat er sie aber ohne Zweifel wissentlich übergangen. Wir bleiben bey der Narr. XVIII. stehen, worin sich mehrere Beyspiele auf einmal finden. Vers 3. *sháh chezìnish b'emìnì supurd.* Die Lesart des Codex, welche Rec. vorzieht, ist *sháh chezìneh ber gerdenish*

ish supurd i. e. *Rex thesaurum cervici ejus commisit* (*custodiendum ei thesaurum tradidit*). Das vierte Wort dieses Halbverses, *gerdenish* ist in dem Codex etwas schadhaft geworden; der Hr. Editor konnte es daher nicht lesen. V. 24. *tîgh zebânì mekun*, wogegen der Codex *tîgh zenâni mekun* aufweiset, i. e. *ne percutias gladio. Zenâni* das partic. praes. vom Verbo *zeden*. mit dem ى *unitatis* stund im Lexico nicht, *zenân* (*mulieres*) war nicht zu gebrauchen; was war also natürlicher, als sich an die calcuttische Ausgabe zu halten, aus welcher auch die Uebersetzung *e lingua ne facias gladium* geflossen ist. V. 27. *rendsh* statt des *bend* im Codice. *Bend* war zu vieldeutig, um nicht, durch das beybehaltene *rendsh* der calcuttischen Ausgabe, desto sicherer der englischen Uebersetzung folgen zu dürfen. — Von Versetzung der Verse nach dem Berliner Codex bedarf es keiner Beyspiele, weil ein jeder, welcher sich die Mühe geben will, beide gedruckte Ausgaben zu vergleichen, solche auf mehrern Seiten ohne viel Zeitverlust entdecken kann. Rec. wiederholt bloss, dass in diesem Punkte *jederzeit* die Versfolge des Berliner Codex beobachtet ist. Doch zum Ueberfluss die vorhin erwähnte Narr. X. wo die zehn Beit (Disticha) der calcuttischen Ausgabe, hier, dem Berliner Codex gemäss, in der Ordnung 1. 2. 3. 5. 6. 4. 7. 8. 9. 10. auf einander folgen. Fälle, wo der Berliner Codex und also auch die Leipziger Ausgabe mehrere Verse hat, als die calcuttische, sind unter andern Narr. V. V. 6. XI. V. 11. XIII. V. 3. 13. Wie ungewohnt dem Herausgeber das Lesen der handschriftlichen Züge seyn musste, (und der Berliner Codex ist ein schön geschriebener Codex) davon sind häufige Proben vorhanden. Schon oben hat Rec. einen solchen Fall erörtert, andere sind unter mehreren folgende: Narr. III. V. 24. *nisâjed* — es heisst *niâjed*. Narr. XI. V. 11. *âftâdeh*, das sogar im Indice Verborum wiederholt wird, heisst *uftâdeh*, und eodem versu *kaiszar ân kaszr* — heisst *kaiszarân kaszr* (*caesarum palatium*). Narr. XIII. V. 4. *folân*. Es heisst *fol ân*; denn *ân* gehört zu *szofi* und *fol* ist bey den Dichtern mit *folân* (*quidam*, ὁ δεῖνα) gleich bedeutend. Bey allem dem konnte es freylich nicht fehlen, dass ohne Verschulden des Herausgebers hin und wieder Lesarten in den Text kamen, welchen man den Vorzug vor denen nicht aufgenommenen einräumen wird. Um gerecht zu seyn, will Rec. auch hiervon ein paar Beyspiele ausheben. So Narr. I. V. 6: *geshtem* statt des calcuttischen *geshteh*. Narr. XIII. V. 8. welcher in der calcuttischen Ausgabe fehlt, weswegen der englische Uebersetzer den folgenden beiden Versen eine ganz fehlerhafte Wendung gab. Narr. XVIII. V. 2. *bedân ser keshîd*, aus der calcuttischen Ausgabe beybehalten, statt des prosaischen *b'an der resîd* (*eo pervenit*) im Cod. Ber. XIX. V. 3. aus der calcuttischen Ausgabe *tâ zilib besteh* anstatt *tâ tû zebân besteh*, wie es im Codex heisst.

Was die lateinische Uebersetzung anlangt, so soll sie nach des Vfs. eigener Anzeige *wörtlich* seyn, und statt eines Commentars dienen. Warum derselben das letztere Prädikat nicht zukomme, davon hat Rec. oben schon den Grund angegeben, und es wird aus dem Folgenden noch mehr erhellen. Dass sie *wörtlich* seyn soll, hat der *sermo latinus* zuweilen sehr merklich empfunden, und hiernach zu schliessen, soll die lateinische Vorrede des Buchs wahrscheinlich auch wörtlich seyn. Was aber die Hauptsache ist, des Hn. L. H. lateinische Version ist nicht aus dem persischen Originale, sondern aus der englischen Uebersetzung geschmiedet, und sie ist, weil sich selbst der Vf. oft für klüger hielt als seinen Vordermann, auch in seinem Codex Stellen fand, die jener nicht geben konnte, dergestalt mit Fehlern angefüllt, dass auch dem Anfänger wenig damit gedient seyn kann. Aus einer Menge von Beyspielen auf allen Seiten des Buchs hier nur wenige! Narr. II. V. 31. *shâh der ân bâreh dshunân germ shud, kez nefesish na'l i fers nerm shud* — *the king on this topick was so warm, that by his breath the shoes of (his) horse were softened.* Hieraus macht Hr. L. H. die Version: *Rex hoc dicto ita ardebat, ut ab ejus spiritu calli equini mollirentur.* Das Englische *on this topick* übersetzte er *hoc dicto*. Das *der ân bâreh* des persischen Originals heisst *hac vice* (*illico*, *extemplo*, *confestim*), *hac parte*, *hoc tempore*, *hoc statu*, *loco* u. s. w. aber niemals *hoc dicto*. Das *softened* liess ihn von den *shoes of the horse* eben so unglücklich auf *callus* rathen; denn das persische نعل (*na'l* ein Wort arabischen Ursprungs) hat nie die Bedeutung *callus*, sondern die einzig richtige Uebersetzung ist *ungula equi* (*ipsius*). V. 33. *consuetudinem superbiae et malam viam removit.* Nach der aus dem Berliner Codex einmal aufgenommenen Lesart (S. oben) hätte es *viam malam et consuetudinem superbiae* heissen müssen, und der Uebersetzer hätte in dergleichen Fällen die englische Uebersetzung verlassen sollen. V. 36. *Jâfteh der chutteh i szahheb dili, sikkeh i nâmish werak i âdeli* - *Inveniuntur in libris nobilium literae ejus nominis et titulus justi.* Ganz nach der englischen Uebersetzung, aber sehr missverstanden: *in libris* aus *in the writing*, *nobilium* aus *of every noble - minted*, und *litterae ejus nominis* für *the coin of his name*, sodann *titulus justi*, *the title of the just*. Die richtige Uebersetzung des Beit müsste nach dem persischen Originale ganz anders lauten, nämlich: *reperitur typus nominis ejus in indice virorum ex generoso animo nobilium et in volumine justorum. U'erak* ist ein Synonymum von *sikkeh*, *nummus*, *moneta*, *typus monetalis*, und so scheint es der englische Uebersetzer genommen zu haben. Man muss aber *we* als die copula betrachten. *Rak* ist *charta scriptoria*, *pergamena*, *folium libri*, *volumen*. V. 38. hat der Uebersetzer das Englische *of hearts* durch *animorum* gegeben, und dieses in der Klammer durch i. e. *hominum* erklärt. Im Originale stehet *dilhâ*, davon die richtige Erläuterung entweder *virorum bonorum*, *proborum*, *honestorum* oder *bonae conscientiae* gewesen wäre. Narr. XIII. V. 4. 5.:

Goft fol ân Szôfi âzâdeh merd
k'âsti ez meshghaleh kutâh kerd
der dilem âmed keh diânet derô'st
der kes eger nist imânet derô'st.

Eng-

Englische Uebers. *a certain Sufi, a liberal man, said to him* (dem Pilger, welcher nach der Ka'ba reisen und sein Geld in Sicherheit bringen will) „*shorten thy sleeve from trouble. It has come into my heart, that honesty* (*in keeping a deposit*) *is within it, good faith, if it be in no one* (*else*) *is in it.*“ Da der Herausgeber aus dem Berliner Codex einen Vers mehr beyfügte, nämlich den vorhergehenden dritten Vers, so musste er zwar *diese* beiden Verse, um des Zusammenhangs willen, in etwas abändern; man siehet aber sogleich, dass er die englische Version vor sich hatte, und daher die Fehler der letztern treulich wieder in die seinige übertrug. Er übersetzet: *Dixit quidam: est Sofi vir nobilis, igitur manicam a turbatione brevem facias* (i. e. *mitte curam*). *Mihi sane persuasissimum est, in illo fidem esse, etsi in nullo sit religio, in illo eam esse.* Kurz, diese Uebersetzung findet nach dem persischen Texte auf keine Weise statt, weil sie nicht gut in das Ganze passet, und weil nicht *kerd*, sondern *kun*, *bekun*, *kuni* oder *bekuni* stehen müsste. — Es müssen die beiden Verse auf diese Art übersetzt werden: *Dixit quidam: Ille szofi vir integer* (*est*), *qui manicam a turbatione brevem faciebat* (i. e. *vir tam integer, ut omne dubium de sua fidelitate a se removerit*). *Persuasum habeo, in ipso pietatem esse, in ipso fidem, etsi ea in nullo alio sit.* Mit einer unbedeutenden Veränderung kann man das zweyte Hemistich des ersten Verses auch übertragen *qui manicam a negotio curtabat* (i. e. *qui semper abstinentiae operabatur, ut in re servanda curam a quaestu alienam ipsum adhibere dubitare nefas sit.*) Aus derselben Narratio, welche noch mehr andere Uebersetzungs-Sünden in sich enthält, sollen hernach noch die Verse 3 und 13. bemerkt werden. Vorher ein paar andere Belege aus Narr. XVIII. und XIX. Narr. XVIII. V. 2. *Vitae ratio ita extulit nobilissimi juvenis caput — the employment of this noble youth raised its head so high* — als ob *its head* auf *the noble youth* gezogen werden könnte! weiter: *ut rex eum praeferret toti terrarum orbi* nach dem Englischen: *that the king exalted him above all the world.* Darum verliess auch der Herausgeber die gute Lesart des Codex *keh hemeh 'âlem*, und setzte die calcuttische *kez hemeh 'âlem* in seinen Text. Nach dem Persischen der eben angeführten richtigen Lesart, und dem Geiste der Erzählung gemäss, muss es heissen: *Juvenis nobilissimi ratio* (*res, negotium, opus labor, occupatio* u. s. w.) *ita caput extulit* (i. e. *tam praeclare fastigium attigit*) *ut omnis mundus regimen ejus quam maxime efferret* (*laudibus.*) V. 3. übersetzt der Herausgeber: *cum fideliter ab aliis faciem averteret.* Offenbar hat er die englische Uebersetzung missverstanden; *since for fidelity he bore away the ball from others.* Er dachte sich unter *the ball*, was ein Engländer sich niemals darunter denket, *the eye-ball.* Nach dem Persischen hätte er gar nicht irren können, weil daselbst *gûi* und nicht *rûi* stehet. V. 4. übersetzt der Engländer dem persischen Texte ganz gemäss: *with all his near approach to the King, the youth leaped to a farther distance, like an arrow from the bow.* Diese Uebersetzung würde auch unser Editor eben so gut haben, wenn er genug Englisch verstanden hätte; denn er überträgt wider den klaren Zusammenhang: *Omni licet regis vicinitate juvenis ille magis refugit, quam ab arcu sagitta.* Endlich V. 29. *lib mekushâ gertsheh derô nûsh-kâst, ne aperias labrum nisi bona in eo sint.* Die englische Uebersetzung: *open not thy lip, although there be waters of life* (*in it*) hat der lateinische Uebersetzer hier zwar sehr wohl berichtiget, aber nur divinando, weil er, nach seinem Index Verborum von *gertsheh* allein die Bedeutung *etsi*, *quamvis*, kennet, und weil er statt *bona* vielmehr *dulcia*, *suavia* oder *grata* geschrieben haben würde, oder auch *nisi mel in eo sit.* — Auf das *bona* führte ihn also bloss zufällig die Auslegung von *waters of life.* Narr. XIX. V. 2. mag noch ein vorzügliches Beyspiel von ganz falschen Uebersetzungen des Herausgebers darlegen. *Inter omnes aves*, übersetzt er diesen an sich so leichten Vers, *cum mutus sis, quomodo testam ovi* (*ex quo natus es*) *perrupisti? dic mihi tandem.* Von *testam ovi perrupisti* steht im persischen Texte nicht eine Sylbe. Die Quelle ist auch hier die englische Uebersetzung: *from all birds, how hast thou, being silent, born away the ball? produce at length* (*the reason*). Das Englische *ball* war, wie es scheint, für unsern Uebersetzer ein wahres Crux. Denn oben XVIII, V. 3. verstand er es ebenfalls nicht, und nahm es für *Eye-ball*, jetzt für *ovum.* Im persischen Texte steht *gûi tshirâ burdehì, cur pilam abstulisti* (*sc. uti solet fieri ludendo*) i. e. *palmam tulisti*? Und wie konnte doch der Herausgeber *burdehì* durch *perrupisti* vertiren? er hielt also *burdehì* für das Perfectum vom Verbo *burîden*, welches *burîdehì* lautet — doch er verglich wohl das persische Wort gar nicht, sondern hatte vielmehr bey dem Englischen *born away* das Zeitwort *bore* (bohren, durchbohren) vor Augen. Jämmerlich ists, wenn ein solcher Uebersetzer weder Persisch verstehet, noch die ersten Anfangsgründe derjenigen Sprache inne hat, aus welcher er mittelbar übersetzet!

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Leipzig*, b. Breitkopf u. Härtel: *Don Juan*, Oper in zwey Akten. Nach dem Italiänischen des *Abb. da Ponto* frey bearbeitet von *Friedrich Rochlitz.* 1801. 58 S. 8. (8 gr.) Es ist eine schwere Aufgabe, unter eine schon vollendete Musik passende singbare Worte zu legen. Hr. *R.* hat das Mozartische Meisterstück Don Juan mit musikalischer Einsicht und Geschmack bearbeitet. Verdienstlich wäre es, wenn die Oper desselben Componisten: *Cosi fan tutte*, die als Musik so vortrefflich, und als Text so unbedeutend ist, dem Publicum in einer neuen Gestalt geschenkt würde!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 9. März 1803.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Wolf u. Comp.: *Nizami poëtae narrationes et fabulae.* Persice etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Und nun vollends da, wo Verse vorfallen, welche der Engläuder nicht hatte. Dann kann sich auf Hn. L.H's Uebersetzung der Anfänger gar nicht verlassen. So Narr. V. V. 6. *âmed ez ândshà keh feçâ sâz kerd, tshîreh zebânî sachun âghâz kerd.* Der Uebers.: *Venit ex eo, unde apparatus conspici poterat, et audax sermonis hanc orationem maledicam habuit.* Falsch! denn es muss heissen: *Venit eo, cum ille massam (laterariam) conficiebat (et) audax sermonis dicere incepit.* Das *eo loco unde apparatus conspici poterat* ist geradezu errathen und in dem persischen Texte auf keine Weise gegründet. — Narr. XI. V. 11. *dûzachì ustâdeh bedshâi behisht, caiszarân kaszr shudeh der kunisht,* welches der Herausg. übersetzt: *Infernus ortus erat loco paradisi, regia illa conversa erat in templum,* muss heissen: *Caesarum palatium conversum erat in fanum,* (nämlich *templum Christianorum* l. *Synagogam Judaeorum*) und nun erst begreift man die Pointe des Bildes in der Schilderung eines zerstörten Gartens. Man darf dabey nicht vergessen, dass der Dichter ein Muhammedaner ist. — Nar. XIII. V. 3. und 13. hat Rec. vorhin nachzuholen versprochen. V. 3.

Szôfi ez dshumleh i zühâd i shehr,
bûd serâmed zihem embâi dehr.

Das übersetzt der Herausg.: *Erat Sofi quidam omnium regionis monachorum et princeps omnium sanctorum mundi* (der folgende 4. 5. V. ist oben da gewesen). Die Uebersetzung hat ihr Ziel verfehlt; denn sie sollte ungefähr also lauten: *Erat szôfi e coetu Religiosorum omnium sanctorum aevi facile primus.* V. 13. *dshumleh ân zer kih ber chwish dâsht bezl shimkêm kerd we shik'm bish dâsht.* Was ist das nun für eine Uebersetzung: *aurum istud, quod secum habuit, ventrem delectavit, et ventnem monachus amplum habuit?* — Das Persische hat keinen andern Sinn als: *In summa (uno verbo) illud aurum, quod apud se depositum habuit, ventri (suo) impendit, ventrem enim potioris aestumavit. Bish* heisst niemals *amplus,* eine Bedeutung, welche der Herausgeber, wie so mehrere andere aus sich selbst schopfet, vermuthlich, weil ihm das Lexicon die Bedeutung *amplius* zeigte. Müde der Correcturen, fügt Rec. nur noch über Narr. XX. V. *ult* hinzu, dass daselbst der Dichter, wie die Perser in den sogenannten *Shâhbeits* zu thun pflegen, seinen Namen نظامی einflechtet. Sogar für diese eigenthümliche Schönheit der persischen Dichtungen hat Hr. *L. H.* kein Gefühl. Er verdrängt dieselbe, indem er für *Thesaurus Nizâmi (gendsh Nizâmi) Thesaurus meus* übersetzet.

Der *Index Verborum,* dessen Gebrauch dem Anfänger höchst zu widerrathen ist, soll, des Vfs. eigener Aussage zufolge, *locupletissimus* seyn, eigentlich zwar aus des *Meninski Thesauro* zusammengelesen, aber doch *mit vielen Vermehrungen bereichert.* Dass derselbe aus *Meninski* Wörterbuche gezogen ist, wird man bald gewahr, aber eben so bald, dass derselbe nichts weniger als vollständig ist, und nur solche Vermehrungen und Veränderungen erhalten hat, die des Compilators Unwissenheit in den ersten Anfangsgründen der persischen Sprache documentiren. Mit der Ignoranz desselben in den Fundamentalibus will Rec. den Anfang machen. Wer sollte nicht erstaunen, wenn er Wörter, wie z. B. امروز دین گوی so neu erklärt findet, als hier geschehen ist. امروز (*imrûz*) *hodie,* ist nicht allein *amruz* geschrieben, sondern als Compositum *ex* آن *et* روز erklärt! — Bey دین heisst es *i. q.* این (*in, hic, haec, hoc*), und wird deswegen auf Narr. I. verwiesen. Was uns doch ein Mann, wie Hr. *L. H.* neues zu sagen im Stande ist! Er weist uns ein Pron. demonstr. auf, welches kein Lexicon und keine Sprachlehre bisher gekannt hat. Rec. kann das Räthsel mit wenig Worten lösen. Wie er erwiesen hat, übersetzte Hr. *L. H.* nicht aus dem Persischen, sondern aus dem Englischen. Der letzte Vers der Narr. I. lautet im Persischen: *dîn tshù bedunjà betuwânì chirîd, kun mekun i dîv nebâjed shinîd.* Das Wort *dîn* ist hier, in der Bedeutung *Mundus futurus, aeterna beatitudo,* dem *dunjà* (*mundus terrestris s. sublunaris*) entgegengesetzt. Der Engländer überträgt daher ganz richtig: *since with this world thou mayst purchase the next, thou must not hear the evil being (who may say) "do" or "do not",* Hr. *Hain* verglich die persischen Worte und entdeckte, dass *dîn* dem *this* entspreche, folglich ein pronom. demonstr. seyn müsse, wie das in der Grammatik stehende *in.* — *Si tacuisses,* heisst es hier, *philosophus mansisses;* denn dergleichen Entdeckungen gehören nicht ins Publicum. Bey گوی *gûi* ist die Bedeutung *facies* beygefügt, die sich auf des Vfs. falsche Uebersetzung von Narr. XVIII. V. 5. gründet. (S. oben) Er hätte eben sowohl auch noch die andere errathene Bedeutung *testa ovi* aus Narr. XIX. V. 2. (S. oben) beyfügen können. Wel-

Welche Bereicherungen würde das persische und arabische Lexicon in kurzer Zeit erhalten, wenn es Mode werden sollte, dass die ersten Anfänger sich es zur Pflicht machen wollten, die persischen Schriftsteller herauszugeben und mit solchen *Indicibus Verborum* zu versehen? Unser Glossator lehrt uns in seinem Index noch viel andre neue Dinge, z. B. عيسي *Isa, Jesus*, werde von den Persern *Isi* ausgesprochen. Rec. hat seine Aussprache des Arabischen und Persischen durch geborne Asiaten zu berichtigen Gelegenheit gehabt, aber so etwas nie gehört. Chardin, der sich in Persien so lange Zeit aufgehalten hat, hörte jenen heiligen Namen von den Schiiten nicht anders aussprechen, als von allen übrigen Muhammedanern, nämlich *Isa* oder *Issa*. Man sehe z. B. *Voyage en Perse* (*ed. Amsterd.* 1735.) II. p. 272. Ferner beide Buchstaben ج und چ (*Dshim* und *Tshim*) lehrt der Glossator durchgehends überein, nämlich als g ausgesprochen, so wie der Buchstab گ (*gef* oder *ghef*) so gut als den ک (*kef*) wie ein k. Z. B. er schreibt anga (*ânsheh*) *ibi*, gai (*dshâi*) *locus* u. s. w. kul (*gul*) *flos, rosa* kush (*gûsh* oder *gôsh*) *auris*, kurk (*gurg* oder *gorg*) *lupus*, akah (*âgâh*) *gnarus*, eker (*egker*) *si*, sek (*seg* oder *sag*) *canis* u. s. w. Solche Schnitzer verdienen doch wohl recht ernstlich gerügt zu werden! Der ganze Index ist angefüllt mit unrichtiger Aussprache aller Art, z. B. *persiden interrogare*, für *porsiden*, *puzrek magnus*, für *buzurg* oder *bezorg*, *nechst primus* für *nuchast* u. s. w. Sehr viele arabische Wörter werden als persische aufgestellt, wenigstens ohne ihr arabisches Geschlecht anzuzeigen. Daran war nun freylich der gute *Meninski* Schuld, indem er manches voraussetzt, was Leute, die ihn gebrauchen wollen, schon wissen müssen. Noch schlimmer ist es, wenn man bey wirklich *persischen* Wörtern, wie z. B. اميد *umid*, *spes*, und خيري *chiri*, *viola alba*, in diesem Indice den Beysatz *vox arabica* findet, oder bey *niz* نيز *etiam*, *quoque* den Beysatz *i. q.* بحتي. Es soll بحي *dacha* heissen, and der Vf. scheint in der Meynung zu stehen, dass dieses *türkische* Wort auch persisch sey. Als *locupletissimus* dürfte dieser Index Verborum gar nicht angepriesen werden; denn er ist so unvollständig, dass eines Theils eine Menge Wörter und Formen fehlt, z. B. نام قيصر قصر بيره جاره u. v. a. m., theils wichtige Bedeutungen des Nizâmischen Sprachgebrauchs übergangen sind, z. B. bey يوسف die Bed. *vita*, *spiritus vitalis*, bey افتادن die Bed. *oriri* u. s. a. m.

Nach dem Index ist ein fast leeres Blatt mit der Aufschrift *Erratum*, welche ein kundiger Leser leicht auf das Buch beziehen könnte: allein es ist darunter nur ein einziges Druckversehen angezeigt. Es wird also nicht unnöthig seyn zu bemerken, dass der abgedruckte persische Text so zahlreiche Druckfehler in sich hält, dass er sich bey flüchtiger Durchsicht, deren über ein Dutzend angezeichnet hat.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

CHEMNITZ, b. Tasché: *Fragmente zur Philosophie des Lebens, aus dem Gebiete der Moral, der Rechtslehre, der Erziehungswissenschaft und der deutschen Sprache*, von *Karl Heinr. Ludw. Pölitz.* 1802. XVI. u. 300 S. 8. (1 Rthlr.)

Diese Sammlung liefert nicht Bruchstücke im eigentlichen Verstande, sondern XVIII. einzelne theils schon gedruckte, theils noch ungedruckte, Reden, Vorreden und Abhandlungen, deren jede für sich ein vollständiges Ganzes ausmacht. Es sind folgende: I. Charakterisirung des Geistes der bessern Erziehung. II. Dass die fortdauernde Verjüngung eines Staates zunächst von der fortdauernden Veredlung der Erziehung abhänge. III. Ueber die Neutralität in den philosophischen Systemen. IV. Dass der Geist der wahren Sittlichkeit die einzig sichere Stütze der Verfassung eines Volkes sey. V. Dass durch eine unvorbereitete Aufklärung, und durch die Verbreitung neuer und ungewöhnlicher Meynungen unter den verschiedenen Volksclassen mehr geschadet als genützt werde. VI. Ueber die Vorzüge des gemischten Princips in der Moralphilosophie vor dem formellen und eudämonistischen, in Rücksicht auf seine Anwendung bey dem populären Vortrage der Religion auf der Kanzel und in Schulen. VII. Ueber das Verhältniss einer *neutralen* Philosophie zu den gegenwärtigen philosophischen Systemen. VIII. Ueber das Verhältniss der sogenannten Populärphilosophie zu den metaphysischen Systemen. IX. Ueber die Ausführung einer Sittenlehre im Geiste der populären Philosophie, welche letztere aber sich auf diejenige höhere Metaphysik gründet, die die Basis einer neutralen Philosophie (vergl. Abh. VII.) ist. X. Ueber die moralischen Krankheiten und über die Entwickelung derselben im empirischen Theile der Sittenlehre. XI. Ueber das Ideal der Rechtslehre und über das Verhältniss des Naturrechts, des Völkerrechts, des Staatsrechts, des Staatenrechts und der Politik an sich. XII. Grundzüge des Naturrechts aus dem Standpunkte des Ideals für die Rechtslehre überhaupt dargestellt. XIII. Grundzüge des Völkerrechts aus dem idealischen Standpunkte. XIV. Dass das glückliche Gleichgewicht zwischen Wissenschaften und Künsten ein wirksames Mittel sey, eine Staatsverfassung aufrecht und blühend zu erhalten. XV. Ueber den Mechanismus in den Wissenschaften. XVI. Ueber den wahren Patriotismus. XVII. Ueber den Einfluss, den der fortschreitende Geist des Zeitalters auf die höhere Cultur der Officiers haben kann und soll. XVIII. Ueber die Nothwendigkeit eines eigenen Cursus der deutschen Grammatik in bessern Erziehungsanstalten, und über dessen Zusammenhang mit den Principien des deutschen Stils überhaupt. Von diesen Aufsätzen sind Nr. I. II. IV. V. XIV. XV. XVI. und XVII. Reden und Vorträge, die der Vf. in der Ritterakademie in Dresden bey verschiedenen Gelegenheiten gehalten hat; Nr. VI. und XVIII. sind Vorreden, jene zu *Gass's Religionsvorträgen*, diese zu *Hahn's deutscher Sprachlehre*, doch abgekürzt und

und verändert. Die übrigen Num. sind Abhandlungen. Nebst den beiden genannten Vorreden sind schon gedruckt: Nr. V. und XVII. einzeln, Nr. III. in der *Eunomia* 1801. Nr. IV. in *v. Eggers deutschem Magazin*, und Nr. XI. und XII. in des Vfs. und *Grohmann's Beyträgen zur kritischen Philosophie*, hier aber ganz neu bearbeitet. Die übrigen sind noch ungedruckt. Da sich die Reden weder durch innern Gehalt auszeichnen, noch für die Wissenschaft, auf welche sich ihr Inhalt zunächst bezieht, bedeutend sind, ob sie gleich durch die Zeit und Umstände, in welchen sie gehalten wurden, nicht ohne Interesse gewesen seyn mögen; so übergehen wir sie hier, mit den schon gedruckten Aufsätzen und halten uns unter den bisher noch ungedruckten auch nur an Nr. VII. da diese das eigene philosophische System des Vfs. enthält, und ein reinerer Geist der Philosophie auch die übrigen nicht beseelt. Hr. P. nennt sein System das des *neutralen Denkers*. Dieser bindet sich an kein anderes; er ist weder Kritiker, noch Dogmatiker, noch Skeptiker, weder Realist noch Idealist; u. s. w. er steht für sich. Die Grundlage seiner Ueberzeugung ist: dass er *von allem nichts wisse*, also von allem *weder etwas behaupten noch verneinen könne*. Nur das weiss er gewiss, *dass er Vorstellungen hat*, durch welche er sich seiner selbst bewusst wird. In den Vorstellungen unterscheidet er *Stoff* und *Form*, *Objectives* und *Subjectives*, ohne jedoch zu behaupten oder zu läugnen, ob sein Bewusstseyn ausschliessend nur von Vorstellungen, oder auch durch wirkliche äussere Erscheinungen bestimmt werde, und ob es überhaupt ein *Objectives* und *Subjectives* gebe. (Wenn man annimmt, dass sich etwas weder beweisen noch verneinen lasse: so bleibt die Ueberzeugung davon *zweifelhaft*. Ist dieses Etwas ein Gegenstand der sinnlichen äussern Erfahrung, so ist der, welcher das Daseyn solcher Gegenstände bezweifelt, und für unerweislich hält, ein *skeptischer Idealist*; übersteigt er hingegen alle mögliche, innere und äussere Erfahrung, so gehört der, welcher behauptet, dass sich weder für noch wider des Daseyn solcher Gegenstände ausser unsern Vorstellungen ein Beweis führen lasse, in dieser Rücksicht zu den *kritischen* oder *transcendentalen Idealisten*. Das System unsers Vf. ist eine Vereinigung dieser beiden Idealismen. In wie fern es behauptet, dass sich das Daseyn transcendentaler Gegenstände nicht beweisen und verneinen lasse, in so fern ist es *transcendentaler Idealismus*; *skeptisch-idealistisch* ist es hingegen, in wie fern es die Unmöglichkeit des Beweises des Daseyns oder Nichtdaseyns von sinnlichen Gegenständen ausser unserer Vorstellung behauptet. Von dem kritischen Idealismus Kants unterscheidet sich jene Theorie dadurch, dass sie nicht allein keine Sylbe eines Beweises beybringt, warum ein theoretischer Beweis weder für noch wider das Daseyn transcendentaler Gegenstände geführet werden könne, welches der Vf. um so weniger hätte unterlassen sollen, da er das kritische System nicht anerkennt, und also auch in Ansehung dieses Punktes verschieden denkt; sondern auch in Betreff des zweyten Hauptmomentes des kritischen Idealismus, nämlich des Daseyns der Gegenstände unserer äussern Erfahrung, demselben geradezu widerspricht. Soviel nun diesen Punkt, als die eigentliche Hauptsache in dem Idealismus des Vfs. betrifft, so hat derselbe nicht die mindeste Haltung; denn sein Grundsatz, dass sich von *allem* (!) und insbesondere von Dingen ausser uns nichts wissen, und also weder für noch wider ihr Daseyn sich ein Beweis führen lasse, ist auf gerathewohl und ohne allen Grund angenommen. Er hätte aber seinen Idealismus begründen müssen, so gut es *Kant* und andere vor ihm mit dem übrigen gethan haben, und wir sind nicht verbunden, ihn bloss auf sein Wort anzunehmen. Da nun *Kant* noch obendrein das Gegentheil von dem, was der Vf. ohne Grund annimmt, dass wir nämlich von Gegenständen ausser unserer Vorstellung Erfahrung haben, dass wir uns äusserer Dinge eben so gut als unserer innern Veränderungen bewusst sind, ja sogar, dass wir uns unserer Gedanken, als Veränderungen des inneren Sinnes, und also auch unserer selbst nur dadurch bewusst werden, dass Dinge ausser uns wirklich vorhanden sind, bündig bewiesen, der Vf. aber weder auf diesen ihn besonders treffenden Beweis, der uns auch einer besonderen Widerlegung seines Idealismus überhebt, da er eigentlich das Gegentheil desselben völlig ins Licht stellt, einige Rücksicht genommen, noch selbst einen Beweis geführt hat: so brauchen wir uns hier weiter auf nichts einzulassen, sondern erwarten zuvor von dem Vf. einen strengen Beweis seiner Behauptung und eine gründliche Widerlegung des Kantischen Beweises. Wir wollen jedoch von dieser ursprünglich dem *Descartes* eigenen Theorie noch einiges anführen). Im Bewusstseyn unterscheidet der neutrale Denker zwey Aeusserungen oder Zustände der Subjectivität; *sinnliche* und *übersinnliche*, ohne jedoch zwey verschiedene *Bestandtheile* unserer Natur anzunehmen. (Da der Vf. keine Erscheinungen oder Gegenstände, die auf die Sinnlichkeit wirken, annimmt: so bedarf der Mensch auch keiner Anlagen zur Sinnlichkeit und kann folglich auch nicht sinnlich afficirt und in einen Zustand, der sinnlich hiesse, versetzt werden. Eben so wenig ist er, unter jener Voraussetzung *übersinnlicher* Aeusserungen oder Zustände fähig, man mag nun darunter entweder reine Begriffe und Grundsätze a priori, oder Dinge verstehen, die in gar keiner Anschauung gegeben werden können). In wiefern diese beiden Aeusserungen und Zustände im Bewusstseyn wahrgenommen werden, nennt er sie *Erscheinungen*, und es giebt *äussere* und *innere sinnliche* und *übersinnliche* Erscheinungen. (Aeussere? obgleich das Daseyn der äussern Gegenstände zweifelhaft ist? Wie lässt sich das begreifen? Wie unter diesen Umständen sinnliche Vorstellungen, Begriffe und Erscheinungen unterschieden werden mögen, ist nicht einzusehen, und der Vf. hütet sich wohl, dieses Räthsel zu lösen). Das ursprüngliche und unmittelbare Ankündigen dieser sinnlichen und übersinnlichen Erscheinungen im Bewusstseyn führt der neutrale Denker auf zwey *Anlagen*, eine sinnliche und eine übersinnliche, zurück. (Wenn er consequent seyn will, kann und darf er das nicht, er

muss

muss sich lediglich an die Thatsachen, die sinnlichen und übersinnlichen Erscheinungen halten, raisonniren darf er schlechterdings nicht). Das Ankündigen dieser Erscheinungen nennt er *Thätigkeit*; diese besteht in der Aeusserung, Entwicklung, Bildung der Anlagen; das von diesem Ankündigen abhängende Verhältniss zwischen beiden Anlagen, ist *Freyheit*; diese wird auch noch so definirt: sie sey die ausschliessende Abhängigkeit der Aeusserungen von dem subjectiven Wollen des vorstellenden *Wesens* — ein Wort, das er gar nicht aussprechen sollte, da es auf einen Grund hindeutet, von dem er doch nichts wissen will. Das *Ziel*, das die beiden Anlagen durch Annähern und Ausbilden derselben, vermittelst einer freyen Thätigkeit, erreichen wollen, heisst ihm *Zweck*; der Inbegriff aller isolirten Zwecke, dem sie sich nähern, *Endzweck*, oder, wie es gleich darauf anders ausgedrückt wird, letzter und gemeinschaftlicher Endpunkt, der alle Zwecke in sich vereiniget. — Die Verworrenheit und Unbestimmtheit, die in diesen Begriffen herrscht, werden Kenner von selbst einsehen, wir können uns hier mit keiner Censur darüber befassen, und wollen nur noch etwas von dem praktischen Theile dieser Theorie beyfügen. Die *Freyheit* gehört nach derselben dem sinnlichen und übersinnlichen Theile des Subjects an, dem einen so gut wie dem andern, sie steht über beiden. Sie ist eben so ursprünglich, aber eben so *unerklärlich*, als das *Daseyn des Subjects* selbst. (Wie kömmt denn nun auf einmal der neutrale Denker dazu, das Daseyn der Freyheit und des Subjects zu behaupten, wenn er beide *unerklärlich*, oder, welches nach ihm einerley ist, wenn er ihr Daseyn zweifelhaft findet?). Der Zweck des übersinnlichen Theils der menschlichen Natur ist *Glückseligkeit*; der Zweck des übersinnlichen hingegen, erreichbare höchste *intellectuelle* und *moralischer Vollkommenheit*; das Wahre, Schöne und Gute. (Der neutrale Denker sollte das auch nicht wissen, denn diese Ideale kündigen sich nicht unmittelbar im Bewusstseyn an). Eine Verbindung dieser beiden Zwecke zu einem letzten oder Endzwecke ist *gedenkbar*, weil beide nicht mit einander im Widerspruche stehen; und obgleich dieser *Endzweck* der menschlichen Natur, als *Ideal*, nie erreicht werden kann: so ist es doch der letzte Punkt aller Bestrebungen der freyen Thätigkeit des Menschen. (Die Denkbarkeit einer Sache ist noch kein Grund von ihrer Möglichkeit und Wirklichkeit, durch das Denken des Objects allein ist dem Bewusstseyn das Object selbst noch nicht gegeben; der höchste Zweck der menschlichen Bestimmung gehört nicht in den Horizont des neutralen Denkers; er muss sich vor jeder Behauptung hüten und ja nichts von irgend einem Systeme annehmen, sonst hört er auf *neutral* zu seyn). In wiefern die *Vernunft* als das der freyen Thätigkeit des Menschen gesetzgebende *Vermögen erscheint*, müssen diese Gesetze aus einem gemischten Princip hervorgehen; das bloss *formelle* Princip taugt nur für übersinnliche, das bloss *materielle* nur für sinnliche Wesen. (Woher weiss denn der neutrale Denker das alles? Wie kann man so fragen? Wenn ihm die Vernunft als gesetzgebendes Vermögen unmittelbar im Bewusstseyn erscheinen kann, so kann ihm ja wohl auch die Untauglichkeit des formellen und des materiellen Princips einzeln für den ganzen Menschen erscheinen!). Der neutrale Denker giebt keiner der beiden Anlagen seines Wesens, da sich jede derselben mit gleicher Stärke in seinem Bewusstseyn ankündiget, den Vorzug vor der andern; nur eine Verschiedenheit derselben *in der Ankündigung* nimmt er wahr; aber aus dieser Verschiedenheit in der Ankündigung, von der er immer noch nicht weiss, ob sie auf einer *ursprünglichen Verschiedenheit der Anlagen* selbst beruht, oder ob in dem Bewusstseyn eines endlichen Geschöpfs nur die Ankündigung des Ursprünglichen *als getrennt*, als geistig und sinnlich nöthig war, kann er unmöglich das *Subordinationssystem* in der kritischen Moralphilosophie ableiten. (Dass er das nicht kann, müssen wir uns gefallen lassen, es ist für *sein* System, das ihn an die unmittelbare Erscheinungen im Bewusstseyn fesselt, ganz consequent; sehr inconsequent verfährt er aber, wenn er von der *Verschiedenheit* der sinnlichen und übersinnlichen Anlagen, die er unmittelbar in ihrer Ankündigung wahrnimmt, wegsieht und ein *gemeinschaftliches* Princip aus zwey ganz verschiedenen Momenten für beide zusammensetzt, von welchen das eine die sinnliche und das andere die übersinnliche Anlage, um mit dem Vf. *eine* Sprache zu reden, nichts angeht). „Es ist," sagt nach allem diesem der Vf. ganz zuversichtlich und ohne dass sich ihm nur ein Schatten von Zweifel zeigte, „es ist nicht nöthig, erst der Glückseligkeit *würdig* zu werden; wir *müssen*, *können* und *sollen*, bey der gesetzmässigen Entwickelung der sinnlichen Anlagen unseres Wesens, *Glückseligkeit* erreichen." (Wenn unter der *gesetzmässigen* Entwicklung und Bildung unserer sinnlichen Natur nicht eine solche nach praktischen Vernunftgesetzen verstanden werden kann, weil sonst der Satz widersprechend seyn würde; so wünschten wir zum Beschluss noch den Grund entweder aus des Vfs. oder jedem andern Systeme nachgewiesen zu sehen, warum auf die physische Ausbildung unserer sinnlichen Natur die Glückseligkeit unausbleiblich und nothwendig folgen solle und müsse; aber was dem Ganzen überhaupt abgeht, das fehlt auch in den einzelnen Theilen; deutliche und bestimmte Begriffe, Consequenz und Beweise).

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 10. März 1803.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PESTH, b. Patzko: *Zeitschrift von und für Ungern, zur Beförderung der vaterländischen Geschichte, Erdkunde und Literatur, herausgegeben von Ludwig v. Schedius*, Doctor der Philosophie und Professor der Aesthetik an der königl. ungr. Universität. *Ersten Bandes, zweytes Heft.* 1802. S. 147—284. *drittes Heft.* S. 285—412. *Zweyten Bandes, erstes Heft.* S. 1—128. 8.

Rec. freut sich sehr, das Publicum von dem Inhalt dreyer neuen Hefte einer so vielseitig nützlichen periodischen Schrift, bald nach der Anzeige des ersten Heftes derselben, (A. L. Z. 1802. Nr. 160.) zu benachrichtigen.

Ersten Bandes, zweytes Heft. 1) *Johann Zápolya's künstlich angelegter aber verunglückter Plan, sich und seinem Hause die Thronfolge in Ungarn durch polnischen Einfluss zu sichern, und das Erzhaus Oesterreich ungeachtet aller vorgängigen Verträge zu verdrängen.* Eine historische aktenmäfsige Skizze verbunden mit Aufzählung der diplomatischen Verhandlungen zwischen Ungern und Polen in den Jahren 1507—1515. Der Vf. dieser Abhandlung Hr. Consistorialrath *Joh. Christian v. Engel* hat die interessanten Urkunden, auf welchen sie beruht, aus den Abschriften des polnischen Reichsarchivs genommen, welche in der Bibliothek des Hr. Grafen Maximilian Joseph Ossolinski zu Wien zu finden sind, und bisher ganz ungedruckt und unbekannt waren. Diese Abhandlung wird im dritten Heft des ersten Bandes fortgesetzt und geschlossen. 2) *Eines Ungenannten Beschreibung von Kessthely.* Dieser Marktflecken, jetzt durch seinen Grundherrn Georg Grafen Festetics und durch die von ihm gestiftete praktisch-ökonomische Lehranstalt berühmt, hat diese kurze Topographie wohl verdient. 3) *Etwas über Paul Rosa* einen ungerischen Gelehrten des XVI. Jahrhunderts von *Joh. Ferd. v. Miller*, (vormals Prof. an der Akad. zu Grofs-Wardein). Man hat von diesem gebornen Kremnitzer *Ulpiani Rhetoris observationes ex XVIII. Demosthenis orationibus in T. V. Gnomologiae Demosthenicae Balthasaris Imbricii*, (Basileae 1570. 8.) 4) *Beschreibung des Gesundbrunnens zu Tatzmansdorf* von *Ign. Witsch*, Doctor der Medicin. Gelegentlich erfahren wir: dass der aus Ungern herstammende, und durch die Revolution aus Frankreich getriebene General Baron Tott, eigentlich *Toth* Vf. der *Mémoires sur les Turcs et les Tartares* hier, vom Hn. Grafen Theodor Batthyáni edelmüthig unterstützt, seine letzten Jahre verlebt, und 1793 seine Grabstätte gefunden habe. Wegen der Bestandtheile des Gesundbrunnens verweisst uns der Vf. auf seine Inauguraldissertion vom J. 1763 aus der wir lieber das Wesentlichste im Auszug gebracht gelesen hätten. 5) *Beyträge zur Geschichte der Schutzpocken in verschiedenen Gegenden von Ungern.* Die neue heilsame Erfindung verbreitete sich bald von Presburg bis an die walachische und moldauische Gränze. 6) *Ueber die älteste Druckschrift in ungerischer Sprache*, von Hn. *v. Schedius.* Bisher hielt man dafür Komiathi's Uebersetzung der Briefe Pauli, Krakau 1533. Allein Bartalis, Pfarrer in Jegenye (einem siebenbürgischen Dorfe im Coloser Comitat) sagte in der *Notitia Parochiae Jegenyensis* 1794.: Er besitze (*possidemus*) einen zu Nürnberg 1484 gemachten Abdruck eines ungerischen Liedes auf die unversehrt gefundene rechte Hand des heiligen Stephans. Es kommt nun auf die Bestätigung dieser Angabe von mehrern Seiten her an. Mit Uebergehung der Bücher-Anzeigen, (S. 222 bis 251.) zeichnen wir noch aus dem Intelligenzblatt aus: die nähere Nachricht von der neuen ökonomisch-praktischen *Industrieschule zu Szent Miklós* im Torontaler Comitat, welche die Belehrung der Bauern zur Hauptabsicht hat: die Ergänzung des im Intelligenzblatt der A. L. Z. 1801. Nr. 22. gegebenen Nachricht von *Falka's* Stereotypen; die Nachricht, dass dem Hn. Prof. *Kietaibel* die Ehre der weitern Bekanntmachung des neuen Metalls Tellurium gebühre, und die Anzeige von des Hn. *Georg Mahl*, eines Künstlers in Pesth kleinen niedlichen Automaten.

Ersten Bandes, zweytes Heft. 1) *Fortsetzung der aktenmäfsigen Skizze von den Unternehmungen Joh. Zápolyas* 1507—1515. vom Hn. *v. Engel.* 2) *Schönfelds Vorschlag zur Errichtung einer Kunst- und Gewerkschule für Ungarn.* Dieser Vorschlag ist sehr oberflächlich und unbestimmt. Viel bessere Vorschläge hat Hr. *Teschedik* nicht nur gemacht, sondern auch ausgeführt. 3) *Nachricht vom königl. Gestütt zu Mezöhegyes in der Csanader Gespanschaft*, von *A. Skolka*, Lehrer am praktisch-ökonomischen Institute zu Szarvas. Diese Nachricht ist wegen der Neuheit des Gegenstandes und wegen der Bestimmtheit der Angaben eines sachverständigen Augenzeugen eine wahre Zierde dieses Heftes. Das Gestütt von Mezöhegyes besitzt eine Fläche von 42000 Joch Weideland, hat einen Viehstand von 3000 Stück Pferden und darüber, belegt jährlich über 4000 Landesstutten, und hat ein Personale von mehr als 500 Köpfen. Das Institut bekommt für jedes Remontepferd, das es abliefert, vom Hofkriegsrath 22 Dukaten, davon 16 Dukaten auf den Ankauf, und 8 Dukaten auf die Alimentationskosten geschlagen werden. Der Vf. zeigt zuletzt mit wenigen

gen Worten an, was sich noch für die Pferdezucht in Ungern thun liesse. 4) *Fortgesetzte Beyträge zur Geschichte der Schutzpocken in Ungern.* 5) *Ueber die ungarischen Blechmünzen vom Hn. Bibliothekar Stephan Schönwiesner.* Die Hauptresultate sind: Es seyen in Ungern nie goldene Blechmünzen geprägt worden. Von eigentlichen silbernen Blechmünzen, die auf einer Seite hohl sind, (Bracteaten) habe man nur eine Gattung, mit dem Bild eines gekrönten Königs und der Inschrift: B. R. welche dem K. Bela II. am wahrscheinlichsten angehören. Die für Bracteaten ausgegebenen Münzen mit dem Namen Ladislaus bestünden zwar aus dünnen Blättchen, welche aber nicht von einer Seite hohl wären, sondern auf jeder Seite ein anderes Gepräge hätten: nur dass der Name Ladislaus mit umgekehrten und einwärtsgekehrten Buchstaben erscheine. Nach der Meynung des Vfs. ist es wahrscheinlicher, dass sie von Ladislaus II., als dass sie von Ladislaus dem ersten, mit dem Zunamen des Heiligen herrühren. 6) *Die Goldwäscherey an der Drau in Croatien* zwischen der steyrischen Stadt Mahrburg und dem Dorfe *Dernye* im Warasdiner Generalat trägt jährlich gegen 1800 Dukaten und öfters darüber ein. Dieser Aufsatz eines Ungenannten, ist aus dem Brünner patriotischen Tageblatte genommen. Im *Intelligenzblatte* giebt uns der Herausg. unter andern einen Lektionskatalog des Georgikons zu Keszthely; und die Ankündigung einer verbesserten Seiden Erzeugungsmethode von Joseph Blaskowits, (Seidenbaudirektor im Banat.) Es wäre zu wünschen, dass Hr. Blaskowits für die Seiden-Cultur mehr thäte, als seine Collegen; denn bis jetzt hat Rec. nicht erfahren können, was eigentlich die kostspielige Anstellung mehrerer Seidenbau-Directoren in Ungern, Croatien und Siebenbürgen mit einem Gehalt von 1500 Gulden, diesem Zweig der Industrie für einen besondern Vorschub gegeben habe?

Zweyten Bandes, erstes Heft. 1) *Reise nach Constantinopel in Briefen*, vom Hn. Grafen *Vincenz Batthyáni*, königl. Statthalterey-Rathe in Ofen. Der Vf. bestimmt das Jahr seiner Reise nicht ausdrücklich: aber aus einer Aeusserung desselben (S. 11.) zu schliessen, war es das J. 1800. Er hatte die Absicht, nur nach Herrmanstadt zu reisen; die Nähe und eine edle Wissbegierde verleitete ihn zu einem Absprung nach Bukarest, und von da nach Constantinopel. In diesem Hefte sind nur zwey Briefe abgedruckt, wovon uns der erstere über die Empfindungen des Vfs. bey dem Eintritt in den Bosphorus, dann bey der Uebersicht der Stadt und über die k. k. Internuntiatur, der andre über die türkische Verfassung eben so angenehm als lehrreich unterhält. Der k. k. Internuntius hat seine ordentliche Wohnung in dem der Republik Venedig ehedem gehörigen Pallast. Eines seiner Geschäfte ist, für jedes ausser dem adriatischen Meer segelnde Schiff der k. k. Unterthanen einen Ferman auszuwirken, der es gegen die nordafrikanischen Seeräuber sichere. Wird es demungeachtet angegriffen: so leistet die Pforte den Ersatz des Schadens, und giebt die Gefangenen frey. Den Umstand übergeht der Hr. Graf, dass die k. k. Internuntiatur auch Banquier-Privatgeschäfte mache, welche nicht wenig eintragen sollen. Nach dem zweyten Briefe ist des Grossveziers Gewalt unter der jetzigen Regierung um vieles vermindert; der Sultan soll seine Gunst dem Ersten der schwarzen Verschnittenen geschenkt haben. Die Fortsetzung dieser interessanten Briefe, worin sich der Hr. Graf als einen scharfsinnigen und geschmackvollen Beobachter zeigt, wird dem Publicum gewiss angenehm seyn. 2) *Unmassgebliche Gedanken über das dermalen im Königreiche Ungern bestehende Contributionssystem.* Da dieser Aufsatz des Hn. Staatsraths *von Izdenczi* als eigene kleine Schrift zum Anfange des ungerischen Reichstages erschienen, und hier nur nachgedruckt ist, auch eine eigene Anzeige sehr verdient: so behält sich Rec. diese bevor. 3) *Andreas III. erste drey Regierungsjahre, nach einer Urkunde* vom Hn. *J. Christ. v. Engel.* Der kleine Aufsatz hat die Absicht zu zeigen, welche vortreffliche Regierung sich Ungern unter Andreas III. zu versprechen gehabt haben würde, wenn nicht Leidenschaften und Factionen das Reich zerrüttet, oder (damit es Rec. deutscher sage, als der Vf.) wenn nicht der Papst und die Clerisey den vortrefflichen König geneckt hätten. Die hier zuerst nach dem ganzen Text gelieferte Urkunde ist auch darum interessant, weil sie die Vorfahren der freyherrlichen und adlichen Familie Prónay, die dem Staate so viele treue Diener, den Wissenschaften so viele einsichtsvolle Kenner und Beförderer geliefert hat, betrifft. 4) *Geographische Längen- und Breitenbestimmungen einiger Oerter in Ungern.* Der würdige Vf., Hr. *Johann von Lipszki*, k. k. Rittmeister beym (vormaligen) Vécseyschen Husarenregiment hat mehr als 500 geographische Oerterbestimmungen für seine Karte von Ungern aus einzelnen Triangulirungen und zuverlässigen geometrischen Messungen berechnet, und sie bey der Vergleichung mit den astronomischen Beobachtungen und Bestimmungen eines Hell, Liesganig, Bogdanich, Barcellini etc. ziemlich zusammentreffend mit diesen gefunden. Hievon giebt er uns in einer Tabelle von etwa 54 Oertern einen überzeugenden Beweis, und erregt dadurch die beste Erwartung von seiner *Generalkarte vom Königreiche Ungern*, welche (wie wir S. 123. mit Vergnügen lesen) bald vollendet und herausgegeben werden soll. 5) *Kurze Analyse des Szalatnyaer Mineralwassers* (in der Grosshonter Gespanschaft) vom Hn. D. *Paul Kitaibel.* Auch ein inländisches Mineralwasser, dass mit dem Selter- und Spaawasser in seinen Bestandtheilen nahe überein trifft. 6) *Chronologisches Verzeichniss der Kanzler und Vicekanzler des Königsreichs Ungern vom Anfange des Reichs bis auf unsere Zeiten*, aus den Handschriften des verstorbenen Hn. *Georg Pray.* Dieses Verzeichniss ist sehr trocken, aber für den Diplomatiker wichtig. Nur fehlt es einerseits an Vollständigkeit, andrerseits an Anführung der Urkunde, in welcher Pray diesen oder jenen Kanzlers Namen gefunden hat. 7) *Beyträge zur Geschichte der Schutzpocken in Ungern.* Diessmal befindet sich Rec. verpflichtet, den *Bericht des D. Siegmund Riegler*, Bikeser Comitatsarztes über

die

die Verbreitung der Kuhpocken in seiner Gegend als besonders musterhaft anzurühmen, und auf folgende Wahrnehmungen desselben aufmerksam zu machen. Unter 1000 geimpften Kindern waren 20 von den natürlichen Blattern so sehr angesteckt, dass diese den dritten, vierten, fünften Tag nach der Impfung mit Kuhpocken schon zum Vorschein kamen, und zwey davon starben; achtzehn bekamen gutartige einzelne Pocken. Acht andere Kinder bekamen drey oder vier Wochen nach der Impfung nach vorhergegangener kleinen Unruhe einige einzeln stehende rothe zugespitzte Bläschen, an deren Spitze man schon den ersten Tag eine wässerigte Feuchtigkeit bemerkte. Am dritten Tage platzten sie und bekamen eine Borke; aber am nämlichen Tage kamen schon wieder frische zum Vorschein, und so folgte diess mehrere Tage bey einigen auch mehrere Wochen nach einander. Nach dem Abfallen der Borke blieben auf der Haut kleine Narben. Bey den meisten war das Uebel in sechs bis sieben Tagen ohne Arzney gehoben. Doch wurden auch Kinder, die längst schon natürlich geblattert hatten, von diesem Ausschlag überfallen. Erwachsene bekamen selten die ächten Kuhpocken; und mehrere, die sie bekamen, klagten über Geschwulst und Schmerzen in der Achselgrube. Der Vf. hat ein einziges Beyspiel davon gesehen, dass einer, der schon die natürlichen Blattern gehabt hatte, auch von den Kuhpocken angegriffen worden. Nach einem andern Bericht des Dr. *Johann Streit* in Ofen soll die Gesundheit der Impflinge durch die Kuhpocken in mehr Thätigkeit gesetzt werden. Er beobachtete nach vollbrachter Impfung mehr Munterkeit bey *allen* seinen Geimpften, und sah Augenentzündungen und Geschwüre an der Hand während des Ablaufs der Kuhpocken sich bessern und zur Heilung neigen. 8) *Beytrag zur Entdeckungsgeschichte des Telluriums* vom Hn. Abbé *Eder*. Der jetzige sehr geschickte und auch als Schriftsteller rühmlich bekannte Hofrath bey der k. k. Hofkammer im Münz- und Bergwesen, *Franz Müller von Reichenstein* habe schon 1785 in den Arbeiten der einträchtigen Freunde in Wien Quartal 3. S. 47. bemerkt: im Facebajer Erz sey ein von allen bis dahin bekannten Metallen und Halbmetallen verschiedenes Halbmetall. Müller schickte das Erz und seine Wahrnehmungen dem Berliner Chemiker Klaproth im J. 1796 zu, und dieser legte ihm den Namen Tellurium bey. — Aus dem *Intelligenzblatte* hebt Rec. folgende erfreuliche Anzeige aus: „Gegenwärtige Zeitschrift wird nächstkünftiges Jahr ununterbrochen, und zwar in monatlichen Heften mit lateinischen neuen Lettern gedruckt erscheinen.“ — Für dieses Jahr dürfen wir also noch zwey Hefte in bisheriger Gestalt zur Vervollständigung des zweyten Bandes hoffen.

LONDON, b. Bagshaw: *Cobbett's weekly political Register.* Vol. 1. und 2. 1802. 748 und 832 S. gr. 8.

Unstreitig die merkwürdigste Londoner politische Wochenschrift des Jahrs 1802, deren Vf. schon als Zeitungsschreiber in Nordamerika von mehrern deutschen Schriftstellern bemerkt, aber lieblos und nicht nach Verdienst behandelt wurde. Er zeigt sich hier als den eifrigsten Gegner des Amiensischen Friedens, und will Krieg auf Leben und Tod mit Frankreich. In diesem Geiste feindet er alle Partheyen in England an, bis auf Wyndham und dessen Anhänger. Die Schreibart ist körnigt und kraftvoll, aber immer polemisch, persönlich, und hin und wieder etwas niedrig derb. Die schärfsten Hiebe stecken in der laufenden Rubrik: *Summary of politics.* Am anziehendsten sind die Briefe an *Hawkesbury*, *Fox* und den Ritter *Banks*, wegen dessen bekannten Briefes an das National-Institut zu Paris. Aus der deutschen Literatur ist darin bloss S. 623. das berühmte Werk von *Gentz* gegen Hauterive, nach der Uebersetzung von Herries, ausführlich und mit dem grösten Lobe recensiret. Auch werden oft aus diesem Werk Citate beygebracht, z. B. S. 652.

GOTHA, b. Ettinger, LEIPZIG, b. Reinike u. NORDHAUSEN, b. Gross: *Christianus Ludovicus Lenz,* Director Gymnasii Nordhusani, *de Basedowio, de paedagogiis Dessaviensi et Schnepfenthaliano, deque nimium hodie neglectis Latinae linguae studio et usu;* — *Andreas Christoph Dietrich*, Pastor primar. und erster Schulinspector zu Nordhausen, *Von den Hülfsmitteln zum Flor einer Schule;* — *Carolus Gotthold Lenz*, Professor Gymnasii Gothani, *de Horatii Archyta, sive de oda XXVIII. libri I. Triam Directoris discipulorum Schnepfenthalianorum carmina Latina, cum auctorum translationibus metricis;* — *Eine Rede des Director Lenz in deutschen Versen.* 1802. 120 S. 4. (14 gr.)

Die Beförderung des älteren Hn. *Lenz* zum Directorate nach Nordhausen veranlasste diese Sammlung ungleichartiger Schriften, in der lobenswerthen Absicht, durch den Verkaufsgewinn der Nordhausischen Schulbibliothek aufzuhelfen. Es war zeitgemäss, wie es scheint, und zweckmässig, in dem *Einladungsprogramm* zur Uebernahme des neuen Amtes den Vorurtheilen zu begegnen, mit welchen leicht ein vieljähriger Lehrer der Dessauischen und Schnepfenthaler Institute von den Begünstigeren einer gelehrten Schule erwartet und empfangen werden konnte. Je häufiger man jenen Instituten die Vernachlässigung der alten Literatur und überhaupt der eigentlich gelehrten Bildung zur Last gelegt hat: desto eifriger vertheidiget der Vf. die Sache derselben; er beweiset, dass das Sprachstudium nicht von jenen Schulen ausgeschlossen worden; er fügt hinzu, dass auch er bereits in Schnepfenthal die alten Sprachen gelehrt, und verschiedene Jünglinge zur Universität vorbereitet habe. Man wird diess alles gern zugeben, auch dem dankbaren Gefühle des Vfs. gegen *Basedow* alle Gerechtigkeit widerfahren lassen; aber doch zweifeln, ob von diesem allein oder vorzüglich das Licht ausgegangen sey, welches in unsern Tagen die Schulanstalten Deutschlands erhelle. *Ipse demum* (sagt Hr. L. unter andern), *contra insurgentium clamoribus suisque de habitis, Herculis*

ad

ad instar in immundum Augiae stabulum perpurgandum tanto audentior ingressus Basedowius, stertentium auriculas iterum iterumque paulo etiam inhumanius vellicans, hoc tandem effectum dedit, ut supina tum parentum tum magistrorum oscitatione excussa, laetiori jam universe ac salubriori educatione utamur tum publica, quam privata. Jedoch der redliche Sinn des Vfs., welcher überall hervorleuchtet, und sein flammender Eifer für das Gute, wo es nur gewirkt werden kann, macht uns vergessen, dass er zuweilen hier, und in den folgenden Schriften, von den Lehranstalten, welchen er genützt hat, mit rednerischer Amplification spricht.

Die zweyte Schrift — die *Rede*, womit Hr. *L.* sein neues Amt antrat — führt laute und leider gerechte Klagen über die Vernachläsigung der lateinischen Sprache auf Schulen. Der Vf. zeigt auch hier Eifer, verbunden mit Einsicht, diesen Mangel wenigstens in seinem Gymnasium zu heben. Wenn er aber S. 51. die allzu grosse Vorliebe für die griechische Sprache als ein Hinderungsmittel der lateinischen angiebt: so wissen wir nicht recht, auf welche Schulen oder Lehranstalten wir dieses beziehen sollen. Gewiss nicht auf die Institute, deren gute Einrichtung er in der ersten Schrift vertheidigte; gleichwohl möchte selbst die Betrachtung dieser Institute die wahren Ursachen jener Vernachläsigung näher und deutlicher an den Tag legen. Nicht, weil man den Knaben in der griechischen Sprache zu früh oder zu häufig unterrichtet, ist das Studium der lateinischen verabsäumt; sondern weil man den Kopf des Zöglings mit sogenannten Realkenntnissen zu füllen, weil man den Verstand eher, als das Gedächtniss zu üben, das Nachdenken früher, als die Einbildungskraft zu beschäftigen bestrebt war, weil man den unbärtigen Knaben gern zum vielwissenden Mann umschaffen wollte, darüber ist das Studium der griechischen und lateinischen Sprache *zugleich* vernachläsiget worden.

Die Einführungsrede des Hn. Pastor *Dietrich* ist auf Localverhältnisse berechnet: sie zeigt mit deutlicher Kürze, doch in einer etwas steifen Sprache, dass der Flor einer Schule nicht bloss von den Lehrern, sondern auch von der Obrigkeit, und von den Ältern der Zöglinge, ja von diesen vorzüglich, abhänge, und erhöhet die günstigen Erwartungen, welche man von der Wirksamkeit des neuen Directors hegte.

Das meiste Interesse für den Philologen behauptet in dieser Sammlung die *Gratulationsschrift*, welche Hr. Prof. *Lenz* in Gotha seinem älteren Bruder weihte. Die horazische Ode, deren Aufklärung sie befördert, ist bekanntlich so vielen Missdeutungen unterworfen gewesen, dass eine neue Untersuchung der Sache von einem so kundigen und scharfsehenden Manne doppelt erwünscht seyn muss. Im Ganzen verfolgt Hr. *L.* die Bahn, welche *Wolf* und *Mitscherlich* bereits gebrochen hatten, und fügt nur hinzu: dass Horaz wahrscheinlich ein Epitaphium des *Leonidas* vor Augen gehabt habe, eines Landsmannes von Archytes, welcher mehrere Epitaphien auf berühmte Männer, besonders die im Schiffbruche umgekommen waren, verfertigt haben soll. Könnte diese Vermuthung zu grösserer Wahrscheinlichkeit erhoben werden: so würde Rec. es erklärbarer finden, warum dieser Ode der dichterische Gehalt, nach seinem Bedünken, so sehr abgehe, und wir würden mehr die unglückliche Wahl des Vorbildes, als die verunglückte Nachahmung selbst, anklagen dürfen. Da übrigens diese Abhandlung des Hn. *Lenz* bald, wie wir hören, in einer neuen und verbesserten Gestalt hervorgehen wird: so versparen wir die genauere Würdigung billig auf die Anzeige der wiederholten Ausgabe.

Dass die *Gedichte*, welche den Schluss dieser Sammlung ausmachen, dem Druck übergeben wurden, daran sind wahrscheinlich Localumstände schuld, die wir nicht kennen, und welche zuweilen auch dem, was die Kritik an sich nicht billigen kann, eine leichtere Verzeihung bereiten.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Gotha*, b. Perthes: *Lebensbeschreibung des kursächsischen geheimen Cabinets-Ministers, Freyherrn von Gutschmid.* 1803. 68 S. 8. (6 gr.) Man sollte allerdings glauben, der um Sachsen so hoch verdiente *Gutschmid* würde in diesem Lande manche Verehrer haben, denen dieser Abdruck der im II. Band des Nekrologs vom J. 1798 enthaltenen Biographie ein angenehmes Geschenk seyn dürfte. Rec. wenigstens wünscht es. Die hier gelieferte Biographie scheint von einem Manne herzurühren, welcher Beruf hatte, dem Patrioten *Gutschmid* dieses Denkmal zu errichten. Hr. *Schlichtegroll* bedauert in der Vorrede, dass der geh. Kriegsrath *Müller* in Leipzig keine vollständige Nachricht von *Gutschmid* aufgesetzt habe. Allein, soviel Rec. weiss, waren auch diesem vertrauten Freunde G's. keine speciellern Umstände aus dessen Leben bekannt, welche sich zu einer öffentlichen Bekanntmachung geeignet hätten. Nach den Bemerkungen zu urtheilen, welche der geh. K. R. *Müller* dem Rec. über einen kleinen Aufsatz *Gutschmid* betreffend, schriftlich mittheilte, würde er vielleicht gegen eine einzige Stelle in dieser Biographie eine Erinnerung gemacht haben; S. 26. heisst es: „Die schriftlichen Aufsätze, welche er als Consulent der Leipziger Kramer-Innung zu fertigen hatte, machten ihn den obern Behörden in Dresden bekannt." Fast derselben Worte hatte sich Rec. in seinem oben erwähnten Aufsatze bedient; und der sel. *Müller* machte dabey die Anmerkung: „Der damalige Dresdner Hof kennte ihn nicht als Kramer-Consulent kennen, und die Consulentschaft hatte auf die Erlangung seiner künftigen Würden keinen Einfluss."

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 11. März 1803.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Jena, b. Frommann: *Die älteste Theodicee, oder Erklärung der drey ersten Kapitel im ersten Buche der vormosaischen Geschichte.* Von Dr. *Wilh. Abrah. Teller.* (2. Cor. 3, 6.) 1802. XVIII. u. 94 S. kl. 8.

Der Vf. war seit einiger Zeit nicht nur, wie man weifs, öffentlich, sondern auch, wie er in der Vorrede selbst erzählt, „nachher noch handschriftlich mit dem, als Geolog berühmten, Hn. *Deluc* über das, was der letztere (nach seiner langen Abwesenheit in England) *la nouvelle Exegese* nannte, in einen literarischen Briefwechsel gerathen, hat aber diese Correspondenz aus Scheu vor allem, was gar zu leicht in bittern Streit ausartet, abgebrochen." Offenbar waren auch in allen für diese Materie unentbehrlichen Vorbereitungen und Sachkenntnissen diese Partheyen so äusserst ungleich gegeneinander, dafs gewifs, wenn Hr. *T.* sich mit seinem geologischen Gegner in Fragen über Geologie einlassen wollte, bey weitem eher in jenem Fach durch gegenseitige Untersuchungen genauere Aufschlüsse veranlafst werden würden, als diefs im umgekehrten Fall erwartet werden konnte, da wegen einer in sich selbst noch gar nicht begründeten Ansicht der Geologie unserer Theologie und vorzüglich der Auslegung der althebräischen Schriften zugemuthet wurde, auf eine von den allgemeinen Grundsätzen der Auslegungskunst abweichende Bahn aufs neue zurück zu gehen. Sehr erwünscht ist es daher, dafs Hr. *T.*, dieser Veteran in der verbesserten Exegese, einen von der alten Streitkunst entfernten liberalern Ausweg wählte, und die angegriffene Auslegungskunst lieber durch ein neues Beyspiel zu empfehlen sucht, welches (wenn es auch in einigen Theilen nicht über alle Zweifel zu erheben seyn sollte) doch im Wesentlichen auf die von allen Kennern gebilligte Ansicht der urältesten Ueberlieferungen aller Völker fest gegründet ist, von dem Vf. als praktischem Theologen mit den feinsten Winken über die vielseitige Anwendbarkeit im Volksunterricht ausgestattet werden konnte, und sogar die sogenannte neue Exegese im Glanz der Wiederherstellerin einer weit älteren darstellt, als die von Hn. *Deluc* vertheidigte seyn würde.

Die drey ersten Kapitel der Genesis enthalten nach dem Vf. eine uralte Beantwortung der dem Hebräer gewifs bald aufgefallenen Frage: woher in einer von einem Gott hervorgebrachten Welt so vieles Böse und so vieles Uebel? Das erste Kapitel, welches der Vf. vermöge seines richtigen Gefühls für ein jüngeres, erst bey der Zusammenfügung der Genesis vorausgeschicktes Lehrgedicht anerkennt, (und welches, so viel Rec. einsieht, zu einer dem Sinn des Vfs. ganz gemäfsen Erklärung des zweyten und dritten Kapitels, die ursprünglich ein Ganzes gewesen seyn müssen, eben so leicht entbehrt, als damit in Harmonie gebracht werden könnte) macht die in jener Frage enthaltene Voraussetzung anschaulich: Alles, so wie es auf eines Gottes Befehl hervorgebracht ward, ist einzeln *gut* (zweckmäfsig) und ist im ganzen Zusammenhang (1, 31.) *sehr gut* geachtet worden. (Würde sonst der eine Allgebietende es nicht anders befohlen und geordnet haben?) Das zweyte und dritte Kapitel machen ein zusammenhängendes Ganze aus, in einem antikeren Tone (wenigstens in einer minder gewandten, minder begeisterten, aber dem mythisch didaktischen Inhalt angemessenen Darstellungsart.) Sie zeigen die Gottheit als sehr besorgt für den Urmenschen. Dafs sie ihm eine gute Wohnung bereitet hatte, dafs sie ihm für einen Umgang seiner Art, für eine Lebensfreundin sorgte, weil die andern Lebenden weder zu seiner Unterhaltung noch Fortpflanzung (עזר כנגדו 2, 20.) taugten, diefs soll ohne Zweifel schildern, dafs es nach Gottes Willen dem Urmenschen sehr gut hätte gehen sollen, dafs folglich das Böse und das Uebel keineswegs durch Gottes ursprüngliche Absicht bestimmt war. Nun aber kommt der Aufschlufs der Hauptfrage im dritten Kapitel: durch das Böse, das eigene willige Sündigen der Menschen, entstand das Uebel! Dieser Aufschlufs mufs, fast bey jeder exegetischen Wendung, die man für die Erklärung des Kapitels mit Wahrscheinlichkeit wählen kann, klar und unverkennbar bleiben. Der Vf. hält mit dem verdienstvollen Mann, welchem er diesen Aufsatz dedicirt (Hn. D. *Rosenmüller*) für das wahrscheinlichste, dafs die Erzählung einst hieroglyphisch aufgezeichnet gewesen, und daher als symbolische Allegorie zu deuten sey. Die Frau sey in der Hieroglyphe gewählt gewesen zum Symbol aller reizbaren Sinnlichkeit, die Schlange zum Symbol alles verführerischen Reizes, der Mann, „Haadam" gleichsam *der Mensch* im ausgezeichneten Sinn, zum Symbol der Vernunft, welche die Sinnlichkeit beherrschen soll, ihr aber so oft unterliege. Die so eingekleidete Auflösung des Problems über den Ursprung des Bösen und des Uebels würde demnach, in schlichte Worte umgebildet, diese seyn: Nicht Gott, sondern die Menschen selbst sind die Urheber dessen, was euch andern mit einer Gotteswelt unvereinbar scheint; die in andern Rücksichten unentbehrliche Sinnlichkeit ist schwach gegen allerley verführerische Reizungen. Durch sie wird schnell die ungeübte Vernunft

nunft bethört. Deswegen kann das Menschengeschlecht nicht in dem Wohlstand leben, den ihm Gott gerne gönnen möchte. Mühe und Schmerzen müssen den Menschen üben und bilden, und die unordentlichen Reizungen überwinden lehren. Der sich gleichbleibende Scharfsinn des Vfs. führt diese Deutung durch alle Hauptpunkte, welche ihr ein Licht geben, so vielseitig durch, dass den Lesern, auch wenn sie den Hauptgedanken zum voraus ahnen oder wissen, durch die ganze Darstellungsart und durch die fruchtbarsten Anmerkungen für den Volkslehrer immer noch grosses Vergnügen vorbereitet ist. Zugleich ist der Vf. nicht nur in der humanen Art, andere Auslegungen zum Theil wegzuräumen, zum Theil für seinen Zweck anzuwenden, sondern vorzüglich auch in der Selbstkritik mustermäsig. Offen bemerkt er zum voraus, dass sein für alle denkende und gutdenkende unvergesslicher Freund, der „des späten Nachruhms so würdige, einst in seinem ausgebreiteten Geschäftskreise für Künste, Wissenschaften, Jugenderziehung und Religionsweisheit mit so vielem Geist und Kraft wirksame" GKR. *Müller* ihm bey einer Unterredung über diese symbolische Ansicht von Genes. 3. nach seinem Scharfblick entgegengehalten habe: dass dieselbe schon eine zu gereifte Philosophie über den Menschen in einem so frühen Zeitalter vorauszusetzen scheine. Rec. hält zwar die Frage: woher Böses und Uebel in dieser Gotteswelt? und folglich auch Auflösungsversuche dieses Räthsels für uralt, weil die Frage an sich nur ein wenig Aufmerksamkeit und Besonnenheit, nicht aber einen künstlich unterscheidenden Verstand vorauszusetzen scheint. Wohl aber kann Rec. nicht bergen, dass ihm die schärfer abgeschnittene Unterscheidung der reizenden (activen) und der gereizten (passiven) Sinnlichkeit und ihre Aufstellung in zwey Substanzen schon kunstmäsiger scheine, als Abstraktionen und sinnbildliche Personificationen nicht blos im hohen Alterthum, sondern vom Orientalen überhaupt, welchem nichts so fremde ist, als das Distinguiren, je gemacht worden seyn möchten. Selbst im N. T. noch, wo sich der Vf. auf Jakob. 1, 14. 15. treffend beruft, ist doch eine viel simplere Ansicht. Die Begierde, als Buhlerin, welche gerne verführt, der Mensch, welcher der Buhlerin Gehör giebt, und durch den Entschluss sie gleichsam schwanger macht, und die sündige That, als Ausgeburt, werden unterschieden. Die Begierde selbst aber in eine verführende und in eine leicht verführte Reizbarkeit zu zerlegen, und beide schon symbolisch zu hypostasiren, ist nicht einmal in der Manier der viel spätern Neutestamentlichen Vff. Auch Paulus unterscheidet, um die Entstehung des Sündigens im Einzelnen zu beschreiben (Röm. 7, 15. ff.) nicht so fein. Angewohnheit an das Sündigen, das, wodurch das Sündigen in seinem Körper gleichsam wohnhaft und dictatorisch geworden sey, steht bey ihm der Vernunft, die das bessere will, gegenüber. Kaum dürfen wir ferner berühren, dass, so gewiss der Vf. mit allen wahren Weisen niemals die Austerität haben könnte, in seinen eigenen Worten das Weib überhaupt zum Symbol der passiven Sinnlichkeit zu wählen, wohl auch im biblischen und selbst im übrigen orientalischen Alterthum kein Beyspiel hiervon, unsers Wissens, zu finden ist. Nicht einmal die ägyptische Hieroglyphik, welcher am ehesten etwas melancholisches anhängen könnte, möchten wir einer solchen Ungalanterie zu beschuldigen wagen, zumal da alsdann schwer zu sagen seyn möchte, warum das eben so reizende als reizbare Geschlecht nicht eher zum Symbol des activen Reizes gewählt worden sey. Ueberhaupt möchte die Prämisse (S. 2.) dass der Schriftsprache die Bildersprache vorausgegangen sey, wenn sie generalisirt wird, sehr zu bezweifeln seyn. So häufig Hieroglyphen bey den Aegyptiern, den eigentlichen Chaldäern, den Persern und Hinduern sind, eben so wenig scheinen sie uns, nach der Geschichte, unter den semitischen Völkern einheimisch, deren Buchstabenalphabeth so uralt, und (nach Figur und Bedeutung der Buchstaben) eingeboren, oder, wenn wir so sagen dürfen, autochthonisch ist. Endlich kann, dünkt uns, vornehmlich auch deswegen im dritten Kapitel das Weib nicht ein symbolisch - allegorisches oder hieroglyphisches Wesen seyn, weil in dem 2ten, dessen innigen Zusammenhang mit K. 3. der Vf. bestimmt erklärt, das Weib nichts anders als die erste Gattin des ersten Mannes ist und bedeutet. Auch haben andere Theile des zweyten Kap. nicht die Art der Hieroglyphen. Für die Hieroglyphik wäre es eine sehr beschwerliche Aufgabe gewesen, den Menschen in einem baumreichen Park, in welchem sich vier grosse Flüsse theilten, vorzustellen. Um zu sagen: der Mensch war anfangs durch Gott *wohl berathen*, hätte der alte Erfinder des Mythos, wenn er ein Hieroglyphiker gewesen wäre, gewiss ein in jener Armuth von Materialien leichter darstellbares Symbol gewählt. Wie könnte das Namengeben an die Thiere hieroglyphisch vorgestellt gewesen seyn? u. dgl. m.

Niemand kann über diese Bemerkungen scharfsinniger urtheilen, als der Vf. selbst. Sollten sie ihm oder andern nicht unbedeutend scheinen, so ändert sich, wie wir schon angemerkt haben, das Wesentliche der Deutung nicht. Genes. 2. 3. bleiben die älteste hebräische Theodicee. Nur erscheint diese nicht als symbolisch oder hieroglyphisch, d. h. Mann, Frau, Schlange stellen nicht *Abstracta* vor, wie Verführungsreiz, sinnliche Schwäche, leicht bethörte Vernunft. Mann und Frau bleiben hier, wie im zweyten Kap. das erste Menschenpaar. Von ihm werden dort, wie hier, Geschichten erzählt, die nicht als buchstäblich geschehen anzusehen, sondern um ihrer Bedeutsamkeit willen, so ausgedacht worden sind; Geschichten, die wir in diesem Verstand mythisch (gleichsam einer Einweyhung, d. h. einer Auslegung für die in ihren Sinn nicht eingeweyhte, bedürftig) oder noch bestimmter Lehrgeschichten zu nennen für das beste halten; wie schon Diodor (Biblioth. 1, 4.) anmerkt, dass die Barbaren (Nichtgriechen) ihre Geschichte mit Mythologieen anfangen. Der Weise fragte: was sollte nach Gottes Willen das Weib dem Gatten seyn? und fing dann an zu erzählen: Nirgends fand der erste Mensch seines gleichen. In dieser traurigen Einsam-

samkeit liess ihm Gott eine Gattin werden, aus seinem Fleisch und Bein, und sogar von seinem Herzen weg genommen. Diess klingt wie ein Factum, geschichtlich, und ist doch anders nicht, als bedeutsam gemeynt, also um der Lehre willen erzählt. Der Weise fragte: Woher Böses und Uebel in des guten, einen Gottes Schöpfung? und fing dann an zu erzählen: Es war einmal ein weises göttliches Verbot, noch in jenem Glückszustand der Menschen, im grossen Pardes, und daher auch in einer Gartensache, gegeben. Es kam ein arglistiges Thier, als verführerischer Anlass, über diess Verbot zu klügeln, das Gegentheil reizend zu finden. Die Menschen übertraten Gottes nöthiges Verbot, und zwar (um die Sache geschichtlich auszumalen und dazu das Wahrscheinlichste zu wählen) die begehrliche Frau zuerst, der an der Frau hängende Mann schnell darauf. Nun hatten sie einmal die schlimme Erfahrung gemacht, sündigen zu können. Nun musste die Gottheit sie in einen härteren Zustand versetzen, um ihre Besonnenheit mehr zu wecken, ihre leichte Begier mehr abzustumpfen. So die Lehrgeschichte. Und hätte man nicht erst spät die (träge) Gewohnheit angenommen, das: *Fabula docet*, jeder solchen, meist aus der Menschen- und der Thierwelt gemischten belehrenden Erzählung beyzufügen, so hätte der alte Weise das Bedeutsame seiner geschichtartigen Bemerkung sogleich hinzuthun können. Sein Epiphonem würde ungefähr dieses gewesen seyn: .. Und so ist alles Uebel in Gottes Welt nur deswegen da, weil das Böse durch den Leichtsinn der Menschen gegen jede Verführung, durch Begehrlichkeit und Unbesonnenheit, leider! nur allzu oft, nur allzu allgemein Eingang findet (Röm. 5, 12.). Das Uebel ist nun freylich dafür von Gott aufgelegt, weil er dadurch die Gelegenheitsursachen zu Verführungen mindert, (die Schlange in den Staub wirft, verächtlich macht) die Menschen selbst aber durch Mühe und Arbeit zu beschäftigen, auch das schwächere Weib durch den Naturtrieb und durch Schmerzen, während welcher sie ohne ihn hülflos wäre, von des Mannes Ueberlegung abhängiger zu machen, für das beste achtete. — Vielleicht möchte es um der Schlange willen noch nöthig scheinen, an eine Hieroglyphe zu denken. Allein die Schlange ist hier, was in andern Fabeln der Fuchs. Wo etwas arglistig schädliches (Sirac. 21, 2.) geschehen soll, muss jene, wo Verschlagenheit zur Vorbereitung eines Erfolgs gehört, ein alter Reinecke in die Lehrgeschichte eingeflochten werden. Pflegt man denn aber letztern als Hieroglyphe zu betrachten? Wie ein Mann statt aller Männer, eine Frau statt aller ihres Geschlechts in der uralten Lehrerzählung auftritt, und eine Sünde in ihrer Entstehung statt aller Sünden geschildert ist, so auch eine Verführerin statt aller verführerischen Veranlassungen. — Man sieht von selbst, wie nahe, dem Sinn nach, die Ansicht des Rec. sich an die Tellerische anschliesst. Und in der That würde auch jeder Exegete einen wesentlichen Dissensus von diesem Vf. immer als ein bedenkliches Symptom bey seinen eigenen exegetischen Untersuchungen ansehen müssen. Von praktischen Bemerkungen hebt Rec. nur eine aus. Nachdem der Vf. mit Herder das Schöpfungslied als entlehnt vom werdenden Tage betrachtet hat, ruft er aus: Möchten doch alle Herrn Landprediger den Landmann, und frühe schon auch dessen Jugend, mit diesem ganzen hohen Liede — anderer Art, als des Salomons — bekannt machen, ihn und sie oft daran erinnern, um, wenn sie im Schweiss ihres Angesichts ihr Brod essen, ihnen denselben durch diese entzückende Vorstellung gleichsam wieder abzutrocknen. Hier macht denn der Vf. über eine (traurige, und leider nicht bloss auf die künftigen Volkslehrer Einer Gegend einzuschränkende) Amtserfahrung eine denkwürdige, warnende, für andere Examinatoren nachahmenswerthe Note: S. 17.) „Vor kurzem hatte ich die Worte, Ps. 104, 24. „einem zum Predigtamte bestimmten Candidaten als „Text zu der einen seiner zwey Prüfungspredigten auf„gegeben. Ob nun gleich Satz und Theile so lautbar, „möchte ich sagen, darin liegen, so hatte er doch die „fremdartigste Materie herbeygezogen; er liess den „Text so ganz liegen, dass diess schon allein zurei„chend würde gewesen seyn, ihn ganz zurück zu wei„sen. Denn was lässt sich nach einem solchen Vor„gange von einem Prediger" [einem, welcher Religionslehrer des Volks durch das einzige allgemein bekannte Volksbuch, die Bibel, seyn soll] „erwarten?"

Leipzig, b. Voss: *Neue Katechisationen über religiöse Gegenstände.* Von M. *Joh. Christian Dolz.* 1801. 5te Sammlung 180 S. 6te und letzte Sammlung 167 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die Vorzüge der in diesen beiden Sammlungen mitgetheilten Katechisationen sind die nämlichen, die an denen der vier vorhergehenden Sammlungen gerühmt wurden; ausserdem wird der aufmerksame Leser in ihnen weniger Fehler bemerken, als in den frühern. Unter den sieben Katechisationen der fünften, und den acht der sechsten Sammlung sind mehrere von einem allgemeinen christlichen Interesse, z. B. die 4te — 7te der fünften Sammlung über die Frage: in welchen Stunden unsers Lebens kann ein gedankenvoller Blick zum Himmel besonders wohlthätig für uns werden? und über die Sätze: Der Gedanke, wir sind Mitglieder der christlichen Religionsgesellschaft kann für unsere Tugend sehr wohlthätig werden. — Wer an eine göttliche Weltregierung glaubt, kann den Schluss des Jahrhunderts dankbar und froh — und den Morgen eines neuen Jahrhunders hoffnungsvoll feyern. Eben so die 1ste, 3te, 4te, 5te und 8te der sechsten Sammlung: Wie soll man Andachtsbücher mit Gewinn für Geist und Herz lesen? — Wenn leben Mitglieder einer Schule und einer Familie in einem Geiste? — Welchen Werth haben biblische und andere Denksprüche für uns? — Nur durch Weisheit können wir uns und andere beglücken. — Gross sind die Erwartungen guter Menschen, bey dem Anblick einer aufblühenden Jugend. Vier in beiden Sammlungen zergliedern Kirchenlieder, und die zweyte und sechste der 5ten Sammlung haben es mit den Fragen zu thun: Wie

der

der Entlassungstag junger Christen aus ihrer Schule zugleich als Gedächtnissfest Jesus, des Unsterblichen, gefeyert werden könne, und: wie haben wir uns christlich zu verhalten, wenn auch nach der diessjährigen Aernte die stille Theurung fortdauern sollte?

Celle, b. Schulze: *Neues Journal der Katechetik und Pädagogik*, herausgegeben von *Joh. Fried. Christ. Gräffe*. 5ter Jahrgang, 1stes Heft. 1801. 158 S. 8. (10 gr.)

In diesem ersten Heft werden bloss zwanzig zum Theil in den Kreis dieses Journals gehörige, zum Theil hineingezogene Schriften auf die bekannte ausführliche, mitunter sehr belehrende Art recensirt. Möchte doch Hr. *Gräffe*, der schon öfters sich gegen die Wünsche des Publicums so gefällig bewies, einmal die natürlichen Gränzen der katechetischen Kunst, Wissenschaft und Schriftstellerey untersuchen, und in seinem Journal oder Magazin das Resultat seiner Untersuchung mittheilen. Wir glauben hiermit einen Wunsch des katechisirenden- und für Katechetik sich interessirenden Publicums auszusprechen; denn offenbar wird die, im Religionsunterricht besonders bey der Jugend so bedeutende und wirksame, Kunst zu katechisiren, dadurch endlich noch um alles Vertrauen, allen Werth und Gebrauch gebracht, dass man sie fast allenthalben, wo es nur irgend etwas zu sehen, zu hören, zu verstehen und zu denken giebt, mündlich und schriftlich in Anwendung zu bringen, und so, ohne es zu wollen, in ein loses und lockeres Spiel mit Fragen und Antworten zu verwandeln sucht. Diese breite, frivole und dabey mit dem Schein alles Ernstes gemachte Anwendung ist, z. B. auch in zweyen der in diesem Heft recensirten Schriften sichtbar, nämlich in den von Hn. *Röhss* gemachten *Versuchen, eines praktisch-katechetischen Unterrichts im Kopfrechnen, und eines sokratischen Unterrichts in der deutschen Sprachlehre und im schriftlichen Gedankenausdruck.*

SCHÖNE KÜNSTE.

Paris u. Leipzig, im Industrie-Comptoir: *Die kleine Strickerin*, oder bequemes Modellbuch für den Strickbeutel, enthaltend 12 Blatt vieler neu gezeichneter Muster zu aller Art Arbeit, von *Emilie Berrin*. 8. (1 Rthlr.)

Es finden sich auf dem 2. 6. 7. 8. 9. und 10ten Blatt dieses Büchelchens recht niedliche Strickmuster, die besonders Anfängern zu empfehlen seyn möchten.

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Eisenach*, b. Wittekindt: *Die Basalte in der Gegend von Eisenach.* 1802. 56 S. 8. (6 gr.) Hr. Professor *Görwitz* ist in Verbindung mit Hn. Baucondukteur *Sartorius* zu Eisenach, entschlossen, Suitensammlungen von Gebirgsarten aus jenen Gegenden, gegen Bezahlung zu versenden. Gegenwärtige kleine Schrift ist als die Ankündigung dieser Unternehmung zu betrachten, und enthält eine kurze Uebersicht der zu versendenden Gegenstände, und der Berge, die sie liefern. Im Eingange findet man einiges über die Basalte im Allgemeinen, wo denn die Hn. Herausgeber sichtbar bemüht sind, weder dem vulkanischem noch dem neptunischen System ganz beyzupflichten, sondern die Sachen darzustellen, wie sie ihnen vorliegen, und sowohl für das eine als das andere Vermuthungen mitzutheilen. Doch findet sich S. 8. eine Angabe, die missverstanden werden könnte. Es heisst nämlich: „Auf der Stopfelskuppe stehet der Flötzsandstein, zwar etwas „sehr zerklüftet, doch, wie es scheint, ruhig zwischen Basalt, „in einer Breite von zwölf bis vierzehen Fuss." Es könnte scheinen, dass hier Basalt und Flötzsandstein in abwechselnden Schichten vorkämen, welches aber der Fall nicht ist. Denn gleich darauf heisst es weiter: „Nicht weit davon, an der „Oberellener-Höhe, setzt der Basalt in einer doppelten Spalte „durch den Flötzsandstein." Eben diess ist auch der Fall an der Stopfelskuppe, und höchst wahrscheinlich sind es auch eben dieselben Spaltungen, die sich nur hier weiter von einander entfernen. Denn da der Flötzsandstein die Hauptgebirgsart der ganzen Landschaft ausmacht: so kann man eben so wenig richtig von ihm sagen, er stehet zwischen Basalt, als der Bergmann z. B. von zwey nebeneinander zu Tage ausgehenden Bleyglanzgängen sagen würde, der Gneiss oder Thonschiefer stehe zwischen Bleyglanz. Und was den Ausdruck „stehet ruhig zwischen Basalte" betrifft: so ist diess gegenwärtig zwar der Fall, aber unmöglich konnte er es seyn, als die Gebirgsmassen des Sandsteins getrennt, und darauf mit Basalte ausgefüllt wurden, welches dadurch mit bekräftigt wird, dass er gerade auf diesem Punkte etwas sehr verklüftet seyn soll. Auf der Oberellener Höhe setzt die eine der Basaltspalten zu Tage aus, die andere hingegen hat den Flötzsandstein nicht durchbrochen. Diess möchte einen Beweis abgeben, dass die Ausfüllung nicht von oben nieder geschehen wäre. In der Folge werden die Findörter der zu versendenden Basalte und der mit ihnen einbrechenden fremdartigen Fossilien genauer angezeigt, als 1) die Pflasterkaute, wo der Basalt von allen Seiten, und nach S. 16. selbst von oben mit Flötzsandstein umgeben ist. 2) Die Kupfergrube. 3) Die Stopfelskuppe, und 4) die mit Basalt ausgefüllte Spaltung im Flötzkalkstein, bey Stedtfeld. Von allen diesen Punkten werden die Basaltarten, gegen vierzig an der Zahl, angezeigt, die versendet werden, und die allerdings von der Beschaffenheit sind, dass sie wohl verdienen, auswärtigen Kennern bekannt zu werden. Der Preis dafür ist nur drey Thaler. Auch werden Bestellungen auf andere eisenachische Fossilien, drey und dreyssig an der Zahl, angenommen, die ebenfalls drey Thaler kosten sollen. Wer aber beide zusammen verschreibt, erhält sie für fünf Thaler. Ein neuer Ausdruck: Sandstein ist mit Basalt-Tinktur gefärbt, kömmt verschiedene Mal vor. Auch wird S. 41. die sonderbare Frage aufgeworfen: wo kam das Gebirge, das eine Spaltung vor der Trennung ausfüllte, hin? Es wich doch wohl nach beiden Seiten hin aus, wie alle feste Körper, die mit Gewalt auseinander getrieben werden.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 12. März 1803.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Göttingen, b. Dieterich: *Juristische Fragmente.* 1802. Zwey Bände kl. 8. (2 Rthlr.)

Es geschähe gewiss der Rechtswissenschaft ein wahrer Dienst, wenn geistreiche, ächt satyrische und witzige Köpfe sich herablassen wollten, die vielen Gebrechen derselben, wogegen sich mit reiner Vernünftigkeit so wenig ausrichten läfst, mit der Energie eines Juvenal, und der leichten Gewandheit eines Voltaire anzugreifen. Leider! aber kann keine Wissenschaft weniger hoffen, sich dieses Glücks zu erfreuen. Wer die von den gemeinen Erfahrungsbegriffen sehr entfernt liegenden Schwächen der Jurisprudenz recht scharf herausheben will, muss selbst ein erfahrener Jurist, und in der Praxis sowohl, als in der Theorie, auf gleiche Weise bewandert seyn. Allein wie wenig Männer, denen Leichtigkeit und Heiterkeit des Geistes gegeben ist, verstehen sich zu dieser abschreckenden Reise; und wenn sie es thaten, wem gelang es, mit jener Biegsamkeit und Munterkeit der Laune zurückzukehren, ohne welche Witz und Satyre ihre eignen Waffen gegen sich selbst richten? Nur zu bekannt ist es, dass das Witzige, Burleske und Satyrische in dem Munde des älteren Juristen gewöhnlich in eine Unbehagen erregende Possierlichkeit und Unfeinheit ausartet; und gewiss würde in einer guten Satyre über die Jurisprudenz und ihre Diener das Kapitel über den juristischen Witz das reichhaltigste und interessanteste unter allen werden.

Der Vf. der vorliegenden Fragmente, welche allerley, oft sehr bunt durch einander gemischte, Gedanken über diese und jene Mängel der Jurisprudenz enthalten, scheint nichts geringeres im Sinne gehabt zu haben, als, der *Jean Paul* der Juristen werden zu wollen. Schon die Ueberschriften der Kapitel, welche auf unbegränzte und unbezweifliche Genialität den lautesten Anspruch machen, führen sehr natürlich zu diesem Gedanken. Noch mehr aber wird jene Vermuthung durch die ganze, freylich nicht unnachahmliche, aber unbeschreibliche Art der Darstellung bestärkt, obgleich es hin und wieder auch wohl das Ansehen hat, als ob der Vf. sich nebenbey *Sterne, Claudius* u. a. zum Muster erwählt habe, wenigstens geben die durch Holzschnitte hier und dort abgebildeten Esel, Schweine und Bratwürste zu dieser Conjectur einen sehr scheinbaren Grund. — So sehr nun auch Rec. geneigt ist, dem Vf. alle mögliche Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen: so muss er dennoch aufrichtig gestehen, dass es ihm nicht leicht so unsäglich sauer geworden ist, eine Schrift durchzulesen, als diese witzigen Darstellungen. Wo der Vf. kaltblütig raisonnirt, wird er gewiss jedem gefallen, und Niemand wird in ihm einen denkenden, belesenen und erfahrenen Juristen verkennen; allein er ist schlechthin verloren, so bald die witzigen, satyrischen und schalkhaften Wendungen ihren Anfang nehmen. Eben die gezwungenen, ermüdenden Vergleichungen, welche man bey prosaisch-gestimmten Satyrikern von Profession findet; eben das linkische, altväterische und pedantische Wesen, welches dem Juristisch-Schalkhaften, oder Schalkhaft-Juristischen anzukleben pflegt; eben diess und vieles andre, welches dem zum Lesen gezwungenen Rec. schon so oft das: *ohe jam satis!* ausgepresst hat, findet man in dieser Schrift auf allen Seiten. Rec. will nur aufschlagen, was ihm in die Hände fällt, z. B. 2. Th. S. 65. 66. Nachdem der Vf. (welcher, als Satyriker, wohl Verzeihung verdient, wenn ihm ein paar dissentirende Juristen sogleich als grosse Partheyen erscheinen) in dem Vorhergehenden mit vieler Wärme gegen den Missbrauch der Philosophie in der Jurisprudenz zu Felde gezogen ist: so schliesst er am Ende pathetisch mit dem Satz: „Willst du Butter oder Käse zu Markte bringen: so schleiche dich nicht über die Mauer in die Stadt, sondern gehe zum Thore hinein; du weichst dadurch manchen Ungelegenheiten aus, und wenn du ein gut Gewissen hast, und keine Contrebande führst, so ist ja der Weg zum Thore hinein gewöhnlich auch näher und bequemer. Willst du deine Philosophie in der Jurisprudenz zu Markte bringen: so thue desgleichen" u. s. w.!

Wer übrigens diesen Fragmenten das Daseyn gegeben habe, thut weder der Titel noch die Vorrede kund. So viel läfst sich indess mit Sicherheit behaupten, dass der Vf. Hn. D. *Seidenstiker* in Göttingen genau so lieb haben muss, wie sich selbst; denn überall werden die zwischen dem Freunde des Vfs., und den Hn. *Koch* und *Dabelow* stattgehabten Streitigkeiten hervorgezogen, und bey jeder Gelegenheit so viele bittre und giftige Invectiven ausgestreut, dass wir der sichern Hoffnung leben, Hr. *Seidenstiker* werde sich selbst, bey aufmerksamer Lectüre dieser Blätter, des wirklich gräslichen Eifers seines Freundes schämen. Gegen Hn. *D.* wird überall bemerkt, dass er in seiner „Hallorensprache, oder mit der Schiffermütze auf dem Kopf" diess oder jenes sage. Noch poetischer ist die Bemerkung S. 293., dass er, wie Circe, Gefallen daran finde „die Angelegenheiten der Menschen und Säue zusammen in einen sehr unappetitlichen Brey zu kneten." Ganz arg und unaufhörlich sind aber die

die Ausfälle gegen Hn. *Koch*, und der Vf. dringt damit bis auf die geringsten Kleinigkeiten ein. Das Einzige, was man in dieser Hinsicht zum Ruhm des Vfs. sagen kann, ist nichts weiter, als dass er diese Art des Tons meisterlich getroffen hat, und gewiss jedem andern den Muth benehmen wird, sich durch dergleichen eine besondre Auszeichnung verschaffen zu wollen. Wer den Vf. nachahmen will, kann hier nur eine *Ilias post Homerum* liefern.

ALTDORF u. NÜRNBERG, b. Monath u. Kussler: *Formularbuch für processualische Handlungen*; von *Johann Christoph König*, der Rechte und der Philosophie Doctor, der Staatswissenschaft ordentl. Professor und der philos. Facultät Senior zu Altdorf. *Zweyte Abtheilung*. 1802. 284 S. 8. (Die Seitenzahl ist fortlaufend.) (10 gr.)

In der Vorerinnerung bekämpft der Vf. auf vollen 16 Seiten das in diesem Journale, Jahrg. 1802. Nr. 39., über die erste Abtheilung seines Werkes gefällte Urtheil. Wollten wir uns dagegen auf eine Widerlegung, die freylich an sich leicht wäre, einlassen: so müssten wir einen ganzen Commentar schreiben, den die Leser uns um so weniger verdanken würden, da kein Gewinn für die Wissenschaft daraus zu hoffen wäre. Mag daher Hr. K. seinen Glauben behalten; den unsrigen hat er durch seine Einwendungen nicht wankend gemacht, und mit Bedauern müssen wir der Wahrheit zur Steuer versichern, dass die vorliegende zweyte Abtheilung noch ungleich weniger, als die erste, auch selbst den gemässigsten Foderungen nach irgend einer Hinsicht entspricht. Beym Durchlesen der hier gelieferten Aufsätze kann man den Gedanken nicht entfernen, dass der Vf. kein Mann vom Fache sey, und daher billig hätte Bedenken tragen sollen, einer Arbeit sich zu unterziehen, zu welcher gründliche theoretische Kenntnisse, Erfahrung und eigne Uebung, und endlich geläuterter Geschmack in gleichem Maasse erfodert werden.

Exceptionsschriften, Repliken, Dupliken, Ungehorsamsbeschuldigungen, Interventionsschriften, Auffoderungen zur Vertretung vor Gericht, Gegenklagen, Bittschriften um Beschleunigung des Urtheils, Beschwerden über verzögerte Rechtspflege, und richterliche Erkenntnisse, welche diesen Verhandlungen der Partheyen theils vorangehen, theils nachfolgen, sind hier abgedruckt. Allein fast alle diese Formulare sind theils so skeletartig abgefasst, theils von der eingeführten Gerichtssprache so abweichend, theils endlich gegen die Theorie so sehr anstossend, dass derjenige, der solche unbedingt zum Muster wählen wollte, wenig Glück machen, und darneben sich oft sehr verirren würde. — So will der Vf., was besonders auffällt, in Fällen *blosse Decrete* erlassen wissen, wo nothwendig förmliche Erkenntnisse, *Bescheide*, *Urtheile*, ergehen müssen; wie man denn z. B. hier Formulare von *Decreten* findet, *wenn die Einrede des nicht gehörigen Gerichtsstandes gegründet ist; wenn die Einrede der Rechtshängigkeit gegründet ist; wenn die Einrede des übergangenen ersten Gerichtsstandes gegründet ist; wenn die Einrede wegen eines vom Kläger verübten Spoliums gegründet ist* u. s. w. — In dem Falle, wo der Kläger nicht gleich in dem *ersten Termine* mit seiner *Replik* einkommt, wird hier in der eingereichten Ungehorsamsbeschuldigung *um Entbindung vom weitern Verfahren* gebeten. — Das Decret auf diese Anklage des Ungehorsams lautet also: „Dass der Kläger N. N., weil er die Exceptionsschrift seines Gegners in dem angesetzten 4 wöchentlichen Termine nicht beantwortet hat, mit Recht des Ungehorsams wegen angeklagt worden sey, giebt die Beylage zu erkennen. Es wird daher demselben eine zweyte Frist von 4 Wochen zu Einreichung seiner Replik, jedoch unter der Drohung verstattet, dass, im Fall der Kläger auch in dieser Frist mit seiner Replik nicht einkommen wird, der Beklagte vom weitern Verfahren entbunden werden soll." — Von einer *accessorischen Intervention* ist hier folgendes Formular gegeben: „Ew. ist nicht unbekannt, dass Theodor Ulber, als Erbe des verstorbenen Stephan Ulbers, gegen den Hn. Commerzienrath Friedrich Thalman, wegen eines zwischen den Häusern Nr. 308. u. 309. auf der Fischerstrasse liegenden freyen Platzes eine Eigenthumsklage angestellt habe. Da nun erst vorerwähnten Platz der Beklagte vor 6 Monaten von mir gekauft hat, und ich folglich demselben zur Gewährleistung verbunden bin: so muss ich zur Vertheidigung des Rechts desselben folgendes ehrerbietig vortragen" u. s. w.

Durch diese Proben werden unsere Leser in den Stand gesetzt, aus eigener Ansicht zu unterscheiden, ob durch unser oben gefälltes Urtheil dem Vf. zu viel geschehe, oder nicht.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, in d. Druck. d. Republik: *Voyage autour du monde* pendant les années 1790. 1791. 1792. par *Etienne Marchand*, précédé d'une introduction historique; auquel on a joint des recherches sur les terres australes de Drake, et un examen critique du voyage de Roggeween; avec cartes et figures par *C. P. Claret Fleurieu*, de l'Institut national des Sciences et des Arts et du Bureau des Longitudes. Tome III. An VI. 474 S. T. IV. An VII. 494 S. T. V. An VIII. 559 S. 8.

Diese drey Theile sind als Anhang zu der in den beiden ersten enthaltenen Reisebeschreibung (A. L. Z. 1802. Nr. 301.) anzusehen. Der *dritte* Theil ist für die Schifffahrt wichtig. Es werden darin aus den Observationen der Breite und Länge, die man auf dem Schiffe während seiner Reise um die Welt gemacht hat, Resultate gezogen, wodurch die Veränderungen, welche die Strömungen in der scheinbaren Richtung und Geschwindigkeit des Schiffes bewirkt haben, bestimmt und die Rechnungsfehler in der Schätzung berichtiget werden. Die Zusätze zu der Reise sind grösstentheils aus englischen Schriftstellern entlehnt und beziehen sich 1) auf die Einleitung,

tung, 2) auf die Marquesas de Mendoça-Inseln. (Ein amerikanischer Schiffer hielt sich hier 1791 4 Monate auf. Sein Bericht, den Rochefoucauld Liancourt in den Reisen nach dem Bundesstaate von Amerika mitgetheilt hat, weicht oft von den Nachrichten des Capitain Marchand ab). 3) Auf die von M. entdeckte Inselgruppe in der Nähe dieser Inseln, 4) auf die Insel Tinian (wovon der englische Lieutenant Mortimer 1791 Nachricht gegeben hat, die hier nachgeholt wird). Zuletzt stehen Zusätze zu den vorhergezogenen Resultaten, wodurch die Karte der beiden Meerengen zwischen den Inseln Banca und Billiton erläutert wird.

Der *vierte* Theil ist naturhistorischen Inhalts. Wir führen nur die Geschlechter der Thiere an, welche M. auf seiner Reise angetroffen hat, und die hier weitläuftig beschrieben werden. Fliegende Fische, *Animalia mollia aut mollusca* (worunter Polypen, Dintenfisch, und andere dergleichen zartfleischige Thiere begriffen werden, die der Vf. Fisch-Pflanzen nennen möchte), das leuchtende Meer (*noctilucum mare*), das von unzähligen Insecten-Schwärmen herkommen soll, Hay carcharias und andre Arten, Meerschwein und andere dergleichen kleine Seethiere, Tropikvögel, Goldkarpfe, Thunfisch, Bonite, Pelican u. a. Vögel, die man im französischen Fous nennt, Meerschwalbe, Sturmvogel, Schildkröte, Albatrosse, weisse Antarktische Taube, Pinguin, Möve, Wallfisch, Kaschelott, Feinde der Wallfische. Da der Vf. diese Thiere, wovon die meisten in viele Arten abgetheilt werden, nach der Ordnung, wie sie auf der Fahrt gesehen worden sind, mit Bemerkung, wann und wo sie zuerst zu Gesicht gekommen sind, angeführt hat: so dient das Verzeichniss dem Naturforscher zur Bestätigung dessen, was von der Heimath der Thiere aus andern Quellen bekannt war. Der Vf. hat aber nicht sowohl dem Naturforscher dienen, als dem Seefahrer ein nützliches Verzeichniss in die Hände liefern wollen, das ihn auf seiner Reise über die von ihm gesehenen Gegenstände belehren kann. Er hat daher mit vielem Fleisse, was Buffon, Bonaterre u. a. darüber geschrieben haben, zusammengestellt; und in der Hinsicht ist seine Arbeit brauchbar und nützlich. Die Materie wird in dem *fünften* Theile fortgesetzt, und der Vf. beschreibt den Seehund (*Phoca*), die Seekuh, den Eisvogel, die Meerkatze, die er nebst andern unter dem Namen Taucher (*plongeon*) begreift. Rhincops, den Blumenbach in der Ordnung der Anseres anführt, Fregatte, Vögel und Fische der heissen Zone, Thiere und Pflanzen nordwärts von dem Wendekreise des Krebses, Papageytaucher, Seeotter, Meerlerche, Wasserschlangen, Muräne, *Manches de velours* von einigen zu den Pelicanen gerechnet, Scharte (*cormoran*), Wasservögel, wenig bekannte Vögel, aus Buffon excerpirt, worüber Seefahrer Auskunft geben können, und deren 24 namhaft gemacht werden. Anzeige der Merkmale, worauf Seefahrer bey Beschreibung der Säugthiere, der Cetaceen, der Vögel, der Eierlegenden Vierfüsser, der Schlangen und Fische zu sehen haben, aufgesetzt von *La Cepede*. Zusätze zu den Beschreibungen der Thiere von der Ordnung der Cetaceen und verschiedene andere. Alsdann wird sehr weitläuftig von dem Kabeljau, minder ausführlich von Makrelen, Haringen, Sardellen und Anschovis gehandelt. Beweis, dass die von *Franz Drake* entdeckten Inseln und Hafen die Terra del Fuego sind, begleitet mit einigen Noten, worin Dr. die Ehre, der Erste gewesen zu seyn, der von Westen nach Osten durch die Magellansche Meerenge segelte, abgesprochen, und die Entdeckung des Cap Horn zugesprochen wird. Ueber des Holländers *Roggeween* Reise im Südmeer und die von ihm gesehenen Inseln folgt eine weitläuftige Untersuchung, der zufolge, ausser der Oster-Insel und den von Cook genannten Palliser Inseln, alle übrigen noch nicht wieder gefunden sind. Unter diesen verdienen vorzüglich die Bauman, die man für *Bougainville's Archipel des Navigateurs* gehalten hat, die Aufmerksamkeit der Seefahrer. Sie liegen nach angestellter kritischer Prüfung der davon vorhandenen Data unterm 12° N. Br. 157° 35′ W. L. von Paris. Auch diese Abhandlung wird mit einigen Noten begleitet.

Ausser der Octav-Ausgabe der Reisen von Marchand ist auch eine in Quart besorgt, in welcher die fünf angezeigten Theile drey ausmachen, zu denen noch ein vierter *Tome contenant des observations sur la division et la nomenclature hydrographiques, l'application du système métrique décimal à la navigation et les cartes.* An VIII. p. 158. hinzugekommen ist, der auch mit der Octav-Ausgabe verkauft wird, und wegen der Grösse der Karten in keine kleinere Form gebracht werden konnte. Die Eintheilung und Benennung der unsre Erde umgebenden Meere, welche Hr. Fleurieu vorschlägt, verdient den Beyfall der Geographen. Das Meer an der westlichen Küste der alten Welt, von Cap Nord bis an die Südspitze von Afrika, das die Ostküste Amerika's von Grönland bis ans Cap Horn bespület, soll den Namen des atlantischen Meers führen, und in das nördliche von dem nördlichen Polarkreise bis an den Wendekreis des Krebses, das äquinoxiale zwischen den Wendekreisen und das südliche von dem Wendekreise des Steinbocks bis an den südlichen Polarkreis eingetheilt werden. Auf eben diese Weise ist auch das grosse Weltmeer (*Grand Ocean*) zwischen Asien und Amerika in das nördliche, äquinoxiale, und südliche einzutheilen. Das Eismeer um den Nordpol heisst das arktische (*Ocean-Glacial arctique*) um den Südpol das antarktische (*Ocean-Glacial antarctique*). Nach den Begriffen, die von inneren Meeren, Golfen und Baien festgesetzt werden, bestimmt der Vf. die Benennungen, die den übrigen Meeren zu geben sind. Diesen zufolge sollte man nicht indisches Meer, sondern indischer Golf sagen, weil ein vom festen Lande umgebenes Meer, das am Eingange breiter ist als [illegible] Ende, *Golf*, *Golfo* genannt werden sollte. Ein Verzeichniss der Karten folgt. Ihrer sind 16, die erste oder Weltkarte von dem 70° N. B. bis an den 60° S. B. ist nach Mercator's Projection entworfen, 1 Pariser Fuss hoch und noch einmal so breit, hat an beiden Seiten noch 20 Grade über den Meridian von Paris. Auf diese Karte sind die vorgeschlagenen Namen der

Mee-

Meere, Golfe und Baien, deren Einführung von dem *Bureau des Longitudes* anempfolen wird, aufgetragen. Doch hat der Zeichner *Beautemps-Baupré* dem allgemeinen Redegebrauch so viel nachgegeben, dass er nicht *Golf*, sondern *Mer des Indes* geschrieben hat. Allein man findet *mer rouge* für arabischen Meerbusen, das mit der gegebenen Erklärung von *Mer* übereinstimmt. Nur die Route, die das Schiff Solide, welches Marchand commandirte, genommen hat, ist angezeichnet. Die übrigen Karten sind in Querquart-Format, zum Theil nach englischen Beobachtungen, zum Theil nach eigenen des Hn. M. gezeichnet. Die Karten von der Meerenge zwischen Banca und Billiton sind in grösserem Format. Die letzte zur Erläuterung der vorher gedachten Reise Roggeweens wird dereinst noch merkwürdiger werden, wenn der Vf. sich in seiner Vermuthung von den noch zu entdeckenden Inseln nicht geirrt haben sollte. Die Abhandlung über die Anwendung des Decimalsystems auf die Hydrographie und nautischen Rechnungen ist in der Versammlung des National-Instituts vorgelesen, von einem Ausschuss geprüft und mit vielem Beyfall aufgenommen worden. Der Vf. glaubt, dass es nicht allmälich, sondern auf einmal in allen Zweigen der Schifffahrtskunst einzuführen sey, und dass, wenn der Seefahrer es erst kenne, es sich durch seinen innern Werth hinlänglich empfehlen werde. Die Karten und Instrumente, deren er sich auf seinen Fahrten bedient, müssen zuerst darnach eingerichtet werden. Der Compass mag bleiben wie er ist. Er hat mit den Rechnungen nichts zu thun. Nur werden, wenn ein Land aufgenommen wird, die 4 Weltgegenden beybehalten, und man rechnet 100 Grade von Norden nach Süden, sowohl an der östlichen als westlichen Seite. Die Tafeln, worin die Maasse nach dem Sexagesimal-System auf das Decimal-System und umgekehrt reducirt worden, machen den Beschluss, und sind von grossem praktischen Nutzen.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Wien*, gedr. mit v. Kurtzbek. Schr.: *Unmassgebliche Gedanken über das dermalen im Königreiche Hungarn bestehende Contributions-System.* 1802. 37 S. 8. Der jetzige k. k. Staatsrath *v. Izdenczy* lässt hier im J. 1802. das officielle Gutachten abdrucken, welches er schon 1777 als damaliger Hofrath bey der königl. ungarischen Hofkanzley, deren Hofkanzler damals der Graf Esterhazy war, über die Vereinfachung und Vervollkommung des ungarischen Contributionswesens abgegeben hat. Dieses Gutachten hatte damals keinen Erfolg; denn wie mancher gute Vorschlag bleibt nicht oft unbeachtet und unbenutzt; aber er verdiente jetzt aus öffentliche Licht gezogen zu werden. Es treten Fälle ein, wo das Publicum unpartheyischer, als ein Dicasterium urtheilt. Die Hauptabsicht des Vfs. geht dahin, 1) das Contributions-System in Ungarn zu vereinfachen, und die 57 Rubriken von steuerbaren Gegenständen, aus denen es jetzt besteht, auf 11 zurückzuführen, es dadurch dem Steuerpflichtigen fasslicher zu machen, und die Steuereinsammlung zu erleichtern, auch der Bevölkerung, dem Ackerbau, der Viehzucht, dem Commerz nicht zu schaden. 2) Dabey dennoch die Contribution ohne allen Druck des Landes, ergiebiger zu machen. Wie sehr der Vf. die übermäsige Abgabenplackerey verabscheue, erhellt aus der schönen Stelle S. 35.: „Ein Landesfürst, der „wohlhabende Unterthanen beherrscht, ist doppelt glücklich, „er beziehet die den Staatsbedürfnissen angemessenen Contri-„butionen richtig und zur bestimmten Zeit; geräth derselbe „aber wegen misslicher Kriegsumstände in Verlegenheit: so „hat derselbe an dem bey seinen Unterthanen befindlichen „Vermögen einen ergiebigen Fond, welche dasselbe auch ganz „gerne darbieten werden, theils aus Erkenntlichkeit, weil „eben dieses Vermögen eine süsse Frucht ist, die sie der wei-„sen und milden Regierung ihres Landesfürsten zu verdanken „haben, theils aber aus Furcht, von einer andern härtern „und minder vortheilhaften Beherrschung unterjocht zu wer-„den.“ — Rec. will kurz das Mittel angeben, das der Vf. zur Erreichung seines doppelten Endzwecks braucht. Es besteht in einer glücklichen Vereinigung des physiokratischen Systems mit einer verhältnissmäsigen Besteurung der Gewerbe, der Handwerker, Kaufleute und Arendatoren. Der Vf. will die Kopftaxe, die Steuer für die Köpfe der Kinder und Dienstboten (als der Bevölkerung schädlich), die Steuer für Zugochsen, Mastochsen, Kühe, Kälber, Pferde, Schaafe *(als der* Viehzucht nachtheilig), für die Bauernhäuser (als der Erbauung besserer Häuser hinderlich), für die Bienen etc. abgeschaft wissen. Beyzubehalten wäre nach ihm: die Hauptsteuer von den Aeckern nach 4 Classen, so dass der Bauer ungefähr 10 p. Cent des Ertrages abgebe — von Wiesen — von Weingebirgen — von Gärten — vom Erwerb der Insassen und Tagelöhner — von den Gewerbs-Handwerksleuten und Arendatoren — vom Handel und der Kaufmannschaft, von Hutweiden, Wäldern und Rohrwachs, endlich von Häusern in den Städten. Der Bauer, der für seinen Kopf, sein Vieh u. s. w. nichts zu zahlen hätte, würde freudiger etwas mehrers als bisher von jedem Joch Acker bezahlen, und dabey wäre der Contributionsfond durch die Sicherheit seiner Quellen mehr gedeckt, auch brauchte es keine jährliche Beschreibung und Verzeichnung der beweglichen und steuerbaren Gegenstände. (Ferner setzt Rec. hinzu, hätte die Josephinische Ausmessung hierin zur Basis einer billigen und gerechten Steuervertheilung gedienet). Noch bemerkt er, dass dieser Aufsatz im May 1802., folglich zu Anfang des ungarischen Reichstags d. J. gedruckt erschien. Ob der Reichstag sich in Contributions- Justiz- und andre Reformen eingelassen habe? werden wir erst später erfahren können. Immer bleibt es aber eine erfreuliche Erscheinung, einen k. k. wirkl. Staatsrath als Schriftsteller auftreten zu sehen. Wenn andere die Literatur und Publicität scheuen; so zeigt der von Joseph II. zum Staatsrathe erhobene Hr. v. Izdenczy, durch diess sein Beyspiel, dass er beide für die besten Mittel halte, tüchtige Staatsmänner zu bilden, und neue fruchtbare Ideen, die sich über den Schlendrian erheben, in Circulation und Wirksamkeit zu setzen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 14. März 1808.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

FRANKFURT a. M., b. Wilmans: *Ueber die Erkenntniss und Heilung der Pneumonie* von *E. Horn*, Professor der Klinik in Braunschweig. 1802. XV. u. 320 S. gr. 8 (1 Rthlr. 8 gr.)

Zwey Brownsche Sätze: es giebt auch eine Classe von Entzündung, die asthenischer Natur ist; und das Zusammenseyn einer örtlichen sthenischen Entzündung mit einem allgemeinen Zustand von Schwäche ist unmöglich; verdienen besonders die unbefangenste und eindringendste Untersuchung, da ihr Resultat auf die Ansicht und Behandlung der gefährlichsten Krankheiten den entscheidendsten Einfluss hat. Man wird der Wahrheit nicht näher kommen, wenn man fortfährt, aus einseitiger, schiefer Theorie zu viel zu folgern, und einzelnen Krankengeschichten, ja einzelnen Epidemien zu viel Gewicht beyzulegen. Was die Brustentzündung insbesondere betrifft, als die Krankheit, bey der, wenn man jene Sätze in voller Ausdehnung anwendet, das Verfahren am mehrsten gegen das bisher gangbare absticht: so ist zu bedauern, dass diesen grossen Gegenstand bis jetzt fast nur noch junge Brownsche Aerzte ausführlich erörterten, von denen weder Erfahrungsfülle, noch reifes, gemässigtes Urtheil über praktische Angelegenheiten zu erwarten ist. Hr. *Horn* schliesst sich an diese an. Es mag ihm nicht an Geist, Wissenschaft und Fleiss fehlen, aber seine Schriften sind so lange für uns ohne Werth, ja wir schreiben ihnen einen schädlichen Einfluss zu, so lange wir ihn von der Selbsttäuschung beherrscht finden, vermittelst der er auf dem schwierigsten Weg der Erfahrung durch mehr oder weniger wohlthätige Wirkungen, die eine Curmethode, ein System in Vergleich mit dem andern gewährt, die dunkelsten Probleme der Klinik rein und entscheidend aufgelöset zu haben, nicht in einem Moment bezweifelt. Hr. *H.* hat, was hunderte von jungen Aerzten vor, mit und nach ihm thaten, Deutschland, Frankreich und die Schweiz bereiset. Er will auf diesen Wallfahrten, wie es scheint, zu dem Besitze von Geheimnissen gekommen seyn, die vollen Aufschluss geben, welche Behandlungsarten den glücklichsten Erfolg am Krankenbette haben. Seine Dreistigkeit oder Verblendung geht so weit, dass er nicht ansteht, den Satz, als ein Resultat, das er durch Vergleichungen der verschiedenen Methoden im Grossen gefunden haben will, aufzustellen, dass eine geringere Sterblichkeit, eine schnellere und vollkommenere Wiedergenesung von allen Uebeln zu Gunsten des Brownianism spreche. Bis auf unsern Vf. hielt man es für die schwerste Aufgabe, aus dem Erfolge am Krankenbette über die Vorzüge der verschiedenen Heilmethoden gegen einzelne Krankheiten und noch mehr gegen alle Krankheiten überhaupt, zu urtheilen, da man aller Orten Aerzte von den verschiedensten Fähigkeiten und Systemen findet, die durch ihr glückliches Curiren sich selbst und ihr Publicum in Erstaunen und Bewunderung versetzen. Wo ist das Uebergewicht? wie ist es zu erforschen? Die Genesung eines vornehmen, bedeutenden Mannes wägt in der öffentlichen Meynung den Tod von mehrern aus dem grossen Haufen auf. Welche Aerzte sollen als die Repräsentanten der verschiedenen Systeme gelten, da dieselben Lehren ein so mannigfaltiges Ganze in verschiedenen Köpfen bilden, und in der Anwendung, welche überdiess der Urtheilskraft jedes Arztes so viel überlässt, nicht immer dasselbe vorschreiben? Missgriffe französischer Aerzte werden die deutschen Nichtbrownianer sich nicht wollen aufbürden lassen, und vermag *Joseph Frank* in Wien, z. B. den Pemphigus nicht als Asthenie zu heilen, so glaubt vielleicht *Marcus* in Bamberg, er könne es mit freygebigerem Gebrauch der Reizmittel, durch nicht so furchtsame Benutzung des Mohnsaftes. Diese und viele andere Bedenklichkeiten haben, wie es scheint, sich Hn. *H.* nicht aufgedrungen, so fremd ist er auf dem Gebiet der Erfahrung; denn die mehrsten jetzt streitigen Fragen über die Behandlung hitziger und chronischer Krankheiten entscheidet er durch grössere Summen von Genesungen u. s. w. sieghaft für Browns Anhänger, und zwar will er uns glauben machen, er habe diese bey weitem grössere und schnellere Hülfe, welche die Schottische Lehre der kranken Menschheit in allen Fällen leistet, so wie das vergleichungsweise sehr geringe Vermögen der bisherigen Arzneykunst, selbst beobachtet und in reine Erfahrungssätze zu bilden, das vollkommenste Recht gehabt. Der unbefangene Arzt vermag ein solches allgemeines entscheidendes Resultat zum Vortheil irgend einer Behandlungsart in einer einzelnen Krankheit kaum aus allen Schriften, aus allen bekannten Listen der Sterbfälle und Genesungen in Hospitälern und Städten zu ziehen, da zumal endemische und epidemische Verhältnisse die Natur derselben Krankheit oft so sehr modificiren, und derselbe Name nicht selten mancherley Uebel bezeichnet. Aber eine kurze gewöhnliche Reise eines eben erst promovirten Doctors durch drey der bekanntesten Länder von Europa, von welcher uns weiter nichts näheres gesagt wird, als dass Wien und Paris vorzüglich die Data hergaben, leistet alle diese unendliche Vorzüge, und bringt das hell-

hellste Licht, die gröſste Gewiſsheit über die dunkelsten und streitigsten Gegenstände der praktischen Medicin. Als *Girtanner* vor etwa 15 Jahren neue Aufschlüsse über die venerische Krankheit gab, und sich auf die in sehr vielen Hospitälern groser Städte gesammelten Thatsachen berief, wollte man diese Quelle der Belehrung über ein Uebel nicht viel gelten lassen, das man nur da in seiner schrecklichen Gestalt noch erblickt, und das seine Verwüstungen mehr als jedes andere sinnlich darstellt. Unser Vf. dehnt mit der gröſsten Anmaaſsung seine in Krankenhäusern und durch Unterredungen mit Aerzten gesammelten Resultate und Urtheile über ganze Haufen der verschiedenartigsten Krankheiten aus, und unsere Recensenten und Schriftsteller äuſsern keinen Zweifel über seine Befugniſs und Glaubwürdigkeit. Findet man denn in Hospitälern immer interessante Fälle, die Belehrung geben? wie viele von jenen sind so organisirt, daſs sie ein lang fortgesetztes Besuchen und ein eindringendes Forschen der Fremden zulassen? Weiſs man denn nicht, wie flüchtig die mehrsten Hospitalärzte ihre Kranke behandeln, welche Nachtheile das Locale, die Oekonomie, die ganze Verfassung vieler Krankenhäuser haben, so daſs sie nicht geeignet sind, für die Kunst was zu leisten? Wie lange müſste der Aufenthalt des Vfs. nicht an den verschiedenen Orten gedauert haben, wenn er den Verlauf und den Ausgang vieler chronischer Kranken hätte beobachten wollen? welche praktische Ausbildung, welche grose, geübte Talente wären bey dem Arzt vorauszusetzen, der selbst unter den günstigsten Umständen solche allgemeine Endurtheile zu fällen, befugt wäre?

Ueber alle diese gehäuften Schwierigkeiten wäre uns Hr. *H.* Rechenschaft schuldig gewesen. Er erwähnt ihrer aber nirgends, man sieht nirgends eine Spur, daſs er glaubt, sie haben ihm im Wege gestanden, man stöſst auf keine Stellen, in denen er sich schwankend, ungewiſs, noch nicht ganz überzeugt ausdrückt. Alle seine Aussprüche sind immer für die Brownsche Praxis, immer gegen die Nichtbrownsche Medicin. Die nähern Belege sollen in der baldigst folgenden Anzeige seiner „Beyträge zur medicinischen Klinik gesammelt auf Reisen 1—2 Theil, Braunschweig“ geliefert werden.

In dieser Schrift über die Pneumonie bezieht er sich zum öfteren auf dieselbe Reise, aber nun auch auf seinen eigenen praktischen Wirkungskreis. Von beynahe *Tausend* pneumonischen Kranken will er die Resultate abgezogen haben, ohne daſs er unterscheidet, wie viele von dieser grosen Anzahl, welche sehr viele alte Praktiker von Ansehen in grosen Städten vielleicht sich nicht rühmen können, an dieser Krankheit behandelt zu haben, in Hospitälern lagen, welche er als angehender Arzt besuchte, und wie viele in den wenigen Jahren seines Aufenthalts in Braunschweig von ihm selbst behandelt wurden. Wir würden wenige Hoffnung für die Zukunft von Hn. *H.* haben, wenn er jetzt nicht selbst einzusehen vermöchte, daſs eigenes Handeln doch mehr lehrt, als das Besuchen Pariser Hospitäler, selbst bey weitem mehr als das Besuchen der vortrefflichen Klinik des ältern *Frank* zu Wien. Warum hält er es also im Dunkeln, wie viele von diesem Tausend auf seine Durchflüge, um mit Hn. von *Hesse* zu reden, und wie viele auf seine Praxis in Braunschweig fallen, da er sich überall darauf einlieſs, eine runde Summe seiner pneumonischen Kranken anzugeben? Hier haben wir dann auch ein starkes Beyspiel, daſs es bey praktischen Angaben auf viele Erörterungen und Bestimmungen ankommt. Es erhellt nämlich aus der Schrift, daſs der Vf. Pneumonie nennt, was kein anderer Schriftsteller dafür hält. Fast alle Fieber und manche chronische Leiden der Brust sind ihm Pneumonie, wie unsere Leser bald sehen werden. Auf diese Weise lassen sich dann schöne Zahlen ausfüllen.

Was soll, fragen wir nun, aus der Medicin werden, deren Theorie ewig im Streit und Dunkel ist, wenn so viele unserer Schriftsteller fortfahren, so leichtsinnig und verwirrt bey Angabe der Thatsachen zu Werke zu gehen, auf die sich zuletzt doch alles stützen muſs?

Wer aus reicher Erfahrung spricht, welche er fruchtbar zu benutzen und kritisch zu sichten verstand, dessen Worte erhalten durch Wahrheit, Anwendbarkeit, Neuheit eine Ueberredungskraft, die sich eines jeden unbefangenen Gemüthes bemächtigt. In der Medicin besonders fällt durch Unrichtigkeit, Irrthum, Untauglichkeit auf, was am Pult ausgedacht oder aus Büchern zusammengetragen ist. Wir wollen also ausziehen, was uns in diesem Buche auffiel, und unsere Bemerkungen hinzufügen.

Die schmerzhaften Empfindungen der Brust wechseln gewöhnlich nicht so schnell, als der Vf. angiebt, und es ist gewiſs selten der Fall, daſs der Schmerz, der gestern stechend, vorgestern stumpf und drückend war, heute sich darstellt, als wenn eine äuſsere Last die Ausdehnung des Thorax verhindere. Bey der Pneumonie der Kinder, welche mit Scharlachfriesel, Blattern, Masern sich verbindet, gäbe es Fälle, wo vieles und helles Blut ausgehustet werde, [gewiſs äuſserst selten bey Scharlach- und Blatternkranken] ohne daſs sie dabey bedenklich krank wären, [das würde dann doch wohl immer der Fall seyn]. S. 10. Der Zustand der Orthopnöe in der Pneumonie mit Reils Worten bis auf kleine Abänderungen geschildert, ohne daſs dieser Schriftsteller genannt wird. [Conf. Reil über die Fieber Band 2, S. 467.] Die häufigsten (?) Kinderkrankheiten acuter Art wären entweder ursprünglich Pneumonien, oder doch mit hitzigen Localaffectionen der Lungen verbunden. Das soll sich zuverlässig behaupten lassen. Es ist gegen alle Erfahrung! Eine eben so *häufige* Krankheit sey die Pneumonie bey Erwachsenen. Ich darf versichern, sagt er, daſs ich *fast in jeder Woche neue pneumonische Kranke zu behandeln habe.* Rec., der ein sehr beschäftigter Arzt ist, hat zum öftern in ganzen Vierteljahren, keine Pneumonie zu behandeln! Hr. *H.* setzt hinzu, daſs nicht gerade das von den Praktikern gewöhnlich beschriebene vollständige Bild der Lungenentzündung gefunden

zu werden brauche, um der Existenz einer pneumonischen Krankheit gewiss zu seyn. Viele gelindere Grade der Pneumonie würden von vielen Aerzten nicht für das genommen, was sie sind; [wo nicht wahre Entzündung der Lungen ist, kann von Pneumonie nicht die Rede seyn, und der Irrthum ist offenbar auf des Vfs. Seite, wenn er immer Pneumonie sieht, sobald die Lungen mit afficirt sind, was bey grossen allgemeinen Leiden so leicht geschicht]. Eben so *zuverlässig* liess sich behaupten, dass die Pneumonie auch *zu den häufigsten* Krankheiten des Alters gehöre. Die meisten hitzigen Krankheiten, die bey Alten vorkommen, wären entweder ursprünglich Pneumonie oder verbänden sich mit derselben; und eben so sehr könne man der Erfahrung angemessen [?] behaupten, dass die meisten Alten, die mit einer hitzigen Krankheit ihr Leben beschliessen, an der Pneumonie sterben. Bey sehr vielen Alten bemerke man, dass diese Krankheit nach ihrer reinen ursprünglichen Form entstehe. Wenn es heisse: Alte sterben gewöhnlich am Stickfluss, am Bruftkrampf, Lungen-Lähmung, u. s. w. so bedeute es oft nichts anders, als sie sterben an der Pneumonie, [zu welchen Rückschritten in der Diagnostik will der Vf. verleiten!!] Er verwirft die Eintheilung der Pneumonie in entzündliche, rheumatische, galligte, schleimigte, fauligte, und nervöse. Es liesse sich mit Sicherheit behaupten, dass einzelne Gruppen von Symptomen keinesweges hinreichend sind, um auf das Eigenthümliche und Specifische einer Krankheit, welche sie producirt, einen Schluss zu erlauben, [wer könnte Arzt bleiben, wenn wir nicht aus den Gruppen von Symptomen vieles zu folgern berechtigt wären?] Alle diese Symptome, zeige die Erfahrung [die wahre, bewährte?] giengen *häufig* [der Vf. hat alles häufig gesehen!] in einander über, zeigten sich heute so und morgen so!) und würden sogar nach Verlauf einiger Tage *vereinigt* (??) angetroffen. *Sehr häufig* nehme man wahr, [in Deutschland, Frankreich, der Schweitz, oder nur in Braunschweig?] dass alle die genannten rheumatischen, galligten, schleimigten, fauligten und nervösen Symptome bey einem pneumonischen Kranken *zu gleicher Zeit* gefunden werden. Die stärkend reizende Methode leiste in allen diesen Fällen immer alles [ohne alle Modification und Auswahl der Mittel?] Gegen die Existenz der galligten, rheumatischen Pneumonie. Gar nicht eindringend. Eben so will er den nützlichen und gegründeten Begriff der *peripneumonia notha*, die Reil so naturgemäss geschildert hat, nicht gelten lassen. Was kann man im diagnostischen Theil der Medicin nicht mit einigem Schein streitig machen, zumal wenn man davon ausgeht, dass es nur auf Anerkennung des asthenischen Zustandes ankommt? Eher lässt sich rechtfertigen, dass der Name verborgene Pneumonie verworfen wird, da die Krankheit, die gemeynt ist, nicht übersehen wird. Die einzige Eintheilung, die Werth habe, sey in Pneumonie von Stärke oder von Schwäche; die Pneumonie sey die Localaffection, das Fieber die allgemeine Affection, jene sey das Product, und zwar, wie es scheine, nur ein zufälliges Product von dieser; jedes Fieber habe etwas Pneumonisches in seinem Gefolge, denn beym Fieber sey das Leiden über das ganze System verbreitet, also nehmen auch die Lungen und die ganze Nachbarschaft daran Theil, [mit demselben Recht liess sich sagen, in jedem Fieber finde sich etwas von *Encephalitis*, *Hepatitis* etc. Welche Sophisterey, welche leere Spielerey!] In Hinsicht des Gradeverhältnisses zwischen Fieber und Pneumonie finde eine grosse Verschiedenheit statt. Von der Diagnostik der sthenischen und asthenischen Pneumonie; umständlich nach der Weise der Brownianer über die Natur der vorhergegangenen Einflüsse, und über die körperliche Constitution mit Heruntersetzung des Werths der gegenwärtigen Symptome. Dass sthenische Pneumonien epidemisch sind, habe man in *neuern Zeiten* (?) bemerkt, das sey wichtig. Die sthenische Pneumonie sey nicht immer, wie man *gewöhnlich* (?) zu behaupten pflege, sporadisch. [Eine sehr auffallende Stelle! Die neuern Zeiten sind die, welche nach dem Brownianism verflossen sind, das gewöhnliche bezeichnet hier das den Brownianern gewöhnliche, denn in andern Zeiten, von andern als diesen Sectirern kann es nie bezweifelt worden seyn, dass sthenische Pneumonien epidemisch seyn können.] Da der Vf. behauptet, dass es keine bestimmte Gruppe von Symptomen gebe, die als ein nothwendiges und wesentliches Product der asthenischen Pneumonie angesehen werden könne: so sieht man nicht ein, was ihn am Krankenbette leiten kann, da er seine Betrachtungen über die Erkenntniss der Fieber von Schwäche mit Pneumonie mit der Bemerkung schliesst: gewiss sind die Wirkungen der Gelegenheitsursachen fast beständig relativ. Die sorgfältigste Prüfung derselben lasse über den Charakter des Ursächlichen dieser Krankheit sehr oft ungewiss. Es sey daher begreiflich, dass eine sorgfältige Untersuchung dessen, was die jedesmalige Anlage dieser Art von Pneumonie begründe, für die Diagnostik am wichtigsten sey. [Was er als Anlage schildert, schliesst grösstentheils den Zustand der Brownschen Opportunität aus, und umfasst bey weitem mehr, als man durch Disposition bezeichnet, als das Daseyn örtlicher Fehler, scrophulöser Uebel] u. s. w. Körperbeschaffenheiten, die in Vergleich der vermeynten Allgemeinheit der asthenischen Pneumonie selten sind, und also selten Licht geben werden. Er begreift freylich unter Anlage für die asthenische Pneumonie auch das offenbare frühere Daseyn von Schwäche durch Mangel der nöthigen Reize und das Alter. Aber wie dunkel oft die Data sind, um jenen Mangel an Reizen im Ganzen darzuthun, um diese frühere Schwäche festzusetzen, ist schon oft dargethan worden, und noch neuerlich von *Joseph Frank*.

(*Der Beschluss folgt.*)

JENA, b. Stahl: Dr. *Joh. Christ. Starks*, S. W. Hofraths u. s. w. *Hebammenunterricht in Gesprächen*, nebst dem Verhalten und der Behandlung Schwangerer, Gebährender, Kindbetterinnen und neuge-

geborner Kinder. Zweyte ganz umgearbeitete und verbesserte Ausgabe. 1801. ohne Vorr. u. Reg. 192 S. gr. 8. (16 gr.)

Den ersten Hebammenunterricht gab der Vf. im Jahre 1782 heraus. Seit mehreren Jahren hatte sich derselbe ganz vergriffen, und daher bearbeitete, verbesserte und vermehrte Hr. *Stark* denselben aufs Neue. Die Zusätze und Erweiterungen der gegenwärtigen Ausgabe betreffen besonders die Artikel von der Pflege der Wöchnerinnen und der neugebornen Kinder; ferner die Artikel von den Erfodernissen einer guten Wärterinn und Amme, von den Mitteln, ein Kind selbst aufzuziehen, von dem Scheintode der Kinder u. s. w. Als eine wesentliche, nothwendige und nützliche Verbesserung kann man auch die Beyfügung einer Kupfertafel ansehen, welche die nothwendigsten und unentbehrlichsten Theile aus der Anatomie des weiblichen und kindlichen Körpers enthält. Ausser diesen Veränderungen, welche der Vf. im Allgemeinen mit seiner Schrift vorgenommen hat, wollen wir, doch ohne uns hier über die Schicklichkeit oder Zwecklosigkeit der gewählten Gesprächsform, und über die, vielleicht nicht ganz logische Eintheilung der abgehandelten Materien weitläuftig einzulassen, einiges anführen, worin wir anderer Meynung sind, als der Vf. Dahin gehört z. B. die S. 29. und 30. den Hebammen gegebenen Anweisungen, bey zurückgebliebener monatlicher Reinigung 24 Stück balsamische Pillen zu reichen, Aderlässe von 12 Unzen zu empfehlen, und laue Fussbäder nehmen zu lassen; Vorschläge, die, wenn sie unbedingt von den Hebammen befolgt werden, durchaus mehr schaden als nützen müssen. Eben so wenig kann Rec. den Rath billigen, unreinen Frauenspersonen 20 bis 25 Stück Mercurial-Pillen (woraus bestehen dieselben?) zu geben, wodurch gewiss, wenn dergleichen Mittel ohne ärztliche Erlaubniss und Kenntnisse gereicht werden, oftmals ein nachtheiliger Erfolg begründet werden muss. Ferner hält Rec. den S. 97. ertheilten Rath, die Blase mit einer Stricknadel oder spitzigen Schere zu öffnen, keinesweges für zuträglich; so wie es wohl eben so wenig heilsam, und für die Wöchnerinn gefahrlos seyn dürfte, die in einem Sack eingeschlossene, Nachgeburt mehrere Tage in der Gebärmutter sitzen zu lassen, und dabey ruhig?? zuzusehen. Schwere Kopfgeburten würde Rec., wie S. 121. und 122. vom Vf. geschehen ist, den Hebammen nie zur Besorgung überlassen, noch weniger ihnen bey derselben die Wendung zu machen anrathen. S. 131. sind bey den Kennzeichen, aus denen man vor der Niederkunft auf eine widernatürliche Geburt schliessen kann, die äussere Beschaffenheit, und die breite Form des Unterleibes, die vollen Seiten u. s. w. anzuführen vergessen, und erst S. 145. ist einiges davon erwähnt worden. Dem, S. 135. gegebenen, Rathe: die Arme bey der Wendung nur dann zu lösen, wenn man während der Entwicklung des Kindes bis an den Nabel gewahr wird, dass dasselbe gross, stark, und sehr vollleibig ist, wenn hingegen das Kind mager und klein befunden wird, und das Becken die gehörige Weite hat, die Arme gar nicht, oder nur einen zu lösen, kann Rec. durchaus nicht beypflichten. Die Lösung der Arme muss jedesmal vorgenommen, und von Hebammen besonders niemals unterlassen werden, da *Osiander* sogar die Vorschrift giebt, beym Aufsuchen und Herausziehen der Füsse auch sogleich auf ein allmäliges Lösen und Entwickeln der Arme Rücksicht zu nehmen. Den in der Gebärmutter zurückgebliebenen Kopf auf die S. 136. von dem Vf. angezeigte Art heraus zu heben, möchte wohl sehr schwer, und diese künstliche Operation überhaupt einer Hebamme nie zu überlassen seyn. Sehr belehrend, nur fast zu weitläuftig, sind die Artikel von dem Verhalten der Wöchnerinnen, und von der Behandlung der neugebornen Kinder ausgearbeitet; im Ganzen ist indessen dieser Hebammenunterricht vor manchen andern ähnlichen Büchern als nützlich, und seinem Zwecke entsprechend zu empfehlen.

KLEINE SCHRIFTEN.

PAEDAGOGIK. *Görlitz*, b. Burghart: *Gedanken über den Nutzen guter Lehrbücher besonders beym Religionsunterrichte in den niedern Schulclassen.* — Eine Einladungsschrift — von M. *Christian Aug. Schwarze*, Rect. des Gymn. zu Görlitz. 1803. 18 S. 4. Hr. Consistorialrath *Senff* in seiner Schrift: *über Beförderung der Religiosität* etc. (S. A. L. Z. 1801. Nr. 240.) will S. 110. den Religionsunterricht in den niedern Classen ohne Lehrbuch ertheilt wissen. Hr. Rect. *Schw.*, welcher durch die *Senffische* Schrift zu dieser Abhandlung veranlasst ward, verspricht sich dagegen von dem Gebrauche eines, mit der nöthigen Kürze, Vollständigkeit, Deutlichkeit und Ordnung abgefassten, Lehrbuchs grosse Vortheile für Lehrer und Lernende. Im Ganzen sind wir mit Hn. *Schwarze* einverstanden, ohne deswegen dem Lehrer zu zu muthen, dass er sich überall ängstlich an sein Lehrbuch binde. Die S. 10. empfohlene stete Hinweisung auf Luther's Catechismus dünkt uns in unsern Tagen keinesweges so nothwendig, als der Vf. glaubt. Die Erinnerung an passende Sentenzen und *gute* Liederverse ist, auch nach unserer Meynung, weit nützlicher. Uebrigens zeugt diese kleine Schrift von dem praktischen Sinne ihres Vfs.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 15. März 1808.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

FRANKFURT a. M., b. Wilmans: *Ueber die Erkenntniss und Heilung der Pneumonie* von *E. Horn*, etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die Prüfung der allgemeinen und örtlichen Begleiter der Pneumonie, um den sthenischen oder asthenischen Charakter aus ihnen zu folgern, ist, was die einzelnen Symptome betrifft, mit Einsicht unternommen, hat aber den Fehler, dass sie nicht das Zusammenseyn mehrerer Erscheinungen ins Auge fasst, die, wenn sie übereinstimmen, dem ärztlichen Handeln eine grosse Sicherheit geben. Auch wird zu viel Gewicht darauf gelegt, dass Symptome, die für Sthenie oder Asthenie beweisen sollen, oft fehlen, wenn die Krankheit doch offenbar sthenischer oder asthenischer Natur ist. Genug sie haben Bedeutung, wenn sie da sind. Wahr ist die Bemerkung, dass bey andern sthenischen Entzündungen innerer Theile, als z. B. bey der Darmentzündung dieser Art, die Kranken stärker und häufiger über Schwäche und Kraftlosigkeit klagen, als bey sthenischen Pneumonien (Aeusserungen von extensiver Schwäche und Kraftlosigkeit, sagt der Vf. mit Röschlaub, aber wie uns dünkt, ohne allen Sinn. Dieses scheinbare, falsche Schwäche zu nennen, ist doch ein Sprachgebrauch, der den rechten Gesichtspunkt giebt.) Sehr ausführlich über die Prognosis der Pneumonie. *Die Cur der Pneumonie. Behandlung der Fieber von Stärke mit Pneumonie.* Er trage kein Bedenken zu behaupten, dass diese [antiphlogistische] Methode, welche bisher *mit Unrecht* (?) die häufigste war, aus dem Grunde bey der Pneumonie *gerade die seltenste* werden muss, *weil diese Krankheit fast beständig asthenischer Art ist!!* Salpeter, Salmiak und andere nicht laxirende Mittelsalze, glaubt er, wie die milden, schleimigten und öligten Substanzen, und wie auch das Quecksilber, füglich entbehren zu können. *Behandlung der Fieber von Schwäche mit Pneumonie.* Wir wissen, sagt er, *durch fast zahllose* (??) Beobachtungen belehrt, dass die Zahl der sthenischen Pneumonien zu den asthenischen *sich jetzt* (?) *fast durchgängig* (??) etwa wie 5 zu 100 verhält. [Wenn von wahrer Lungenentzündung die Rede ist: so glauben wir gerade das Gegentheil, und möchten selbst nicht einmal unter hundert Pneumonien an fünf von asthenischer Art glauben. Sollte Hr. *H.* nicht in Verlegenheit kommen, wenn er die fast zahllosen Beobachtungen näher nachweisen, wenn er sagen sollte, woher er weiss, was hier fast durchgängig statt findet? Man sieht, so geneigt er ist, die Kranken zu zählen, was einem jungen Arzt mit Vermeidung von Rechenfehlern zu thun, sehr zu empfehlen ist, so wenig versteht er sich auf das Abwägen der Worte.] Man könne *mit Zuverlässigkeit* (?) behaupten, dass der Erfolg der neuern Methode gegen die asthenische Pneumonie viel glücklicher als die der ältern sey. Seine Mittel sind die gewöhnlichen Reizmittel der neuen Schule, eigen sind ihm der häufige Gebrauch der aromatischen Kräuter im Aufguss innerlich und äusserlich, die Nelkenwurzel und der aromatische Kalmus. Vom grossen Nutzen des Mohnsafts. Er trage kein Bedenken, dieses Mittel bey den gewöhnlichen asthenischen Pneumonien in Anwendung zu bringen. Er beruft sich auf die Wiener klinische Schule, die doch bekanntlich vom Mohnsaft einen sehr beschränkten Gebrauch macht. Wir dürften es uns zur Regel machen, warme Bäder bey jedem bedeutenden Fieber von Schwäche mit und ohne Localaffection zu gebrauchen. Er entwirft vier Grade der asthenischen Pneumonie. Die Brustzufälle des ersten Grades verdienen doch gewiss den Namen Pneumonie nicht, sie sind: unangenehme Empfindungen in der Brust, ein Gefühl von Druck, ein leichter, sich oft verändernder Schmerz verbunden mit Anstoss zum Husten. Stuhlverhaltung von 5, 6 Tagen, und von noch längerer Zeit hält er in gastrisch asthenischen Pneumonien, wie er sich diessmal ausdrückt, für unnachtheilig. Seine Curmethode kennt überhaupt keine Nebenrücksichten auf einzelne Symptome und Erscheinungen; sie läst keine reale Verschiedenheit bey zu grosser oder bey zu geringer Reizbarkeit zu. S. 280. wird noch ausgeführt, dass die Pneumonie fast bey allen Fiebern vom höchsten Grade der Schwäche *versteckt* sey, und dass ihre Gegenwart nicht selten, zweifelhaft scheine. Alle beygefügten Krankengeschichten endigen sich mit glücklicher Genesung.

Den grossen, aber wahrlich sehr wenig aufgeklärten Gegenstand der Schrift kann Rec. nicht verlassen, ohne wenigstens anzudeuten, aus welchem Gesichtspunkt er ihn ansieht. Es ist ein grosser Gewinn, dass es den Aerzten näher gelegt worden ist, bey heftigen, stechenden Schmerzen innerer Theile, besonders der Brust, bey offenbarer Blutcongestion, verbunden mit einem bedeutenden Grad von Fieber u. s. w. mehr den ganzen Zustand des Körpers, aus dem diese Leiden fliessen, und mit dem sie zusammenhängen, zu berücksichtigen, und nicht zu voreilig, nicht zu uneingeschränkt mit Aderlass und dem andern antiphlogistischen Apparat zu seyn. Das hervorstechend örtliche Leiden stellt sich unverkennbar in der Krankheit und bey der Leichenöffnung als Entzündung dar, aber es

es ist von hoher Wichtigkeit, dass uns nachdrücklich eingeschärft ist, dass solche Entzündungen einen asthenischen Charakter haben können, und die stärksten Reizmittel, die Vermeidung jeder Schwächung in der Regel erfodern. Es sind zu Zeiten solche Fälle, wo man sich sagen muss, es hängt vom Benehmen des Arztes, von angestellter oder unterlassener Aderlass Leben oder Tod des Kranken ab, und es werde nicht wieder gut zu machen seyn, was verdorben wurde, jeder hier so leicht mögliche Fehlgriff werde ein zu rettendes Menschenleben kosten. Rec. hält die Tage, in denen er bey schwer danieder liegenden Kranken in dieser Ungewissheit zwischen zwey so grossen Extremen sich befand, und nur von einem oft kleinen Uebergewicht der Wahrscheinlichkeit sich zu entscheidenden Maassregeln in solchen kritischen Lagen bestimmen lassen musste, für die martervollsten seines Lebens. Wie unsere Brownianer in allem zu weit gehen, und unbegränzt übertreiben: so sind sie auch jetzt auf dem Punkt, nur noch wenig in den gewöhnlichsten Fällen, an sthenische Entzündung zu glauben, und wie sie sich selbst ein Blendwerk vormachen, erhellt aus des Vfs. Schrift, da sie, um sich zu schmeicheln, dass sie Entzündungen als Asthenien glücklich behandelt haben, Krankheiten ohne allen Grund und Anschein, Entzündungen benennen, die man nie als solche ansah. Der hieraus fliessende Nachtheil wird zu gross seyn, dem Kranken zu augenscheinlich verderblich werden, um nicht Remedur mit sich zu führen, und in kurzer Zeit die hartnäckigsten praktischen Anhänger von diesem grossen Irrthum zu befreyen. Rec. ist sogar der Ueberzeugung, der man jetzt spottet, für die aber seine Erfahrung spricht, dass es in offenbaren Asthenien seltene, aber allerdings sehr seltene, Fälle giebt, wo man, um ein wichtiges Eingeweide von der Gefahr der drohendsten Zerrüttung zu retten oder dem unerträglichsten Zustand von Leiden, der dem Leben selbst droht, Gränzen zu setzen, Aderlass, örtliche Blutausleerung oder andere offenbar schwächende Mittel, auf eine kurze Zeit zu Hülfe nehmen muss. Er freuet sich, Reil mit ihm übereinstimmend zu finden, [S. dessen Schrift über die Fieber Band 1, S. 555.] und von Hoven, ein consequenter Erregungstheorist, handelt nach denselben Grundsätzen, da derselbe sich durch den alten Schlupfwinkel, die Annahme einer hier statt findenden *indicatio vitalis*, im entgegengesetzten Sinn, als man bis jetzt diese therapeutische Regel nahm, die Erlaubniss verschaffen will, seinem System einmal ungetreu zu werden. Es würde empörend seyn, wenn man fortführe, darauf zu bestehen, dass schwankende theoretische Speculationen und nicht die reichste, geläutertste Erfahrung hier entscheiden solle. Wir gestehen indess, dass die Untersuchungen selbst in praktischer Hinsicht noch wenig aufs Reine gebracht sind, und unser Wunsch ist, dass *Johann Peter Frank*, der, ehe er die Brownsche Lehre kannte, schon so viel von einer nervösen Entzündung sprach, sich entschliessen möchte, hier volles Licht zu geben. Am mehrsten hoffen wir von wiederholten, genauen Leichenöffnungen. Gewiss muss sich ein grosser Unterschied in den örtlichen Veränderungen zu erkennen geben, wenn die höchste Ueberspannung der Thätigkeit des Blutsystems oder ihre tiefste Erschlaffung, hingedrängt auf einen Theil, den Tod zur Folge hat, und nicht der zuletzt hinzutretende Brand alles charakteristische der vorhergehenden Zustände verwischt. In Absonderung und Erguss der Lymphe, in Bildung der Häute, in den eigenthümlichsten Veränderungen des entzündeten Theils, in seiner Masse, Härte, Farbe müssen Verschiedenheiten wahrnehmbar werden, die der verschiedenartigen Behandlung zum Grund gelegt werden können, und den praktischen Arzt wenigstens nach dem Tode belehren, ob er den rechten oder falschen Weg einschlug.

MATHEMATIK.

PARIS, b. Duprat: *Traité de Mécanique Céleste. Par P. S. Laplace.* Tome I. An. VII. 368 S. Tome II. 382 S. 4. (10 Rthlr. 12 gr.)

BERLIN, b. Lagarde: *Mechanik des Himmels* von *P. S. Laplace*, aus dem Französischen übersetzt, und mit erläuternden Anmerkungen versehen von *J. C. Burckhardt*. Erster Theil. 1800. 482 S. Zweyter Theil. 1802. 458 S. 4. (10 Rthlr. 12 gr.)

Ganz unstreitig das wichtigste Werk über physische Astronomie, das seit Newtons Principien erschienen ist, und auf welches unser Zeitalter mit Recht stolz seyn kann. Nach Newtons Entdeckung der allgemeinen Schwere war es nach und nach den Geometern gelungen, alle bekannte Erscheinungen des Weltsystems auf diess grosse Gesetz der Natur zurück zu führen, und ganz vorzüglich trug *Laplace* dazu bey, diese Theorie gegen das Ende des vorigen 18ten Jahrhunderts, man kann wohl sagen, gänzlich zu vollenden, da es seinem Scharfsinn glückte, auch die wenigen Erscheinungen, z. B. die Ungleichheiten in den Bewegungen des Jupiters und Saturns, die Acceleration der mittlern Bewegung des Mondes, u. s. w. deren Zusammenhang mit dem Gesetz der allgemeinen Schwere man vor ihm nicht hätte finden können, daraus abzuleiten. Aber alle die verschiedenen Hauptstücke dieser Theorie waren in vielen einzelnen Werken und in den Handschriften der Akademien und gelehrten Gesellschaften zerstreuet. Es fehlte an einem Werke, das alle diese einzelnen Theile in ein zusammenhängendes System brachte, und mit Dank nahmen auch in dieser Rücksicht die Astronomen *Schuberts* treffliche Astronomie auf, worin die physische Astronomie zuerst in einiger Vollständigkeit und mit grosser Deutlichkeit abgehandelt wird. Allein nichts konnte erwünschter für die Wissenschaft seyn, als dass *Laplace* selbst den Entschluss fasste, alle seine und seiner Vorgänger und Zeitgenossen Entdeckungen in ein Ganzes zu vereinigen, und uns so ein vollständiges System der physischen Astronomie zu geben, in der Vollkommenheit, wie es der grösste Geometer seines Zeitalters

ters durch die jetzt, besonders auch durch ihn selbst, so weit gebrachte Analyse darstellen konnte. Diess ist auf eine alle Wünsche und Erwartungen übertreffende Art in dem vorliegenden Werke geschehen. *Laplace* geht von den einfachsten Gründen der Mechanik aus, und beweiset im *ersten* Buche die allgemeinen Gesetze des Gleichgewichts und der Bewegung sowohl für feste, als auch für flüssige Körper. Er leitet dann im *zweyten* Buch das Gesetz der allgemeinen Schwere aus den Erscheinungen im Weltgebäude ab; und aus diesem einfachen Gesetz bestimmt er die Bewegung der Schwerpunkte der himmlischen Körper, sowohl in der ersten Annäherung, da man diese Bewegung noch als elliptisch betrachtet, bis zu allen Störungen und Secular-Ungleichheiten. Man weiss, wie viel die Theorie der Störungen *Laplace* zu verdanken hat: hier findet man alles auf eine unübertreffliche Art entwickelt. Im *dritten* Buche, welches den *zweyten* Band anfängt, beschäftiget sich der Vf. mit der Gestalt der Weltkörper. Auch diejenigen, die mit seinen vorigen Schriften über diesen Gegenstand, der *Théorie du mouvement et de la figure elliptique des Planètes*, (Paris 1784. 4.) und der aus den *Mém. de l'Acad. Roy. des Sc.* 1782. besonders abgedruckten *Theorie des attractions des sphéroides et de la figure des Planètes* (Paris 1785. 4.) bekannt sind, werden hier noch viel neues finden. Die Theorie wird mit den Beobachtungen verglichen. Die Figur der Erde ist kein durch Umdrehung entstandenes Ellipsoid. Gestalt der Saturnus-Ringe und der Atmosphären der Weltkörper. Das Zodiakallicht ist nicht die Atmosphäre der Sonne. Das *vierte* Buch handelt von den Schwankungen des Meers und der Atmosphäre. Die erst von *Laplace* vervollkommnete Theorie der Ebbe und Fluth, wie er sie im *ersten* Bande der Memoiren des National-Instituts gegeben hatte, bis zum feinsten Detail aus seiner tiefsinnigen Analyse abgeleitet, und aufs umständlichste mit den Beobachtungen verglichen. Man kann nicht ohne die gröſste Bewunderung dem Scharfsinn des grossen Geometers folgen. Im *fünften* Buch wird endlich die Bewegung der himmlischen Körper um ihren eigenen Schwerpunkt untersucht. Präcession und Nutation. Auch findet man hier den neuen und merkwürdigen Satz, dass die Wirkung der Sonne und des Mondes auf das Erdsphäroid einen beträchtlichen Einfluss auf die ganze Gröſse der Aenderungen der Schiefe der Ekliptik, und der Länge des Jahrs hat, die vermöge der bloſsen Vorrückung der Erdbahn statt haben würde, so dass sie nur ungefähr ein Viertel ihres Werths behält. — Bewegung des Mondes um seinen Schwerpunkt. Nicht ohne Vergnügen wird man diess Kapitel mit der Abhandlung des Hn. *Lagrange* (*Mémoires de Berlin* 1780.), der bekanntlich zuerst das schwere Problem der Libration des Mondes vollkommen aufgelöst hat, vergleichen. Die Theorie der Bewegung der Saturnus-Ringe um ihren Schwerpunkt macht den Beschluss.

Die Uebersetzung des Hn. Dr. *Burckhardt* ist, wie man sie von diesem verdienstvollem, mit dem Geist, dem Inhalt, und der Sprache des Originals gleich vertrautem Gelehrten, erwarten konnte. Gewi[illegible] Uebersetzung nicht leicht. *Laplace* ist oft [illegible] mit Worten ausgedrückten Schlüssen eben [illegible] zu verstehen, als in denen, die er in analy[illegible] meln gekleidet hat, und es war also für d[illegible] setzer wichtig, immer aufs genaueste den S[illegible] Worts zu treffen. Dennoch stöst man fast ni[illegible] len, wo man die Uebersetzung etwas ander[illegible] te. „*Il importe extrêmement d'en bannir tou[illegible] me*“ giebt Hr. B.: „es ist von der höchsten [illegible] keit, alle bloss aus der Erfahrung geschöpft[illegible] verbannen.“ Hier hätte lieber der Ausdruc[illegible] mus in der Uebersetzung beybehalten werd[illegible] Th. I. S. 155. steht nur durch einen Sch[illegible] „durch die Attractionskraft,“ statt durch [illegible] birenden Kräfte (*par les forces perturbatrice[illegible]* übersetzt Hr. B. den Worten nach ganz ric[illegible] Ebene, welche durch zwey aufeinander fol[illegible] ten der krummen Linie geht“ (*le plan, qui [illegible] les deux côtes consécutifs de la courbe*): aber [illegible] auch wohl im Original *élémens* stehen solle[illegible] gens führt Rec. diese Kleinigkeiten gar ni[illegible] Absicht an, diese vortreffliche Uebersetzung [illegible] sondern nur um zu beweisen, dass er sie [illegible] mit dem Original verglichen habe. — Ein [illegible] Verdienst hat sich Hr. D. *Burckhardt* um [illegible] schen Leser durch die erläuternden Anmerk[illegible] worben, die er dem Text sehr reichlich bey[illegible] Es ist nicht zu läugnen, dass es vielen deut[illegible] thematikern, besonders wenn sie sich aus [illegible] und Eulers Schriften gebildet haben, n[illegible] schwer wird, der neuern französischen Anal[illegible] gen. Selbst auch diejenigen können hier[illegible] Anstoss finden, denen die Theorie der partie[illegible] renziale und die Variationen, wovon *Lapla[illegible]* glücklichen Gebrauch macht, nicht fremd i[illegible] hat diess sehr erleichtert, und man wird [illegible] bey einer schwierigen Stelle vergebens in [illegible] nach Hülfe umsehen. Angenehm ist es auc[illegible] Text angenommene Decimal-Eintheilung de[illegible] ten und der Zeit in den Noten wieder [illegible] wöhnlichere Sexagesimal-Eintheilung üb[illegible] finden.

Mit Ungeduld erwartet das astronomi[illegible] cum den *dritten* Band dieses wichtigen V[illegible] jetzt in Paris unter der Presse ist, und d[illegible] numerische Anwendung der gegebenen T[illegible] die einzelnen Weltkörper enthalten wird[illegible] verspricht, das Ganze mit einer historische[illegible] von den Arbeiten der Geometer über di[illegible] stand zu beschliessen.

Nürnberg, b. Stein: *Sammlung nützl[illegible] dungen*; von *H. F. A. Stökel*, Hof-[illegible] Schleiz. 1802. 8. mit 8 Kupfertafeln.

Die ganze Sammlung, welche Hr. *St.* [illegible] Publico übergiebt, besteht eigentlich aus [illegible] nen Aufsätzen über verschiedene von ihm [illegible] Maschienen und Vorrichtungen. Unter

schreibt der erste eine sehr bequeme Kranken-Bettstätte, in welcher der Kranke durch einen gewissen Mechanismus aufs sanfteste in die Höhe gerichtet werden, und anderer Bequemlichkeiten geniessen kann, deren er in den gewöhnlichen Bettstätten entbehren muss. Der zweyte Aufsatz giebt Anweisung, ein Parquet oder eingelegten Stuben-Boden auf die einfachste und wohlfeilste Art ohne Schrauben und Spünde zu verfertigen; der dritte beschreibt ein sehr wohlfeiles und einfaches Schneidezeug zum Einschneiden der Uhrräder, für Liebhaber der Uhrmacherkunst; der vierte eine Haus-Mange, welche immer nach einerley Richtung gedreht wird, wonach das Stossen und Poltern durch Aushängen des Kastens wegfällt; wozu Hr. *St.* in Nr. VII. noch einen Beytrag liefert, wie bey unsern gewöhnlichen Haus-Mangen, auch seine Vorrichtung bequem angebracht werden könnte. Unter Nr. V. findet man den sehr einfachen Mechanismus unserer Schreibtische, vermittelst dessen das Blatt, worauf man schreibt, mit dem Auf- und Zuschliessen der gewissen Klappe sich heraus und hineinschiebt; Nr. VI. giebt die Beschreibung eines Schlichthebels mit doppelten Eisen und Stellschraube, nebst den einfachen Werkzeugen, Ovale zu zeichnen und Ecken und Schrägen aufzunehmen. Nr. VIII. enthält die Zerlegung des Mechanismus solcher Thüren, die rechts und links aufgemacht werden können; Nr. IX. eine Maschine zum Tobakschneiden; und X. endet mit der Erfindung eines neuen Abziehzeugs zu Verfertigung und Vermehrung der feinsten Liqueurs.

Jede dieser Abhandlungen ist auch einzeln in der Steinschen Buchhandlung zu haben, wodurch dieselben um so gemeinnütziger werden; und Hr. St. erbietet sich auch, den Liebhabern, welchen die Beschreibungen selbst nicht hinlänglich seyn sollten, mit Modellen zu dienen.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. (*Amsterdam*): *Hieronymi de Bosch*, Curatoris Academiae Lugduno Batavae, *Carmen*, *Viro Prudentissimo*, *Rutgero Jano Schimmelpenninck*, *J. U. D. ad Pacem Ambianensem Batavorum Legato*, *confecta Pace*, *salva Republica*, *redeunti*, *dicatum II. Junii MDCCCII.* Cum hujus Pacis solemnia publice celebrarentur. 136 Zeilen. gr. 4. Dieses Denkmal des Patriotismus und der Freundschaft ist Beider, des Sängers und des Besungenen, würdig. Der Vf. zollt hier gleichsam im Namen seiner Nation seinem Freunde, dem würdigen *Schimmelpenninck*, den Dank, worauf er sich als Gesandter überhaupt, und als Friedensgesandter insbesondere, gerechte Ansprüche erworben hat. Hn. *de B.* lateinische Gedichte, die von ihm selbst gesammelt, im J. 1802. der Presse übergeben waren, sind zum Theil auch in Deutschland rühmlich bekannt. Das vor uns liegende *Carmen* ist ein neuer Beweis von seinem Dichtertalente. Wir heben einige Proben aus. Der Friedensstifter, den *de B.* besingt, entriss sein Volk den Drangsalen des Krieges, die er also beschreibet:

Qualis, ubi adversae pervadunt arva procellae,
Turbine populeas discutiuntque comas,
Campus et aggeribus ruptis non sustinet undas,
Speratis cecidit frugibus orba seges.
Sic erat Europae facies. Ruit agmine denso
Hostis, et intrepido milite vastat agros.
Hujus iter rapidum non fossae aut valla morantur,
Moenia et incursus non prohibere valent.

Auch die Musen hatte der Krieg verscheucht. Aber:

Templa recluduntur, sua dantur dona Minervae,
Nobile doctrinae splendet, ut ante, jubar.
Gratia, cum geminis conjuncta Sororibus, ardet
Mollia formoso rura ferire pede;
Phoebeoque juvat modulari carmina plectro,
Musarumque choris inservisse manum.
Illud agit Leidae Doctorum nobilis ordo,
Illa Batavorum lumina Gymnasii.

Die Segnungen des Friedens werden die Nation die Leiden des Krieges vergessen machen:

Sicut enim Nilus violentas dum rupit undas,
Obruit et saevis fluctibus arva Phari:
Istam foecundos tempus convertit in usus
Perniciem, et duplici foenore ditat agros.
Sicut ubi intonuit fumantibus Aetna ruinis,
Et picis ignifero turbine rupit humum,
Cladibus hic laetas Trinacria mutat aristas,
Frugifera et damnis crescit ab ipsa suis:
Sic post turbatos, depulsos ordine mores,
Rebus in humanis saepius orta salus.
Sint Patriae casus, sint testes nomina averna,
Qui flammis nostros eripuere Lares.

Auch die Religion feyert ihr Fest:

Scena placet vati, niveâ quâ veste refulget
Prisca Batavorum nobilitata fides:
Scena placet vati, Majorum sanguine parta,
Quâ redit antiquus Relligionis amor.
Illa gubernatrix populi, fax illa fidelis
Gentis et humanae splendor et una salus,
Obscuris agitata viris prostrata jacebat,
Nec potuit tenebris tollere laesa caput.
Nunc desolatas, Te vindice, vindicat aras,
Inque acie victrix pulchrior inde venit.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 16. März 1803.

PHILOSOPHIE.

Giessen, b. Tasché u. Müller: *Handbuch der Philosophie für Liebhaber*, von *Christian Wilhelm Snell*, Prof. u. Rect. des Gymnasiums in Idstein und *Friedr. Wilh. Snell*, Prof. d. Philos. in Giessen. *Erster Theil. Erfahrungsseelenlehre.* 1802. VIII u. 339 S. 8. (1 Rthl.)

Vor einigen Jahren gaben die Vff. ein Lehrbuch der Philosophie für den ersten Unterricht heraus, welches in manchen Lehranstalten eingeführt und im J. 1801 zum dritten male aufgelegt worden ist. Da in demselben die einzelnen Theile der Philosophie nur kurz abgehandelt werden konnten, und bey ihnen nachgefragt wurde, ob sie nicht nach dem Leitfaden jenes Lehrbuchs ein grösseres Handbuch schreiben wollten: so entschlossen sie sich um so mehr dazu, da ihnen kein Handbuch der Philosophie bekannt war, welches für Liebhaber der Philosophie aus allen Ständen, nicht für Philosophen von Profession, bearbeitet wäre. Dieser Bestimmung gemäss, wollen sie alles, was in das weite Gebiet der tiefern Speculation gehört, weglassen, und nur das, was von allgemeinem Interesse und Brauchbarkeit ist, aufnehmen, sich gleich weit von compendiarischer Kürze und zu grosser Weitläuftigkeit entfernt halten, so wenig als möglich philosophische Kunstsprache gebrauchen, und sich eines fasslichen, mit vielen Beyspielen erläuterten Vortrags befleissigen. Der Anfang wird in diesem ersten Theile, dem noch drey bis vier folgen sollen, mit der *Erfahrungsseelenlehre* gemacht, die Hn. *Fr. Wilh. Snell* zum Vf. hat. Der Plan, nach welchem der Vf. gearbeitet hat, ist derselbe, der bey der Ausführung dieser Wissenschaft in seinem kleinen Lehrbuche zum Grunde liegt, nur ist die Ausarbeitung, wie natürlich, ausführlicher. In der Einleitung wird von dem Begriff und dem Umfange der Erfahrungsseelenlehre, von den mit ihrem Studium verknüpften Schwierigkeiten und dem Zweck und Werthe dieser Wissenschaft gehandelt; dann folgen in VI Abschnitten: I. Allgemeine Betrachtungen über die Seele und ihre Verbindung mit dem Körper. II. Von der Sinnlichkeit; den äussern und innern Sinnen. III. Von der Einbildungskraft und dem Gedächtnisse: 1) von der Einbildungskraft überhaupt; von den Gesetzen der Ideenverbindungen; von Träumen, Schlafwandeln, Schwärmerey und Verrückung des Verstandes; 2) von dem Gedächtnisse, nebst einem Anhange von der sinnlichen Wahrnehmung, Aufmerksamkeit und dem Unterscheidungsvermögen. IV. Von dem höhern Erkenntnissvermögen; 1) von Verstand, Urtheilskraft und Vernunft; 2) von Sprache und Schrift; von Scharfsinn, Witz, Vorhersehungsvermögen und Genie. V. Von dem Gefühlvermögen. VI. Von dem Begehrungsvermögen. Den Beschluss macht ein Anhang von den Ursachen des Unterschieds der Menschen. Im Ganzen kann Rec. der Ausführung seinen Beyfall nicht verweigern; die Sachen sind grösstentheils richtig und sehr verständlich vorgetragen, und die hier und da in mehrern Schriften und Sammlungen zerstreuten Bemerkungen und Erfahrungen über psychologische Gegenstände benutzt. Vielleicht hätten aber die Betrachtungen des Vfs. etwas minder flach gehalten werden und etwas mehr, als geschehen ist, in das Innere eindringen, und der Vortrag etwas gediegener seyn können; auch scheinen uns die Beyspiele zu gehäuft und nicht selten nur angebracht zu seyn, um die Lücken zu ersetzen, die bey manchen Begriffen und Erklärungen gelassen sind; auch die bekanntesten Sachen werden oft durch Beyspiele erläutert. Wenn wir nicht irren, rührt diese Behandlungsart der Wissenschaft daher, dass sich der Vf. die Fähigkeiten und Einsichten der Leser, für die er s in Buch bestimmte, eingeschränkter, als sie bey *Freunden der Philosophie*, ob sie gleich nicht Philosophen von Profession sind, eigentlich seyn sollten, gedacht hat.

Die wesentliche Lehre vom *Bewusstseyn* ist ganz übergangen, und nur einmal beyläufig der *Einheit des Selbstbewusstseyns* gedacht worden. Was von der Materialität und Immaterialität der Seele gesagt wird, reicht bey weitem nicht hin, die erste dieser beiden Behauptungen zu widerlegen, auch sind die Gründe für dieselbe, die auf der Analogie gewisser Seelenzustände beruhen, und gerade für jene Leser, deren viele jene Zustände doch aus eigner Erfahrung kennen, von Wichtigkeit seyn mögen, gar nicht angeführt. Woher weiss der Vf., dass (S. 28.) aus der Vereinigung einer menschlichen Seele und eines Thierkörpers ein sehr unvollkommnes Wesen entstehen würde, dessen Grundtheile, Seele und Körper, nicht mit einander harmonirten? Ob die Seelen der Menschen und die Seelen der Thiere ihrer Art nach verschieden sind, kann niemand wissen, und es könnte gar wohl seyn, dass der Unterschied beider nur durch die Verschiedenheit ihrer Organisationen bewirkt würde. Als dieses bestimmte Thier würde jedes in seiner Art vollkommen seyn können. Wenn man, wie der Vf. thut, die Menschenseele für immateriel annimmt, diese Meynung mit Gründen unterstützt und dann doch sagt, dass man, wenn von der Ver-

Vereinigung der Seele mit dem Körper die Rede sey, sich gar nicht vorzustellen brauche, dass zwey abgesonderte Substanzen existirten, deren eine die andere bewohne: so scheint uns das nicht consequent zu seyn. S. 40 wird gesagt: Ohne das Gefühl würden wir nicht durch das Gesicht Vorstellungen von Erscheinungen, die wir ausser uns setzen, erhalten, sondern alles würde in uns selbst zu liegen scheinen, denn das Gefühl lasse uns erst den Raum zwischen uns und den Objecten bemerken. Grund und Folge sind aber unrichtig. Von gleicher Beschaffenheit ist folgende Bemerkung S. 70: „Der Wahrnehmungskreis für die äussern und den innern Sinn ist derselbe, nur in verschiedner Rücksicht. Was durch die erstern als Object, verschieden von uns im Raume, empfunden wird, wird durch den andern als etwas Subjectives, in der Seele selbst aufgenommenes, betrachtet." Es giebt aber Gegenstände und Zustände für den innern Sinn, die schlechterdings nicht in den Wahrnehmungskreis der äussern Sinne gehören, z. B. das Gefühl der Behaglichkeit, der Aufmerksamkeit, des angestrengten Denkens, der Langenweile u. dgl. In der Abhandlung über die Sinnlichkeit ist die *reine Anschauung*, die doch auch ein Factum unsers Bewusstseyns ist, übergangen. S. 79 dürfte das schnelle Kopfrechnen des Negers, der in 10 Minuten im Kopf ausrechnete, wie viel Minuten er gelebt habe, ohne dabey die Schalttage zu vergessen, und *Euler's* Fertigkeit, die schwersten algebraischen Rechnungen von vielen Bogen zu dictiren, schwerlich allein auf Rechnung einer starken und lebhaften Einbildungskraft zu schreiben seyn; sie beweisen oder erläutern auch nicht was sie sollen, dass *Gesichtsvorstellungen* vorzüglich gut *reproducirt* werden können. Auch in der Lehre von der Association der Ideen, die übrigens verhältnissmässig viel zu weitläuftig gerathen ist, kommen einige Beyspiele vor, die nicht ganz passend sind. S. 188 sollte der Satz: „die Ideenverbindungen sind der Grund der Unordnung in Arbeiten und Gesprächen," richtiger und bestimmter ausgedruckt seyn. Vom Schlafe und den Träumen das Bekannte zu weitläuftig. Es kann durch keine Erfahrung bewiesen werden, was S. 124 behauptet wird: dass die Reihe der Ideen im Schlafe *nie* aufhöre, weil ein gänzliches Aufhören aller Geistesthätigkeit während des Lebens nicht statt finden könne. Unter die Arten von Schwärmerey, die der Vf. aus *Jakob's Erfahrungsseelenlehre*, der er auch sonst in vielen Stücken folgt, entlehnt hat, zählt er selbst noch eine *historische*, die sich gern mit dem Wunderbaren und Abentheuerlichen, mit abergläubischen Mährchen und Legenden abgiebt. Er hätte sein Register von Schwärmereyen mit noch mehrern dergleichen Arten nach Anleitung des ganzen Fachwerks der Gegenstände der menschlichen Erkenntniss vermehren können; auch verlassen ihn hier die Beyspiele; denn unsere schlechten Geschichtschreiber befinden sich lieber auf der entgegengesetzten Gränze, wo mit einem ausnehmend sparsamen Gebrauche des Vermögens der Ideen auch alles Vernünfteln aufhört, und Kopf und Herz stets nüchtern sind. S. 185 möchte das, was von dem Wahrnehmungsvermögen gesagt wird, für die Leser nicht ganz deutlich, und Wahrnehmung, d. i. empirische Anschauung mit Bewusstseyn, mit Begriff verwechselt seyn, wenn es heisst: Durch das blosse Auffassen vermittelst der Sinne entsteht noch keine Vorstellung von dem Gegenstande, wenn nicht die Seele aus eigner Thätigkeit hernach das Mannichfaltige zu *einer* Vorstellung *verknüpft*." Die Lehre von dem Verstande, der Urtheilskraft und der Vernunft ist sehr kurz ausgefallen; es fehlen hier die Begriffe von Verstand im reinen und empirischen Gebrauche, von den reinen, empirischen, abstracten, transcendenten Begriffen: von der bestimmenden und reflectirenden Urtheilskraft; der theoretischen, praktischen, gesunden und speculativen Vernunft, von den Ideen, Principien u. dgl. Desto ausführlicher ist dagegen die Lehre von der Sprache; das meiste davon gehört nicht eigentlich hieher, wo nur von der Sprache, als Bedingung der Entwicklung des höheren Erkenntnissvermögens, die Rede seyn soll, sondern zur allgemeinen philosophischen Sprachlehre. Noch weniger nöthig wäre die Abhandlung über die *Schrift* und die *Schreibemethoden*, als Kryptographie, Stenographie, Tachygraphie, Telegraphie, Pasigraphie und Paläographie gewesen. Mit gleichem Rechte hätten bey der Lehre von den empirischen Anschauungen auch die dieselben darstellenden Künste, die Hieroglyphik, Zeichenkunst und Malerey abgehandelt werden können. — Das Uebrige müssen wir, um nicht zu weitläuftig zu werden, übergehen, und der nochmaligen Prüfung des um die Verbreitung nützlicher Kenntnisse verdienten Vf. selbst überlassen, um diesem im Ganzen doch für seinen Zweck sehr brauchbaren und nützlichen Buche, bey einer zweyten Auflage, noch mehr Vollkommenheit und Vollständigkeit zu geben.

ERDBESCHREIBUNG.

WIEN, b. Pichler: *Neuestes Sittengemälde von Wien.* 1801. *Erster Theil.* 176 S. m. 1 Kpf. *Zweyter Theil. Erstes Heft.* 162 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Warum der Vf. diese Beschreibung von Wien ein Sittengemälde nennt, lässt sich nicht wohl absehen; es müsste denn seyn, dass er durch diesen Titel Leser anzuziehen hoffte, die nach einer Beschreibung nicht greifen würden. Gleichwohl ist es nichts anders, wie auch im Eingange (S. 5.) nicht geleugnet wird, wo es heisst, „dass sich seit den frühern Werken über Wien sehr vieles geändert hätte, es schiene also nicht überflüssig, diese Briefe eines Fremden, der sich seit längerer Zeit in Wien aufhält, dem Publicum mitzutheilen." Sie enthalten, ohne systematische Ordnung, eine fortlaufende Beschreibung der Stadt und ihrer Umgebungen, ihrer Sitten, Gebräuche, Einwohner etc. und mit unter die Neuigkeiten des Tages. Neujahr, Geschenke, Visiten — das Müllersche Kunstkabinet, die Redoute, Mehlgrube, Casino,

Wohlstand der mittlern und Reichthum der höhern Classen, Hernals, Bastey, Kleidung, Tafel, Consumo, Extract v. 1799 bis 1800, Gärten, Musik, Feueranstalten, Wohlthätigkeit, Lebensweise und Eintheilung der Stunden, Augarten, Brigittenau, Jahrmarkt, Prater, Schönbrunn, Hintzing, Pentzing, Dornbach, Frohnleichnamstag, Theater, Graben, Kohlmarkt, Michaeliskirche, sind die hier abwechselnden Artikel. Ueberall findet sich fast nichts, das man nicht in *Nicolai, Pezzl, Schulze, Küttner, Arnd etc.* gelesen hätte; ja selbst die Anmerkungen, die der Vf. über dieses und jenes macht, finden sich grösstentheils in einem oder dem andern dieser Schriftsteller. Damit will aber Rec. keinesweges sagen, dass der Vf. die genannten Männer ausgeschrieben hätte. Nein, der Vf. hat selbst gesehen, und, was mehr ist, genossen, denn er scheint einer jener fröhlichen, glücklichen Wiener zu seyn, die das süsse Nichtsthun *con amore* treiben, und in dieser Rücksicht an Wien einen wahren Götterfitz finden. Ueberall athmet Freude und Genuss, und Alles wird von der besten Seite betrachtet. Der Vf. hat alles Ansehen eines Wieners; oder hat wenigstens schon längst das Bürgerrecht erhalten. Ueber diesen Umstand wird im Eingange, sonderbar genug, Folgendes gesagt: „Ob diese Briefe, wie sie hier erscheinen, wirklich von einem Fremden an seinen Freund sind geschrieben worden, oder ob sie nur so hätten geschrieben werden können, wird dem Publicum ganz gleichgültig seyn, und also unerörtert bleiben." — Um aber diesen Briefen das Ansehen einer wirklichen Correspondenz zu geben, findet man immer Einleitungen, Entschuldigungen, und eine Menge Dinge, die, dem Leser Langeweile machen, die, wenn die Briefe wirklich geschrieben worden wären, im Drucke sammt und sonders hätten herausgeworfen werden sollen. — Ueberhaupt ist die Sprachseligkeit und Schwatzhaftigkeit des Vfs. sehr lästig, und das Ganze wird dadurch so weitläuftig, dass es, wenn er so fortfährt, 2000 Seiten füllen kann. — Auch erlaubt er sich manche gemeine und undeutsche Wendungen, falsche Constructionen, Provinzialausdrücke und fremde Wörter. Bemerkungen, wie folgende, zeigen wenigstens, dass man dem Vf. nicht den Vorwurf machen kann, dass er unter die sogenannten neuen Philosophen gehöre: S. 175. Am Ostertage verkauft man in den Gassen geweihtes Fleisch und Eyer; diese Sitte gefällt dem Vf. ungemein. „Es ist, sagt er, so natürlich, das Fleisch, das man lange entbehrt hat, und dessen zu starker, ungewohnter Genuss nun leicht schädlich seyn könnte, vorher von dem Priester weihen zu lassen, damit es durch Gottes Seegen nun unschädlich und wohlthätig für den Magen werde." —

Das wäre denn, was die Kritik bey diesem Werke zu erinnern hätte. Aber es hat noch eine andere Ansicht, und diese darf Rec. nicht übersehen. Es fehlt dem Vf. keinesweges an Darstellungskraft und Leichtigkeit des Ausdrucks; und dabey hat er so viel Wiener Gutmüthigkeit, Jovialität und gute Laune und geniesst, wie wir oben bereits erinnerten, so herzlich und fröhlich, dass man unwillkürlich von ihm mit fortgerissen wird, und selbst seine Plauderhaftigkeit übersieht. Dabey ist er seines Gegenstandes mächtig, und kennt genau die Dinge, über die er schreibt. Wer Wien nicht schon längst kennt, wird dieses Werk mit Antheil und Vergnügen lesen, und eine müssige Stunde wird es einem jeden angenehm ausfüllen. Rec. zweifelt also nicht, dass es durch eine Menge Hefte und Theile sich erhalten wird. Nur Kritik und jede Art von strenger Beurtheilung muss man nicht darin suchen. Da es in Wien gedruckt wird: so wird der Leser von selbst hier keine Nachricht über Regierung, Censur, Katholicität, Obscurantismus, Mönchswesen etc. erwarten.

Leipzig, b. Hartknoch: *Briefe eines reisenden Russen von Karamsin.* Aus dem Russischen von *Joh. Richter. Sechstes* und letztes Bändchen. 1802. 269 S. 12. (1 Rthlr.)

Auch dieses Bändchen hat Rec. mit Vergnügen gelesen. Aber zur Ehre des Eindrucks, den die 5 ersten auf das Publicum gemacht haben, möchte er beynahe wünschen, dass der Vf. mit dem 5ten geendiget hätte. Zwar ist seine Darstellung von Menschen und Dingen noch immer interessant und seine moralischen und sentimentalen Bemerkungen sind noch immer schön; aber er soll das grosse Theater von Paris und London beschreiben: eine Unternehmung, der er nicht gewachsen ist, und für die er auch viel zu wenig vorbereitet war. Paris hat er eigentlich schon im 5ten Theile behandelt, und hier findet man wenig mehr als Localbeschreibungen von allgemein bekannten Gegenständen der Nachbarschaft von Versailles, Meudon, Seven, Autueil, St. Denis, Marly, Ermenonville etc. Mit unter einige Anekdoten, die aber ebenfalls bekannt sind, einige Bemerkungen über ein paar Personen und Ergüsse seiner Empfindungen. S. 65 finden wir ihn schon in Chantilly, S. 85 in Calais und S. 95 in England. Hier zeigt der Vf. am meisten Schwäche und Unkenntniss; sein Urtheil ist oft übereilt und unrichtig, sein Blick nicht selten schief. Ohne vorläufiges Studium dieses Landes, mit einer sehr geringen Kenntniss der Sprache und häufig im Umfange mit Russen, hätte er selbst finden sollen, dass drey Monate nicht zureichten, um London und die Engländer kennen zu lernen. Manchmal schreibt er auch unüberlegt; z. E. dass man in London um 7 Uhr zu Mittage esse. (Rec. würde sagen, dass die verschiedenen Stände zu sehr verschiedenen Stunden speisen, und dass man sich von 1 bis 8 Uhr zu allen Stunden zu Tische setze); oder Aeusserungen wie diese: „Im Kaffehause, wo die Mahlzeit aus Rinderbraten und Erdäpfeln besteht etc." Oder „dass in der Münze ganze Haufen von Guineen lagen, und dass sein Führer doch ein paar Schillinge annahm etc. Oder dass die neueste englische Literatur keine Aufmerksamkeit verdiene, weil man nichts schriebe, als mittelmässige Romane" und eine Menge anderer Dinge dieser Art. Indessen finden sich doch auch über England eini-

einige interessante Stellen und etliche gute Schilderungen.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Leonhardi's bildliche Darstellung aller bekannten Völkerschaften. Sechstes* bis *vierzehntes* Heft. 4. (3 Rthlr. 16 gr.)

Als Beweis, wie sehr das Publicum durch zwecklose Schreiberey gemißshandelt wird, aber auch gemißshandelt zu werden verdient, da dergleichen Waare Leser und Käufer findet, führen wir das gegenwärtige Buch an. In jedem Hefte von zwey bis drey Bogen wird über Völkerschaften, die aus allen Weltgegenden ganz ohne Ordnung und System zusammengestellt sind, in schlechter Schreibart mit weniger Belehrung, oft ohne Sachkenntniss und mit Widersinn etwas vorerzählt, und zur Beschreibung immer ein passendes Kupfer gegeben. Passend heisst hier, dass das Kupfer und die Illumination mit der Beschreibung gleichen Werth haben; denn sonst sind oft Kupfer und Beschreibung unpassend genug. Die Beschreibung versichert z. B. in N. 6. vom Kalifornier, dass ihm die Barthaare am Kinn fehlen, und das Kupfer giebt ihm einen tüchtigen Bart. Es malt ihn auch schwarz; dafür aber den Tamuler im südlichen Ostindien mit hell rother Farbe. Eben so stimmt Bild und Schrift bey dem Verbrennen der Indischen Weiber nicht zusammen. Der Hottentotte wird N. 8. als hell gelbbraun angegeben, der sich bisweilen dem Schwarzen nähere; das Kupfer malt ihn schwarz. Der Araber erhält in No. 10. ein Europäisches Gesicht mit rothen Wangen. — Auch von dem belehrenden Vortrag sind wir einige Beweise schuldig. Nach No. 7 gehört Croatien zu den *bevölkertsten* und gesegnetesten Ländern in Europa, und die Einwohner stammen von *Tataren* ab. In No. 8. lässt der Vf. vom *Uralgebirg* den *Don* und den *Kuban*-Fluss in das Schwarze Meer fliessen. No. 6., wo von den durch überladnen Schmuck weit herabhängenden Ohrenlappen der Malabarinnen die Rede ist, giebt er uns eine witzige Bemerkung über den Ohrenputz unserer Frauenzimmer zum Besten. „Wahrscheinlich wollen unsere heutigen europäischen Elegans beider Geschlechter ihre Ohren eben so wie die Malabaren vergrössern, und sich dadurch wegen ihrer Geistesfähigkeiten gewissen Lastthieren ähnlich machen.“ Einzelne andere Beschreibungen sind doch etwas besser ausgefallen, und die Schilderung No. 10. von Corsica und seiner Bewohner, die aus *Feydels* bekannten *moeurs et coutumes des Corses* genommen ist, macht eine ehrenvolle Ausnahme, auch in der Art des Vortrags, in der übel zusammen gerafften Gesellschaft. Auch das 13te Heft, welches eine kurze Schilderung Spaniens, seiner Bewohner und eine Erzählung der Stiergefechte liefert, erzählt zwar nach *Bourgoing* und *Fischer* nichts Neues, giebt aber doch wahre Unterhaltung, wobey wir einzelne Fehler der Rechtschreibung und Darstellung nicht in Anschlag bringen wollen. Von ähnlichem Gehalte ist das 14te Heft, welches die Schilderung einiger dem Russischen Scepter unterworfenen Völkerschaften nach allgemein bekannten Vorgängern liefert.

KLEINE SCHRIFTEN.

Römische Literatur. *Erfurt*, b. Müller: *Phaedri*, Augusti liberti, *Fabulae Aesopiae*, ad optimas editiones collatae juvenumque instructioni accommodatae; quibus appendix tripartita *Fabularum Aviani* et *Anonymorum veterum* addita est. Cura et studio *Jo. Joach. Bellermanni*, Theol. et Phil. P. P. O. Gymnas. Erford. Direct. 1802. 84 S. 8. — Eine empfehlungswerthe Handausgabe mit leserlichem und correctem Druck. Die Zweybrücker Edition ist zwar zum Grunde gelegt, aber der Herausgeber hat sich beym Phaedrus durch Aufnahme einiger guten Verbesserungen seiner Vorgänger, so wie durch die hin und wieder berichtigte Interpunction, noch ein eigenthümliches Verdienst erworben. Eigene Verbesserungen finden wir nicht; allein gegen die aufgenommenen fremden, welche die Vorrede S. V. aufzählt, wüssten wir nichts einzuwenden.

Kinderschriften. *Dortmund*, b. d. Gebr. Mallinckrodt: *Kurzer Leitfaden zum Religions-Unterricht* für Protestanten in Fragen und Antworten. Nach dem kleinen Lehrbuch des Hn. Prof. Joh. Friedr. Batz für Protestanten eingerichtet. 1801. 96 S. 8. (3 gr.) Nur diejenigen Abschnitte aus dem kleinen Lehrbuche des sel. Batz, welche Unterscheidungslehren beider Kirchen enthalten, sind umgearbeitet, die übrigen aber mit geringen Abänderungen beybehalten worden. Nach unsrer Ueberzeugung konnte dieser neue Abdruck des Batzischen Lehrbuchs unterbleiben. Denn wir können auch keinen einzigen Vorzug entdecken, durch welchen es sich vor der grossen Schaar ähnlicher Bücher auszeichnete. Vielmehr ist auch hier Alles, Plan, Inhalt und Form nach altem, längst schon verrufenen Schlage. S. 29. „Wie hat sich dieser einige Gott durch Jesum noch näher geoffenbaret? Als einen Gott in drey Personen etc. S. 5. Was fällt dir dabey ein, wenn du denkest, dass Gott allmächtig ist? Zu Gott allein muss ich meine Zuflucht nehmen.“ So unbestimmt sind die meisten Fragen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 16. März 1803.

PÄDAGOGIK.

ZÜRICH: *Plan der neuen Einrichtung einer Bürgerschule und einer Gelehrtenschule für den Canton Zürich. Erste* Hälfte. 1802. 55 S. 8.

Inhalt und Darstellung dieses Plans machen dem Vf. und dem Erziehungsrath des Cantons Zürich, in dessen Namen er von seinem Actuar, dem Prof. *Joh. Schultess*, bekannt gemacht wird, viele Ehre. Mit Recht gehen diese Männer von folgender Beobachtung aus: „Jene nicht revolutionäre, seit der Mitte des letzten „Jahrhunderts unmerklich erfolgte, gänzliche Veränderung der Denkens- und Lebensart, der Cultur und „Gelehrsamkeit, hatte auch die Nothwendigkeit von „einer gänzlichen Veränderung der öffentlichen Lehr-„anstalten herbeygeführt. Der Kenntnisse, mit welchen „sich sonst der Mittelstand begnügen konnte, bedarf „jetzt die niedrigste Volksclasse; und für den gemei-„nen Bürger ist nunmehr eine Art von Bildung nöthig „geworden, für welche unsere Alten keine öffentli-„chen Anstalten hatten; so wie die eigentliche Gelehr-„samkeit heut zu Tage ungleich vielseitiger und ver-„schlungener ist, und einen weit höhern Standpunkt „gewonnen hat. Dieser, wie gesagt, nicht revolu-„tionären oder modenartigen Weise, nein! dieser na-„turmässigen, tief gewurzelten Bewandniss der Sa-„chen muss sich das Schulwesen überhaupt fügen, „wenn nicht der öffentliche Unterricht in kurzem ab-„schwinden und die Schulanstalten nur, als unwohn-„bare Reste des Alterthums, da stehen sollen." Leider, ist es fast überall auffallend, wie sehr das Unzureichende der herkömmlichen Schulen auch in nicht sehr cultivirten Mittelstädten sogar vom einfachen Bürger gefühlt wird, wie dieser deswegen seine Kinder lieber mit besondern Kosten an die vom Staate nicht besoldeten Unternehmer von Privatunterrichtsanstalten abgiebt, und wie durch blosses Flicken an den altherkömmlichen Anstalten das wahre Bedürfniss gar nicht befriedigt ist. So stehen alsdann in ganz mittelmässigen Städten schlechtbesoldete, nichtbesuchte Schulen neben unbesoldeten, aber von den Bürgern gesuchten Privatinstituten. Welch eine Auffoderung an die Obervorsteher des Schulfachs zum Erwägen, warum in der That die letztern Bedürfniss sind und ohne Unterstützung des Staats wenigstens verhältnismässig gut wirken, wie also um so viel mehr durch die dem Staate schlechterdings obliegende Erhebung der immer doch halb besoldeten öffentlichen Schulen zu wirklicher Erfüllung jener Zeitbedürfnisse, statt der unglücklichen Zersplitterung der Schulkinder und Schulunterrichtskosten, eine unter seiner Obhut gedeyhende Einheit aufs neue hervorgebracht werden könnte. Dieses beabsichtigt weislich der Züricher Erziehungsrath durch die hier entworfene Bürgerschule. Sie setzt die Elementarschule,„ die sogenannte Hausschule und deutsche Schule" voraus. Kinder von jedem Alter, welche im Schreiben und Lesen deutscher und lateinischer Schrift und der Zahlen geübt sind, und schickliche Proben der Aufmerksamkeit und des Gedächnisses geben können, werden darin aufgenommen, um in der Bürgerschule ungefähr in 4 Jahren deutsche und französische Sprachkenntniss von der Rechtschreibung und dem Schönschreiben an bis zur Lectüre, Verstandesübung und Stil, ferner Geschichte, d. h. Völker- und Länderkunde mit Zeitrechnung, und dann Religions- und Sittenlehre mit Naturbeschreibung, Naturlehre und Seelenlehre gründlich, fasslich und der Localität angemessen zu erlernen. Für Singen und Zeichnen und Mechanik sind Nebenstunden ausgesetzt, den genannten Bürgerkenntnissen aber wöchentlich 20—30 Stunden bestimmt. Das Detail der Einrichtung ist Sachkundigen zur Nachahmung und zu Verbesserungsvorschlägen zu empfehlen. So wird man z. B. mit Recht wünschen, dass technologischen Kenntnissen aller Art mehrere Zeit bestimmt gewidmet würde. Vornehmlich gut ist es, dass zum Religionsfach 1) die Kenntniss der unbeseelten und beseelten Natur, 2) „die Offenbarungskunde, d. h. die Kunde dessen, was „seit jeher die edelsten Sterblichen und vor allen der „einzige Heyland der Menschheit, aus Religion und „für Religion zur Heiligung und Beseligung ihres Ge-„schlechtes gedacht, gethan und errungen haben, mit „all den augenscheinlichen Fügungen und Schickungen „der Gottheit zur Menschenerziehung," und 3) eine durch Beyspiele, Lieder etc. einzuprägende Sittenlehre gerechnet wird, welche „Lehre der Tugend und „Sittlichkeit, nicht eines noch so feinen Eigennutzes, „nicht die Kunst, mit den geringsten Anstrengungen „Beschwerden und Aufopferungen die möglichst grösste „Summe von irdischer Glückseligkeit (einzeln und egoi-„stisch) zu geniessen," seyn solle. So umfing einst schon im Geiste der griechischen Weisen, Religionslehre die Natur und den Menschen zugleich mit der Gottheit. Denn durchaus soll der Mensch in der Religion zur grossen praktischen Harmonie mit sich selbst und dem Weltganzen angeleitet werden. Eben so wird von andern einzelnen Fächern und alsdann von der Gelehrtenschule Plan und Rechenschaft des Plans vorgelegt, auch für weitere Verbesserung nach allmälig bemerkbaren Fingerzeigen der Lehrerin, Erfahrung, alle nöthige Empfänglichkeit gezeigt. Möge bald für

für Helvetien und für Deutschland und für alle des Revolutionirens und Kriegführens müde gewordene Staaten zur Ausführung solcher Hülfsmittel ächter Verbesserung der Menschheit der volle gute Wille erwachen. Erhebt sich nur dieser erst aus seinem Schlummer: so wird auch bald die untröstliche Bemerkung, dass für alles, nur nicht für Erziehung des Menschen und des Bürgers, Geldquellen zu entdecken seyen, verschwinden. Länger als zehn Jahre hat uns die Zeitgeschichte die grosse Lection gelesen, dass alle Reformen grosser Massen, ohne Verbesserung der Menschen im Einzelnen, zum Ruin der guten und schlechten Theilnehmer in sich selbst zusammenstürzen, weil es den besten Planen an würdigen Ausübern fehlt, und für schlechtdenkende Executoren keine Verfassungsreform so gut oder so schlecht ist, dass sie nicht von ihnen zum blossen Werkzeug ihrer egoistischen, aus Vernachläsigung einer edlen Menschenerziehung entsprungenen Verkehrtheit gemissbraucht werden könnte. Hohe Zeit ist es, zum ewigen Plane des Stifters der Christusreligion thätigst zurückzukehren, vermöge dessen nur, wenn der Einzelne sich selbst und die, auf welche er rings um sich her wirken kann, zu guten und einsichtigen Menschen zu machen strebe, das Reich Gottes, oder die dauerhafte Beglückung der Menschheit aus Rechtschaffenheit, möglich werde. Vor der unglücksvollen Periode, durch welche alle Augen auf das Einreissen und Bauen von oben herab abgewendet worden sind, war ein so vielfacher Eifer auf das wahre Bauen von unten herauf, auf Bildung des Menschen und Bürgers im Kinde und Jüngling gerichtet. Möchten die im Grossen gemachten schlimmen Erfahrungen wenigstens diesen Nutzen haben, dass man zu jeder soliden Weise zu Bauen zurückkehre und jeder Staat sich vermittelst der von ihm selbst abhängigen Verbesserungen aller seiner nachwachsenden Mitbürger mit erneuertem Eifer wahrhaft zu entschädigen eile. In diesem Punkte wenigstens sind wir bey weitem nicht so sehr vom wahren Ziele zurückgeworfen, als das durch Sieg und Glück imposant gewordene Nachbarreich, welches durch seine neuen Erziehungsplane jeden Deutschen zur lebhaftesten Erneuerung der unsrigen auffodern müsste, je gewisser uns jene, wenn gleich von der Noth dringend gefodert, doch in keinem Sinn unübertrefflich scheinen können.

Breslau, Hirschberg u. Lissa, b. Korn d. ä.: *Idee und Versuch eines Uebungs-Magazins*, wie ein jeder Schullehrer auf dem Lande es haben sollte. Auch ein Beytrag zur Verbesserung des Landschul-Unterrichts. 1802. 895 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Unter einem Uebungsmagazin verstehet der Vf. — Hr. E. G. *Meissner*, vierter evang. Prediger in Hirschberg — S. 113. einen, für die ganze Schulzeit eines Kindes hinreichenden Vorrath von Uebungsbeyspielen, die nicht nur nach den vielfachen Abstufungen in den verschiedenen Lectionen der Kinder aufgesucht und ihnen angepasst sind, sondern die auch gewissermassen ein Ganzes ausmachen. Weil aber eine Sammlung der Art (S. 15.) nicht als eine, für jede Schule abgewogene Portion angesehen werden könne: so soll die gegenwärtige nur die Idee angeben, wie ein jeder Lehrer zur Zeitersparniss und zu bestimmter Zeitabtheilung, für jede Lection mit einem solchen abgemessenen und abgestuften Vorrath von Uebungen versehen seyn müsse, um seine Schritte mit Gewissheit zu thun. Das hier angelegte Magazin ist auf eine, aus 105 schulfähigen Kindern bestehende, Landschule berechnet. Es enthält für die Anfängerclasse Vorschriften mit einzelnen kleinen Buchstaben, Zeilen und grossen Anfangsbuchstaben; für die Classe der Grössern ein- und mehrzeilige Vorschriften, Materialien zum Dictiren, Vorschriften, welche ganze Seiten füllen, und Erzählungen, Briefe und andre schriftliche Aufsätze, ingleichen das Nothwendigste aus der Menschenlehre, Gesundheitskunde u. a. Wissenschaften enthalten. Dann folgen Uebungen zu eignen Aufsätzen; fehlerhaft geschriebne Aufsätze; Blätter, auf welchen Fragen zur Beantwortung stehen etc. Den Beschluss machen Aufgaben für die Rechenschüler. Die Idee, deren Ausführung der Vf. hier versucht, scheint uns mit den Ideen, die dem Schulmethodus des sel. *Haun* (A. L. Z. 1802. Nr. 249.) zum Grunde liegen, viel Aehnlichkeit zu haben. So nützlich auch in manchem Betracht eine solche abgemessne Materiensammlung seyn mag: so scheint doch dabey *das Einsammeln einer bestimmten Masse von Kenntnissen* als Hauptzweck der Elementarschulen angenommen *zu seyn*. Diess ist aber nach unserm Dafürhalten nur ein dem Hauptzwecke, den wir in Weckung und Bildung der Geisteskräfte setzten, untergeordneter Zweck. Und bey der Richtigkeit dieser Annahme ist dann auch kein *so ängstliches* Abmessen der Materialien von Stunde zu Stunde, besonders bey dem allerersten Unterrichte, nöthig. Da, wo der Unterricht wissenschaftlich zu werden anfängt, dürfte diese Materialieneintheilung eher anzurathen seyn, damit der Schüler etwas Ganzes bekomme. Der Fleiss des Vfs. verdient übrigens Lob. Es läst sich kaum anders erwarten, als dass nicht bey einer so grossen Menge von Sätzen mancher einzelne sich mit eingeschlichen haben sollte, der entweder nicht lehrreich genug, oder nicht bestimmt genug ausgedrückt ist. Sehr leicht kann der Satz S. 253.: Nehmen ist besser, als darben, missverstanden werden. Die den Schülern zur Beantwortung vorzulegenden Fragen sind grossentheils so abgefasst, dass sie zu wenig Stoff zu einer schriftlichen Antwort geben. Mit den Briefformularen können wir noch weniger zufrieden seyn. Obgleich die Schüler in der Folge ihres Lebens einmal in die Nothwendigkeit kommen können, einem andern die Niederkunft ihrer Frau zu melden: *so scheint* es uns doch anstössig, wenn man Kindern zumuthet, sich bey ihren Uebungen im Briefschreiben an die Stelle eines Vaters zu denken, dessen Frau glücklich entbunden worden ist. Die Titulaturen, welche der Vf. seine Schüler lehrt, sind längst ausser Cours gekommen. S. 524. Wohl- und Vorachtbarer, S. 526. Wohlehrsamer und Ehrengeacht.

geachteter, S. 531. an einen Kaufmann: Hochedler und Achtbarer Herr. Der Stil des Vfs. ist auch nicht überall leicht und fliessend genug, ja nicht immer rein von Sprachfehlern. Das, aus der Schriftsprache längst ausgemerzte: *Kriegen* für *Bekommen* findet sich hier noch sehr häufig, unter andern S. 19. 20. 56. 89. 123. etc. S. 47. *lernte* (*lehrte*) er sie die Buchstaben, sich fürchten und hüten *für* st. *vor*, S. 74. *herfürbringen* statt *hervorbringen*. S. 215. Gegen die Anfoderungen, welche der Vf. an die Anfängerclasse macht, dürfte sich Manches erinnern lassen. Sie sollen S. 23. die Anfangsgründe der *Religion* wissen und besonders einen *Vorrath* von biblischen Sprüchen besitzen! Auch können wir dem Vf. nicht beystimmen, wenn er die Bibel zum täglichen Lesebuche der Schüler gemacht wissen will S. 76. Die Summe ihrer Kenntnisse wird dadurch nicht so sehr vermehrt, wie aus andern lehrreichen Lesebüchern; und für die Befestigung eines religiösen Sinnes dürfte durch diese Uebungsleserey auch nicht viel gewonnen werden. Die S. 43. empfohlenen Declinir- und Conjugirübungen mögen gut seyn; aber was soll in deutschen Declinationen der Vocativ. und Ablativ?

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Vater Roderich unter seinen Kindern.* Von *C. F. Sintenis.* Neue ganz umgearbeitete Auflage. 1802. 476 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dieses verständige Haushalts- und Erziehungsbuch hat seit seinem ersten Erscheinen vor zwanzig Jahren in mehreren Familien wohlthätig gewirkt, und wird in dieser neuen abgekürzten und vervollkommneten Ausgabe nicht weniger Nutzen stiften. Der schönste Empfehlungsbrief, den ihm sein Vf. mitgeben könnte, lautet so: „Ich habe seit der Zeit, dass ich den Vater Roderich schrieb, sechs eigene Kinder, die mir die Fürsehung gab und liess, und die damals noch nicht alle geboren waren, wirklich so erzogen, wie hier geschrieben steht. *Damals glaubte ich nur*, dass Kinder so erzogen werden müssten; *jetzt weiss ichs.* Wohl mir! *Meine sechs Kinder sind nun meine Ehre, mein Reichthum, meine Freude, mein Glück, meine Welt, mein Alles.* Ich habe also in den Hauptsachen nicht geirrt. *Wie ich mir's vor zwanzig Jahren dachte: so hat's die Erfahrung mir bestätigt.*" Es bleibt immer ein sehr gemeinnütziges und lehrreiches Handbuch für Aeltern (nicht für Kinder), wenn man auch mit diesem oder jenem Theile der Roderichschen Erziehungsmethode, z. B. der Belehrung seiner Kinder über den Zeugungstrieb, nicht ganz einverstanden seyn sollte, welches, da die Sache mehr als eine Seite hat, nicht anders seyn kann. Noch mehr Anstoss wird man jetzt vielleicht an der Art nehmen, wie der Kuhpocken S. 71. gedacht wird. Roderich lässt seinen Kindern die Menschenpocken einimpfen, wie in der ersten Ausgabe. Aber der Arzt fragt jetzt an, ob es die Mütter wohl lieber gesehen hätten, wenn den Kindern die *Kuhpocken* eingeimpft worden wären. „Lieber Freund, versetzt Roderich, es sind ja *keine Kälber*" (!). Der Arzt erklärt nun, er rathe auch nicht dazu, da die Sache noch von keiner Seite ganz aufs Reine sey, und Roderich setzt hinzu: „Darum eben! Wenn *meine Enkel* an die Reihe kommen, dann können wir darüber reden; jetzt wollen wir lieber noch mit *Menschenpocken* gewisser zu gehen suchen." Eine sonderbare Strafe wird S. 149. dem ehrbegierigen Knaben Carl aufgelegt, der einer Magd, welcher er einen Ekelnamen gegeben, auf öffentlicher Strasse die Hand küssen muss. Der Vf. hat sich sorgfältig vor der Einmischung ausländischer Wörter gehütet; aber einige neuausgeprägte Wörter, wie *erfrühen*, Gottes *Allgenüge*, die *Felderey*, sind auch wohl nicht empfehlungswerth. Unrichtig steht S. 447.: *Flehe* (für bitte) es Gott ab.

Leipzig, b. Barth: *Hülfsbuch für Lehrer und Erzieher bey den Denkübungen der Jugend*, von *C. Ch. G. Zerrenner.* *Erster Theil.* 1803. X. u. 206 S. 8.

Der Vf., ein Sohn des würdigen Consistorialraths *Zerrenner*, schliesst sich mit diesem Hülfsbuche an seine Vorgänger in dieser Art der Hülfsleistung für angehende Schullehrer, an einen von *Rochow*, *Schollmeyer*, *Löhr* und *Möller* mit vieler Geschicklichkeit und Sachkenntniss an. Er erläutert in diesem Versuche eine Reihe Wörter, welche im gemeinen Leben oft vorkommen. Die Entwicklungen sind grösstentheils bestimmt, deutlich und mit passenden Beyspielen durchgeführt, wobey noch zuweilen mancherley nützliche physische oder moralische Belehrungen eingestreut werden. Für die *ersten* Denkübungen der Jugend werden Lehrer in diesem Hülfsbuche nur Manches brauchbar finden: bey den *fortgesetzten* Uebungen dieser Art aber wird es ihnen desto — bessere Dienste leisten. In *Gesinnung* scheint uns noch etwas mehr zu liegen als der Vf. S. 151. darin findet. Ihm ist Gesinnung das Urtheil über Recht und Unrecht, Gut und Schlecht, nach welchem man seine Handlungen zu bestimmen pflegt. — Mit dem zweyten Theile verspricht der Vf. für beide Theile eine Beyspielsammlung zu liefern. Nach diesem vor uns liegenden ersten Versuche zu urtheilen, lässt sich von Hn. Z. auch in dieser versprochenen Arbeit ein brauchbares Hülfsmittel für angehende Lehrer erwarten.

Giessen u. Darmstadt, b. Heyer: *Joh. Peter Ludw. Snell's*, Inspector u. Pf. zu Dachsenhausen, *praktisch-katechetisches Handbuch über seinen Katechismus der christlichen Lehre.* Zum Gebrauch für diejenigen Prediger und Schullehrer, die sich dieses Katechismus bedienen. *Zweyter und letzter Theil.* 1802. VIII. u. 327 S. 8. (20 gr.)

Für ein *praktisch-katechetisches* Handbuch kann dieser zweyte Theil eben so wenig gelten, als der erste, welcher in dieser Zeitung 1799. Nr. 232. recensiret worden ist. Hr. S. will in Absicht auf theologische Meynungen die Mittelstrasse zwischen dem Alten und Neuen halten. Man darf sich daher nicht wundern, wenn man auf solche Behauptungen stösst, welche die

die consequenten Anhänger einer jeden von beiden Partheyen inconsequent finden dürften. So wird z. B. S. 88. zu Luc. 23, 52. ff. bemerkt, dass es scheine, als habe der Evangelist diese Nachricht unbestimmten und unverbürgten Sagen nachgeschrieben; und S. 22. wird dagegen verlangt, dass bey dem Religionsunterricht der *Allmacht* und *Allwissenheit* Jesus besonders gedacht werden müsse, damit der Glaube mit der Beschaffenheit des öffentlichen Cultus nicht in Widerspruch stehe! Ein treffliches Argument!

VOLKSSCHRIFTEN.

AMSTERDAM, b. de Vries u. a.: *Betoog van het Schadelyke der Vooroordeelen omtrend het Horoscooptrekken en Planeetleezen; benevens Betoog: dat noch Comeeten, noch Planeeten, op de Lotgevallen der Menschen eenigen onmiddelyken Invloed hebben. Uitgegeeven door de Maatschappy:* Tot Nut van 't Algemeen. (Beweis, wie schädlich die Vorurtheile in Ansehung der Wahrsagerey und Sterndeuterey seyen; nebst einem Beweise: dass weder Cometen noch Planeten auf die Schicksale der Menschen irgend einen unmittelbaren Einfluss haben. Herausgegeben von der Gesellschaft: *Zum allgemeinen Besten*) 1802. 240 S. 8.

Das Werkchen enthält *zwey Preisschriften* über die auf dem Titel namhaft gemachte Materie. Die eine, auf 186 Seiten, welche mit der goldenen Denkmünze gekrönt wurde, ist von *Willem de Vos*, Mitgliede der Gesellschaft der Wissenschaften zu Haarlem, und Prediger der Mennoniten zu Amsterdam. Die andere, welcher man die silberne Denkmünze zuerkannte, hat den gelehrten Makler in Amsterdam, *Johannes Buys*, zum Vf. Beide sind bereits als Schriftsteller vortheilhaft bekannt. — *De Vos*, der seine Abhandlung betitelte: *Der beschämte Sterndeuter* (Planetenleser); *oder ein Mancherley von Beyträgen aus der Gesellschaft: der Schleifstein*, hat die Ideen, die er in den unter dieser Aufschrift enthaltenen zwölf Aufsätzen, bald in dialogischer, bald in Brief-Form etc. auszuführen suchte, S. 4. auf folgende Weise angegeben. Da man noch immer Menschen finde, nach deren Wahn die Astrologie eine, auf guten Gründen beruhende Wissenschaft sey, und man sich nicht entblödet habe, die vermeynten Gründe dieser Wissenschaft erst vor vier Jahren in einer holländischen Schrift vorzutragen: so glaubte er, mit möglichster Uebergehung des Philosophischen folgendermassen verfahren zu müssen. „1) Zur Schande „der Astrologie recht deutlich vor Augen zu stellen, „dass es weder Personen noch Schriften giebt, die „nicht einmal einen erträglichen, geschweige einen „gründlichen Unterricht darin ertheilen. 2) Die vielen Mummereyen jener Wahrsager in ihrer Blösse „darzustellen und aufmerksam darauf zu machen; zugleich auch zu zeigen, mit welcher Unüberlegtheit „und mit welcher Unbehutsamkeit der gemeine Tross „der Menschen aus solchen unreinen Quellen schöpft. „Ferner die Fragen zu beantworten: 3) Macht man „nicht willkürlich, und ganz durch eigene Schuld, „die grillenhaftesten Auslegungen von nichts bedeutenden, ans Allgemeine sich haltenden, astrologischen „Aussprüchen? — 4) Bedarf es wohl eines grossen „Scharfsinnes, um den Astrologen mit seinen eigenen „Worten zu fangen? — 5) Hat nicht der gesunde „Verstand von Alters her diesen Tand in seiner Nichtswürdigkeit dargestellt? — 6) Kann nicht jeder, der „nur den richtigen Begriff von dem gesellschaftlichen „Leben nicht verdreht, sondern dem es Ernst ist, ihn „recht zu fassen, auf das Grundlose jener Träumereyen durch die Betrachtung des Weltsystems leicht „geleitet werden? — Und 7) verträgt sich das Annehmen der Astrologie auf irgend eine Weise mit „der mosaischen und christlichen Offenbarung? — 8) „Die Verbindung darzulegen, worin das Glück des „Menschen und seine Einsichten mit einander stehen. „9) Einige Nachforschungen und Nachrichten über „die berühmtesten Zeichen- und Sterndeuter unsers „Zeitalters, und 10) über den grossen Eingeweihten „in jenen Künsten, den berüchtigten *Cardanus*, aus „dem 16ten Jahrhunderte mitzutheilen." Der erste Aufsatz besteht in einem Gespräche zwischen zwey Bauern und dem Dr. *Lüdeman*, der in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nicht nur als Astrolog, sondern auch als ein Krämer mit Geheimmitteln in Amsterdam sein goldbringendes Wesen trieb. Die Aerzte ausserhalb der batavischen Republik kennen diesen *Lüdeman* mehr von seiner *Luna fixata*, oder den Zinkblumen, her. Der Dialog ist dem Vf. besonders gelungen. Die zwey Briefe an eine Dame finden wir etwas ermüdend.

Die *zweyte* Schrift ist ganz dialogirt, und hat gleichfalls ihren Werth. Ist auch ihres Vfs. Dialog nicht so lebhaft, als der des Hn. *de Vos*, und hat der Letztere zum Theil auf gelehrtere Leser Rücksicht genommen: so hat sich, glauben wir, der Erstere mehr um sein minder gelehrtes Publicum verdient gemacht. Man verkennt, wenn es auf kosmologische Erläuterungen ankommt, in der Schrift des Hn. *Buys* nicht den Vf. des bereits zweymal aufgelegten, und von der Gesellschaft *Tot Nut van 't Algemeen* mit der doppelten goldenen Denkmünze gekrönten *Natuurkundig Schoolboek*. Uebrigens ist *de B.* in dem physischen Fache ein sehr thätiges Mitglied des berühmten amsterdamer Institutes *Felix Meritis*.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 17. März 1803.

OEKONOMIE.

Berlin, b. Maurer: *Magazin für die Thierarzneykunde*, oder Beobachtungen, Versuche und Erfahrungen über die innerlichen und äusserlichen Krankheiten der Pferde und des Hornviehes, von *Johann Nicol. Rohlwes*, königl. preussischem Pferdearzt bey dem Friedr. Wilh. Gestüt zu Neustadt an der Dosse. *Erster* Jahrgang 1799. 396 S. *Zweyter* Jahrg. 1800. 385 S. *Dritter* Jahrg. 1801. 378 S. *Vierter* Jahrg. 1802. erstes u. zweytes Quartal 192 S. 8. mit Kupf. (Jeder Jahrg. 1 Rthlr. 4 gr.)

Von diesem Magazin enthält jeder Jahrgang, der einen Band ausmacht, vier Quartalhefte nebst einer Kupfertafel. Ein Magazin, worin mehrere geschickte Thierärzte ihre vorzüglichsten Fälle und Beobachtungen niederlegten (wie wir dergleichen Institute für die Menschenheilkunde bereits sehr vortreffliche haben), wäre für die Thierarzneywissenschaft eine wünschenswerthe Sache, und würde sie um Vieles weiter bringen. Hier liefert der Vf. aber bloss seine eigene Erfahrungen, die ihn eine vieljährige Praxis sammeln liess, bey welcher sich Thätigkeit und eine gute Beobachtungsgabe nicht verkennen läfst. Er schmeichelt sich, hierdurch den Laien ein Werk in die Hände zu liefern, durch welches sie sich bey ihren kranken Thieren, in Ermangelung eines Arztes, selbst helfen sollen; allein die genaue Kenntnifs der Krankheiten, die denn doch der Anwendung der Heilmittel vorausgehen muss, und die, wie der Vf. an mehreren Stellen selbst gesteht, dem erfahrnen Thierarzt oft schwer fällt, da das Thier nicht reden kann, bleibt eine Schwierigkeit, die Hr. *R.* nicht heben wird, so sehr er sich auch bemühet hat, durch eine plane, von Kunstwörtern freye Schreibart, sich verständlich zu machen. Gegen die Theorien des Vfs. liesse sich hier und da Manches erinnern; allein dieses würde zu weit führen. Rec. begnügt sich also nur die Rubriken anzuzeigen, damit die Leser wissen, was sie in diesem Magazin zu suchen haben.

Erster Jahrgang. Das *erste* Quartalheft fängt mit einer Abhandlung über den *Milzbrand* des Rindviehes an. Der Vf. glaubt, diese Krankheit sey noch nicht beschrieben; allein mehrere Schriftsteller, und noch neuerlich *Vierordt*, haben sie gut und ausführlich abgehandelt. Ein Aderlass nebst einer Fontanelle vor die Brust und die tägliche Eingabe von 2 Loth in Wasser aufgelösten Salpeter, leisteten sehr gute Dienste. Was übrigens noch über die Krankheit angemerkt wird, ist ganz gut; nur dürfte die Oeffnung der drey gefallenen Thiere, die schon 3 Tage im Monat Junius gelegen hatten, wohl die sichern Beweise von dem Sitz dieser Krankheit nicht geliefert haben, die der Vf. gefunden haben will. Nach des Vfs. Beobachtung hatte diese Krankheit, die in dem Orte ansteckend war, ihre Entstehung in einer Tränke von stehendem faulen Wasser. II. Ueber die *Kolik* oder die *Darmgicht* bey den Pferden. Enthält das Bekannte. III. *Beobachtung* über die *Befruchtung* oder die *Empfängnifs* der Stuten. Der Vf. fand bey der Oeffnung einer seit 21 Tagen trächtigen Stute das Embryon in dem Eyerstock. Diese Erscheinung läfst ihn vermuthen, dass, bey der Begattung sich nicht ein Ey losreisse, sondern dass die Befruchtung in dem Eyerstock selbst geschehe, das befruchtete Ey aber, bey dem Zufluss von Säften und dem Gröfserwerden, sich dann erst frey mache und, zu fernerer Ausbildung, durch die fallopische Trompete in die Mutter gehe. Die Beobachtung ist nicht neu, Haller hat sie schon angeführt. IV. *Abhandlung* von den *Krankheiten der Augen* nebst *Beobachtungen* und versuchten *Operationen*. Hierzu gehört die Kupfertafel. *Zweytes* Quartalheft. I. *Abhandlung* über die *Augenkrankheiten. Fortsetzung.* S. 140. kömmt eine neu entdeckte Operation vor, durch welche die Flecken oder die zurückgebliebenen Verhärtungen auf der durchsichtigen Hornhaut des Auges, die durch eine vorhergegangene Verletzung, Geschwür oder Wasserblase entstanden sind, geheilet werden können. Die Abbildung einer hierzu nöthigen Maschine, durch welche der Augapfel fixirt werden kann, findet sich auf der ersten Kupfertafel. II. *Abhandlung* von den *Gallen* und deren *Heilung*. Sie sind sehr gut beschrieben, und auf der Kupfertafel an einem Vorder- und Hinterschenkel des Pferdes, so wie auch die Instrumente, womit das Feuer gegeben wird, das er mit Recht allen andern Heilmitteln vorzieht, schön dargestellt. Zu den Ursachen, die leicht Gallen hervorbringen, können auch noch grosse Sommerhitze und harte Chausseen gezählt werden. III. Beobachtung einer Krankheit des Hornviehes, welche das *laufende Feuer* oder auch der *äusserliche Brand* genannt wird. Eine Kuh stürzte sich, bey aller Bemühung, die man anwandte sie abzuhalten, ins Wasser. Sie hatte eine übernatürliche Wärme über den ganzen Körper, Hitze im Maule mit heissem Athem, stiere Augen und einen äusserst geschwinden und harten Puls. Nach einiger Zeit fing ihr der Kopf an zu schwellen. Eine schleunige Aderlass und die Eingabe von gereinigtem Salpeter und Weinstein stellten sie bald wieder her. Der Vf. vermuthet, dass sie eine giftige Pflanze gefres-

fressen habe. IV. *Beobachtung* einer *Krankheit*, wovon die *Saugfohlen* auf der Weide im Sept. 1797 und 1798 befallen wurden. Diese Krankheit bestand in einer Lähmung, die immer zuerst im linken Vorderfuss anfing, worauf sich Eiter, bald unter der Strahle, bald auf der Krone, oder an andern Orten des Hufes zeigte. Der Vf. wünscht dieses Phänomen erklären zu können. V. Beobachtung einer Krankheit bey einem Fohlen, in dessen Speiseröhre sich eine kleine Oeffnung befand. Ist schon in Bouwinghausens Taschenkalender vom J. 1801 eingerückt. VI. Beobachtung einer ähnlichen Krankheit. *Drittes* Quartal. I. Abhandlung vom *Satteldruck*. Wird im folgenden Heft fortgesetzt. II. Von der *Rehe*, *Verfangen* oder *Verschlagen* der Pferde. Nach Aufzählung der mancherley Ursachen, die diese Krankheit herbey führen können, giebt Hr. R., wann die in den Muskeln stockenden Säfte sich erst herunter in den Huf gesenkt und daselbst Entzündung und Eiter erzeugt haben, eine durch die Kupfertafel versinnlichte Operation an, mit der er, wie er rühmt, immer sehr glücklich gewesen ist. Die Abh. III u. IV. Von den *Steingallen* und den *rothen Sohlenflecken* enthalten das Bekannte; jedoch kommen dabey gute Regeln des Beschlags vor. *Viertes* Quartal. I. Fortgesetzte Abhandlung vom *Satteldruck*. Dieser ganze Artikel ist gründlich ausgeführt, die Arten des Satteldrucks sind gehörig classificirt und einfache Mittel angegeben. Der Vf. scheint hierbey am mehrsten Wollstein gefolgt zu seyn, hat aber seine Vorschriften auch mit eigenen Erfahrungen belegt, und die oft schädlichen Verfahrungsarten der Curschmiede vom gewöhnlichen Schlage gerügt. Den Cavaleristen ist diese Abhandlung vorzüglich zu empfehlen. II. Beschreibung *dreyer merkwürdigen Fälle*. Der erste betrifft ein Pferd, das, bey übrigens völliger Gesundheit, nicht fressen konnte. In wenigen Tagen fiel es fünf Viehärzten in die Hände, die allerley zwecklose, mitunter auch grausame Mittel anwendeten und es zuletzt für behext hielten. Als es Hr. R. untersuchte, fand sich ein Stock hinten im Maule, der sich zwischen den oberen Backenzähnen, quer durch das Maul festgeklemmt hatte. Rec. hatte vor mehreren Jahren denselben Fall mit einem Bauernpferde, mit dem Unterschied, dass es vorher nicht so misshandelt, sondern bloss für behext gehalten, und nach Herausnahme des Holzes gleich entzaubert wurde. Der zweyte Fall ist dem ersteren ähnlich, und der dritte war eine Kuh, der ein Stück von einer Kartoffel in der Speiseröhre feststeckte, das durch einen schlanken Stock niedergedrückt werden musste. III. Beschreibung eines *Schilfgrases*, in welchem sich bey nasser Witterung ein Gift erzeugt, durch dessen Genuss das Hornvieh schnell getödtet wird. Ist auf der Kupfertafel abgebildet. IV. Abhandlung von *Blutharnen* und auch dem sogenannten *Rückenblut* des *Rindviehes*. Liefert gute Bemerkungen über diese Krankheit; nebst noch einigen besonderen Beobachtungen des Vfs. V. Abhandlung von der sogenannten *Buglähme*. Die verschiedenen Arten dieser Lähmung werden gut aus einander gesetzt.

Zweyter Jahrgang, *erstes* Quartal: I. Beschreibung der den Stuten zu leistenden *Geburtshülfe*. Nebst verschiedenen *Beobachtungen*, wodurch die Hülfleistung noch deutlicher gemacht wird. Dieser ganze Aufsatz ist für Pferdezucht treibende Landwirthe wichtig. Sie können daraus nützliche Handgriffe zur Geburtshülfe lernen. Hr. R. glaubt mit mehreren Andern, dass nur die zahmen Stuten schweren und widernatürlichen Geburten unterworfen, die wilden aber ganz davon befreyet wären. Wer hat das aber so genau untersucht? Kann nicht in jenen Gegenden, wo es ganz wilde Pferde giebt, manche gebährende Stute hülflos umkommen und von Raubthieren aufgezehrt werden? Das bekannte Senner Gestüt wird nie ausgestallt (sonst war es so) kommt folglich den wilden Pferden am nächsten, und dennoch liefert es Fälle von unglücklichen Geburten. II. Beobachtung über die Zeit *wie lange die Stuten ihre Fohlen tragen*. Ist ebenfalls interessant. III. Beobachtung bey der Oeffnung eines Fohlen, das ein *Geschwür* in der rechten *Flanke* hatte. Ist nicht sehr erheblich. IV. Abhandlung von der *Hasenhacke* oder *Courbe*. Hierzu gehöret die Kupfertafel. Es sind hier der Sitz und die Ursachen dieses Uebels näher bestimmt, und einige ältere Schriftsteller widerlegt. V. Ueber die *Entstehung* und *Heilung* der *Bräune* bey den Pferden. Bey dieser Krankheit ist die Gegend des Luft- und Kehlröhrenkopfs angeschwollen, entzündet und schmerzhaft. Sie ist entweder einfach oder von der Druse begleitet. Durch den innerlichen Gebrauch einer Latwerge, und das äussere Einreiben einer Salbe, wovon *die Recepte* beygefügt sind, heilte der Vf. sie glücklich. VI. Beobachtungen der Wirkungen, welche eine *regnichte nasse Jahrszeit* bey den Pferden auf der Weide hervorbringt. Hr. R. beobachtete, dass sich alsdann die Mauke häufig einstellte, auch oft so bösartig wurde, dass der Wolf darauf folgte. Die Art der dortigen Weide muss hierauf besonders wirken, denn in den Gestüten, die Rec. zu besuchen hat, sind ihm dergleichen Fälle nicht vorgekommen, wohl aber haben sich manche innere Krankheiten eingestellt. VII. Beobachtungen einer *Krankheit bey den Saugfohlen* im J. 1799. Sie bekamen bald an dem einen, bald an dem andern hintern Kniegelenk eine Geschwulst, die entzündet und schmerzhaft wurde. Durch den fleissigen Gebrauch des Goulardschen Wassers wurden die Mehresten hergestellt. Bey denen, die krepirten, fand der Vf. die Bauchhöhle mit Wasser angefüllt, und die kleinen Därme verschleimt. *Zweytes* Quartal. I. Beobachtungen bey der Untersuchung einer *Rotzkrankheit*. Der Vf. wurde auf ein Landgut gerufen, wo der Rotz unter den Pferden eingerissen war. Nach seinem Urtheil hatte diese Krankheit ihre Entstehung in einer schlechten sumpfigen Weide. Da der Rotz sich hier in verschiedenen Graden vorfand: so liess der Vf. den Pferden etwas Blut ab, und bewahrte es in numerirten Gläsern auf, woraus er dann entdeckt zu haben glaubt: dass das Blut bey rotzigen Pferden nicht, vermöge seiner Schärfe, aufgelösst und wässerig sey, sondern dass die Rotzmaterie in einer Vermehrung und Verdorbenheit der

Lymphe bestehe. Er fodert denkende Thierärzte auf, seine Beobachtung näher zu prüfen, und hat die Hoffnung nicht aufgegeben, noch ein Mittel ausfindig gemacht zu sehen, wodurch diese fürchterliche Krankheit geheilt werden könne. II. Beschreibung der Operation, wie ein *Haarseil* oder *Eiterband* gezogen wird. Ist durch die Kupfertafel erläutert. III. Abhandlung von den *Wassergeschwülsten* bey den Pferden und deren Heilung. Ist lesenswerth. IV. Noch einige dazu gehörige Beobachtungen. V. Krankengeschichte, worin die Entstehung und Heilung der *Geschwülste*, die aus einem faulartigen Blute entstehen, beschrieben werden. VI. Abhandlung von den *Geschwülsten* oder den *Verwundungen*, welche bey den Pferden durch das Ziehen vor der Brust entstehen. Bey diesem Uebel, dem leider! die Zugpferde so häufig ausgesetzt sind, merkt der Vf. an, dass es dennoch in allen Rossarzneybüchern übergangen, und er selbst erst durch einen Landmann daran erinnert worden sey. Wahrscheinlich ist diess aus dem Grunde geschehen, weil man es stillschweigend unter die Rubrik des Satteldrucks gesetzt hat. Er behandelt diesen Druckschaden nach 4 Graden: 1) wo eine blosse Geschwulst, oder 2) eine Wunde ist, 3) im Falle sich Eiter in der Geschwulst befindet, und 4) wenn die Wunden so gross sind, dass die Haut sich schon zu weit von einander entfernt hat. Für diese verschiedenen Fälle fügt er die Heilmittel bey. VII. Abhandlung von den Krankheiten des *Mauls* der Pferde. Neben den gewöhnlichen Krankheiten des Mauls kommt auch ein Zahnfistelschaden vor, wo ein Backenzahn mit vielen Schwierigkeiten herausgenommen werden musste, wozu sich Hr. R. an einen vom Anger geholten Pferdekopf vorbereitete. Das Wenige, was der Vf. über die Verletzungen der Laden durch das Stangengebiss sagt, möchte Rec. allen den Reitern empfehlen, die ohne Begriffe von der Art, wie ein Pferd empfindlich im Maule gemacht wird, sich oft Mittel erlauben, wodurch sowohl die Kunst als die Natur geschändet werden. VIII. Abhandlung vom *Durchlauf* des Rindviehes und dessen Heilung. Enthält nichts Besonderes. — *Drittes* Quartal. I. Beschreibung einer *Hornviehseuche*, welche man, nach den Wirkungen der Krankheitsmaterie, die *Maulfäule* nennen kann. Diese Krankheit, die durch Ansteckung sich sehr schnell verbreitete, äusserte sich durch Traurigkeit, Mangel an Fresslust, thränende halbgeschlossene Augen und kalte Ohren, wobey häufiger Schleim aus dem Maule floss. Nach einigen Tagen sonderte sich die Haut auf der Oberfläche der Zunge ab. Oefteres Auswaschen des Mauls mit Bieressig, worin Honig und Salz aufgelöst war, bewirkte die Heilung sehr bald. II. Von dem *Zungenkrebs*. Zu der Heilung dieser Krankheit gehört, nach dem Vf. weiter nichts, als dass, zur Zeit der Seuche, das Thier fleissig nachgesehen und das Geschwür auf der Zunge, so bald es erscheint, vernichtet werde. Geschiehet dieses nicht: so ist die Krankheit äusserst gefährlich und tödtlich. III. Physiologische Beschreibung der *Verdauung*, der *Circulation des Blutes* und der *Absonderung der Säfte*. Diese Beschreibung wäre, so wie mehrere Schriften über diese Gegenstände, besonders den vorgeblichen Thierärzten zu empfehlen, wenn anders diese Art Menschen lesen und sich belehren lassen wollten. IV. Beschreibung der Operation einen Hengst zu *castriren*. Nebst einer Kupfertafel. V. Beschreibung der Operation eine *Hodensackfistel* zu heilen. Manche Fistel dieser Art dürfte doch wohl hartnäckiger bey der Heilung seyn, wie es hier beschrieben ist. VI. Vom *Wasserbruch im Hodensack* und dessen Heilung. Der Vf. hatte diesen Fall nur einmal. Das Pferd wurde castrirt, und das Wasser fand sich nicht im Hodensack, sondern in den Häuten, die die Gefässe umgeben. VII. Abhandlung und Heilung des *Hodenbruchs*, welcher durch das Eindringen der kleinen Gedärme veranlasst ward. Ist lesenswerth, da das Castriren, unter solchen Umständen, immer eine gefährliche Operation bleibt. Hier folgen noch zwey Fälle, wo das eine Pferd an der Epilepsie starb, und das andre von einem Schlagfluss getödtet wurde. Von dem Ersten berichtet der Vf., dass ihm dieser Fall noch nie vorgekommen, er deshalb auch gezweifelt habe, ob die Pferde für diese Krankheit empfänglich wären. Er setzte das Pferd auf eine strengere Diät, und liess ihm alle 8 Tage einige Pfund Blut ab, worauf sich die Zufälle jedesmal verminderten, bis es zuletzt auf der Weide hinstürzte und plötzlich starb. *Viertes* Quartal. Die Aufsätze I. und II. dieses Hefts: über das *Auflaufen* des Rindviehes und die Beschreibung einer *Klystirspritze*. enthalten nichts Erhebliches. III. Beobachtung über die verschiedenen Wirkungen *unreiner* und *übelartiger Säfte* der Pferde. Ist die Krankheitsgeschichte eines Fohlen, das mehrere immer neue Geschwüre bekam, die den kräftigsten Heilmitteln so lange widerstanden, bis, durch den Gebrauch innerer Mittel, die Säfte verbessert wurden. Ist in solchen Fällen sehr natürlich. IV. Beobachtung eines sehr ungewöhnlichen *Fussschadens* an einem Pferde. Diese langwierige Heilung kann jungen Thierärzten als Beyspiel von Geduld und Beharrlichkeit dienen. V. Beschreibung und Heilung der *Brust-* oder *Lungenentzündung* bey den Pferden, welche von *Erkältung* entstehet. Nicht immer hat Erkältung eine so gefährliche Wirkung auf die Gesundheit der Pferde, sonst müssten Lungenentzündung und andere Krankheiten, die der Vf. hievon herleitet, noch weit allgemeiner seyn. Rec. beobachtete seit längerer Zeit herrschaftliche Gespanne, die in jeder Jahrszeit, oft über Land nach einem Lustschlosse stark in Schweiss gefahren, und dann mehrere Stunden, auch wohl einen ganzen Tag in einen leider! sehr kalten Stall gestellt wurden, wo es nicht immer thunlich war, Decken mit zu nehmen; und dennoch blieben diese Pferde gesund, während andre von der Lungenentzündung ergriffen wurden, die keiner Erkältung ausgesetzt waren. Er will hiedurch nicht leugnen, dass unterdrückte Ausdünstung sehr üble Folgen haben könne, vorzüglich aber doch, wenn ein Krankheitsstoff sich schon in dem Körper vorfindet. Uebrigens ist diese Krankheit, nach ihrer charakteristischen Verschiedenheit, gut abgehandelt.

(Der Beschluss folgt.)

STA-

STATISTIK.

1) LONDON, b. Debrett: *Companion to the Royal Kalendar for the Year* 1803. 116 S. 8.

2) LONDON, b. Blacks u. Parry: *An East-India Register and Directory for* 1803. 343 S. 8.

3) LONDON, b. Lewis: *The Picture of London for* 1802. XII. u. 420 S. 8.

4) LONDON, b. Boyle: *Boyle's Fashionable Court and Country-Guide* and *Town-Visiting Directory for* 1803. 314 S. 8.

5) LONDON, b. Debrett: *Peerage of England, Scotland and Ireland*, containing an Account of all the Peers. T. I. *England*. LVIII. u. 322 S. T. II. *Scotland et Ireland* S. 323—731. S.

Diese im December 1802 zu London erschienenen Staats-Kalender haben durch den Amiensschen Frieden und durch die Versammlung des unirten Parlements sehr viele Neuerungen und Zusätze erhalten. Nr. 1 ist ein Staatskalender für die Graffschaften in England. Nr. 2. dessen Inhalt sich schon aus dem Titel erklärt, zeichnet sich für diessmal durch die *Register* aus. — Nr. 3. ist eine Beschreibung der grossen Königs-Stadt, zum Gebrauch für reisende Ausländer, worin auch die literarischen und philanthropischen Anstalten ihren Platz einnehmen. S. 240—242. findet man die Kritik der Londner Zeitungen (unter welchen *The Morning Post* unstreitig jetzt die beste ist), und S. 342—347. die der Monatschriften, wo die Auswahl schon schwerer wird. Sonderbar, dass die Gemälde-Sammlung des Grafen Truchsess darin als eine einheimische Merkwürdigkeit beschrieben wird. Nr. 4. ist bloss Nomenclatur eines Addresss-Kalenders für die Stadt London. Nr. 5. hat gleichen Zweck mit dem Varrentrappschen *genealogischen Handbuche*, jedoch unter Einschränkung auf das vereinigte brittische Reich, und ist bey weitem nicht so zweckmässig bearbeitet. Es ist jedoch darauf mehr Fleiss, wie bey den vorhergehenden, verwandt, wodurch das Volumen so sehr zunahm.

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Giessen* u. *Darmstadt*, b. Heyer: *Anleitung zur Verbreitung des Gemüse- und Obstbaues auf dem Lande.* 1802. 60 S. 8. (6 gr.) Diese Abhandlung, die durch die von der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen aufgestellte Preisfrage: „*Durch welche Mittel kann der Gartenbau, oder die Gewinnung der Gartengewächse auf den Dörfern am kräftigsten befördert werden?*" veranlasst wurde, liefert, ungeachtet sie nicht den Preis erhielt, viel Wohldurchdachtes und Zweckdienliches.

Der Vf. schickt voraus, dass auf Dörfern, in der Nähe grosser Städte, der Gartenbau gewöhnlich im Flor sey, weil der Landmann auf vortheilhaften und steten Absatz seiner Producte mit Gewissheit rechnen kann. Daraus aber folge: 1) dass man, um anderwärts den Gartenbau empor zu bringen, dem Landmann an die Hand geben müsse, wie er den möglichsten Vortheil aus seinen Producten zu ziehen vermöge; und 2) dass man ihn anweise, wie die Gartengewächse am sichersten und vollkommensten gewonnen werden können. — Diese zwey Punkte führt der Vf. sehr gut aus. Bey dem ersten zeigt er, auf was für Producte des Gartenbaues der Landmann vorzüglich Rücksicht zu nehmen habe, um sie, so viel möglich, *frisch* zu verkaufen. Ist aber der Absatz der Producte nicht in der Nähe oder auf eine bequeme Art, z. E. durch Schiffe etc. zu machen; so müsse er auf Lieblingsproducte seiner Gegend denken, die entweder einen Grosshandel ausmachen, oder er muss sie zu vervollkommnen, oder zubereitet an Mann zu bringen suchen, z. B. eingemacht, getrocknet, zu Wein oder Essig bereitet etc. — Was der Vf. von Ermunterung des Landmanns zum Selbsterziehen junger Bäume und dann zum Verkauf etc. berührt, kann, weil das Locale nicht überall vortheilhaft ist, nicht allgemein anwendbar seyn, z. B. Bäume in sandigem Boden erzogen, taugen fast nirgends hin: in schwarzem fetten Erdreich aufgezogen, nur bloss in ihre nahe Nachbarschaft von gleich fettem Boden etc. Der mergelhafte Boden aber taugt für alle Arten von Bäumen, und giebt ihnen Güte, Fruchtbarkeit und Dauer für alle Arten von Erdreich, in das sie verpflanzt werden mögen. Was aber des Vfs. Urtheil über die Vorschläge, „auf öffentliche Kosten „eine grosse Landesbaumschule anzulegen, um die Landstrassen „und öffentliche Plätze mit Obstbäumen zu bepflanzen" betrifft: so ist solches bey dem jetzigen Zeitpunkt, da Deutschland durch den Krieg allzu hart mitgenommen ist, und beträchtliche baare Auslagen so viel möglich zu ersparen sind, ganz richtig und sein Vorschlag mehr zu beherzigen: „dass die hiezu erfoderlichen Bäume auf Kosten des Landes, der Aemter „oder Gemeinden den einzelnen Unterthanen (*die aber einen „günstigen Boden fur Erziehung junger Bäume haben müssen*), „gegen einen bestimmten billigen Preis nach und nach abgekauft würden." — Und was der einsichtsvolle Vf. als Problem beyfügt: „ob nicht die aus andern Gründen oft empfohlene Vertheilung der Gemeindsgüter, so wie die Erweiterung „des Anbaues der Futterungskräuter auch in Hinsicht des Gartenbaues auf dem Lande dienlich und beförderlich sey," ist sicher und gewiss. Der Landmann würde dann gar gerne manchen Grasgarten am Hause zum Gemüse- oder Obstgarten umschaffen. — Hierauf zeigt der V., wie der Landmann anzuweisen sey, die Gartengewächse am sichersten, kürzesten und vollkommensten zu gewinnen? und zwar so, dass Sachkenntniss und guter Wille am besten verbreitet werde. — Da will er nun mit Recht den Gartenbau, in so weit es geschehen kann, zu einem Gegenstand des Schulunterrichts bey der ältern Jugend erhoben wissen. Es müsste daher den Candidaten des Schullehreramts zur Bedingung gemacht werden, sich diese praktischen Vortheile, die so leicht zu begreifen und ihnen selbst nützlich und oft unentbehrlich sind, vor oder nach ihrer Anstellung eigen zu machen. An guten und zweckdienlichen Handbüchern fehlt es nicht, die sich fast für jedes Locale schicken; auch könnte für jede Provinz in wenigen Bogen ein solches Schulbuch für die letztern Schuljahre mit wenigen Kosten gedruckt, auch allenfalls zur Belohnung für die fleissigen Schüler vertheilt werden. Vorzüglich müssten die Geistlichen auch über diesen Theil des Unterrichts eine Oberaufsicht führen, da es (wie Rec. mit Vergnügen hinzusetzen kann) würdige Männer unter denselben genug giebt, die in diesem Betracht selbst dem praktischen Unterricht der Schuljugend sich unterziehen, und sich auch das leibliche Wohl ihrer Gemeinden angelegen seyn lassen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 18. März 1803.

OEKONOMIE.

Berlin, b. Maurer: *Magazin für die Thierarzneykunde*, etc. von *Johann Nicol. Rohlwes*, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Dritter Jahrgang, *erstes* Quartal. I. Abhandlung vom *Spath* der Pferde, dessen Erkenntniss, Entstehung, Sitz, Eigenschaft und Heilung. Nebst einer Kupfertafel. Ueber die Entstehung und die Eigenschaft des Spathes sind die Meynungen, von welchen der Vf. auch mehrere angeführt, sehr verschieden; allein seine eigene Meynung, dass der Spath in einer Ausdehnung des Knochens selbst, z. B. des Schienbeinkopfes, bestehe, wird noch weniger Beyfall finden; auch sind die Begriffe des Vfs. über die Art, wo die Sprunggelenke gewaltsam leiden, unrichtig. Im regelmäsigen Galop geht das Pferd mit den Hinterfüssen nicht weit auseinander, sondern setzt sie enger zusammen. Stete Biegungen schaden diesen Gelenken nicht. Prellen im Maule und ungeschicktes Pariren verderben dem Pferde das Hintertheil. Befremdend war es Rec., dass der Vf. ein Mittel, mit dem er den Spath geheilt habe, nicht bekannt machen dürfe, man solle sich deswegen privatim an ihn wenden. Warum darf er es nicht öffentlich bekannt machen? Dass dieses ein sympathetisches Mittel, oder wohl gar Geheimnisskrämerey sey, wollen wir zur Ehre des Hn. *R.* nicht vermuthen. Uebrigens ist dem Vf. Glück zu wünschen, wenn er ein Mittel besitzt, den wirklichen Spath zu heilen, das bisher noch nicht ausgefunden war. Die übrigen drey Aufsätze dieses Hefts: über die *Lungenfäule* der Kälber, die *rheumatische Buglähmung* und die *Mauke* der Pferde, liefern nichts Besonderes. *Zweytes* Quartal. I. Beobachtung über den Gebrauch des thierischen empyreumatischen *Oels* gegen die *Würmer* der Pferde. Der Vf. machte mit diesem, durch die französischen Thierärzte *Chabert, Flandrin* und *Huzard* bekannt gemachten Oele, an einem Fohlen die Probe; allein die zu sehr reizenden Eigenschaften dieses Oels erzeugten so gefährliche Symptome, dass er von ferneren Versuchen abgeschreckt wurde. Was der Vf. in den folgenden kleinen Abhandlungen über die *Lähmung* der Fohlen an den Füssen, die *Behandlung* ihrer Hufe, über das *Schneiden* der zu grossen Ohren nach einer natürlichen Form, die durch das Kupfer anschaulich gemacht wird, und zu weite Ohren enger zu stellen, sagt, ist schon hinlänglich bekannt. VI. Ueber eine Rindviehseuche, die unter dem Namen *Lungensucht* oder *Lungenkrebs* bekannt ist. Enthält zwar das schon meist Bekannte, dabey aber doch manches Nützliche. VII. Zwey Beobachtungen über *Fistelschaden* an der Nase der Pferde, sind nicht sehr bedeutend. VIII. Die *Krankengeschichte* eines *Hengstes*, bey dem die *Ursache des Todes nicht zu entdecken war.* Den hier vom Vf. gegebenen Rath, dass da, wo der Glaube an Zauberey noch sehr stark herrscht, der Thierarzt den Hexenmeister machen müsse, um gutes zu wirken und seine Kunden nicht zu verlieren, kann Rec. nicht billigen. Sollte kein ander Mittel übrig seyn, die kranken Thiere unter den Händen zu behalten und sie zu retten, so muss er wenigstens, nach vollendeter Cur, diese unwissende Menschen belehren, dass alles natürlich zugegangen sey, und so dem Aberglauben entgegen arbeiten. Die beiden Krankengeschichten Nr. IX. und X. eines am *Schleimfieber* gefallenen Ochsen, und die eines krepirten englischen Hengstes, der Wasser im *Gehirn* hatte, sind lesenswerth. *Drittes* Quartal. Die zwey ersten Abhandlungen dieses Hefts betreffen die *Schale* und den *Leist* an den Füssen der Pferde. Der Vf. führt Gründe an, warum diese Schäden nicht zu heilen sind, glaubt aber doch, durch die angegebenen Mittel, es dahin zu bringen, dass Pferde nicht hinken und zur langsamen Arbeit brauchbar bleiben. Eine Kupfertafel macht den Sitz dieser Uebel sichtbar. III. Beobachtungen über die *Verwundung der grossen Bengesehne am Hinterbein* eines Pferdes. IV. *Operation* einer *Balggeschwulst* an der Nase eines Pferdes. V. Wird der seltene Fall berichtet, dass ein Hengst bey dem vorsichtigsten Niederwerfen zum Kastriren, durch eigene Anstrengung sich das Hinterbein gebrochen. VI. Abhandlung von der allgemeinen Rindviehseuche, die *Löserdörre* genannt. Ob zwar diese fürchterliche Seuche, die noch neuerlich ihre verheerende Wuth in manchen Gegenden Deutschlands zeigte, eine Menge Schriften über ihre Entstehung: ihre Natur und ihre Behandlung veranlasst hat, so ist doch das, was der Vf. darüber sagt, nicht überflüssig, und, nach der Wichtigkeit des Gegenstandes, kann diese Abhandlung als eine der vorzüglichsten in diesem Magazin betrachtet werden. VII. Abhandlung von der *Entzündung* des *Gehirns*, oder dem *rasenden Koller* bey den Pferden. Wird fortgesetzt. *Viertes* Quartal. I. *Entzündung* des Gehirns. II. Abhandlung von der *Druse* der Pferde und deren Heilung. Ueber diese sehr bekannte Krankheit ist, besonders was die Behandlung der Fohlen betrifft, viel Bemerkenswerthes gesagt. III. Von dem *Rotz* der Pferde. Wird fortgesetzt. IV. Beschreibung einer Maschine, wodurch das Eingeben der *Tränke* bey den Pferden sehr erleichtert wird. Mit einer Kupfertafel. Ist nicht

nicht einfach genug, um allgemein zu werden. Ein Eingebegefäfs von Blech ungefähr wie ein Pulverhorn gestaltet, jedoch gröfser und bauchichter, das inwendig mit einer Klappe versehen ist, die von aufsen, vermittelst einer Feder, die unter dem Daumen liegt, bey dem Eingeben aufgedrückt, und wann der Zuflufs zu stark ist, oder das Pferd unruhig wird, gleich wieder niedergelassen werden kann, thut die nämlichen Dienste; auch soll man das Pferd, das ekelste Thier gegen jeden fremdartigen Geruch und Geschmack, nicht durch zu langsames Eingeben quälen, sondern dieses, soviel es ohne Schaden geschehen kann, beschleunigen.

Vierter Jahrgang, *erstes* Quartal. I. Vom *Rotz* der Pferde. Fortsetzung. Der Vf. behandelt diese immer noch unheilbare Krankheit sehr umständlich. Er hat Stellen aus mehrern Schriftstellern ausgehoben, die er theils für seine Behauptung anführt, theils zu widerlegen sucht. Die Theorie des Vfs. ist ungefähr diese: Durch Erkältung werde Schleim im Blute erzeugt, der die Drusematerie bilde. Durch wiederholte Erkältungen und andere mitwirkende Ursachen aber, nämlich verdorbenes Futter u. dergl., werde die Naturkraft geschwächt, um den Schleim gehörig aufzulösen; die Materie nehme alsdann eine Schärfe an, wodurch sich der Rotz entwickele. Aus der Beschaffenheit des Blutes erklärt er dann auch die mehrere oder mindere Empfänglichkeit der Pferde für die Ansteckung des Rotzes. Wie es aber zugehe, dafs, bey dem beständigen Ausflufs der Rotzmaterie, der Schleim im Blute, als der Stoff dieser Materie, sich verbreite, bleibt dem Vf. unerklärbar. Diese Quelle ist es eben, der die Thierärzte bisher vergebens nachspürten. Und da der Rotz gewöhnlich sich dann erst ganz zu erkennen giebt, wann er schon manche Zerstörungen in diesen oder jenen Organen angerichtet hat, so hat er immer der Heilung wiederstanden. Hr. *R.* trägt übrigens seine Meynung mit vieler Bescheidenheit vor, und will nur Ideen zum fernern Forschen an die Hand geben. Von *Viborgs* Versuchen über die Ansteckung des Rotzes, sind hier verschiedene aufgeführt. Wahrscheinlich sind *Bells* treffliche Versuche mit rotzigen Pferden dem Vf. noch nicht bekannt gewesen. Die übrigen kleinen Auffätze dieses Hefts über den *Stollschwamm*, die Anwendung des *Pferdeschuhes*, mit einer Kupfertafel; *Verfangen* des Rindviehes; *Lungenhusten* desselben; Mittel gegen das *Blauwerden* des Rahms oder Schmands; von dem einfachen oder langwierigen *Schnupfen* des Rindviehes, u. s. w. liefern Manches, das Aufmerksamkeit verdient. *Zweytes* Quartal. I. Beschreibung eines gesunden und so eingerichteten Kuhstalls, dafs das Vieh bey Feuersgefahr gleich in Freyheit gesetzt werden kann; durch ein Kupfer erläutert. II. Beantwortung einiger Anfragen. Nicht sehr erheblich. III. *Geschwülste*, die durch *Schwäche* entstanden, mit stärkenden Mitteln zu heilen. Die Mittel sind gewöhnlich. IV. Ueber *Engerlinge* bey dem Rindvieh. V. Beobachtung über das Entstehen faulartiger *Kronengeschwüre.* VI. Beobachtung über *Augenkrankheiten* bey den Pferden. VII. Ein Fohlen ohne *Ruthe* und *Urinblase.* VIII. Beobachtungen eines sehr *grossen ausgedehnten Magens*, liefern nichts sehr Bemerkenswerthes. IX. Bewährt gefundene Mittel, die *Wasserscheu*, oder den *Biss toller Hunde* bey den Pferden und dem Rindvieh zu heilen. Es sind der Mittel so viele angegeben, dafs es schwer fällt, das Bessere auszuwählen. Das erste bestehet in einer Salbe aus 2 Quentchen Spanischfliegenpulver und 4 Loth Schweineschmalz, wovon drey Tage hinter einander einen halben Finger dick auf die gebissene Wunde, nachdem diese überall mit einem glühenden Eisen getupft ist, aufgestrichen und ein Verband darüber gemacht wird. Innerlich wird Morgens und Abends eine Pille aus 2 Quentchen fein gefeiltem Messing und 1 Loth Mehl 9 Tage nach einander gegeben. Bey dem Gebrauch aller hier angezeigten Mittel soll man ein wachsames Auge auf die Thiere haben, weil sie doch vielleicht wüthend werden könnten; folglich müssen dann doch wohl die Mittel so bewährt nicht seyn. Dem Mittel, das *Theden* gegen den Tollenhundsbifs öffentlich bekannt gemacht hat, giebt Hr. *R.* am Ende den Vorzug. Den Beschlufs dieses Hefts macht eine *Vertheidigung* gegen den Dr. *Laubender* in Wurzen, der in den ökonomischen Heften für den Stadt- und Landwirth, dieses Magazin angegriffen und den Vf. beschuldigt hat, dafs er im Jahrgang 1801, ein epileptisches Pferd nach unrichtigen Grundsätzen behandelt habe. Der ruhige Ton, womit Hr. *R.* die Anfälle seines Gegners beantwortet, ist lobenswerth.

Leipzig u. Pforzheim, b. Müller: *Taschenbuch für Pferdeliebhaber, Rofsärzte und Hufschmiede,* von Dr. *Lehmann.* 1801. 184 S. 8.

Mit Taschenbüchern dieser Art wird man um so reichlicher versehen, je leichter sie zu fabriziren sind, da sie gewöhnlich nur Auszüge gröfserer Werke enthalten. Das gegenwärtige müfste aber sehr vorzüglich seyn, wenn der Vorredner, wahrscheinlich der Verleger, Wahrheit sagte; denn dieser meynt: Niemand werde es so leicht wagen, eine Reise zu Pferd anzutreten, ohne dieses Büchelchen, den Schatz einer 30jährigen Erfahrung, in der Tasche zu haben. Leider findet man sich beym Lesen der Schrift sehr getäuscht. Um den Geist desselben zu charakterisiren, bedarf es nur einiger Stellen, wie sie zuerst vor die Hand kommen. Z. B. S. 14. „Der Splint ist ein harter fester Auswuchs, wie ein harter Knorpel, der „seinen Sitz an der In- oder Aufsenseite, oft beider „Seiten zugleich, des Schenkels hat, den das Gesicht „oder die fühlende Hand leicht unter dem Knie findet. Man heilt ihn, indem man die Haare, die sich „auf den geschwollenen Theil befinden, abschneidet, „die Geschwulst mit einem Klöpel klopft, mit einem „Nagel ritzt, und nachher ein so starkes Blasenpflaster, als man nur haben kann, darauf legt." S. 15. „Der Spath ist eine Geschwulst, die von eben der „Art ist, und auf dieselbe Weise wie der Splint entstehet, und seinen Sitz nahe unter der Kniekehle, „am hintern Fufshakenbeine hat. Man heilt ihn, indem

„dem man die Geschwulst mit einem Stock klopft, den „man von seiner Rinde befreyet hat. Nachdem man „die Geschwulst wohl gerieben hat, wird sie mit Origanumöl benetzt, und ein nasses Tuch um dieselbe „gebunden, über welches man einen heissen Ziegelstein so lange hält, bis das Oel in die Stelle eingesogen und aufgetrocknet ist" u. s. w. Stellen der Art könnten noch unzählig angeführt werden. Der Stil wechselt ab, je nachdem die Sachen aus ältern oder neuern Schriften gezogen sind. Im Ganzen genommen ist dieses Taschenbuch das elendeste, was Rec. seit langer Zeit zu Gesicht gekommen ist. Und das will doch viel sagen!

Ulm, b. Stettin: *Forstarchiv* zur Erweiterung der Forst- und Jagdwissenschaft, und der Forst- und Jagdliteratur; ehemals herausgegeben von *Wilhelm Gottfried von Moser*, nun aber fortgesetzt in Gesellschaft mehrerer Gelehrten und erfahrner Forstwirthe von Dr. *Christ. Wilhelm Jacob Gatterer.* 26ster Band. od. Neues Archiv 9ter Band. 1802. gr. 8. (1 Rthlr.)

Unter der Rubrik der ungedruckten Abhandlungen kommt in diesem Band zuvörderst ein freymüthiger Aufsatz des Grafen *von Wittgenstein* über das Forstwesen in der Graffschaft Wittgenstein vor, welcher die dortigen Missbräuche bey demselben rüget. In Nr. 2. und 3. handelt Hr. *Medikus* von seinem vor 5 Jahren erst angelegten Akazien-Wäldchen, in welchem ein Stück von 4872 Quadrat-Fussen 1⅛ Klafter und 144 C. Fuss dicke und dünne Akazien-Prügel und 92 Wellen-Büschel von 1 Fuss Dicke und 1½ Fuss Länge Ausbeute gab; von dem gefällten Holze war nur ¼ fünf jährig ¾ waren erst vier Jahr alt, und das Wäldchen war seither mancherley Ungemach ausgesetzt. Wird diese Ausbeute auf den Rheinischen Morgen von 160 Quadrat-Ruthen oder 40960 Quadrat-Fussen ausgeschlagen, so müsste derselbe 13½ Clafter und 775 Wellen in fünf Jahren austragen, welches allerdings eine ausserordentliche Production ist, der nur unsere Saalweiden am nächsten kommen. In Nr. 4. giebt Hr *Medikus* die botanische Beschreibung der Arve oder Zirbelnusskiefer, die bekanntlich nur in kalten Climaten auf Gebirgen am besten anschlägt. Nach Pallas wächst sie in Russland bis zu 120 Fuss bey einer Stammdicke von 3 Fussen; in der Schweiz hingegen nach der Versicherung des Hr. *M.* nur zu 50—60 Fuss bey einer Dicke von 2 Fuss, und Stämme von 100 Fussen sind dort etwas seltnes. — Unstreitig der wichtigste Aufsatz für dem Forstmann ist in diesem Band Nr. 5. in welchem der Graf *von Sponek* die Einrichtung und Behandlung der Hart-Waldungen angiebt, und sich zunächst über die Lage, bey welcher die Bestände am meisten Ausbeute geben, und über die Auswahl unter den zu harzenden Stämmen sich verbreitet. In Rücksicht der erstern findet der Hr. Oberforstmeister die Lage nach Süden und Südwesten für die vorzüglichste, weil bey derselben die Dauer des Mays für eine Gegend am längsten ist, so wie an und für sich die Harzausbeute noch mit der Güte und Tiefe des Bodens in Beziehung steht. Rec. hält sich dessen auch überzeugt, und findet ausserdem noch dabey die vertiefte Lage, oder die südlichen Thäler für die Harzausbeute besonders vorzüglich; welches er sich nicht nur aus dem an und für sich bessern Wuchs in den Thälern, sondern auch aus der grösern Menge des, den auf dem Boden liegenden Luftschichten beygemischten, Kohlenstoffs erklärt, weil ihm die Zeitigung des Harzes, und das mit derselben zunehmende Gewicht desselben, aus der Verbindung des Kohlenstoffs mit dem Hydrogen des ausfliessenden Saftes zu kommen scheint. Nach ihm leidet ferner die Zeit des Harzens keine allgemeine Bestimmung; sie richtet sich nach der Dauer des Mays der Fichten, die immer von dem Klima der Gegend, und dem Oertlichen der Holzbestände abhängig ist; welche Dinge für Deutschland schon einen Unschied von einem Monat in die Jahreszeit des Harzens bringen können. Die im zweyten Abschnitt dieses sehr schätzbaren Aufsatzes aufgestellten Grundsätze für Bestände, die zunächst nur für die Harznutzung betrieben werden, sind ganz zweckmäsig und der Sache angemessen; besonders ist das Alter wichtig, in welchem ein Bestand das erstemal gelacht werden soll, da durch ein zu frühzeitiges Harzen, wie durch ein zu frühzeitiges Streurechen, die Production des Bodens vermindert wird; es fällt diese Zeit nahe an das vollkommene Alter der Bestände, in welchem dieselbe das Maximum ihres Wuchses beynahe vollendet haben. Da ferner auch bey solchen Beständen alles darauf ankommt, der Harznutzung in denselben die möglichste Dauer zu geben: so giebt auch hierzu der Hr. Oberforstmeister die Vorschriften wegen der Anzahl der Lachen, welche Stämme von gegebener Stärke das erstemal bekommen können, und über die progressive Vermehrung der Lachen mit zunehmenden Jahren, und fügt diesem noch die Abtriebs-Maximen solcher Bestände bey, die ihre beste Regeneration bezwecken. Diese beziehen sich auf das allmäliche Ausziehen der Stämme, die fast nicht mehr benutzt werden können, wonach gleichsam durch die Verschonung die Bestände sich regeneriren; welche Maxime, wie Rec. bemerkt, bey Landforsten wohl angehen, bey Gebirgsforsten aber um so mehr jener des kahlen Abtriebs sich annähern muss, je mehr die Bestände dem Sturm ausgesetzt sind, und je schneller sie rothfaul werden. Noch findet man Nr. 6. eine Zusammenstellung dessen, was wir, und was die Alten zu Plinius Zeiten von dem Lerchenbaum wussten, von Hn. *Böckh* aus Carlsruh, und Nr. 7. einen Vergleich zwischen dem Reichs-Gotteshaus Neresheim, und dem Herzoglich Wirtembergischen Hause, wegen Irrungen bey der Territorialgränze etc. Die *andere* Abtheilung dieses Bandes, machen wie gewöhnlich ältere und neuere Verordnungen in Forst- und Jagd-Sachen aus; und die *dritte* enthält vermische Nachrichten von Forst- und Jagd-Sachen, worunter die Nachricht von einer neuen Forst-Lehranstalt zu Schwarzenberg in Franken, und ein Aufsatz über Sparöfen und Brandholz-Sparung vorkommen.

SCH.

SCHÖNE KÜNSTE.

Altona, b. Bechtold: *Neue Schauspiele.* Aufgeführt auf dem National-Theater in Altona. Herausgegeben von *Friedrich Wilhelm von Schütz*, Kurfürstl. Sächsischem Hofrath. *Erster Band. Arthur; Prinz von England. Der Schornstein zu Neuhoff. Der Hausschleicher. Die Katze läfst das Mausen nicht.* 1801. 288 S. 8. (1 Rthlr.)

Das erste Stück ist eine freye, sehr zusammengedrängte Bearbeitung des Shakespearischen Trauerspiels: Leben und Tod Königs Johann. Rec. kann nicht bergen, dass der dabey beabsichtigten Einheit der Zeit sehr grosse Opfer gebracht werden. — Der Dialog der Lustspiele sollte oft gewählter und geistreicher seyn, Personen die uns oft vorkommen, in Verhältnissen des gemeinen Lebens auf die Schaubühne gestellt, müssen durchaus höher stehn, als die Wirklichkeit sie zeigt, und eine bedeutendere charakteristischere Sprache sprechen, als wir von ihnen gewohnt sind. — Als Sprachfehler bemerkt Rec. S. 217. die Widerholungen des Ausdrucks: *„geh zu Hause“* statt, geh nach Hause.

Berlin, ohne Namen des Verlegers: *Beyträge zur Darstellung des Enthusiasmus in dramatischen Vorstellungen.* 1801. 220 S. 8. (16 gr.)

Eine kraftvolle Sprache, glückliche Bilder, und lebhafte Darstellung, sind dem Vf. dieser Beyträge nicht abzusprechen. Wenn er, mit diesen Anlagen zur dramatischen Dichtkunst ausgerüstet, ein wirklich *dramatisches*, gut *motivirtes* Sujet bearbeiten wollte: so würde er im Stande seyn, der Schaubühne ein willkommenes Geschenk zu machen. — *„Bonidasse“* (S. 27.) statt Leonidasse, ist ein Druckfehler.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Berlin*, in d. Buchh. d. Realschule: *Theorie des Windstosses, welche in der Anwendung auf Windflügel und die von denselben getriebenen Maschinen, durch eine völlige Uebereinstimmung mit der Erfahrung begründet wird,* — von *August Leopold Crelle*, Königl. Preussischem Bau-Conducteur. 1802. 32 S. gr. 8. *Karstens* Theorie der Windflügel führe, glaubt der Vf., zu keinen brauchbaren Resultaten; auch gebe die von *Langsdorf* im Lehrbuch der Hydraul. vorgetragene Theorie den Stoss des Windes weit geringer an, als er nach wirklichen Beobachtungen über den Effect seyn müsse, so dass auch die aus derselben fliessenden Resultate noch allzusehr von den Resultaten der Erfahrung abweichen. (Diese Abweichung wird aber um sehr vieles geringer, wenn das in erwähntem Lehrbuche S. 298. eingeschlichene und von Langsdorf in senen 1802 erschienenen Grundlehren der mechanischen Wissenschaften angezeigte Versehen verbessert also $2 \times 0{,}00077$ statt 0,00077 am Ende des 323 §. geschrieben wird.) Der Gegenstand verdiene daher wegen seiner Wichtigkeit von neuem bearbeitet zu werden. Die Hauptunrichtigkeit der bisherigen Untersuchungen liege darin, dass man den hydrostatischen Druck ganz ausser Acht gelassen habe. Der Vf. legt nun *Woltmann's* Versuche, welche den senkrechten Luftstoss auf einen Quadratfuss $= \frac{4}{3} \beta\psi = \frac{4}{3} \frac{\alpha^2}{46} \psi$ (unter α die Geschwindigkeit der Lufttheilchen, und unter ψ das Gewicht von einem Cubikfuss Luft verstanden) geben, zum Grunde; verbindet damit die bekannten theoretischen Formeln vom Stosse, und setzt den hydrostatischen Druck hinzu, welcher aus dem Ueberschuss des atmosphärischen Drucks auf die Vorderfläche des Flügels über den Gegendruck der Atmosphäre an des Flügels Hinterfläche entsteht. Er fängt mit dem bekannten, von *ihm* aber nicht bündig genug deducirten, Satze an, dass der senkrechte Stoss gegen eine ruhige Fläche nach der Theorie $= 2\beta\psi$ sey, wo β die zu α gehörige Höhe ist. Hievon aber, sagt er, weiche die Erfahrung ab, und man dürfe nach *Woltmann's* Versuchen nur $\frac{4}{3}\beta\psi$ beybehalten, wenn die Stossfläche 1 Q. Fuss beträgt. Hierzu setzt er nun noch *für bewegte* Flügel den erwähnten hydrostatischen Druck, gleichfalls $= \frac{4}{3} \beta\psi$. Nach Rec. Einsicht ist aber diese ganze Darstellungsart unrichtig. Es ist falsch, dass auf die ruhige Stossfläche von 1 Q. Fuss in n Secunden eine Luftmenge $= m.\alpha$ Cubikfuss anstosse, weil sich die Querschnitte der anstossenden Luftsaule gegen die Stossfläche hin trompetenförmig ausbreiten, so dass eine viel dünnere Luftsäule in Rechnung kommen muss, welche diesem trompetenförmigen Kanal beständig zuströmt. Daher ist jene anstossende Luftmenge allemal beträchtlich kleiner als $m.\alpha$. Cubikfuss, und überhaupt jene Theorie vom Stosse auf unbegränzte flüssige Massen gar nicht anwendbar. Die blosse Wirkung des Stosses solcher Massen bleibt schlechtweg $= \beta\psi$. Wenn nun dennoch derselbe bey angestellten Versuchen $= \frac{4}{3} \beta\psi$ gefunden worden ist: so fällt dieses Resultat der Erfahrung keineswegs *unter* das der Theorie, sondern es ist vielmehr *grösser*, ebendarum, weil die Erfahrung nicht den Stoss allein sondern noch eine andere Wirkung mit gegeben hat, nämlich die hierbey mit eintretende Wirkung des hydrostatischen Drucks. Es ist gar nicht abzusehen, warum der Vf. bey einer ruhigen Stossfläche diese Wirkung des hydrostatischen Drucks bey Seite setzen will. Die in Bewegung gesetzte Luftmasse vereinigt sich bald wieder hinter der Stossfläche zu einem ungetheilten Strome, der weniger als ruhig stehende Luft rückwärts gegen die Stossfläche wirkt, ebendarum aber auch den Druck der an der Hinterseite der Stossfläche anliegenden Luft gegen die Stossfläche schwächt, und hierdurch also dem atmosphärischen Druck auf die Vorderseite der Stossfläche Ueberwucht verschaft, die dann jenen hydrostatischen Druck ausmacht, der mit Inbegriff des hydraulischen die Summe $\frac{4}{3} \beta\psi$ giebt. Für *bewegte* Flügel leidet die Wirkungsart gar keine Aenderung, um so weniger, da der in Bewegung gesetzte Flügel nie plötzlich der an seiner Hinterseite anliegenden Luftmasse entzogen wird, um plötzlich mit seiner ganzen Fläche in eine Stelle versetzt zu werden, durch die vorher der Luftstrom frey durchgienge. Es ist daher ein nicht nur *ohne*, sondern *gegen* alle Theorie angenommener Satz, dass wegen der Umdrehungsbewegung der Stossfläche die Summe des hydraulischen und hydrostatischen Drucks noch einmal in Rechnung kommen müsse. Wegen dieser Fehler in den Hauptgründen dieser Theorie hält es Rec. für eine unnütze Arbeit, die aus solchen Betrachtungen hergeleiteten Resultate noch besonders zu beleuchten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 19. März 1803.

STATISTIK.

Braunschweig, b. Reichard: *Handbuch für diejenigen, welche eine gründliche Staatskunde erwerben wollen.* Auch zu Vorlesungen bestimmt, von G. H. Metz. 1801. 821 S. 8. (3 Rthlr.)

Nicht mit Unrecht, heisst es in der Vorrede, machte man uns Deutschen, die wir doch sonst nicht hne Neu- und Wissbegierde sind, den Vorwurf, wir rüssten weder, wie es bey uns zu Hause, noch im uslande aussähe. Da kam Achenwall und lehrte uns, ein eigenes Land und fremde Länder zu kennen, sey rahres Bedürfnis. Seit Achenwall und Büsching hoen wir uns dann zu Mustern in diesem Fache; noch is diese Stunde unerreichbar allen Ausländern. Nur s grosse Publicum blieb zurück. Der 7jährige, der merikanische Krieg kam, und jener wie dieser machte ann das Bedürfniss, auch andere Staaten kennen zu rnen, immer dringender. Mehr aber als alles wirkn die Begebenheiten der letzten Jahre. Das mächge Zauberwort *Freyheit* ertönt nun überall; selbst in er Dorfbewoher Hütten! „Wer aber mag sagen: er enne sie, die holde Freyheit, ganz?" — Jeder verngt jetzt über Staaten belehrt zu werden: es ist potische Pflicht, dieser Foderung Genüge zu leisten, enn dem überhandnehmenden Deräsonniren gesteuertt erden soll. Dass das unruhige Köpfe machen; dass an *über dem Räsonniren* seine Geschäfte versäumen erde; dass nicht alles im Staate fürs Publicum sey; ass zu viele Vorkenntnisse dazu erfodert würden; — as alles sind nur Einwendungen, die sich zwar hön lassen; uns aber von der Pflicht nicht freysprenen können, denjenigen, welcher in der Gesellschaft bt, *nach seiner Bedürflichkeit*, hinreichend über sie zu elehren. Die Pflicht gebietet hier. Ueberdem hänen ja grösstentheils die Folgen von dem Docenten b; und dieser gehe nur vorsichtig zu Werke. Er ebe mit einem Male nicht zu viel: er sehe erst zu, ie es bekömmt. — Schon vor mehreren Jahren atte nun Hr. *M.* sich ein *Ideal einer vollkommenen Staatskunde* gemacht. Er wollte *etwas haben, was auf inen jeden Staat, nach allen Rücksichten desselben, anendbar sey; eine allgemeine Staatskunde.* So entand dann diess vor uns liegende Buch, das Hr. *M.* ir das erste seiner Art erklärt, und das er nicht für ie niedrige Classe geschrieben haben will; wiewohl r es für möglich hält, dass besser unterrichtete Leute, ie gerade keine Gelehrte sind, auch einigen Nutzen aus emselben schöpfen können: sollten diese auch nur araus ersehen, wie viel dazu gehört, um über Staaten zu reden, ohne von Kennern ausgelacht zu werden. Was die Einkleidung betrifft: so glaubt Hr. *M.*, das ganze Buch hätte *aus Fragen* bestehen müssen, auf welche die *Staaten* dann zu antworten hätten. Er hätte diese Einkleidung auch wirklich gewählt, hätte er nur nicht gefürchtet, noch langweiliger zu werden. Seine Maxime war, niemals zu sagen, *so ist es*: und doch sagte er das oft und musste es, um sich keiner Frage zu bedienen. „Ich erinnere also, setzt er noch ausdrücklich hinzu, *durchaus allemal* das Gesagte in Fragen zu zergliedern, und mithin immer zu fragen: ist es hier im Staate so, wie das Buch sagt, dass es sey oder seyn könnte?"

Wenn diese, aus der Vorrede gehobenen Ideen unsere Leser mit dem Inhalt dieses Buchs nicht bekannt machen: so ist es nicht des Rec. Schuld. Hr. *M.* scheint selbst nicht recht zu wissen, was er will. Und leider gleicht das ganze Buch der Vorrede nur zu sehr. Hr. *M.* verdiente wahrhaftig eine Ehrensäule, schriebe er ein Buch, was *auch unsere historischen und statistischen Schriftsteller* belehrte, wie viel dazu gehöre, über ein Volk oder einen Staat zu schreiben, ohne sich lächerlich zu machen. Aber zuverläsig wird er diesen Zweck bey keiner Classe von Menschen durch dieses Handbuch erreichen. Wüsste er selbst, was er andern lehren will, er hätte sein Handbuch nicht geschrieben.

Nach Hr. *M.* „ist ein Staat in engerer Bedeutung da, wenn mehrere Menschen sich vereinigt haben, um mit gemeinschaftlichen Kräften alle zum höchsten Gute erfoderlichen Mittel zu benutzen, und die noch fehlenden dazu herbey zu schaffen." *Mehrere Menschen*: die Anzahl lasse sich nicht bestimmen (ein halbes Dutzend Menschen kann also auch einen Staat bilden). Diese Menschen benutzen dann alle zum höchsten Gute erfoderlichen Mittel, und wenn sie diese alle benutzen: so benutzen sie doch nicht alle; es fehlen immer noch dergleichen, welche erst herbeygeschaft werden müssen. Ein Staat in engerer Bedeutung aber zielt auf den allgemeinen Weltstaat. Nach dem Willen der Natur sind alle Kinder Adams zn Einem allgemeinen Weltstaate zu vereinigen. Folglich sollen wir nach dem Willen der Natur entweder nur Bürger eines Weltstaats, oder zu gleicher Zeit Bürger im Weltstaate und in einem Staate in engerer Bedeutung seyn. Hr. *M.* erklärt sich darüber nicht bestimmt; will aber die Natur nur den Weltstaat: so müssen wir unsere vorhandenen Staaten auflösen. Es giebt einen höchsten Zweck des Staats, und auch Unterzwecke. Jener ist nichts anders, als die *erkennbare* höchste Be-

stimmung des Menschen. (Giebt es denn auch eine unerkennbare höchste Bestimmung des Menschen?). Ob aber bey der Entstehung der Staaten an jene Bestimmung gedacht sey, und ob man sie noch jetzt zum höchsten Zwecke mache; ist hier (wo?) noch gleichgültig. Das letztere aber (was?) ist bey der Staatskunde von der äussersten Wichtigkeit. *Sicherung* und *Schutz für Rechte* ist nur Unterzweck einer Art und zwar meistens nur ein eigentlich *negativer*; (also zuweilen doch auch ein positiver); da zu einer positiven *Förderung* noch ein besonderer Vertrag hinzukommen muss. Die vollständige Summe der Unterzwecke läfst sich nur aus der *aller* wahren Mittel zum höchsten Zwecke ersehen. Das Daseyn des Staats selbst kann nicht höchster Zweck seyn; sondern ist um eines höhern willen da, folglich nur Mittel und Unterzweck, wo wieder unzählbare einer niedern Art und noch mancherley Gattungen und Abstufungen darbietet. — Nun sage einer, was ist Zweck und was ist nicht Zweck des Staats? Dennoch schreitet Hr. *M.* ruhig fort, und kömmt nun, man weiss nicht wie? zu den *Hauptclassen der Staatskräfte*. Da heisst es: „Die zur Bewirkung des höchsten Staatszwecks und seiner nothwendigen Unterzwecke erfoderlichen *Rechte* liegen, a) in dem *Boden* und *seinen Producten* aus den bekannten Naturreichen. Hierbey kann man darauf sehen; 1) ob es die blossen rohen Naturkräfte sind, welche zum Benutzen daliegen; oder 2) ob diese Kräfte schon durch Menschen eine eigene Richtung zu bestimmten Absichten bekommen haben, modificirt und verstärkt sind u. s. w. Jene Rechte liegen b) in *dem Geiste der Menschen*. Hieher gehören alle dem Menschen mitgegebenen Theilkräfte der Seelenkraft und deren Erhöhung durch eine pflichtmässige Cultur. Zu den Kräften der ersten Art rechne ich die bloss physischen Kräfte der ganzen Körperwelt unserer Erde, folglich auch die des Menschenkörpers. Die ganze Summe von a und b aber macht das gesammte *Staatsvermögen* im weitesten Sinne aus." — Allen diesen Unsinn finden wir in den drey ersten §§.! — Der vierte, *der Wirkungsart, Anwendung* überschrieben ist, lautet dann wie folgt: Das Wesen jener Kräfte ist uns unbekannt. Nur aus ihren Wirkungen kennen wir sie. Einige wirken auf eine bloss physische, andere auf eine moralische Art, und eben so sind auch die gewirkten Dinge zu unterscheiden; denn die Richtung geht auch auf den Geist der Menschen. Die Anwendung des Staatsvermögens besteht darin, dass einer jeden dieser Kräfte eine ihrer Beschaffenheit angemessene Leitung zu irgend einem wahren Zwecke, dessen Mittel sie ist, oder durch richtige Behandlung werden kann, gegeben werde.

Nun erscheint die *Staatskunde*, die nichts anders ist, als eine auf wahren Thatsachen beruhende ausführliche theoretische Kenntniss alles dessen, was mit dem höchsten Zwecke des Staats zu einer gewissen Zeit in Verbindung steht. Die Staatskunde gehört zu den historischen Kenntnissen, da sie Thatsachen aus der Erfahrung vorlegt; aber nicht, wie die Geschichte, zählt sie diese, wie sie in einer Reihe von Jahren vorkamen und einander folgten; sondern sie stellt sie dar, wie sie dieselben in dem Augenblicke ihrer Betrachtungen selbst findet. Jeder Moment giebt folglich andere Thatsachen für ihre Wissbegierde! — Sehr viel wird erfodert, um ein eigentlicher Staatsforscher zu seyn. Ein Staatsforscher muss besitzen 1) die überhaupt jedem Gelehrten nöthigen Naturgaben, ja er muss diese in einem vorzüglichen Grade ausgebildet haben; noch muss besonders hinzukommen ein tiefer und sogleich richtig treffender Geistesblick, verbunden mit einer berichtigten Urtheilskraft. 2) Rechtschaffenheit und Freymüthigkeit, die sich auf richtige Einsichten unerschütterlich gründet. 3) Die nöthigen Vor- und Hülfskenntnisse; vorzüglich Philosophie und Menschenkenntniss, gründliche Kunde des gesammten Rechts und philosophische Geschichte des Staats und endlich eine mehr als oberflächliche Bekanntschaft mit der Naturgeschichte und den mathematischen Wissenschaften. Diese Eigenschaften aber dürfen auch dem nicht ganz fehlen, welcher nicht Staatsforscher im strengsten Verstande seyn will. — Von den Regeln und Cautelen, welche Hr. *M.* für den Staatsforscher aufstellt, zeichnen wir nur folgende aus: er lerne von andern, hüte sich aber vor dem, welcher sich zu gefällig zum Lehrer *aufdrängt*; ein solcher pflegt *verdächtig* zu seyn: er vermeide das Ansehen eines Forschers: er begnüge sich mit keiner oberflächlichen Kenntniss; werde aber auch dabey durchaus kein Staatsspion: einer besondern Behutsamkeit bedarf es in einem fremden Staate, vorzüglich, ehe man *ihn näher* kennt: er darf ächte Aufklärung suchen, nur lasse er sich nicht von falschen oder für ihn zu starken Strahlen verblenden: er hüte sich auch sehr, stolz auf sein Wissen zu werden. — Allgemeine und besondere Staatskunde wird so unterschieden und bestimmt. „Eine *allgemeine* Staatskunde ist keine oberflächliche, oder eine solche, die für alle und jede Menschen wäre; sondern sie enthält alles das, was alle, oder doch die meisten Staaten Aehnliches haben. Ihr Gegenstand ist also ein unbestimmter, nämlich Staat, als ein Begriff einer Art der Dinge, unter der mehrere Individuen stehen. Wenn hingegen ein einzelner Staat betrachtet wird: so ist diess ein Geschäft der *besondern* Staatskunde.

So weit die Einleitung. Nun zu dem Werke selbst, das Hr. *M.* in drey Theile zerlegt hat; in 1) die Kunde des Staatsbodens; 2) in die Kunde der Staatsanthropologie, und 3) in die Kunde des Verhältnisses zu andern Staaten. S. 13. klagt Hr. *M.* darüber, dass es der politischen Geographie noch immer an ganz bestimmten Gränzen fehle, ob sie gleich schon vieles von ihrem ehemaligen Gebiete an die sogenannte Statistik abgegeben hat. S. 20. wird bestimmt, was Staatsgränzen sind. Es kann gewisse Gränzen geben, heisst es da, die nur auf eine festgesetzte Zeit und zu besondern Zwecken provisorisch gemacht sind. Das sind keine Staatsgränzen. Staatsgränzen sind solche, die definitiv und auf ewig angenommen sind. — Selbst die allerbekanntesten Dinge sind Hn. *M.* unbekannt; und aus dieser Unkunde entsteht dann sehr natürlich

oft ein trefflicher Wirrwarr. So heisst es auf der eben genannten Seite: „Das Wort *Hauptland* soll nicht gerade die grössere Ländermasse oder die *Wichtigkeit irgend einer Art* anzeigen; sondern vielmehr den, wegen des sehr langen Besitzes, angenommenen Stammsitz eines zum Staate vereinten Volks, wo dann auch *gewöhnlich* die höchsten Staatscollegien sich aufhalten. *Nebenländer* sind Theile eines einzigen, im *weitesten Verstande* genommenen Staats, die *gewöhnlich* physischen Zusammenhang mit dem Hauptlande haben und *oft* in andern Welttheilen liegen. Doch werden beide Wörter auch nach andern Rücksichten gebraucht und andere Bestimmungen gewählt, so, dass ein *Nebenland* nach der eben angegebenen auch wieder Hauptland eines andern zu ihm gehörigen genannt werden kann etc. Die Kunde der Staatsverfassung begreift Grundverträge und Grundgesetze, Staatsformen, Staatsbürger, das Schutz- und Sicherheitsfach, die Organisation des positiv-fördernden Fachs, d. i. des Erziehungs- und Bildungswesens: des zur physischen Subsistenz Dienlichen; des in Nothfällen Dienenden; des Finanzwesens u. s. w. Diess alles gehört zur Staatsgrundlage; auf die als zweyte Unterabtheilung *die Staatsverwaltung* und *Zustand* folgt, wo denn auch von Sittenschulen, von der Beförderung des Religionsglaubens, wie der Gewerbe, von der positiven Beförderung des Staatszwecks sowohl, als von Staatsschulden und Anstalten für die Wohlthätigkeit gehandelt wird. — Was man demokratische Staatsform nennt, sollte man pantokratische nennen; und diese findet man da, wo allemal die ganze Masse der Staatsbürger gesetzgebend, richtend und ausübend ist: diess ist aber unmöglich, weil dann alle Glieder schon völlig sittlich-gute Menschen seyn müssten, wozu ihnen ihre Staatsverbindung aber erst ein Mittel werden soll. „Die aristokratische Form ist diese: wenn auf irgend eine Weise es als Grundsatz angesehen wird, dass eine gewisse Classe der Staatsbürger die oberste Gewalt nach allen Zweigen besitzen müsse. Die monarchische Staatsform aber hat Statt, wenn alle Staatsgewalten, *ausgenommen die eigentliche Grundgewalt*, in den Händen einer einzigen Person ist." „Ketzerey (S. 132.) man macht daraus, was man will, wird für ein entsetzliches todeswerthes Verbrechen gehalten, und folglich müssen die frommen Menschenmörder es vor ihr Gericht ziehen. Es ist sehr schwer, hinter ihr Verfahren zu kommen; man weiss nur, dass gleich beym Eintritt in das Gericht der Angeklagte für schuldig gehalten wird. Nur um der Formalität willen fodert man sein eigenes Bekenntniss, und mit Höllenmartern suchen diese Oberteufel es herauszupressen." „Das Verfahren in Kriminalfällen des Militärs und der Seeleute hat manches Eigene, das man wissen muss. Die Richter sind gewöhnlich Personen aus ihrer Classe, und nach der Wichtigkeit der Sache ist die Untersuchung kürzer oder länger. Es giebt verhältnissmässig mehr verwickelte Fälle, mehr Willkür der Richter; die Strafen aber sind oft blosse Entehrungen und die übrigen pflegen härter, als bey Missethätern aus andern Ständen zu seyn." — „Sind die Verbrecher aus höhern Ständen und begingen sie das Verbrechen nicht in ihren Amtsgeschäften: so kommen wieder manche Merkwürdigkeiten vor. Der Verbrecher kann nicht vor das gewöhnliche Gericht gezogen werden, von welchem Personen niederen Standes erscheinen; er darf ausser sehr wichtigen Verbrechen nicht eingekerkert werden; man darf ihn nicht zur peinlichen Frage bringen, sondern oft muss sein Ehrenwort angenommen werden; man muss ihm mehr Bequemlichkeiten lassen; darf ihm keine Ketten anlegen" u. s. w So geht es fort bis auf die letzte Seite. Hätte Hr. *M.* nur Auszüge gemacht, oder vielmehr nur aus andern Büchern abgeschrieben; so würde man doch mitunter auf vernünftige Stellen stossen. Wie das Buch da vor uns liegt, kann es, die Krämer abgerechnet, auch nicht irgend einem Menschen den allermindesten Nutzen gewähren.

KINDERSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Rein: *Neues moralisches Kinderbuch.* Zweyte, durchaus umgearbeitete und vermehrte Auflage. 1802. XVI. u. 128 S. 8.

Wir haben die erste Auflage dieses Kinderbuchs A. L. Z. 1801. Nr. 26. angezeigt. Durch die gegenwärtige Bearbeitung hat es sehr gewonnen. Der Stoff zu den Erzählungen ist zwar beybehalten; aber die moralische Tendenz derselben ist nicht nur durch die veränderte Einkleidung des Stoffes, sondern auch durch die angehängten lehrreichen Sätze einleuchtender gemacht worden, als sie es in der ersten Ausgabe war.

Weimar, b. d. Gebr. Gädike: *Vorschriften zu einer verständigen Uebung in der deutschen Rechtschreibekunst* für das Haus und die Schule von D. *J. T. L. Danz,* Rect. an der Stadtschule zu Jena. 1802. 28 S. u. 9 Bog. Vorschr. 8. (12 gr.)

Die hier von Hn. *D.* gelieferten 120 einzelne Vorschriften sollen nach S. 27. keine neue Methode seyn, deutsche Orthographie zu lehren, sondern sie sollen den Lehrern bloss ein Hülfsmittel an die Hand geben, die weiter vorwärts gerückten Schüler während des Unterrichts zweckmässig zu beschäftigen. Sie sind so abgefasst, dass durch die auf einer jedem derselben befindliche Ueberschrift dem Schüler, ausser dem blossen Abschreiben, noch etwas andres zu thun aufgegeben wird, z. B. Nenn- und Beywörter von einander zu unterscheiden, fehlende Artikel etc. zu ergänzen, verschiedene Gattungen der Wörter gehörig zu verbinden, Wörter abzuleiten, einzuschalten, zu erklären, die fehlenden Unterscheidungszeichen an den gehörigen Ort zu stellen, angefangene Sätze zu vollenden etc. Die Idee, Kinder auf diese Weise in *den* Schreibstunden, bey welchen es nicht auf *Schönschreibekunst* abgesehen ist, zu beschäftigen. verdient in mehrern Schulen benutzt zu werden, als es jetzt schon der Fall seyn dürfte. Aber mit dem hier gegebe-

benen Materiale können wir nicht durchgängig zufrieden seyn. Manche Vorschriften sind zu inhaltsleer, wie Nr. 65.: „Sie haben sich selbst zuzuschreiben nicht mir wenn sie kein vergnügen im garten finden denn ich sage es ihnen noch einmal es ist eine rauhe sehr rauhe luft. Weil die häuslichen umstände seiner schwester durch mancherley unglücksfälle sehr zerrüttet waren so überliess er ihr um sie einigermassen zu unterstützen ein capital von 6000 Fl. auf 10 jahr ohne interessen.“ Von ähnlichem Schlage sind auch einige der folgenden. Von Nr. 117. würde Rec. selbst nicht wissen, was er daraus machen sollte. „Stadt. statt. Staat. Mandel. Mantel. Das Wort männlichen Geschlechts ist gesund; denn — das Wort weiblichen Geschlechts schmeckt den Mund; denn — das Wort sächlichen Geschlechts theilt ab die Stund; denn etc.“

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Tübingen*, b. Heerbrandt: *Fragmentarische Bemerkungen gegen den Kantischen und Kiesewetterischen Grundriss der reinen allgemeinen Logik.* Ein Beytrag zur Vervollkommnung dieser Wissenschaft, von *Carl Christ. Flatt*, Repet. am theol. Stift zu Tübingen. 1802. 98 S. 8. (8 gr.) Mit löblicher Bescheidenheit legt hier ein denkender Kopf dem Kenner seine Einwürfe vor, die eigentlich gegen manche ziemlich allgemein angenommene logische Sätze gerichtet sind, obwohl die auf dem Titel dieser Schrift genannten Compendien zunächst die Veranlassung dazu gegeben haben. Die Haupttendenz der kleinen Schrift geht sogar, wie der Vf. in der Vorrede sagt, darauf hin, den Begriff von reiner allgemeinen Logik, und die Grundsätze, auf denen sie beruht, genauer, als es bisher geschehen, festzusetzen. — Der *erste* Einwurf betrifft den Unterschied zwischen *reiner allgemeiner* und *transscendentaler Logik*. Der Vf. meynt, die letztere müsse *formal* und *material* zugleich heissen, das *erstere*, weil sie das ursprüngliche Denken mit allen seinen verschiedenen Formen darlegen und deduciren müsse, das *letztere* bloss darum, weil sie die Beziehung dieser Denkformen auf Gegenstände nachzuweisen habe. Allein darin irrt sich Hr. *Fl.* Er nehme nur z. B. den Begriff des *Grundes* und sehe zu, wie er in der reinen *allgemeinen* Logik ganz anders behandelt wird, als der Begriff der *Ursache* (Causalität) in der *transscendentalen* Logik. Nicht bloss die Beziehung des Begriffs der Ursache auf Gegenstände; sondern auch die Ableitung dieses Begriffs aus der Hypothesis oder dem *Grunde* in den *hypothetischen* Urtheilen; die Erkenntniss, dass er der Begriff von einer bestimmten nothwendigen Function des menschlichen Verstandes ist; dass durch diese Function eine gewisse Synthesis a priori unserer Vorstellungen entsteht, die aller Analysis vorhergeht; wie bey dieser Synthesis die transcendentale Einbildungskraft und das Vermögen der reinen Apperception mitwirken muss, und wie diese Synthesis nun auf den Begriff der Ursache gebracht wird, ist der Gegenstand der *transscendentalen* Logik. Die reine *allgemeine* Logik erwägt hingegen bloss die hypothetischen Urtheile, als eine Form des Denkens überhaupt, und lehrt, wie in denselben ein Urtheil mit einem andern, als ein Grund mit seiner Folge verknüpft wird. Hier ist nun gar nicht von *Gegenständen*, sondern bloss von *Begriffen* die Rede, und selbst unter diesen wird nicht einmal der Unterschied zwischen Begriffen a priori und a posteriori gemacht. Kurz die *allgemeine* Logik spricht hier nur davon, wie der Verstand *Bestimmungen* von *Begriffen* andern aber *problematisch bestimmten* Begriffen unterordnet; womit wieder die *transscendentale* Logik, die bloss das, was gänzlich a priori ist, und die Möglichkeit desselben zum Gegenstande hat, sich gar nicht beschäftigt. Uebrigens ist es ganz richtig, obwohl nichts neues, dass die reine *allgemeine* Logik das *analytische*, die *transscendentale* Logik hingegen das *synthetische* Denken betrachte; denn letztere muss ja, wenn sie eine *besondere* und eigentliche Wissenschaft seyn soll, auch eine besondere *Synthesis* zum Gegenstande haben, und als Logik ist sie daher die Wissenschaft von der *Synthesis a priori, durch Begriffe überhaupt*. Der folgende §. betrifft das *Denken* und *die obersten Grundsätze des analytischen Denkens*. Hier klagt Hr. *Fl.* mit Recht über die Dunkelheit in der Vorstellung von der *Einheit des Bewusstseyns*; eine Dunkelheit, die aber freylich in der Natur der Sache liegt. Die *Einheit des Bewusstseyns*, zu welcher verschiedene Erkenntnisse im Urtheil verknüpft werden, ist nichts anders, als, die Vorstellung von *einer einzigen* Vorstellung, in welcher jene verschiedenen Vorstellungen zusammengefasst werden; diess ist durch den *Begriff* möglich, in welchem wir uns mannigfaltiger Vorstellungen als *einer einzigen* bewusst werden. Das *Verneinen* ist im Urtheilen, ist aber darum doch kein *Nichtdenken*, wie der Vf. aus dieser Erklärung des Urtheils folgern möchte; denn ist in dem *Begriff der Ausschliessung* eines Mannigfaltigen von *Vorstellungen von* der Sphäre eines Begriffs nicht auch *Einheit des Bewusstseyns*? Der Vf. will keinen Unterschied zwischen logischer und realer Möglichkeit und Unmöglichkeit anerkennen, allein aus eben dem Grunde, aus welchem manche keinen Unterschied zwischen analytischen und synthetischen Urtheilen zugeben wollen; weil er schon in den *Begriff* des Subjects alles das hinein bringen will, was erst durch Construction und Erfahrung von dem *Gegenstande* des Begriffs erkannt werden kann. Rec. müsste eine Schrift und nicht eine Recension schreiben, um des Vfs übrige unrichtige Vorstellungen, auch nur auf diese Art, so kurz als möglich, zu berichtigen und ihm zu zeigen, dass er zur Vervollkommnung der Logik nichts beygetragen habe. Seine übrigen Einwürfe betreffen den Satz des *Grundes*, als Criterium der *logischen Wirklichkeit* (des *Gegründetseyns eines Begriffs* in einem andern), den Satz des *ausschliessenden dritten*, als Criterium der *logischen Nothwendigkeit* (der Unmöglichkeit *des Gegentheils eines Begriffs*); die Unterscheidung zwischen Verstand, Urtheilskraft und Vernunft in logischer Beziehung; endlich die Lehre von den Begriffen, Urtheilen und Schlüssen. Rec., der in dem Vf. einen Selbstdenker ehrt, empfiehlt demselben eine Maxime, bey der die Achtung vor grossen Meistern in einer Wissenschaft sicher gestellt, das Vertrauen zu der Richtigkeit eigener Entdeckungen gehörig beschränkt, und für die Einsicht jederzeit gewonnen wird, die Maxime: die Bemerkung des Unrichtigen und Fehlerhaften, was ein anerkannter Meister und Veteran in einer Wissenschaft gelehrt hat, so lange auf Rechnung seiner eigenen noch mangelhaften Einsicht zu schreiben, bis man wenigstens alles versucht hat, den Meister zu rechtfertigen, oder sich doch die Frage beantwortet hat: wie der Meister auf diesen Irrthum habe gerathen können.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 21. März 1803.

MATHEMATIK.

Lilienthal, b. d. Observ. Harding u. d. Kupferdrucker Harjes, u. Göttingen, in Comm. d. Vandenhöck-Ruprecht. Buchh.: *Selenotopographische Fragmente* zur genauern Kenntniss der Mondfläche, ihrer erlittenen Veränderungen und Atmosphäre, sammt den dazu gehörigen Specialkarten und Zeichnungen, von Dr. *Joh. Hieron. Schröter*, K. Grosbrit. und Kurf. Braunschw. Lün. Oberamtmanne zu Lilienthal, der Königl. Societ. und Akad. d. W. zu London, Göttingen, u. s. w. Mitgliede. *Zweyter Theil.* 1802. 565 S. gr. 4. Gedruckt zu Göttingen auf Kosten des Vfs. Mit 32 Kupfertafeln. (Jeder der zwey Theile ist in Lilienthal zu haben um 2½ Louisdor.)

Der *zweyte* Theil dieses die Nation ehrenden Werks liefert in ununterbrochen mit dem ersten Theile fortlaufenden Paragraphen abermals neue, jedem denkenden Freunde der Natur höchst interessante Beyträge zur genauern Einsicht in die merkwürdige Structur der Mondsfläche, wodurch eben so sehr unsere Kenntnisse der physischen Sternkunde bereichert, als die Verdienste des ruhmvollen Vfs. um diesen Zweig der Naturwissenschaft erhöht werden. Am Ende ist ein ausführliches sehr brauchbares Register über beide Theile angehängt. Die Kupfer sind alle, wie die zum I. Theil, nach Zeichnungen des Vfs. von *Tischbein* gestochen, und enthalten malerische oft bis ins kleinste Detail gearbeitete Ansichten und Landschaften eines nachbarlichen Weltkörpers, die einen bleibenden Werth haben, und zu denen noch lange der Astronom künftiger Zeiten zurückkehren wird, um spätere Beobachtungen damit zu vergleichen. Zu den Beobachtungen des ersten Theils konnte sich der Vf. hauptsächlich nur zweyer Werkzeuge, eines 4 und eines 7 füsigen Herschelschen Teleskops bedienen; bey den neuern eilfjährigen Beobachtungen, welche der zweyte Theil umfasst, gebrauchte er, ausser jenen beiden, noch mehrere andere zum Theil weit stärkere Teleskope und Sehröhre, darunter zwey Schradersche Reflectoren von 7 und 12 Fuss, nebst einem 10. 13 und 27 füsigen Reflector, und 10 füsigem Dollond. Alle diese vorzüglichen, meist in Lilienthal zu Stande gebrachten Instrumente, unter welchen sich insbesondere der 13 und 27 füsige Reflector durch ihre hohe Klarheit nicht weniger als durch ihre Vergrösserungskraft auszeichnen, hat der König von Grosbritannien, dem der Vf. diesen zweyten Theil zueignete, nebst dem ganzen astronomischen Apparate zu Lilienthal für die Göttinger Universität abgekauft, jedoch die Benutzung dem gegenwärtigen Besitzer auf seine Lebzeiten überlassen. Möge dieser noch manche Centurie von Mondsumläufen hindurch fortfahren, wie bisher, einen so entschieden nützlichen Gebrauch davon zu machen, der für die Sternkunde um so grösserer Gewinn seyn muss, je länger von einem in einer gewissen Gattung von Beobachtungen, wie z. B. in jenen des Monds, so gut orientirten und auf diesem Planeten gleichsam einheimisch gewordenen Manne derselbe Gegenstand beobachtet wird, den er in einer Reihe von Jahren mit so vieler Beharrlichkeit und Gewandtheit verfolgt hat, und an welchem ihm zuletzt selbst die kleinste Veränderung nicht leicht entgehen kann! — Dieser zweyte Theil der Fragmente begreift vier Abtheilungen, wovon die erste neuere Beobachtungen und topische Beschreibungen merkwürdiger Flächentheile der südlichen Halbkugel des Monds, die zweyte Beobachtungen anderer Flächentheile in der nördlichen Halbkugel, die dritte eine wiederholte Musterung der schon im ersten Theile beschriebenen nördlichen und südlichen Mondsgegenden, und die vierte allgemeine Bemerkungen und Resultate über den Naturbau und Dunstkreis des Monds enthält. Die drey ersten Abtheilungen gehen von S. 1. bis 354., und sind, wenn schon nur, wie der Vf. bescheiden sie nennt, Bruchstücke (denn auch unser Wissen vom Monde bleibt Stückwerk), doch immerhin in ihrer Art einzige und treffliche Bruchstücke einer treuen mit musterhafter Sorgfalt und Präcision durchgeführten Topographie des Monds; der Vf. hat indess selbst erinnert, dass ein Menschenalter nicht zureiche, um alles in der uns zugekehrten Mondshemisphäre gehörig zu erforschen, und dass für jeden Fall künftigen Beobachtern auf diesen an Denkwürdigkeiten so reichen Gefilden eine gute Nachlese übrig gelassen sey. Man muss die Beschreibungen des Vfs. selbst lesen, um sich einen Begriff davon zu machen, wie viel dadurch für genauere Kenntniss oft selbst der kleinsten Theile des Monds schon für jetzt geleistet worden ist. Ueberall giebt er dabey, zur bessern Beurtheilung des beobachteten, nicht nur die Zeitumstände, sondern auch die Libration, Erleuchtungsgränze und Durchmesser des Monds sammt dem gebrauchten Teleskope und dessen Vergrösserung an. Uebrigens, wenn gleich z. B. die obengenannten Reflectoren von 13 und 27 Fuss eine Vergrösserung bis zu 2 und 3000 und drüber gestatten: so hat doch der Vf., weil er es für die Deutlichkeit des Bildes vortheilhafter fand, zu seinen allermeisten Entdeckungen im Monde sich weit geringerer Vergrösserungen, und bey dem 20 füsigen Reflector ge-

gewöhnlich nur einer 130, bey dem 27 füfsigen einer 180 fachen Vergröfserung bedient. — Um nur einiges aus den *drey ersten Abtheilungen*, die in 28 Abschnitten der genauern Beschreibung einzelner Mondsgegenden gewidmet sind, hier auszuheben: so bemerkt der Vf. S. 101. im Allgemeinen, dafs zur sorgfältigen Erforschung der Mondsfläche erfoderlich sey, die Untersuchungen unter sehr geringen Erleuchtungswinkeln nur auf kleinere Flächentheile zu beschränken; so werde man oft, auch mit schwächern Werkzeugen, auf dem Monde ungleich mehr entdecken, als mit stärkern Sehröhren und bey gröfsern Erleuchtungswinkeln (oder gröfsern Höhen, unter welchen gewisse Flächentheile von der Sonne beschienen werden). Dafs aber überhaupt der eine Beobachter nicht zu jeder Zeit alles und auf gleiche Art im Monde sieht, wie der andere, wenn auch Instrumente und andere Umstände von gleicher Beschaffenheit sind, ist nicht blofs den verschiedenen Erleuchtungswinkeln, unter denen der Gegenstand gesehen wird, und einer davon herrührenden oft sehr verschiedenen Reflexion, sondern gar häufig auch entweder wirklichen im Monde vorgegangenen atmosphärischen Veränderungen, oder andern zufällig wirkenden, aber ebenfalls im Monde aufzusuchenden, Ursachen zuzuschreiben. Dem Vf. selbst ergieng es mehr als einmal so, dafs er zu andern Zeiten manches ganz anders, oder auch, wenn schon mit stärkern Vergröfserungen und besseren Werkzeugen, gar nicht mehr sah. Man vergleiche in dieser Hinsicht das Bild des Gassendus auf Taf. 53 und 54. nach zweyen beynahe sich nicht mehr gleichenden Zeichnungen vom 11. May 1794 und 6. Dec. 1791. — Der Vf. bemerkt eine grofse Anzahl solcher bald da bald dort von ihm wahrgenommenen *zufälligen Veränderungen* im Monde, und theilt seine Muthmaafsungen darüber mit. So erschien ihm am 1. Nov. 1791 der Centralcrater mitten im Posidonius als eine ziemlich flache Ringebene, ganz grau, ohne allen dunkeln Schatten, während dafs die umliegenden 7 Crater einen stark ins Auge fallenden schwarzdunkeln Schatten zeigten. Sogleich am folgenden Abend den 2. Nov. sah er den nämlichen Gegenstand mit demselben Teleskop als tiefen Crater, ebenfalls mit schwarzdunkeln Schatten, da doch, nach dem Stande der Sonne über dieser Mondsgegend zu urtheilen, am ersten Abend der Schatten hätte weit länger und augenscheinlicher seyn sollen, als am zweyten. Nur ein ganz zufälliger Umstand konnte in 24 Stunden die Gestalt dieses Craters so sehr verwandelt haben, man mag nun diesen Umstand in einer Veränderung der Mondatmosphäre, oder in einer Gährung aus dem Innern des Mondes, oder in Geschäften und Umtrieben lebendiger Geschöpfe suchen. In eben diesem Flecken Posidonius sah der Vf. am 4. Junius 1794 bey hellem Tage und Sonnenschein mit der gröfsten Deutlichkeit fünf neue Gegenstände (es waren neue Crater und Bergadern), von welchen er vorher nie die geringste Spur wahrgenommen hatte, und die er auch nachher nicht jedesmal wieder so fand; dagegen war von einem ehemals sehr oft und deutlich durch einen 7 füfsigen Teleskop wahrgenommenen Crater jetzt mit dem 27 füfsigen durchaus nichts zu erkennen; auch hier läfst sich wohl an nichts anders als an einen atmosphärischen Wechsel denken. Dagegen scheint dem Vf. eine wirklich neue Production im Monde der Crater zu seyn, welchen er am 6. Februar 1797 mit dem 13 füfsigen Reflector ganz unvermuthet mit der gröfsten Deutlichkeit entdeckte, ungeachtet er bey neunjährigen Beobachtungen mit den besten Instrumenten nie eine Spur davon gefunden hatte; er entstand sehr wahrscheinlich zwischen dem 12. October 1796 und 6. Februar 1797; von dem letztern Zeitpunkte an, war er gewöhnlich immer, und zwar unter ganz verschiedenen, auch weniger günstigen Erleuchtungswinkeln sichtbar; indessen zeigten andere veränderliche Erscheinungen, besonders vom 4. Julius 1797. dafs eben dieser neue Crater in atmosphärischer Gährung, und vielleicht in neuen Eruptionen begriffen war. Zur Erläuterung der verschiedenen Gestalten, in welchen Dinge im Monde wegen eines zufälligen Wechsels in seiner Atmosphäre erscheinen können, denkt sich der Vf. die Lilienthaler Landschaft, aus dem Monde betrachtet zu der Zeit, wo die Bewohner der Gegend im Monat Junius zum Behuf der Cultur die Mohrfläche abbrennen, und über den ganzen Bezirk sich ein starker Heerrauch verbreitet: müfste da nicht auch einem Beobachter im Monde eine graue Decke über diesem Theile des nördlichen Deutschlands zu liegen scheinen, die er zu andern Zeiten nicht wahrnehmen könnte; ungefähr eben so, wie der Crater im Posidonius nach dem, was oben erwähnt worden, am 1. November gräulicht, am 2. November schwarzdunkel erschien? — Schon nach dem I. Theil hatte der Vf. in der nächtlichen Halbkugel des Monds mancherley *Lichtflecken* mit zufälligen nicht blofs in verschiedener Reflexion des Erdlichts gegründeten Abwechslungen, wie auch andere vergängliche Lichterscheinungen bemerkt; alles diefs bestätigte sich vollkommen mit gröfsern Reflectoren, und besonders in den Lichtflecken Aristarch, Manilius, Menelaus fand der Vf. zu gewissen Zeiten, wenn sie in der dunkeln Halbkugel lagen, bestimmte Gegenstände wieder, die er ein anderesmal nicht finden konnte. Sehr merkwürdig ist unter andern folgende Lichterscheinung. Am 2. Apr. 1794 Abends gegen 8 Uhr, als die nächtliche Halbkugel durch den 13 füfsigen Reflector mit ungemeiner Deutlichkeit nach ihren gröfsern und kleinern Flächentheilen ins Gesicht fiel, zeichnete sich dichte an der westlichen Gränze des *Mare vaporum* gegen das mattere Licht der übrigen Punkte ein sehr heller und feiner Lichtpunkt aus, der einem glimmenden Fixsternchen glich, und vom Vf. noch nie an dieser Stelle gesehen worden war. Schon der erste Anblick verrieth, dafs diefs kein reflectirtes Erdlicht seyn konnte, und wirklich war nach einer guten Viertel- oder halben Stunde der glänzende Punkt so ganz verschwunden, dafs überall nichts mehr von ihm zu erkennen war, und dafs der Vf. nur manchmal vermuthete, nicht in der vorigen Stelle, sondern weiter nach Westen, einen ähnlichen Lichtpunkt zu sehen. Diese Art

Art von Meteor, das gleichsam unter des Vfs. Augen verschwand, ist ein Gegenstück zu einer ältern parallelen Erscheinung bey Plato an den Mondalpen, wo der Vf. am 26. September 1788 ebenfalls die Lage eines solchen Lichtpunkts kaum bestimmt hatte, als dieser anfieng, sich unkenntlich zu machen, und endlich ganz verschwand; auch nachher hat er ihn in zwölf Jahren nie wieder gesehen. Wenn diess frühere Phänomen in den Mondalpen vielleicht Wirkung der dort immer sehr geschäftigen Natur war: so mochte das neuere in den milderen Gegenden des *Mare vaporum* eher die Folge willkürlicher oder unwillkürlicher Handlungen der Mondbewohner seyn; eine Illumination von London, eine brennende Stadt, das Feuerwerk bey einer belagerten Festung, mit Lilienthalschen Reflectoren aus dem Monde gesehen, würden wohl einen ähnlichen Anblick geben, wie solche vorübergehende Lichterscheinungen im Monde, von der Erde aus beobachtet. Besonders das *Mare Crisium*, überhaupt ein merkwürdiger Theil der Mondfläche, ist ausserordentlich voll von Lichtpunkten, die von einer an sich selbst unebenen oder vielleicht nur ungleich bearbeiteten Fläche zeugen. — Neben vielen hohen Mondsgebirgen, wovon dieser zweyte Theil mehrere genaue Messungen enthält, fand der Vf. an mehreren Orten im Monde, z. B. im Posidonius, auch *kleinere Erhabenheiten*, die kaum 50 Fuss hoch und noch weit niedriger sind; insbesondere zeigt sich eine grosse kaum zählbare Menge derselben unweit des Marius. Diese hügelartigen Gegenstände sind nicht immer sichtbar, und ihre Gestalt ist veränderlich. Es sind wohl nicht lauter wirkliche Berge und Hügel, sondern vielleicht zum Theil auch Wirkungen Selenitischer Industrie und Kunst. Eine Stadt, oder Waldung unserer Erdfläche, bey auf- und untergehender Sonne durch eine eben so feine und heitere Atmosphäre, wie die des Monds ist, mit den langen von jenen Objecten geworfenen Schatten gesehen, würde dem Beobachter aus einem entfernten Standpunkte ein ähnliches Miniaturgemälde geben, und könnte sich wohl auch als Hügel projiciren. Und eben so veränderlich, wie jene kleinen Hügel im Monde, müsste eine solche Projection menschlicher Wohnplätze erscheinen, wenn man sie zu dieser oder jener Jahres- und Tageszeit, bey dieser oder jener Witterung beobachten wollte. So gab dem Vf. das 3½ Meilen von ihm entfernte Hamburg zu der Tageszeit, wo die Wohnungen geheitzt wurden, und die Theekessel kochten, durchs Fernrohr eine völlig ähnliche Projection, wie ein wirklicher Berg, das Harzgebirge, wenn es zu rauchen oder zu brauen scheint. — Im *Mare vaporum*, bey Plato, und anderswo entdeckte der Vf. *eingetiefte Rillen*, oder eine Art langer und schmal fortlaufender Thäler, oder Canäle; der längere dieser Gräben im *Mare vaporum* zieht sich bey 70 geographischen Meilen weit fort; so lange Thäler kennt man auf unserer Erde nicht. Am sonderbarsten ist, dass diese Rillen mitten durch Klüfte von Bergen und Cratern hindurch laufen, so dass die Ringgebirge dieser Crater durch die Rille zertrümmert, oder auch absichtlich der Rille wegen gesprengt scheinen; selbst unter den Bergen ziehen sich die Rillen fort. Sind diess Producte der Natur, oder der freyen Thätigkeit lebendiger Wesen? Des Vfs. Beobachtungen setzen allerdings es ausser Zweifel, dass der Mond keine so dichte flüssige Masse, wie unser Erdwasser, hat, und eben so wenig beträchtliche Flüsse, Bergadern und Bergketten, die zu Flussableitern dienen. Aber daraus folgt noch nicht, dass der Mond ein ganz trockener Kreidenkörper seyn müsse. Könnten nicht jene langen Canäle ein Surrogat für unser Wasser enthalten, das zur feinen Mondatmosphäre in Absicht auf Dichtigkeit ungefähr in einem ähnlichen Verhältnisse steht, wie unser Erdwasser zur Erdluft? So hätte dann auch der Mond, in einer gewissen Bedeutung, seine Plata- und Amazonenflüsse. Auch durch die Mond-Alpen, eine eben so erhabene zusammenhängende Gebirgfläche, wie es unsere Helvetischen Alpen sind, streicht eine solche Rille oder keilförmiges Thal als eine wahre zwischen den Gebirgen befindliche Kluft durch, gleich als ob eine gewaltsame Naturkraft diese Gebirge in gerader Linie durchbrochen hätte. — In der *vierten Abtheilung* dieses Werks, welche allgemeine Bemerkungen über die Natureinrichtungen des Mondes enthält, handelt der erste Abschnitt *von Höhen und Tiefen der Mondberge, Crater und Thäler im Allgemeinen*. Die höchsten Mondsberge sind, wie der Vf. schon im vorhergehenden Theile fand, nach dem Verhältnisse der Durchmesser von Mond und Erde fünfmal höher, als die höchsten Erdgebirge, so wie auch die höchsten Venus- und Mercurgebirge zu den höchsten des Monds sich ungefähr wie die Durchmesser dieser Weltkörper verhalten. Die grösste Höhe erreichen, nach des Vfs. bisherigen Beobachtungen, nahe am Südpole des Monds einige Gipfel der Leibnizischen und Dörfelschen Randgebirge, und im östlichen Theile der südlichen Halbkugel die Gebirge d'Alembert und Rook: ihre Höhe geht auf 24 bis 25000 Fuss, und nirgends fanden sich auf der nördlichen Halbkugel ähnliche Höhen. Sonnenfinsternisse bieten eine bequeme Gelegenheit dar, die senkrechte Höhe am dunkeln Mondrande hervorragender Mondgebirge unmittelbar zu beobachten; eine solche Beobachtung glückte dem Vf. bey der grossen Sonnenfinsterniss vom 5. September 1793; bald nach dem Anfange derselben nahm er einige 3 bis 4 Secunden über den Mondrand erhabene Berggipfel wahr, die in senkrechter Höhe bloss, so weit sie sichtbar waren (denn ihr Fuss lag im Schatten), wenigstens 1 geographische Meilen halten mussten. Ueberhaupt fiel bey dieser merkwürdigen Finsterniss (vor deren Anfang auch *Herschel* zween in den Sonnenrand eingreifende Berggipfel des Monds erblickte) die körperliche Kugelgestalt des Monds an dessen Rand nicht nur dem Vf., sondern auch allen anwesenden Mitbeobachtern mit der grössten Deutlichkeit ins Gesicht; erst bey einer Minute Abstand vom Rande verlor sich allmälich das augenfällige dieser Kugelgestalt, eine Erscheinung, welche übrigens der Vf. sich dadurch zu erklären sucht, dass nahe am Randbogen des Monds das Erdlicht durch den von der Sonne herrührenden Halbschatten und

durch

durch das Dämmerungslicht ansehnlich verstärkt wurde. Die Tiefe einiger Crater und Einsenkungen geht nach dem Vf. bis zu ¼ Meilen. Unweit des hohen Randgebirges Rook giebt es eine Einsenkung, Christlob Mylius, von wenigstens 15 bis 16,000 Fuss senkrechter Tiefe; unser Chimborasso könnte ganz in diesen Kessel hinein versetzt werden. Die gewöhnlichen Crater sind durch Eruptionen von innen heraus enstanden; sie sind das leere Becken, aus dem die Masse, welche das Becken jetzt als Ringgebirge umgiebt, einst aufgeworfen ward. Aber es giebt auch noch andere Vertiefungen im Monde, zu denen der schon genannte Mylius und Desplaces gehören: diess sind kreisförmige Ausschnitte am Mondrande, zwischen welchen hindurch die Himmelsluft sichtbar ist, Theile des Monds, die durch gewisse Naturkräfte versunken sind, Thäler, nicht auf dem Monde, sondern in den Mond hinab, weil sie niedriger liegen, als die gewöhnliche Mondsoberfläche. Fixsterne, die in der Nähe von dergleichen Höhlungen im Monde bedeckt werden, könnten wegen dieser Ursache um einige Secunden später ein- und früher austreten, als am völlig scharfen Mondrande. Unser Vf. bedient sich auf eine scharfsinnige Art dieser Randausschnitte, um das bekannte Loch im Monde zu erklären, das bey einer totalen Verfinsterung der Sonne am 14. Junius 1778 der Admiral *de Ulloa* beobachtet haben will. An einen Mondsvulcan läfst sich hierbey nicht denken; der Vulcan müfste gar zu helle aufgelodert haben, um durch ein Dampfglas (denn mit diesem beobachtete der spanische Admiral den leuchtenden Punkt über der Mondsscheibe) noch sichtbar zu seyn. Aber wie wenn die Sonne gerade durch einen solchen Randausschnitt hindurch blickte, welches in dem Falle leicht möglich ist, wenn der Mond in einer gegen die senkrechte Tiefe des Schnittes schrägen Richtung austrat? Und in der That bemerkte unser Vf. am nordwestlichen Rande des Monds, an welchem damals der Austritt geschah, einen solchen Ausschnitt, den einzigen in dieser Gegend, der vielleicht jener von *Ulloa* beobachtete war, und bey dem Vf. nun den Namen des letztern führt. Im Allgemeinen verdient folgendes bemerkt zu werden. 1) Die höchsten Höhen (von 25000 Fuss) und die tiefsten Einsenkungen (von wenigstens ¾ geographischen Meilen) sind alle in der südlichen Hälfte des Monds anzutreffen, so dass also, nach sichern Beobachtungen, auf dem Monde eben so, wie auf der Erde, der Venus und dem Mercur die südliche Halbkugel die grössen Ausbildungen erhalten hat. 2) Wie die Gravitation der Körper auf des Monds Oberfläche, nach der Theorie nur ⅕ so gross ist, als auf der Oberfläche der Erde: so sind, im Verhältniss zu den Durchmessern beider Planeten, auch die höchsten Mondberge fünfmal so hoch als die höchsten der Erde, wie schon oben erwähnt worden. Bey uns sind Erdbeben seltene Ereignisse, und noch seltener haben sie einen vollkommenen Ausbruch, eine neue Insel, neuen Berg zur Folge; die dichtere Erdmasse leistet zu starken Widerstand. Anders verhält es sich im Monde, wo die Schwere fünfmal geringer ist, und gewaltsamen Naturwirkungen ein weit geringerer Widerstand entgegengesetzt wird. Daher ist auch die ganze Mondfläche beynahe immer im Revolutionszustande; Explosionen und Versenkungen folgen sich Schlag auf Schlag; neue Gegenstände entstehen und schwinden gleichsam unter den Augen des Beobachters; daher jene unzählliche Menge von Cratern im Monde, von denen ein zweyter in den ersten, ein dritter in den zweyten eingreift, und so durch eine neue Eruption die frühere noch nicht vollendete schon wieder zerstört.

(*Der Beschluss folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

(Ohne Druckort): *Deutsches Theater. Wie es war, ist, seyn sollte, und als Hoftheater seyn könnte.* Deutschland. 1801. 142 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. enthüllt die nachtheiligen Verhältnisse mancher Theaterverfassung; und wer mit der Intendanz oder Direction einer Schaubühne befasst ist, wird seine Bemerkungen und Vorschläge nicht ohne Nutzen lesen. Das Urtheil über die Hofleute S. 57. ist zu absprechend, und die Schilderungen der Schauspieler-Ehen S. 130. im Eifer entworfen. S. 77. bemerken wir einen Sprachfehler: „*um ein sehr erhöhtes Gehalt*" (statt einen sehr erhöhten Gehalt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Frankfurt a. M.*, in d. Andreä. Buchh.: *Karl Stracks Aufruf an die Mutter ihre Kinder selbst zu stillen.* Aus dem Lateinischen von *Joseph Uihlein.* 1802. 62 S. kl. 8. (5 gr.) Diese akademische Rede, deren Uebersetzung ein Hausfreund des Vfs., ohne Arzt zu seyn, besorgt hat, enthält allerdings manche praktisch brauchbare Anweisung für Mütter, welche ihr Kind selbst stillen wollen. Da indessen diese Vorschriften gewiss allgemein bekannt sind, und von vernünftigen Frauen, wenn nicht körperliche Gebrechen, oder andere Hindernisse das Selbststillen unmöglich machen, unaufgefodert befolgt werden, auch die Rede in einer sehr schwülstigen, pathetischen Sprache abgefasst ist: so konnte die Uebersetzung derselben füglich unterbleiben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 22. März 1803.

MATHEMATIK.

Lilienthal u. Göttingen, in Comm. d. Vandenhöck - Ruprecht. Buchh.: *Selenotopographische Fragmente*, von D. *Joh. Hieron. Schröter. Zweyter Theil.* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Sehr lehrreich sind insbesondere auch im zweyten Abschnitte der 4ten Abtheilung, die Untersuchungen des Vfs. *über den Dunstkreis des Monds, dessen Morgen- und Abenddämmerung, auch Höhe und Dichtigkeit der Mondluft.* Das Daseyn eines wirklichen ehemals geleugneten oder bezweifelten Dunstkreises im Monde hatte der Vf. schon durch seine ältern Beobachtungen ausser Zweifel gesetzt, da ihm schon im I. Theil Erscheinungen genug vorgekommen waren, wo dieselben Gegenstände im Monde bald so, bald anders, oder auch gar nicht zu Gesicht kamen; auch hatte er bereits erwiesen, dass jener Dunstkreis des Monds, obgleich weit feiner und heiterer als unsere Erdatmosphäre, doch das gegen den Horizont fallende Sonnenlicht merklich zu schwächen vermögend sey, indem das Licht gewisser hervortretender Berggipfel in der Nachtseite des Monds nach Verhältniss ihres weitern Abstandes von der Erleuchtungsgränze offenbar immer matter abfiel. Alles diess liess einstweilen eine wirkliche Brechung der Lichtstrahlen und daher entstehende Dämmerung auf dem Monde nur vermuthen; zur Gewissheit hat der Vf. diese Sache erst durch die Wahrnehmungen dieses II. Theils gebracht; durch letztere ist eine Dämmerung im Monde nicht nur entschieden, sondern der Vf. hat auch ihre Ausdehnung gemessen, und daraus weiter die Höhe und Dichte der Luftschichten im Monde gefolgert. Seine ersten vollständigen Beobachtungen hierüber sind vom 24 Febr. 1792. An diesem Abende, 2½ Tage nach dem Neumonde, fielen mit 74maliger Vergrösserung des 7füssigen Herschels, während dass noch die Erddämmerung dauerte, in der Nachtseite des Monds, mit mattem gräulichtem Lichte zuerst diejenigen Stellen ins Gesicht, welche zunächst der erleuchteten nördlichen und südlichen Hornspitze gelegen waren; die übrigen Theile der Nachtseite wurden erst späterhin sichtbar. Ein matter dämmernder Schimmer am dunkeln Rande des Monds zog sich von den Enden beider Hörner aus in Gestalt einer Pyramide fort, deren Spitze sich ganz allmählig mit dem Erdlichte in der dunkeln Seite des Monds vermischte; die Projection dieses Schimmers in der Länge war damals 1′ 20″ in der Breite 2 Secunden. Es liess sich voraus vermuthen, was auch nachher sich bestätigt hat, dass diese Mondsdämmerung am besten zwey bis drey Tage vor und nach dem Neumonde, zumal im Frühjahre und Herbst bey kurzer Erddämmerung und möglichst hoher Lage des Monds über dem Horizonte, sich dürfte beobachten lassen; indess hat sie der Vf. auch in einer grössern Elongation des Monds von der Sonne wahrgenommen, und am frühesten sie 28½ Stunden nach dem Neumonde mit dem 27 füssigen Reflectoren beobachtet (*Hevelius* konnte den Mond höchstens 40 Stunden nach dem Neulichte finden). Nach einer sichern geometrischen Methode, welche die Grösse der Mondsdämmerung aus dem Abstande der Dämmerungsgränze von den Hörnerspitzen bestimmen lehrt, fand der Vf. aus vielen Wahrnehmungen, dass sie sich über einen Bogen der Mondfläche von 2½ Graden ausdehnt, oder im Mittel aus 22 Beobachtungen in 8 Jahren angestellt, bestimmt sich diese Grösse genauer auf 2° 38′ 56″, kann aber zuweilen bis auf 3° 6′ 44″ sich erstrecken. Es müssen sich, um diese Erscheinung beobachten zu können, mehrere günstige Umstände vereinigen; der Vf. bemerkte sie oft nur an dem einen der beiden Hörner, oft auch gar nicht; vermuthlich standen Berglagen im Wege. Mögliche Zweifel, ob z. B. jener dämmernde Glanz etwa nur Folge des Halbschattens, oder auch vielleicht unmittelbares von grauen Mondflächen zurückstralendes Sonnenlicht seyn möchte, hat der Vf. auf eine genugthuende Art zu heben und sich gegen Täuschung zu sichern gesucht. Ueberhaupt hat dieser Abschnitt von der Mondatmosphäre unserem Vf. sehr angestrengten, Jahrelangen, Fleiss, und die ermüdendsten Untersuchungen gekostet; sehr interessante und so viel möglich erwiesene Wahrheiten sind das glückliche Resultat, durch das er sich am Ende belohnt sah. Wendet man auf obige Beobachtungen eben die Grundsätze an, nach welchen *de la Hire* diejenige Höhe unserer Erdatmosphäre, in welcher sie noch Sonnenlicht zu reflectiren und Dämmerung zu verursachen fähig ist, zu 38,000 Toisen, oder mit Einschluss der Refraction zu 34,535 Toisen oder zu 9 bis 10 geographischen Meilen berechnet hat, und setzt man ferner den Halbmesser des Monds ec = 891914 Toisen (oder 234 geographische Meilen) die Ausdehnung der Dämmerung im Monde = dem Winkel c = 2° 38′ 56″ nach der Beobachtung, so ist cos ½ c : Rad. = ec : dc und dc — ec giebt die senkrechte Höhe der dichtesten oder untersten Luftschichte im Monde, die einer solchen Dämmerung fähig ist. Man findet

findet solche Höhe auf die angezeigte Art = 234 Toisen oder 1404 Par. Fuss nach dem Maximum der vom Vf. beobachteten Dämmerung aber, oder wenn c = 3° 6′ 44″ ist jene Höhe 324 Toisen. Allein diess ist nur die Höhe, in welcher eine uns noch sichtbare Mondsdämmerung statt hat; für die Höhe, welche im Monde selbst die dämmernde Atmosphäre zur Zeit der dortigen Neuerde hat, kommt das Doppelte des Winkels 3° 6′ 44″ in Betracht, und so findet man für die Höhe der Luftschichte, welche im Monde selbst noch Dämmerung verursachen kann, 1313 Toisen oder 7878 Pariser Fuss (die Refraction im Monde ist hiebey vernachlässigt worden). Für die Erde hat man die dämmernde Luftschichte zu einer Höhe von 38,000 Fuss berechnet; es verhält sich demnach die Dichtigkeit der Mondatmosphäre zu jener der Erdatmosphäre ungefähr wie 7878 zu 38,000 oder wie 1 zu 28,94. So fand der Vf. die Sache, ohne untersucht zu haben, welche Dichtigkeit die Mondluft etwa theoretisch betrachtet haben müsste; indess, als dieser zweyte Theil schon ganz zum Drucke fertig lag, meldete ihm *Melanderhjelm* aus Stockholm, er habe erwiesen, dass die Dichten der Atmosphäre zweyer Planeten sich wie die Quadrate der Schwere auf ihrer Oberfläche verhalten müssen. Nun verhalten sich diese Schweren an der Monds- und Erdoberfläche nach *Newton* wie 2,83 zu 15, 10 oder wie 1 zu 5, 33; nach jenem Theorem müssten also die Dichte der Mondluft um das Quadrat von 5, 33 oder um 28, 40 mal geringer seyn als die Dichte der Erdluft, welches mit dem empirischen auf so schwierigem Wege gefundenen Resultate unseres Vfs. aufs treflichste übereinstimmt. Im nämlichen Verhältnisse wird man nun auch die Stralenbrechung im Monde um 28 bis 29 mal geringer annehmen dürfen, als auf der Erde. — Der Vf. wendet das, was er von der Beschaffenheit der Mondatmosphäre gefunden, auch auf Sternbedeckungen durch den Mond an. Da die Höhe der untersten Luftschichte des Monds, welche auf eine für uns noch bemerkbare Art die Stralen zu brechen vermag, nur 324 Toisen beträgt, demnach senkrecht über den Mondrand nur in einer Breite von 0″ 36 hervorragen kann; so würde wegen dieser Ursache nur höchstens etwa ¾ Secunden lang (denn in dieser Zeit legt der Mond jene 0″, 36 zurück) das Licht bedeckter Sterne am Mondrande einiger Schwächung unterworfen seyn, die indess bey lichtstarken Fixsternen von der 1 bis 3 Grösse wegen ihres hellen eigenthümlichen Glanzes wenig zu bemerken seyn möchte, und bey bedeckten Planeten sich mit ihrem scheinbaren Durchmesser vermischen muss. Damit stimmen 20 vom Vf. umständlich beschriebene Bedeckungen überein; hellere Fixsterne und Planeten zeigten gewöhnlich keine Lichtabnahme, wohl aber hie und da einige kleinere und teleskopische Sterne; auch letztere leiden keine Schwächung, wenn sie etwa an einem nur mässig hohen Randberge, wo aber die weniger dichte Mondluft keine Brechung der Lichtstralen mehr wirken kann, ein- und austreten. Ausnahmen sind möglich, wenn der eintretende Stern von dem Abhange eines sehr hohen Gebirges immer mehr und mehr bedeckt wird, und daher allmählig an Lichte abzunehmen scheint, eine Abnahme, die nach des Vfs. Beobachtungen in einem gewissen Falle (dem einzigen dieser Art) auf 7 bis 8 Secunden ging. Die Durchmesser der Fixsterne fand der Vf. bey dieser Gelegenheit sehr klein; Aldebarans Durchmesser konnte nach der Zeit, die er zum völligen Verschwinden oder wieder sichtbarwerden, am Mondrande brauchte, nicht über ½ oder ¼ Secunden, der Durchmesser von 30 und 33 in den Fischen nicht über ½ Sec. betragen; andere Fixsterne verschwanden plötzlich ohne merkliche Zeitdauer. — Im dritten Abschnitte der 4ten Abtheilung beschliesst der Vf. das Werk mit einigen *Ueberblicken des Ganzen.* Hieher gehört Taf. 75 (als Supplementkarte zur Taf. 45 des I. Th.) Diese Karte zeigt auf eine sinnliche Art das Verhältniss der senkrechten Höhe der dichtesten Mondatmosphäre zu der Höhe wirklich gemessener Mondsgebirge nach ihren verschiedenen Gattungen und zu der Tiefe gemessener Crater und anderer Einsenkungen. In der ersten Figur dieser Tafel sind die niedrigsten Bergadern, von 8 bis 9 Toisen Höhe, in der zweyten die Ringgebirge, welche eine Ebene oder einen Crater einschliessen, in der dritten die auf einigen Ringgebirgen aufgesetzten höheren Bergköpfe, in der vierten die Centralgebirge oder die mitten in Cratern und Ringebenen befindlichen Berge, in der fünften die übrigen einzelnen Gebirge von 9 Toisen bis zu ungefähr 4000 Toisen oder 24 bis 25,000 Fuss senkrechter Höhe, in der sechsten die Crater und sonstigen Einsenkungen der Mondkugel von 301 bis zu 2540 Toisen vorgestellt; alles ist nach einerley Maassstabe entworfen, so dass eine Decimallinie 100 Toisen gleich ist. Zugleich enthält eben dieselbe Tafel Vergleichungen der höchsten Mondgebirge mit den höchsten der Erde, der Venus und des Merkurs, nebst Vergleichungen der Höhe der Dämmerungsschichten auf dem Monde, der Erde und Venus. Man übersieht mit Einem Blicke, dass, nach dieser Tafel, Crater und Randausschnitte zum Theil beträchtlich tiefer sind, als die Atmosphäre hoch ist, und dass demnach in ihnen die Mondluft am dichtesten seyn muss, ferner dass zufällige atmosphärische Veränderungen nur in der untern Bergregion des Monds, nicht aber an den Gipfeln hoher Randgebirge statt finden können, da letztere weit über die dichtere Luftschichte erhaben sind; auch hat wirklich der Vf. zufällige Veränderungen meist nur in den niedrigen Gegenden, z. B. des Mare Crisium, im Cleomedes, im Posidonius, Gassendus u. s. w. beobachtet. Bey dieser Beschaffenheit einer so wenig dichten Atmosphäre dürfen wir uns daher nicht wundern, wenn es im Monde (so viel Gährungsstoff sich immer aus seinem Innern entwickelt) keine solche atmosphärischen Producte, wie unsere Wolken, keine so regulären Ost- und Westwinde gibt, wie bey uns, auf der Venus, und dem Mars, und wahrscheinlich auch auf dem Saturn. Ueberhaupt scheint zu eigentlichen Winden der Dunstkreis des Mondes zu fein. Leichtere atmosphärische Dämpfe decken immer nur einzelne sich nicht weit erstreckende

ckende und niedriger liegende Flächentheile des Monds, und vornämlich die sanfteren ebenen Mondgefilde; vielleicht mag einiges von dieser Erscheinung, neben dem dass es Naturwirkung ist, auch in der Cultur und Geschäftigkeit von Mondbewohnern seinen Grund haben. Sollte dann wirklich der Mond, wie einige haben glauben wollen, zum Wohnplatze vernünftiger Wesen nicht ausgebildet genug seyn? Der Vf. ist dieser Meynung nicht, und seine Beobachtungen sprechen eher für das Gegentheil; nur scheint es ihm, da die untere Luftregion im Monde 28 mal weniger dicht, als bey uns, und über diess die Schwere der Körper auf dem Monde über fünfmal geringer als an der Erdfläche ist: so müsste es verhältnissmäſsig eben so leicht seyn, die ungeheuren Gebirge des Monds zu bereisen, als die ebenern Gegenden unserer Erdfläche, überhaupt müssten die körperlichen Bewegungen im Monde aus dieser Ursache ungleich leichter, als bey uns von statten gehen. Für jeden Fall ist im Bau des Mondkörpers ein allgemeiner fester Plan, soweit auch nur unsere gegenwärtigen Beobachtungen reichen, so wenig zu verkennen, als bey genauer Erforschung der Natureinrichtungen auf unserem eigenen Planeten. — Beyfallswerth ist es, dass der Vf. nach *Riccioli's* Beybehaltung älterer Benennungen, mehreren von ihm neuentdeckten und genauer beschriebenen Objecten im Monde die Namen älterer und neuerer Mathematiker und Naturforscher beygelegt hat. *Abr. Gotthelf Kästner* und *Ge. Christoph Lichtenberg* lebten noch bey Erscheinung des I. Theils dieser Fragmente (im J. 1791), und ihr Geist fasste mit Vergnügen die neuen Ideen auf, zu welchen ein solches Werk so reichen Stoff darbot. Der Vf. hat ihnen ein rührendes Denkmal gesetzt, und ihre Namen, statt carrarischem Marmor, dem Monde eingegraben. Auch dort leben sie fort, und zwey grosse merkwürdige vom Vf. entdeckte und umständlich beschriebene Ringebenen, die man nach seinem Vorgang ohne Zweifel auf immer, mit *Kästner* und *Lichtenberg* bezeichnen wird, bewahren dauerhafter als Stein, das Andenken an die unvergänglichen Verdienste des würdigen Paars.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

RIGA, b. Müller: *Erinnerungen an das Jahr* 1801 *in Amtsvorträgen*, von *Albanus*, *Busse*, *Collins*, *Danckwart* und *Sonntag*, protestantischen Religions-Lehrern im Russischen Reiche. (Zum Besten einiger armen Familien.) XXXVI u. 254 S. 8. (16 gr.)

Diese Säcularpredigten aus einem Reiche, dem der Anfang dieses Jahrhunderts so merkwürdig und heilbringend war, zeichnen sich durch das Interesse des glücklich gewordenen Volkes, wie durch ihren Inhalt und Ton vorzüglich aus. Nach einer Vorrede an den damaligen General-Gouverneur von Livland, Esthland und Kurland, den Grafen von der Pahlen, folgt I. *die Predigt des Hn. Oberpastors in Riga* K. G. *Sonntag* über Ps. 118, 23—25 mit der von ihm bekannten Wohlredenheit und Wärme ganz local gehalten. Voran steht ein schöner, neuer Hymnus auf die Melodie des ambrosianischen Lobgesanges. Der Gedanke S. XXXIV: „das 18te Jahrhundert predigte die Wahrheit, dass in Hinsicht auf das *Recht* des Menschen bey Religionsüberzeugungen schon das Wort *Duldung* eine Versündigung an der Menschheit ist" charakterisirt schon des Vf. edeln Sinn. II. *Rede des Civilgouverneurs Hn. v. Richter bey der Huldigung des Kaysers Alexander I. in der Kronskirche zu Riga.* III. *Gedächtnissrede über das Absterben der Grossfürstin und Palatina von Ungarn Alexandra Pawlowna*, von *Sonntag*, über Joh. 16, 5—7. Eine zweckmäſsige Rede; nur der Satz S. 11: „Ein Mensch wird geboren, was heisst das anders, als der Vater im Himmel *ruft einen Geist*, und giebt ihm den Auftrag: *gehe hin auf die Erde als Mensch*, und nütze und übe dort deine Kraft" giebt den Schein, als glaubte der Vf. die Präexistenz aller Menschenseelen in einer übersinnlichen Welt, vor dem Entstehen des Menschen, welche unhaltbare Hypothese wohl seine Meynung nicht seyn wird. IV. *Rede bey der Taufe seines Sohnes*, *von G. Collins*, *reformirten Prediger in Riga*, eine nach reinen Ideen von dem Zweck der Kindertaufe abgefasste herzliche Rede; doch ist in dem Satz: „Unsre Kinder wissen nicht, was wir ihnen in der Taufe geben, aber wir wissen es aus Erfahrungen, *dass wir ihnen mit dem Glauben an Gott alles geben* . . . diesen Glauben *gebe ich dir heut*" der letzte Ausdruck unbequem gesagt. Kann ein Mensch dem andern, kann man sogar dem gedankenlosen Säugling Glauben *geben?* Desto edler und richtiger ist S. 47 die Erklärung des Vaters: „Siehe Gott, das Gelübde, *das ich mir auferlege* u. s. w. V. *Der erste Frühling des neuen Jahrhunderts*, *von Albanus*, *Prediger und Rector an der Domschule in Riga*, über 2 Cor. 5, 17. 18. Beym Lobe des Frühlings macht der Vf. die (homiletische) Bemerkung „dass, da die Feyer des Osterfestes in den Frühling trifft, die Vorsehung keinen Theil des Jahres *habe finden können* (?) den sie *dem Menschengeschlechte* besser anweisen sollte, sich seiner Fortdauer nach dem Absterben des Aeusserlichen, sich seiner Verjüngung . . . . zu erfreuen, als den Frühling." Es sollte doch wohl nur heissen „*den Christen*" denn nur diese feyern das Fest der Auferstehung Jesu. Die weitläuftige Schilderung (S. 59. 60.) der *moralischen* Wirkung des Frühlings auf der Menschen Gemüther ist mehr rednerisch, als in der Erfahrung gegründet. Die patriotische Beziehung auf die angetretene neue Regierung ist local gut. VI. *Predigt am Krönungsfeste Alexander des ersten und seiner Gemahlin*, *26 Sept.* 1801 *zu Riga*, *von G. Collins* über Ps. 72, 4—19. Der Vf. zeigt mit vieler Sachkenntniss, was ein treues Volk mit Recht von seinem Fürsten — auch für Aufklärung und Religion erwarten kann, mit einem Rückblick auf die Regierung Katharina der zweyten und deren besondere Aufmerksamkeit auf die Erziehung und Bildung dieses ihres Enkels, dessen persönlichen Charakter er sehr vortheilhaft schildert. VII. Ein am Kro-

Krönungsfeste gesprochenes *Kirchengebet*, und *Eines* am Geburtsfeste der verwittweten Kaiserin, beide vom Livländischen Generalsuperintendenten *Danckwart*. VIII. Eine *Predigt bey der Feyer des Krönungsfestes zu St. Petersburg vom Consist. R. Busse*, nach Vorlesung des kaiserlichen Manifestes, des merkwürdigen Documentes kaiserlicher Huld, über Ps. 85, 10—14. Der Vf. geht davon aus, dass das römische Reich durch weichliche, feigherzige Regenten untergegangen, und dass die preussische Monarchie im letzten Jahrhundert durch thätige, weise Regenten, selbst nach so harten Drangsalen, wodurch sie unter Friedrich II. Regierung für Jahrhunderte erschlafft schien, dennoch zu einem der geehrtesten, furcht- und achtbarsten Staaten empor gehoben, und dass dieses Königes Ernst beynahe zur Nationaltugend seiner Unterthanen geworden, nachdem sein Schöpfer nicht mehr ist (ein erhabnes Lob des preussischen Staates!) zu der Schlussfolge, dass sich ein Staat in dieser Achtung nicht erhalten könne, wenn auf eine thätigste, kraftvollste Regierung eine oder mehrere lässige, kraftlose folgen; dass Furcht nicht allemal mit Achtung gepaart ist; dass des Regenten Weisheit und Güte in seinem Lande Liebe und Treue, im Auslande Achtung erweckt, die mehr gilt, als Uebermacht des Kerkers und Schwerdes, mehr als Eidschwur, wenn der glänzende Regent zu unterscheiden weiss, was seiner Krone und seinem Purpur gehört, und was ihm als Menschen zukommt — wozu die Ausdrücke des Textes gut benutzt werden. Der Satz: „Gott kann dem Lande nicht wohl thun, dem seine eigene Regierung nicht wohl thut" wird gründlich ernsthaft auseinander gesetzt, durch manche Exempel, und durch das letzte der Milde Alexanders bestätigt, die nicht blos auf Temperament, sondern auf Grundsätzen beruht, indem er zugleich Ernst und Festigkeit im Verbot der Glücksspiele und der Schwelgerey, in der bey aller Freygebigkeit selbst geübten und seinen Unterthanen empfohlnen Sparsamkeit, in der Wiederherstellung des alten Münzwerthes und der alten Preise der Nahrungsmittel, wie in seiner Liebe des Friedens bewiesen hat. Der Stil des Hn. C. R. Busse ist weniger blühend und rednerisch als in einigen vorhergehenden Reden, aber gedankenreich, edel, hat ganz den Stempel der Wahrheit und Würde, wie er für eine solche Casualpredigt sich schickt. IX. *Rede bey einer Taufe von Albanus*, ganz mit Beziehung auf das allgemein empfundene Glück der neuen Regierung. X. *Der erste Herbst des neuen Jahrhunderts*, von demselben über Apostelgesch. 14, 17. Eben so S. 194 kommt eine feine Anspielung auf den Gegensatz *ihrer Septemberfreude* gegen den September, der in einem Volke Europens vor einigen Jahren den Namen für das furchtbarste öffentliche Elend hergab. XI. *Zur Eröffnung der Jahres-Juridique des livländischen Hofgerichts, von Sonntag*, über Matth. 22, 21. Eine männliche Rede, worin der Vf. zeigt, dass das Gottesreich der Wahrheit, Sittlichkeit und Glückseligkeit zu dem Menschengeschlechte ganz vorzüglich komme auf dem Wege der Weisheit und Gerechtigkeit derer, welche irrdische Reiche zu regieren haben — durch den öffentlichen Ton des Regenten — mit vieler Sachkenntniss, Feinheit und mit Ernst, in Behauptung der Menschenwürde und Menschenrechte, als dem Heiligthum des Staats, als dem Einen, was noth ist. Er sagt: Menschen, die die Aufklärung des Volkes verdächtig machen, fühlen, dass sie nicht fähig sind, ihren Verstand zu etwas anderem, als zum Bösen, oder für ihren Eigennutz zu brauchen. Sehr wahr! XII. *Am letzten Sonntage des Jahres* 1801. Von demselben über Ps. 126, 3.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Bern*, b. Gessner: *Ansichten über die Gegenstände, auf welche die Gesetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk vorzüglich zu richten hat*, von *Heinrich Pestalozzi*, Vorsteher des Erziehungs-Instituts zu Burgdorf. 1802. 59 S. 8. Es ist ein trauriges Bild, wenn anders die Farben nicht zu stark aufgetragen sind, das der Verfasser vom jetzigen Zustande der Schweiz hier liefert. — „Nein, es ist umsonst, sagt er unter andern, dass das Herz des Schweizers für Weib und Kind und Vaterland schlage, seitdem aller Zusammenhang des Helvetiers mit dem Helvetier aufgehört hat, das Interesse der Cantone wie das Interesse sich fremder, neidischer Staaten getrennt ist, der Militärdienst als ein Fürstendienst mit willenlosen Gehorsam organisirt ist, jeder Reiz der Freyheit und Selbstständigkeit sich verloren hat, Verfeindung von Cantonen gegen Cantone, von Districten gegen Districte, eingetreten ist, und anstatt Nationaleinsichten und Nationalkraft und Nationalanhänglichkeit an Wahrheit, Rechtlichkeit und Ehrenfestigkeit, — zertrümmernde Aufhetzungen, Verläumdungen und Verschreyungen, in den Cabinetskünsten der Regierungen, zur Uebung geworden sind; wo im Civilstand verfängliche Buben, Aufmerksamkeit, Achtung und Auszeichnung der Obern mit Sicherheit erhielten, indessen die erfahrungsvolle aber rechtliche Weisheit der Unschuld und Redlichkeit mit Achselzucken hintangesetzt und stillschweigend als unbrauchbar erklärt war etc. Dem Vf. zu Folge fehlt es der Schweiz an allem, sie ist von Grund aus verdorben und muss ganz umgeschmolzen und neugeboren werden. Den grössten Theil dieser Uebel schreibt er aber — nicht etwa der Revolution — sondern den alten Regierungen zu.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 23. März 1803.

NATURGESCHICHTE.

Eine sehr grosse und kostbare Unternehmung ist die neue Ausgabe des *Buffonschen* Werkes, mit Erläuterungen, Zusätzen, und Bearbeitungen derjenigen Theile der Naturgeschichte, die Buffon selbst nicht abgehandelt hat, welche seit drey Jahren unter folgendem Titel erscheint:

Paris, b. Dufart: *Histoire naturelle générale et particulière*, par *Leclerc de Buffon*. Nouvelle edition, accompagnée de notes, et dans laquelle les supplémens sont insérés, dans le premier texte, à la place qui leur convient. L'on y a ajouté l'histoire naturelle des quadrupèdes et des oiseaux découverts depuis la mort de Buffon, celle des reptiles, des poissons, des insectes, et des vers; enfin l'histoire des plantes, dont ce grand naturaliste n'a pas eu le tems de s'occuper. Ouvrage formant un *Cours complet de l'histoire naturelle*: rédigé par *C. S. Sonnini*, Membre de plusieurs sociétés savantes. An VII. VIII. IX. X. (1799 bis 1802.)

Zuförderst die allgemeine Naturgeschichte Tom. I. (450 S.) die Theorie der Erde artic. 1—8. T. II. (493 S.) art. 9—16. Tom. III. (445 S.) die drey letzten Artikel der Theorie der Erde, und von den Epochen der Natur. Tom. IV. (415 S.) Beschluss der Epochen der Natur; nebst den Anmerkungen darüber. Einleitung in die Geschichte der Mineralien. Tom. V. 436 S. Tom. VI. 442 S. Fortsetzung. Tom. VII. 459 S. beschliesst diese Einleitung und fängt die Geschichte der Mineralien von Buffon selbst an. Hr. *Sonnini* hat die Nomenclatur der Mineralien nach den bekanntesten Schriftstellern beygefügt, auch erläuternde Kupfer stechen lassen, dergleichen in dieser Geschichte bey Buffon ganz fehlten. In dem VII. Tom. kommen der Jaspis, Talk, Schörl vor; im VIII. Tom. (474 S.) der Porphyr, Granit, die Thonarten, Alabaster, Marmor, Gyps; im IX. Tom. (477 S.) Kohlen, Harz, vulcanische Stoffe, Salze, Vitriol. Ueber den Bernstein, Ambra, und Pyrites finden sich hier Zusätze des Herausgebers. Der X. Tom. (428 S.) von den verschiednen vegetabilischen und thierischen Säuren der Kalien, Meersalz, Nitrum, Salmiak, Borax und Eisen. Tom. XI. 447 S. Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Bley. Tom. XII. 459 S. Tom. XIII. 455 S. Tom. XIV. 452 S. Halbmetalle, Edelsteine, Versteinerungen u. s. w. Von Magneten, dessen Abhandlung durch Tom. XV. 427 S. und zum Theil den Tom. XVI. 343 S. hindurchläuft. Den grössten Theil des 16ten Bandes nimmt eine Abhandlung über die Theorie der Erde, und die Geschichte der Mineralien von Hn. *Sonnini*, und ein *Précis de Minéralogie* von *Delamétherie* ein. Tom. XVII — XXI. enthalten die Geschichte des Menschen.

Der Geschichte der vierfüssigen Thiere, die mit Tom. XXII. anfängt, ist *Condorcet's* Elogium auf Buffon vorgesetzt. Sie läuft bis zum XXXVI. Bande fort, und enthält ausser Buffons Texte viele Zusätze von *Sonnini*.

Die Geschichte der Vögel vom XXXVII. bis zum LXIV. Bande ist mit vielen Zusätzen und eigenthümlichen Beschreibungen von den Hn. *Sonnini* und *Virey* bereichert.

Als ein Nebenwerk, das doch aber dient den Curs der Naturgeschichte zu vervollständigen, ist von eben dem Hn. *Virey* folgendes Werk erschienen:

Paris, b. Dufart: *Histoire naturelle du genre humain*, ou recherches sur ses principaux fondemens physiques et moraux; précedées d'un Discours sur la nature des êtres organiques et sur l'ensemble de leur physiologie. On y a joint une dissertation sur le sauvage de l'Aveyron. Avec figures. Par *J. J. Virey*. Tom. I. 435 S. Tom. II. 392 S. An IX. (1801.)

Von der Geschichte der Schalthiere und Insecten haben wir zwey Theile vor uns:

Paris, b. Dufart: *Histoire naturelle, générale et particulière des Crustacés et des Insectes* Ouvrage faisant suite aux oeuvres de *le Clerc de Buffon* et partie du Cours complet d'Histoire naturelle rédigé par *C. S. Sonnini*, Membre de plus. societés savantes, et par *P. A. Latreille*, Membre associé de l'Institut national de France, des Societés Linéennes de Londres, Philomatique, Hist. nat. de Paris et de celle des Sciences Belles Lettres et Arts de Bordeaux. *Principes élementaires*. Tom. I. 394 S. T. II. 380 S. An X. (1802.) gr. 8

In diesen beiden Bänden wird von der Natur der Insecten überhaupt, ihren Kunsttrieben (dabey von der Art sie zu fangen und aufzubewahren), von ihrem Nutzen und Schaden, von ihrer innern und äussern Organisation, ihrer Fortpflanzung, und von verschiednen Systemen ihrer Eintheilung gehandelt.

Auch zur Beschreibung der Reptilien ist bereits mit folgendem Werke der Anfang gemacht:

Paris, b. Dufart: *Histoire générale et particulière des Reptiles*, Ouvrage faisant suite à l'Histoire naturelle — par le *Clerc de Buffon* etc. par *F. M. Daudin*, Membre des sociétés d'hist. naturelle et philomat. de Paris. *Tome I.* 384 S. *Tome II.* 432 S. An X. (1802.) 8.

Im ersten wird das allgemeine der Structur der Reptilien, und die verschiednen Systeme der Herpetologie betrachtet; im zweyten kommen die Schildkröten, und die Crocodile vor.

Endlich sind auch von der *Naturgeschichte der Pflanzen* die ersten Theile erschienen:

Paris, b. Dufart: *Histoire naturelle générale et particulière des Plantes.* Ouvrage faisant suite aux Oeuvres de le *Clerc de Buffon* et partie du Cours complet d'Hist. nat. rédigé par *C. S. Sonnini.* — Traité d'Anatomie et de Physiologie végétales, servant d'Introduction à l'histoire des Plantes. Par *C. F. Brisseau-Mirbel*, Aide-naturaliste au Museum d'Hist. nat. Professeur de Botanique à l'Athenée fr. et membre de la Société des Sciences, Lettres et Arts de Paris. Tome I. 378 S. Tome II. 423 S. An X. (1802.) 8.

Hier kommen die Elemente der Pflanzen, ihre flüssigen und festen Bestandtheile, die zur Entwickelung der einzelnen, und zur Erhaltung der Gattung dienenden Theile und Functionen; dann die Krankheiten und der Tod der Pflanzen vor. Im zweyten Bande werden noch zuletzt die Methoden von Tournefort, Linné und Jussieu beschrieben.

Wir behalten uns eine nähere Anzeige der neuen Werke vor, welche zum Büffonschen um den Curs der Naturgeschichte zu vollenden, herauskommen sind und melden vorjetzt nur die Bedingungen, unter welchen der Verleger die verschiednen Ausgaben abläfst.

Die 64 Bände des Büffonschen Werks kosten mit schwarzen Kupfern 320 Franken, oder 80 Rthlr. mit ausgemalten Kupfern 640 Fr. und auf Velinpapier mit ausgemalten Kupfern 1280 Fr.

Von der Pflanzengeschichte, die auf zwölf Bände angeschlagen ist, kostet jeder Band mit schwarzen Kupfern 6 Fr. oder 1½ Rthlr.

Die Geschichte der Fische und Cetaceen von *Lacépède* und *Sonnini* wird zwölf Bände betragen.

Die der Insecten und Schalthiere 10 Bände; die der Conchylien und Würmer, von Hn. *Denis Montfort* 8 Bände; die der Reptilien 6 Bände.

Der Preis ist eben der, wie bey der Pflanzengeschichte. Die Subscribenten bezahlen für jeden Band mit schwarzen Kupfern nur 5 Fr. und mit colorirten Kupfern 10 Fr.

Zuletzt soll noch ein *dictionnaire universel d'hist. naturelle* von Hn. *Sue*, Bibliothekar der medicinischen Schule zu Paris geliefert werden.

Druck, Papier, und die ganze äussere Einrichtung machen dem Verleger Ehre.

Göttingen, b. Röwer: *Johannis Beckmanni Lexicon Botanicum*, exhibens etymologiam, orthographiam et prosodiam nominum botanicorum. 1801. 15 Bog. 8. (22 gr.)

Diess Wörterbuch begreift die von Linné selbst gebrauchten oder eingeführten Namen mit Ausschliessung derjenigen, welche von Botanikern auf Pflanzen übertragen worden sind. Doch sind einige derselben mitgenommen. Aus *Borrichs Lingua pharmacopoeorum* (Hasn. 1670.) sind ganze Stellen eingerückt; aber Rec. kann mit dem Titel durchaus nicht die Erklärung in der Vorrede reimen: *Nominum, quibus jam Graeci atque Latini usu sunt, etymologiam, eorumque vim atque rationem non valde curavi, cum ea plerumque incerta sint, neque botanicos multum juvare queant.* Wer die Etymologie und Bedeutung der alten griechischen und lateinischen Namen wegen der Ungewissheit aufgiebt, und bloss an die neuern sich hält, der scheint zu glauben, dass hier mehr Gewissheit in der Ableitung zu finden sey. Leider findet gerade das Gegentheil statt. Von Linné und seiner Zeit her ist die botanische Sprache so barbarisch, die alten Namen sind so verstümmelt, und neue ohne alle Kenntniss der Grammatik und Analogie so ungeschickt gemacht worden, dass man durchaus Verzicht darauf thun muss, einen Sinn darin zu suchen, oder, wenn der Urheber eines neugemachten Namen die Art der Composition anzugeben, für gut befunden hat, über die Unwissenheit lachen muss. Einige Proben werden des Rec. Meynung hoffentlich bestätigen. S. 129. steht: *Libanotis, idis (Athamanta et Cachrys); pen. producitur.* λιβανωτίς, *sed casus obliqui corrip. quod radix* ὄζει λιβανω, *thus redoleat.* Rec. will glauben, dass λιβανωτίς durch den Setzer an die unrechte Stelle gebracht worden ist, aber die Ableitung von ὄζειν und λίβανος ist doch grundlos. Wollte Hr. B. diese nicht angeben, wozu die griechischen Worte? *Moscheutos (Hibiscus). Plin.* 21, 4 *moscheuton,* μοσχευτὸν; *rosae genus est a suavitate odoris nomen habens.* Im Plinius steht *alia rosa funditur e caule malvaceo, folia oleae habente, mosceuton vocant.* Aber er setzt gleich hinzu *omnes sine odore, praeter coroneolam et in rubo natam.* Ueberdem ist die Leseart der Stelle verschieden; und woher sollte Plinius schon den Moschus gekannt haben? *Pentstemon (Chelone). Profiteor, me nondum conjectura perspicere nominis rationem. Num* πεντάστομος, *quinque ora habens?* Wer die Pflanze selbst kennt, welche nun in die neue Gattung *Pentstemon* unter dem verstümmelten Namen gebracht worden ist, wird in dem Merkmale *rudimentum filamenti quinti superne barbatum* leicht den Ursprung aus πέντε, στήμων erkennen. Es muss also *Pentestemon* heissen. *Polemonium, antiquum nomen,* πολεμώνιον, *a* πόλεμος, *bellum.* Aber die Stelle aus Plinius 25, 6. beweiset, dass der Namen vom Könige Polemon hergenommen war. *Ruta, ae, herba dicta, quod propter multiplices, quos de se praebet usus, maxime eruitur. Fabro Gesneri auctore.* Ist ja das griechische ῥυτή! *Scilla et squilla, per i bene scribitur; in Graeco enim est* σκίλλη. *Scilla est scopulus*

ist

iste in Italiae et Siciliae confinio. Soll wohl *Scylla* heissen? *Serpyllum (Thymus) herba ita Latinis dicta, quod quaecunque ejus pars terram attingat, in ea radices demittat. Virg. ecl.* 2, 10. Also nicht von ἕρπυλλος? *dicyos. media corrip.* σίκυς. *Latinis Sicys, Sog. M. est cucumis, unde herbam hanc cucurbitaceam Tournef. vocavit Sicyoidem, quod nomen Linnaeus contraxit seu decurtavit. Conf. Foes oeconom. Hippocr.* p. 565. Also wäre aus *sicyoides* der Name *sicyos* abgekürzt? *Syngenesia. Nomen a Linnaeo confictum, cujus penultima corripienda est. Genesia, orum,* τὰ γενέσια, *dicebantur festa, quibus amici natalem celebrabant defuncti, cujus memoriam servare studebant. At nullum reperitur apud veteres, compositum e* συν *et* γένεσις. Linné dachte gewiss an συγγέννησις, oder wenigstens dachte er den Sinn davon b y Benennung der Classe. Hr. B. leugnet S. 207., dass *taeda* oder *teda* bey den Lateinern den Baum oder eine Art bezeichne, und behauptet, das Wort bedeute bloss das kühnige oder fette Holz der Nadelbäume. Und doch sagt Plinius 16, 10. *Sextum genus est teda proprie dicta, abundantior succo quam reliqua, parciore liquidioreque quam in picea* u. s. w. Hr. B. leitet *Tetralix* von *licium* ab, weil er das Wort mit *bilix* und *trilix* vergleicht und die Prosodie daraus bestimmt. Es sollte aber *tetraelix* wie τετραελιξ heissen! Wie konnte Hr. B. *Thalictrum* von θαλέω ableiten, wenn er nicht die andre Schreibart des Wortes, nämlich θαλητρον, annahm oder doch wenigstens bemerkte? *Thelygonum*, θηλύγονον ist nicht aus θῆλυς und γόνυ, sondern aus γόνος, zusammengesetzt. Bey *Tripteirs (Valeriana)* fällt Hr. B. sogar auf τριπτηρ, weil er den Ursprung und die Veranlassung des Namens nicht errathen konnte. Aber *Coreoptis tripteris* konnte ihn diesen von τρις und πτερὸν, so leicht lehren! *Triquetrum* und *pharetra* verglichen; nur die Dichter sollen solche Sylben als lange brauchen!!! *Unedo*, die Frucht des Erdbeerbaums, soll von *unus* kommen, und die mittelste Sylbe doch kurz haben! Saumaise leitete das Wort nach Maassgabe des griechischen ὄναρον von ὀινίζων gleichsam *vineda* ab. — Nun kann man leicht denken, wie natürlich die Ableitungen der von Neuern gemachten Namen ausfallen mussten, denen sehr oft irgend eine falsche Lesart eines alten Namens Veranlassung gab, einen neuen daraus zu bilden. Wer also nicht durch ein Ungefähr auf die Quelle stösst, sucht vergebens nach der Entstehung. Einige neuere Namen hat doch auch Hr. B. berichtiget, und gezeigt, wie sie heissen sollten. Am Ende sind noch unter den Rubriken *Color, Fero, Findo, Flos, Gluma,* Γυνη, *Jugum, Lobus, Olere, Olens* und *Tomus* die zusammengesetzten Worte angeführt, um die Prosodie daran zu bemerken. Also dachte Hr. B. seine Leser sich als völlige Ignoranten, die nicht einmal die Anfangsgründe des Lateinischen gelernt haben? Und für diese schrieb er das Buch lateinisch? Wie vieles hätte er da noch sagen müssen, wenn unlateinische Botaniker die Linnéischen Namen daraus recht schreiben, lesen und aussprechen lernen sollten? Aber unbegreiflich bleibt es dem Rec., wie Hr. B. einer solchen Anweisung von solcher Beschaffenheit, welche die oben angeführten Beyspiele nachweisen, und denen noch viele zugesellt werden könnten, seinen Namen vorsetzen konnte, der den Liebhabern der Naturgeschichte und der alten Literatur durch so viele verdienstliche Schriften so achtungswerth geworden ist, dass Rec. das Buch mit Begierde in die Hände nahm, vorzüglich nachdem er Hn. B. eigne Anzeige davon in der physikalisch-ökonomischen Bibliothek gelesen hatte, um daraus, wie aus den übrigen Schriften des Hn. B. zu lernen. Die eingemischten Anekdoten, welche Hr. B. von Linné selbst haben will, z. B. über *Bufonia* statt *Buffonia, Mahernia* versetzt statt *Hermannia, Polianthes* st. *Polyanthes*, über die löcherige Kapsel von *Porella*, und die von Linné empfangene Verbesserung der Stelle in *Philos. bot.* p. 167. die *Plumbago* betreffend, können den Werth des Buchs auf keine Weise erhöhen, oder die so häufigen Fehler bedecken.

WEIMAR, b. Gädicke: *Die Linneischen Geranien für Botaniker und Blumenliebhaber; durchaus neu und nach der Natur abgebildet, und nach sorgfältigen Beobachtungen beschrieben* von F. G. Dietrich. — *Ersten* Bandes *zweytes* Heft. Kranichschnäbel oder Pelargonien. 1801. 4. (Jedes Heft 1 Rthlr.)

Das *zweyte* Heft dieses schönen Werks, welches auch den Titel: *Mode-Blumen für Botaniker* etc. führt, enthält Tab. V. *den vierkantigen Kranichschnabel, Pelargonium tetragonum.* Die Blätter riechen wie Wallnussblätter und der Saame wird selten bey uns reif; kann aber durch Stecklinge vermehrt werden. Tab. VI. *der hornblättrige Kranichschnabel, Pelargonium ceratophyllum.* — Kann nur als Treibhaus-Pflanze behandelt werden. Tab. VII. *der leuchtende Kranichschnabel, Pelargonium fulgidum.* Tab. VIII. *der zweykantige Kranichschnabel, Pelargonium anceps.* — Am Schluss folgt eine Nachricht von des Vfs. verkäuflichen Pflanzen und Saamen von *Geranien* und einigen andern Topfpflanzen.

Das *dritte* Heft enthält Tab. IX. *den schwarzbemalten Kranichschnabel, Pelargonium zonale.* Seine Blumen dauren spät in den Herbst, und er lässt sich leicht durch Saamen und Stecklinge im freyen Lande fortpflanzen. Tab. X. der *kopfförmige Kranichschnabel, Pelargonium capitatum.* Er ist mit vielen weichen Haaren bekleidet. Tab. XI. der *filzige Kranichschnabel, Pelargonium tomentosum.* Tab. XII. der *ahornblättrige Kranichschnabel, Pelarg. acerifolium.*

Vierten Heftes XIII. Tafel stellt den *birkenblättrichen Kranichschnabel* vor, *Pelargonium betulinum*, der bis 4 Fuss hoch wird, und im Glashause überwintert werden muss. Tab. XIV. den *beschmutzenden Kranichschnabel, Pelarg. inquinans*, welche Pflanze ganz bis auf die Blumenblätter mit weichen klebrigen Härchen besetzt ist. Tab. XV. den *verschwägerten Kranichschnabel, Pelarg. adulterinum.* Der Kelch, die Blumenblätter etc. sind fast wie bey dem birkenblättrigen. Tab. XVI. den *klebrigen oder weissdornblättrigen Kranichschnabel, Pelarg. glutinosum.* Seine Zweige sind

find mit einer glatten klebrigen Rinde umgeben. — Die Beschreibungen find sehr vollständig und unterrichtend. — Am Schluss dieses Heftes wird noch die Kultur verschiedener Zierpflanzen bekannt gemacht, von *Arum pictum: Brunia superba; Camellia japonica, Campanula aurea; Canna indica; Chironia frutescens; Cineraria papulifolia; Fuchsia coccinea*, und mehrerer anderer.

ERBAUUNGSSCRIFTEN.

BRESLAU u. LEIPZIG, b. Gehr u. Comp.: *Was soll ich glauben, was soll ich hoffen?* Oder *die Glaubenslehre des Christenthums praktisch in einer Reihe von Predigten* für diejenigen, denen Vernunft und Bibel etwas gilt, vorgetragen. Ein Hülfsmittel für angehende Prediger und Candidaten, auch für die, welche sich nach einem schrift- und vernunftmäsigen System dessen umsehen, was sie als Christen glauben sollen, von *Joh. Ant. Dav. Lange*, zweytem Pastor an der evangelisch lutherischen Gemeinde zu Guhrau in Niederschlesien. *Ersten* Bandes *erstes* u. *zweytes* Heft. 1802. 226 S. 8. (16 gr.)

In der Zueignungsschrift an den Dr. Reinhard sagt der Vf., dass die von ihm am Gedächtnisstage der Kirchenverbesserung gehaltene Predigt ganz aus seiner Seele geschrieben sey, so wie sie diess für jeden Nachdenkenden und Unbefangenen allerdings seyn müsse, (und doch haben viele Nachdenkende und Unbefangene allerley dagegen erinnert). Wer wollte es doch leugnen, setzt er hinzu, dass wir, wenn wir alles gethan haben, was Vernunft und Schrift von uns fodert, demungeachtet mannigfaltig fehlen? (Wer wollte auch diess leugnen? Und wenn der Vf. das selbst glaubt, warum bemerkt er es? Und was soll daraus folgen?). Wer wollte es läugnen, hebt er nochmals an, und wenn wir alles gethan haben (was denn? Hier läfst sich mancherley denken), so können wir um deswillen keine Seligkeit von Gott fodern u. s. w. In diesem breiten, unbestimmten Tone fährt der Vf. fort, welcher es ganz gut meynen mag, aber der Mann nicht zu seyn scheint, der über diesen Gegenstand urtheilen könnte. Seine Predigten sind gemein und gewöhnlich, und nicht geeignet, den gebildeten Leser zu erbauen. Auch wäre gegen sie in Hinsicht auf Materie und Form vieles zu erinnern, wenn es die Mühe belohnte. Zum Beweise diene gleich die erste Predigt, in welcher er über die Gründe (von den Gründen), warum es nothwendig sey, zu wissen, was wir als Menschen und als Christen zu glauben und zu hoffen haben, redet. Er zeigt die Gründe dieser Nothwendigkeit, und leitet einige Lehren daraus her. Der erste Theil hebt sich sogleich mit der Klage an, dass fast jeder Bekenner des Protestantismus sich eine Glaubensnorm, die ihm am besten behage, suche, sie stimme nun mit Vernunft und Schrift überein oder nicht — (ein liebevolles Urtheil, das uns schon die ganze ehrwürdige Orthodoxie des Vfs. verdächtig machen könnte), und das, was wir Glaubenslehre nennen (wer? Der Vf.? Und welche Glaubenslehre? Davon war noch kein Wort gesagt), für entbehrlich erkläre, und nur auf das hinarbeite: was der Mensch als Christ thun oder lassen soll. (Gleich als ob die übrigen Protestanten darum keine Glaubenslehre hätten, weil sie nicht die Seinige ist? Und welcher Protestant hält denn die Glaubenslehre für entbehrlich? Diese ganze polemische, und als Einleitung auf die Sache gar nicht passende Ansicht verkündigt schon nichts Gutes). Ueber die Gründe für die Nothwendigkeit jenes Glaubens erklärt er sich also: Schon in Hinsicht der Tugend selbst ist es nothwendig, dass ich weiss, was ich glauben und hoffen soll! Ohne Glauben, ohne Ueberzeugung dieser und jener Wahrheiten (?) findet bey den wenigsten Menschen ein Trieb nach (zur) Frömmigkeit statt. Doch will er es nicht in Abrede seyn, dass es möglich wäre (wenig genug), dass auch Menschen, *ohne die* Ueberzeugung von den eigentlichen (?) Wahrheiten der christlichen Religion, sittlich denken und handeln könnten. (Nun, wenn diess die Menschen nicht können: so hätten sie auch keine sittliche Natur, und wären also auch keiner Religion fähig, wozu sie jene leitet. Und ist das Religion oder Frömmigkeit, die erst Sittlichkeit erzeugen soll, und sie nicht schon in sich schliesst, wenn sie anders moralische Religion seyn soll?). Uebrigens hören wir in diesem ersten Theile, anstatt der Gründe, fast lauter Klagen, und wir sind dadurch abgeschreckt worden, uns auch über den zweyten Theil zu verbreiten, der überdiess nicht im Hauptsatze liegt. Nach dieser Probe wird es den Leser nach einer fortgesetzten Zergliederung der übrigen Predigten nicht gelüsten. Zum Lobe des Vfs. gereicht es, dass er den Leser mit dogmatischen Subtilitäten, welches wir befürchteten, verschont, und von Herzen geredet hat.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Breslau*, in der Barth- u. Hamberger. Buchh.: *Clio-Thalia*, oder: *Beleuchtung der Darstellungen von Friedrike Unzelmann auf der Breslauer Bühne, im Jahr 1801.* 1801. 80 S. 8. Siebenzehn verschiedene Rollen, die Madame Unzelmann auf der Breslauer Schaubühne darstellte, veranlassten die vorliegenden Aufsätze. Der Vf. läfst dieser vortrefflichen, überall geschätzten Schauspielerin volle Gerechtigkeit widerfahren; und macht seine Lobsprüche, durch Bemerkungen, die das kunstvolle Spiel derselben in den vorzüglichsten Rollen heraussetzt, bedeutend. Doch weniger glückt es ihm, wenn er dem Verdienste dieser [illegible]nstlerin als Dichter huldigt: z. B. *An Chatinka.*

„Wer die Gröfse, die du uns heute, o Künstlerin! zeigtest,
Würdig der seltnen Natur Chatinkens, würdig umfasste,
Wahrlich! er müsste gröfser noch seyn, als Peter der Grofse!"

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 23. März 1803.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Supprian: *Gemälde von Ostindien* in geographischer, naturhistorischer, religiöser, sittlicher, artistischer, merkantilischer und politischer Hinsicht von M. *Friedrich Herrmann. Zweyter Band.* 1801. 510 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Wie der erste Theil (s. A. L. Z. 1800. Nr. 211.) so ist auch dieser zweyte aus Werken geschöpft, die fast in allen Händen sich befinden. Was Hr. *H.* nur immer bekommen konnte, excerpirte er, und reihte dann ohne alle Kritik, ohne alle Auswahl, ohne alle Scheidung des Wahren und Halbwahren und Falschen seine Auszüge so gut und so schlecht an einander, als es nur gehen wollte, und mit einer ängstlichen Kargheit, die durchaus gar nichts umkommen liess.

Hr. *H.* fängt mit einigen dürftigen Nachrichten über die neuesten Revolutionen in Hindostan an; und spricht S. 7—65. von dem Handel der Europäer nach Ostindien; den grössern Theil des Werks aber nehmen die Mogolen und die Hindus ein. — Die Hauptgründe des Verfalls der holländisch-ostindischen Compagnie, die in dem Monopole und der Sklaverey der Unterthanen in den holländisch-asiatischen Ländern liegen, hat Hr. *H.* fast ganz übersehen. Obgleich das Fehlerhafte der Verfassung der eben genannten Compagnie in die Augen sprang; obgleich mehrere unpartheyische Personen Vorstellungen desshalb machten: so fand doch nach Hn. *H's.* Versicherung die Compagnie es nicht für gut, Abänderungen zu treffen. Noch im J. 1790 bewilligten die Bewindhebber nur äusserst kleine Reformen, von welchen sich keine grosse Ersparungen erwarten liessen. Es wurde bloss die Anzahl der Gebet- und Gesangbücher vermindert, die man dem Schiffsvolke mitzugeben pflegte; auch die Kapitains bekamen wenigere Quadranten, Fernröhre und andere Instrumente mit. Dieser unzeitige Stolz, der den Augen des Publicums die wahre Lage der Gesellschaft verbergen sollte, bewirkte, dass von Jahr zu Jahr das Verderben der Compagnie grösser wurde, und endlich nicht mehr verhehlt werden konnte. Wenn aber das Fehlerhafte der Verfassung jedermann in die Augen sprang, und aus dieser Verfassung das Verderben der Compagnie hervorgieng; wie konnten die Bewindhebber denn allein so blind oder so indolent seyn, dass sie jene Verfassung nicht verbesserten? Wenn sie auf die angegebene Art zu ersparen anfingen, war denn diess nicht gerade die rechte Art, allgemeines Aufsehen zu machen? Und wie konnte ein unzeitiger Stolz die wahre Lage der Dinge verbergen? Hr. *H.* kennt den holländischen Charakter eben so wenig wie die Geschichte der holländisch-ostindischen Compagnie. Alles was Hr. *H.* über den indischen Handel und die Eroberungen der Engländer und Holländer sowohl, wie der übrigen Europäer gesagt hat, konnte kaum dürftiger seyn, und gleichwohl sagt er von diesem Kram: „Das sind nun die Thatsachen, welche der heutigen Gestalt von Hindostan vorhergingen und sie bestimmten." — „Ungeachtet das unglückliche Land von jeher den grösten und häufigsten Revolutionen ausgesetzt war, zu welchen es zum Theil den Keim in sich selbst trug: so ist es doch sehr wahrscheinlich, dass in Dekan und Hindostan zusammen nahe an die 100 Millionen Menschen leben." Das lautet ungefähr so, als wenn man sagte: in Frankreich und Deutschland leben nahe an so und so viele Schock Menschen. Und nun die Beweise? Diese sind ganz von der Art, dass sie sich eben so gut aufstellen liessen, wenn man darthun wollte, dass die genannten Länder achtzig oder hundert und zwanzig Millionen Menschen hätte. „Der grosse Umfang — so lauten diese Beweise, — welcher dem des ganzen Europa, Russland abgerechnet, gleich kommt; das grösstentheils gesunde Klima; die starke Bevölkerung einiger einzelnen Provinzen; die Fruchtbarkeit der indischen Frauenzimmer; und das ewige Herbeyströmen europäischer und asiatischer Fremdlinge berechtigen uns allerdings, eine so grosse Summe anzunehmen: und wenn Schah Nadirs Verheerungen, wenn die blutigen Kriege, die seit länger, als einem halben Jahrhundert ununterbrochen fort wütheten; wenn endlich Auswanderungen und Landplagen diesem Landstriche einen überaus beträchtlichen Theil seiner Einwohner geraubt haben: so ist doch auch nicht zu vergessen, dass Indien seit mehr als zwey Jahrtausenden, deren grösster Theil ihm in Ruhe dahin geflossen war, einen Schatz von Menschen gesammelt hatte, der ausserordentlich gross war, und die 100 Millionen bey weitem übersteigt." Ein Schluss von dem Umfange des Landes auf die Bevölkerung desselben ist Rec. etwas ganz neues. Von der Fruchtbarkeit der Weiber auf die Bevölkerung zu schliessen, ist hier in unserm Falle eben so neu: denn wer kennt nicht die zum Theil bestialische Wollust und die zügellosen Ausschweifungen beider Geschlechter in Indien? Und welchen Zuwachs der Volksmenge mag man sich denn von den Europäern versprechen, die nach Asien ziehen? von Menschen, die grösstentheils schon bey ihrer Auswanderung zu dem Auswurf der Menschen gehören, und die, kommen sie auch edler und besser in Asi-

an, so bald allen Lastern zum Raube werden? Aber gesetzt auch, dass man aus allen angeführten Beweisen auf eine grosse Volksmenge schliessen dürfte; wie geht denn aus ihnen hervor, dass diese Volksmenge nahe an 100 Millionen reicht? vollends da man hier Summen zu Summen zu fügen, und wieder Summen von Summen abzuziehen hat, die wieder keiner auch nur ungefähr bestimmen kann? Oder weiss Hr. *H.*, wie stark die Zeugungskräfte der Indier in den erwähnten zwey Tausend Jahren gewirkt haben mögen? wie viele Menschen diese Länder durch die spätern Kriege verloren? wie viele auswanderten? wie viele durch Landplagen umkamen? weiss er nur, wie viele in der bekannten, von den Britten erregten Hungersnoth während der Zeit dieser Hungersnoth und mittelbar nachher das Land einbüsste?

Die Schilderung der verschiedenen Völker Hindostans und Dekans, die S. 57. anhebt und schon S. 64. sich schliesst, hätte kaum kläglicher ausfallen können. Hier stehen die Hindoos (Hinduer) und Mogolen oben an; gleichwohl geht Hr. *H.* nun nicht, wie man erwarten möchte, zur geographischen Beschreibung der einzelnen Länder Hindostans fort; sondern von S. 65. bis 280. folgt nun eine Beschreibung der Mogolen, und den übrigen Theil des Werks füllt dann eine ähnliche Schilderung der Hindoos. „Unverzüglich, sagt Hr. *H.*, wollen wir uns nun zu einer Charakteristik der Hindoos und Mogolen anschicken. Da aber nur zu gewöhnlich die Sitten der Gehorchenden nach denen ihrer Beherrscher bestimmt und modificirt werden: so wird es nöthig seyn, bey den Mogolen anzufangen, und dann auf das Urvolk die Hindoos zurückzukommen, damit der Leser beurtheilen kann, was diesen eigenthümlich zugehöre, und was sie von jenen entlehnt haben, was originell und was nachgeahmt sey, die Nachahmung mag sich nun auf freye Wahl oder auf Gewalt gründen." Worte, wie so viele in diesem Buche, in welche einen vernünftigen Sinn zu bringen Rec. unfähig ist. — In der Schilderung der Mogolen steigt der Vf. hinauf bis zum *Ghengiz Khan*. Unter diesem berühmten Helden hatten die Mogolen eine so furchtbare Macht, dass die *ganze Welt* vor derselben zitterte. — (Eine ganze zitternde Welt! Wie erfuhr man denn nur in jenen Zeiten in allen Gegenden der Erde das Daseyn der Mogolen?) „Wie gross die Anzahl der in Hindostan lebenden Mogolen ist, lässt sich so genau nicht bestimmen, da sie durch den ganzen grossen Erdstrich zerstreuet leben." (Lebten sie nicht so zerstreuet: so würden wir mithin bey diesem Volke bestimmen können, was wir bis diese Stunde auch nicht bey oder von einem einzigen Volke unsers Erdtheils zu bestimmen im Stande sind). „Da die Mogolen das herrschende Volk in dem grössten Theil Hindostans wurden, so wurde auch ihre Religion die herrschende." (Folgt das? War das der Fall bey den alten Persern, bey den Arabern auf der pyrenäischen Halbinsel?) Nach S. 71. enthalten sich die Mogolen zwar des Schweinefleisches, doch sind sie nach englischen geräucherten Schinken sehr lüstern und essen sie. (Sind denn diese englischen geräucherten Schinken kein Schweinfleisch?) Die S. 77. u. ff. entworfene Schilderung der Fakirs passt auf einen zahlreichen Theil derselben ganz und gar nicht, wohl aber das, was von einigen am Schlusse ganz beyläufig bemerkt ist, nämlich, dass sie Bösewichter sind. Die brennende Wollust der Mogolen, versichert Hr. *H.* S. 220., ist eine Folge ihrer heissen Triebe, und diese heissen Triebe sind wieder Folge ihres heissen Klima. Untersuchen aber mag er nicht, ob die Vielweiberey für den Orient Nutzen oder Schaden habe; und ob, wie die Geburtslisten aus manchen Ländern des Südens und Ostens auszuweisen scheinen, die Anzahl der Mädchen wirklich bey weiten grösser ist, als die der Mannspersonen; so dass die Natur selbst das Gesetz der Vielweiberey auflegte. Was das für Länder im Süden und Osten sind, deren Geburtslisten mehr Mädchen als Knaben enthalten, hat Hr. *H.* anzugeben nicht beliebt. Er citirt blos die Insel Helena und Raynal. Auch gegen die frühen Heyrathen, wenn der Bräutigam etwa 12 und die Braut 10 Jahr alt ist, weiss Hr. *H.* keine sonderlichen Einwendungen zu machen; ja selbst nicht gegen das Verloben der Kinder, wenn diese 3 bis 4 Jahr alt sind, oder gar noch in der Wiege liegen. „Man sollte glauben, sagt er, dass dieses für das Glück der künftigen Ehe von keinen guten Folgen seyn könne; allein man muss bedenken, dass die biegsamen Herzen der Kinder in einander verschmelzen; dass sie sich an einander gewöhnen; und dass Jugendfreundschaft für die aus ihr entsprossende Liebe ein sehr fruchtbarer Boden ist." Die *Mogolen* haben einen natürlich guten Verstand. Allein ihre Kenntnisse sind auch wenig mehr — wer sollte das glauben? — als Resultate von der eigenen Anwendung dieses ihres guten Verstandes. Eigentliche wissenschaftliche Bildung findet man unter den Mogolen wenig, und eine Ursache dieses Mangels ist ihr Stolz, womit sie auf alle Künste des Friedens herabblicken. — Uebrigens hat Hr. *H.* in der Schilderung der Mogolen auch nicht einen Punkt, nicht eine Seite, nicht eine Rücksicht, die hier in Frage kommen konnte, übergangen. Er handelt da von Pallästen und Hütten, von den Krönungen, heiligen und unheiligen Festen, wie vom Tabackrauchen und Betelkäuen, vom Essen und Trinken und Mobilien so vollständig, wie von Kultur und Bildung, von den mogolischen Soldaten nicht minder, wie von ihrer Art, Krieg zu führen und von tausend andern Dingen.

Bey der Schilderung der Hinduer fängt Hr. *H.* damit an, dass er sich bemüht, den Leser auf den Standpunkt hinzuführen, von dem aus diess Volk nur gewürdigt werden kann. Wenn Tapferkeit und körperliche Stärke den Werth eines Volks entscheidet, oder wenn der Umstand, dass es herrscht, ihm einen Namen unter den Nationen erwirbt — und unsere Leser wissen, dass jenes wie dieses leider noch gegenwärtig nicht einzig bey unserm Pöbel entscheidet; — so glaubt Hr. *H.*, dürfe man bey den Hinduern nicht lange verweilen. Aber es gäbe noch einen andern Maasstab; und vornehmlich wären es drey Ursachen, welche dieses Volk unserer ganzen Aufmerksamkeit

werth

werth machten, und die eine Betrachtung seiner Eigenschaften rechtfertigten. Diese drey Ursachen sind nun das hohe Alterthum dieses Volks, der hohe Grad der Bildung, den es erreicht hat, und die so merkwürdigen Trümmer, welche es in religiöser, wissenschaftlicher und artistischer Hinsicht aus den Zeiten seiner Väter aufzuweisen hat. Das Alter eines Volks kann den Werth eines Volks höchstens wohl nur so erhöhen, wie die Ahnen den Werth eines einzelnen Menschen. Nicht der hohe Grad der Bildung, wohl aber die frühe Bildung der Hinduer zieht uns an. Wie man aber mit einem heiligen Schauer in die Mitte jener Trümmer treten, mit Ehrfurcht die zum Theil so weisen Einrichtungen der Ahnen der Hinduer mustern und sich freuen kann, dass diese Einrichtungen in den heutigen Indiern fortleben, das heisst, dass man die Sitten des grausten Alterthums und die Denkart desselben in diesem Lande *vergegenwärtigt* findet: das begreift Rec. gar nicht. Es ist fürwahr die traurigste aller Erscheinungen, die ein Volk gewährt, das im Laufe von Jahrtausenden da blieb, wo seine Vorfahren standen; das vor mehr, denn zwey Jahrtausenden eben die Eigenthümlichkeiten besass, wodurch es jetzt sich auszeichnet; das Ketten schleppt, die vor Jahrtausenden die barbarische Weisheit seiner Ahnherren schmiedete. Es kann keine traurigere, niederschlagendere Erscheinung geben, und das Volk, das sie gewährt, macht eine Ausnahme von den Gesetzen der Natur, gerade so wie der einzelne Mensch, der nie aufhört, ein Kind zu seyn. Ein solcher Stillstand, wie wir einst am Nil und am Jordan, und ohne Beyspiel in Hinsicht auf die Dauer desselben bey den Hinduern sahen, schreckt zurück, wie die stille Ruhe des Todes. Nur die Fortschritte zum Bessern, zur Veredelung der einzelnen Theile und unsers ganzen Geschlechts können der Geschichte derselben ein Interesse geben, und solche Fortschritte sind unvereinbar mit den Instituten, Anordnungen und Gesetzen aus der Kindheit der Nationen. Hr. *H.* ist freylich nicht der Einzige, der über das Verschwinden uralter Charaktere der Völker jammert; mehrere unserer ersten Historiker stimmen mit ihm dieselben Klagelieder an: aber das ist doch ihm eigen, dass er eben so bitter tadelt, was er kurz vorher wie begeistert gelobt hat. „Es ist in der That, sagt er S. 528., für den Weltbürger eine niederschlagende Erscheinung, zu sehen, dass dieses, sonst so gutmüthige und liebenswürdige Volk unter der Last seiner Vorurtheile erliegt, ohne sein Elend zu fühlen: dass es die Pfaffen, welche es gängeln, in einen solchen Zustand der Geistesschwäche versetzt haben, dass es nicht einmal fähig ist, die Sklavenkette, an der man es führt, zu erkennen, und dass das stete Reiben mit fremden Sitten es nicht aus seinem Schlummer zu wecken vermag. Bey diesem Volke ist alles seit Jahrtausenden fixirt: hier haben die Einrichtungen der Väter die Ideen in einen so engen Kreis geschlossen, dass selbst die nächsten Associationen für sie in einem unbekannten Lande liegen. Jede bürgerliche, jede religiöse Einrichtung ist durch ein hohes Alterthum geheiligt. Jeder Schritt ist auf das genaueste abgemessen. Hier ist jede Fähigkeit, das Bessere zu erkennen und zu wollen, beynahe erstickt." Hr. *H.* geht S. 281. gar so weit, dass er behauptet, Indien sey die Bildungsschule des menschlichen Geschlechts. Sein Beweis ist: Pythagoras habe die *Philosopheme* der *Brachmanen* auf europäischen Boden verpflanzt, und alle Welt wisse, welchen grossen Einfluss die pythagoräische Philosophie auf die Menschheit in Europa gehabt habe. Auch behauptet Hr. *H.*, Europa habe die *Anfangsgründe* seines jetzt so ausgebreiteten Handels Indien zu verdanken; ohne Indien hätte unser Handel in der Barbarey des Mittelalters nur langsam sich heben können: auch sey es die Thätigkeit und der Kunstfleiss der Hinduer, welche unsern Kunstfleiss und unsere Thätigkeit geweckt hätten. Wir schlummerten also wohl noch immer fort, hätten die Hinduer uns nicht aufgerüttelt? Und war es denn nicht ganz allmälig, ganz unsäglich langsam, dass unsere Gewerbe und unser Handel im Mittelalter sich hob? Konnten sie sich rasch heben?

Paris, b. Fuchs u. Demanne: *Notice des ouvrages de M. d'Anville*, premier géographe du roi, membre de l'académie des inscriptions et belles-lettres et de l'académie des sciences de Paris etc. Précédé de son éloge. An X. (1802.) 120 S. 8. (12 gr.)

Die vorliegende Schrift enthält ein Verzeichniss aller Karten und geographischen Schriften, welche der mit Recht in seinem Fache berühmte *d'Anville* während seiner langen schriftstellerischen Laufbahn herausgab, mit Bemerkung des Jahrs, in welcher jede erschien und der Veränderungen, welche er in mehrern derselben zu ihrer Verbesserung machte. An der Spitze befindet sich die auch bey uns bekannte von *M. Dacier* in der *Academie des Inscriptions* auf *d'A.* gehaltene Lobrede. Das Ganze zweckt zur Empfehlung einer neuen Ausgabe ab, welche die auf dem Titel genannten Buchhändler von *d'A's.* sämmtlichen Karten und Schriften veranstalten wollen. Der Text soll aus sechs Quartbänden jeder von 6—700 S. bestehen, und jeder Theil die dazu gehörigen Karten in Folio zu Begleitern haben. Der Karten sind 62. Auf jeden Theil subscribirt man 25 Franken mit Inbegriff der Karten; wer nicht subscribirt, zahlt für den Band 30 Franken. — Rec. verkennt *d'A's.* grosse Verdienste um die Geographie nicht, glaubt aber doch, dass eine neue Ausgabe wenigstens bey uns Deutschen wenig Glück machen werde. Seine Hauptkarten für die neuere Geographie sind die 4 Theile der Erde, jeder in mehrern Blättern. In den meisten derselben sind aber seit seiner Zeit beträchtliche Verbesserungen in richtigerer astronomischer Bestimmung der Orte, und in näherer Kenntniss der Länder durch trigonometrische Aufnahmen, oder doch durch einzelne Bereicherungen entstanden. In der alten Geographie trifft in vielen Theilen der nämliche Fall ein; man findet, dass *d'A.* vieles mehr nach seinem Gutdünken als nach den Angaben der Alten niedergelegt hat; nur wenige Blätter behalten also

so noch immer ihr ehemaliges Verdienst. Länger werden sich der Natur der Sache nach mehrere seiner Schriften erhalten, welche Gegenstände der alten Literatur zum Gegenstande haben; wenn gleich einige derselben, die eine Zeitlang das Interesse auch des Auslands erregten und allgemeinen Beyfall erhielten, bey näherer Untersuchung nichts weniger als haltbar erfunden werden, z. B. seine Abhandlung *des Mesures itineraires anciennes et modernes* etc.

RÖMISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Schwickert: *C. Plinii Caecilii Secundi Epistolarum libri decem.* Recensuit notisque illustravit *Gottlieb Erdmann Gierig.* Tomus posterior. 1802. IV. u. 611 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Nachdem wir den Charakter dieser Ausgabe bey der Anzeige des ersten Theils (A. L. Z. 1802. Nr. 36.) hinlänglich beschrieben zu haben glauben: dürfen wir uns bey der Anzeige des zweyten Theils kürzer fassen, in welchem man keinen Nachlass von Fleiss, sondern dieselbe gleich vertheilte Aufmerksamkeit auf Kritik und Erklärung bis ans Ende bemerkt. Oder vielmehr, das letzte und wichtigste Buch, die Briefe an den Trajan enthaltend, ist mit einem noch grössern Aufwand von Fleiss und Scharfsinn bearbeitet. Ueber die Aechtheit der Briefe dieses Buchs und insonderheit der, die Christianer betreffend, handelt der Herausgeber kurz und bündig; er nimmt mit dem Vf. des bekannten Buchs: Vertheidigung der Plinischen Briefe über die Christen gegen die Einwendungen des Hn. D. *Semlers*, Götting. 1788. 8. die Aechtheit dieser Briefe in der Einleitung sowohl als in den Anmerkungen in Schutz, und wird dabey sehr warm gegen *Semler*, von dem er, wiewohl nicht ohne die Manen des grossen Mannes um Verzeihung zu bitten, sagt: „*Semlerus quidem, cujus laudabile in monumentorum antiquorum fide examinanda studium in improbam grassandi lubidinem exciderat, hic mirum quantum omnia miscuit turbavitque, atque multis modis ingenio suo ad harum epistolarum auctoritatem labefactandam abusus est.*“ Unter den Briefen der übrigen Bücher machen wir nur noch auf die gute Bearbeitung der beiden, den Ausbruch des Vesuv im J. 79. und den Tod des ältern Plinius betreffenden (6, 16. 20.), aufmerksam. Bey dem erstern sind die Erörterungen von *Rezzonico* in *Disquisitt. Plin.* T. I. p. 113. ff. zu Hülfe genommen; wir wünschten, auch die Beobachtungen neuerer Naturforscher, vorzüglich Hamiltons, über die Erscheinungen bey den neuesten Ausbrüchen des Vesuv. So Brief 16. §. 5. 6. bey der aus dem Crater des Vesuv aufsteigenden Wolke, die mit einer *Piniole (pinus)* verglichen wird. „*Nam longissimo velut trunco elata in altum, quibusdam ramis diffundebatur*“ d. h. *in latitudinem vanescebat*, wie es hernach von Plinius erklärt wird. Hamilton (Merkwürdigkeiten bey dem letzten Ausbruche des Vesuv in Gilbert Annalen der Physik B. 5. St. 4. S. 419.) bemerkt, dass die Einwohner jede Wolke, die nicht bloss aus Rauch, sondern auch aus vulcanischer Asche, Schlacken, Bimssteinen, Lavastückchen u. s. w. bestehe, *Pino* nennen, wiewohl diese Benennung eigentlich auf Wolken eingeschränkt seyn sollte, die bis zu einer beträchtlichen Höhe die Gestalt eines Cylinders behalten, und sich dann nach Art der Pinus verbreiten. Diese Wolken verkündigen nahe Eruptionen. Nachher bey Ausströmung der Lava verschwindet die Pinusgestalt. Bey §. 11. von dem Aschen- und Bimsstein-Regen war die Bemerkung an ihrer Stelle, dass bey den früheren Auswürfen des Vesuv nur von Asche und Bimsstein, bey dem Ausbruche aber vom J. 1036 zuerst von einem Lavastrom die Rede ist. S. v. *Buch* über d. Formation des Leucits Ann. d. Phys. B. 6. St. 1. S. 63. Was die Todesart des ältern Plinius §. 19. betrifft, so glaubt Hamilton Ann. d. Phys. B. 6. St. 1. S. 40., dass er durch die *Mofete*, mephitische Dämpfe, welche nach jedem Ausbruch des Vesuv hervorkommen und vorzüglich da, wo Stabiae stand, häufig sind, getödtet worden. Ueber die von vulcanischen oder elektrischen Blitzen über vollen Rauchwolken des Vesuv Brief 20, 9. giebt eben auch Hamilton Bd. 4. St. 4. S. 439. Erläuterung. Wir bemerken nur noch, dass wir in dieser Ausgabe des Hn. G. manche Verschiedenheiten der Lesart, die nicht ganz gleichgültig seyn dürften, nicht angegeben finden. So fehlen in einigen Handschriften und Ausgaben folgende Worte 7, 2. am Ende: *erunt.* 7, 27, 1. *aliquid.* 8. 6, 5. zu Ende: *suam.* 7, 33, 3. lesen einige: *quamquam diligentiam tuam fugere non possit in publicis actis.* — Angehängt sind zwey Excurse *de recitationibus Romanorum* und *de contuberniis Romanorum.* Das Sach- und Wortregister ist nur der ersten Hälfte nach vollständiger als das Gesnersche.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Maynz*, b. Pfeiffer: *Jugement de Compétence*, Rendu le 18 Pluviôse an 11. de la République *par le Tribunal Criminel Spécial*, établi à Mayence pour le Département du Mont-tonnerre contre *Jean Bückler, Fils, dit Schinderhannes et ses complices* au nombre de soixante huit. 46 S. Fol. Der Titel drückt vollständig den Inhalt dieser Schrift über den merkwürdigsten Criminalprocess neuerer Zeiten aus. Die biographischen Data von 68 Theilnehmern der Schinderhanneschen Bande nebst den Verbrechen eines jeden, und die, auf das Eintreten der Special-Inquisition anwendbaren, Artikel der Gesetze von der peinlichen Halsgerichtsordnung Carls des V. an, bis auf den neuesten republikanischen Codex — dieses ist in die Form von Considerants eingekleidet, um die Competenz des Tribunals darzustellen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 24. März 1803.

GESCHICHTE.

OFEN, in d. Univ. Buchdr.: *Historia critica Regum Stirpis Austriacae.* Ex fide domesticorum et externorum scriptorum diplomatumque concinnata a *Stephano Katona.* Metropolitanae Ecclesiae Colocensis Canonico. Tomulus III. ordine XXII. ab anno 1551—1557. 1050 S. 1798. T. IV. ordine XXIII. ab an. 1558—1564. 879 S. 1799. T. V. ord. XXIV. ab an. 1564—1567. 502 S. 1793. T. VI. ord. XXV. ab an. 1568—1576. 634 S. 1793. T. VII. ord. XXVI. ab an. 1576—1594. 839 S. 1794. T. VIII. ord. XXVII. ab an. 1595—1600. 708 S. 1794. T. IX. ord. XXVIII. ab an. 1601—1608. 853 S. 1794. T. X. ord. XXIX. ab an. 1608—1619. 963 S. 1793. (Dieser Band ist zu *Waizen* b. Ant. Gottlieb gedruckt). T. XI. ord. XXX. ab an. 1619—1622. 819 S. 1794. T. XII. ord. XXXI. ab an. 1623—1637. 839 S. 1794. T. XIII. ord. XXXII. ab an. 1637—1657. 923 S. 1794. T. XXII. ord. XLI. ab an. 1792—1801. 654 S. 1802. 8.

Man wird diese Aufzählung der Bände sonderbar finden, wenn Rec. nicht einiges zur Erläuterung beybringt. Dass der Domherr *Stephan Katona* die Geschichte der Könige von Ungern aus dem Arpadischen Stamme und aus vermischten Häusern in XIX. Bänden abgehandelt habe, ist den Lesern der A. L. Z. Jahrg. 1799. Nr. 234. bekannt. — Von der Reihe jener Bände, welche die Geschichte der Könige von Ungern aus dem Hause Oesterreich in sich fassen, sind die ersten zwey, zu Clausenburg in der bischöflichen Druckerey 1794 und 1797 aufgelegt, und in der A. L. Z. am angeführten Orte angezeigt. Dass einige Bände, welche in der Reihe vorausgehen, in spätern Jahren, und solche, die tiefer unten in der Reihe stehen, in frühern Jahren erschienen, wie auch dass bey einigen Bänden der Druckort von jenem der Mehrzahl verschieden ist, muss man sich daraus erklären, dass die bey weitem mehresten Bände des fleissigen Vfs. nicht auf seine, sondern auf Kosten ruhmwürdiger Literatur-Freunde gedruckt worden, und daher die Zeit und der Ort der Erscheinung eines jeden Bandes nicht allemal vom Vf. abhing: wie auch schon in der abgedruckten Anzeige der A. L. Z. angeführt worden. So z. B. gab die Kosten zum Drucke des T. I. und II. der nun verstorbene Bischof von Siebenbürgen Graf Batthyáni, des T. V. der ebenfalls mit Tod abgegangene Bischof v. Raab, Joseph Fengler, des T. VII. VIII. IX. das Erlauer, des T. X. das Waiczner; des T. XI. und XII. das Veszprémer, des T. XIII. das Fünfkirchner Domkapitel; und gewiss verdienen jene Herren für diese nützliche Anwendung ihrer Einkünfte öffentlichen Dank. Dem hierbey zufällig sich ereignenden Uebelstand der in verschiedene Jahre und Druckorte zerstückelten Bände wird dadurch hinlänglich abgeholfen, dass dieselben nunmehr sämmtlich in einer Reihe bey Hn. Buchhändler Weingand in Pesth zu haben sind. Noch ist aber zur Zeit zwischen dem XIII. und XXII. (oder nach der Gesammtzahl zwischen dem XXXII. und XLI.) Bande eine Lücke vorhanden; die Regierungsgeschichten von Leopold I, Joseph I, Karl III, Maria Theresia, Joseph II, und Leopold II. gehen noch vor der Hand ab. Hierüber giebt uns der Vf. in der Vorrede des XXII. (oder XLI.) Bandes die Auskunft, dass die Censur wegen Zulassung seiner 4 Bände, welche Leopold I. Geschichte in sich begreifen, und welche den folgenden den Weg bahnen sollen, Anstand genommen habe. Hierüber klagt er mit den Worten: „*Quod autem Tomi illi facto quodam intercepti sint, mihi vitio dari non potest, memori primae historiae legis ex Cicerone: Nequid falsi dicere audeat, deinde nequid veri non audeat.*" Bescheidener als der Vf. kann schwerlich jemand über die Härte der Censur eines Collegen aus seinem Orden klagen. Doch darf er vielleicht jetzt, da Rietaler von der Ofner Censur entfernt ist, erwarten, die Censur Hindernisse, welche dem Drucke der noch fehlenden Theile seines Werks entgegenstanden, zu besiegen, und so ein Unternehmen zu beendigen, auf dessen Beendigung er mit Recht stolz seyn kann. Der beharrliche Fleiss des Vfs. verdient an sich schon die aufrichtigsten Lobsprüche, und zwingt selbst denen, welche zum Lesen seines Werks Tadelsucht mitbringen wollten, Bewunderung und Achtung ab. Er kann ohne Ruhmsucht melden, wie viel Reisen er seines Werks wegen auf eigene Kosten unternommen; er kann fragen, wem es noch sonst in Ungern geglückt sey, 41 zum Theil dicke Bände ohne Aerarial- oder Pränumerations-Unterstützung zum Besten der Geschichte herauszugeben?

Dass der Vf. sehr viel bisher ungedrucktes und unbekanntes aufgefunden, und bekannt gemacht habe, kann ihm Rec. eben nicht nachrühmen: aber er nimmt auch mit dem Wenigen vorlieb. Wahr ist es, dass, wenn man das, was der Vf. aus gedruckten und ungedruckten Schriften noch hätte beybringen können und sollen, nachlesen wollte; man wenigstens die Hälfte so viel Tomulos nachliefern müsste. Oefters entgeht ihm auch das Bekanntere, und in gangbaren Büchern befindliche — wie vielmehr das, was in sel-

tenern und besonders ausländischen Büchern steht; denn von der Literatur ist er kein grosser Kenner. Jedoch hat Hr. K. selbst noch einige Supplementbände aus seiner Feder versprochen, welche wir begierig erwarten.

Den Mangel an historischer Kritik wird man in vorliegenden, spätere Zeiten betreffenden Bänden weniger, als in den vorhergehenden rügen dürfen. Richtige politische Beurtheilung wird man indessen nicht überall von einem für seinen Orden eingenommenen Exjesuiten erwarten. Nichts destoweniger wird man sein Buch als eine chronologisch-eingetragene Reihe der in einem gewissen Jahre vorgegangenen Begebenheiten mit Beybringung der zu diesem Jahre und zu diesen Begebenheiten gehörigen Stellen der Historiker, wie auch der diessfälligen gedruckten und ungedruckten Urkunden für den ersten Anlauf gut brauchen können und müssen. Der Vf. hat sein Buch auch für die ungerische Literaturgeschichte nützlich zu machen gesucht, dadurch, dass er dem Schlusse der Regierungsgeschichte eines jeden Königs, ein alphabetisches Verzeichniss derjenigen Schriftsteller, welche zu den Zeiten seiner Regierung lebten, mit kurzen bio- und bibliographischen Nachrichten beygefügt hat.

Eine ausführliche Anzeige der Bände III bis XIII. werden wohl die Leser der A.L.Z. von dem Rec. um so weniger erwarten, als die Jahre der Erscheinung derselben schon gleichsam ausser dem Gesichtskreis des jetzigen Jahrgangs liegen. Rec. denkt demnach nur noch einige Bemerkungen über den XXII. (oder XLI.) Band hinzuzufügen, welcher beynahe 10 volle Jahre der Regierung Franz des II. umfasst. Der Vf. sagt in der Vorrede selbst von demselben: *Nudam hic factorum ex publicis et potissimum aulicis ephemeridibus collectorum seriem exhibeo, consultoque crisibus praeterquam sponte fluentibus abstineo, ne quemadmodum prioribus, ne lucem videant, ita huic quoque tomulo moram eaedem injiciant.* Die Diarien der Reichstäge, und die zwey ungerischen Zeitungen *Magyar Hírmondó* und *Magyar Kurír* sind die Hauptführer des Vfs. S. 153. stehen die Urtheile der königlichen Tafel wider die Staatsverbrecher Martinovics und dessen 4 Hauptgehülfen vom 27. April 1795 abgedruckt: aber die Nachricht von dem Namen, Stand, und der verschiedenen Aburtheilung der übrigen Mitgefangenen S. 163. hätte vollständiger seyn können und sollen. S. 175. steht die Bulle des Papstes Pius VI. wegen eines Jubiläums in den österreichischen Staaten, das heisst feyerlicher Bittgänge um bessern Fortgang des französischen Kriegs, 1795. — Die Reichstagsartikel vom J. 1792 und 1796 hat der Vf. ebenfalls nach seiner Gewohnheit aufgenommen, womit aber die Käufer seines Werks nicht zufrieden sind, weil sie doch meistens ihr eigenes *Corpus Juris* besitzen. Den Namen Bonaparte hat der Vf. nicht recht schreiben gelernt, er nennt ihn bald Bouna- bald Bonuaparte: doch hat er dessen denkwürdiges Schreiben vom 31. März 1797 an den Erzherzog Karl S. 305. eingerückt. Nach einer aus der Grätzer Zeitung vom J. 1797. Vol. II. p. 84. entlehnten, S. 336. vorkommenden unpartheyischen Berechnung hat Ungern nur vom J. 1792 bis 1796 zum französischen Kriege beygetragen, an Geld und Früchten 14,227,248 Gulden, an Rekruten 115,614 Köpfe. S. 384. meldet uns der Vf. aus einem Augsburger Schreiben, vom 2. May 1799 eine Anekdote vom Erzherzog Karl, die Rec. nur mit den eigenen Worten des Schreibens wieder giebt. „*Stabat magno die Jovis* (am grünen Donnerstag 1799) *jam accinctus* (in der Gegend von Stobach) *ad hostem aggrediendum exercitus; quum Carolus audivit, campanum aes pulsari — ut intellexit, in aede sacra non longe dissita missae sacrificium offerendum; mox accessit, equoque foris ad arborem alligato, positis in nuda humo genibus summa cum pietate ad finem usque divini sacrificii perstitit. Tum ad dolorosae Dei matris imaginem in genua provolutus, suum ei gladium his verbis obtulit: O Mater Dei, non pugnamus pro corona, non pro sceptro, sed pro Deo, pro Religione, pro statu. Promitto Tibi, si mihi gratiam a divino Tuo filio nunc exoraveris, ut illaesus a globis incolumisque permaneam, aureum ad pondus gladii hujus anathema Tibi loco hoc offerendum.*“ Vorher schon soll der Erzherzog seinen Degen vom Erzbischof von Trier haben segnen lassen, auch soll er sein besonderes Zutrauen zur schmerzhaften Mutter Gottes erklärt, und verschiedenen Mönchen einige hundert Gulden geschickt haben, damit diese Gott um Beystand für ihn und seine Armee anflehen sollten. Rec. erinnert sich, zu seiner Zeit in Zeitungen die Nachricht gelesen zu haben, welche dem Vf. entgangen zu seyn scheint, dass der Erzherzog auch während seines Commando in der Schweitz das Kloster der heiligen Jungfrau zu Einsiedeln andächtig besucht habe. — Hingegen hat Rec. die Reise des Erzherzogs Palatinus nach Mariazell nach dem Tode seiner Gemalin Alexandra Pawlowna S. 537. angezeigt gefunden. S. 382. wird vom General Kray sorgfältig bemerkt: *in Scepusiensi provincia* (zu Käsmarkt) *progenitoribus acatholicis ortus, sed catholicam ipse fidem amplexus*. S. 455. steht das Privilegium für den sogenannten Theisser District vom J. 1800. S. 472. der Schenkungsbrief für den Feldzeugmeister Kray über Topolya, worin die Kriegsthaten desselben erzählt sind. S. 430. Anordnung eines Kirchengebets 1799 zur Abwendung des Schisma bey der Papstwahl. S. 552. fängt eine Herzählung der Schriftsteller aus Franz des II. Zeiten an. Hier ist nun freylich an keine Vollständigkeit oder auch nur genaue Richtigkeit zu denken. So z. B. heisst es S. 605. *Kovásznai Alexander Ciceronis libros de Officiis in Hungaricum idioma transposuit ac* e d i d i t *Posonii* 1795. 8. Hier ist weder bemerkt, dass Kovásznai Prof. in MVásárhely, noch, dass er vor 1795 schon lange todt war, und dass ein anderer (Hr. *v. Engel*) der Herausgeber seines Werks sey. Von sich selbst sagt der Vf. sehr bescheiden: S. 595. *Katona Stephanus an inter scriptores numerum facere possit, alii judicent.* Lieber hätten wir das Verzeichniss aller seiner Schriften gelesen. Der Vf. wird sich bey ähnlichen Schriftsteller-Verzeichnissen künftig mehr um literarische Quellen und Hülfsmittel umsehen müssen.

ALTEN-

Altenburg u. Erfurt, b. Rink u. Schnuphase: *Kampf der Demokratie und Aristokratie in Rom: oder Geschichte der Römer von der Vertreibung des Tarquin bis zur Erwählung des ersten plebejischen Consuls.* — Von *Christian Ferdinand Schulze*, Prof. am Gymnasium in Gotha. 1802. 446 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. beschränkt sich auf die Geschichte der römischen Staatsverfassung von der Vertreibung der Könige an bis gegen die Zeiten der Gracchen, weil schon mehrere Gelehrte und auch Ferguson die spätern Perioden mit Genauigkeit bearbeitet haben, der frühere Zeitraum aber von diesem Engländer nur im Allgemeinen behandelt worden sey. Hierin stimmt Rec. ihm vollkommen bey, aber nicht in der Behauptung, dass dieser Theil der Geschichte auch von andern sey vernachlässigt worden. Beck in seiner Universalgeschichte giebt die wichtigern Abänderungen mit Hinweisung auf Quellen und neuere Schriftsteller ziemlich genau an, und was von mehrern einzeln behandelt wurde, findet sich mit gründlicher Zusammenstellung in Hüblers synchronistischer Universalhistorie. Doch hierauf kommt es gar nicht an; die Frage ist, ob der Vf. etwas Besseres geliefert habe, als bisher vorhanden war, ob die Kenntniss der Geschichte und Staatsverfassung durch ihn bereichert werde; und Rec. bejaht diese mit Vergnügen und erklärt getrost dieses Buch für das vorzüglichste Werk, welches wir über die frühere Verfassung Roms besitzen; für ein Werk, das von dem gründlichen Studium der alten Schriftsteller, eines Polybius, Dionysius Halicarnass., Livius, Plutarch, eben so sehr, als von seiner richtigen Beurtheilungsgabe zeugt. Fast alles entwickelt sich unter seinen Händen rein und deutlich. Er beginnt mit einer kurzen Uebersicht der Lage Roms unter den Königen, um den richtigen Standpunkt der Verhältnisse unmittelbar nach ihrer Vertreibung anzugeben. Alles war der Patricier und der aus demselben hervortretende Senat. Sein Ansehen gründete sich auf das *Patronat*, auf die *Staatsreligion*, deren Leitung einzig in seinen Händen war, und auf das von dem Senate völlig abhängige, ausserdem aber mit weitgreifender Macht versehene Consulat. Der Vf. hätte hinzusetzen dürfen, auf den Reichthum dieser Classe und die Volksversammlungen nach Centurien, welche, wie er selbst an mehrern Stellen bemerkt, dem Patricier immer die beliebige Entscheidung jeder Staatsangelegenheit leicht machten. Man konnte nun wohl der *Plebs* den Schein der eigentlich gesetzgebenden Macht lassen, so wie der oberst richterlichen, welche ihr durch die *lex de provocatione* zugetheilt wurde; im Grunde entschied doch nur der Wille des Patriciers. Bey allen dem fanden sich die übrigen Volksclassen mit ihrer Lage, eben durch den Schein der höchsten Gewalt, und die ausgezeichnete Milde, mit welcher der Senat die Regierungsgeschäfte in den ersten Jahren führte, und das Schicksal des ärmern Haufens auf alle mögliche Art zu erleichtern suchte, zufrieden gestellt. Aber nur in den erstern Jahren. Kaum waren die Lateiner entscheidend geschlagen und durch den Tod des Tarquinius die Furcht vor der Möglichkeit einer Umwandlung der Dinge verschwunden, als die Patricier die Larve abnahmen, den Bürger zu unaufhörlichen Kriegsdienst nöthigten, und wenn er dadurch in Schulden fiel, ihn durch harte Anwendung eines alten Gesetzes, welches einst vom Servius Tullius war unterdrückt worden, persönlich misshandelten. Daher gab es schon 10 Jahre nach Vertreibung der Könige laute Klagen, die man durch die Wahl eines Diktators nicht zu heben, sondern immer nur zu unterdrücken, bemüht war. Diese Lage benutzen die angesehenern plebeischen bisher ganz zurückgesetzten Familien, um sich durch Unterstützung des grossen Haufens Ansehen und Einfluss zu verschaffen. (Die Auseinandersetzung des Vf. an mehrern Stellen S. 54. und 258. dass alle unruhigen Bewegungen der Bürger ihre Urquelle weniger in den Bedürfnissen des gemeinen Volks, als in dem Ehrgeize dieser ansehnlichen Familien hatten, welche die gerechten Klagen des Volks zu ihrem Vortheile zu benutzen wussten, und dass unter dem Namen *Plebs* nicht bloss der Pöbel verstanden werden dürfe, gehört unter die hervorstechendsten Theile seiner Arbeit.) Durch jene Familien wurde der grössere Haufe bey dem Austritt auf den heiligen Berg gelenkt. Die Foderungen bestanden daher nicht in Aufhebung der Schuldenlast, sondern in Aufstellung privilegirter Vertheidiger, der *Volkstribunen*, obgleich der gemeine Mann überzeugend wissen konnte, dass er nie zur neuerrichteten Ehrenstelle gelangen könne; er wollte Vertheidiger gegen ungerechten Druck, sein Vorsteher aber mehrere Ehre, höhern Einfluss, der sich auch sehr bald zeigte. Von nun an war der Kampf unaufhörlich von Seiten der Patricier, die aufkeimende gefährliche Seitenmacht wieder wegzubringen; von Seiten der vornehmern Plebejer, auf der errungenen Stufe nicht stehen zu bleiben. Die erstern wendeten zur Erreichung ihres Endzwecks vergeblich die eingetretene Brodtheuerung an, welche es in ihre Hände legte, das Volk hungern zu lassen oder nicht. Besser schien ihnen die Absicht bey der durch die Tribunen selbst betriebenen schriftlichen Gesetzgebung zu glücken. Die Gesetzgeber waren Patricier, welchen man zugleich die höchste Regierungsgewalt übergeben hatte, so dass von ihrem Spruche nicht konnte appellirt werden, kein Consul, aber auch kein Volkstribun vorhanden war, und alle Quelle obrigkeitlicher Gewalt nur von diesen *Decemviren* ausfloss. Der listige Entwurf hätte seine Wirkung haben können, wenn die aufgestellten Männer nicht bald sich der Lenkung des Senats grösstentheils entzogen, und ihre Gewalt gemissbraucht hätten. Eine neue Revolution stürzte sie; und die lebhafte Theilnahme des Senats an ihrem Schicksale beweisst nur zu sehr, dass es ihm am Herzen lag, diese Macht zu erhalten, ob sie gleich Eingriffe auch in seine Vorrechte gethan hatte. (Bey dieser Gelegenheit liefert der Vf. S. 204. die gedrängte, aber lichtvolle Uebersicht von der Entstehung der 12 Tafeln, ihrem Inhalte, die Würdigung derselben und ihre spätern Schicksale; schon nach der Eroberung Roms durch die Gallier waren nur noch Bruch-

stücke

stücke von ihnen vorhanden.) — Von nun an war nie mehr von der Abschaffung der Volkstribunen die Rede, ob es gleich Hr. *S.* zu vermuthen scheint, da er S. 65. annimmt, die Schuldenklagen, die so oft hervorgesuchten Ackergesetze etc. seyen von Seiten der Tribunen nur ein Apfel zum Zanke hingeworfen gewesen, um sich und ihr Ansehen in Sicherheit zu setzen. Lockspeise für das Volk waren die Ackergesetze in der That; es hatte sie aber ursprünglich ein Patricier hingeworfen, und die Tribunen bedienten sich ihrer zur Erreichung des schon weit höher gesteckten Ziels, zur Erhaltung des Consulats für Plebejer, zur Entreissung jedes Vorrechts, welches der Stand der Patricier sich bisher ausschliessend zugeeignet hatte. Dieser letzte Hauptkampf wird nun mit belehrender Ausführlichkeit vorgetragen, und dabey Notizen über einzelne Merkwürdigkeiten und Aemter gegeben, die man schwerlich anderswo so kurz und doch so treffend wieder finden wird. Z. B. S. 287. die Bemerkungen über die *Kriegstribunen mit consularischer Gewalt*, welche wirklich die ganze Stelle der Consuln und ihr Ansehen nicht ausfüllten, weil man sie im Laufe des Jahrs wieder abschaffen konnte, ihre Zahl nicht festgesetzt war, sie weder Priesterthum noch Auspicien hatten, und sie durch Aufstellung des Censors das ganze Polizeyfach sich entrissen sehen mussten. Oder S. 297. über die *Censur*, welche ursprünglich bey weitem die Wichtigkeit nicht hatte, deren sie sich in der Folge zu bemächtigen wusste; Erforschung des Vermögenszustandes der Bürger und Bestimmung der Classification in den Centurien, war anfangs so ziemlich das ganze Geschäft, aus dem sich aber freylich sehr leicht immer mehreres ableiten liess. Die Stelle *Livius* IV, 8. wurde zum Erweise des Satzes nicht unbenutzt gelassen; es hat sie aber auch schon *Heeren* in seinem Handbuche der Geschichte der alten Staaten richtig angewendet. Dass die Römer sich von den Galliern bey der Belagerung ihres Kapitols durch Geld loskauften, nicht durch eine gänzliche Niederlage sich ihrer entledigten, sind wir mit Hn. *S.* nach Polybs Angabe vollkommen überzeugt. Uebrigens verlässt der Vf. die römische Geschichte, in deren Bearbeitung er Kriegsereignisse nur zur nöthigen Erläuterung und kurz anführt, auf dem Punkte, wo der Name Patricier aufgehört hatte, irgend ein Vorrecht zu geben, wo er bloss in den Genealogieen noch bemerkt wurde, und der Benennung *Nobilis* Platz machte, welchen jede Familie annahm, deren Vorfahren schon die höchsten obrigkeitlichen Würden bekleidet hatten, mochten sie übrigens von patriciatischer oder plebejischer Abkunft seyn; so wie im Gegentheile jeder, der sich aus dunkler Familie hervordrangte, *Homo novus* hiess. Rec. bittet den Vf. mit dem nämlichen Geiste unbefangener historischer Untersuchung, auch die folgenden, obgleich schon öfter bearbeiteten Perioden der römischen Staatsverfassung mit gedrängter Deutlichkeit aus den Quellen vorzulegen. Es fehlt gewiss seinem Buche weder an Lesern noch an Käufern. — Eigentliche Versündigungen gegen historische Treue sucht man in einem so gründlich geschriebenen, an die Quellen sich festhaltenden, Werke vergebens. Damit aber das Publicum sich destomehr von der Unbefangenheit des ertheilten Lobs überzeuge, wollen wir einige Sätze von dem, was uns auffiel, nicht übergehen. S. 73. „Unter den Senatoren entstund zur Zeit der Hungersnoth die Frage, ob man das angekommene Getreide dem Volke schenken, *oder es ihm entziehen* sollte." Von dem Entziehen war die Rede nicht, sondern von der Bestimmung des Preises. S. 75. Coriolan wird aufgefodert, sich zu vertheidigen oder das Volk um Vergebung zu bitten: „vorher hatte es noch kein Plebejer wagen dürfen, einen Patricier zur Rechenschaft zu fordern." O ja; das Volk hatte ursprünglich die Entscheidung über grosse Verbrechen, selbst beym Consul, durch sein *jus de provocatione;* aber da das Patriciat in den bisher gewöhnlichen Centuriat-Comitien immer den Beschuldigten nach Belieben frey sprechen konnte, so mögen freylich die ohnehin vergeblichen Versuche eine Seltenheit gewesen seyn. S. 116. glaubt der Vf. dass die Familie der Fabier 300 Mann stark allein in den Krieg ausgezogen sey, gegen die Vejenter, welche man kurz vorher mit einer beträchtlichen Armee zu besiegen grosse Mühe gehabt hatte; und dass sie 3 Jahre lang ihre Anstrengungen habe fortsetzen können. — Der Streit wegen der vom Rathe verzögerten und gehinderten, mit jedem Jahre aber auf das neue wieder gefoderten Gesetzgebung, ist wohl zu ermüdend nach dem Detail eines jeden Jahrs vorgetragen.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Ohne Druckort: *Ueber das Rechtliche und Gemeinnützige bey Cultur und Abtheilung der Weiden und Gemeinwaldungen in Bayern.* Von *Joseph Hazzi*, Generallandesdirections-Rathe in München. 60 S. 8. Eine kurze Geschichte der verschiedenen Culturepochen in Bayern macht den Anfang dieser Schrift, worin besonders der Satz ausgeführt wird, dass bey der Abtheilung der Weiden und Gemeinwaldungen ein gleicher Maasstab unter den Gemeindegliedern der wahre und einzig zweckmässige Maasstab sey, welcher durch die Culturgeschichte mit ihren Resultaten gerechtfertigt wird. Am Ende findet sich ein sehr freymüthiger und aufgeklärter Vortrag des Vfs. über Novalzehenden, den er bey der Generallandesdirection ablegte, und wovon die Folge war, dass eine 25jährige Zehendfreyheit erkannt ward. — Der Vf. hat für seinen Gegenstand von Seiten der Politik und Gemeinnützigkeit viel Gutes gesagt: aber die rechtliche Seite desselben hat er bey weitem nicht vollständig und gründlich erörtert, und auf die bedeutenden Gegengründe, welche der gleichen Vertheilung der Gemeingüter entgegenstehen, zu wenige Rücksicht genommen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 25. März 1803.

SCHÖNE KÜNSTE.

PARIS, b. Barba: *Isule et Orovèse, Tragédie en cinq Actes; par Louis Lemercier.* 1803. 111 S. 8.

Im ersten Aufzuge kehrt ganz geheim Clodoer, ein junger gallischer Held, aus der Verbannung zurück. Zur Verbannung hatte ihn Orovèse, ein allverehrter Druide nnd Eremit verurtheilt, und zwar aus Eiferfucht und Rache, denn mit Wuth liebte er die Princessin Isule, die der König mit Clodoern zu vermälen bereit war. Die Scene beginnt damit, dass dieser letztere (freylich erfährt man nicht, wie und durch welchen Kunstgriff) sich bey Isulen und ihrer Schwester Egesilen einschleicht. Isule nährt gegen ihn nur kalte Hochachtung, nicht Liebe; gegen Orovèse nährt sie unbedingte, gleichsam abgöttische Verehrung, in die sich ihr unbewusst Liebe einmengt. Ohne Hoffnung und Trost entfernt sich Clodoer. Gallien wird von den Britten verwüstet. Schuld hieran hat nach der Erklärung des Clavis, des Oberdruiden, eine sträfliche Liebe, welche den Zorn der Götter entflammt. Hierüber will Clavis den Orovèse, als Orakel, zu Rathe ziehen. Bereits hat der Senat beschlossen, Galliens Retter mit Isule's Hand zu belohnen. II. Aufzug. Clavis überrascht den Orovèse, als er eben am Altare sich in tiefen Betrachtungen verliert. Dieser gesteht jenem, als seinem alten Vertrauten, die ganze Wuth seiner Leidenschaft gegen Isule'n. Warum aber erregt er wenig Rührung und theilnehmende Gefühle? Die Leidenschaft macht ihn grausam und tückisch. Er empfindet nicht sein Unrecht gegen Clodoern, sondern nur die Gewalt eines blinden unwiderstehlichen Hanges; die Gewalt eines solchen Hanges aber entschuldigt und rechtfertigt den Verbrecher lange so gut nicht, wie z. B. einen Oedip und Orestes die anschaulichere Gewalt individualisirter und all-anerkannter Gottheiten. Clavis beschwört den Orovèse, dass er sich ja nicht verrathe. Zwischen beide tritt nicht nur unvorgesehen, sondern auch ohne Vorbereitung, ohne Zweck und Motiv, ganz allein Isule, nur damit bey ihrem Anblick Orovèse in Ohnmacht sinken, und Clavis Isule'n mit Gewalt wegschleppen könne. III. Aufzug. Clavis erzählt ihr, dass unter Anführung eines unbekannten jungen Helden das gallische Heer den vollkommensten Sieg erfochten habe. Vor ihren Augen erscheint in Begleitung der Druiden, der Soldaten und des Volkes der Sieger, Clodoer. Wie benimmt sich bey seinem Anblicke Isule? Während der langen Scene bleibt sie beynahe bis ans Ende stumm, und man sieht nicht, wie sie sich gebehrdet. Anfänglich will sich Clodoer vor dem Volke nicht zu erkennen geben; ziemlich weitläuftig und zwecklos beschreibt er die Schlacht. Clavis zeigt ihm an, dass er als Sieger über die Hand der Thronerbin gebieten könne. Nunmehr hält ihn nichts mehr zurück; er nennt sich; er will den Eremiten Orovèse beschwören, dass er den über ihn verhängten Bann aufhebe. Klüglich erklärt Clavis, der Eremite werde nicht erscheinen. Gleichwohl erscheint er in der sechsten Scene, und zwar nach der ganz müssigen zwecklosen fünften Scene, in welcher Egesile ihn ankündigt. Clavis sieht, dass er ganz ausser sich ist, und will ihn hindern zu sprechen. Da er zum voraus den Zustand seiner Seele kennt, und da er in der eben erwähnten fünften Scene von Orovèsens Annäherung war benachrichtigt worden: so begreift man gar nicht, warum diesem ein so kluger Mann, wie der Oberdruide, nicht entgegen gegangen, und ihn verhindert hatte, die fatale Scene zu geben: allein diese Scene bedurfte das Schauspiel, und, wie es scheint, wusste sie der Dichter nicht auf schicklichere Weise herbey zu führen. In grosser Verwirrung der Sinne macht Orovèse vor dem Volke kund, dass er nun den zum Todesopfer bestimmten Sterblichen anzeigen werde. Darunter meynte er sich selbst, aber sogleich beym Anblicke Isule'n söhnt er sich wieder mit dem Tageslicht aus. Voll Ehrerbietung nähert sich ihm Clodoer; sein Anblick stürzt ihn in Wuth; bey der Nachricht, dass dieser zu Isule's Gemale bestimmt sey, ruft er fürchterlich aus: Nein, zum Gemale ist ihr Teutates, und zum Todesopfer ist sie bestimmt. Mit den Worten entfernt er sich. Er, der so eben beym Anblicke von Isulen ausgerufen hatte

> *Non, je chéris encor la lumière du jour.*
> *Priez, priez les Dieux, ils vont se désarmer.*

wie nur kommt er dazu, dass, wenn er doch Jemand zum Tode verurtheilen soll, er vielmehr dazu Isulen weiht, als Clodoern? Ein Mann von solchem Charakter ist nicht tragisch; er ist wahnsinnig.[1] Schauderhaft ist es, wenn Isule ohnmächtig nichts weiter sagen kann, als:

> *Il me condamne, lui, je suis donc criminelle.*

IV. Aufzug. Im Selbstgespräche bereitet sich Isule zum Tode vor; Orovèse überrascht sie mit dem Geständnisse, dass er sie liebe, und dass ihn die Liebe toll mache. Anstatt ihn diess sagen und beynahe mit ganz kalter Vernunft sagen zu lassen, warum stellt ihn nicht vielmehr der Dichter leidend und handelnd in wirklicher und eigentlicher Verrückung der Sinne dar? Wozu die langen und frostigen Chrien und Declama-

tionen? Ist denn nicht gerade diefs eine von jenen Situationen, wo man weder Geist noch Verstand haben mufs, wenn man fie nicht verliert? Und nach dem Geständnisse einer Liebe, die ihn fogar unter dem Mifsbrauche religiöser Autorität zum Henker der Geliebten macht, wie ist es möglich, dafs Isule noch fage:

A fon profane amour il ofa m'immoler!
Et de pitié pour lui mon coeur fe fent troubler!
— Vos pleurs m'arrachent feuls des larmes
Et jamais Clodoer ne fut aimé de moi.

Er will fie bereden, fich zu flüchten. Wirklich ergreift fie die Flucht, wird aber eingeholt. V. Aufzug. Umfonst fucht Clodoer theils ihr Herz zu gewinnen, theils fie von dem Opfertode zu retten. Man führt fie zum Holzftofse; ein Priester überreicht Orovèfen das Opfermeffer; diefer erklärt vor allem Volke:

Les cieux n'ont pas voulu condamner l'innocence.
Non, peuple, un fang moins pur doit laver leur offenfe.
De la beauté d'Isule aveuglément épris,
Ma mort va racheter fes jours, que j'ai profcrits.

Isule.

Cruel! A ton exemple, en mes derniers momens,
Je declurerai donc mes fecrets fentimens.
D'une pareille amour mon ame étoit faifie,
Un Dieu voulut me perdre, et non ta jaloufie.

Auf Orovèfens Befehl ftecken endlich die Soldaten den Holzftofs in Brand. Er durchbohrt fich. Während dafs er ftirbt, reifst ihm Isule das Opfermeffer aus der Hand, und durchbohrt fich gleichfalls.

Diefes Schaufpiel wurde fo heftig ausgepfiffen, dafs man es nicht bis zu Ende fortfpielen konnte. Der Vf. fagt es felbst in feiner Zueignungsfchrift an Madame Bonaparte. Sonderbar genug appellirt er, nicht etwa an das Publicum oder an die Nachwelt, fondern an diefe Dame über die Ungerechtigkeit und Gefchmacklofigkeit feiner Auszifcher. Wenn Rec. für ein folches Appellationsgericht noch fo hohen Refpect hat: fo zweifelt er doch, dafs es irgend einer, und auch der geistreichsten Dame vom höchften Range je in den Sinn komme, oder dafs es ihr angenehm feyn könne, fich zwifchen einem Autor und feinen Siffleurs als oberste Schiedsrichterin anrufen zu laffen. So weit hat die galanten Huldigungen felbst unter der Regierung eines Ludwigs XIV. kein Schriftfteller getrieben.

Ronneburg u. Leipzig, b. Schumann: *Kleon der letzte Grieche*, oder: *der Bund der Mainotten.* Nach dem Neugriechifchen, von *F. G. Wezel.* 1802. 528 S. 8. (2 Rthlr.)

Dafs fich doch ja niemand durch das Aushängefchild täufchen laffe! Diefes Product ist nichts mehr, und nichts weniger, als ein fchlechter deutfcher Originalroman und eine wahre Schülerfudeley. Da lefen wir von zwey Pinfeln, Kleon und Melodinus, die ihr Vaterland befreyen wollen, fo dafs fogar der letzte mitten auf der Reife nach Deutfchland wieder nach Griechenland umkehrt, worüber es S. 119. heifst: Das Riefenähnliche von den Fortfchritten des deutfchen Genius, zumal im Gebiete der Philofophie, hatte ihn zu diefer Reife beftimmt. — Befonders — fuhr er lebhafter fort — ist auch einer ihrer Academieen eine neue Sonne in jenen Wiffenfchaften aufgegangen, ein Mann, *der mit der Natur in fchönem Wettftreit begriffen ist, ob er ihr, oder fie ihm mehr verdanken foll!!!* — Sein Name ist *Schelling.* — Ich wollte nun hin, ob ich gleich feinen Stern nicht gefehen habe in meinem Lande. Aeltern und Gefchwister und Freunde verfuchten meinen Entfchlufs zu vernichten, ich fah felbst die Thränen meiner Geliebten, küfste fie ihr weg vom blauen füfsträumenden Auge, und ging." — Da kommt ferner eine Demoifelle Agave und Zoe vor, was dann eine hübfche Parthie quarrée abgiebt; da lernen wir einen überfpannten Maler Namens Damm, und vor allen Kleons Genius, einen *Riefenhund* kennen; da giebt es Stürme, Mondfchein, Gefechte und Gott weifs was alles in Ueberflufs. So geht z. B. der *Mond* fchon auf den erften 44 Seiten wenigftens ein halbes Dutzendmal auf und unter. — Da — doch wer kann einen Plan angeben, wo keiner vorhanden ist, wer kann ein Product analyfiren, wo fich alles wie in einer fchlechten Puppencomödie, verwirrt durch einander bewegt?

Was nun den Stil anlangt, fo charakterifirt er fich durch diefelbe Buntfcheckigkeit. Bald fchwülftig und aus lauter Jean Paul nachgepfufchten Phrafen zufammengefetzt; bald platt und gemein und mit wahren Schauerwitz ausftaffirt. Nur von dem erften eine Probe, da der zweyte gar zu unerträglich ist. S. 23. „Kleon fteckte den Brief zu fich, hub voll und innig fein Auge zum Himmel, und folgte dem Hunde, der fich indefs immer zudringlicher um ihn bemüht hatte. (Der obbenannte Genius). Er kam in dickes pfadlofes Gebüfch, der Mond war indefs ganz ausgelöfcht am Himmel; *und die Sterne, die zuvor fein Glanz vernichtet hatte, fprangen jetzt triumphirend über feinen Untergang hervor aus dem Abgrunde des Himmels etc.* Oder S. 403. So glühend und lebenswarm auch unfer Wanderer war, fo ftach ihm doch der Froft, wie mit Nadeln ins Geficht, und durchriefelte ihn leife und matt mit eifigem Schauer. Der Hauch gefror ihm an der Lippe, zarte Eisnadeln glänzten in den Augenbraunen, feine geringelten Locken wurden zu unzähligen Ammonshörnern, auf denen der Morgenwind in fcharfen fchneidenden Tone bliefs; fie klangen im Laufe an einander, wie Aeols-Harfen. Die Füfse verfteiften ihm bald fo fehr, dafs er in Drathe zu gehen glaubte, und beynah unwillkürlich hingewiegt wurde durch die brennend helle, fchneidende Luft. Tief zog der Rauch an den blendendweifsen Dächern hin, als fürchtete er fich aufwärts zu fteigen in die fengende Kälte; Raben krächften im Aether vor Hunger, und fchienen fich in der Verzweiflung des unendlichen

chen

chen Frostes in die Sonne stürzen zu wollen etc. Doch liess es unser Wanderer, zu seiner Ehre sey es gesagt, auch nicht an den nöthigen physischen Reizen ermangeln, und ging heut wenig Epheukränze vorüber, ohne sich mit dem Sacrament, dessen Symbol sie sind, aufs neue zu stärken etc."

Noch müssen wir der Vorrede des Verlegers gedenken, der mit ziemlich schalem Witze von dem angeblichen neugriechischen Originale spricht, und bey dieser Gelegenheit sich einige eben so plumpe, als unverschämte Ausfälle gegen das allerhöchste Reichsoberhaupt erlaubt. Wenn er diesem elenden Machwerke eine gewisse Celebrität und Wichtigkeit dadurch zu geben gesucht hat: so scheint er sich sehr betrogen zu haben, indem man in Wien alle dergleichen Impertinenzen mit der gebührenden Verachtung aufzunehmen pflegt. Da es indessen eine Ungebührnis ist, die sich niemand, und am allerwenigsten ein so unbedeutender, obendrein sehr schlecht unterrichteter Schriftsteller erlauben sollte: so verdient sie eine öffentliche Rüge, sollte es auch nur zur Warnung für künftige Scribler seyn. Oder glaubt Hr. *Schumann*, dass die preiswürdige Regierung, unter deren Schutze er lebt, dergleichen Unverschämtheiten billigen werde?

Kopenhagen, b. Proft: *Roderik Random.* Af D. *Smollet.* Oversat af *J. C. Tode*, Professor, Hof- og Pleiemedicus. *Ide* Deel. 1802. VI. u. 514 S. 8.

Diese dänische Uebersetzung eines Originals, das sicherlich keinem Freunde der Literatur unbekannt ist, gehört zu den vorzüglichsten Arbeiten in diesem Fach. Man sieht es ihr an, was der Vf. davon sagt, dass sie *con amore* gemacht ist. Bey einer solchen Uebertragung ganz in dem Sinne des Originals, übersieht selbst der Kunstrichter gerne hie und da Nachlässigkeiten im Stil, die der gewöhnliche Leser aber kaum bemerkt.

Breslau, in d. Barth. Sternberger. Buchh.: *Des Feodor Baranow, eines Russen Leben und Schicksale* während seiner Gefangenschaft in Frankreich und seiner im Jahre 1801 erfolgten Rückkehr aus derselben. Von ihm selbst beschrieben. (Aus dem Russischen übersetzt) Ohne Jahrzahl (1802) 213 S. 8. (16 gr.)

Keine Biographie, sondern ein Roman, aber keineswegs einer der schlechteren. Mehrere mit den Begebenheiten des Helden nicht zusammenhängende, oder wenigstens zu ausführlich erzählte, Episoden und andere überflüssige Stellen abgerechnet, wohin vorzüglich der voranstehende, vom Vf. oder vorgeblichen Uebersetzer selbst so betitelte unnöthige Vorbericht gehört, lässt das Uebrige sich ganz gut lesen. Der Vf. lässt seinen nichts weniger als ungebildeten Russen selbst in einem nicht uninteressanten Tone erzählen, wie er durch ein Ungefähr in einer Familie des Orts, an welchem er als Gefangener lebt, Zutritt bekommt, und die Liebe einer edlen Französin, deren Vater einst in Russland lebte, in einem so hohen Grade gewinnt, dass sie ihm, nach mancherley noch an diesem Orte von beiden Seiten erduldeten Schwierigkeiten, heimlich folgt, und sich endlich, nach vielen andern Abentheuern, die zum Theil eben nicht mit allzu grosser Anstrengung der Einbildungskraft erfunden sind, mit ihm in Breslau verbindet. Durch die Benutzung mehrerer Zeitungs-Nachrichten von dem damaligen Marsche der aus Frankreich in ihre Heimath zurückgekehrten Russen, hat der Vf. seinem Romane einen gewissen Anstrich von Wahrheit gegeben, der aber wohl so wenig, als manche andere zu diesem Behufe gebrauchte Mittel, täuschen dürfte.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Kopenhagen, b. Arntzen u. Hartier: *Rubriken. Ein Lesebuch.* 1802. 560 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

In diesen *Rubriken* wechseln Erzählungen mit Aufsätzen anderer Art ab. Ihre Tendenz soll nach der *Rubrik der Rubriken*, die als Vorrede an der Spitze steht, dahin gehen, guter Menschen Theilnahme zu erregen, bald dem Ernst ein Lächeln abzugewinnen, bald einen Irrthum zu berichtigen, bald Trost im Leiden zu geben. Ein grosser Theil der Leser mag allerdings in irgend einer oder der andern dieser Rücksichten Befriedigung finden; es wird aber zuverläsig des Vfs. Meynung selbst nicht seyn, einem jeden ohne Unterschied hierin zu genügen. Der Leser von geringerer Cultur des Verstandes, welcher blofs zum Vergnügen liest, wird sich durch die nicht selten in die Erzählungen eingewebten Episoden der betrachtenden, raisonnirenden und aus den Erfahrungen Resultate ziehenden Vernunft gestört und aufgehalten finden, und es wird auf seinen Geschmack ankommen, ob das, was an diesen Aufsätzen der Kunst angehört, ihn mehr befriediget. Der gründlichere und kritische Leser dürfte jene raisonnirende Seite für die vorzüglichere halten, und z. B. die Rede Freymanns in den *drey Künstlern*, über Freyheit und Aufklärung, dahin rechnen: aber vielleicht desto mehr an der der Kunst angehörigen Seite vermissen; und in der That erfüllen die wenigsten dieser Erzählungen und Aufsätze die Foderungen, welche die strengere Theorie in dieser Rücksicht zu machen hat. Wir wollen sie der Reihe nach anführen. 2) *Schein und Seyn, eine Erzählung.* Der feyerliche, sentimentale Ton lässt einen ernsthaften, tragischen Ausgang erwarten, aber man wird getäuscht; was mit tiefem Schweigen von zwey Schwestern in einem Garten zu Grabe gebracht wird, ist — eine Katze. 3) *Spiräa.* Eine Parallele zwischen dieser Pflanze und der Freundschaft. Was gesagt wird, passt auch auf andere Gewächsarten. Das Gleichniss hinkt ein wenig, wenn es heisst: „Freundschaft äussert sich auf tausend verschiedene Arten und ist und bleibet doch immer dieselbe, wie die Spiräa in Gestalt und Farbe ihrer Blätter und Blüten immer dieselbe ist." 4)

So oder so! Von der Verschiedenheit der Maasstäbe menschlicher Würde und Hoheit unter verschiedenen Nationen. 5) *Die Harfe, eine Erzählung.* Unbedeutend. Als ein Knabe von 12 Jahren hörte der Erzähler einen Greis auf der Harfe spielen. Der Eindruck, den dieses Spiel auf ihn machte, verlöschte nie. Nach 6 Jahren kam er wieder an diesen Ort zurück, aber jene sanfte traurige Musik tönte nicht mehr; der Alte war gestorben. — 6) *Etwas über moralische Fühlhörner.* Es sind die Neigungen; sie *ziehen* den Menschen *nach Gegenständen hin*, von denen er Befriedigung erwartet, und die er zu umfangen sucht. Jedes Bestreben, sich einem solchen Gegenstände zu nähern, ist gleichsam das Ausstrecken einer moralischen Fühlhorns. Wir finden das Gleichniss so wenig treffend als die Bemerkung, dass alle Menschenkenntniss nur auf Beobachtung der moralischen Fühlhörner seiner Brüder und Schwestern beruhe. 7) *Der gezwungene Philosoph, eine Erzählung.* Eine geschwätzige Frau, die ihrem Manne bey jedem erwiederten Worte widersprach, verwickelte diesen in stete Dispüte. Um Ruhe zu haben, antwortete er ihr nun immer: *es scheint mir so.* Diesen Ausdruck hatte er sich endlich so angewöhnt, dass er sich desselben bey jeder Gelegenheit, auch ausser dem Hause, bediente. Der Erzähler lernte diesen Mann kennen, und hielt ihn, weil er den bekanntesten und unbestrittensten Dingen mit dem Zusatz: *es scheine ihm so*, beystimmte, anfänglich für einen Philosophen, bis er erfuhr, dass er sich diese Art sich auszudrücken, nur um die Streitsucht seiner Frau im Zaum zu halten, angewöhnet hätte. Die Frau starb vor Aerger. Durch diese Erzählung dürfte schwerlich einer der obigen Zwecke dieses Buchs erreicht werden. 8) Die *Lobkunst;* eine Ironie, ziemlich gehalten, ob sie gleich weniger oberflächlich und gedehnt seyn könnte. 9) *Elegie*, d. 4. Febr. 1801. Ohne innern Gehalt und poetischen Werth. 10) *Die reisenden Künstler.* Eine der weitläuftigsten Erzählungen, von S. 90—323. Die drey Helden des Stücks, ein junger Dichter, der Theologie studiert hat, ein Musiker und ein Tänzer, reisen, da sie ihr Glück nicht in Deutschland finden können, um es im Auslande zu suchen, von Hamburg nach Bordeaux. Auch hier misslingen ihnen ihre Absichten; sie schiffen sich nach Isle de France ein, leiden Schiffbruch und werden an eine Insel geworfen. Die wilden aber doch menschenfreundlichen Bewohner derselben finden die Geschicklichkeiten der Fremdlinge, welche Proben davon ablegen müssen, für ihre Bedürfnisse nicht brauchbar und entfernen sie. Endlich nimmt sie ein malayisches Schiff an Bord und bringt sie nach Ostindien, wo sie Pflanzer werden, sich verheyrathen und in diesem Zustande ein Glück finden, das ihnen ihre Kunst in Europa nicht verschaffen konnte. „Wie wahr“ sagte *Freymann*, der Poet, „finde ich jetzt den Ausspruch des guten *St. Pierre* in seiner rührenden Geschichte *Paul und Virginie*“ — und das soll wohl die Moral des Stückes seyn — „dass derjenige, welcher auf einem Stück Landes eine Garbe Getreide mehr erzeugt, der Menschheit einen grösseren Dienst erweiset, als mancher, der ihr ein Buch schenkt.“ Das ist wohl wahr! Die Bücher- und Versemacher dürften aber durch die Lectüre dieses Romans weder sich abhalten lassen, ihr Geschäft fortzutreiben, noch Lust bekommen, jenen Künstlern nachzureisen. Wie man sieht, ist der Gang ihrer Schicksale zwar seltsam, aber für ein Kunstwerk nicht gewählt genug; selbst als Robinsonade ist die Fabel sehr dürftig. Am besten ist der Charakter *Freymanns* und des *Manon* gezeichnet, und die Trennungsscene zwischen beiden rührend und interessant. Die poetische Gerechtigkeit hätte jenem ein besseres Loos ertheilen sollen. Die beiden andern Gefährten seines Schicksals sind unbedeutende Figuranten. Der Ton der Erzählung ist grösstentheils leicht und gefällig. 11) *Die Cynoanthropologie.* Der Anblick der weiblichen Porträts im Venustempel zu Pillnitz leitet zu mancherley Betrachtungen über weiblichen Charakter, die zuletzt auf die Bemerkung führen, dass das Betragen der Menschen gegen ihre *Hunde* der beste Probierstein ihrer Herzen sey. Unter manchen richtigen auch sehr einseitige und seichte Urtheile. So soll z. B. niemand zu einem Menschenerzieher taugen, der einen Hund schlecht erziehe, und man soll den Hofmeistern und noch mehr den Gouvernanten, zuerst einen jungen Hund übergeben, an welchem sie ihr Probestück machen müssten, ehe ihnen junge Menschen anvertrauet würden. Und das ist des Vfs. voller Ernst! 12) *Fanton* und 13) *die Normännin*, zwey Erzählungen; beide nicht übel. 14) *Die kämpfenden Ungeheuer, eine Allegorie*, auf die französische Revolution. Kampf der Anarchie mit dem Despotismus; jene siegt und unterliegt wieder einem freundlichen guten Geiste, der alles in Ordnung bringt. Gegen das Ende verliert sich die Allegorie und geht in die unmittelbare Darstellung des Geschehenen selbst über. 15) *Gedankenspäne*, von ungleichem Gehalte; ihre Gegenstände sind: Geheimnisskrämerey, Einbildungskraft, Revolution, Verblendung, Entschuldigung, Vergleichung und Toleranz. 16) *Die Geschichte von hinten.* In jeder Rücksicht das Beste im Buche. Die sinnverstellenden Druckfehler und die falsche Declination der Wörter *Herz* und *Arm* sind im Intelligenzblatt dieser Zeitung Nr. 13. von dem Vf. selbst verbessert worden.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 26. März 1803.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Paris u. Strasburg, b. Treuttel u. Würz: *Journal d'un voyage en Allemagne, fait en 1773*, par *G. A. H. Guibert*, de l'ancienne Academie françaiſe, auteur de *l'Eſſai général de Tactique*. Ouvrage posthume, publié par ſa veuve, et précedé d'une Notice hiſtorique ſur la vie de l'Auteur, par *F. C. Toulongeon*, av. fig. (2.) 1803. *Tom. I.* 326 S. *T. II.* 299 S. 8. (2 Rthlr. 18 gr.)

Der durch ſein Werk über die Taktik hinlänglich bekannte Vf. machte dieſe Reiſe vorzüglich in militäriſcher Hinſicht, um die beiden vornehmſten Armeen Deutſchlands, die Preuſsiſche und die Oeſterreichiſche, mit allem, was auf den innern und äuſsern Zuſtand derſelben Beziehung hat, zu ſehen. Das Tagebuch, das vom 20 May bis zum 18 October 1773 geht, enthält daher viele intereſſante Notizen über dieſen Gegenſtand, war aber urſprünglich nicht für den Druck beſtimmt, wie aus dem abgeriſſenen, oft fragmentariſchen Stil ſehr deutlich hervorgehet, wo vieles nur mit wenig Worten angedeutet iſt. Ehe wir jedoch weiter davon ſprechen, geben wir einen Auszug aus der S. 1 bis 83 vorſtehenden hiſtoriſchen Ueberſicht des Lebens des Vfs., woraus der Grund dieſer Reiſe erhellt. G. war 1743 den 12ten Nov. zu Montauban geboren, und in einem Inſtitut zu Paris erzogen, aus dem er jedoch in ſeinem dreyzehnten Jahre ſeinem Vater in den ſiebenjährigen Krieg nach Deutſchland folgte, wo er drey Feldzüge als Hauptmann bey dem Regiment Auvergne und drey im Generalſtaabe der Armee, bey dem ſein Vater als General-Major ſtand, beywohnte. Die Zwiſchenzeit vom Frieden zu Fontainebleau bis zu den Unruhen in Corſika, wo G. ſich im Gefechte bey Ponte-nuovo ſo auszeichnete, daſs er in ſeinem vier und zwanzigſten Jahre das Ludwigskreuz, und bald darauf als Obriſter das Commando der neu errichteten Corſiſchen Legion erhielt, bey deren Formirung er Gelegenheit hatte, ſeine Kenntniſs des Details zu zeigen. Zwey Jahr darauf gab er ſein *Eſſai général de Tactique* heraus, das allgemeines Aufſehn in Europa erregte, um ſo mehr, da man jetzt bey den meiſten Armeen beſchäftigt war, den während des vergangenen Krieges bemerkten Fehlern abzuhelfen und die Truppen auf preuſsiſchen Fuſs zu exerciren. Der entſcheidende Ton, welchen G. in dieſem Werke annimmt, ſein freyes Urtheil über die Heerführer, zog ihm unter ſeinen Landsleuten mancherley Verfolgungen, und ſeinem Werke eine ſcharfe Kritik zu. Beiden aber glaubte er nichts entgegenſetzen zu dürfen, als Stillſchweigen; er entfernte ſich, und unternahm eine militäriſche Reiſe nach Deutſchland, wo er überall die ſchmeichelhafteſte Aufnahme fand. Er gieng durch Preuſsen, Sachſen, Oeſterreich nach Ungarn und Kroatien; kehrte nach Breslau zurück, um der Revüe beyzuwohnen, und reiſte dann über Wien, München und Schafhauſen wieder nach Frankreich. — Noch vor ſeiner Abreiſe aus Frankreich hatte er ein Schauſpiel geſchrieben: den *Connetable von Bourbon*, das nach ſeiner Zurückkunft auf dem königlichen Hoftheater aufgeführt ward, und dem zwey andre folgten: die *Gracchen* und *Anne Boleyn*, von denen jedoch keins gedruckt worden iſt. Als der bekannte Graf von *St. Germain* Kriegsminiſter war, bediente er ſich *Guiberts* bey ſeiner Umformung der franzöſiſchen Armee, durch die ſich jener von allen Seiten Feindſchaft erweckte und zuletzt auch ſeinen Sturz veranlaſste. Anſtatt ſeines leichten Corps, das wie alle ähnliche reducirt ward, erhielt G. das Regiment Neuſtrien. Während er ſich mit der Bildung deſſelben nach dem neuen Syſtem beſchäftigte, ſchrieb er die Lobſchriften *Catinats* und des Kanzlers *l'Hôpital*. Seine Ausfälle gegen die Gelehrten hatten ihn mit dieſen in Streit verwickelt; bald ward er es auch mit Leuten von Anſehen durch die Discuſſionen über die tiefe und flache Stellung, wo er ſich zu Gunſten der letztern gegen den Marſchall von *Broglio* erklärte, der an der Spitze des auf den Küſten der Normandie veranſtalteten Uebungslagers ſtand. G. ſchrieb bey dieſer Gelegenheit mehreres, von dem das wichtigſte unter dem Titel: *Réfutation complète du ſyſtème de M. Menil-Durand* erſchien. Da ſein mit nach Amerika beſtimmtes Regiment Gegenbefehl erhielt, ein Umſtand, der ihn tief kränkte, benutzte er die Muſſe, um ſeine *Hiſtoire de la milice françoiſe* auszuarbeiten. Er unternahm hierauf eine Reiſe durch ganz Frankreich, um die in allen Provinzen zerſtreuten Invalidencompagnien zu ſehen, und die bey ihnen eingeſchlichenen Miſsbräuche auszurotten, weil ſein Vater auf ſein Vorbitten Oberbefehlshaber derſelben geworden war. Die Akademie nahm ihn nunmehr zu ihrem Mitgliede auf, und er ſchrieb ſein bekanntes *Eloge du Roi du Pruſſe, de Frederic le Grand.* Unterdeſſen war er Marechal de Camp und Mitglied und Referent des Kriegsrathes geworden, den man an die Stelle des Kriegsminiſters geſetzt hatte, und der einen neuen Militär-Codex entwerfen ſollte. Allein, mit dieſer Stelle, der er alle ſeine Kräfte weihte, verſchwand ſeine Ruhe, durch den Widerſtand und durch die Feindſchaft, die er auf allen Seiten fand.

Schon glimmte der Revolutionsgeist unter der Asche, schon bedurfte es wenig, um dem grossen Haufen und dem Hofe zugleich, jenem als ein Verfechter der willkürlichen Gewalt, diesem als ein Volksfreund verhasst zu werden. Diess war das Schicksal G's., der zu gross sich unter die Umstände zu beugen, endlich im Kampf gegen die Ungerechtigkeit erlag. Er starb den 6 May 1790 in seinem 47. Jahre, nachdem er noch vorher ein *Mémoire adressé au public et à l'armée sur les Opérations du Conseil de guerre,* und ein Werk *de la force publique considerée sous tous ses rapports* herausgegeben hatte.

Rec. übergeht diejenigen Notizen des Reisejournals, die blos flüchtige topographische Nachrichten liefern, um sich gleich zu denen zu wenden, welche sich unmittelbar auf die militärischen Einrichtungen beziehen, die oft mit wenig Worten sehr treffend gezeichnet sind, obgleich man nicht vergessen darf, dass G. vor 30 Jahren reiste, und dass seitdem bey allen Armeen grosse und wichtige Veränderungen vorgenommen worden sind. So ist z. B. die Bemerkung S. 132 jetzt nicht mehr wahr: dass die Sachsen schlecht marschiren und zu wenig ausschreiten, wohl aber ist auch gegenwärtig noch die wenige Ruhe des Sächsischen Soldaten unter Gewehr auffallend. Schon 1773 bestand die Sächsische Garde-du-Corps nicht aus 1, sondern aus 4, obgleich nur schwachen Escadrons. Der jetzige Kurfürst hat durch eine weise Haushaltung nicht nur die zerrütteten Finanzen wieder hergestellt, sondern auch die Armee beträchtlich vermehrt, und alle Zweige derselben, vorzüglich die Cavallerie und Artillerie, in einen weit bessern Zustand versetzt. Wiederholt ertheilet der Vf. dem Hauptmann, jetzigen General *Aster* das verdiente Lob eines sehr unterrichteten Mannes. — Ausführlich verbreitet sich der Vf. über Berlin und die dasigen militärischen Einrichtungen, deren Detail um so mehr interessirt, da es die Sachen darstellt, wie sie unter dem grossen Könige waren, und grossentheils auch noch gegenwärtig sind. Z. B. die Schwere und Unbehülflichkeit der Preussischen Laffetten, die mit der allgemeinen Erleichterung der Artillerie seltsam contrastirt. Von ganzem Herzen stimmt Rec. dem Vf. in Absicht des Nachtheils von zu vielerley Geschütz-Caliber bey; vortheilhaft aber ist es in jeder Rücksicht, zweyerley Arten Kartetschen mit sich zu führen, um sich dieses so wirksamen Geschosses auch auf beträchtliche Entfernungen bedienen zu können. „Während unsere (die Französischen) Truppen, sagt „Hr. G. S. 191 im Frieden auseinander gehn, ohne „Generale, ohne Kriegsgeräthe und selbst ohne krie„gerischen Geiste sind; bleiben die Preussen bestän„dig formirt und bereit ins Feld zu rücken." Nach den etwas verdächtigen Notizen über den bekannten Obersten *Quintus* war dieser sehr offen gegen den Vf.; er sagte ihm: „Nicht die Manövers des Königs, son„dern der Muth und die Disciplin seiner Truppen hät„ten ihm den Sieg verschafft, denn es sey ein grosser „Unterschied zwischen der Theorie seiner Friedens„läger und der Ausübung im Kriege. Nur allein bey „Leuthen verdankte er den Sieg seiner Taktik, den „ihm bey Torgau ein blosses Ungefähr verschaffte, „weil alles schlecht angefangen war, und *Ziethen* „nicht zu rechter Zeit angriff. Bey Kollin habe er „sich im Manövriren selbst übertroffen, und sey den„noch geschlagen worden. Die trefflichste Disposi„tion verunglückte in der Preussischen Armee eben„falls durch eine schlechte Ausführung, durch Man„gel an Uebereinstimmung in den einzelnen Theilen. „Man dürfe nicht glauben, dass in Preussen alles voll„kommen sey; denn in vielen Dingen herrsche mehr „Uebung als Kunst. Die Stärke des preussischen Hee„res bestehe in seiner grossen Ordnung und Manns„zucht. Eine Geschichte des siebenjährigen Krieges, „durch einen unpartheyischen und von den Ursachen „der Ereignisse hinreichend unterrichteten Mann ge„schrieben, müsste jeden fremden Kriegsmann in Er„staunen setzen, weil dieser hier oft genau das Ge„gentheil von *dem* finden würde, was er sich einge„bildet hätte." *Quintus* hatte nach G. wirklich die Absicht, eine Geschichte der Feldzüge Friedrichs II. zu schreiben, und schon eine ziemliche Menge Materialien und Karten zusammengebracht; allein diese Geschichte ist bis jetzt nicht erschienen.

Von Berlin gieng der Vf. über Dresden nach Prag und Wien. Auf dem Schlachtfeld bey Lowositz standen die Oesterreicher zu weit von dem Débouché, und konnten deshalb den Aufmarsch der Preussen nicht hindern. Der wichtigste Fehler aber war, dass sie den in der Luft stehenden rechten Flügel der letztern nicht angriffen, als die Cavallerie durch das heftige Stückfeuer zurückzugehen gezwungen ward. Von der Schlacht bey Prag konnte G. nichts als widersprechende Nachrichten von den österreichischen Officiers erhalten; alle aber stimmten darin überein, dass der General *Brown* Fehler über Fehler begangen habe. Interessant ist das Gemälde, welches der Vf. von den höhern Classen in Wien entwirft; noch interessanter aber für den Soldaten ist das Detail der Stückgiesserey, welche von zwey Brüdern *Poitevin* dirigirt ward. Diese erhielten ungefähr 2 fl. für den Centner gegossenes Gut, und 8 pr. Ct. Abgang; dagegen lieferten sie das Geschütz voll gegossen, und bezahlten sowohl den Arbeitslohn als die Unterhaltung der Maschinen und Werkzeuge. Das Bohren geschah durch andere Unternehmer (auf einer senkrechten Maschine) die nicht über 30 Kr. für den Centner bekamen, und die zugleich das Abdrehen der Kopf- und Bodenfriesen sowohl, als der Schildzapfen besorgten. Von Wien reiste der Vf. nach Ungarn, um die Einrichtung der — nun in reguläre Truppen umgeschaffenen — kroatischen Gränz-Miliz in der Nähe zu sehen. Bey Eisenstadt sah er ein Cürassier-Regiment vor der Kaiserin exerciren, wo die Reiter zwar sehr gut angezogen, aber nicht Meister ihrer Pferde waren. Das Regiment marschirte gerade aus, und zog sich dann in schrägem Marsch rechts; formirte eine Colonne auf die Mitte, aus der es rechts und links aufdeployirte; veränderte die Front rechts und machte dann mehrere Attaquen, bey denen aber kaum dreyssig Schritt im Galopp, alle übrige Bewegungen aber im Trabe

be gemacht wurden, und allezeit die Distanzen verloren giengen.

Im 2ten *Theile*, wo gleich anfangs durch einen sonderbaren Mißverstand oder Schreibfehler die Karpaten *Crapacks* genannt werden, findet man viele und ziemlich genaue Nachrichten über die innere Verfassung Ungarns und seiner Einwohner, Der General *Kleefeld* gab dem Vf. seinen Adjutanten mit, um ihn von Karlstadt nach der türkischen Gränze zu begleiten, und ihm die kaiserlichen Postirungen zu zeigen. In dieser ganzen Gegend giebt es nur wenig Dörfer, bloss einzelne Wohnungen der kroatischen Familien, aus deren Individuen die Gränzregimenter bestehn, und zwischen denen sich die für die Officiere bestimmten Gebäude befinden. Eine Compagnie nahm auf diese Weise einen Raum von 5 bis 6 Stunden ein, weil jeder Soldat bey seiner Wohnung auch das ihm zugetheilte Stück Feld hat, und die Compagnie, welche der Vf. sah, enthielt gegen 4000 Seelen, Männer, Weiber und Kinder, über welche die bey der Compagnie angestellten Officiere den Oberbefehl führen; das Richteramt verwalten u. s. w. Diese Gränzmiliz steht daher auf keinerley Weise unter der Civil-Obrigkeit des Landes, und der Ban von Croatien hat bloss das Commando über die Regimenter des Bannats, die übrigen stehen unter den Generalats von Warasdin und Karlstadt. Die Soldaten dieser 17 Gränz-Infanterieregimenter erhalten im Lande keinen Sold, selbst wenn sie zum Exerciren zusammengezogen werden, oder die Wachen auf der Gränze verrichten. Sobald sie aber ins Feld rücken, werden sie wie die übrige kaiserliche Infanterie bezahlt. Bloss die Husaren bekommen monatlich 1 fl. und die Unterofficier 3 fl. Die Officiere erhalten zwar beständig Sold, jedoch ein D[illegible]il weniger als bey den deutschen Regimentern. Jeder Soldat erhält zwar nebst seinen Waffen eine vollständige Uniform vom Kaiser, darf sie aber nicht eher anziehen, als bis er zu Felde geht, und muss sich zu Hause auf eigne Kosten kleiden. Ein Besitzer von 8 Joch urbaren Landes (das Joch zu 1600 Quadrat-Klaftern), muss einen Infanteristen, ein Eigenthümer von 16 Joch aber einen Husaren stellen; diess ist das Verhältniss, wornach diejenigen beytragen, deren Eigenthum grösser oder kleiner ist. Die männlichen Einwohner theilen sich in Enrollirte, Ueberzählige, Nachwachs, Halb- und Ganz-Invaliden. Die letztern thun keinen Dienst, als im Fall eines Einbruches der Türken, wo alles zur Vertheidigung des Landes herbey muss; die Halb-Invaliden werden bloss noch zum Dienste im Lande angewendet, und die Oberbefehlshaber entscheiden: ob ein gedienter Mann in die eine oder in die andere Classe gehört. Alle Sonn- und Feyertage werden die Compagnien exercirt, und vorzüglich im richtigen Schiessen geübt; überdiess versammeln sich die Regimenter noch besonders im May und September, wo die Soldaten sich Hütten bauen und eine Art Lager formiren, während dieser Zeit aber selbst für ihren Unterhalt sorgen müssen. Die bey jeder Compagnie befindlichen 87 Artilleristen verrichten mittlerweile den Dienst auf der Gränze, und werden nach geendigten Uebungen der Infanterie ihrerseits ebenfalls mit Kanonen und Feldhaubitzen im Schiessen geübt. Die Einwohner dieser Militär-Gränze führen übrigens ein sehr elendes Leben. Eine schlechte Hütte ist ihre Wohnung, und schwarzes, bloss geschrotenes und in der Asche gebacknes Brod von türkischem Korn und Hafer, das die wohlhabenderen in Milch brocken, ihre beynahe einzige Nahrung. Dennoch sind die Kroaten eine grosse, starke und vorzüglich schöne Menschengattung. Bey jedem Regimente befinden sich 3 Schulen, in welcher die Kinder deutsch schreiben, lesen und sprechen lernen. Die Schulhäuser hat die Kaiserin Maria Theresia auf ihre Kosten bauen lassen, und der Lehrer erhält monatlich 20 fl. Man beweget die Aeltern ihre Kinder in diese Schule zu schicken, durch die Vorstellung: dass sie ihnen dadurch den Weg bahnen, einst Unterofficiere und Officiere zu werden. Nachdem der Vf. die Posten von der türkischen Gränze gesehen und einen Markttag mit abgewartet hatte, kehrte er durch Steyermark nach Wien zurück, von wo er nach einer kleinen Excursion in die Kremnitzer Bergwerke, und in die Tokayer Weingebirge nach Schlesien abgieng. Bey Ollmütz sah der Vf. die zwey Bataillone des Regiments Colloredo exerciren; sie machten die Handgriffe vortrefflich, marschirten und manövrirten aber schlecht. Das Verwechseln der Hände beym schrägen Anschlagen nennt G. mit Recht ein zweckloses Kinderspiel.

In Breslau speiste G. mit einem Ingenieur-Major, der sich bey der Belagerung von Schweidnitz befunden hatte, und ihm sagte: die sechzigtägige Vertheidigung dieses Platzes sey eine blosse Folge der Unwissenheit *le Febures* gewesen, der beständig von dem *Globe de Compression* sprach, ohne die dazu unentbehrliche Berechnung zu kennen. G. wohnte hierauf der Revüe und den Manövres der preussischen Truppen bey Neisse bey, wo er der Präcision und Fertigkeit derselben das gebührende Lob ertheilet. Ganz besonders zeichnete sich das Kürassier-Regiment Röder (jetzt Dolffs) durch Schnelligkeit der Bewegungen und treffliche Richtung aus, als es der Vf. für sich allein exerciren sahe. Die Manövres des aus 15 Bataillonen und 25 Escadrons bestehenden Corps sind S. 149 ff. sehr genau beschrieben; Rec. übergeht jedoch die Details, weil die gewöhnlichen und jetzt allgemein bekannten Bewegungen gemacht wurden, die — vorzüglich bey der Cavallerie — G. allerdings neu finden musste. Er hält den Adjutanten-Aufmarsch nicht für vortheilhaft, und tadelt beständig das zu tiefe Anschlagen der Infanterie; dennoch ist nach Rec. Erfahrung diess das einzige Mittel, beym Geschwindfeuer zu hindern, dass nicht alle Schüsse in die Luft gehn, wenn man nicht — wie jetzt ziemlich allgemein geschieht, — die Leute im Feuer liegen lässt, und *ladt!* commandirt. Nach geendigten Manövres besuchte der Vf. den Grafen *Hoditz*, auf seinem Schlosse Rosswalde, und erzählt eine Menge interessanter Anekdoten von diesem sonderbaren Manne,

ne, bey dem man in einem Aufenthalte der Feen zu seyn wähnte, weil alles ungewöhnlich, ausserordentlich, durchaus Nichts natürlich war. G. gieng nun zu der Revüe bey Breslau, wo er nicht aufhört, die Schönheit und Geübtheit des Regiments Seydlitz (jetzt Heyssing) zu rühmen und zu bewundern. Er detaillirt die Manövres der Truppen — die aus 21 Bataillonen und 50 Escadronen bestanden, eben so genau, wie vorher bey Neisse, tadelt aber die Hauptidee des zweyten Manövres: ein Dorf mit En Echequier gestellten Truppen anzugreifen, wobey er verschiedenes Lehrreiche über die Ausführung ähnlicher Manövres sagt.

Der Vf. wollte nach beendigter Revüe nach Warschau gehn, kam aber wegen eines hitzigen Fieberanfalls, der ihn an den Rand des Grabes brachte, nur bis Wartenberg; er musste sich von da wieder nach Breslau zurück bringen lassen und zwölf Tage das Bette hüten, nach deren Verlauf er über Wien und München nach der Schweiz gieng.

In Wien hatte er eine Privat-Audienz bey dem Kaiser (Joseph II.) der sich 1½ Stunde mit ihm unterhielt, und über den sich viele sehr freymüthige Bemerkungen finden, deren Resultate sich in der Folge grösstentheils bestätigt haben.

Die Notizen über das, was der Vf. auf seiner fernern Reise durch Bayern sahe, sind nur kurz und unbedeutend; eine Schilderung des Rheinfalls bey Schafhausen mit einigen treffenden Zügen schliesst diess interessante Tagebuch, das kein gebildeter Soldat, und kein Leser, der sich für die Geschichte des siebenjährigen Kriegs, so wie für Friedrich II. und Joseph II. interessirt, aus der Hand legen wird, ohne vielfältige Belehrung daraus geschöpft zu haben, welche für die zuweilen oberflächlichen und unrichtigen Bemerkungen und anmassenden Urtheile, die der Herausgeber unverändert gelassen hat, hinlänglich entschädigen.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

AUGSBURG, in d. Rieger. Buchh.: *Neue festtägliche Predigten für das Landvolk*, von *Anton Michl*, Weltpriester. 1801. 328 S. 8. (16 gr.)

An Anlagen zu einem guten Prediger, insbesondere an der Gabe zu erfinden, fehlt es dem Vf. nicht; wohl aber an gehöriger Ausbildung dieser Anlagen, und an den einem Volkslehrer, zumal einem solchen, der als Schriftsteller auftreten will, unentbehrlichen Realkenntnissen. Das Glückseligkeitsprincip herrschet in allen Predigten; und doch heisst es S. 319: Die Frömmigkeit läst sich nicht mit guten Tagen vereinigen. Denn die Tugend gleicht einer Rose, die nur unter Dörnern ihre Schönheit erhält. — Der bis zum Sterbebette verschobenen Busse legt der Vf. einen Werth bey, wenn er S. 281 predigt: Wenn der Sünder die Stunde vorher wüsste, die ihn einst von der Welt trennen wird: so könnte er bis zu dieser letzten Stunde die Welt geniessen mit all ihrer Lust, und dann doch noch für die Ewigkeit sorgen. Und dennoch behauptet er S. 298: Wie man lebt, so stirbt man. — Die Pflichten der Wittwen bestehen nach S. 292 darin, *dass sie der Welt absagen, sich Gott widmen, indem sie sich lange genug mit zeitlichen Sorgen beschäftiget haben.* — In Bezug auf die Lehre vom Lebensgenusse stellt der Vf. (in der Trauerrede auf den sel. Pfarrdechant Braun S. 318) die sonderbare Meynung auf, derselbe habe in seiner Jugend *nicht viel Gutes genossen*, weil er der Sohn eines Bauers gewesen sey; als Student sey er fleissig und fromm gewesen, habe aber *eben darum* in seinen Studierjahren *wenig Gutes genossen*. Nicht besser steht es mit den exegetischen und dogmatischen Kenntnissen des Vfs. S. 85 wird behauptet, der erstgeborne Knabe eines jüdischen Ehepaares habe *für allzeit* dem Dienste des Herrn müssen geheiligt werden. S. 260. *Matthäus* nenne sein Evangelium das Buch der Geburt Jesu. S. 285. Die Schrift *drücke sich niemals schöner, besser, begreiflicher aus, als wenn sie sich durch Gleichnisse ausdrücke.* Um ihre Fürbitte werden häufig nicht nur kanonisirte Heiligen, sondern selbst die Personen ersuchet, denen parentirt wird. S. 310. — Was den Punkt der Beredsamkeit anlangt: so will Rec. nur diess bemerken, dass so manche niedrige Ausdrücke und Sätze: (*Im Kothe der Leidenschaft, wie ein Wurm herumkriechen.* S. 202 *fort müssen* für sterben. — *Wenn jemand mit einer zolldicken Rinde von Kenntnissen umgeben wäre* S. 302.) sehr abstechen gegen so manche in dem Munde eines Landvolklehrers zu pretiöse, z. B. *Er träufelte den Balsam der Vergessenheit in die Wunde.*

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Halle*, b. Gebauer: *Allgemeines Theilungsprincip für Gemeinheitsaufhebungen*, von *J. F. Lange*, Oekonomie-Commissarius und Bau-Conducteur im Fürstenthum Halberstadt. 1801. 48 S. 8. (4 gr.) Aus der Vorrede erhellt, dass in den Jahren 1791 bis 1795 zwischen dem königl. General-Directorio und dem Justiz-Ministerio in Betreff des vorliegenden Gegenstandes Schriften gewechselt wurden, mit deren Grundsätzen der Vf. nicht einverstanden ist, vielmehr in den vorliegenden wenigen Bogen eine entgegengesetzte Meynung behauptet. Das Theilungsprincip des Vfs. aber besteht darin, dass derselbe den Flächen-Inhalt der Gemeinheit, nach Verhältniss des Flächen-Inhalts, den die Gemeinheits-Interessenten für sich besitzen, repartirt haben will. So wenig Neues in diesem Grundsatz liegt, so häufig wird die Anwendung desselben durch die verschiedene Gattung des zu theilenden Gemeinheitslandes, durch die abweichenden Grade der Güte, durch grössere oder geringere Entfernung von den Wirthschaftsgebäuden und durch andre Umstände erschwert und unmöglich gemacht. Von allen diesen Schwierigkeiten findet man hier kein Wort, und Rec. sieht nicht ab, welche Belehrung, oder welchen Nutzen eine Schrift gewähren soll, die ihren Gegenstand so unvollständig

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 28. März 1803.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Crusius: *Exegetisches Handbuch des Neuen Testaments. Erstes Stück.* Dritte verbesserte Ausgabe. 1797. 276 S. *Zweytes Stück.* Dritte verb. Ausg. 1797. 68 S. *Drittes Stück.* Dr. verb. Ausg. 1797. 176 S. *Viertes Stück.* Dr. verb. Ausg. 1798. 284 S. *Fünftes Stück.* Zweyte verb. Ausg. 1799. 276 S. *Sechstes Stück.* Zw. verb. Ausg. 1800. 260 S. *Siebentes Stück.* Zw. v. A. 1800. 258 S. *Achtes Stück.* Zw. v. A. 1800. 168 S. *Neuntes Stück.* Zw. v. A. 1801. 132 S. *Zehntes Stück.* Zw. v. A. 1801. 114 S. *Eilftes Stück.* 1797. 124 S. *Zwölftes Stück.* 1798. 74 S. *Dreyzehntes Stück.* 1798. 150 S. *Vierzehntes Stück.* 1799. 210 S. *Funfzehntes Stück.* 1799. 68 S. *Sechszehntes Stück.* 1799. 160 S. *Siebenzehntes Stück* 1800. 156 S. *Achtzehntes Stück.* 1802. 470 S. gr. 8. (10 Rthlr. 1 gr.)

Eine blofs Theologen brauchbare und zehn Thaler kostende Schrift, von achtzehn Heften, welche nun schon seit funfzehn Jahren (die erste Ausgabe des ersten Hefts erschien 1788 zu Leipzig in Commission b. Kantner) so sehr begehrt wurde, dafs vier Hefte schon die *dritte*, und zehn Hefte die *zweyte Ausgabe* erlebten, verdient in der That Aufmerksamkeit; und da die bekannten *Rosenmüllerschen Scholia in N. T.*, wovon die vierte Ausgabe nur 7 Rthlr. 16 gr. kostet, bereits in den Händen der meisten Theologen sind: so muss man sich wundern, dafs diefs um den dritten Theil theuere exegetische Handbuch neben jenen Scholien noch ein so bedeutendes Glück machen konnte, ob gleich kein einziges Heft einen Verfasser nennt, durch dessen Ruf das Werk gehoben worden wäre. Verschafft man sich nun eine eigene Kenntnifs von demselben, so kann man allerdings nicht läugnen, dafs es für angehende Schriftausleger sehr brauchbar ist. Zwar könnte Rec. die von andern diesem Werke mit grofsem Lobe zugeschriebene *Kürze* nicht so ganz unbedingt daran rühmen; es könnte wirklich um vieles kürzer, mithin auch wohlfeiler seyn, ohne dafs es an innern Werthe das geringste einbüfste; denn oft kommen Wiederholungen nicht nur der Sachen, sondern selbst der *Worte* vor; häufig findet man z. B. und zwar *immer mit denselben Worten* wiederholt: „*περιπατεῖν, leben, eine gewisse Lebensart führen;* so „pflegen die Hebräer הָלַךְ und הִתְהַלֵּךְ, *sein Leben einrichten, ordentlich handeln*, zu gebrauchen, z. B. 3. „Mos. 26, 3., wo הָלַךְ mit שָׁמַר und עָשָׂה vertauscht „wird" und: „εὑρίσκεσθαι ist so viel als εἶναι, *seyn*, „wie das hebräische נִמְצָא 2. Mos. 35, 23. Maleach. 2, „6. wo es mit הָיָה vertauscht wird, welches die LXX. „1. Sam. 26, 18. auch mit εὑρίσκεσθαι übersetzen;" an andern Stellen wird durch nur zu grofse *Ausführlichkeit* gefehlt, wofür statt aller andern Beyspiele nur die Erläuterungen von Gal. III, 20., welche 18 Seiten einnehmen, hier angeführt werden sollen; dagegen ist das Werk an andern Orten zu kurz, und der Leser wird nicht befriedigt; allein im Ganzen hat diefs Handbuch doch wirkliches Verdienst um die *grammatische Interpretation*; es bestimmt den Sinn vieler Stellen richtig und deutlich, es giebt, wo die Ausleger von einander abgehen, gewöhnlich ihre verschiedenen Meynungen und zum Theil auch die Gründe an, welche für jede Meynung streiten, und erläutert einen grofsen Theil der in dem N. T. vorkommenden Wörter aus dem hebräischen Sprachgebrauche und aus der griechischen Uebersetzung des A. T. Freylich ist sich diefs Werk an Werthe sehr ungleich, und diefs macht es, auch ohne nähere Nachrichten, an sich schon sehr klar, dafs *kein Meister* es zu Tage gefördert haben kann; es ist vielmehr das Werk eines *Sammlers*, der die Vorlesungen mehrerer Exegeten, und die Werke verschiedener grammatischen Ausleger, z. B. das Schleusnersche Lexicon, benutzte; folgte er nun einem vorzüglichen Führer, so zeichnet sich auch seine Arbeit aus; war er hingegen nicht so gut berathen, so leistete er auch weniger, der aufmerksame Leser vermifst deswegen an dem Sammler eine *feste* Beurtheilungskraft. Was aber Rec. dem unbekannten Sammler sehr verdenkt, ist dieses, dafs er sich *fremde Arbeiten* zueignet, ohne auch nur mit einem Worte *seine Quellen zu nennen*. Sollte man es glauben: Diefs ganze Werk hat (wenigstens in des Rec. Exemplar) *keine einzige Vorrede*, welche berichtete, wie diefs Werk entstanden sey, was für Vorarbeiten dabey zu Rathe gezogen worden seyen, und welchen Leitern sich der Verfertiger bey jedem Stücke seiner Arbeit vorzüglich anvertrauet habe; die Belehrungen über jedes Buch, jedes Kapitel, jeden Vers des N. T. kommen wie aus den Wolken; das Buch fängt ohne alle Einleitung folgendermafsen an: „[Η ΚΑΙΝΗ ΔΙΑΘΗΚΗ] Weil sich die jüdische Religion hauptsächlich auf Gesetze, Verordnungen und „Vorschriften gründete, so nannten die Juden zuerst „die Bücher Mosis, worin selbige enthalten, תּוֹרָה, νό„μον, Gesetz;" u. s. f. so geht es durch alle achtzehn Stücke bis zum ΑΜΗΝ der Apokalypse fort, ohne dafs man erfährt, woher der Sammler diefs alles (und resp. so gut) weifs, und wem er den erhaltenen Unterricht verdankt. Zwar hat er jedes Stück (mit Aus-

nah-

nahme des letzten, bey welchem Rec. keine Widmung in feinem Exemplar gefunden hat) auf einem befondern Octavblatte einem Gelehrten gewidmet, nämlich dem Hn. Abte *Placidus* zu Erfurt, den Hn. *Griesbach*, *Jakob*, *Nöffelt*, *Schleusner*, *Storr*, *Rau*, *Löffler*, *Bellermann*, *Eckermann*, *Hezel*, *Karl Chrift. Ehrhard Schmid*, *Schröckh*, *Karl Chrift. Ludwig Schmidt*, *Oertel*, *Cannabich*, und *Herder*; und dadurch foll indirecte zu verftehen gegeben werden, er habe die Schriften und (refp.) Vorlefungen diefer Männer bey feiner Arbeit benutzt; allein keine Zufchrift an diefe Männer belehrt den Lefer, *in wie fern* diefs gefchehen fey, und wenn die Abficht des Sammlers war; durch folche Widmungen den Männern, durch die vorzüglich er in den Stand gefetzt ward, diefs Handbuch zu fchreiben, feine Dankbarkeit zu erkennen zu geben, fo durfte *Eichhorn* nicht fehlen, von deffen Erklärung der Apokalypfe er in dem achtzehnten Hefte Gebrauch machte, ob er gleich diefes Gelehrten mit keinem Worte gedenkt. Doch Rec. will dabey nicht länger verweilen, fondern ohne Rückficht auf die Gelehrten, die fich allenfalls einen gröfsern oder kleinern Theil diefes Werks follten zueignen dürfen, einige von den Bemerkungen mittheilen, die er über jedes diefer achtzehn Stücke zu machen hat; vielleicht kann der Sammler bey einer etwa noch zu hoffenden neuen Ausgabe feiner Schrift von denfelben Gebrauch machen; und da Rec. ihn nicht kennt, und gewifs ganz unbefangen urtheilt, fo wird derfelbe diefe gutgemeynten Erinnerungen nicht verfchmähen.

Stück 1. Matth. I. 19. wird δίκαιος durch *gütig*, *leutfelig* erklärt; es ift aber bekannt, dafs mehrere Ausleger den Jofeph hier lieber als einen *rechtlichen*, *rechtfchaffenen* Mann handeln laffen, der keine Gefchwächte heyrathen wollte. Matth. II. 7. werden die Magier als *Aftronomen* vorgeftellt; es mufs aber heifsen *Aftrologen*. III. 11. hat die Dogmatik den Ausleger mifsgeleitet; die Worte: βαπτίσει πυρὶ, werden fo erklärt: „er wird Euch Lehren, die ihm Gott geoffen„bart hat, vortragen, und *Wunderwerke unter Euch* „*verrichten*" u. f. f. Das *Feuer göttlicher Geifteskraft* hat aber hier gewifs nichts mit Wunderwerken zu thun. III. 16. wird aus ἀνεῴχθησαν οἱ οὐρανοὶ ein *Blitz* gemacht, und der vorzüglichern Erklärung nicht gedacht, nach welcher M. fagen will, der Himmel *heiterte fich auf*. V. 18. ift die durch B. bezeichnete Erklärung des ἕως ἂν πάντα γένηται nicht deutlich vorgetragen; wer die unter A. vorgetragene Meynung nicht annimmt, glaubt, dafs Jefus habe fagen wollen: „bis fein ganzes Gefchäft vollendet fey, müffe „es bey den Statuten des mofaifchen Gefetzes blei„ben." VIII. 3. war das Berühren des Ausfätzigen nicht blofs ein ficherer Beweis, dafs Jefus ihn vom Ausfatze befreyen (für rein erklären) würde, fondern auch ein Beweis, dafs der Ausfätzige nach der Befchaffenheit feines Uebels *ohne Gefahr der Anfteckung* befühlt werden konnte. VIII. 9. läfst der Vf. den römifchen Hauptmann fagen, Jefus könne den Krankheiten, wie er feinen Soldaten, befehlen, als wenn es nicht natürlicher wäre anzunehmen, dafs er habe fagen wollen, es fey nicht nöthig, dafs *er felbft* komme, er könne auch einen feiner Jünger zu feinem Sklaven fchicken, fo wie er auch manches durch feine Leute thue. VIII. 28. Mufterhaft ift, was der Vf. von den *Dämonifchen* fagt; denn er führt nicht nur die ungleichen Meynungen, fondern auch die Gründe an, die jeder Theil für feine Meynung anführt. So kann nun der angehende Theolog prüfen und wählen; oft aber fagt er nur: „A. fagt diefs, B. fagt das;" aber er führt die Gründe nicht an, warum A. und B. diefs und das fagen; wie können nun diejenigen, denen er feine Schrift beftimmt, nach dem Motto, das er jedem Hefte vorfetzte, πάντα δοκιμάζειν, wenn fie nicht erfahren, was jede Meynung für und gegen fich hat. Was XII. 10. von χεὶρ ξηρὰ gefagt wird, ift mit Paulus's Commentar Th. II. S. 63. zu vergleichen, und darnach zu berichtigen. XIV. 6. γενέσια wird bekanntlich nicht blofs von dem Geburtsfefte verftanden. XIV. 25. es ift merkwürdig, dafs nach diefem ganzen exegetifchen Handbuche Jefus nirgends *auf* dem See, fondern hier und in allen Parallelftellen *an* dem See wandelt, und dafs nicht einmal angeführt wird, dafs es Ausleger gebe, welche Jefum *auf* dem See wandeln laffen. Da nun nirgends eine Spur von Benutzung der Schriften des Hn. D. *Paulus* vorkömmt, und der Sammler diefs nicht aus fich felbft gefchöpft zu haben fcheint, fo folgt, dafs es fchon vor Paulus Exegeten in Deutfchland gegeben hat, die diefs berühmt gewordene ἐπὶ in ihren Vorlefungen nicht anders als wie diefer Gelehrte erklärt haben. XVII. 2. ἔλαμψε φῶς. Als Sinn diefer Worte giebt der Vf. folgendes an: „Die Jünger erkannten Jefum in feiner erhabenen „Würde als Lehrer und Beglücker der Menfchheit. (!)" Sobald der Vf. dem Führer folgt, der ihm *folche* Auslegungen annehmlich machte, geräth er auf Abwege. Bey Matthäus ift offenbar von einer *finnlichen Erfcheinung* die Rede. XXVII. 32. läfst der Vf. die *Füfse* bey der Kreuzigung annageln, was doch fehr zweifelhaft ift, wie er bey Joh. XX. 27. felbft gefteht.

Stück 2. Marc. VI. 13. Woher wohl der Vf. wiffen mag, dafs zwar das Einreiben von Oelen, wenn *andere* als die Jünger Jefu diefs Heilungsmittel bey Kranken anwendeten, *mehrere Male* vorgenommen werden mufste, dafs aber, fobald die Jünger Jefu die Oele einrieben, das Mittel *gleich das erfte Mal*, vermöge der ihnen ertheilten Wunderkraft, half?? Er fpricht überhaupt viel von Wundern, giebt aber nirgends einen deutlichen Begriff, was denn eigentlich ein Wunder fey. XVI. 5. fagt er gerade zu, νεανίσκος fey ein *Engel* gewefen; wenn nun ein anderer nur einen Jüngling darunter verfteht, wie will er diefem beweifen, es fey ein Engel gewefen? Vermuthlich wird er fich auf Matthäus berufen; wenn aber der andere Ausleger fagt: Ich kann bey *Markus* nichts anders fehen, als dafs er von einem Jünglinge in einem weifsen Gewande redet, fo dürfte er fchwerlich entfcheidende Gründe für die *nothwendige* Annahme eines Engels vorbringen können. XVI. 16. wird der Sinn von κατακριθήσεται zu fehr gemildert, wenn es nur

nur heisst: er wird keine Glückseligkeit erlangen; es muss heissen: er wird verurtheilt werden (seyn), wobey man dann freylich zu untersuchen hat, wie diess zu verstehen sey.

Stück 3. Lucä II. 7. wird auf das, was Schleussner von φάτνη sagt, keine Rücksicht genommen; es heisst nur: „φάτνη, eine *Krippe* oder ein *Stall*;“ der Sammler schlage aber in dem angeführten Lexicon nach, und er wird gewiss die Lücken seiner Erklärung bemerken. XI. 8. sagt der Vf.: Die Anwendung dieser Parabel sey: „Wenn sich ungefällige Menschen „durch anhaltendes Bitten zu Gefälligkeiten bewegen „lassen, wie viel mehr wird Gott durch dringendes „Gebet *sich zur Erhörung desselben bewegen lassen!*“ Diese Anwendung hält Rec. für durchaus falsch. Jesus setzt einem *kargen Vater* den *milden Gott*, einem *undienstfertigen Nachbar* den *gerne mittheilenden Gott*, dem *ungerechten Richter* den *gerechten Gott* entgegen, und will mithin sagen: „Wenn du selbst zu einem „kargen Vater, undienstfertigen Nachbar, ungerech„ten Richter Zutrauen hast, warum solltest du nicht „ein noch über allen Vergleich grösseres Zutrauen zu „Gott haben; was dir *heilsam* ist, wirst du noch weit „mehr von ihm hoffen dürfen.“ XIX. 8. Auch unser Vf. macht den Zachäus zum *Diebe*, der entwendetes Gut zurückgeben will; das ist aber hart und ungerecht, wenn er es nicht verdient; bekanntlich hat ein menschenfreundlicher Exeget sich dieses braven Mannes angenommen, und in dem Geiste Jesu diesen unverdienter Weise zurückgesetzten zu Ehren gezogen (ἔσωσε τὸν ἀπολλῶτα). XXI. 5—36. Da von diesem Abschnitte mehrere Erklärungen vorhanden sind, so durfte der Vf., dem Zwecke seines Handbuchs gemäss, es nicht bey einer einseitigen Erklärung bewenden lassen. XXIV. 16. Wie unwahrscheinlich, dass die Jünger von Emmahus ihren Begleiter *nicht angesehen haben*! Lieber würde der Rec. sagen: Jesus wusste in einer Kleidung, in der die Jünger ihn nie gesehen hatten, das Incognito gut gegen sie zu behaupten, zumal da sie an alles eher dachten, als dass *er* es sey, der sich unter sie mische; und da er ein gesetzter, ruhiger, edler Mann war, der nicht wie rohe und heftige Menschen während des Redens viele Gesticulationen machte, so belehrte er sie, ohne seine Hände zu enthüllen, die sie erst beym Abendessen sahen.

Stück 4. Joh. I. 1. Hier heisst es, *alle* Ausleger, wie sehr sie auch von einander abgehen, stimmen doch darin überein, dass dieser Vers von *Jesus* rede; diess ist aber gewiss unrichtig. Wer unter dem *Logos* die schöpferische Weisheit Gottes versteht, welche Gott selbst ist, kann nicht finden, dass hier schon von *Jesus* die Rede sey; nicht einmal die Worte ὁ λόγος σὰρξ ἐγένετο, reden ausser dem Zusammenhange genommen, von Jesus, denn sie sagen nur: die Weisheit Gottes habe sich verkörpert; der *Zusammenhang* freylich lehrt, dass Johannes meynte, diess sey in der Person *Jesu* geschehen. So kann man auch noch bestreiten, dass in dem Satze: Θεὸς ἦν ὁ λόγος, Θεὸς das Prädicat sey; mithin darf ein solcher Satz nicht so entscheidend behauptet werden. I. 10. Dem Rec. scheint es, dass, da in diesem Verse das Wort κόσμος dreymal vorkömmt, und in dem *ersten* und *dritten* Satze die Menschen (einen Theil des Menschengeschlechtes) bedeutet, es sehr willkürlich wäre, in dem *mittlern* Satze unter κόσμος das ganze Weltall zu verstehen; es könnte also noch bemerkt werden, dass diess sehr zur Bestätigung der Meynung des Hn. X. in diesem Handbuche diente, der den mittlern Satz so versteht: die Menschen wurden durch ihn gebildet oder umgeschaffen. I. 24. 26. Für *verfänglich* kann Rec. die an Johannes, den Täufer, gethanen Fragen nicht halten; die Abgeordneten des Raths wollten ihn nur *prüfen*. Auch kann Rec. nicht zugeben, dass Johannes durch diese Fragen in *Verlegenheit* gesetzt worden sey, (inzwischen sich noch gut aus der Sache gezogen habe!). I. 32. Der *Flug* der *Tauben*, sagt der Vf., ist ein Symbol einer *grossen Geschwindigkeit*. (!?) Man möchte beynahe zweifeln, ob er jemals eine Taube fliegen gesehen habe. I. 34. κἀγὼ ἑώρακα erklärt der Vf. so: Ich habe wahrgenommen — dass Jesus *grosse Seelenkräfte* besass. (!) So meynte es aber der Täufer gewiss nicht, sondern sein ἑώρακα bezieht sich auf das πνεῦμα καταβαῖνον ὡς περιστερὰν ἐξ οὐρανοῦ. II. 21. Hier ist zu bemerken, dass die *Auslegung* des *Evangelisten* von dem Ausspruche Jesu wohl zu unterscheiden sey, und dass *quandoque bonus dormitet Homerus*. III. 5. Dieser Vers und überhaupt das ganze Gespräch Jesu mit dem Nikodemus ist durch des Vfs. Erläuterungen wahrlich nicht aufgeklärt. III. 29. Es bedarf der undelicaten Erklärung nicht, die hier vorkömmt. V. 13. Hier ist die Bemerkung nicht in dem Charakter Jesu, dass er sich unvermerkt entfernt habe, um eine *Nachforschung* zu veranlassen, damit das verrichtete Wunder allgemein bekannt würde. Diess hiesse sich entfernen, um sich aufsuchen zu lassen! Ob vielleicht *Bahrdt* unsern Sammler hier verführt haben mag? V. 20. Ueber diesen Vers ist nicht genug Licht gegeben. V. 28. Gewiss wird πάντες nicht immer *sensu strictissimo* genommen; allein es muss doch bey einer einzelnen Stelle bewiesen werden, warum πάντες daselbst nicht wohl buchstäblich *alle* heissen könne, sondern wie πολλοί genommen werden müsse; und nun vollends hier, wo ein *dictum classicum* vorkömmt, ist es unbefriedigend, wenn es nur heisst: „πάντες, *unzählige, viele*, wie Matth. XXI. 26. οἱ ἐν „τοῖς μνημείοις, ist eine starke morgenländische Me„tapher, wie Matth. XIX. 24. XXIII. 24.“ Wen diess überzeugt, der nimmt gewiss mit wenigem vorlieb. VII. 2. Unter ἔργα bey Johannes *Wunder* zu verstehen, ist fehlerhaft; die ganze öffentliche Wirksamkeit Jesu wird darunter verstanden. VII. 18. ἀφ᾽ ἑαυτοῦ λαλεῖν heisst nicht so wohl: aus eigner Erfindung Lehren vortragen, als vielmehr: egoistisch, selbstsüchtig lehren; Jesus lehrte nicht egoistisch; er wollte nicht *sich* vergöttern, sondern nur die Verehrung des *Vaters* befördern. VIII. 58. Dieser Vers wird mit wenigen Linien abgefertigt. Das *Praesens*: ἐγώ εἰμι, heisst es, steht hier anstatt des *Praeterit.*; aber den Beweis

ist der Sammler, der hier nicht einmal die verschiedenen Meynungen vorträgt, schuldig geblieben. (Auch Joh. X. 8. ist es nicht *nothwendig*, εισι wie ein *Praeteritum* zu übersetzen). IX. 6. Jesus, heisst es, hätte das Bestreichen auch weglassen können; aber Jesus that nichts Ueberflüssiges; das Bestreichen war ein Heilungsmittel; wenn der Vf. in Reisebeschreibungen liest, wodurch in Aegyten und Syrien so viele Augenkrankheiten entstehen, und wie man sie oft heilen kann, so wird er begreifen, warum Jesus diess Mittel anwandte. XI. 6. „Jesus, heisst es, ging wahrscheinlich deswegen nicht sogleich zum Lazarus, damit derselbe erst sterben möchte, und er alsdann ein desto auffallenderes Wunder verrichten könnte. (!) Wie unnatürlich! *Credat Judaeus Apella!* XII. 30. Hier lesen wir: Gott liess *absichtlich* ein Gewitter sich zusammenziehen. Woher weiss der hier vorkommende Hr. X. den νοῦν κυρίου? Ist er σύμβουλος αὐτοῦ geworden? XIX. 34. Dass diese Wunde *tödtlich* gewesen sey, kann nicht zuversichtlich behauptet werden, weil man nicht genau weiss, wo dem Gekreuzigten der Stich beygebracht ist. — (S. 261. ist die Notiz, betreffend die Sage von dem Leichnam des Pilatus, zu berichtigen. Nicht in den „Lucernersee" (Vierwaldstädter-See), sagt die Fabel, sey der Leichnam des Pilatus geworfen worden, sondern in einen kleinen See auf dem Pilatus-Berg im Canton Lucern.)

(Die Fortsetzung folgt.)

STATISTIK.

DILLENBURG, im Waisenhause: *Oranien-Nassauischer Adress-Kalender* auf das Jahr 1803. 108 S. 8.

Ehedem kam dieses Staats-Handbuch unter der weitläuftigen Benennung eines Hof-Staats- und Bergwerks-Kalender heraus. Seit 1794 wurde die jährliche Erneuerung durch den Krieg unterbrochen. Er liefert das Namen-Verzeichniss der Dienerschaft in den Fürstenthümern Dillenburg, Dietz, Hadamar und Siegen, nebst der im niedersächsischen Kreise eingeschlossenen Graffschaft Spiegelberg. Von denen an den Erbprinzen abgetretenen Erwerbungen geschieht aber nicht einmal in dessen vorangedruckter Titulatur, so wie auch nicht bey der des regierenden Fürsten von dessen ehemaligen Verhältnissen mit Holland, eine Erwähnung. Im Personale sind die auswärtigen Agenten, das Militär und die hohe Schule zu Herborn nebst dem Pädagogio, in vier Facultäten abgetheilt, bemerkenswerth. Durch die Abberufung vieler Beamten in die Dienste des Erbprinzen nach Fulda, wurden noch während des Abdruck des Staats-Kalenders viele Veränderungen bewirkt. So z. B. hätte S. 29. zwischen Arnoldi und Hegmann, der Regierungs-Assessor *Burchardi* stehen sollen, auf welchem, da der Archivdirector *Arnoldi* in Fuldaische Dienste übergegangen, die Hauptbesorgung des Archivs ruhet. In statistischer Hinsicht ist das angehängte Verzeichniss von allen zu den vier Fürstenthümern gehörigen Aemtern, Kirchspielen und Ortschaften, welche sich sogar auf die Dörfer und Mühlen erstreckt, sehr nützlich.

MERGENTHEIM, b. Griebel: *Des Hohen Deutschen Ritterordens Staats- und Stands-Kalender aufs Jahr Christi.* 1803. 68 S. 12.

Der Erstling unter dem Deutschmeisterthum des Erzherzogs Karl, und in so fern von seinen letzten Vorgängern wegen deren Verbindung Kur Cölln verschieden; übrigens aber noch nicht einmal nach dem Lüneviller Frieden abgeändert. Daher findet man noch die Balleyen, Elsass und Burgund, Coblenz und Lothringen darin, und das Miniatur-Gemälde von der alten Verfassung des deutschen Reichs ist so beybehalten, dass man die Herausgabe dem Hoffourier Wehak gänzlich überlassen zu haben scheint. Bey den Veränderungen, welche dem Orden bevorstehen, ist es interessant, folgende Rubriken dieses Staatskalenders kennen zu lernen; *Staatskanzley, Gesandtschaften, geistliches Rathscollegium, Pfarreyen, und Kaplaneyen, Seminarium, Regierung, Advokaten, Archiv und Registratur, Kontributionsamt, Hofkammer, Rentkammer, Trapponey, Hospital-Verwalterey, Kanzley, Hofmarschallamt, Forstamt, Schulencommission, Compagnien, auswärtige Verwaltereyen, Herrschaften in Schlesien und Mähren* u. s. w.

KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. *Prag*, b. Barth: *Neue einfache und dauerhafte Dachdeckungsart*, erfunden und ihrer Gemeinnützigkeit wegen beschrieben und mit Kupfern erläutert von *Karl* Freyh. v. *Kfeller*. 1803. 24 S. 8. (4 gr.) Der Unterschied der hier beschriebenen Dachdeckungsart von der gewöhnlichen Ziegelbedeckung besteht bloss in der abgeänderten Form der Ziegeln, die hier ganz parallelepipedisch geformt und an den langen Seiten mit Falzen versehen, übrigens aber wie die sonst gewöhnlichen mit Nasen auf Latten aufgelegt werden. Sie passen vermöge der Falzen nach der langen Seite alle gut zusammen, und man erspart dadurch allerdings am Material, nicht bloss in Ansehung der Ziegeln, sondern auch in Ansehung der Latten, welche hierbey weiter von einander abliegen dürfen. Hiermit ist zugleich die nützliche Folge verbunden, dass die Bedeckung leichter, also durch ihren Druck auf die Wände weniger schädlich wird. Dem Vorwurf der Gebrechlichkeit der Falzen setzt der Vf. seine eigene Erfahrung entgegen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 29. März 1803.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Crusius: *Exegetisches Handbuch des Neuen Testaments. I—XVIII. Stück* etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Stück 5. Apostelgesch. V, 56. Hier hätte ohne Bedenken bemerkt werden können, dass aus dem ἐξέψυξε noch nicht folge, Ananias sey wirklich schon todt gewesen, und die Bemerkung ist gewiss hier sehr an ihrer Stelle, dass die Juden von jeher ihre Todten (und Todtgeglaubten) *sehr bald* zu begraben pflegten. VI, 9. bey λιβέρτινοι hat der Sammler die beste Erklärung anzuführen vergessen, nach welcher darunter *Judaei, incolae et cives* L i b e r t i, *Africae propriae, sive Carthaginiensis* (*sive oppidi, sive regionis*), zu verstehen sind (Man sehe *Schleusners* Lexicon h. v.). XVII, 31. die Worte: ἐν ἀνδρὶ, ᾧ ὥρισε, πίστιν παρασχὼν πᾶσιν κ. τ. λ. können auch so übersetzt werden: „Gott machte (scil. dass er alle Welt richten „wolle) bey jedermann durch einen dazu verordne„ten Mann glaubwürdig, indem er diesen neubelebte"; dann wird ἐν ἀνδρὶ nicht mit κρίνειν verbunden, wie sonst gewöhnlich geschieht. XIX. 6. Ueber das γλώσσαις λαλεῖν kömmt in Stolz's Erläuterung zum N. T. (zweyte Ausgabe) eine prüfungswerthe Erklärung vor, nach welcher unter γλῶσσαι nach Quintilian *lingua secretior* im Gegensatze mit *vocabulis vulgaribus et forte occurrentibus*, zu verstehen wäre; so nach verhielte sich das γλ. λαλ. zu andrer Rede, etwa wie Büchersprache zur Sprache des gemeinen Lebens; in der Begeisterung redeten manche in höherm Stil, was der Ungebildete, ohne Uebersetzung in die Sprache des täglichen Lebens, nicht verstand. (Hr. *St.* hätte hier auch noch zu Gunsten dieser Erklärung das Beyspiel der durch den Magnetismus exaltirten Personen anführen können, welche in ihrer Exaltation eine ganz andre, höhere Sprache, sogar mit einem fremden Dialecte redeten). XXII. 9. Dass ἀκούειν auch verstehen bedeute, giebt jeder zu; allein wenn man nicht Apostelgesch. IX. 7. mit diesem Verse gerne vereinigen wollte, um einem Widerspruche auszuweichen; so liesse sich alles dafür verwetten, dass jeder ganz unbefangen übersetzen würde: sie sahen das Licht, *hörten* aber die Stimme nicht; ja wenn man es nicht für zu bedenklich hielte, anzunehmen, dass Paulus zu ungleichen Zeiten diese Geschichte in Nebenumständen ungleich erzählt habe: so würde man selbst in dieser Parallelstelle einen Grund finden, so zu übersetzen; dort heisst es: ἀκούοντες μὲν τῆς φωνῆς, μηδένα δὲ θεωροῦντες, hier heisst es: τὸ μὲν φῶς ἐθεάσαντο, τὴν δὲ φωνὴν οὐκ ἤκουσαν; kommen nicht in beiden Stellen dieselben Zeitwörter vor? Wenn man in der ersten Stelle *Sehen* und *Hören* einander entgegensetzt, warum nicht auch in der andern Stelle? Nichts als die dogmatische Bedenklichkeit, die man hatte, den Apostel in diesem Umstande sich widersprechen zu lassen, hat die Ausleger bewogen, ἀκούειν hier in einem andern Sinne zu nehmen.

Stück 6. Röm. I. 17. Hier werden zwar verschiedene Erklärungen von δικαιοσύνη θεοῦ gegeben, der Sammler scheint aber mit sich selbst nicht einig gewesen zu seyn, welche er vorziehen solle; er führt nicht einmal die Gründe für jede Meynung der Ausleger an. Diess muss den angehenden Theologen, der sich nicht selbst zu helfen weiss, sehr irre machen. Wie leicht hätte gezeigt werden können, dass, wenn man unter diesem Paulinischen Ausdrucke beständig *Rechtschaffenheit, so wie Gott sie fodert*, oder *wahre Gottesverehrung* verstehe, diese Erklärung ganz ungezwungen durch die ganze Epistel durchgeführt werden könne, und dass auch die Wörter δίκαιος, δικαιοσύνη, δικαιοῦσθαι dieser Erklärung analog aus dem hebräischen Sprachgebrauche sich erläutern lassen! I. 26. 27. Woher wohl der Sammler wissen mag, dass gerade in *Deutschland*, und unter den *Grossen* die hier gerügten Laster *mehr* als in andern europäischen Ländern, Italien ausgenommen, im Schwange gehen? III. 24. Hier hätte auch erwähnt werden sollen, dass δωρεὰν nach andern Auslegern anzeigt, es bedürfe keiner Abgaben an Priester, man dürfe sich nicht in Unkosten wegen darzubringender Thieropfer setzen, um für einen rechtschaffenen Gottesverehrer erklärt zu werden, wenn man sich an Jesu Lehre halte. IV. 17. Hier kömmt ein arger Sprachschnitzer vor. Der Sammler leitet τέθεικά von τίκτω (!!) her, und bemerkt: τίκτειν τινά τι heisse metaphorisch: jemanden zu etwas machen, bestimmen! V. 1. εἰρήνην ἔχομεν πρὸς τὸν θεόν. Diese Worte wollen nach Hn. X., der oft à la Bahrdt erklärt, sagen: so haben wir *Religionsfrieden*, den die positive Religion dem Menschen nahm! Solche Erklärungen sollten ganz wegbleiben.

Stück 7. 1 Kor. In der Einleitung ist nicht gesagt, dass die grössere Beredtsamkeit einiger anderer Christenlehrer, die nach Paulus in diese Stadt gekommen waren, einen Theil der dortigen Gemeine von ihm abgezogen habe; dagegen wird viel von den korinthischen Huren erzählt. I. 12. Diesen Vers versteht der Vf. ganz anders, als man ihn sonst auslegt. Nach ihm tadelt P. die K., dass sie sich nach Lehrern nen-

nen), die zu wenig Verdienste haben, und schlägt ihnen vor, *sich vielmehr nach ihm selbst, nach Apollo, Kephas, oder noch besser nach Christus zu nennen.* Allein dann hiesse es nicht: ἕκαςος ὑμῶν λέγει, und Paulus würde nicht sagen: μὴ Παῦλος ἐςαυρώθη κ. τ. λ.; er würde nicht Gott danken, dass er so wenige zu Korinth getauft habe, damit man nicht sagen könne, er habe eine eigne nach *ihm* sich nennende Secte gebildet. V. 4. 5. Gut wäre es gewesen, wenn kurz gesagt worden wäre, warum δύναμις hier nicht das Vermögen, *Wunder* zu thun, und παραδοῦναι τῷ σατανᾷ nicht: eine *Krankheit* über einen andern kommen lassen, heissen könne; das Letztere ist doch wirklich eine gar zu grundlose Erklärung. IX. 10. ἐπ' ἐλπίδι ist unächt; diess ist nicht bemerkt. XI. 26. καταγγέλλετε muss nicht *nothwendig* der Imperativ seyn; es kann auch als Indicativ genommen werden. XII. 3. οὐδεὶς δύναταί κ. τ. λ. Diess ist nicht deutlich erklärt. Paulus giebt Belehrungen über *ächte* und *unächte Begeisterung* (wir würden sagen: zu wem man Zutrauen habe und nicht haben könne, wer den rechten Glauben habe und nicht habe, wer orthodox sey und nicht sey), und bemerkt, man werde jeden bald an seinen Aeusserungen über Christus kennen lernen; wer in Synagogen und anderswo von Christus auf eine herabwürdigende Weise sich äussere, habe die *wahre* Begeisterung nicht, rede nicht ἐν πνεύματι ἁγίῳ; wer aber Christum als seinen Herrn anerkenne, dem sey *ceteris paribus ächte* Begeisterung zuzuschreiben. XII. 10. Die Justi'sche Meynung von den δυνάμεσι als von *Schiedsrichtern* in der Gemeine ist nicht angeführt. XV. 51. Es giebt nicht nur verschiedene *Lesearten* dieses Verses, sondern man *interpungirt* auch ungleich; Hr. D. *Paulus* interpungirte in einem Programm so: πάντες μὲν κοιμηθησόμεθα; οὐ πάντες δὲ ἀλλαγησόμεθα.

Stück 8. 2. Kor. V, 5. Hier, so wie bey mehrern andern Stellen, führt den Hn. X. sein Rationalismus auf eine lächerliche Weise zu weit. δοὺς ἡμῖν ἀῤῥαβῶνα τοῦ πνεύματος, soll heissen: Gott hat mir die *Vernunft* zur Versicherung gegeben (!). Auch 2. Kor. XI, 4. ist πνεῦμα nichts als *Vernunft*. XI, 13. Hier schaltet der Sammler eine weitläuftige Declamation über die Religionslehrer ein, die sich wohl dadurch am besten erklärt, dass der Professor, dessen Collegia bey dieser Epistel benutzt sind, sich bey diesem Verse nicht enthalten konnte, eine kleine Herzenserleichterung mit einfliessen zu lassen, die der Sammler treuherzig nachschrieb, und auch in diess exegetische Werk aufnahm, wo sie sich sonderbar ausnimmt, weil man in einer solchen Schrift keine Ermahnung erwartet.

Stück 9. Galat. I, 8. Warum bleibt der Vf. nicht bey der guten Erklärung des ἀνάθεμα ἔςω, die Theodoret giebt: ἀλλότριος ἔςω τοῦ σώματος τῆς ἐκκλησίας (er sey aus der Gemeine ausgeschlossen)? I. 10. Durch das Wort ἄρτι erkennt P. an, er habe *vordem* wohl nach Menschengunst gestrebt, und nicht mit ganz lauterer Gesinnung die Anhänger der neuen Lehre verfolgt, *nun aber* könne man ihn nicht mehr der Menschengefälligkeit beschuldigen. II. 11. Von dieser Reise Petri nach Antiochia kömmt freylich in der Apostelgeschichte nichts ausdrücklich vor; sollte sie aber nicht nach Act. XII. 17. einzuschalten seyn? II. 14. Anstatt τί ἀναγκάζεις hat die Griesbachsche Recension des N. T. πῶς ἀ. III. 20. Die Kürze dieser Erläuterungen zu loben, muss Rec. andern überlassen.

Stück 10. Eph. V. 4. μωρολογία bloss durch *Possen* zu erklären, erschöpft den Begriff des Wortes nicht. *Non solum*, sagt Heinsius, *nugae scurriles et omnes omnino sermones Christiano indecentes, sed speciatim etiam impudici sermones hoc verbo comprehenduntur.* *Zoten, schmutzige Reden, Zweydeutigkeiten* entsprechen also diesem Worte besser. V. 14. Hier ist zu bemerken, dass diess im Griechischen Verse sind.

Stück 11. Philipp. I. 10. εἰς ἡμέραν Χριστοῦ soll heissen: *bis an das Ende des Lebens?* Nimmermehr. Die Apostel erwarteten eine Inauguration des messianischen Reichs bey der erwarteten Wiederkunft Jesu. Dieser Begriff darf nicht verwischt werden; der Ausleger darf die Apostel nicht aufgeklärter (nach seiner Meynung) machen, als sie sind. II. 4. Durchaus dem Sinne des Apostels zuwider ist dieser Vers erklärt. Ein jeder soll, nach unserm Erklärer, **nicht nur** auf seinen Vortheil sehen, sondern auch auf den Vortheil andrer. Nach Paulus soll man seinen eignen Vortheil ganz bey Seite setzen, wenn es darauf ankömmt, andrer Wohl zu befördern. Dadurch, dass er sagt; καὶ τῶν ἑτέρων will er nicht, *dem Egoismus zu Gefallen*, die christliche Sittenlehre entkräften; denn von Christus sagt er unmittelbar hernach: ἑαυτὸν ἐκένωσε, was ein *völliges Verzichtthun auf seinen eignen Vortheil aus Menschenliebe* anzeigt; mithin kann das καὶ nicht das μὴ τὰ ἑαυτῶν σκοποῦντες einschränken, sondern, da es nicht μ. τ. ἑ. μόνον σ. sondern schlechtweg μ. τ. ἑ. σ. heisst: so wird vielmehr das καὶ durch den ersten Satz eingeschränkt. II. 8. Eben so wenig kann Rec. dem Erklärer dieses Verses Beyfall geben, wenn es heisst: Christus war dem *hohen Rathe* und der *römischen Obrigkeit* unterthänig bis zum Tode, bis zum Kreuzestode. Gewiss er wird noch ferner beym Gehorsam *gegen Gottes Willen* bleiben. IV. 15. εἰς λόγον δόσεως καὶ λήψεως heisst nach dem Vf.: in Ansehung des Gebens und Nehmens; nimmt man aber εἰς für κατὰ: so kann man übersetzen; laut meinem Verzeichnisse der Ausgabe und Einnahme. Koloss. II. 15. bezieht der Sammler ἀπεκδυσάμενος auf *Gott*; Rec. kann aber nicht anders als diess Wort so wie alles Vorhergehende vom neunten Verse an auf *Christus* beziehen; ist es auch nicht natürlicher, das Unmittelbar vorhergehende προσηλώσας von Christo und seinem eignen Kreuze zu verstehen, als mit unsrem Vf. den Apostel sagen zu lassen: *Gott* hat das mosaische Gesetz an das Kreuz *Christi* geheftet? Was machen wir aber, wird der Vf. sagen, mit dem θριαμβεύσας ἐν αὐτῷ? Heisst diess nicht: *Gott* hat durch ihn nämlich Christus einen Triumph gehalten? Auch diess bezieht man, antwortet Rec., besser auf *Christus* als auf Gott

iott, und liest mit Griesbach nicht αὐτῷ, sondern ;υτῷ, so dass der Sinn ist: Christus hielt *in eigner Per-on* einen Triumph über seine Feinde. Kol. II. 22. Die Erklärung dieses Verses hält Rec. für ganz verunglückt. „Alle diese Gesetze, heisst es, sind durch en *Missbrauch* verderblich für die Christen." ἀπόχρησις heisst aber ja nicht bloss Missbrauch, sondern auch *Gebrauch*, und da in dem Vorhergehenden von Veroten gewisser Speisen die Rede ist, welche für die Christen keine Verbindlichkeit haben: so ist der Sinn ielmehr: Diess willkürlich Verbotene soll nach den atzungen und Lehren jener Menschen verderblich eyn, *wenn man es geniesst*. Nicht weniger verfehlt wird an die Erklärung von Kol. III. 3. finden. III. 18. ἰδίοις bedarf, da es unächt ist, keiner Erklärung.

Stück 12. 1 Thess. IV. 4. Es ist nicht nothwendig, nter σκεῦος ein *Weib* zu verstehen; man kann bey ler viel nähern Bedeutung eines *Hausgeräthes* stehen bleiben, und ein *Bett* darunter verstehen; und κτᾶσθαι τὸ ἑαυτοῦ σκεῦος heisst dann ganz wörtlich getreu: sich seines eignen Bettes bedienen, sich an sein ignes Ehebette halten, nicht *alienos conscendere lectos*, wie ein neuerer Ausleger des N. T. bereits bemerkt at; in den Schilderungen der verderbten Sitten der lamaligen Zeit bey Juvenal, Petron u. a. kommen lie Verführer verheiratheter Weiber, die *moechi* als lie gewöhnlichste Classe von Ausschweifenden vor. V. 17. ist der Sinn des Apostels nicht treu gegeben, wenn ἡμεῖς οἱ ζῶντες, übersetzt wird: *wenn* wir am Leben bleiben; Paulus schrieb vielmehr diese Worte n dem ehrlichen Glauben, dass Christus noch in dem Zeitalter, in welchem er selbst lebte, zur Inauguraion seines Reichs wiederkommen werde; dass er nachher in der zweyten Epistel einlenkte, und die Sache och ein wenig weiter hinaussetzte, beweisst nichts lagegen, zumal da es auch dort gar nicht auf *Jahrausende* weiter hinaus, sondern nur noch etwas dazwischen gesetzt wird, was aber die Sache gar nicht o lange aufhalten sollte. Dass sich Paulus hierin irre, berechtigt den Ausleger nicht, den Apostel etwas *edingungsweise* sagen zu lassen, was er *unbedingt* ausdrückte. 2. Thess. II. 6. 7. Die Meynung, dass Paulus unter dem ὁ κατέχων *sich selbst* verstanden habe, lurfte nicht fehlen, da sie sehr scheinbar gemacht wer-len kann. II. 8. 9. 10. Die hier vorkommenden Ausegungen werden wenige Leser befriedigen.

Stück 13. 1. Timoth. I. 3. Die zwar auch von Griesbach angenommene fürchterliche Parenthese von Vers 3 bis Vs. 18. will dem Rec. nicht einleuchten; warum nimmt man nicht lieber eine Ellipsis an, und ergänzt nach Μακεδονίαν entweder βλέπε, oder οὕτω καὶ νῦν παρακαλῶ, oder irgend etwas ähnliches? I. 8. 9. 10. Hier kann noch bemerkt werden, dass bey der Aufzählung verschiedener Arten von Sündern auf die Ordnung in dem Dacalogus Rücksicht genommen sey. I. 20. kommt abermal vor, dass die Apostel in ausserordentlichen Fällen andre mit *schweren Krankheiten* belegt haben! III. 16. Der Vorzug der Leseart ὅς hätte auch noch grammatisch gezeigt werden können. Warum steht ἐφανερώθη nicht vor θεός, wenn θεός die rechte Leseart ist? In den folgenden Sätzen steht das Verbum immer voran, ἐδικαιώθη, ὤφθη, ἐκηρύχθη u. s. f.; also müsste, wenn θεός vorzuziehen wäre, es auch heissen ἐφαν. θεὸς ἐν σαρκί, nicht θ. ἐ. ἐ. σ. So bald man aber annimmt, dass Paulus ὅς geschrieben habe: so ist es ganz klar, warum das Verbum in dem ersten Satze nicht voran steht; denn ὅς ἐ. ε. σ. ist dann der Vordersatz, alle übrigen Sätze sind Hintersätze, und Paulus *musste* so schreiben. V. 20. ἐνώπιον πάντων ἔλεγχε, ist ganz falsch erklärt: gieb ihnen in Gegenwart *der ganzen Gemeinde* Verweise; es muss vielmehr heissen: *vor allen Mitältesten*. VI. 14. Aus *der Erscheinung Jesu* macht Hr. X., der so vieles gewaltsam erklärt, und vor lauter Begierde, die Apostel doch ja lauter vernünftige Sachen sagen zu lassen, sie ganz anders reden lässt, als sie es meynten, die *Wiederherstellung der Lehre Jesu in ihrer völligen Lauterkeit!* So muss man aber nicht mit den Aposteln umgehen. 2. Tim. II. 24. wird διδακτικός durch *lehrreich* erklärt; allein der Zusammenhang empfielt die Uebersetzung der Vulgata: *docibilis*, *belehrbar*, das Gegentheil von Rechthaberey. IV. 1. Hier ist die von Griesbach vorgezogene schwerere Leseart καὶ statt κατὰ τ. ἐ. ἀ. nicht bemerkt. IV. 7. wird καλὸς ἀγὼν *ein heilsamer* Kampf genannt; es muss aber heissen ein edler Kampf. IV. 16. Dass damals schon *vornehme* Römer unter den Anhängern des Apostels gewesen seyen, lässt sich mit Grund bezweifeln. Philem. V. 11. Es ist noch nicht so ausgemacht, dass dieser Sclave ein *Dieb* gewesen sey. Vs. 15. Dieser Vers wird von dem Sammler so erklärt: „Es war vielleicht (!) „die Absicht Gottes, dass er dir untreu werden sollte, „damit (!) er dadurch Gelegenheit bekäme, sich auf „immer deiner Treue zu widmen." —

Stück 14. Hebr. I. 2. Da der Sammler sonst die verschiedenen Meynungen der Ausleger gewöhnlich anführt: so muss man sich verwundern, dass er nicht bemerkt, dass einige unter αἰῶνες *die Zeiten vor und nach Christus* verstehen. In dem Texte steht auch nicht ἐν τῷ υἱῷ, sondern nur ἐν υἱῷ, was allerdings einen Unterschied macht. I. 8. Dass ὁ θεὸς auch von einem Theile der Ausleger in dem Nominativ genommen wird, was ebenfalls einen guten Sinn giebt, wäre wohl zu bemerken gewesen. I. 10. Ob nach καὶ in Gedanken einzuschalten sey: λέγει ἡ γραφὴ πρὸς τὸν υἱόν, ist noch sehr die Frage. II. 9. Dass die Leseart χωρὶς, welche der *Cod. Uffenbach.* 2. hat, keinen Sinn gebe, ist nicht wahr; Hr. Abt *Henke* hat bekanntlich in einem eignen Programme gezeigt, dass ein vernünftiger Sinn darin liege. VI. 2. βαπτισμῶν διδαχῆς kann auch getrennt werden, und in Vol. VIII. *editionis Koppianae* herausgegeben von *Joh. Henr. Heinrichs*, sind diese zwey Hauptwörter wirklich durch ein Absonderungszeichen getrennt. VI. 19. wird εἰσερχομένην auf ἄγκυραν bezogen (welcher sc. Anker, in das Innere des Vorhangs dringt) und ἄγκυραν ist freylich das nächste Hauptwort; allein diess Particip wird eben so wie die Adjective ἀσφαλῆ und βεβαίαν besser auf ἐλπίδα bezogen,

gen, und ὡς ἄγκυρα nur wie in Klammern eingeschlossen betrachtet. XI. 11. wird σάῤῥα im Nominativ genommen, und freylich die Worte καὶ αὐτὴ scheinen es auf den ersten Anblick wahrscheinlich zu machen, dass von *Sara* geredet werde; allein wenn man weiter fortliest: so sieht man, dass bis zum zwanzigsten Verse beständig von Abraham die Rede ist; man sieht, dass Abraham νενεκρωμένος genannt wird, und eben dadurch erhält es Wahrscheinlichkeit, dass δύναμιν εἰς καταβολὴν σπέρματος ἔλαβε vielmehr auf *Abraham* gehe, mithin καὶ αὐτῇ σαῤῥᾳ gelesen werden muss; das καὶ αὐτῇ bezieht sich in diesem Falle darauf, dass Abraham auch mit *Hager* und *Ketura* Kinder zeugte, was so merkwürdig nicht ist, als dass er mit καὶ αὐτῇ σάῤῥᾳ in ihrem vergleichungsweise höhern Alter und nach einer lange anhaltenden Unfruchtbarkeit dieser Gemalin noch einen Sohn gezeugt hat; freylich wird man bey einer wörtlichen Uebersetzung dieses Verses nach dieser Erklärung etwas Obscönes in diesem Satze zu finden glauben: allein die alten Sprachen fanden (so wie noch heut zu Tage unverdorbene Landleute ohne feine städtische Bildung) das Natürliche nicht unanständig und sprachen ganz unbefangen von καταβ. σπερμ. u. dgl.; wollte man an so etwas Anstoss nehmen: so dürfte auch nichts von ὀσφὺς ἀβρααμ und ὀσφὺς δαβιθ, von ἐν γαςρὶ ἔχειν von ἀνοίγειν μήτραν u. dgl. vorkommen; Rec. ist also doch geneigt, hier den Dativ und nicht den Nominativ anzunehmen, und den Satz von Abraham und nicht von Sara zu verstehen.

(Der Beschluss folgt.)

PÄDAGOGIK.

Fürth, in d. Büreau für Literatur: *Regeln der Vorsicht zur Belehrung der Kinder über Erzeugung und Warnung vor Sünden der Wollust;* von *H. F. Rehm*, Metropolitan zu Wald-Kappell in Nieder-Hessen. 1802. VIII. u. 238 S. 8. (14 gr.)

Kinder müssen über Menschenerzeugung belehrt werden, zu der Zeit, da sie fähig sind, diesen Unterricht zu fassen, und nachdem man sich vorher ihr Zutrauen zu verschaffen gesucht, sie zum Gehorsam gewöhnet, sie über die Entstehung der Pflanzen belehrt, mit dem Bau des menschlichen Körpers bekannt gemacht und durch Religion ihr moralisches Gefühl gebildet hat. Bey diesen Belehrungen muss jedes Kind einzelnen vorgenommen; es muss dabey aller Leichtsinn vermieden werden und der Unterricht selbst darf nicht allzu deutlich seyn. Die Warnung vor Wollustsünden und Selbstbefleckung kann bey unverdorbenen Kindern bis zum Abend vor ihrer Confirmation verspart werden. Diess ist der wesentliche Inhalt dieser herzlich gut gemeynten und viel Wahres enthaltenden Schrift, welche aber mit einer Weitschweifigkeit abgefasst ist, die auch den geduldigsten Leser ermüden muss. Mancher einzelne Gedanke ist gewiss mehr, als zehnmal mit denselben Worten wiederholt, und fast jedes Blatt mit einem zur Sache gar nicht gehörigen Geschwätz angefüllt, welches sich durchaus nicht entschuldigen lässt. Und über den delicatesten Punkt in dieser Materie: wie man sich zu verhalten habe, wenn das Kind über die Art der zur Erzeugung nöthigen Vereinigung beider Geschlechter näheren Aufschluss verlangen sollte, findet man in diesem Buche keine befriedigende Antwort. Doch, ungeachtet dieser Mangelhaftigkeit und jener Weitschweifigkeit wird diese Schrift angehenden Erziehern immer einigen Nutzen gewähren können. Ein grober Druckfehler *Orst* statt *Oest* kommt S. 3. 7. 32. 53. u. 85. vor.

Göttingen, b. Vandenhöek u. Ruprecht: *Ausführliche Katechisationen über den Hannöverischen Landeskatechismus.* Von D. *Joh. Friedrich Christoph Gräffe. Zweyter* Theil. 1802. XII. u. 532 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Ausführliche Katechisationen über den zweyten, dritten und vierten Abschnitt des H. Landesk. etc.

Dieser Theil enthält *elf* Katechisationen über Sätze der biblisch- und kirchlich-christlichen Glaubenslehre. Auch hier findet man ganz den Geist und die Manier wieder, auf welche wir bey Anzeige des ersten Theils (1801. Nr. 176.) aufmerksam gemacht haben. Rec., welcher Hn. G's. Verdienste um die Theorie der Katechetik hochschätzt, muss aufrichtig gestehen, dass er in diesen Katechisationen nicht die Befriedigung gefunden habe, die er suchte. Es herrscht in denselben eine Ausführlichkeit, die sehr nahe an Weitschweifigkeit gränzt, und nicht selten eine so pedantische Kunstmässigkeit, durch welche das Natürliche und Herzliche, was doch auch im katechetischen Unterrichte statt finden sollte, ganz verloren gegangen ist. Seltsame und undeutsche Fragen kommen auch in diesem Theile mehrere vor. Wir heben nur einige ganz auffallende aus. S. 457. *Worohne* kann unser Leben nicht bestehen? S. 468. *Worohne* will Gott die Sünde nicht lassen? S. 473. *Worohne* kann Rebellion nicht bleiben?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 30. März 1803.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Crusius: *Exegetisches Handbuch des Neuen Testaments. I—XVIII Stück* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Stück 15. Dass schlechterdings nicht zu bestimmen sey, was für ein Jacobus die Epistel Jac. gemacht habe, ist ein zu starker Ausdruck; Hr. D. *Gabler* hat in seiner *Dissert. de Jacobo, epistolae eidem adscriptae auctore*, diess allerdings mit grossem Scharfsinn zu bestimmen gewusst. Jak. IV. 11. kann Rec. den andern Hexameter in dieser Epistel nicht finden, der nach S. 3. hier zu finden seyn soll; Bruchstücke von Hexametern findet er wohl noch in diesem Briefe; aber keinen vollständigen Hexameter wie Jac. I, 17. kann vielleicht πατὴρ τῶν φώτων auch Vater der Menschen heissen, da dieser Genitiv sich auch von οἱ φῶτες herleiten läſst; und ἀπεκύησεν in dem folgenden Verse passt gut zu dieser Erklärung. I, 20 wird so erklärt: „Niemandes Unwille wirkt bey Gott Gerechtigkeit aus, d. h. durch Niemandes Unwillen „läſst Gott sich nöthigen, Eure Verfolger zu strafen." Diese gezwungene Erklärung dürfte wenig Beyfall finden.

Stück 16. Der Sammler behauptet, die erste Epistel Petri passe nicht auf lauter geborne Juden, sondern auf jüdische Proselyten, welche Christen geworden seyen; diese Voraussetzung hat bey der Erklärung dieses Sendschreibens hie und da irre geführt. „Geborne Heyden, sagt er, konnten nicht παρεπίδη-„μοι genannt werden, weil sie in den genannten Län-„dern einheimisch waren"; allein die jüdischen Proselyten in diesen Ländern waren auch heydnischen Ursprungs, und wahrscheinlich eben so wenig Fremdlinge. 1 Petr. II, 2. γάλα λογικὸν mit Luthern durch *vernünftige Milch* zu übersetzen, ist kein glücklicher Einfall; warum die Worte nicht durch γάλα τοῦ λόγου aufgelöst? Was die zweyte Epistel Petri betrifft: so hat man nicht nur *ehedem* gezweifelt, dass Petrus ihr Vf. sey, sondern man zweifelt *noch jetzt* aus bedeutenden Gründen daran; die innern Kennzeichen der Aechtheit sind auch diesem Briefe lange nicht so vortheilhaft als der Sammler versichert; es würde aber überflüssig seyn, hiervon ein Mehreres zu sagen, da das Verdächtige dieser Epistel dem Gelehrten schon bekannt genug ist.

Stück 17. 1 Joh. II, 8. Die schweren Worte: ὅ ἐστιν ἀληθὲς ἐν αὐτῷ, καὶ ἐν ὑμῖν, können auch, wie ein neuerer Ausleger bemerkte, so verstanden werden, dass ἀληθὲς ἔσω nach ἐν ὑμῖν supplirt, und der Sinn so bestimmt wird: Was bey *ihm* Wahrheit ist, muss es auch bey *Euch* seyn, d. h. was er als ein wahres Kennzeichen der Seinigen anerkennt, das müsst auch Ihr dafür anerkennen. II, 12—14. Es scheinen *drey* γράφω und *drey* ἔγραψα von dem Apostel geschrieben zu seyn, und die Lesart: ἔγραψα ὑμῖν, παιδία, scheint den Vorzug zu verdienen. τεκνία, πατέρες und νεανίσκοι folgen dann zweymal auf einander, mit dem einzigen Unterschiede, dass das zweyte Mal für τεκνία παιδία steht. Nimmt man diess an, so fällt die bey Griesbach in dem dreyzehnte Verse angefangene neue Linie weg, und V. 12. 13. 14. werden mit einander genau verbunden. — Judä V. 12. ist zu bemerken, dass δένδρα φθινοπωρινὰ nicht bloss durch *spätherbstliche Bäume* übersetzt werden kann, sondern dass: *angefressene Bäume*, wenigstens eben so viel für sich hat, wie der Sammler aus Schleussners Lexicon bald sehen wird.

Stück 18. Hier heisst es S. 25. Heutiges Tages sind *wenige* geneigt, die Apokalypse für ein Werk des Apostels Johannes zu halten. Diess ist offenbar falsch. Die Gelehrten sind in unserm Zeitalter dieser Schrift von neuem sehr gewogen worden, und schreiben sie grösstentheils dem Apostel Johannes zu. Offenb. I, 4. Dass unter den sieben Gemeinen in Asien die *ganze Christenheit* zu verstehen sey, ist nicht gut ausgedrückt. I, 6. κράτος, mit δόξα verbunden, bedeutet nicht Macht, sondern *Preis*. I, 7. *auf den Wolken des Himmels kommen*, bezeichnet gewiss nach dem Sinne des Dichters nicht bloss *das allgemeine Bekanntwerden des Christenthums*. Die φυλαὶ τῆς γῆς scheinen wegen des ἐξεκέντησαν doch die Stämme des jüdischen Landes, oder die Juden, welche Jesum verfolgten, zu bezeichnen. II, 7. Aus πνεῦμα macht der Sammler hier, und wo sonst noch in dem zweyten und dritten Kapitel diess Wort vorkömmt, immer nur die *Vernunft*, was gewiss schon eine *unpoetische* Erklärung ist; gleichwohl sagt er selbst bey Erklärung von Off. I, 10. dass πνευμα die *Begeisterung* bezeichne. II, 27. Bey ἐν ῥάβδῳ σιδηρᾷ wird bemerkt: „Die Gesetze „der moralischen Religion leiden als nothwendige Ge-„setze der Vernunft keine Milderung; *darum* (??) „wird die ῥάβδος genannt σιδηρά." Solche verunglückte, *si Diis placet*, vernunftmässige Erklärungen kommen oft vor. VI, 8. „Auf Krieg konnte, heisst „es, in den ältern Zeiten *häufiger* Theurung erfolgen, „als in der gegenwärtigen Zeit." Als wenn wir nicht alle in dem letzten Kriege die Theurung wahrlich empfindlich genug gefühlt hätten! VI, 17. „Erd-

„beben, heisst es hier, sind im Orient sehr häufig; „und es gab vielleicht gewisse Anzeigen, die man durch „Erfahrung wahrgenommen, dass *ungefähr* in einer „*Anzahl von Jahren* ein Erdbeben erfolgen werde." Wie schwankend, wie unbestimmt! Und wie überflüssig zugleich! IX, 19. Der griechische Text hat hier freylich: ἔχουσαι (scil. αἱ οὐραὶ) κεφαλὰς, καὶ ἐν αὐταῖς ἀδικοῦσι. Es ist aber auch schon bemerkt worden, dass hier ein Schreibfehler anzunehmen sey, und es eigentlich κέντρα statt κεφαλὰς, und αὐτοῖς statt αὐταῖς heissen sollte, zumal da es V. 9 ausdrücklich heisst: κέντρα ἦν ἐν ταῖς οὐραῖς αὐτῶν. XIX, 15. In demselben Geiste, in welchem II, 27. ῥάβδος σιδηρὰ erklärt worden war, wird ῥομφαία ὀξεῖα als ein Sinnbild der unwiderstehlichen Ueberzeugungskraft *durch Vernunftgründe*, deren Wahrheit jedermann einleuchtet, vorgestellt, und selbst das ἀπεκτάνθησαν. V, 21. wird auf diese unwiderstehliche Ueberzeugungskraft bezogen, obgleich πάντα τὰ ὄρνεα κ. τ. λ. den Sammler leicht hätten zum Nachdenken bringen können, dass er hier nicht auf dem rechten Wege sey. Am wenigsten hat dem Rec. der sogenannte *reine Sinn*, der am Ende jedes Kapitels der Apokalypse angegeben ist, gefallen; denn könnte er ihn auch ganz unterschreiben, was gar nicht der Fall ist: so ist doch die Darstellung viel zu weitläuftig gerathen, und diess Stück ungebührlich dadurch vertheuert worden; es kostet nämlich 1 Rthlr. 12 gr. und wird auch unter dem besondern Titel verkauft: *Die Offenbarung Johannis nach der Lehre Jesu und seiner Apostel geprüft und nach dem Grundtext erklärt. Ein Versuch, den reinen Sinn dieses Buchs im Zusammenhange darzustellen.*

Rec. läfst es bey diesen Bemerkungen, die leicht mit einer Menge ähnlicher vermehrt werden könnten, bewenden, weil er annimmt, dass der Herausgeber dieses Handbuchs durch das Angeführte hinlänglich überzeugt werde, wie sehr sein Werk noch einer strengen Revision bedarf, und wie vieles noch daran berichtigt werden muss, wenn es dem Publikum in einer den Fortschritten unsers Zeitalters in der Exegese würdigen Gestalt mitgetheilt werden soll. Er wiederholt aber auch zugleich hier, *dass diess Werk einer solchen Revision sehr würdig ist*, indem es ungemein viel Gutes enthält, und gewiss zur Ausbreitung einer liberalern grammatischen Auslegung des N. T. in Deutschland sehr viel beygetragen hat. Beweise seiner Güte anzuführen, hält Rec. für überflüssig, da es dem Publikum von dieser Seite bereits allgemein bekannt ist; nur erlaubt er sich noch den Wunsch, dass, wenn es in der Folge noch einmal, ganz oder zum Theil, in einer neuen Ausgabe erscheinen sollte, von dem Verleger für einen *correcten* Druck, zumal in Ansehung des Griechischen und Hebräischen, (auch des Lateinischen, damit nicht mehr *de viribus illustribus* u. dgl. vorkomme) gesorgt, ferner die, noch sogar in der *dritten* Ausgabe eines Theils der Hefte vorkommende, sonderbare Un-Rechtschreibung mancher Wörter, z. B. *Zol* (statt Zoll) *wists* st. (wisset's) *[illegible]e* (wollte) *Füse* (Füsse) abgeändert, Sprachfehler wie z. B. *denen* (die) es verdross, und *leidentlicher* (leidender) Gehorsam, vermieden, und überhaupt auch auf den Stil mehr Sorgfalt verwandt werden möchte, damit Stellen wie folgende nicht mehr vorkämen: „Das Gericht, das sich die Juden unter ganz „besondern Bildern . . . . . vorstellten, ist hier ebenfals bloss Metaphor (Metapher) die Jesus gebraucht, „damit das, was er sagt, *den Juden anzüglich war.*"

ALTENBURG, im literarischen Comptoir: *Ausführliches Lehrbuch der moralischen Vernunftreligion zur Vorbereitung auf das Christenthum*, von M. *Karl Heinrich Sintenis.* 1802. 292 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Diess Buch sollte, wie die Vorrede berichtet, anfangs ein Commentar des erst kürzlich vom Vf. herausgegebenen *kleinen Lehrbuchs der moralischen Vernunftreligion* für die Lehrer in den Bürger- und Bauern-Schulen werden; allein die immer noch schwache Hoffnung einer günstigen Aufnahme der rein moralischen Religionslehre beym Volk bestimmte den Vf., dasselbe als eine für sich bestehende Schrift zu bearbeiten, und dabey nur auf *Privaterzieher*, und wie ein Zusatz zum Titel besagt, auf *cultivirte Menschen, welche sich Vernunftgründe ihrer Pflichten und ihres Glaubens wünschen*, Rücksicht zu nehmen, doch so, dass die in dem kleinen Lehrbuche mitgetheilten Grundzüge beybehalten wurden, damit, wenn eine glücklichere Bildungsepoche im Allgemeinen erfolgen sollte, dieses durch jenes ausführliche eine grössere Brauchbarkeit erhalten möchte. Rec. kennt das kleinere Lehrbuch nicht; das gegenwärtige ist in Paragraphen abgefasst, einerseits um durch eine Abtheilung in Fragen und Antworten Lehrer und Lehrlinge nicht zu sehr an die Worte zu binden, andrerseits um es dadurch zum ununterbrochnen Durchlesen sowohl bey der Wiederholung für die Schüler, als auch für Leser überhaupt tauglicher zu machen. Die Vorrede theilt ausserdem den Lehrern für den Gebrauch desselben in Verbindung mit dem kleinen Lehrbuch, eine genaue Anweisung mit, und erklärt, dass die Hauptfragen, welche der Leser unter dem Text findet, und deren nur wenige sind, als Beyspiele der Behandlung für minder geübte Lehrer dastehen.

Die Religionslehre fürs Volk, und also auch in den öffentlichen Schulen wird immer eine positive seyn, und nur in dieser Eigenschaft eine rein moralische werden können; das Bedürfniss einer Vorbereitung auf dieselbe (auf das Christenthum) durch Studium einer, wenn auch, wofern diess möglich ist, populär bearbeiteten, philosophischen Religionslehre wird nie ein Bedürfniss des gemeinen Wissens in Religionssachen, sondern nur der strengen Wissenschaft, der Theologie seyn, und demnach gegenwärtiges Lehrbuch kein Commentar eines Schulbuchs, worin bloss die moralische Vernunftreligion dargestellt wäre, zu werden vermögen. Auch ist in demselben die Religionslehre weder populär, noch wissenschaftlich behandelt. Die Einleitung §. 1. — §. 26. enthält allerley [illegible] von

n der Natur und Bestimmung des Menschen, von
n Bedingungen der Moralität, von den Foderungen
d Wünschen, die der Mensch in Absicht auf die
rmonie seiner Tugend und Glückseligkeit nothwen-
g thut, und wie diese Foderungen die Grundlage
r Religion und des Glaubens an Gott und Unsterb-
hkeit seyn; Erklärungen der Begriffe von Unsterb-
hkeit, Gott, Glaube, moralische Vernunftreligion
dgl. machen sodann den Uebergang zu dem 1sten
schnitt der Schrift §. 27—50, worin die bekann-
n, theoretischen Beweise für die Unsterblichkeit der
ele mit den bekannten Gründen widerlegt, die
aktischen Glaubensgründe für dieselbe beygebracht,
d ausserdem mancherley in eine rein moralische
eligionslehre nicht gehörige Fragen, z. B. über den
eib, welchen die Seele nach Ablegung des irrdi-
hen erhalten möge, gethan werden. In einem 2ten
bschnitt §. 51—105 wird endlich die Lehre von
ott abgehandelt. Auch hier sind erstens die theore-
schen Beweise für Gottes Daseyn widerlegt, (wozu
i einem populären Religionsunterricht nicht etwa ein
eseitigen und Uebergehen dieser Argumente, son-
ern ein Widerleger derselben dienen solle, ist schwer
u begreifen) sodann ist der praktische Glaubensgrund
ir dasselbe angeführt, hierauf Gott als sittlicher, wie
er Vf. sagt, Weltschöpfer, Regierer und Richter dar-
estellt, und endlich sind in Ansehung dieses dreyfa-
hen Verhältnisses Gottes die Pflichten des Menschen
egen ihn, nach dem Vf. eigentliche Selbstpflichten,
nd so auch in ähnlicher Beziehung die Pflichten des
Menschen gegen den Menschen und die Thiere dar-
ellt. Es ist der Ton der Klage und der Weh-
nuth, der in dieser ganzen Schrift herrscht, und
lie Ueberzeugungen von Gottes Seyn und einem ewi-
gen Leben zu erseufzen strebt, womit demnach die
Postulate der praktischen Vernunft in einer sehr kläg-
ichen Gestalt erscheinen.

Braunschweig, b. Reichard: *Handbuch der Religion und Moral*, in Auszügen aus Deutschlands classischen Schriftstellern, herausgegeben von *Joh. Wilhelm Heinrich Ziegenbein. Erster Band.* 1802. 348 S. gr. 8. (1 Rthlr. 15 gr.)

Ausserdem, dass der Titel diese Schrift *Jugendlehrern und gebildeten Christen aller Stände* bestimmt, wünscht der Herausgeber, dass man sie als ein brauchbares und zweckmässiges *Hülfsbuch* ansehe, um den Religionsunterricht für die Jugend in der obersten Classe der Gymnasien lebendiger, eindringlicher und fruchtbarer zu machen. Studieren, sagt er in der Vorrede, die Jünglinge dieser Classe nicht Theologie: so hören sie doch ausser ihrem Lehrer auch noch die classischen Schriftsteller ihres Vaterlandes in diesem Fache über Wahrheiten der Religion mit Kraft u. s. w. reden; bestimmen sie sich aber für diese Wissenschaft, sollte es da nicht nützlich seyn, wenn sie schon auf der Schule mit den kostbaren Schätzen deutscher Literatur in diesem Fache vertrauter bekannt gemacht werden? Auch, meynt er, könnte sein Buch bey der gebildetern Classe erwachsener Christen die Stelle eines zweckmässigen Erbauungsbuchs, selbst die einer grossen Handbibliothek vertreten, und sogar Predigern die Anschaffung einer kostspieligen Bibliothek in diesem Fache entbehrlich machen.

Der Zweck der ganzen Compilation erinnert unwillkürlich an den heiligen Crispin, so wie der Titel derselben an Hn. Schmieder, und die von ihm im Nachdruck veranstaltete Sammlung der besten deutschen Schriftsteller. Die in diesem 1sten Bande, wie der Sammler sagt, systematisch geordneten, und an einander gereiheten Auszüge sind aus den Schriften Eberhardts, Funks, der beiden Henke, Jakobs, Jerusalems, Löfflers, Marezolls, Olshausens, Schuderoffs, Spaldings etc. Auch Poesien der classischen Dichter Deutschlands sind aufgenommen, in diesem Bande, z. B. von Fischer, Kosegarten, Lavater, Tiedge und Uz. Es wäre wohl zweckmässig, oder doch gerecht gewesen, die Männer, die hier beysteuern *müssen*, nicht bloss in der Vorrede zu nennen, sondern auch den Namen eines jeden der Abhandlung, Predigt u. dgl., die von seinem Reichthum oder von seiner Armuth genommen wird, vor- oder nachzusetzen, damit wenigstens der Name das Eigenthum seines Herrn noch einigermassen geschützt, und der billig denkende und dankbare Leser nicht nöthig hätte, sich dennoch eine kostspielige Bibliothek anzuschaffen, um nur zu erfahren, wer ihn dann nun eigentlich belehre oder erbaue, ob z. B. Jakob oder Eberhard? Dass ausserdem hier viel Heterogenes zusammen kommen müsse, ersieht man schon aus obiger Namenangabe, noch mehr, wenn man z. B. den Abschnitt von der Religion und ihrem Werthe durchliest, wo die Principien der sonst sogenannten natürlichen, und die der moralischen Vernunft-Religion, die bekanntlich einander entgegen gesetzt sind, so zusammengestellt werden, dass sie in einander fliessen, und gleichsam im Flusse nichts mehr halten noch begründen. Uebrigens enthält der 1ste Band eine allgemeine Einleitung und den ersten Abschnitt der Religionslehre. Er verbreitet sich über Religion, Offenbarung, Bestimmung des Menschen, Werth der wahren moralischen Vernunftreligion, über die Erlösung durch Jesum, seinen Tod, die Glaubwürdigkeit und den Werth seiner Lehre etc. In dem 1sten Abschnitt der Religionslehre wird gehandelt von Gott, dem Vater der Menschen, von Gottes Daseyn, und von ihm, als unserm Schöpfer, Erhalter, Regierer und Richter. Der 2te Band, nach der Vorrede bereits unter der Presse, wird die noch übrigen Abschnitte der Religionslehre und zugleich die allgemeine Tugendlehre enthalten; der 3te Band wird das Ganze schliessen, was er mitbringen soll, erfährt dermalen der Leser noch nicht. Dafür erfährt er, „dass diejenigen classischen Schriftsteller, aus deren Schriften in diesem 1sten Bande noch nichts aufgenommen ist, in dem nächsten ein Plätzchen finden werden" — womit sie sich dann einstweilen trösten mögen.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Baireuth, b. Lübecks E.: *Sammlung sämmtlicher Verordnungen für die kön. preussischen Provinzen in Franken*, seit ihrer Vereinigung mit dem preussischen Staate, herausgegeben von *Christ. Sigismund Krause*, Kammer-Referendar in Anspach etc. *Erster Band.* 1802. LXXIX u. 504 S. gr. 8. Nebst 3 lB. Tab. Quer-Fol. (2 Rthl. 16 gr.)

Ein Werk, wie das gegenwärtige, hat bisher, zumal für den preussisch-fränkischen Geschäftsmann und Beamten gefehlt. Desto mehr Dank verdient der Herausgeber, dass er alle Schwierigkeiten und Hindernisse, mit denen er zu kämpfen hatte, und über die er in der Vorrede nicht ohne Grund sich beklagt, besiegt und nunmehr eine *Sammlung* zu Stande gebracht hat, welche er sehr mühsam aus den Provinzial-Intelligenz-Blättern, aus Acten und aus andern Hülfsmitteln, wo man dergleichen am wenigsten suchen und erwarten konnte, zusammensetzte. Wer dergleichen Arbeit mehrmals unternommen hat, kann darüber am richtigsten urtheilen. Bey so geringen Hülfsmitteln, die dem Herausg. dieser Sammlung ohne alle öffentliche Unterstützung zu Gebote standen, ist der beharrliche Fleiss zu bewundern, mit welchem Hr. K. diese Arbeit zu Stande brachte. Ganz anders konnte der sel. *Mylius* sein *Corpus Constitutionum Marchicarum*, — und ungleich bequemer kann noch jetzt die Acad. d. Wiss. zu Berlin die *neue Edicten-Sammlung* seit 1771 herausgeben. Beide haben bisher darin vom Staate allen möglichen Vorschub erhalten.

Der *erste Band* dieser *Sammlung* enthält die *Verordnungen* etc. von den Jahren 1791 und 1792. Bekanntlich entsagte der Marggraf *Alexander* im J. 1791 der Regierung zu Gunsten Preussens; wozu hier die *Vollmacht* vom 9. Jun. 1791, die der Minister *v. Hardenberg* erhielt, die nachherigen Vorgänge, und die endliche *Abschieds-Acte* des Marggrafen von seinen Ländern und bisherigen Unterthanen, wovon die letztere aus Bourdeaux d. 2 Dec. 1791 datirt ist, zweckmässig gesammelt sind. Der Herausg. hat daher ordnungsmässig verfahren, dass er mit dem Januar 1791 dieses Werk anfangen lässt, damit Vollständigkeit das Ganze zum Vortheil der preussischen Geschichte und Statistik gebracht werde. Alle Verordnungen, Beschlüsse, Erklärungen, und was sonst auf den gesetzlichen Gang der Staatswirthschaft in rechtlicher, finanzieller und polizeylicher Hinsicht Bezug hat, und von der landesherrlichen Behörde seitdem verfügt worden, findet man hier in chronologischer Folge abgedruckt. In so weit Rec. den Quellen hat nachspüren können, ist dabey auch keine einzige Sache von irgend einem erheblichen Gewichte übergangen worden.

Um den Gebrauch dieses Buchs zu erleichtern, hat Hr. K. S. XXXVII—LVII. ein chronologisches Verzeichniss; von S. LVII — LXXIX ein ähnliches nach den Behörden, und S. 477—504 ein alphabetisches Sachen-Register angehängt, das dem Geschäftsmann willkommen seyn wird. Ueberall, wo spätere Verordnungen über einen und den nämlichen Gegenstand, entweder um ihn zu erweitern, oder abzuändern, einzuschränken, oder zu erneuern folgten, ist mit gegenseitigen Rückweisungen auf die Note und Seite des Bandes Bezug genommen, welches ebenfalls den gemeinnützigen Gebrauch des Buchs befördert. Im Sachen-Register sind dagegen die in den Anspachischen Verordnungen enthaltenen Gegenstände mit einem *A*, und die der Bayreuthischen mit einem *B*. bezeichnet; diese zweckmässigen Einrichtungen sollen auch in den folgenden Bänden beybehalten werden. Wir haben weiter nichts hinzuzusetzen, als den Herausg. aufzufodern, die Bände aller Verordnungen für das letzte Decennium des achtzehnten Jahrhunderts, so schnell als möglich auf einander folgen zu lassen. Damit aber das Ganze von 10 Jahren desto besser übersehen werden könne, würde es unumgänglich nöthig seyn, von 5 zu 5 Bänden einen Realindex oder ein Sachen-Repertorium zu liefern.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. Ohne Druckort: *Humoristische Streifereyen im Gebiete der Reichsstadt Frankfurt.* Aus dem Portefeuille eines französischen Officiers ins Deutsche übersetzt und mit einer Karte von der Hand des Verfassers versehen. 1802. 78 S. 8. (10 gr.) Der Vf. macht eine Reise von Maynz nach Frankfurt, wo er in einem Kaufmannsdiener einen alten Bekannten wieder findet. Dieser führt ihn in ein Weinhaus in der Stadt, und die folgenden Tage in die umliegenden Schenken und öffentlichen Orte. Hier und von dem Kaufmannsdiener sammelt er seine Nachrichten und seinen Stoff zu Beobachtungen, welche witzig und launig seyn sollen, es aber ganz und gar nicht sind. Nebenher moralisirt er nicht wenig, welches denn mit dem Streben nach Witz und Laune sehr widrig absticht. Dabey thut der Vf. oder der vorgegebene Uebersetzer wundersam geheimnissvoll und schüchtern, verschweigt die Stadt, wo sein Buch gedruckt ist, und zeigt die Orte, welche er besucht, bloss durch einen, oder ein paar Buchstaben an. Kurz der Vf. giebt sich alles Ansehen eines Satirikers, was er ganz und gar nicht ist. Rec. hält ihn für einen ehrlichen Einwohner von Frankfurt, der, in Ermangelung besserer Gesellschaft, die niedern und Mittelclassen in den Schenken und Weinhäusern sieht, über die er seine Beobachtungen mittheilen könnte, ohne dass ihn jemand darüber anfechten würde. Von französischen Ausdrücken, die sich grösstentheils sehr gut übersetzen liessen, ist das Werkchen voll.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 30. März 1803.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Jena, b. Stahl: D. *J. C. Starks neues Archiv für die Geburtshülfe, Frauenzimmer- und Kinderkrankheiten, mit Hinsicht auf die Physiologie, Diätetik, und Chirurgie. Ersten Bandes, viertes Stück.* 1800. von S. 371 bis 541. ohne Reg. *Zweyten Bandes, erstes bis drittes Stück.* 1801 u. 1802. 557 S. 8. m. K. (à 12 gr.)

Ersten Bandes, viertes Stück enthält: I. *Vermischte Beobachtungen und Bemerkungen* von *A. F. Löffler*, d. M. u. Ch. D. u. f. w. 1) *Eine Selbstwendung.* Bey einer Mehrgebärerin war bald nach dem Wassersprunge der rechte Fuss vorgefallen, und mit ihm die linke Hand in den Muttermund krampfhaft eingesperrt. Der Vf. verordnete dagegen den *Spir. sulph. aeth.* mit der *tinct. opii crocata*, und äussere krampfstillende Mittel. Drey Stunden hierauf hatten sich nicht allein Wehen eingefunden, sondern der Kopf war auch mit eingetreten, und Hand und Fuss hatten sich zurückgezogen. Bald nachher wurde ein lebendiges Kind von der Natur allein geboren. Vermuthlich war in diesem Falle der Kopf gleich Anfangs mit eingetreten, und hatte nachher, als der Krampf gehoben, und der Fuss in die Höhe gegangen war, die Beckenöffnung allein eingenommen. 2) *Eine gerichtlich-medicinische Seltenheit. Weibliche Anklage über zu grosses männliches Glied.* Nach abgestattetem medicinischem Berichte wurde von den Gerichten auf Ehescheidung erkannt. 3) *Ueber die Auflösung des Steins in der Blase.* Nach Anleitung der *Falconerschen* Versuche mit dem luftsauern alkalischen Wasser bey Steinkrankheiten, sprützte der Vf. einem 9jährigen Knaben, der an Steinschmerzen litt, eine Mischung aus *kali carbonicum, tinctura opii crocata* und fixe Luft vermittelst eines biegsamen Catheters in die Harnröhre. Nach 16 Einsprützungen, wodurch eine Menge Schleim, Sand, Gries, und kleine Harnsteine ausgeleert worden waren, war das Kind vollkommen wiederhergestellt. 4) *Versuch einer praktischen Abhandlung über Ohrenkrankheiten. Erwachsene und Kinder betreffend.* Ein sehr lehrreicher Auffatz, der auch die chirurgischen Uebel des Ohres betrifft, und in den folgenden Stücken fortgesetzt werden soll. II. *Ein merkwürdiger Aftervorfall, nebst der Abbildung*, mitgetheilt vom Hn. Prof. *Harles* in Erlangen. Bey einer alten Frau war, nach vorausgegangener beträchtlicher Leibesverstopfung, der Mastdarm zu einer ansehnlichen Länge hervorgetrieben worden. Der Vf. hatte mehrere Repositionsversuche, aber vergeblich, gemacht. Acht Tage darauf war der Vorfall von selbst zurückgegangen. Wie? und durch welchen Zufall? wird nicht angeführt. III. *Aufrichtige Darstellung des zweyten Hunderts von Geburtsfällen durch Adrian Wegelin*, d. A. W. D. zu St. Gallen u. f. w. Von 100 Gebärenden erhielt der Vf. 94 Mütter und 82 Kinder lebend; darunter waren 53 natürliche, 44 widernatürliche, und 3 Zwillings-Geburten. — Ein leichter Angriff mit der Hand und während der Wehen den Kindeskopf in den schiefen und weitesten Durchmesser des Beckens zu drehen, glückte dem Vf. immer besser, als die Anwendung des Hebels. Die *Starkesche* Zange that dem Vf. in allen Fällen die besten Dienste. — Die Entstehung der eingesackten Nachgeburt erklärt der Vf. aus der Uebereilung bey dem Geburtsgeschäfte, und von zu frühem starkem Anziehen des Nabelstranges. (Die wichtige *strictura uteri*, welche so oft Veranlassung zur Einsackung des Mutterkuchens giebt, hat der Vf. ganz übergangen.) — Hals- und Gesichts-Geburten erfodern, nach dem Vf. die Wendung. In Fällen, wo das Kind noch in der obern Beckenöffnung liegt, hat die Anwendung der Zange und des Hebels nicht statt. (Doch kann eine geschickte und geübte Anwendung des einen Zangenlöffels hebelartig, gerade den erwünschten Zweck erfüllen.) — Unter den widernatürlichen Geburten sind die Armgeburten die häufigsten. — Ist es unmöglich, den zweyten Fuss bey der Wendung zu erlangen: so soll man die Entbindung durch eine unvollkommene Fussgeburt beendigen. — Bey der *placenta praevia* soll man an der bereits gelösten Stelle eingehen, nie aber den Mutterkuchen durchboren, u. f. w. IV. *Ein Fragment über die physische Erziehung des Menschen*, von Dr. *J. G. Schlegel.* Enthält einige gutgemeynte Vorschläge zur Abschaffung noch fortwährender Missbräuche bey der physischen Erziehung der Kinder.

Zweyten Bandes, *erstes* Stück. I. *Zusatz zu meinem Beytrag der Abhandlung von dem auf dem Muttermunde sitzenden Mutterkuchen*, von *J. G. Obertenfer.* Dieser Zusatz enthält eine, dem Vf. von Hn. *W. A. Harhimann* mitgetheilte, aber nicht besonders merkwürdige, Beobachtung über die Gefährlichkeit der Blutflüsse, welche durch die, auf dem Muttermunde sitzende, Nachgeburt hervorgebracht werden. Auch Hr. H. bemerkte sowohl in diesem, als auch bey einem andern Falle, dass die Entbundenen hauptsächlich an einem starken Kopfweh litten, welches sich nur durch den Gebrauch der China, und durch den Genuss stärkender Brühen heben liess. Rec. hat dieses Kopf- und Herzweh häufig, und zwar allemal nach vorhergegangenen starken Blutausleerungen wahrgenom-

nommen, und gefunden, dafs sich daffelbe erft dann zu verlieren anfieng, wenn fich die gehörige Menge Blut wieder im Körper erzeugt hatte. II. *Noch ein theoretifcher und praktifcher Beytrag zu der Gefchichte des auf dem Gebärmuttermunde fitzenden Mutterkuchens* von *J. G. Oberteufer*, praktifchen Arzte u. f. w. Nachdem der Vf. die Meynungen von *Steidele*, *Höfsle* und *Jördens* über den genannten Gegenftand wörtlich angeführt hat, theilt er acht an praktifchem Werthe fehr ungleiche Beobachtungen mit. III. *Einige Bruchftücke zur Behandlung der Kinderkrankheiten* von D. P. G. *Jördens*, Kreisphyfikus in Hof. Bey der Cur der, oft fo verwickelten, Kinderkrankheiten treten, felbft dem geübteften Arzte, nicht felten bedeutende Schwierigkeiten in den Weg, deren Intenfität mit der Dauer der Krankheits-Befchwerden gewöhnlich zu fteigen pflegt. Vorzüglich werden diefe Hinderniffe theils bey der Diagnofis, theils bey der Heilung der Krankheitszufälle, und endlich bey der Anwendung der nöthigen Arzneymittel fichtbar. Daher bleibt dem Arzte, in vielen Fällen nichts weiter als ein reines empirifches Verfahren, oder die Anwendung äufserer Hülfsmittel übrig. Zu diefen, bey Kindern oft fo wirkfamen, Arzneymitteln rechnet der Vf. theils die Bäder, theils Einreibungen, Klyftiere, Ueberfchläge, Pflafter, Kräuterkiffen, verfchiedene Einftreuungen in das Lager der Kleinen, Räucherungen, und naffe Dampfeinathmungen. Als Belege zu der Nützlichkeit ebengenannter Mittel führt der Vf. einige Fälle aus den Scharlach-Ruhr- und Blattern-Epidemien an, welche in Hof entfetzlich gewüthet, und bey denen äufsere Mittel ungemein viel gethan haben. Rec. erinnert fich hierbey, aus der vor zwey Jahren in dem Orte feines Aufenthaltes eingetretenen Scharlach-Epidemie, eines 7jährigen Knaben, welcher nur allein durch ein ftarkes Kampfer-Liniment, womit ein grofses Tuch beftrichen war, in welchen man den Kranken einwickelte, und durch Klyftiere aus einem faturirten Baldrian-Aufgufs mit Kampfer-Effig, wieder hergeftellt wurde. IV. *Behandlung der Brüfte* von Dr. *Treuner*, Arzte in Königsfee. Im Anfange giebt der Vf. bey entzündeten Brüften eine fchweistreibende Arzney, und läfst äufserlich ein Tuch überfchlagen, welches ftark mit Kampfer durchrieben worden ift. Sollte aber die Entzündung fchon einen beträchtlichen Grad erreicht haben: fo empfiehlt der Vf. (auch nach des Rec. Erfahrung mit Recht) eine Auflöfung des *Kali carbonici* in warmen Brunnenwaffer, womit Tücher befeuchtet, und auf die Bruft gelegt werden. Wird indeffen auch hierdurch keine Befferung verfchafft: fo ift an keine Zertheilung mehr zu denken, und man mufs die Eiterung zu befchleunigen fuchen. Dazu braucht der Vf. das *empl. de meliloto*, und *diachyl. c. gum.* Selten überläfst er das Oeffnen des Abfceffes der Natur, fondern verrichtet folches am liebften mit einer Lanzette. (Nach den Vorfchriften unferer beften Chirurgen foll man hingegen diefes Gefchäft niemals übernehmen, fondern allemal von der Natur beforgen laffen.) Während der Behandlung der eiternden Bruft läfst der Vf. immer fort ftillen, (eine Methode, die doch auch nicht allemal anwendbar feyn dürfte;) und um etwanige Härten in derfelben zu zerfchmelzen, das *ung. de althea* mit *fpir. f. c. facc.* einreiben. V. *Krankengefchichte und Leichenöffnung einer Frauensperfon die unter andern Krankheiten auch am fchwarzen Staare litte, wo nach dem Tode mancherley Fehler im Unterleibe gefunden wurden*, von Dr. *Treuner*. Diefe Gefchichte enthält einen merkwürdigen Beytrag zu der Pathologie der Leberkrankheiten, und beftätigt zugleich den langfamen, und oft kaum bemerkbaren Gang, welchen *phlogofes occultae* in der Leber zu nehmen pflegen, da die Frau, mehrere Jahre lang, unter erträglichem Befinden an diefem Uebel gelitten hatte. VI. *Schwere Zangengeburt eines partus ferotini*, vom Hn. Prof. D. *Bufch* in Marburg. Das Kind wog 13 Pfund, und war 21½ Zoll lang. Die kleine Fontanelle war ganz verbeinert, die vordere kaum halb fo grofs als gewöhnlich, der ganze Kopf mit Haaren bewachfen, und die Verbindung der Suturen äufserft zähe und unbeweglich. Die Frau follte fich um 3 bis 4 Wochen verrechnet haben. Hieraus fchliefst der Vf., dafs es ein *partus ferotinus* gewefen fey. Indeffen mufs Rec. dagegen anführen: dafs auch kleine, ja unzeitige Kinder, mit bereits ganz verknöcherten Fontanellen, und mit ftarkem Haarwuchfe geboren wurden; dafs das Gewicht diefes Kindes, und deffen Länge zwar fehr beträchtlich gewefen fey, aber nichts defto weniger oftmals vorkomme; dafs auf die Ausfage, und auf die Rechnung einer Erftgebärerin niemals eine ganz fichere *Beftimmung* für das Alter der Frucht gebauet werden könne; und dafs endlich ein *partus ferotinus undecimeftris* noch immer unter die hebärztlichen Probleme, felbft von unferen gröfsten Geburtshelfern, gezählt zu werden pflege. VII. *Erfahrungen und Bemerkungen über die Leberentzündung befonders bey Schwangern und Wöchnerinnen*, von *A. Fr. Löffler*, Dr. u. f. w. Dafs die Leber während der Schwangerfchaft viel leiden müffe, daher denn oft die fymptomatifchen Gelbfuchten zu entftehen pflegen, ift bekannt; manche Fehler diefes wichtigen Organs find unftreitig eine Folge des Drucks, welchem die Leber während der Schwangerfchaft und im Kreifsen ausgefetzt ift. Aechte und wahre Leberentzündungen kommen fehr felten vor; oft hält man einen Seitenftich für diefelbe, da beide Krankheiten viel Aehnlichkeit mit einander haben. Wahre Leberentzündungen haben ihren beftimmten Charakter, und pathognomifche Zeichen, welche nicht irren laffen. Diefe Zeichen werden in dem angeführten Auffatze des Vfs. der Reihe nach, und fehr ausführlich angegeben, und bey der Curweife angemerkt, dafs Wolverley-Blumen, viel und ftark getrunken, auch in Klyftieren applicirt, fich vorzüglich heilfam bewiefen hätten. VIII. *Befchreibung eines Labimeters zu meiner Geburtszange*, von Dr. *J. D. Bufch*, Prof. zu Marburg. Ein kleiner Gradbogen von gegoffenem Meffing, mit Linien und halben Zollen bezeichnet, ungefähr eine Linie ftark, und mehrere Zolle lang, wird vermittelft einer Schraube in die, am Ende des Stiels des rechten Zangenblattes befindliche, Schrau-

enmutter eingeschraubt, und bewegt sich dann durch inen, im zweyten Zangenstiele befindlichen, Einchnitt nach der Bewegung der Löffel im Schlosse so, ass sein unterster convexer Rand, in jeder Entfernung der Zangenlöffel von einander, eine Fläche ausnacht. IX. *Zusatz des Herausgebers über Kopfmesser nd Labimeter oder Zangenmesser.* Eine Anweisung um richtigen Gebrauche des vom Hn. Oberhofrath *tein* erfundenen, und 1789 bekannt gemachten Laimeters. X. *Einige Bemerkungen über die Einrichtungen der geburtshelferischen Anstalten in Wien*, mitetheilt von *St.* Eine Lobschrift auf das Wiener Geährhaus. XI. *Seltener Fall, wo sich eine Schwangere ey einer Fussgeburt ihres Kindes selbst entband*, behrieben von Hn. *Herdege*, d. A. W. C. Enthält nichts Merkwürdiges.

Zweytes Stück. I. *Kleine Bemerkungen über die ocken*, von Dr. *Jahn*, Herz. S. M. Hofm. Ob man leich jetzt mehr mit den Kuhpocken, als mit den Menschenblattern beschäftigt ist; auch die Bemerkunen des Vfs. eine, von ihm im Januar 1796 beobachete Blatternepidemie betreffen: so enthalten sie doch ehr viel Merkwürdiges und Lehrreiches. Die entstanene Epidemie war im Anfange ernsthaft, in der Mite gut, am Ende heimtückisch und gefährlich. Im ommer waren die Pocken am gutartigsten. In einem Falle hatten die Blattern regelmäsig, fast symnetrisch, die eine Seite des Körpers eingenommen, md die andere leer gelassen. Nach des Vfs. Grundätzen neigt sich jede Blatternkrankheit zur Sthenie, loch muss dabey nie aus den Augen gelassen werden, lass sich alle Kinderkrankheiten, vermöge des Alters nd des Baues der Individuen zu wahrer, eigentlicher, irecter Schwäche neigen. Deshalb hat der Vf. keie bestimmte Methode befolgt, sondern sich stets nach lem Grade der Erregung, nach der Gattung von chwäche, und dem topischen Leiden gerichtet u. s. v. II. *Gerichtliches visum repertum über ein todt geundenes Kind, welches wahrscheinlich einige Tage an em Orte, wo es gefunden wurde, gelegen haben mochte, und beym Finden in ein Kissen eingewickelt war*, on Dr. *Treuner*, Physikus in Königsee. Ganz unedeutend. III. *Convulsionen von einer unerkannten Irsache. Ein Beytrag zu deren Aetiologie*, von Dr. *Vendelstadt* zu Wetzlar. Ein jähriges Kind bekommt hne voraus gegangene Gelegenheitsursachen fieberafte Anfälle, zu denen sich späterhin convulsivische Bewegungen gesellen. Der Vf. vermuthete Zahntrieb, nd reichte dagegen zweckdienliche Arzneymittel, ber vergeblich. Am 28sten Tage erfolgte der Tod. Die Leichenöffnung ergab, dass das Kind an der Gehirnwassersucht gestorben war. IV. *Vorfall einer schwangeren Gebärmutter, worauf der Tod erfolgte.* Von F. L. Der hier erzählte Fall war, wie auch Hr. *Stark* vermuthet, wahrscheinlich eine *retroflexio*, und kein *prolapsus uteri.* V. *Etwas über die Beckendurchmesser, nd besonders über den meinigen. Nebst einem kleinen Anhange den Beckendurchmesser des Hn. Dr. Kurzwich n Riga betreffend von dem Herausgeber.* Hierzu eine Kupfertafel. Der Beckenmesser des Hn. *Stark* scheint zwar sehr einfach, aber die Anwendung desto schwieriger, und bey bereits eingetretenem Kopfe ganz unmöglich, wenigstens die Ausmessung sodann nicht ganz richtig zu seyn. VI. *Wie ist das Hebammenwesen gut und zweckmäsig einzurichten?* Enthält die Instruction über das künftige Hebammenwesen in Schlesien, welche der Herausgeber mit lehrreichen Anmerkungen begleitet hat; ferner Einrichtung des Hebammenwesens in Salzburg; endlich ein Fragment über das Hebammenwesen in Kursachsen. VII. *Etwas über Mutterpolypen und über Umkehrung der Gebärmutter als warnende Beyspiele von dem Herausgeber.* Ausser einer kurzen Einleitung enthält dieser Aufsatz zwey äusserst merkwürdige Beobachtungen über einen grossen *polypum uteri* nebst Umkehrung der Gebärmutter, welcher lange verkannt, und endlich von dem Vf. geheilt worden war, und eine andere, über eine vollkommene Umkehrung der Gebärmutter mit der Nachgeburt, ebenfalls von Hn. *Stark* kurirt. VIII. *Einige neuere Beobachtungen über den Kaiserschnitt, und die Schaambeintrennung, theils aus Briefen, theils aus einigen neuen Schriften.* Hr. D. *J. W. Schlegel* zu Merseburg verrichtete am 14. September 1801. den Kaiserschnitt an einer Zwergin glücklich. In Paris unternahm *Alphons le Roy* die Schaambeintrennung an einer armen Frau mit so vielem Glücke, dass die Wöchnerin nach 21 Tagen wieder ausgehen konnte. Die Mutter säugte ihr Kind selbst, und beide befanden sich wohl.

Drittes Stück. I. *Kurze pragmatische Geschichte der Kuhpocken, und deren Fortpflanzung auf Menschen.* Von Dr. *Bretschneider*, Rath u. s. w. Wird auch in den künftigen Stücken fortgesetzt. II. *Vorschlag einer neuen Verfahrungsart die rupturas perinaei bey der Geburt zu verhüten, und die erfolgte zu heilen*, von *F. W. Nedel*, W. A. zu Stettin. Um das Zerreissen des Dammes zu verhindern, schlägt der Vf. vor: 1) das Mittelfleisch durch Einreibungen von erweichenden Oelen, oder Salben recht nachgiebig zu machen; 2) mit zwey Fingern an der Schenkel- und Gesäshaut hinauf zu streichen, um diese zu verlängern, und dadurch den Damm in einen ausdehnungsfähigeren Zustand zu versetzen; 3) während die Geburtswehen in die durchschneidenden übergehen, den Ballen der linken Hand an den hintern Theil des Dammes anzulegen, und ihn damit zu unterstützen, die rechte Hand aber auf den Rand des Dammes so zu bringen, dass die Spitzen der Finger unter den Kopf stehen, und die Rücken derselben auf den Damm zu liegen kommen. Bey der Heilung des Risses skarificirt der Vf. die Ränder, legt ein kleines, mit Oel befeuchtetes Schwämmchen in die Scheide um den Unrath aufzufangen, und bindet dabey die Beine dicht zusammen. III. *Beobachtungen verschiedener merkwürdiger widernatürlicher Geburtsfälle*, von Dr. *J. G. Oberteufer*, Sanitätsrath u. s. w. Enthält mehrere unglücklich abgelaufene Wendungs- und Perforations-Geburten, die mehr abschreckend, als lehrreich sind. IV. *Preisfrage der medicinisch-chirurgischen Josephs-Akademie zu Wien über das freywillige Hinken der Kinder* u. s. w. nebst einem

Zusatze des Herausgebers. V. *Merkwürdiger Sektionsbericht einer wassersüchtigen Frau, welche über 40 Mal abgezapft worden, und über 3000 Maass Wasser verloren hat*, von Dr. *Conradi*, Hofr. u. s. w. Bey der Leichenöffnung fand man die linke *tuba Fallopii* und den *uterus* ganz skirrhös, und mit vielen Knoten besetzt. VI. *Kurze Beschreibung eines sogenannten Hermaphroditen oder Zwitters, welcher aber mehr zum männlichen als weiblichen Geschlechte zu rechnen ist, nebst einer Vorerinnerung von dem Herausgeber.* Dieser Hermaphrodit war die *Maria Derrier* aus Berlin, welche *Hufeland* und *Mursinna* bereits beschrieben und abgebildet, und zum weiblichen Geschlechte gerechnet haben.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Heinsius: *Justus Lipsius von der Standhaftigkeit im Unglücke.* Aus d. Lat. mit vielen Anmerkungen von M. *Friedr. Wilh. Jon. Dillenius*, Pfarrer z. Baltmannsweiler. 1802. XXXVI u. 228 S. gr. 8. (16 gr.)

Der belesene und gelehrte Ueberfetzer hatte in dem nun geendigten Kriege hinlängliche Gelegenheit, die Grundsätze seiner Abhandlung über Seelengrösse und Standhaftigkeit im Unglück, Leipzig 1790 durch die That zu erproben. Um diese Probe gut zu bestehen, las er fleissig die Schriften über die Vortheile der Leiden und die Geduld und Standhaftigkeit bey denselben, unter andern die berühmte Schrift von Lipsius, welche die Frucht einer traurigen und unruhvollen Periode in den Niederlanden, dem Vaterlande jenes Weisen, war. Eine deutsche Bearbeitung (die dritte, welche wir nun besitzen, obgleich die beiden erstern aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert schon ziemlich veraltet sind) unternahm der Ueberfetzer zunächst auf das Zureden eines französischen Officiers, der bey ihm im Quartier lag, und mit welchem er sich oft über Lipsius Schrift unterhielt. Wer darf zweifeln, dass die Grundsätze der Lebensweisheit, welche in derselben verstreut sind, auch noch jetzt ihre Kraft behaupten werden, ungeachtet unsere Ansichten über manche hier in Frage kommende Gegenstände verschieden sind! Da die Urschrift lateinisch ist, so kann sie allerdings in einer Ueberfetzung auf ein grösseres Lesepublicum Anspruch machen und mehr Nutzen stiften. Dass die Arbeit nicht leicht war, wird der begreifen, welcher den gedrängten, pretiösen, dunkeln, nach dem Seneca gebildeten Vortrag des Lipsius kennt. Dass man eine Ueberfetzung aus dem Lateinischen liest, wird man zwar auf jeder Seite inne, aber Fleiss, Sprach- und Sachkenntnisse vermisst man nicht. Diese Eigenschaften finden sich auch reichlich in den vom Ueberfetzer untergelegten, in der That oft nöthigen und nützlichen, Anmerkungen, die doch bey manchen bekannten Dingen kürzer und weniger mit Citaten, selbst aus Banier's und Seybold's Götterlehre, überladen seyn könnten. Ueber einige Stellen erbittet sich der Ueberfetzer Erläuterung. B. 1. K. 9. am Ende ist die Stelle über das *Siparium* wörtlich aus Apulejus Met. 1. p. 106. oben, Elmenh. Ausgabe entlehnt. B. 1. K. 17. ist die Conjectur des Ueberfetzers über *rem eligo* nicht gegründet, sondern es muss in einem Wort gelesen werden: *remeligo*, wie es in der Ausgabe des Miräus steht, ein Plautinisches Wort, soviel als *remora*. Ueber das Sprichwort: τὰς ἐν Αἴδου τριακάδας B. 1. K. 19., welches Lipsius hier in demselben Sinn wie Erasmus zu nehmen scheint, ob er diesen gleich tadelt, wissen wir nichts zu sagen. Diogenes von Laërte gedenkt desselben nicht, wie man aus der Anmerkung des Ueberfetzers schliessen möchte, sondern er bemerkt bloss, dass Thales den letzten Tag des Monats τριακὰς genannt habe. Harpocration merkt an: τοῖς τετελευτηκόσιν ἤγετο ἡ τριακὰς ἡμέρα διὰ θανάτου. Ob diese Stelle einen Lichtstral auf das Sprichwort werfe, mögen andere entscheiden. Wir bemerken nur noch, dass der Ueberfetzer dieser Abhandlung Nachrichten über die Lebensschicksale des J. Lipsius vorausgeschickt hat.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Weimar*, im Verl. des Landes-Industrie-Compt.: D. *William Hunters anatomische Beschreibung des schwangern menschlichen Uterus.* Aus dem Englischen. Mit Anmerkungen und Zusätzen von D. *Ludw. Friedr. Froriep.* 1802. 98 S. gr. 8. (10 gr.) Das englische Original dieser Schrift wurde im Jahre 1794 von M. *Baillie* aus einem von *Hunter* nachgelassenem Manuscripte herausgegeben. Es ist der Commentar zu dem 20 Jahre früher erschienenen Kupferwerke über den schwangern Uterus. Eine Ueberfetzung derselben muss jedem Arzte jetzt um so willkommener seyn, da die vorzüglichsten Platten des grossen und theuern Kupferwerks in Loders anatomischen Tafeln verkleinert nachgestochen worden, und, da dieser Heft auch einzeln verkauft wird, selbst für weniger bemittelte Liebhaber leicht anzuschaffen sind. Die Ueberfetzung empfielt sich durch Treue und durch Reinheit der Sprache; die Anmerkungen und Zusätze enthalten manchen trefflichen Beweis von den geburtshelferischen Kenntnissen des Ueberfetzers. Hiervon zeugen besonders die S. 33. aufgestellten Gründe für die Gegenwart der Muskelfibern im *fundo uteri*, welche Hr. *Froriep* nicht mit Unrecht für Halbmuskeln erklärt, so wie auch die hübschen Zusätze bey der Lehre von den Häuten des Kindes u. s. w.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 31. März 1803.

PHILOSOPHIE.

Berlin, b. Quien: *Vorlesungen über die Kritik der reinen Vernunft,* von *Lazarus Bendavid.* *Zweyte* verb. Auflage. 1802. X u. 356 S. 8. (1 Rthlr.)

Die erste Auflage dieser Vorlesungen, (Wien b. Patzowsky 1795 22 Bog. gr. 8.) war schon in er Ostermesse 1801 vergriffen. Da diese in der A. .. Z. nicht angezeigt worden ist: so zeigt Rec. die gegenwärtige Auflage als ein neues Werk an. Der Vf. macht auf kein anderes Verdienst Anspruch, als auf as der *Verständlichkeit,* und er hat es seiner Versicherung nach nicht an Fleiss fehlen lassen, diese Verständchkeit in gegenwärtiger Auflage noch zu vergrössern. erständlichkeit, Kürze und die Gewährung einer guen Uebersicht, sind auch in der That Verdienste, die an dieser Schrift nicht absprechen kann. Der Vf. chreibt in Aphorismen, die schon ihrer Natur nach, veil sie alles Fremdartige und Ueberflüssige ausschliesen, die Wahrheit besser übersehen und im Zusammenhange erkennen lassen, folglich verständlicher mahen; Aphorismen aber können nicht *Vorlesungen* eissen; denn Vorlesungen sind der Vortrag der über phorismen gehalten wird. Der Vf. folgt mit wenien Ausnahmen dem Gange der Kantischen Kritik. r macht mit einer Vorlesung über den Zweck des Verks den Anfang, ordnet manchmal die Beweise nders als es Kant gethan hat, setzt den Schematismus u Ende der Analytik der Grundsätze, und nimmt uf die Einwürfe der neuen Skeptiker einige Rücksicht.

Im Ganzen trägt der Vf. die Kritik der reinen Vernunft gut und richtig vor, nur hier und da hat Rec. inige unrichtige Vorstellungen bemerkt. Gleich der *rste* Satz heisst: „Ich, als Subject, denke. Dadurch vird aber noch gar kein Object gegeben, wird nicht ngezeigt *wer* oder *was* ich denke. Es heisse daher as *subjective Selbstbewusstseyn.*" Das *Es* bezieht sich och wohl auf das Ich, als Subject. Wie kann aber as Subject das subjective, d. i. dem Subject zukomnende oder inhärirende Selbstbewusstseyn heissen? Ir. B. will hier mit dem anfangen, was Kant Kritik . r. V. S. 131 ff. sagt. Allein nicht die Vorstellung *ch,* sondern die Spontaneität, die sie hervorbringt, st das Selbstbewusstseyn. Wäre das *Ich* das Selbstbevusstseyn selbst, so müsste es entweder eine *empirische* oder gar *intellectuelle* Anschauung seyn; so ist es ber nur die einfache Vorstellung, durch welche das elbstbewusstseyn sich äussert, oder der Act des Selbstewusstseyns, welches wenigstens in Hn. B. Vortrag icht gehörig unterschieden ist und daher von vorne herein eine Dunkelheit über das Folgende verbreitet. Der Vf. hätte sagen sollen: die einfachste aller unsrer Vorstellungen, welche denselben ein *Subject* zum Grunde legt, aber noch kein Object giebt, ist das *Ich* oder *Ich denke,* in welcher das, alle unsere übrigen Vorstellungen begleitende, Bewusstseyn sich seiner selbst bewusst ist. Im *zweyten* Satze heisst es: durch *Unterscheidung* zweyer *Gegenstände nehme ich sie wahr* und *erkenne* sie. Das *Unterscheiden* ist ja ein *Denken* durch *Begriffe;* das *Wahrnehmen* aber ein blosses *Empfinden* mit *Bewusstseyn;* das *Erkennen* aber ist ein *bestimmtes* Denken, nämlich ein *Beziehen* der Vorstellung auf einen *Gegenstand.* Ich *nehme* also *wahr,* noch ehe ich *unterscheide,* und wenn ich *Gegenstände* unterscheide: so geht ja schon *Erkenntniss* vor dem Unterscheiden her, die nur durch das Unterscheiden erweitert wird. Eben diese Unrichtigkeit geht nun mit auf den *dritten* Satz über, wo es heisst: „Das subjective Selbstbewusstseyn gewährt keinen Unterschied, es ist ein wie das andere Mal. Folglich kann ich *es an und für sich* nicht erkennen." Etwas an und für sich erkennen, ist ja gerade das Gegentheil von dem, etwas *durch Unterschiede,* d. i. *relative* oder *beziehungsweise* erkennen. Man könnte also eher sagen, das subjective Selbstbewusstseyn gewährt keinen Unterschied; folglich kann es bloss *an und für sich* erkannt werden, wenn es nur irgend erkennbar wäre, oder wir etwas *an und für sich* erkennen könnten. Aber der Vf. will wohl sagen: dadurch, dass ich etwas (Merkmale) *in* einem Gegenstande unterscheide, erkenne ich, kann ich Merkmale desselben angeben; nun unterscheide ich *im* Selbstbewusstseyn nichts, also kann ich es als solches nicht erkennen. Im *fünften* Satz heisst es: „die *Veränderung,* die ein Eindruck in uns hervorbringt, und wodurch wir die Vorstellung erhalten, dass sie von einem Object hervorgebracht worden ist, heisst *Erfahrung;*" allein diese Veränderung heisst *Empfindung,* erst durch Verknüpfung solcher Empfindungen, nach den Gesetzen des Erkenntnissvermögens, wird daraus *Erfahrung.* Im 9 Satz ist bloss das *logisch* nothwendige erklärt, welcher Begriff doch im Folgenden nicht anwendbar ist; denn Raum und Zeit sind *real* nothwendig, indem ihr *Gegentheil* unmöglich ist für die sinnlichen Gegenstände, ohne dass dasselbe einen Widerspruch enthält. Im 10. Satz legt der Vf. durch das Wort *müssen* die Nothwendigkeit in die Erklärung der *Allgemeinheit* hinein, und folgert sie dann im 11 Satz daraus. *Allgemein* heisst eine *Erkenntniss,* von der keine Ausnahme gilt; im *Theoretischen* ist aber die Allgemeinheit nur aus der Nothwendigkeit, im *Prakti-*

schen hingegen, die Nothwendigkeit aus der Allgemeinheit herzuleiten, weil im erstern nur die *Nothwendigkeit*, im letztern nur die *Allgemeinheit* unabhängig erkannt werden kann. Allein nur im Anfange hat Rec. solche Unrichtigkeiten gefunden, weiter hinein ist alles besser. Nur hin und wieder möchte noch etwas zu erinnern seyn. So wird im 204 Satz gezeigt, dass der Uebergang aus einem Zustande in den andern *continuirlich* sey, z. B. wenn die Wärme steige: so gehe sie etwa aus 8° zu 8° + dx über. Hieraus wird aber im 205 Satz höchst sonderbar gefolgert, dass es gar kein Entstehen eines Zustandes gebe. Wäre das richtig: so gäbe es auch keine *Veränderung*, und folglich könnte die Veränderung auch nicht continuirlich seyn, welches gegen die Voraussetzung ist. *Veränderung* ist ja eben Uebergang aus dem Nichtseyn eines Zustandes in diesen Zustand. Die Substanz entsteht nicht, aber allerdings entsteht ihr Zustand. Allein Hr. B. beweiset seine Behauptung so: wenn die Substanz in dem Zustande x war: so wäre der neue entstandene Zustand dx, welches als Grösse = o zu achten sey, wie wenn man eine Linie um Einen mathematischen Punkt wachsen lasse; und dann die Linie wegnehme, so bleibe das Wachsthum = o, obgleich die Linie, als Zeichen der ganzen Veränderung blofs durch das Fortfliessen der Punkte gedacht werden müsse. Hr. B. entschuldigt sich in einer Anmerkung, dass er unmathematischen Lesern sagen müsse, sie würden dieses in Kant nicht besser als hier verstehen, er habe hier nur mathematischen Philosophen verständlich werden wollen. Allein Kant hat ja gerade das Gegentheil von dem vorgetragen, was der Vf. behauptet; mathematische Philosophen möchten aber vielleicht aus der Unrichtigkeit der vorgetragenen *mathematischen* Begriffe Verdacht gegen die Richtigkeit der *kritischen* Begriffe des Vf. schöpfen. Denn dx ist nur = o in *Beziehung* auf jede angebliche Grösse, aber es ist nicht etwa der *Mangel* aller Grösse oder die *absolute* Null. Wenn daher x um dx wächst: so wächst es allerdings um *Etwas*, und sein Wachsthum ist nicht *absolut* Nichts, sondern nur in Beziehung auf jede angebliche Grösse. Es ist also gerade umgekehrt, wenn ich dx mit x zusammen nehme: so kann ich sagen x + dx = x, das heisst, x ist in *Beziehung auf seine eigene Grösse* um Nichts gewachsen, oder das Wachsthum ist *unendlich klein*; nehme ich aber x weg: so ist dx *an und für sich* selbst nicht Null, sondern allerdings Etwas, nur nichts Angebliches, nichts, dem *adäquat* etwas durch Sinne dargestellt werden könnte, es ist die *Vernunftidee* von der absolutkleinsten Grösse, der man sich in der Wirklichkeit immer mehr nähern, die man aber nie erreichen kann. Es ist ferner grundfalsch, dass eine Linie um einen mathematischen Punkt wachsen könne, denn dieser ist die Gränze einer Linie und hat keine Ausdehnung; aber eine Linie kann ja nicht um eine Gränze wachsen, diess giebt gar keinen Sinn. Wenn eine Linie x um dx wächst: so ist auch dx eine Linie, deren Länge zwar gegen jede angebliche = o ist, aber darum ist sie doch kein Punkt, und auch nicht etwa der Mangel einer Linie oder das absolute Nichts, sondern die Idee der absolut-kleinsten Linie, die freylich so wenig, als alles übrige Absolute, real construirt werden kann, und also nur eine Linie in der Idee. Darum ist aber doch ein Punkt, ob er wohl keine Ausdehnung hat, auch nicht = o weder *absolut* oder ein Mangel von allem Etwas, denn er ist doch Etwas, nämlich ein Ort, ein Raum; noch *relativ* oder = dx, denn er kann, als nicht ausgedehnt, weder vermehrt noch vermindert werden, und ist also nicht ein unendlich kleiner Theil eines Raums. Eigentlich kann man aus dem, was der Vf. sagt, gar nicht einsehen, wie er sich die Veränderung vorstellt; denn er behauptet sie, und läugnet doch das Entstehen der Zustände, womit er eigentlich alles versteinert und der Zeit selbst die Wahrnehmbarkeit abspricht, das heisst, sie unmöglich macht.

Leipzig, b. Schiegg: *K. H. Heydenreichs*, Prof d. Philosophie in Leipzig, *Betrachtungen über die Würde des Menschen im Geiste der Kantischen Sitten- und Religionslehre, mit Zollikofers Darstellungen über denselben Gegenstand.* Herausgegeben und nach *Heydenreichs Grundlinien einer geistlichen Redekunst mit einigen Winken zu einer Parallele zwischen Heydenreichs und Zollikofers Ideen* begleitet von *J. G. Gruber*. XVI u. 269 S. 8. (1 Rthlr.)

Hr. G. übernahm den Antrag der Verlagshandlung, eine besondere Ausgabe von *Heydenreichs Betrachtungen über die Würde des Menschen*, die in der nur wenig bekannt gewordenen *kleinen Monatsschrift für Freunde der Religion und Feinde des Aberglaubens* desselben Vfs. zuerst erschienen waren, zu besorgen, weil er überzeugt war, dass sie einen besondern Abdruck verdienten, und mehrere schätzbare Männer ihn, nach der Versicherung des Verlegers, gewünscht hatten. Eine blosse Besorgung konnte aber dem Herausgeber, als einem selbstdenkenden Mann, nicht genügen; er benutzte vielmehr diese Gelegenheit, durch die Art, wie er diesen Auftrag ausführte, den Lesern der Heydenreichischen Betrachtungen noch von mehrern Seiten, als diese selbst unmittelbar, nämlich von der moralisch-religiösen, darbieten, nützlich zu werden. Wie dieses geschehen ist, wird das Folgende näher bezeichnen.

Vorausgeschickt sind (von S. 9—78) *Zollikofers Ideen über die Würde des Menschen*, eine gedrängte Darstellung des Wesentlichsten aus den Zollikoferschen Predigten über diesen Gegenstand. Da der verstorbene H. seine Betrachtungen als *Nachtrag* zu diesen Reden Zs. angekündigt hat: so finden wir diese Mittheilung hier sehr zweckmässig. Was in der Materie noch nicht erschöpft war, sollte nachgeholt, was aus dem Standpunkt des Glückseligkeits-Princips betrachtet wurde, sollte aus dem höheren des kritischen Moral-Princips dargestellt, was blos für das Erkenntniss berechnet war, sollte auch für die Einbildungskraft und das Herz interessant gemacht werden. Diese Rücksichten waren es ohne Zweifel, die H. bey der Entwer-

erfung seiner Betrachtungen nahm, in wiefern sie in *Nachtrag* zu Zs. Reden seyn sollten. Es ist daer gut, dass Hr. G. den Inhalt der letztern, aus deen er hier Auszüge mittheilt, nicht bloss epitomirt, ondern in wörtlichem Zusammenhange dargelegt hat, m den Leser selbst, durch ein hinreichendes und icht zur Ungebühr verkürztes Material, in den Stand u setzen, über die Verschiedenheit der Darstellung beier Schriftsteller ein richtiges vergleichendes Urtheil illen zu können. Hierauf folgen II. *H's. Betrachtungen* u. s. w. selbst (S. 81—186) die in der That eine er besten und gelungensten Arbeiten ihres Vfs. sind, nd wegen ihrer Gründlichkeit und ihres Gedankeneichthums sowohl, als wegen ihrer energischen iännlich schönen und ungekünstelt rednerischen Dicon, die einen Beweis abgiebt, wie sehr H. von seiem Gegenstande selbst durchdrungen war, bekannter u werden verdienen. Als Grundlage zu einer Paallele zwischen H's. und Z's. Darstellungen sind dann II. *H's. Grundlinien der geistlichen Redekunst* (S. 193—96) beygefügt. Der Herausgeb. hat hier das, was I. über die Behandlung moralischer und religiöser deen in Werken der geistlichen Redekunst in mehern seiner Schriften gesagt hat, zusammengestellt und n Verbindung gebracht, um das, was Z. und H. über hren gemeinschaftlichen Gegenstand geredet und gechrieben haben, in Hinsicht auf Materie und Form, ls Werk der geistlichen Beredsamkeit, darnach würligen zu können; eine Arbeit, die bey dem Mangel n neuen, guten, nach dem kritisch-praktischen Geichtspunkte bearbeiteten Anleitungen zur geistlichen Beredsamkeit sehr verdienstlich ist. Zuerst wird beitimmt, worin das Wesen und der Zweck der öffentichen Gottesverehrung überhaupt bestehe, was Beedsamkeit sey, was geistliche Redekunst seyn und leiten soll. Dann von der Wahl des Stoffes und der Art er Behandlung desselben. Zum Stoffe, heisst es, hat ler geistliche Redner das ganze Gebiet der Religion, — Mensch, Menschheit, Welt, Unendlichkeit, Gottieit und die mancherley Beziehungen, in welchen Mensch und Menschheit mit den letztern stehen. Er nuss diesen Stoff nach moralischen Principien beiandeln, ihn von moralischen Gründen ableiten; usserdem muss er auf alle die Wirkungen Verzicht hun, die er sonst unausbleiblich in den Gemüthern einer Zuhörer hervorgebracht haben würde. Dass iieses die einzig zweckmässige und richtige Behandungsart sey, wird durch den Beweis der Unzulängichkeit der mancherley auf theoretischen und empirichen Gründen beruhenden Behandlungsarten der Maerie vom Daseyn Gottes, im Gegensatze mit der Beiandlungsart desselben Gegenstandes nach moralischen Gründen, überzeugend dargethan. Jene angegebeien Stoffe werden nunmehr in moralischer Beziehung, n welcher sie der geistliche Redner zu behandeln hat, largestellt. So ist z. B. der Begriff des *Menschen* nur nsofern ein *geistlicher* Begriff, als man den Menschen inter der Gesetzgebung der moralischen Vernunft, als Glied der moralischen Ordnung, und nach dem ganien Umfange seiner, unter der Regierung einer heiligen und allmächtigen Gottheit, zu erreichenden moralischen Bestimmung denkt. Bloss als ein Naturwesen betrachtet, gebildet für den Trieb nach Glückseligkeit, mangelt dieser Vorstellung vom Menschen alle Erhabenheit, u. s. w. Endlich wird noch gezeigt, dass diese moralischen Stoffe und ihre Behandlungsart auch eines schönen rednerischen Vortrags ganz besonders empfänglich und so tiefer und angenehmer zu rühren fähig sind. Den Beschluss macht IV. *Versuch einer Parallele zwischen Heydenreichs und Zollikofers Darstellungen der Lehre von der Würde des Menschen* (S. 239—269). Die Ursache der Verschiedenheit in den Wirkungen beider Redner liegt nicht darin, dass der eine den Verstand und die Einsicht mehr befriedigte und seinen Stoff in Beziehung auf das Gefühl und Begehrungsvermögen mehr darstellte als der andere; beide belehren uns und bestreben sich, das Herz zur Theilnehmung an der gefundenen Wahrheit zu bewegen; jene Ursach liegt vielmehr darin, dass der eine den Ansprüchen, welche die Vernunft an dem Stoffe macht, mehr Genüge thut, als der andere. Dass Z. seinen Stoff viel zu wenig geistlich oder practisch behandle, wird durch die fehlerhafte Erklärung desselben von der Würde des Menschen, in Vergleichung mit der richtigen Heydenreichschen, bewiesen und darauf, nach einer kurzen Zurechtweisung der Eudämonisten in Ansehung ihres Missverstehens der kritischen Glückseligkeitslehre, die nachtheiligen Wirkungen ausführlich angezeigt, welche die Darstellungen des Menschen von der sinnlichen und technischen Seite haben, und die Parallele zwischen beiden Rednern nach diesem Gesichtspunkte vollendet. „Z. geht von keinem festen Punkte aus: H. von dem, von welchem man allein mit Sicherheit ausgehen kann, von der Entwicklung des Bewusstseyns im Menschen im Zustande seiner reinen Besonnenheit. Z. coordinirt die Anlagen des Menschen, welche seiner Natur einen Vorzug vor den Thieren geben, ohne den höchsten besonders hervorstechend darzustellen: H. subordinirt dem höchsten, welcher den Menschen als Endzweck darstellt, alle übrigen und zeigt deutlich, dass sie nur Werth haben, wiefern sie auf jenen bezogen werden. Z. preisst zwar auch die Tugend, als das Höchste im Menschen, an, aber er thut derselben durch seine beredten Schilderungen der sinnlichen und technischen Natur nicht geringen Eintrag. Was er über die Tugend sagt, ist auch nur eine blosse Anpreisung derselben. H. hingegen entwickelt sie aus dem moralischen Bewusstseyn, und zeigt sie als ein moralisches Eigenthum des Menschen, ohne welches er sich selbst nicht mit Achtung denken kann. Bey Z. ist nicht nur der aufgestellte Begriff der Tugend schwankend, sondern selbst der Grund ihrer Verbindlichkeit mangelhaft angegeben, verpflichtet wenigstens den Läugner einer Offenbarung nicht: fest und sicher steht er bey H., und verpflichtet jeden, der sich nur je mit Bestimmtheit darüber Rechenschaft abgelegt hat, was es heisse, ein Mensch zu seyn u. s. w. Ehe der Vf. dieses für Z. nachtheilige Urtheil fället, erkläret er, dass es seine Absicht nicht sey, diesen in allem Betracht würdigen

Mann

Mann herabzusetzen, da es ja die gröfste Thorheit seyn würde, einen Mann darum tadeln zu wollen, weil er einen Weg nicht gieng, *den er nicht kannte.* Er wollte nur an einem grofsen Beyfpiele zeigen, wie wenig das alte System befriedige, weil man nun um so weniger fragen könne, ob das neue gebraucht werden dürfe. Noch müffen wir kürzlich der Vorrede gedenken. In diefer befchuldiget Hr. G. diefe Zeitung, dafs fie Heydenreichen bey feinem Leben beynahe eben fo übel behandelt habe, wie ein *Weygand*, dafs fie ihm nur äufserst felten Gerechtigkeit habe widerfahren laffen, ja aus einigen über feine Schriften gelieferten Beurtheilungen *fogar eine hämifche Feindfeligkeit* gegen ihn hervorleuchte. Hr. Gr. hat fich hier fehr übereilt und im Eifer für feinen verewigten Freund und Lehrer die Beweife diefer Befchuldigungen beyzufügen vergeffen. Dergleichen Ausbrüche follten entweder unterdrückt, oder auf der Stelle mit vollgültigen Gründen belegt werden. Oder, wenn hier der freundfchaftliche Eifer den Vf. entfchuldigen foll: so werden fich die Recenfenten des fel. H. auch wohl noch entfchuldigen laffen, wenn fie der Eifer für die Wahrheit, welche fie in diefen und jenen Behauptungen H's. verletzt zu feyn glaubten, hier und da zu einem etwas wärmern Ausdrucke verleitet haben follte. Im Ganzen hat ficher kein Rec. die Verdienste H's. verkannt, und am wenigften irgend eine feiner Schriften, gegen alle Ueberzeugung, aus blofser *hämifcher Feindfeligkeit* gegen feine Perfon getadelt. Wenn der Rec. freylich jedem Tadel zugleich eine Bezeichnung feiner Mienen und feines Tones, mit welchen fein Urtheil fich ausfprechen läfst, beyfügen könnte: fo würde diefes öfters dem, den es trifft, weniger auffallen, als wenn er, wie es nun einmal nicht anders feyn kann, blofse Worte lieft, zu denen er fich oft die Gebehrden und den Ton des Rec. fchlimmer vorftellt, als fie in feiner Gegenwart geäufsert, ihm erfcheinen würden.

SCHÖNE KÜNSTE.

PEST, b. Trattner: *Horátzius Poetikája. Virág Benedek által.* (Horazens Dichtkunft. Durch Benedikt Virág. 1801. 124 S. 8.

Eines der vorzüglichern Producte der neuern Ungrifchen Literatur, welches man als ein Bruchftück äfthetifcher Vorlefungen betrachten kann, und dabey wünfcht, dafs es dem Vf. gefallen möchte, die ganze Aefthetik in Ungrifcher Sprache zu bearbeiten. Der Vf. nimmt von Horazens Dichtkunft die Veranlaffung, in einer Anleitung zuerft die Beftandtheile eines jeden gröfsern Gedichts zu erklären, um zu zeigen, welche Mittel der Dichter anwenden könne und müffe, um einen Hauptgegenftand und deffen Aenderungen oder Schickfale mit wahren Dichterfchmuck darzuftellen. S. 19 macht er uns durch eine vortreffliche Ueberfetzung des Horazifchen: *Jam fatis nivis terris atque dirae etc.* auf einen vollftändigen Ungrifchen Horaz, aus feiner Feder begierig. Das Kapitel über den poetifchen Ausdruck giebt dem Vf. Gelegenheit, fich über die öfters unäfthetifchen und zweckwidrigen Neuerungen auszubreiten, welche neuere Ungrifche Schriftfteller und befonders Dichter mit der Ungrifchen Sprache vornehmen, den Klingklang in der Mitte und am Ende der Hexameter zu widerrathen, und die Ungrifchen Dichter zu ermuntern, dafs fie den ächten Rhythmus der Griechen und Römer befolgen mögen, wovon S. 30 ein fchönes Beyfpiel an dem Gedicht eines Frauenzimmers gegeben wird. — Hierauf folgt eine fehr gute Ungrifche Ueberfetzung des claffifchen Werks über die Dichtkunst von Horaz, mit Sprach- und Sachkenntnifs gemacht. Dann lieft man den lateinifchen Abdruck diefes unfterblichen Lehrgedichts, begleitet von lefenswürdigen kritifch-exegetifchen Anmerkungen des Virág in Ungrifcher Sprache. Als Anhang fchliefst das Werk eine kleine Sammlung kleiner Gedichte des Vfs., worunter mehrere zeigen, wie fehr die Ungrifche Nation die Schönheit des Körpers und der Seele der ruffifch-kaiferlichen Prinzeffin Palatina, Alexandra Pawlowna hochgefchätzt habe. Gehe hin, ruft der Vf. der Fama zu, und verkünde in Ingermannland, die Prinzeffin fey weit gereift, aber fie fey nicht zu Barbaren gekommen. Ein zweytes grofses, gefühlvolles Vaterland nahm fie auf, bereit für fie, bey der mindeften Gefahr Gut und Blut zu opfern. — Leider konnten die guten Wünfche und Gefühle der Ungern dem Tode nicht gebieten. Die Anmerkung des Vfs. über den königlichen Pallaft in Ofen (S. 110. 111) ift für biedre Ungern lefens- und beherzigenswerth.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Straubing,* b. Reitmayr: *Ueber die Kuhpocken und deren Impfung,* von *Johann Wetzler,* prakt. Arzt in Straubing. 1802. 84 S. 8. (6 gr.) In der vorliegenden Schrift ist alles für Layen wiffenswürdige über die Kuhpocken fehr neu und zweckmäfsig zufammengeftellt, es find darin mehrere Einwürfe gegen die Kuhpocken-Impfung beantwortet, die von dem Vf. felbft verrichteten Impfungen und die dabey gemachten Beobachtungen genau befchrieben. Rec. kann aber nicht unbemerkt laffen, dafs wir dergleichen Zufammenftellungen fchon fo viele und eben fo gute haben. Endlich einmal könnte man fich wohl mit den bereits erfchienenen Schriften begnügen, und die zweckmäfsigfte derfelben entweder in folche Länder, deren Einwohner eine Belehrung bedürfen, vertheilen, oder fie in die Provinzialblätter folcher Länder ganz oder im Auszuge abdrucken laffen.

FR

Jena, gedruckt bey Johann Michael Mauke.

